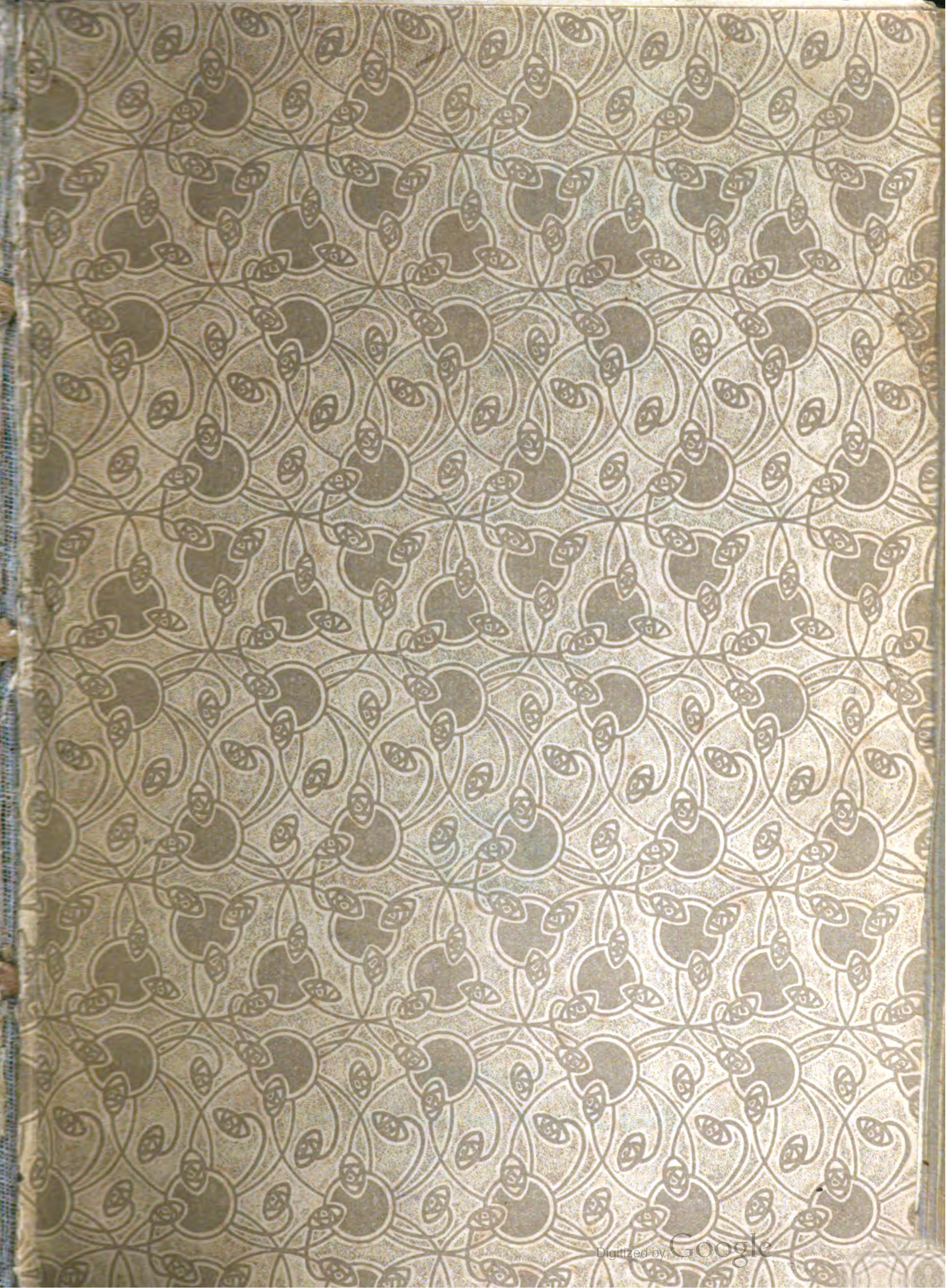
DER TÜRMER

ZWÖLFTER JAHRGANG

2

DER TÜRMER



Albert Bartels 1919.

Der Türmer

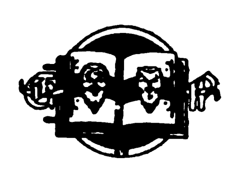
Monatsschrift für Gemüt und Geist

Herausgeber:

Jeannot Emil Freiherr von Grotthuß

Zwölfter Jahrgang * Band II

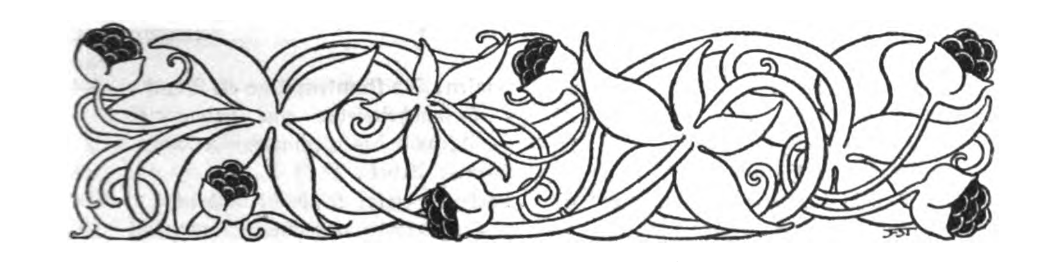
:: :: :: (April bis September 1910) :: :: ::



Stuttgart

Druck und Verlag von Greiner & Pfeiffer


BUCHSCHMUCK
VON
FRANZ STASSEN



Inhalts-Verzeichnis

Gedichte

Novellen und Skizzen

Aufsätze

Besprochene Schriften

Offene Halle

Türmers Tagebuch

Literatur

Bildende Kunst

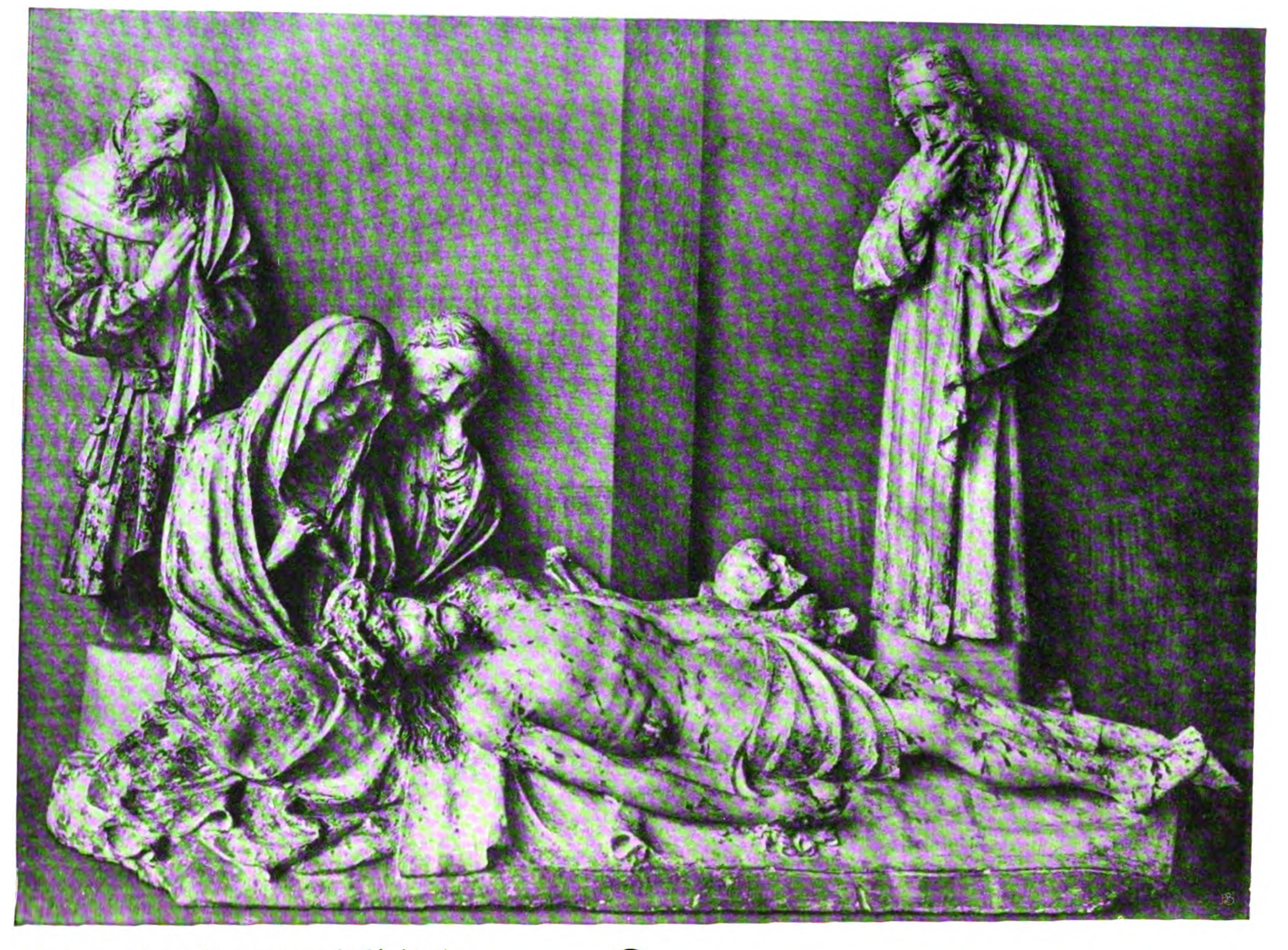
Musik

Auf der Warte



Kunstbeilagen, Photogravüren und Illustrationen

Notenbeilagen



Beweinung Christi (Dommuseum in Limburg)



XII. Jahrg. April 1910 Heft 7

Karfreitag

Von

K. A. Busch

> Des Menschen Sohn ist nicht gekommen, daß er sich dienen lasse, sondern daß er diene und gebe sein Leben zu einer Erlösung für viele. Ev. Matth. 20, 28.

Wohl kein Tag unter den christlichen Festen, dem mehr stille Ehrfurcht begegnet auch bei denen, die sich nicht eigentlich zu den Frommen rechnen, als der stille Freitag in der Karwoche. Über keinem Tag liegt solch feierlicher Ernst wie über ihm; an diesem einen Tag läßt man gern Spiel und Tanz ruhen im unmittelbaren, wenn auch undeutlichen Gefühl der Weihe der Todesstunde des Einzigen, dessen Name in mehrerer Munde ist als irgendeines andern. Etwas wie Gralszauber und Parsifalstimmung um-[illegible]ßt diesen Tag für den modernen Menschen mit mystischem Glanz. Und auch der kritische Geist findet an diesem Tage keinen Anstoß, denn er sieht sich vor historische Grundlagen gestellt, die er vielleicht an Weihnachten mit seinen Engelsstimmen und wandelnden Sternen, an Ostern mit seiner wunderbaren Botschaft, „für die ihm der Glaube fehlt", und an Pfingsten mit seinen Feuerzungen und seinem Windbrausen vermißt. Freilich für den Modernsten unter den Modernen beginnt auch die Karfreitagsgeschichte und mit ihr die historische Gestalt Jesu sich in Mythen aufzulösen. Viele wähnen hier noch auf Felsgestein zu stehen und wissen nicht, wie brüchig und unterwühlt der Boden ist: Flugsand, den jeder Windstoß





XII. Jahrg. April 1910 Heft 7

Karfreitag

Von

K. A. Busch

Des Menschen Sohn ist nicht gekommen, daß er sich dienen lasse, sondern daß er diene und gebe sein Leben zu einer Erlösung für viele. Ev. Matth. 20, 28.

Wohl kein Tag unter den christlichen Festen, dem mehr stille Ehrfurcht begegnet auch bei denen, die sich nicht eigentlich zu den Frommen rechnen, als der stille Freitag in der Karwoche. Über keinem Tag liegt solch feierlicher Ernst wie über ihm; an diesem einen Tag läßt man gern Spiel und Tanz ruhen im unmittelbaren, wenn auch undeutlichen Gefühl der Weihe der Todesstunde des Einzigen, dessen Name in mehrerer Munde ist als irgendeines andern. Etwas wie Gralszauber und Parsifalstimmung umgießt diesen Tag für den modernen Menschen mit mystischem Glanz. Und auch der kritische Geist findet an diesem Tage keinen Anstoß, denn er sieht sich vor historische Grundlagen gestellt, die er vielleicht an Weihnachten mit seinen Engelsstimmen und wandelnden Sternen, an Ostern mit seiner wunderbaren Botschaft, „für die ihm der Glaube fehlt", und an Pfingsten mit seinen Feuerzungen und seinem Windbrausen vermißt. Freilich für den Modernsten unter den Modernen beginnt auch die Karfreitagsgeschichte und mit ihr die historische Gestalt Jesu sich in Mythen aufzulösen. Viele wähnen hier noch auf Felsgestein zu stehen und wissen nicht, wie brüchig und unterwühlt der Boden ist: Flugsand, den jeder Windstoß

radikaler Kritik dahin und dorthin tragen kann; im Hexenkessel des zeitgenössischen Synkretismus ein Bündel zusammengeschossener Legenden, alter Superstitionen und phantastisch-chauvinistischer Zukunftserwartungen. So können wir uns nicht mehr vor dem „Haupt voll Blut und Wunden" andachtsvoll neigen, auch in unsre heiligste Feier dringt der Eishauch der Kritik und zerstört uns das Ehrwürdigste?

Eins kann keine Kritik vernichten: den Geist der Wahrheit, der sie selbst erzeugt. Sie selber ist ja nur der lauteste Ruf, den die unüberhörbare Stimme des Wahrheitswillens in der Menschheit erhebt: sie selbst gibt so Zeugnis von der unzerstörbaren Idealwelt jenseits und vor aller Erfahrung und Forschung jenseits und vor aller kritischen Arbeit und Einzelfeststellung. Und noch eins kann keine Kritik vernichten: eben das vorliegende Material, auf Grund dessen sie ihre zersetzende Arbeit beginnt, eben das überlieferte Bild der Gestalt, die sie als geschichtlich existierende aufzulösen unternimmt. Sie mag dieses Bild zerschlagen und seinen Staub in alle Winde zerstreuen — so mag und muß alle Kritik einmal arbeiten, denn sie ist ätzendes Scheidewasser und haarscharfe Schneide, edelste Waffe des Geistes, der dem Willen der Wahrheit gehorcht —, aber eben in dieser grausigen Arbeit offenbart sie nur die alte Wahrheit, daß Scheiden, Analysieren und Kombinieren, Ableiten und Aufeinander-beziehen keine Werte ersetzen, sowenig wie erzeugen kann, weil die Werte nur dem würdigenden und anerkennenden Willen selbst zugänglich sind und jenselts all der erst von ihm selbst erzeugten kritischen Arbeit liegen. Wie wir daher auch historisch über historische Tatsachen denken mögen, wie wir sie ableiten, analysieren, kombinieren, „erklären" und aufeinander beziehen mögen, ihr Gesamtbild als Inhalt und Wert, die allein unsrer praktischen, wertsetzenden Vernunft zugänglich sind, bleibt völlig unberührt davon. So bleibt auch das Kreuzesbild Jesu als unvergänglicher und unvertilgbarer Wert bestehen, der gewürdigt oder verachtet werden mag, wie auch die rabiatesten Kritiker über seine Historizität im einzelnen mit Recht oder Unrecht denken mögen. So scheuchen wir mit gutem Gewissen all die Nebel und Dünste hinweg, die uns unsre Sonne verdunkeln wollen. Wir fühlen ihre Wärme und wissen, sie ist da; aber freilich nur, wer ein Organ für sie hat, vermag sie zu spüren ...

Karfreitag! Feierlich ist dein Ernst, heilig deine Stille und wundersam dein Friede, der über dem letzten Mahl des Herrn ausgebreitet liegt, über dem nächtlichen Seelenkampf in Gethsemane und über dem Dunkel der letzten Stunden auf Golgatha. Was ist es, was uns hier so anfaßt in unsrem Innersten? Sind es die alten Dogmen von Gottes Leiden und von stellvertretender Sühne? Sie klingen uns vielleicht hart und fremd. Wie kann Gott seine Gestalt wandeln und zu den Menschen herabsteigen, und wie kann einer für des andern Schuld eintreten? Jenes mag unsren metaphysischen, dies unsren ethischen Gedanken widersprechen. Aber Karfreitag zu verstehen, hilft kein Rechnen und kein Räsonieren; hier heißt es erleben, ergriffen werden und Frieden für die Seele suchen, nicht logische Schlüsse ziehen. Aber wo ist der Reiz für unser Erleben und für unsre Wertgefühle? Wo ist das Objekt, das uns überwältigt? Muß es uns nicht als wohlumgrenztes Dogma und als festumschriebene Lehre gegeben sein? Aber sind wir nicht satt aller Lehren und hohen Worte, die uns zur gläubigen Annahme vorgelegt werden,

satt bis zum Überdruß? Heil uns, wenn wir es sind, Heil uns, wenn wir anfangen, innerlich ganz wahrhaftig zu werden, d. h. dem Gott zu folgen, der sich selbst in uns ankündigt. Geben wir uns ihm hin, er wird uns in die Freude eigener Gewißheit führen.

Und welchen Weg führt er uns? Welchen Weg gingen jene, deren laute Bekenntnisse aus der langen Folge der Zeiten ermunternd zu uns herüberdringen? Welchen Weg gingen jene ersten Jünger, die im Neuen Testament zu uns reden? Sie taten nichts anderes, als daß sie schlicht und still die Begleiter eben des Mannes von Golgatha waren, aber ganz selbst, ganz eigen, ganz aufgeschlossen mit Ohr und Herz für das, was er selbst ihnen zu geben hatte. Die Blätter, die uns Kunde geben von seinem Wort und seiner Rede, von seinen Taten und Wegen, von seinem Leiden und Sterben, von seiner Person und seinem Geist, sind da, erhaben über alle kritischen Fragen, solange wir ihren ewigen Wert und Inhalt zu ergreifen suchen, nicht ihre historisch-kausale Beziehung. Wir können die Begleiter des Meisters werden wie jene ersten Jünger bis hinauf zum Hügel Golgatha. Und jeder gehe in stiller Stunde einmal diesen Weg mit dem Meister allein und horche, was er ihm selbst zu sagen hat. Und dann, auf Grund eigener Erfahrung, wollen wir selbst urteilen, persönlich und zuversichtlich. Unser Urteil mag sich Ausdruck verschaffen, wie es will, im Gebet oder Lied oder bloß in stiller, unsagbarer innerer Seligkeit und persönlicher Gewißheit ..., wenn es nur unser Ausdruck unsres Erlebens ist!

Und wie sollen wir es sagen, was wir gefunden haben? Viele unserer religiösen Bekenntnisse sind längst abgegriffen und abgeschliffen, um es neu und frisch zu sagen: Gerechtigkeit, Reinheit, Vollkommenheit, vollkommene Menschlichkeit, Gottgleichheit, Liebe, überweltliche Gesinnung, völliger Gehorsam gegen das sittliche Gesetz, Demut und Hoheit zugleich, Strenge und Milde in einem, Kraft und wundersame Zartheit, heiliger Stolz und ein Sich-herabbeugen, wie eine Mutter sich über ihr Kind beugt ...? Alles das sind stammelnde Worte für das eine unzerlegbare Erlebnis des höchsten, alles überstrahlenden, uns selbst bezwingenden und zugleich aufrichtenden Wortes, jener geheimnisvollen persönlichen Macht, dem Stern unsres Lebens, Gottes Macht und Herrlichkeit selber, sich spiegelnd in dem Leben und Sterben dieses Einzigen.

Aber das alles will nicht nachgesprochen, sondern geschaut, erlebt und gelebt sein, um uns in völlige jubelnde Gewißheit, wie sie sonst nichts in der Welt zu verleihen vermag, zu führen. Dann aber ist der Sinn unsres Lebens und unsrer Geschichte gefunden. Dann schreiten wir kühn dahin über die grauenvollen Rätsel unsres Daseins, wie sie auch heißen, Tod, Krankheit, Sorge, Schuld ...; wir tragen ein Kleinod in unsrem Schild, das uns gegen alles gefeit macht und nimmer ausgebrochen werden kann. Dann haben wir Gott in unsrer Mitte und sind geborgen in allen Nöten. Dann scheuen wir auch vor keinem verwegenen Gedanken mehr zurück und verstehen die alten, uns fremdsam anmutenden Glaubensgedanken von dem Leiden Gottes als dem Ausdruck der höchsten denkbaren sich erbarmenden Liebe und der stellvertretenden Sühne eines für alle, als dem Ausdruck für die

unnachsichtliche Strenge der sittlichen Forderung, der heiligen Stimme Gottes in uns selber. Gott braucht nicht versöhnt zu werden, sondern er selber reckt die Hand aus, seine Kinder zu empfangen, aber nicht in schwächlicher Milde, sondern in unantastbarer Heiligkeit mit der selbstverständlichen Verpflichtung des Willens zum neuen Leben ...

Die Menschheit hat deutlich gefühlt, daß in dem Karfreitagsbilde Jesu Gott am deutlichsten zu finden ist; kein Symbol ist häufiger und heiliger geworden als das Kreuz Jesu. Im Namen des Kreuzes Jesu werden Sterbende getrost und Kranke mutig; mit dem Kreuz Jesu hat man gesegnet und geflucht. Mit dem Kreuz schmückte sich der Ritter zum Kampf mit den Glaubensfeinden und die Nonne im Kloster zu schwesterlichem Dienst. Das Kreuz richten wir auf auf den Gräbern als Pfahl, auf den sich unsre Hoffnung gründet, und recken es segnend über Kinder und Alte, denen wir Gottes Frieden wünschen. Und um den Leidenskelch Jesu sammeln sich die, die sich reinigen und heiligen wollen in Liebe und Vergebung; in den Domen knien Tausende anbetend, um in seinem Leib und Blut seiner unerschöpflichen Gnade sich zu getrösten. Seit dem Kreuzestode Jesu ist der Märtyrer der Held der Helden und Sichopfern mit Leib und Leben die selbstverständliche Forderung geworden, die an den sittlichen Menschen ergeht. Dienen, nicht sich dienen lassen, ist seit ihm das Panier wahrer Heiligkeit ..., alles in der Gefolgschaft dessen, der sein Leben als Lösegeld gab für viele ..., alles Verständnis des Karfreitagsbildes und seines unerschöpflichen Wertes.

Und die Tiefsichtigen haben es damals erfaßt und es in Verzückung geschaut, was wir noch heute zu erleben vermögen, daß über diesem und jedem solchen Karfreitag, über der Nacht des Opfers und dem Dunkel der Selbsthingabe in völliger Liebe die Morgensonne des Ostermorgens aufgehen muß, weil Sichopfern den Gewinn wahren Lebens bedeutet. Ostern ist nur der Morgen zum Abend, aus beiden aber wird Gottes herrlicher Tag ...

Ja wenn wir Karfreitag und seinen anbrechenden Osterglanz vergäßen und aufhörten zu verstehen, vergäßen wir uns selbst als sittliche Persönlichkeit und gäben uns selbst auf als Menschen, die nicht nur leben, um zu essen und zu trinken, sondern um Ewigkeitskinder zu werden, die an sich selbst Ostern erleben, wenn sie mit Christus „gestorben“ sind ...





Oberlin

Roman aus der Revolutionszeit im Elsaß

von

Friedrich Lienhard

(Fortsetzung)

Drittes Kapitel

Der Maire von Straßburg

Am Fuße des Münsters steht der fürstbischöfliche Palast der Rohans. Der letzte Rohan, jener Freund Cagliostros, jener Kardinal Louis René von Rohan-Guemenée, der einst seine Augen zur Königin erhoben und durch den Halsbandprozeß das Ansehen des Königtums geschädigt hatte, saß in Baden als Verbannter. Das stolze Geschlecht, schon ums Jahr Tausend in der Bretagne begütert und hernach mit französischen Königen verwandt, hatte das weitläufige Zaberner Schloß ebenso aufgegeben wie diesen vornehmen Straßburger Rokokobau. Wo Klerus und Adel Feste gefeiert hatten, residierte nun zwischen Akten und Beamten der Maire von Straßburg.

Es war ein grauer Werktag, als sich Viktor Hartmann durch die vielbeschäftigten Menschen dieser glänzenden Bürgermeisterei hindurchforschte, um den Maire zu finden. Vom Trieb des Helfens angefeuert, kannte er keinerlei Zaudern. Doch stand er den politischen Verhältnissen zu fern und stellte sich die Möglichkeit einer Hilfe allzu einfach vor.

Als er sich vom Portier zu Schreibern und Unterbeamten hindurchgeredet hatte; als er vernommen, daß der Maire eine fünfstündige Sitzung hinter sich habe und gänzlich erschöpft sei; als er vom Friedensrichter Schöll, den er zufällig traf, einen Begriff erhalten, was alles für Arbeitslast auf den Schultern des Bürgermeisters laste: da stutzte der Idealist. Er stand in diesen hohen und geräumigen Sälen wie in einer neuen Welt. In seiner Kindheit war er einmal hereingewischt und entsann sich der rotseidenen Tapeten und glänzenden Kronleuchter aus Bergkristall — mit Kristallen, groß wie Hühnereier —, der römischen Kaiserbüsten, der marmornen Kamine, der goldverbrämten Stühle, der Vasen und Wandspiegel, der umfangreichen Bibliothek und irgendwo in all dem Prunk einer kleinen Kapelle mit einem roten Fünkchen darin: der ewigen Lampe.

Alles erloschen! Bürgerliche Arbeitsenergie hatte von dem Luxuspalast Besitz genommen.

Es ging dem Gelehrten eine Ahnung auf von der umwälzenden, sachenhaften Wucht der Revolution. Die Kühnheit dieses Unternehmens, das mit der Organisation und Gruppenbildung von Jahrhunderten mit einem Schlage aufzuräumen und Neues an die Stelle zu setzen entschlossen war, verwirrte ihn. Aber es lockte zugleich seine Energie heraus.

Schon war er im Begriff, sich für heute zurückzuziehen, doch zu einer günstigeren Stunde aufs neue einzudringen, als er sich angerufen hörte.

Es war der Maire selbst. Der neue Herr des Palastes trat mit der ihm angeborenen Würde aus einer der hohen Türen, Akten unter dem Arm, begleitet vom Greffier Hermann und dem Prokurator Mathieu. Viktor eilte auf ihn zu. Es war derselbe Dietrich, der sich vorgestern zwischen seinen Gästen elastisch bewegt und gestern Rougets Kriegslied gesungen hatte, der musikalische, geistvolle Baron der Gesellschaft. Auch die Kleidung, diese schwarzseidenen Strümpfe, dieser braune Frack mit weißer Weste, wich nicht erheblich von damals ab. Doch sein Gesicht war etwas verändert. Heute stand er kühl und herb, mit heruntergezogenen Mundwinkeln, was ihm einen nüchternen Ausdruck gab, dem ein Zug von vornehmer Abweisung nicht fehlte. Er kam aus dem Gefecht.

„Was treibt unsren gelehrten Hartmann in diese nüchternen Hallen?“ fragte der Maire im Begriff vorüberzugehen und dem Besucher nur das Profil zukehrend. „Suchen Sie mich? Kommen Sie mit in mein Kabinett, ich hab' eine Minute Zeit.“

Hartmann folgte. Die Begleiter entfernten sich. Der Maire legte die Papiere auf den überladenen Tisch und warf sich aufatmend in den Fauteuil.

„Nehmen Sie Platz!“

Viktor leitete mit Entschuldigungen ein. Aber Dietrich strich mit der Hand über das müde Gesicht und unterbrach ihn:

„Sie haben ja recht: man arbeitet wie ein Pferd. Aber Arbeit ist Bewegung, Bewegung ist Energie, Energie ist Leben. Pah, das bißchen Arbeit! Jedoch das andre, mein Werter: die Verleumdung, die Niedertracht!“

Hartmann hatte für die fesselnde Erscheinung dieses eleganten und energischen Politikers immer eine Zuneigung empfunden. Er sagte einige bedauernde Worte über jene neuliche Bemerkung im Dietrichschen Salon.

„Mir, der ich aus Büchern komme,“ sprach er, „schwebt als Ideal ein Elsässer wie Tauler vor, der gewaltige Prediger, der in einem Jahrhundert voll Haß zwischen Kaisern und Päpsten als eine Friedensgestalt die Seelen ins Reich Gottes erhob. Entschuldigen Sie, daß ich damit in Ihrem Salon die Politik verglich!“

„Nicht weiter schlimm“, erwiderte der Maire, der nicht auf dergleichen Mystiker des vierzehnten Jahrhunderts gestimmt war. „Sie sind eben schlecht oder gar nicht über unsre politischen Verhältnisse unterrichtet.“

Und der Mann, den vorhin irgend jemand „gänzlich erschöpft“ genannt hatte, gab plötzlich mit Geist und Feuer und nicht ohne Selbstbewußtsein einen Überblick über den bisherigen Verlauf der Revolution.

„Fragen Sie Ihren Vater,“ schloß er, „was für glänzende Verbrüderungs-

feste wir in diesen drei Jahren gefeiert haben hier in Straßburg! Wie freudig, gewillig, brüderlich alle Bürger ohne Ausnahme gestimmt waren! Es ist mir gelungen, unsre zähen Elsässer zu beflügeln, mitzureißen. Aber seit dem unglückseligen Fluchtversuch des Königs im vorigen Sommer, als man ihn von Varennes im Triumphzug nach Paris zurückbrachte, ist die republikanische Partei fanatisch an der Arbeit, alles gegenseitige Vertrauen zu vergiften. Was für Mühe gibt sich mein Freund General Lafayette, das Königtum zu halten! Aber an entscheidender Stelle versagt man. Und so wird unser tapfer durchgeführter Versuch, die französische Nation aus dem Absolutismus in eine besonnene konstitutionelle Monarchie friedlich hinüberzuleiten, von einer skrupellosen Minderheit bis aufs Messer bekämpft. Diese Beller wollen nun einmal die Republik. Das sind die ‚Jakobiner' — seltsame Mönche das, nicht wahr, die dort in Paris im früheren Jakobinerkloster ihre Klubsitzungen abhalten! Danton, mit der Stimme eines Schlächters und den Lastern eines Roué; und im Hintergrund der kleine, grüne, giftige Advokat Robespierre, der auf seine Stunde wartet. Vorerst herrscht die Girondistenpartei. Uns aber haßt man als die Gemäßigten — Maß halten ist natürlich Sünde in einer Zeit, wo jeder durch Unmaß den andren zu übertrumpfen sucht! Und man wirft uns mit der Partei der ‚Feuillants' zusammen. Wir aber sind weder Feuillantiner noch Girondisten: wir sind S t r a ß b u r g e r! Wir wünschen die konstitutionelle Monarchie gesetzmäßig und in Ordnung eingesetzt und durchgeführt. Leider aber ist es so, daß die Pariser Parteien den Ton angeben."

Der Maire trank ein Glas Wasser und fuhr fort:

„Paris gibt den Ton an. Genau wie zu den Zeiten des Absolutismus. Ich trug mich mit der Hoffnung, daß nach der Schwächung der absolutistischen Despotie a l l e Provinzen und a l l e Stände an der Regierung teilnehmen würden, in echt liberaler Verteilung der Macht. Ich trug mich mit der ehrgeizigen Hoffnung, daß unser Straßburg, diese bedeutende Grenzstadt, gewichtig den Gang der Revolution mitbestimmen könne, sobald es uns gelänge, hier vorbildliche Reformen ins Werk zu setzen. Noch habe ich diese Hoffnung nicht begraben. Die westlichen Departements schauen alle nach Straßburg; sehen Sie da: Zustimmungsbriefe die Fülle! Aber unsre schöne städtische Einheit ist zerrissen — zerrissen durch eingewanderte Demokraten. Diese Hetzer sind Phrasendrescher aus dem inneren Frankreich; und einer der unangenehmsten dieser Patrone ist ein Pfaff aus dem Rheinland. Die nisten sich hier bei uns ein, kennen unsre Wesensart nicht und versuchen uns gleichwohl zu bevormunden. Da sie mich aber wachsam und ihrer plebejischen Tonart nicht geneigt finden, so geht natürlich ihr Bestreben dahin, gerade mich zu verdächtigen, zu verleumden, zu vernichten. Und da ist jedes Mittel recht. Hat einmal die Munizipalität keine Rechnung abgelegt, so bin ich natürlich schuld, obschon mich dieser Punkt gar nichts angeht. Sind die Pontons im Zeughause in schlechtem Stand, so habe ich das verschuldet, obgleich das Gesetz vom 10. Juli 1791 der Munizipalität ausdrücklich verbietet, sich in militärische Angelegenheiten einzumengen. Tat ich den Vorschlag — nicht etwa im geheimen Komitee, sondern in öffentlicher Sitzung des Gemeinderates —, die Frage zu untersuchen, ob nicht unsre Grenzstadt bei Annäherung der Feinde in Kriegszustand zu setzen sei: — so verwechselt

man absichtlich Kriegs- und Belagerungszustand und schreit mich als Verräter aus, weil ich die Stadt der Militärbehörde ausliefern wolle. Reißt in Saargemünd das Husarenregiment Sachs aus und ich sende sofort 300 Mann, um die Lücke zu stopfen — so will ich natürlich die Stadt Straßburg ihrer Verteidiger entblößen, um sie desto leichter dem Feinde übergeben zu können! Ist das nicht Gesindel?!"

Der vornehme Mann, von Natur auf Harmonie gestimmt, war in starker Erregung. Es tat ihm wohl, sich einem neutralen Anfänger gegenüber zu entlasten. Jetzt rief ihn ein Sekretär hinaus. Und es entspann sich im Nebensaal eine lebhafte Erörterung.

Hartmann sah in die Welt der Politik. Zorn bemächtigte sich des jungen Moralisten. Er trat ans Fenster und betrachtete das ungeheure Hochgebirge des Münsters, das in erhabener Plastik über den Zeiten stand, den wechselnden Parteien nicht erreichbar. Der braune Sandstein war feucht und wirkte wie mit Schatten durchsetzt. Viktor dachte an ein Abendrot in Birkenweier, wie er mit dem inneren Auge dies gigantische Turmgebilde erschaut hatte. Doch hier in der gegenständlichen Nähe war alles derber und rauher.

Der zurückgebliebene Greffier wickelte ein Brötchen aus einem Papier, trat kauend heran und machte sich mit Viktor bekannt.

„Muß man sich denn das gefallen lassen von diesen Jakobinern?!" schrie ihn Viktor an. „Kann man da nicht mit einem Donnerwetter dazwischenfahren?!"

„Klingt sehr einfach, aber wie denn das?" bemerkte der Alte. „Sie haben da draußen einen Hauptschreier der Jakobiner, den Redakteur Laveaux vom ‚Courier de Strasbourg', ins Cachot gesteckt. Kennen Sie die Geschichte? Na, nun geben Sie da mal einen guten Rat! Kommt da vorige Woche der katholische Pfarrer von Börsch mit verbundenem Kopf auf den Spiegelklub und heult den Radikalen vor: ‚Die Konstitutionellen von Börsch haben mich verprügelt, verwichst, verwamst — guckt euch mal meinen Kopf an!' Ha, das ist so ein Futter für den Welschen Laveaux. Er springt auf die Tribüne und läßt wieder einmal am Maire und den Departements kein gut Haar. Man solle, meint er, auf die Absetzung der Departementsverwalter dringen, die solche Männer wie den verprügelten Pfarrer nicht zu schützen wissen; und falls diesem Gesuch n i c h t entsprochen würde — tant pis, so sollten die patriotischen Bürger s e l b e r ausziehen und unter dem Schutz der Gesetze die Aristokraten und unbeeidigten Priester totschlagen! Hein? Nicht übel! Auf das hin hat ihn Schöll als einen Aufruhrstifter eingesteckt. Was macht Laveaux? Er spektakelt, und alle seine Freunde spektakeln: ‚Wie? Aufruhr hätt' ich gepredigt?! Ich habe ja deutlich hinzugefügt: ‚unter dem Schutz der Gesetze,!' Sehen Sie den Filou?! Ich wette mit Ihnen, man muß ihn laufen lassen."

Der Maire trat wieder ein.

„Meine Zeit ist leider um", sprach er zu Viktor. „Sie hatten ein Anliegen?"

Der Sekretär verschwand. Viktor erzählte zaudernd, denn er spürte, daß er hier nicht an rechter Stelle war.

Dietrich unterbrach ihn denn auch bald.

„Nein, mein Lieber, das ist nichts für mich. Das ist Sache der südfranzösischen Abgeordneten. Oder ist die Dame Elsässerin? So könnte man sich an unsren

Vertreter Schwendt oder an den Kolmarer Reubell wenden. Nein? So mag das irgendeiner von den Girondisten versuchen. Sprechen Sie mit Birkheim darüber! ... A propos, noch eins: Ihr Vater bleibt im Klub der Jakobiner?"

„Ich habe fast noch nichts mit ihm über Politik gesprochen."

„Sagen Sie ihm doch, er solle vernünftig sein. Er hat Einfluß unter den Gärtnern, er war früher unter den fünfhundert Schöffen, er billigt meine Politik. Warum kommt er nicht zu uns, in den Klub der Freunde der Konstitution?"

„Weshalb hat sich eigentlich die Volksgesellschaft gespalten, Herr Maire?"

„Weshalb? Da müssen Sie Herrn Eulogius Schneider fragen. Oder Laveaux, Laurent, Teterel, Rivage, Alexandre und andre Gegner meiner Politik. Diese haben die vornehmeren Elemente aus der gemeinsamen Gesellschaft hinausge— wie soll man sagen? — hinausverleumdet. Man riet mir einst in Rothau, der Maire solle über den Parteien bleiben. Unmöglich! Ich bin der Exponierteste von allen. Ich m u ß eine Gruppe um mich haben, auf die ich mich verlassen kann, und w i l l nicht Freund sein mit Plebejernaturen wie diesem Zyniker Schneider, der mir unangenehm ist. So bin ich im Januar mit ausgetreten und habe mich dem neuen Klub angeschlossen. Einmal, vor wenigen Wochen, habe ich zwar noch einmal eine Aussöhnung versucht: wir sind eines Abends einmütig vom Auditorium aufgebrochen und in den alten Klub nach der Langstraße gewandert, um angesichts der Kriegsgefahr eine Einigung vorzuschlagen. Das war eine demütigende Stunde, mein Lieber. Wir mußten erfolglos wieder abziehen."

Dietrich reichte seinem Besucher die Hand.

„Au revoir, mon cher! Sie sehen, wie ernst unsre politische Lage ist hier in Straßburg ... Und sehen Sie: so rächt sich der vertriebene Kardinal Rohan, in dessen Gemächern wir hier stehen! Er hat seinen Priestern verboten, der französischen Regierung den Bürgereid zu leisten. Wir mußten also diese widerstrebenden Priester absetzen, was mich bei den Katholiken verhaßt machte, und mußten an ihrer Stelle neue berufen. Freund Blessig empfahl mir den freisinnigen Priester und Professor Eulogius Schneider aus Bonn als Vikar unsres neuen Bischofs Brendel. Wohlan, ich rief ihn her, gestattete ihm Zugang in meine Zirkel — und nun ist dieser abtrünnige Pfaff mein schlimmster Feind. So rief ich mir meinen Feind ins Nest. So rächt sich Rohan."

* * *

Dämmerung sank über die glühenden Giebel und schimmernden Wasserläufe. Viktor sah sich wieder am Ausgangstor des Stadthauses und war seinem Ziele keinen Schritt näher gekommen. Wohl aber hatte er einen Einblick getan in die Wirbel der Politik. Seine Rauflust erwachte. Doch als ob sich dem Kantianer die Unzulänglichkeit persönlichen Willens gegenüber elementaren Vorgängen sinnbildlich darstellen sollte, ward ihm der Ausgang versperrt. Bewegte Menschenmassen drängten sich auf dem Münsterplatz; Trommeln und Musik beflügelten marschierende Kolonnen; dröhnender Männergesang schlug an den vielzackigen Domwänden empor. Viktor, der Einzelmensch, sah sich machtlos an die Wand gepreßt und spähte ärgerlich nach dem Grunde dieser Vergewaltigung aus.

Es war ein Volontärbataillon. Im Geschwindschritt französischer Infanterie kam es von der Krämergasse her und flutete nach der Kalbsgasse vorüber, um irgendwo, in der Fischertorkaserne oder draußen in der Zitadelle, Quartier zu beziehen. Soldaten anderer Waffengattungen, Nationalgardisten, Gassenvolk und Neugierige aller Stände strömten herbei, begleiteten den Marsch und vermehrten das Gedräng und Getöse. Das wälzte sich gleich einem trübflutenden Hochwasser zwischen den Steinmauern dahin. Unglaubliche Gesichter! Und unglaubliche Uniformen! Sie zogen in der fahlen Dämmerung, während das Abendrot noch auf der Münsterspitze saß, in gespensterhaften Reihen rasch vorüber, die Flinten mit den blitzenden schlanken Bajonetten auf den Schultern, singend, mit einer seltsamen Wildheit immerzu singend. Sie schauten gradaus, sie schauten nicht rechts noch links in die Vivats der mitgeschwemmten Menschenmasse. Sie hatten irgendein fernes Ziel im Auge, das sie mit einem schrecklichen und abstrakten Fanatismus zu verfolgen schienen. Ihr Haar war nicht mehr in den Zopf gezwängt, wie bei den exakten Linienregimentern; es flog wirr und schwarz um die schlecht rasierten Gesichter. Und so war auch die Marschordnung ein aufgelöster, freier Rhythmus. Nur in den breiten, weißen, über der Brust gekreuzten Bandelieren, woran Säbel und Patronentasche an die Beine klatschten, waren sich alle gleich. Auch der blaue Rock und die rot, weiß und blau gestreifte Langhose war den meisten eigentümlich. Dort aber trug einer statt des dreieckigen Hutes eine Pelzmütze, dort ein andrer einen Raupenhelm; der dort hatte einen grünen Rock irgendwo erbettelt oder ergaunert und darunter eine knallrote Weste; jenem flatterte ein langes blaues Tuch um den Hals; viele hatten sich Bündel auf den Rücken geschnürt, als wären's reisende Handwerksburschen; nicht wenige trugen Brotlaibe an die Bajonette gespießt; dort hämmerte ein blutjunger Trommler; der dort schleppte einen steinernen Schnapskrug mit. Knaben zwischen ergrauten Schnauzbärten; gut uniformierte Burschen besserer Stände zwischen halben Briganten; dann Marketenderwagen, Bagage, Offiziere zu Pferd und allerlei Nachzügler — — und da ist der jauchzende, singende, tosende Troß vorbei!

Die Menge wälzt sich nach und wird wie ein Strudel eingeschluckt von den Gassen hinter dem Lyzeum ...

„Und was sagst du dazu, Combez? Ist in alledem nicht eine wilde Poesie?“

Viktor hörte durch die nun auffallende Stille diese Worte hinter sich fallen. Er kannte die Stimme, drehte sich um und sah einen Offizier der Nationalgarde Arm in Arm mit einem Kavallerieoffizier einherschlendern.

„Frühinsholz?“

„Wahrhaftig! Und du bist Hartmann!“

Ohne Umstände schloß der Nationalgardist den Jugendfreund in die Arme und küßte ihn auf beide Wangen.

„Viktor, Papiersack, wie kommst d u hierher? Nicht mehr in Jena? Das da ist mein Freund Combez, Eskadronchef bei den Jägern zu Pferd. Und der Zivilist da, lieber Rittmeister, der wie Papier knistert, wenn man ihn anfaßt, ist mein Schulkamerad Hartmann, ein grundguter, gewissenhafter Kerl, der vor lauter Allerweltsstudium nie fertig wird, weder mit sich noch mit dem Examen noch mit dem Leben —

kurzum, ein Zukunftsmann! Na, Viktor, Alterle, und was sagst du zu den Volontären? Und steckst noch nicht im Rock der Nationalgarde?!“

Es war Johann Georg Frühinsholz aus Schiltigheim, der den Freund so stürmisch begrüßte.

„Combez, wir nehmen ihn mit in die ‚Laterne‘! En avant!“

Der sechzigjährige Schnauzbart Combez, der sich schon im Siebenjährigen Krieg herumgehauen hatte, und der zwiefach so junge Frühinsholz, ursprünglich Theologe und später Offizier in den Revolutionsschlachten, nahmen den Kandidaten heitren Mutes unter die Arme und entführten ihn nach dem Gasthof zur Laterne.

Es verkehrten dort viel Offiziere. Und so sah sich Viktor plötzlich in eine Welt hineingerissen, der er noch im Dietrichschen Salon mit kühler Ablehnung gegenübergestanden hatte. Er war hier unter Elementen, die nicht zu grübeln, aber um so flinker zu handeln gewohnt waren. Und was ihn erschreckte und entzückte zugleich, war dieses: etwas in seinem Blute gab Antwort!

Frühinsholz war nicht so ungestümer Art, wie er sich bei der ersten Begrüßung angelassen hatte. Dieser soldatische Elsässer war tapfer, bescheiden und ein gradherzig treuer Kamerad. Man konnte sich prächtig mit ihm unterhalten. Der einfache Combez liebte ihn zärtlich; und auch auf Viktor wirkten solche offenen und braven Naturen äußerst anziehend. Kandidat Hartmann wurde lebendig; die andre, die lebhaft leidenschaftliche Hälfte seiner Seele, die sich tagsüber eingeschlossen hielt, sprang heraus — wie dort in den Sommernächten am Gebirge, wie dort im Gespräch mit Lerse und Humboldt, wie oft auch in bedeutenden und erhitzenden Unterhaltungen zu Jena. Er wurde kühn und männlich; er ward erfaßt vom erobernden Wanderdrang nach unbegrenzten Fernen und unbekannten Möglichkeiten. Wie es sich oft in ernsten Naturen und Nationen ansammelt, um jählings in einem hinreißenden Elan genial herauszubrausen und Revolutions- oder Völkerschlachten zu schlagen.

Sie sprachen von Wert und Wucht des Krieges.

„Nicht aus den Parlamenten,“ so faßte Frühinsholz ihre Gedanken zusammen, „nicht aus Bürgermeistereien noch aus Zeitungsredaktionen wird das Genie der Zeit hervorgehen. Ich sag' euch: es erscheint in Uniform! Alexander hat mit dem Schwert den gordischen Knoten zerhauen, nicht mit dem Papiermesser. Wenn ich an Klebers Löwenstimme oder an des noblen Hoche Zornkraft denke — morbleu, da ist Zukunft! Combez lacht, weil ein Theologe den Krieg feiert? Aber ich sage Ihnen, Combez, Krieg und Kirche sind Vettern: haben nicht Schwert und Kreuz dieselbe Form? Wird nicht in beiden, im Krieg und in der Kirche, das Blut geschätzt, dies heiligste Element des Lebens? Und in beiden wird geopfert! Opfer ist das Erhabenste in der Welt, das Gegenteil und die Vernichtung des gemeinen Egoismus. Die Mutter opfert sich für ihr Kind, der Soldat für seine Nation. Und drum hat der alte Pindar unrecht: nicht ‚Wasser ist das Beste‘, sondern das Allerbeste in der Welt ist das heilige Blut!“

Sie gerieten ins Feuer. Und Combez rief plötzlich: „Hartmann, Sie haben das Zeug zum Soldaten! Versprechen Sie mir, wenn wir Sie brauchen im Felde, so kommen Sie nach!“

„Ich komme!“ rief Viktor feurig.

Das Lokal füllte sich bei vorrückendem Abend. Viele rauchten Tonpfeifen; im dicken, stockenden Rauch stand ein gleichmäßig tosender Lärm. An einem Nebentische saßen Artilleurs von der Metzgertorkaserne, vermischt mit Genieoffizieren. Einer hatte eine Blumenverkäuferin um die Taille gefaßt, kaufte ihr alle Blumen ab und verteilte die Maiglöckchensträuße an seine Kameraden. Ein andrer, neben Desaix' bizarrem Gesicht auftauchend, grüßte mit dem Glas zu Viktor herüber, der sich des rotblonden Kopfes sofort entsann.

„Ah, Kapitän Rouget de l'Isle!“

„Sie haben neulich brillant erzählt!“ rief der Kapitän. „Nicht wahr, das Dietrichsche Haus: Stimmung! Ich werde viel verlieren; ich bin nach Hüningen versetzt! Waren Sie inzwischen dort?“

„Bei Dietrichs? Nein.“

„Sie werden Frau Luise in einem Labyrinth von noch nassen Notenblättern finden. Eine talentvolle Frau! Sie stellt von einem Lied, das ich gefunden habe, Partituren her für Klavier und andere Instrumente.“

„Ein Lied? Was für ein Lied?“

„Ein Kriegslied natürlich. Na, nicht viel. Wir lassen's bei Dannbach drucken. Und am Sonntag wird's die Kapelle der Nationalgarde auf dem Paradeplatz spielen.“

„Das sollten Sie uns singen,“ rief Viktor.

„Holla, Rouget de l'Isle hat einen Kriegsgesang komponiert?“

Es redete sich herum. Und im Nu sah sich der Dichterkomponist umringt von Kameraden aller Waffengattungen, die ihn ermunterten, das Lied zu singen.

Es war in dem sonst ruhigen Gasthof in diesen letzten Tagen eine laute, kriegerische Stimmung eingekehrt. Eine wogende Stimmung war es. Ein Lied voll Kraft und Schwung wurde von selbst getragen, wenn es sich wie eine Kriegsgaleere diesen Wogen anvertraute.

Und so sprang Rouget de l'Isle ohne Ziererei auf einen Stuhl und sang in das verstummende Rauchgewölk seinen ungestümen Gesang. Und der fremdartige, energisch-düstere, gleich einem Trompetensignal aufstörende Kehrreim ward in Empfang genommen von begeisterten Offizieren, der Saal dröhnte, und eine Ahnung von den künftigen Wirkungen dieses Schlachtengesanges ging durch die Zecherversammlung: „Aux armes, citoyens! Formez vos bataillons!“ . . .

Viktor brachte aus diesem lebensprühenden Abend Bedeutendes mit nach Hause. Er hatte dort in der Mairie einen Eindruck erhalten von dem zerreibenden Kleinkampf der Tagespolitik. Nun aber ahnte er die Erlösungskraft einer großen und wilden Schlacht, wenn Parteien und Nationen sich rettungslos in die Sünden der Mißverständnisse und der Gehässigkeiten verstrickt haben.

* * *

Am nächsten Tage betrat Baron von Birkheim, den Viktor vergeblich im Gasthof zum Raben und bei den Oberkirchs in der Blauwolkengasse gesucht hatte, unerwartet das Hartmannsche Haus.

Vater und Sohn empfanden den Besuch als eine Ehrung.

„Ich wohne weder dort noch bei den Oberkirchs," bemerkte der Edelmann zu Viktor, „sondern im Hause des alten Dietrich, des Stettmeisters, am Nikolausstaden. Und habe dort" — fügte er in seiner offenen und leutseligen Männlichkeit hinzu — „eine etwas unruhige Nacht verbracht. Ich hatte die Sache Mably zu leicht genommen. Nun hat mich ja Stuber inzwischen wissen lassen, wie schön sich das alles zu lösen scheint. Und dann wollt' ich Ihnen sagen, daß meine Frau und Oktavie einen guten Einfall hatten, wie man die junge Mably ohne Aufsehen ins Elsaß schaffen kann. Es ist nämlich in Grenoble ein junger Mann aus guter Familie, ein gewisser Périer, der sich als Privatzögling bei Pfeffel angemeldet hat. Wir werden ihm schreiben und das Kind mit ihm einladen. Er bringt die Kleine nach Kolmar; und Sie, Hartmann, holen sie bei uns ab und bringen sie zu dieser guten Frau nach Barr. Nicht wahr? Wobei ich indessen ausdrücklich hinzufügen will, daß unser Haus der Kleinen ebenso gern offenstünde, wenn sie nicht besonders dringlich der Stille bedürfte."

„Und die Mutter?" rief Viktor. „Herr Baron, sollen wir denn die Marquise verkümmern lassen?"

Der alte Hartmann war in den Keller gegangen, um eine Flasche seines besten „Gutedel" heraufzuholen.

„Die Marquise?" Der Baron legte seinem ehemaligen Hofmeister bedächtig die Hand auf die Schulter. „Ihr Mitgefühl in Ehren, mein Lieber, aber da steckt noch der weichliche Hartmann. Zunächst kann ich Sie versichern, daß einige Abgeordnete umsonst versucht haben, etwas für die exaltierte Frau zu tun. Sodann darf ich Ihnen jetzt ruhig gestehen, daß es mir damals nicht entgangen ist, wie sehr jene kapriziöse Dame unsern guten Hartmann verwirrt hat. Indessen: ich ließ den Degen in der Scheide. Beißt er's nicht selber durch, dacht' ich, na, um so schlimmer für ihn! Nun, und jetzt? Wollen Sie sich abermals die Fittiche versengen? Wissen Sie, was sie mir ausdrücklich geschrieben hat? ‚Ich w i l l nicht freigebettelt sein, merke sich das jedermann!' Wollen Sie nun den dortigen Gewalthabern beweisen, daß diese fanatische kleine Frau jene Wirtschaft n i c h t haßt? Aber sie sagt's ja den Herren ins Gesicht!"

„Es ist aber Selbstmord! Sie sollte leben um ihres K i n d e s willen!"

„Ja, ihr Kind!" nickte Birkheim. „Da ist in der Tat der Punkt, wo man einsetzen muß. Sorgen wir für ihr Kind, so haben wir der Mutter das Beste getan, was man ihr unter diesen Umständen tun kann."

„Ich muß Ihnen recht geben, aber es ist grausam!" beharrte Viktor. „Und dieser Frau tun a l l e unrecht, alle ohne Ausnahme! Ich allein hab' ihr in die Seele gesehen!"

Der alte Hartmann trat wieder ein.

„Mein Sohn schwärmt manchmal," bemerkte er gelassen. „Heute früh sprach er mir von den Herrlichkeiten des Soldatenstandes. Na ja, ich hab' nichts dawider; aber man muß auch die Rückseite sehen: die Laster und liederlichen Krankheiten und andre böse Sachen. Im Raspelhaus dahinten hat manche Kindsmörderin geweint; und der Schuft, der sie elend gemacht, sitzt in irgend einem Wirtshaus und singt Schelmenlieder."

Das Gespräch tauchte in die Waldungen der Politik unter. Viktor nahm erregten Herzens nur wenig Anteil; doch gab er des Bürgermeisters Frage weiter, warum sein Vater im Jakobinerklub verharre.

„Warum? Freilich bleib' ich drin, mein lieber Viktor!" versetzte der Alte eigensinnig. „Die Revolution hat an jenem Tage begonnen, als die beiden oberen Stände, Adel und Klerus, zu hochmütig waren, um mit dem dritten Stande gemeinsam zu beraten. Sie haben sich getrennt, aber der dritte Stand ist zäher gewesen; er ist geblieben — und hat die Herren gezwungen, zu ihm zurückzukehren. Das hat's entschieden. Als dort Mirabeau im Namen des dritten Standes dem Großzeremonienmeister des Königs zurief: ‚Sagen Sie Ihrem Herrn, daß wir auf Befehl des Volkes hier sind und nur der Gewalt der Bajonette weichen' — da hat die Energie gesiegt. Denn Revolution ist Energie, Herr Baron. So hat sich auch hier in Straßburg die vornehme Bürgerschaft gesondert von den roheren Teilen. Ja, und jetzt? Jetzt sitzt die Intelligenz dort an der Neuen Kirche — und die derbe Kraft hier in den Spiegelsälen. Es sollen aber alle zwei zusammenwirken, Kraft und Intelligenz! Drum bin ich grad zu Leid geblieben!"

Der alte Herr stopfte mit heftigem Stoß eine Prise in die breitflüglige Nase und stand straff wie ein Soldat. Mit einem „voila" klappte er die Dose zu, ohne sie jemandem anzubieten.

„Der Maire hat auch hierin zu vornehm Partei genommen," fuhr er fort, „der Maire hat seine Person überhaupt zu viel dem Lob und dem Tadel ausgesetzt. Sie hätten ihn sehen sollen bei den Festen der Revolution, etwa bei der Einsetzung der Munizipalität vor zwei Jahren. Er hat eine prächtige Figur gemacht, alle Achtung! Ich seh' ihn noch, wie er auf dem Gerüst steht, dort auf dem Paradeplatz, und eine Glanzrede hält: ‚Wir wollen jede Erbitterung und jeglichen Parteigeist opfern auf dem gemeinsamen Altar des einen großen Vaterlandes' — worauf er alle seine Gemeinderäte umarmt und worauf auch wir Bürger alle auf dem weiten Platz uns gerührt umarmt haben. Arm in Arm sind wir dann miteinander nach dem Münster und in die Neue Kirche marschiert. Dort sprach Blessig. Sie kennen Blessig! Es war wie im Theater; wunderschön! Da seh' ich wieder unsern Maire, wie er auf eine Aufforderung des Predigers hin an den Altar läuft, um ihn her Nationalgardisten mit gezogenem Degen, und die Hand schwörend an den Altar legt: ‚Mitbürger, meine Brüder! Was ich unter freiem Himmel, vor Gott und unsrem Volke angelobt habe, das wiederhole, bestätige und beschwöre ich aufs neue hier an dieser heiligen Stätte: mit Gut, Blut und Lebensgefahr will ich die Konstitution und Freiheit beschützen' — — und wieder Umarmungen, und alles ein Herz und eine Seele! O Himmel, ich gesteh's ehrlich: wir Alten haben Tränen geweint. Und immer Dietrichs Name vorn dran. Ein andermal, auf dem Paradeplatz, im letzten Herbst, bei der Feier der Vollendung der Konstitution, kommt eine Deputation von zwölf Frauen, an ihrer Spitze eine neunzigjährige Matrone, geführt von einem zwölfjährigen Mädchen, sie steigen auf das Gerüst — und die Matrone überreicht dem Maire einen Blumenstrauß, das Mädchen aber setzt ihm eine Bürgerkrone auf. Dietrich hat freilich den Kranz bescheiden auf die Konstitutionsurkunden gelegt. Aber es war doch wirksam und geschmack-

voll organisiert. Alles vergöttert den gewandten Maire, der einen Überschuß hat von — wie soll ich sagen? — von repräsentativer Kraft, von gefährlichem Talent, sich selber alle Last und alle Ehren aufzuladen. Wenn die Waisenkinder öffentlich auf der Schloßterrasse gespeist werden, ist Dietrich dabei und hilft sie bedienen; wenn irgendwo ein Volksball stattfindet, so tanzt der Maire mit seiner Frau sicherlich eine Anglaise mit. Aber die Radikalen verachtet er. Und diese wissen genau: fällen wir Dietrich, so fällen wir das vornehme Bürgertum."

Der alte Hartmann war nicht unbedeutend. Er achtete Dietrich, aber in seinen Worten war Kritik. Birkheim spürte das und fiel ein: „Sie meinen, er hätte der Volksgesellschaft gleich nicht beitreten sollen? Und wäre dann auch nicht in die Lage gekommen, sich von den Jakobinern zu trennen?"

„So ist's," erwiderte der Gärtner. „Jetzt hat er Partei genommen und hat die Gegner erst recht erbittert."

„Und wären diese Republikaner wohl nicht seine Gegner, wenn er ferngeblieben wäre?"

„Hm, 's ist wahr."

„Sehen Sie, Herr Hartmann, drum mein' ich: von Schuld oder Unschuld kann man da nicht reden. Dietrich ist das Musterbild eines vornehmen Bürgers — und diese Gattung soll eben vom Jakobinertum beseitigt werden. Alles hängt nun davon ab, wer in Paris siegt."

„Kann sein," versetzte Vater Hartmann.

* * *

Der Frühsommer, der in den Rheinsümpfen blühte und in den Störchen und Tauben gen Himmel stieg, sah neue Freiwilligenbataillone nach Norden marschieren. Im Hof des Stadthauses hatten sie sich eingeschrieben. Von Ansprachen und Musik befeuert, verließ einer nach dem andern die Reihen der Nationalgarden, stieg auf die Tribüne, trug seinen Namen ein und ward unter Musiktusch von Bürgermeister und Stadtvätern umarmt. Ältere Bürger brachten Geldspenden zur Ausrüstung unbemittelter Volontäre. Der Maire war auch hier allen voran; er schickte beide Söhne, Fritz und Albert, in den Krieg. Auch das Unglaubliche geschah, daß einer der Zwillinge Hitzinger, von Vater Hartmann bearbeitet, die Tribüne erkletterte; und tags darauf schloß sich ihm, zur Verzweiflung des Bäckers und der tobenden Mutter, auch der unzertrennliche zweite an. Doch wußte der lächelnde Hausgeist des Hartmannschen Erdgeschosses damals bereits, daß beide schon im Herbst wieder auf ihrem trauten Strohsack liegen werden — „krank, verlumpt und verlaust", wie der zornige Papa Hartmann feststellen wird.

Es war noch kein Schwung in jenem Kriegsjahre. Viktor meldete sich als Nationalgardist bei seiner Sektion und übte auf den Wällen oder auf der Metzgeraue.

Anfangs Juni geschah es, daß der alte Hartmann ein Druckblatt nach Hause brachte und schweigend vor seinen eifrig studierenden Sohn auf den Schreibtisch legte.

Es war eine Reimerei von Eulogius Schneider. Viktor hatte von dem Gedicht und der Wut, die es unter Dietrichs Freunden hervorgerufen, bereits vernommen. In Etampes war ein Maire namens Simoneau von aufrührerischem Pöbel er-

mordet worden. Ihn verherrlichte Eulogius bei einer Straßburger Gedächtnisfeier. Aber Schneider schändete die Würde der Poesie und des Todes: sein Trauerlied auf den Maire von Etampes war ein Schmählied auf den Maire von Straßburg.

„Keiner lebte noch im Frankenreiche,
Keiner starb so tugendhaft wie er:
Ach, daß ihm an Bürgersinne gleiche
Jeder Volksbeamte, jeder Maire!

Er versuchte nicht das Volk zu blenden
Durch Betrug und falschen Andachtschein,
Und das fromme Christenmahl zu schänden,
Um bewundert und gewählt zu sein.

Er verlangte nicht von seinen Söhnen
Das zu glauben, was ihm Torheit schien;
Führte nicht, um einem Hof zu frönen,
Heuchelnd sie zum fremden Priester hin.

Er beherrschte nicht des Volkes Wahlen,
Er betrog den schlichten Landmann nicht;
Sagte nicht, bei Gläsern und Pokalen:
Bürger, schreibt, was euer Sultan spricht!“...

So ging es durch viele Strophen; so lobte das Gedicht und verleumdete zugleich. Dietrichs eheliches Leben wurde ebenso verdächtigt wie seine politische Tätigkeit. Viktor zerknitterte das Papier.

„Was sagst du zu diesem ehemaligen Franziskanermönch, Viktor?“

„Verse und Gesinnung sind miserabel.“

Hartmann, der Alte, mit seinen etwas barocken Manieren, hatte seine schweigsame Stunde. Er schnupfte und bot dem Sohne die Tabaksdose dar. Sie standen hier der Gemeinheit gegenüber; beide haßten dergleichen auf den Tod.

„Was meint er übrigens mit dem Schänden des Christenmahls?“ fragte Viktor nach ingrimmiger Pause.

„Aha!“ brach der Alte los, „da beißt wieder einer an! Du bist heute schon der Dritte, der so fragt! Auf diese Fragen: was meint er mit dem — was meint er mit jenem? hat's ja eben der Reimer abgesehen! Man schimpft erst, man stutzt dann, fragt, tuschelt, zuckt die Achseln — und die Verleumdung s i t z t! Ein paar Brauseköpfe haben geschworen, diesen Schneider in Stücke zu hauen; aber der Maire ist dahinter gekommen und hat solch unvornehme Hauerei verboten ... Von jener Sache weiß ich nur soviel: Dietrich soll sich in Paris als Katholik gebärdet haben und hat, sagt man, seine Söhne um ihres Fortkommens willen katholisch taufen lassen. Hier in Straßburg hat man nun drauf gespannt, ob er wohl zum protestantischen Abendmahle gehen würde. Es ist kurz vor den Wahlen gewesen; die Protestanten haben die Mehrheit. Nun, und er ist ja auch gegangen — und da haben sie's ihm als Wahlspekulation ausgelegt. Was kann man wissen! Jedenfalls ist da etwas Unklares; er hat nicht den Charakter seines glaubenstreuen Ahnherrn Dominikus. Meines Erachtens ist Dietrich weder Protestant noch Katholik, sondern halt ein gebildeter Freigeist. Und ehrgeizig mag er auch sein. Wer aber von seinen Feinden ist n i c h t ehrgeizig?“

Der Alte schwieg. Doch tags darauf, als sie beim Mittagessen einander gegenübersaßen, ließ er nebenbei die Bemerkung fallen:

„Ich bin aus dem Jakobinerklub ausgetreten.“

* * *

So lange die Franks über ihm wohnten, war die Schwüle der politischen Luft noch zu ertragen. Unter irgend einem leicht gefundenen Vorwand stieg Viktor

die Treppe hinauf, gewöhnlich dann, wenn er sie oben beim nachmittäglichen Sticken und Nähen wußte. Doch Anfang Juni siedelten sie nach Barr über. Und damit wich viel Sonnenschein aus dem Hartmannschen Hause und setzte sich drüben an den blühenden Bergen fest.

Auch täuschte der anregende Verkehr bei Pfarrer Blessig oder bei Lehrer Friese vom protestantischen Gymnasium, bei Pasquay in der Schlossergasse und besonders beim naturwissenschaftlichen Professor Hermann sowie eigenes Arbeiten und Unterrichten über manches hinweg. Doch unaufhaltsam nahte der Zusammenbruch.

Mitte Juni erhielt der Maire amtliche Kenntnis von den gegen ihn umlaufenden Anklagen: Minister Roland schrieb ihm, es habe sich das Gerücht verbreitet, daß der Maire und einige Verwalter die Stadt Straßburg den Feinden zu überliefern gesonnen seien. Dietrich verlas dem Gemeinderat diesen Brief und erbat sich Urlaub, um sich sofort zu rechtfertigen. Nach langer Debatte beschloß man, ihn n i c h t nach Paris ziehen zu lassen, weil er in Straßburg unentbehrlich sei. Dafür setzte der Gemeinderat eine Protestschrift wider die Verleumder auf, gerichtet an die Nationalversammlung, endigend mit den Worten: „Wir erklären Ihnen, und durch Sie dem ganzen Frankreich, daß Dietrich und die anderen öffentlichen Beamten, welche bei dem Minister des Innern angeklagt sind, allezeit unser Zutrauen genossen haben und noch genießen.“ Viertausend Bürger unterschrieben die Adresse. Auch Hartmann, Vater und Sohn, setzten mit Wucht und Wonne ihre Namen darunter. Ebenso erließen benachbarte Gemeinden Entrüstungsadressen. Zwei Abgesandte brachten sie nach Paris und verlangten vom inzwischen entlassenen Roland, daß er die Verleumder nenne; doch er weigerte sich dessen.

Und schon kommt der zwanzigste Juni! Der Pöbel der Vorstadt Saint-Antoine überschwemmt das Tuilerienschloß und beschimpft den König und seine Familie. Die Radikalen und Republikaner jubeln. In der maßvolleren Bürgerschaft hingegen flammt zum letztenmal ein leidenschaftlich Mitgefühl mit dem bedrohten König empor. Proteste und Adressen fliegen nach Paris. Der König, mochte er schwach und schwankend sein, ward als letztes Bollwerk der Ordnung empfunden.

Auch Dietrich und die Straßburger Bürgerschaft nehmen in einer Protestadresse Partei zugunsten des Königtums; die Jakobiner in einer zweiten Adresse zugunsten der Republik. Jene ist von viertausend Bürgern unterzeichnet; diese von fünfhundert. Jene wollen die Urheber des zwanzigsten Juni bestraft sehen, besonders „jene Korporation von Verschwörern und Anarchisten, die unter dem Namen Jakobiner bekannt ist“; diese ermuntern die Gesetzgeber, „große Maßregeln“ zu ergreifen, denn „die Tage der Gelindigkeit und Güte seien vorbei“.

Da sprach der entscheidende zehnte August das letzte Wort. Dieser Tag brachte den Tuileriensturm und damit das Ende des Königtums und den Sieg der Jakobiner.

Und nun, da Straßburgs Gesinnung so deutlich bekannt war; da vollends durch eine zweite, von mehr als 5000 Bürgern unterzeichnete Adresse diese königstreue Gesinnung noch schärfer betont wurde: nun konnte kein Zweifel mehr obwalten, welches Schicksal der Stadt am Rhein bevorstand.

Die Tuilerien verwüstet wie einst die Bastille! Die Schweizer und alle männliche Dienerschaft des Schlosses hingemordet, der König gefangen! Diese Nachricht war ein betäubender Schlag. Der Straßburger Gemeinderat glaubt eine Katastrophe nahen zu sehen; die Wachen werden verdoppelt, die Vorposten verstärkt, die Klubs geschlossen. Von Paris kommen vier Kommissäre der nun siegreichen Jakobinerpartei, freudig empfangen von den Straßburger Demokraten, die ihnen mit bekränzten Mädchen und Pikenträgern entgegenziehen. Der Gemeinderat wird abgesetzt, Dietrich vor die Schranken der Gesetzgebung gefordert.

Als der Maire und die Gemeindeverwalter ihre Schärpen ablegten, fiel manche Träne dumpfen Zornes auf dies Abzeichen ihrer Würde. Dietrich erklärte, daß er sich bereitwillig stellen würde, sobald er seine Verteidigungspapiere gesammelt habe, und erbat dazu eine achttägige Frist. Alles verlief in Ordnung; Straßburg blieb ruhig wie der Maire, der nächtlicherweile ohne Aufsehen nach seinem Waldgut Jägertal bei Niederbronn abreiste, um dort in der Stille seine Dokumente zu sammeln.

Damit hatte des verdienstvollen Mannes Leidenszeit begonnen. Noch ehe die acht Tage um waren, erwirkte ein radikaler Abgeordneter der Nationalversammlung ein Verhaftungsdekret, wonach der Maire durch die Gendarmen vorgeführt werden sollte. Dietrich war bereits auf dem Wege nach Paris. Mit seiner Gattin fuhr er über Bitsch nach Metz; dort erfuhr er Genaueres über die Anarchie in der Hauptstadt und den Verhaftungsbefehl. Und er entschloß sich, geordnete Zustände abzuwarten, entwich über die Grenze nach Deutschland und durch Pfalz und Baden nach der Schweiz. . . .

Viktor hatte diese Ereignisse unter leidenschaftlicher Spannung in sich aufgenommen. Sie lebten in ihm; sie formten seine Welt. Er fühlte sich mitbeteiligt. Und er hatte sich's nicht nehmen lassen, noch einmal in die Privatwohnung Dietrichs vorzudringen und energisch für ihn Partei zu bekunden.

„Nur auf eine Minute, Madame!“ rief er bewegt, als er mit anderen zudrängenden Bürgern vor der Frau des Hauses stand. „Ich muß Ihnen und muß unserm Maire die Hand schütteln, ehe Sie reisen!“

Dietrichs Gattin hatte vor kurzem einem spätgeborenen dritten Kinde das Leben geschenkt. Die bleiche Frau stand weinend inmitten der Freunde des Hauses, ohne die beiden Söhne, die sich im Kriege für das Vaterland herumschlugen.

„Sie meinen es gut,“ sprach sie, „ich danke Ihnen allen, allen. Wissen Sie noch, wie wir an jenem Abend der Kriegserklärung einen Nationalgesang für die Armee ersehnten? Was für ein schönes Lied hat Rouget de l'Isle gefunden! Und nun haben es die Marseiller Demokratenbataillone, diese Briganten, diese Zerstörer der Tuilerien, auf dem Marsche nach Paris gesungen; ihnen singt es das Volk nach“ — —

Der Maire war ins Zimmer getreten, ernst und gefaßt, überall Hände schüttelnd. Er vernahm die letzten Worte und fiel ein:

„Die Marseillaise? Ja, das flammt nun durch Frankreich und die Heere an der Grenze. Und welche Ironie! Dies Lied, durch meine Anregung hier in unsrem königstreuen Hause entstanden, war das Marschlied der Marseiller Re-

publikaner und half das Königsschloß zertrümmern! Dafür also hab' ich jahrelang gearbeitet bis an die Grenze meiner Kräfte! Dafür mein Herzblut gegeben, mein Vermögen erschöpft! Und muß nun bei Nacht und Nebel wie ein Verbrecher meine Vaterstadt Straßburg verlassen!"

Es überwältigte den Maire. Er zog sich zurück.

* * *

In diesen Tagen war es, als der Nationalgardist Viktor durch die schwüle Straßenluft von einer Übung nach Hause marschierend, am Fenster des geschnitzten Erkers neben dem Vater ein fremdes Gesicht bemerkte. Es war ein junger schlanker Mann. Als Viktor hinaufkam, erkannte er den Fremden sofort an der Ähnlichkeit mit Leonie.

„Das ist Albert Frank!" rief er. „Sie kommen aus dem chaotischen Paris?"

„Aus Paris, ja, über Pfalzburg und Zabern," erwiderte Albert. Auch in seiner etwas leisen und höflichen Stimme war er ganz Leonie. Und nicht minder in der freundlich rosigen Gesichtsfarbe und in den glänzenden, gleichsam schüchtern blickenden Augen. Zugleich war in ihm viel Festigkeit und ein stiller Ernst.

„Er will nach Mainz, unter Custine fechten," erklärte der Alte. „Zuvor aber ein paar Wochen nach Barr."

Sie setzten sich zum Essen. Albert ging nicht leicht aus sich heraus. Er hatte im Grenadierregiment „Filles Saint-Thomas" der Nationalgarde gedient und den zwanzigsten Juni in unmittelbarer Nähe der Königsfamilie miterlebt. Er schien verlegen, daß er am zehnten August den König nicht verteidigt habe.

„Aber wir haben nicht gewußt, wer eigentlich befehlen sollte und wohin zu marschieren war. Hätten wir einen General an der Spitze gehabt, wir hätten das Gesindel in Stücke geschossen. Denn sie sind feig; das hab' ich einmal auf dem Marsfeld erlebt."

„Und wie war es am zwanzigsten Juni?"

„Wir haben um die Königin und ihre Kinder herumgestanden und haben sie vor dem Andrang des Pöbels geschützt, fast vier Stunden lang. Ich habe die Königin Ströme von Tränen weinen gesehen — so etwas vergißt man nicht mehr. Viele von uns hatten selber nasse Augen; und geplatzt sind wir fast vor Wut. Aber wir waren eine Handvoll gegen mehr als Zehntausend. Als der König endlich wieder in seinem Zimmer war und auch um die Königin Luft wurde, lief sie mit den Kindern zu ihm und hat ihn mit lautem Weinen wohl zehn Minuten lang umklammert. Wir hatten sie begleitet und standen dabei. O, die schmutzigen Reden, die sie vier Stunden lang hat hören müssen! Und der Geruch dieser Schnapsbataillone!"

Der hübsche, junge Bursche atmete schwer. Er schien sich zu schämen, hielt den Kopf gesenkt und spielte mit dem Tischmesser.

„König und Königin dankten uns mit Tränen in den Augen und wollten unsre Namen wissen. Ich hätte gern gesagt: ‚Sire, ich bin ein Elsässer, und meine Landsleute verabscheuen diese Verbrechen und ehren Eure Majestät' — aber wir schwiegen. Es war uns selber ums Heulen; wir bissen in die Lippen, und jeder schaute nach einer anderen Ecke. Unser Kapitän sagte endlich, und man spürte, daß es auch in ihm würgte: ‚Wir haben nur unsere Pflicht getan, danken Sie uns

nicht. Wir haben sie gern erfüllt und hätten noch mehr getan, wenn wir einen Lafayette an der Spitze gehabt hätten' . . . Nun ist's mit dem König aus. Er war zu gut. Er hatte am zehnten August fast tausend Schweizer und zweihundert Edelleute. Er hätte sich und sein Haus und seine Würde verteidigen sollen bis auf die letzte Patrone. Er aber gab den Schweizern Befehl, nicht zu schießen. Nun ist alles aus. Er war zu gut."

„Zu gut? Zu schwächlich!" rief der alte Hartmann mit zornrotem Kopfe. „Das ist kein Repräsentant einer tapfren Nation! Er hat seine Pflicht vergessen! Seine Pflicht war schon seit vielen Jahren, für sein hungernd Volk zu sorgen. Und gegen den Pöbel war seine Pflicht: Kartätschen!"

Viktor schlug auf den Tisch und stimmte bei. Die beiden Hartmanns flammten vor militärischem Zorn.

Albert reiste nach Barr. Der Jüngling war still. Es umwölkte ihn noch lange der Pulverdampf der Tuilerien. Er flüchtete aus dem Unrat in die ehrliche Feldschlacht und wollte sich vorher im heiligen Bezirk des mütterlichen Hauses erholen.

Und tags darauf erhielt Viktor einen Brief aus Birkenweier:

„Adelaïde Mably ist in Kolmar angekommen und in Pfeffels Landhäuschen Bagatelle abgestiegen. Wollen Sie die Waise abholen und nach Barr bringen?"

Viertes Kapitel

Adelaïde

Um den Garten zu Barr sonnten sich die Weinberge. Durch eine Baumlücke konnte man die Burg Andlau über dem Hügelrücken erspähen. Kloster Odilienberg und die nähere Ruine Landsberg waren nicht sichtbar. Wald und Reben schoben sich dazwischen.

Der nicht allzu große, aber mit gebauschten Wipfeln und schweren Fruchtästen ebenso wie mit Buschwerk, Blumen und Küchenkräutern wohlgefüllte Garten ließ in der Mitte eine grünschimmernde Rasenfläche frei.

Auf dem geschorenen Grün stand ein Liegestuhl. Darin schlief ein Mädchen. Ihr Gesicht war mit einem feinen Gazegewebe überschleiert, ihr Körper mit einer farbigen Decke zugehüllt. Auf dem Rasen daneben reckte sich ein zweites Mädchen vor einem Buch, stützte den Kopf in beide Hände und las.

Im Hintergrund des ansteigenden Gartens ging Frau Frank mit Viktor Hartmann unter Bäumen auf und ab und ließ sich von Kolmar erzählen.

Die Stimmen klangen nicht laut. Auch aus dem schmalen Hof, wo der Kutscher Lederzeug flickte, kam nur ein unmerklich Geräusch. Es dehnte sich ein Hund auf dem warmen Kies; Tauben spielten auf dem Dache der Kutscherwohnung. Und groß und kühl lag das alte Haus. Wer durch den rötlichen Steinbogen jenes fast immer geschlossenen Tores in diese Stille eingetreten war, der spürte gelinderen Hauch im Wesen der Menschen und in der eigenen Seele. Denn sanfter floß hier der Sommerwind.

„Ans Ufer geworfen von den Schlammwellen der Revolution," sprach Viktor, „so liegt dort das liebe Kind. Ich kann Ihnen nicht sagen, Frau Frank,



wie sehr mir dies Schicksal ans Herz greift. Auch Pfeffel ist durch die Ereignisse bedrückt. Seit drei Jahren quälen ihn rheumatische Gesichtsschmerzen, die er sich auf einem Ausflug durch Erkältung geholt hat. Und die neueste Wendung der Revolution macht auch ihm Sorge. Ich selbst hab' so stark an alte Zeiten denken müssen, als ich die wohlbekannten Orte wiedersah — die Rappoltssteiner Schlösser, Ortenburg, Ramstein, Hohkönigsburg und die Türme von Kolmar — daß ich ganz die Gegenwart vergaß. Und als ich dann Abby begrüßte, hatte ich Mühe, die Tränen zurückzuhalten. Ganz noch Kind wie einst — und doch, was für ein leidvoll verfeinert Gesichtchen!"

„Wissen Sie, was Leonie sagte, als wir nach der Begrüßung wieder allein waren? ‚Mama, sie sieht so katholisch aus.' — ‚Wie meinst du das, Kind?' — ‚So wie die Madonna drinnen auf dem alten Wandbild.' — ‚Nun, die hast du ja immer so gern gehabt?' — ‚Ich hab' auch Abby gern.' — Das Kind hat recht. Es ist etwas so Frommes in Abbys Gesicht, etwas, was über die Welt hinausweist. Was für unergründliche meergraue Augen hat das Mädchen! Und was für ein überraschendes Lächeln, nicht wahr, plötzlich mitten in all den Ernst! Gestern hab' ich sie auf die Arme genommen und ins Bett getragen — ach, sie wiegt so leicht! Und da konnt' ich mich nicht enthalten: wie sie so die Arme um meinen Hals schlang und vertrauensvoll die Kinderaugen zu mir aufschlug — ich hab' sie geherzt und geküßt wie ein Wickelkind. Das liebe Geschöpf!"

Viktor hatte so viel Innigkeit in seiner immer so sicher beherrschten Nachbarin gar nicht vermutet. Er war dankbar bewegt.

„Wie mich das freut, Frau Frank, daß Sie sich so des Mädchens annehmen!" rief er erleichtert aus. „Ich war etwas bange, ob es auch einen Akkord zwischen Ihnen, Leonie und Abby geben würde."

„Ich vielmehr habe Ihnen zu danken," erwiderte Frau Johanna. „So wunderlich es Ihnen klingen mag, es ist dennoch Tatsache: in meinem Leben war ein wenig Stillstand eingetreten. Meine Kinder gehen ihren Weg ohne viel Mühe, unterstützt von einem gesunden Naturell; und ich habe sie so erzogen, daß ihnen Selbständigkeit etwas Natürliches ist. Aber ich selbst, die ich noch nicht weit über die Vierzig hinaus bin, fühle mich noch zu jung, um bereits Zuschauerin zu sein. Und da kommt nun dies verlassene Mädchen zu mir. Wissen Sie, wie mir zumute ist? Als wär' ich noch einmal Mutter geworden und hätte ein spät gekommenes Kind zu hegen und zu betten. Wie das beglückt, das kann nur eine Mutter nachfühlen. Alles, was an Liebe — ach, das Wort Liebe reicht da gar nicht aus! — was an Opferkraft und Hingebung in uns Frauen lebt, bricht bei solchem Anlaß aus. Man könnte sein Blut hingeben, um so ein süßes, so ein hilfloses Geschöpfchen vom Untergang zu retten."

Die stattliche Frau, die da mit starken Hüften, kräftigem Brustbau und ungebleichtem Haar in einem weiten, mattblauen, mit schwarzen Spitzen besetzten Sommerkleid durch den Garten schritt, hatte Tränen in den Augen.

„Sie scheinen immer so ruhig, Frau Frank," setzte Viktor mit achtungsvollem Tone das Gespräch fort. „Aber ich glaube, Sie haben doch auch Ihre stille Wunde."

„Man spricht nicht darüber," erwiderte sie einfach, tupfte mit dem Taschen-

tuch zweimal über die Augen und steckte es wieder in den Busen. „Ich habe schon vor Jahren meinen Gatten verloren, noch in der Vollkraft meines Lebens. Ich hing mit ganzer Seele an ihm und war gern Mutter. Kurz vor seinem Tode hatten wir ein bildschönes fünfjähriges Mädchen an den Blattern sterben sehen. Ein Jahr zuvor meinen Bruder, einen blühenden Offizier. Schon im Anfang unserer allzu kurzen Ehe waren uns beide Eltern gestorben. Lieber Viktor, da wird man still und ernst. Die Kämpfe, die eine kräftige und gesunde Frau durchmacht, wenn sie sich mit einigen dreißig Jahren Witwe sieht, das weiß nur eine Frau, die dergleichen erlebt hat, und Gott allein. Jetzt ist's überstanden. Aber wenn ich ein so herziges Geschöpf wie diese Abby in die Arme nehme, so spüre ich, wie jenes Überwundene wieder in mir aufweint und herauswill. Ich drücke in ihr meinen Gatten ans Herz und mein totes Kind und alle ungeborenen Kinder und begrabenen Hoffnungen. Das liebe Wesen! Der Himmel hat mir's geschenkt."

Die innig bewegte Mutter schwieg. Ihrem Begleiter war zumute, als hätte er einem Gottesdienst beigewohnt.

„Es ist in jedem tieferen Menschen ein Geheimnis verborgen," begann Viktor nach einem Weilchen zu philosophieren. „Der eine trägt es in sich als verklärtes Leid, der andere als wertvolle Erinnerung, der dritte als geheime Liebe, religiöse Hoffnung oder dichterische Ahnung von einem höheren Zustand. Es wird wohl alles dies zusammenwirken. Dahin ziehen wir uns zurück aus der Außenwelt und stärken uns daran und unterreden uns mit den dort wohnenden reinen Mächten. Bei Ihnen bricht's jetzt als aufgesparte Mutterliebe heraus. Meine Kämpfe waren andrer Art. Sehen Sie sich einmal diesen Ring an: den hat mir mein Vater geschickt, ehe ich nach Jena ging. Entsinnen Sie sich, daß Sie ihm diesen Ring eingepackt haben?"

Frau Johanna entsann sich dessen.

„Ich habe mich sehr darüber gefreut," fuhr Viktor fort. „Denn indem Papa Sie in seinem Briefe erwähnte, stellte sich mir eine Gedankenverbindung her, die mir stärkend war. Ich dachte an Rothau, wo ich Sie kennen gelernt habe, und dachte an Pfarrer Oberlin. So hab' ich denn diesen einfachen Bergkristall einsetzen lassen, den ich einmal im Granit bei Waldersbach gefunden habe; und ließ ein Leitwort eingraben — sehen Sie, da steht es inwendig um den Ring herum."

Viktor hatte den Reif abgezogen und ihn dargereicht. Sie las: „D u r ch R e i n h e i t s t a r k."

„Ein schönes Wort, Viktor."

„Ein lichtes Herz, das die Sonne rein und kräftig widerspiegelt, scheint mir der schönste Besitz," erwiderte Viktor, den Reif wieder an den Finger steckend. „Ich will den Ring meiner Braut schenken, falls ich mich einmal verloben sollte. Dieser Spruch ist noch kein Zustand, sondern vorerst nur ein Ideal. Ich bin nach Jena fortgelaufen, um dort dem Ideal näherzukommen. Doch ich weiß nicht, ob ich schon über den Berg bin."

Frau Frank blieb stehen.

„Sie haben mir vorhin gesagt, ich hätte manches Schwere erlebt, Viktor.

Das Nämliche darf ich wohl Ihnen sagen, obwohl Sie das nach außen wenig merken lassen."

„Man spricht nicht darüber," entgegnete er nun seinerseits mit ihren eigenen Worten. „Nur selten einmal, im Gespräch mit einem vertrauenswürdigen Menschen, freut man sich, festzustellen, daß auch andere gelitten und gekämpft, geirrt und gesühnt haben."

„Kommen Sie," sagte Frau Frank. „Ich höre die Mädchen. Abby ist aufgewacht."

* * *

Als sich Frau Johanna und Hartmann dem Rasenplatz näherten und das idyllische Bildchen überschauten, wurde Viktor von einer ungewohnten und nicht schönen Empfindung flüchtig gestreift.

Der junge Albert Frank war aus dem Hause gekommen und hatte sich zu den beiden Mädchen auf den Rasen gesetzt. Der schlanke Jüngling war in bürgerlicher Kleidung; der Rock war ihm etwas zu eng und die Ärmel zu kurz, so daß der Zwanzigjährige wie ein aufgeschossener Junge von Fünfzehn aussah. Er hatte sich eben mit scherzender Galanterie auf ein Knie niedergelassen, Leonie kniete auf der andern Seite des Liegestuhls; während er nun Abbys linke Hand faßte, hob Leonie die rechte — und so zogen die Geschwister das lächelnde Mädchen aus der liegenden Stellung in die sitzende empor. Abby schüttelte die Decke ab und stellte, auf der Seite Alberts, die Füße auf den Rasen nieder.

„Bon soir, mes amis! Me voilà!" sagte sie heiter mit der ihr eigenen zarten Sopranstimme, die sich eigenartig von Leonies ruhiger Altstimme abhob. „Da bin ich!"

„Aha, Leonie, und auf meiner Seite!" rief Albert lachend und klatschte in die Hände. „Siehst du, ich hab's gleich gesagt!"

Aber Leonie hatte sich über den Stuhl hinüber neben Abby geschwungen, schlang den Arm um die Gespielin und sagte:

„Was der sich einbildet! Er will mich wohl eifersüchtig machen, Abby? Aber das gelingt ihm nicht!"

„Nein, Leonie, das gelingt ihm nicht."

In diesen Dreien hatte weder Eifersucht noch Liebelei Platz; sie waren einfache Naturen und unbefangene Herzen. Aber in Viktor war etwas aufgeflammt — nur einen Augenblick, aber schmerzhaft zu spüren — was mit Eifersucht peinlich benachbart war. Da saß nun dies überaus reizvolle und liebenswerte Geschöpf, verwandt in einigen Gesichtslinien, wenn auch gänzlich verschieden im Naturell, mit der Mutter. Ihre ebenmäßig bleichen Züge waren von einem leisen und feinen Rosenhauch überschimmert; die Augen dieses ovalen Gesichtchens, das von bräunlichen Ringellocken geschmückt war, schienen meist halb geschlossen und fast nach japanischer Art geschlitzt zu sein, überschattet von halbmondförmigen Augenbrauen und langen Wimpern, waren aber groß und von fremdartiger Tiefe, wenn sie weit offen waren; und so war auch das Lächeln, das von den Mundwinkeln auszustrahlen schien — jenes blitzartig hinfliegende und wieder erlöschende, das ganze Gesicht geheimnisvoll erhellende Lächeln — ein Wetterleuchten von jenseits

der Berge, wo eine andere Sprache und Gemütsart üblich war, seltsame Gegenden enthüllend und wieder in magisches Dunkel senkend. Das längliche Köpfchen, mocht' es auch nicht groß sein, schien doch den langen Hals zu beugen, als wäre die Blume zu schwer für den schwankend feinen Stengel. So saß dies Mädchen aus der Fremde zwischen den beiden gesunden Alemannenkindern, umflossen von einem faltigen, blaßgrünen Mousselinkleid, das um den Gürtel von einer breiten weißen Seidenschärpe zusammengehalten war. Als sich die vornehm zarte Gestalt erhob, stand sie wie eine ätherische Göttin zwischen den fest verkörperten Erdenkindern.

Viktor war aus dem Gebüsch getreten, als Albert jenen Triumphruf ausstieß. Es tat ihm weh. Schon Frau Frank hatte ihm ja soeben kund getan, wie völlig und gut Addy bei ihr aufgehoben sei. Nun war hier auch noch ein liebenswürdiger junger Mann, der ihr ein Gespiel werden konnte — und vielleicht mehr. Viktor kam sich wieder einmal überflüssig vor. Das Schicksal hatte ihm Addys Mutter versagt; er klagte darüber nicht mehr, es mußte sein, es war alles zu wild und zu gesetzlos. Nun aber nahm man ihm auch die Tochter. Es tat ihm weh.

Las Addy mit dem Feingefühl der Kranken diese Stimmung auf seinem Gesicht ab? Sie hatte bei aller Langsamkeit ihrer Bewegungen eine gleichsam südfranzösische plötzliche Art, ganz rasch einem Einfall zu folgen und heftig, fast überstürzt französische Worte von den Lippen zu schütteln.

Sie trat auf ihn zu und hielt ihm begrüßend die Hand hin, indes vom Arm der weite Ärmel zurückfiel und das Armband bloßlegte:

„Sie machen Ihr ernstes Gesicht, Herr Hartmann? Sind Sie betrübt? Das sollen Sie nicht, Sie dürfen nicht traurig sein, nicht wahr, Sie sind nicht traurig?"

So sprudelten ihre Fragen.

„Er ist nicht traurig, Addy," beruhigte Frau Frank lächelnd. „Ernst ist er ja immer. Das macht die viele deutsche Philosophie, die er studiert hat. Doch kommt, Kinder, nun wird Kaffee getrunken."

Viktor hatte Addys Hand behalten und ihren Arm unter den seinen gezogen, Frau Johanna nahm sie am anderen Arm — und so schritten sie den Garten hinan in die Laube, wo bereits der Tisch gedeckt stand. Leonie in ihrem weißen, mit schwarzen Sammetbändern besetzten Sommerkleid war über den Rasen hin vorausgelaufen, um bei Tisch zu bedienen. Ihre Art und Anmut entfaltete sich nicht in der Ruhe, wie es bei Addy der Fall war, sondern in der geschäftig zugreifenden, nie überhastenden, lautlos sicheren Bewegung der Arbeit. Da kam denn Rhythmus in ihre etwas eckigen Formen, in ihre Hände, mit denen sie bei unbeschäftigtem Stillsitzen nicht viel anzufangen wußte; mit hausfräulicher Sicherheit handhabte sie die Kanne und wanderte, sorgsam einschenkend, um den Tisch herum, während die Mutter für „Prinzessin Addy" ein Kissen in den Lehnstuhl schob.

„Es gehört Talent dazu, mit Geschmack und Haltung von anderen bedient zu werden," dachte Hartmann im stillen. „Addy hat dieses Talent. Sie kann mit Blicken danken und mit einer leisen Geste Höflichkeiten sagen. Und wenn sie sich einmal unauffällig hinüberbeugt und ihrer mütterlichen Wohltäterin die Hand küßt, so verrät sich in dieser Bewegung allein schon eine jahrhundertalte Kultur."

So saßen sie beisammen und bildeten eine idyllische Welt für sich.

Hartmann bezeugte kein Bedürfnis, aus diesem Gartenidyll nach Straßburg zurückzukehren. Das Unterrichtswesen war in die Brüche gegangen; Politik und Krieg verschlangen alles; er setzte sein Studium privatim fort und wartete auf bessere Zeit. Manchmal hallten Nachrichten aus der Außenwelt in den heiligen Hain dieser schöngestimmten Menschen, die ihren Sommeraufenthalt recht lang in den Herbst hinein zu verlängern gesonnen waren. Der Maire Goepp vom benachbarten Heiligenstein oder der Friedensrichter Kuhn aus Epfig waren Freunde des Hauses und trugen gelegentlich Neuigkeiten heran. Im übrigen blieb man in Stube und Garten, am Klavier und im Bücherzimmer; und wenn man ausging, so wanderte man durch die Weinberge bis zu den Hagebutten des Waldes empor, der die Höhen krönt und von wo die Burgen Andlau und Spesburg nebst den südlichen Vogesen sichtbar werden. Addy galt, selbst bei den Kutschersleuten, als „Besuch aus Kolmar“ und als „Verwandte des Hauses“. Sie sprach mit elsässischer Schattierung und französischen Brocken ein ziemlich gutes Deutsch; sie hatte manches Buch in dieser Sprache gelesen und manchen deutschen Brief in den letzten drei Jahren an ihren Freund Viktor Hartmann geschrieben — aber niemals abgesandt.

Dieser Freund Viktor Hartmann hatte keine Ursache, auf jemanden eifersüchtig zu sein. Stillschweigend räumten ihm die drei anderen seine offensichtlich bevorzugte Stellung bei Addy ein. Es war ihnen dies etwas Selbstverständliches. Als die Geschwister bald hernach, in einer ähnlichen Situation wie damals auf dem Rasen, scherzhaft stritten, auf welcher Seite des Stuhles Addy aufstehen würde, beteiligte sich auch Viktor an dem Spiel und stellte sich mit ausgebreiteten Armen vor den Stuhl. Mit einem Male sprang das Mädchen nach vorn ab und flog in seine Arme. Aber die Bewegung war so heftig gewesen, daß ihr Herz stürmisch zu klopfen begann; sie erblaßte, und ihr Kopf sank an Viktors Schulter. Und während die Geschwister, einander auslachend, mit den Decken nach der Laube vorausgingen, sagte Addy leise zu dem erschrockenen Freund: „O, wie mein Herz klopft! Fühlen Sie nur!“ Zart legte sie seine Hand an ihren jungen Busen — und er vernahm entsetzt ein heftiges Pochen.

„Das wollen wir nicht wieder tun, Addy“, sprach er besorgt. „Ich weiß auch ohne solche Proben, daß Sie meine gute Freundin sind und mich ebenso liebhaben, wie Sie die drei andren lieben, nicht wahr?“

Sie blieb stehen, schlug ihr großes Auge zu ihm auf und flüsterte innig:

„Viel lieber!“

Viktor drückte als Antwort ihren Arm fester in den seinen. Es durchströmte ihn unter diesem Blick und Wort ein unbeschreiblich Glücksgefühl, vermischt mit einer jähen Ahnung. Indem sie zur Laube schritten, kam ihm plötzlich eine intuitive Erkenntnis, die ihn zu überwältigen drohte. So hatte einst die Mutter dieses Kindes seine Hand an ihre Brust gezogen — aber in leidenschaftlichem Aufruhr, an eine vollwogend gesunde Brust, auf der ein Blutstropfen glühte, und hinter der ein nicht minder glühendes Blut nach Glück verlangte. Und an Addys auffallendes Verhalten in jenem Sommer zurückdenkend, stieg ihm mit einem Schlage die Ge-

wißheit auf, daß in diesem Mädchen damals schon ein unendlich zartes Gefühl erwacht sei, durch das sie jetzt vollends mit ihm verbunden war. Nun war es ja nur noch ein Schritt zu der weiteren Gewißheit: daß die Mutter dies Gefühl ihrer Tochter bemerkt habe — daß sie aus diesem Grunde mit dem Kinde nach Paris entflohen sei — in den Kerker, in den Tod!

Mit Wucht fiel ihm diese Erkenntnis auf die Seele. Und in diesen Tagen, während er solche Qualen zu verarbeiten hatte, drang die Kunde von den furchtbaren Pariser Septembermorden nach Barr und warf seine Gefühlswelt vollends um. Der massive, stürmische Danton, dieser lasterhafte Mirabeau des Pöbels, hatte dort zu Paris das furchtbare Programmwort ausgegeben, daß man mit dem „terreur", mit dem Mittel des Schreckens, die Feinde der Republik einschüchtern müsse. Man fing damit an, daß man in drei Tagen und Nächten die Gefangenen der Pariser Kerker hinschlachten ließ!

Viktor war rasend. Fieberhaft stürmte er zu den Kutschersleuten und hielt mit der Familie Frank einen geheimen Rat ab: vor Addys Ohren nichts, aber auch nichts verlauten zu lassen von der greuelvollen Schlächterei. Man hatte es schon bisher vermieden, von den Pariser Gefängnissen zu sprechen; wenn auch mancher Schatten in die Gespräche fiel, so war doch immerhin noch Hoffnung gewesen. Von jetzt ab war Hoffnung ausgeschlossen. Man erfuhr Genaueres über das wahnwitzige Blutbad. Es konnte kein Zweifel mehr sein: in einem Winkel der Abtei, zwischen Haufen von Leichnamen, lag auch die schöne, kleine, lebensprühende Marquise, von einer breiten Pike brutal durchstochen! Und an der Stelle, wo einst ein reizvoll in das Liebesspiel verwobenes Blutströpfchen geglüht hatte — klaffte nun der tödliche Blutfleck!

Adelaïde war schon schlafen gegangen, als der alte Goepp das Entsetzliche erzählte. Man hatte ihr in ihrem Schlafzimmer, mit taktvoller Rücksicht auf ihre Religion, ein Weihwasserkesselchen mit einem Kruzifix angebracht. Sie pflegte jeden Morgen und Abend sich zu bekreuzigen und für ihre Mutter und Freunde zu beten. Viktor, der nach Goepps Weggang bei Frau Frank in der Dämmerung saß, hatte just vorhin einiges von diesem zarten Kindergebet vernommen und war aufs tiefste bewegt. Er verhüllte das Gesicht, er stöhnte aus Herzensgrund. Der Schein des Kaminfeuers griff empört an den weißgetäfelten Wänden empor und neigte sich wie tröstend über die zusammengebrochene Gestalt. Auch Frau Frank saß betäubt und starrte in das glühende Holz.

„Gut also!" rief endlich Viktor, sprang auf und lief hin und her. „Das war also wieder ein Phantom! Die glorreiche, liebenswürdige, ritterliche Nation der Franzosen beschmutzt sich abermals! Hat sie nicht schon eine Bartholomäusnacht in ihren Annalen zu verzeichnen?! Nun auch noch die Septembermorde! Paßt auf: jetzt kommt die Königsfamilie dran! Paßt auf: und unser Maire Dietrich endet im Blut! Und alle Edlen enden im Blut — denn in Frankreich regiert die Bestie!"

„Wir wollen von näheren Dingen sprechen, lieber Viktor", sprach Frau Frank nach einem langen Schweigen leis und traurig. „Wir haben hier ein Mädchen unter uns, das ans Land geworfen ist aus diesen wüsten Gewässern, wie Sie einmal gesagt haben. Ich will nicht indiskret sein, Viktor. Aber es ist nun ein neuer Zu-

stand eingetreten; Addy ist Waise und fortan mein Kind. Lassen Sie sich nun einmal ganz ruhig folgendes erzählen. Heute früh, als ich mit Albert und Leonie allein war — Addy schlief noch —, kamen wir, ich weiß nicht wie, auf den Ring zu sprechen, den Sie am Finger tragen. ‚Es ist mir fraglich, ob sich Hartmann jemals verheiraten wird', warf Albert hin; ‚er ist ein viel zu ernster Einsiedler.' Drauf Leonie verwundert: ‚Aber das ist doch klar, daß er sich verheiraten wird! Ihr Männer seid recht blind.' — ‚Wieso? Mit wem denn?' — ‚Aber doch natürlich mit Addy!' — ‚So, so', sagte der Junge und schwieg. Und heute mittag, nachdem er den Vormittag verdüstert herumgelaufen, kommt Albert plötzlich zu mir und sagt mit etwas gekünstelt forscher Heiterkeit, daß sein Urlaub zu Ende sei. Lieber Viktor, es kommt mir unzart vor, diesen Punkt zu berühren. Ich hab's auch Leonie verwiesen, nicht so zu sprechen. Aber Sie sehen daraus, daß da irgendwo etwas Unklares oder Ungesundes oder Sentimentales steckt, nennen Sie's, wie Sie wollen. Und ich denke doch, wir wollen alle ganz klar miteinander stehen. Es ist darum gut, daß mein Junge wieder zum Regiment geht; er fing mir an, weichlich zu werden. Um eine interessante und liebenswerte Leidende wie Addy ist immer ein wenig Gefahr der Verweichlichung. Ich spreche nicht lieblos, Viktor, denn Sie wissen, was mir dies Kind ist. Aber darum möchte ich deutlich sehen, wie Sie — nun, lassen Sie mich's stracks heraussagen: wie Sie zur Mutter gestanden haben und wie Sie zu dem Kinde stehen. Ist es unzart?"

Viktor blieb stehen und schaute die mütterliche Freundin offen und entschieden an:

„Mein Entschluß ist gefaßt, liebe Frau Frank! Diese wahnsinnige Panik im jetzigen Frankreich kann ich mir nur durch die Kriegsangst erklären. Dem Herzog von Braunschweig und seinem hochmütigen, drohenden Kriegsmanifest danken wir nicht wenig von dieser schändlichen Verwirrung. Jetzt gilt es, den Feind abzuwehren und das innere Land zu entlasten. Dort an der Grenze, dort ist noch eine Möglichkeit, dem Vaterland in reiner Weise zu dienen. Albert und ich gehen gemeinsam zur Armee. Nicht zu den spielerischen Bataillonen der Nationalgarde, sondern in das Linienregiment, wo Albert seine Kameraden hat. Dieses Zusehen hier in der Stille macht wahnsinnig. Nicht lange, so brechen die Preußen und Österreicher über das Elsaß her — und wir erleben hier im Lande, hier in Barr vielleicht, dieselben Schlächtereien wie dort in Paris."

Er ging mit heftigen Schritten im fahl beleuchteten Zimmer hin und her, während Frau Frank schweigend am Kamin in ihrer Decke saß.

„Und dann", fuhr er fort, „will ich Ihnen auch über das andre Klarheit geben. Hören Sie also: Addys Mutter hatte mich lieb; Addys Mutter hat mich mit der Bitte beehrt, ihrem Kinde ein väterlicher Beschützer zu sein. Eine Liebe, die mehr wäre als zarteste geschwisterliche Freundschaft, ist also der Tochter gegenüber völlig ausgeschlossen."

Und sich neben die reifere Freundin auf einen Stuhl werfend, fuhr er erregt und leiser fort:

„Sie sind die erste, Frau Johanna, mit der ich über diesen Gegenstand spreche. Auch Sie muß ich um Verzeihung bitten, daß ich überhaupt unritterlich genug bin,

dies zu berühren; denn es handelt sich um eine Frau und um eine Tote. Mag manches in meinem unreifen Leben Verirrung sein — nun, in Gottes Namen, ich beuge mich in Demut. Aber sagen muß ich: für mich waren manche Verirrungen entscheidende Erlebnisse, die in ihren Wirkungen dennoch schließlich Tapferes bei mir auslösten, so daß ich ohne sie nicht der Mensch wäre, der ich heute bin oder wenigstens zu werden hoffe. Im übrigen haben Sie das Wort gelesen, das hier in meinem Ring steht. Zweifeln Sie nicht daran: es ist mir damit heiliger Ernst!"

„Ich danke Ihnen, Viktor", antwortete die Witwe. „Noch eins freilich muß ich hinzufügen: und Addy? Wir müssen da vorsichtig sein. Ein Mädchenherz, besonders unter so ungewöhnlichen Verhältnissen, träumt sich leicht in etwas hinein, was nachher schwer wieder auszuwischen ist."

Hier aber war die sonst so taktvolle Frau zu weit gegangen. Viktor fuhr fast zornig empor.

„So lassen Sie ihr doch das bißchen Träumen! So lassen Sie ihr doch das Restchen Glück! Wollen Sie denn an dies sterbende Kind denselben Maßstab anlegen wie an ein gesundes Bürgermädchen?! Und selbst wenn mich Addy ein wenig mehr verehren sollte, selbst wenn sich Bräutliches in ihrer reinen Seele regen sollte — — o Himmel, Frau Frank, lassen Sie doch mir und lassen Sie Addy dies unvergleichlich zarte Verhältnis! Oder trauen Sie mir nicht den nötigen Takt zu? Glauben Sie mir, es ist das Reinste, was ich je erlebt habe! Und ich weiß keinen schöneren Weg der Entsühnung, als diesem Kinde innig gut sein zu dürfen bis in den Tod!"

Seine vibrierende sonore Stimme drohte unter den Erschütterungen des Tages in ein grimmiges Weinen überzugehen. Man hatte sein Heiligtum angetastet.

Er verließ das Zimmer. Aber die Freundin eilte ihm nach.

„Viktor!" rief sie, mit beiden Händen seine Rechte fassend, „ich bin in meinen Sorgen um das Kind kleinlich geworden, verzeihen Sie mir! Es soll ganz so bleiben, wie es bisher war. Schöner kann es nicht sein. Ich vertraue Ihnen von ganzem Herzen. Und kein Wort mehr über diese zarten Dinge!"

Der Erregte beugte sich herab und küßte Frau Franks bürgerliche Hände. Dann lief er hinaus, um sich auf einem Spaziergang durch die traurig herandämmernde Herbstnacht zu beruhigen.

* * *

Im Spätsommer 1792 begann zu Paris das Werk der Guillotine. Von jetzt ab kam sie auf Jahre nicht mehr außer Übung. Die Konventswahlen fielen in jakobinischem Sinne aus; Frankreich wurde am 22. September zur Republik erklärt. In der Kanonade von Valmy donnerte Kellermann die schwerfällig durch unermeßliche Regengüsse watenden Preußen zurück. Speier fiel in Custines Hände.

Albert, dessen rosige Gesundheit sich rasch wieder zu frischer Natürlichkeit des Benehmens zurückgefunden hatte, war eines Morgens verschwunden, nachdem er tags zuvor durch Andeutungen Abschied genommen.

„Wenn ich zur Armee abmarschiere," hatte er gesagt, „wird nit lang g'heult. Eines Morgens findet ihr das Nest leer, und auf dem Tisch liegt ein Zettel: Adje bisamme!"

Und so geschah es. Nur lag auf dem Tisch kein flüchtiger Zettel, sondern ein warmherziger Brief, zum Vorlesen bestimmt, mit einem besondren Papier für die Mutter allein. Frau Johanna war sehr still. „Er wird als braver Soldat seine Pflicht tun“, war alles, was sie sagte.

Dann reiste auch Viktor nach Straßburg, um seine Prüfungen abzuschließen und hernach gleichfalls in die Armee einzutreten. Aber ihm widersetzte sich der alte Hartmann mit Entschiedenheit. „Du bist Nationalgardist — das ist einstweilen genug! Exerziere du auf der Metzgerau, in der Zitadell' und auf den Wällen — und warte, bis man dich bei der Armee braucht! Ich hab' nur einen Sohn.“

Viktor brach den Streit hierüber ab, nahm seine Studien und Privatstunden wieder auf, diente straff in der Bürgerwehr und bezog seine Wachen. Die andren soldatischen Gelüste ließ er sich scheinbar ausreden. Und die Professoren, die er besuchte, bestärkten ihn darin. Es fanden sich glücklicherweise ruhige Inseln inmitten der haßvollen Unruhe. In Blessigs geselligem Kränzchen ward er wieder zum Griechischen und zur Beschäftigung mit schöner Literatur ermuntert. Durch Freund Redslob fand er bei Türckheims Zugang. Hier war, unter Frau Lilis milden Augen, auch jetzt noch eine edle Geselligkeit im Schwange; man trug vor und musizierte, man sprach über Kunst und Literatur, über Politik und Religion. Künstler wie der Maler Guérin und der Bildhauer Ohmacht, Gelehrte wie Koch, Blessig und Haffner waren im Hause des Bankiers Türckheim beliebte Gäste.

Und sehr befreundet fühlte sich Viktor mit dem Professor Johannes Hermann, einem langen, hageren, lebhaft tätigen Naturforscher von bemerkenswerten Verdiensten, und dessen talentvollem Sohne, der soeben das medizinische Doktorexamen abgelegt hatte. Hier bei Hermann, im Naturalienkabinett, im Studium der Kräuterkunde, der Zergliederungskunst, der Chemie, auf wissenschaftlichen Exkursionen in die botanische Umgebung — hier, in so sachlicher Arbeitsstimmung, vergaß er oft gänzlich seiner persönlichen Gefühle und Gefühlchen. Und vergaß die strenge Frage, die in seinem Geiste immerdar hochaufgerichtet am Horizonte stand: die Frage nach Sinn und Geheimnis des rätselvollen Lebens überhaupt und nach der Pflicht des Grenzlandbewohners im besonderen, bei so verwirrendem Sturmwind aus Westen — die Frage nach seiner eigenen Stellungnahme zwischen politischem Zwang und seelischem Ideal.

Und doch verhehlte er sich nicht, daß ein Tieferes in ihm nach Ausdruck und Vollendung rang.

Philosophie? Er wappnete sich seit Jena damit. Wissenschaft? Er hatte davon die Fülle Kunst und Literatur? Er legte Wert auf Geschmacksbildung. Aber da war noch ein Tieferes — jenes Etwas, was vom Gedanken an das Steintal so wohltuend ausstrahlte, was ihn mit der Stille des Frankschen Hauses so wohltuend verband. War dies Tiefste dem Religiösen verwandt? Auch an religiösen Anregungen fehlte es nicht. Es war in den Kreisen um Blessig oder Türckheim eine veredelte Religiosität, wie er sie schon in Kolmar und Birkenweier geschätzt hatte. Sie legte ihren Schwerpunkt auf die Tugend; sie übte sich in Achtung vor der Kirche.

Wenn Viktor in der Thomaskirche am Sonntagmorgen neben dem Vater



im Kirchenstuhl stand, indessen der steinerne Bau unter der Wucht der Orgel erzitterte, so ward er, auf die würdevollen Nachbarn um sich blickend, an die großen kirchlichen Zeiten dieser Stadt erinnert. Die grauen Köpfe, die da in feierlicher Haltung die Bänke entlang standen, hatten Ernst in ihren Mienen und Würde in ihrer Haltung; ihre Gestalten paßten zum Orgelklang und zum Dröhnen der ehernen Glocken. In diesen Elsässern war die große Tradition des bürgerlichen Christentums spürbar, es waren verkörperte Proteste gegen den Carmagnolentanz des Zeitgeistes. Und wenn Viktor Fugen von Meister Bach vernahm — feste Grundmelodie, kunstvoll umrankt von beherrschter Phantasie —, so schienen ihm die revolutionären Zeitgenossen diesem Manne gegenüber wie schwatzende Buben.

Viktor Hartmann war keine theologische Natur, kein Dogmatiker; das hatte sich während seines Theologiestudiums deutlich erwiesen. Aber sein Wesen war auf Ehrfurcht eingestellt; er brauchte Liebe; er fühlte sich nur wahrhaft lebenswarm im schöpferischen Element der gebenden und empfangenden Güte. Und das „höchste Gut" war ihm Gott.

Aber das Wirken in diesem Sinne war ihm unterbunden; denn rund herum war die Welt auf Haß gestimmt ...

* * *

Spät im Herbst, als der Garten entblättert lag, war Frau Frank mit den beiden Mädchen zögernd und ungern in die verwildernde Stadt zurückgekehrt.

Regendüstre Tage! Schon am 27. September, als zu Straßburg die soeben ausgerufene Republik mit Trommelschlag, Umzug und Illumination gefeiert werden sollte, versagte der Himmel seine Erlaubnis zur Beleuchtung des ehrwürdigen Münsters. Der alte Dom, geschaffen von gläubigen Geistern, verhielt sich dunkel und düster; Regen peitschte sein vielzackig Gestein; Weststurm pfiff durch die Lücken und Lichtungen des hochstrebenden Baues. Die Fahnen hingen in Fetzen; Trommeln und Trompeten klangen unfreudig; nur die dumpf dröhnenden Kanonen auf den nassen Wällen bedeuteten die eigentliche Feststimme, die fortan diesem ehernen Zeitalter gemäß war.

Die Bürger waren trüb und ahnungsvoll. Als man ihnen erlaubte, bei den Neuwahlen der Munizipalität frei zu wählen, also auch die Entlassenen vom 27. August wieder zu berufen, machten sie gründlich von diesem Rechte Gebrauch. Kein einziger Jakobiner kam in den Straßburger Gemeinderat. Zum Bürgermeister aber wählten sie Dietrichs Freund, den Bankier Bernhard Friedrich Türckheim, Lilis Gatten.

Dietrich hatte sich inzwischen, im Vertrauen auf sein reines Gewissen und auf ruhigere politische Lage, in Hüningen gestellt. Er wollte es verhüten, daß er auf die Emigrantenliste gesetzt und daß dadurch das Vermögen seiner Familie staatlich eingezogen wurde. Ein Offizier begleitete ihn nach Paris. Dort war man auf eine so freimütige Rückkehr nicht gefaßt; die neugewählten Gesetzgeber wußten gar nicht, warum eigentlich der frühere Maire von Straßburg angeklagt war. Aber Dietrichs Gegner, darunter der radikale Elsässer Rühl, ein Mitglied des Parlaments, trugen ein neues Anklageheft zusammen. Zum Verdruß der Jakobiner schickte man den Gefangenen nach Straßburg zurück, damit er dort gerichtet werde.

Im Gasthof zum Geist, wo sich Herder und Goethe zum erstenmal gesprochen hatten — grade gegenüber dem Nikolausstaden, wo einst sein Ahnherr Dominikus eine leidgeprüfte Seele ausgehaucht —, nimmt Dietrich vorläufige Wohnung. Und nun bekundet sich Straßburgs Dankbarkeit. Täglich strömen Besucher aus und ein, die dem Ex-Maire dankend die Hand zu schütteln das Bedürfnis haben, die sich nun erst recht zu ihm bekennen, die ihm Blumen bringen und dafür sorgen, daß Straßburgerinnen sein Essen bereiten, denn — man fürchtet Gift. Und der neue Maire Türckheim ist männlich genug, in seiner Eröffnungsrede auch seines Freundes zu gedenken: „Entrissen ist er aus unserer Mitte, der Unerschrockene, der unsre Ruhe und an den Rheinufern die französische Revolution gesichert hatte."

Unter den Besuchern waren auch Hartmann und sein Vater. Sie fanden den Gefangenen in einer edlen Fassung; bei ihm war seine Gattin, die fortan seine Gefangenschaft zu teilen gesonnen war. Es wurde nur weniges gesprochen; man freute sich über die Anhänglichkeit der Straßburger. Und Frau Luise sagte wehmütig lächelnd zu Viktor: „Was für unmusikalische Zeiten, nicht wahr!"

Als sie das Haus verließen, hatten sie einen rührenden Anblick, der viel Volk zusammenrief. In langer Prozession wanderten die Waisenkinder zu dem eingetürmten Maire, um ihm zu danken für das viele Gute, das er ihnen während seiner Amtsführung erwiesen hatte. Der alte Hartmann, als er den langen Zug dieser kleinen Menschenkinder sah, wischte sich die Augen und sprach den ganzen Abend kein Wort mehr.

Aber die Jakobiner schäumten. Dies alles suchten sie als eine wohlberechnete Komödie verächtlich zu machen. Gleichwohl spürten sie erbittert, daß es im Grunde elementare Ausbrüche des altreichsstädtischen Bürgergeistes waren. Sie entsandten Deputierte nach Paris; sie verlangten, daß Dietrich nicht in Straßburg gerichtet werde, da hier Befangenheit oder Aufruhr zu befürchten wären, sondern in gesicherter Stadt des Innern — in Besançon, das gut jakobinisch war, in Besançon, wo Dietrichs Feind Karl von Hessen als Platzkommandant Einfluß besaß! Außerdem forderten sie neue Kommissäre, die den Straßburger Gemeinderat sichten sollten.

Es war wider alles Gesetz. Aber nicht das Gesetz herrschte, sondern die Partei. Und so wurde ihrem Wunsche willfahren.

Dietrich wird nach Besançon gebracht; seine Gattin begleitet ihn und teilt mit ihm das Gefängnis. Und es kommen nach Straßburg die neuen Kommissare Rühl, Dentzel, Couturier, die den vom Volke gewählten Gemeinderat einfach wieder absetzen.

Am 21. Januar aber donnert die Nachricht in diese aufregenden Gewaltsamkeiten hinein: sie haben den König guillotiniert!

Jetzt legt es sich wie Erstarrung über die alte Stadt am Rhein. Die von den Kommissaren an Stelle der widerrechtlich abgesetzten Mitglieder neu ernannten Vertreter der Bürgerschaft weigern sich, soweit sie nicht Jakobiner sind, einer solchen Regierung zu dienen. Das bessert nichts; die Jakobiner besetzen nun auch diese Stellen mit den Ihrigen. Und an die Spitze des Gemeindewesens setzen sie, an Stelle des vornehmen Türckheim, den noch nicht fünfundzwanzigjährigen Savoyarden Monet, der kein Wort Deutsch versteht. Die Stadt Straßburg ist jakobinisch.

Ebenso werden nun auch Departements-, Finanz- und Gerichtsverwaltung mit jakobinischen Elementen besetzt. Da man nicht genug Leute zur Verfügung hat, drängen sich mitunter mehrere Ämter auf dieselbe Person zusammen. Auch der zweimal vom Volke zum öffentlichen Ankläger beim niederrheinischen Gerichtshof erwählte Bürger wird von den Pariser Bevollmächtigten fortgejagt; an seine Stelle tritt Eulogius Schneider, der frühere bischöfliche Vikar. Fünfzehn der Vornehmsten unter diesen Abgesetzten sehen sich zudem in das innere Frankreich verbannt. Türckheim selbst muß sich mit Frau Elisa und den fünf Kindern nach seinem lothringischen Gut Postorf bei Finstingen zurückziehen. Jene fünfzehn aber begeben sich zornmütig vor die Schranken des Pariser Parlaments und verlangen in eindringlicher Rede, daß man sie wieder nach Straßburg zurücklasse. Dies geschieht. Im übrigen — bleibt alles, wie es die Jakobiner bestimmt haben.

Und am Ostersonntag des Jahres 1793 war es, als die Stadt Straßburg zum ersten Male mit einem Instrument bekannt gemacht wurde, das in Paris bereits seit Monaten in blutiger Tätigkeit war. An diesem Auferstehungstage errichtete man auf dem Paradeplatz, unweit vom Gasthof zum roten Hause, die Guillotine. Drei Bauernburschen aus der Gegend von Molsheim, die bei der Einberufung zum Militär Zusammenrottungen angeführt hatten, wurden enthauptet.

Die Elsässer konnten es kaum glauben. Sie strömten von Stadt und Land herbei, um sich von dem widernatürlichen Schauspiel zu überzeugen. Alle Gassen und Gäßchen, die dort mündeten, alle Fenster und Dachluken, die wie runde schwarze Augen auf den sonst militärisch belebten Platz zu schauen pflegen, waren mit Menschen besetzt. Langsam, unter eintönig abgehacktem Trommelgeräusch, nahte der unglückselige Zug. Voraus ritt, in blauer Uniform und roter Schärpe, Pistolen im Gürtel, den Säbel in der Hand, einen Federbusch auf dem Hut, der ehemalige Geistliche Eulogius Schneider. Dann wurden, zwischen Soldaten, die das Gerüst umstellten, die drei gebundenen Jünglinge herbeigeführt, die ersten Revolutionsopfer im Elsaß. Hinter ihnen schlich ein Trupp Mitgefangener, die zwar meist freigesprochen, aber doch noch gezwungen waren, das Schicksal der Rädelsführer aus unmittelbarer Nähe mit anzusehen. Man hatte den drei Verurteilten, um den Eindruck zu verstärken, Trauerflore um die weißen Hemdärmel und an die Mützen gebunden. Die Schlachtopfer blieben standhaft, küßten das Kruzifix und legten sich unter das Fallbeil.

Eulogius winkte, die Beilschläge dröhnten, die Trommeln fielen ein — und der Scharfrichter hob die abgehackten, bluttriefenden Häupter in die Ostersonne. Spärlich erklang, nach Pariser Vorbild, der Ruf: Es lebe die Republik!

Die Masse auf Platz und Dächern stand in eisiger Betäubung.

* * *

Man hatte Adelaïde den Winter über mit ausgesuchter Zartheit behütet. Hartmann erinnerte sich nicht, jemals ein so feingestimmtes Weihnachtsfest gefeiert zu haben. Tante Lina zerging in Tränen der Rührung; man sang alte deutsche Weihnachtslieder, man las das schlicht-erhabene Evangelium der Liebe. Und Viktor hatte mit Frau Frank zusammen sein erfinderisches Gemüt angestrengt, um bei der Auswahl der Geschenke Nützliches mit Sinnigem zu verbinden.

Friedrich der Grosse im Alter von drei Jahren mit seiner Schwester Wilhelmine, späteren Markgräfin von Bayreuth



Antoine Pesne

Aber in den Ostertagen griff Niedrigkeit in diesen reinen Bezirk. Die Zwillinge, sonst in ihrem Hinterhof hausend, pflegten durch eine Seitentür aus und ein zu gehen, die in ein Gäßchen lief. Die Ankunft der fremden Schönheit lockte sie mehr und mehr ans Hoftor; dort lungerten sie herum, mehlbestäubt und mit aufgestülpten Hemdärmeln, um die beiden Mädchen recht nahe zu sehen und womöglich ein Späßchen zu wagen. Viktor kam rasch dahinter; dem sonst so friedfertigen Gelehrten schoß das Blut zu Kopf, und er flammte die Burschen übel an.

„Die Zwillinge werden frech“, sprach er zornig zu seinem Vater. „Schon die Blicke dieser Kerle beschmutzen. Hast du keine Augen im Kopf, Papa, und siehst nicht, wie sie jahraus, jahrein dahinten Liederlichkeiten treiben? Setz die Sippe vor die Tür!“

„Solang sie zum Hintertürchen aus und ein gehen,“ knurrte der Alte, „hab' ich nichts einzuwenden. Jetzt aber wird's mir freilich auch zu scheckig. Die Alte sitzt in jedem Jakobinerklub auf der Tribüne und schimpft auf die Aristokraten. D i e ganz besonders geht mir auf die Nerven.“

Jener blutige Ostersonntag wühlte die Phantasie der niederen Seelen auf und entsetzte die vornehmeren Naturen. Alle Welt sprach von der Guillotine; die Cafés und Wirtshäuser strotzten von erregten Gästen. Und am Ostermontag, als die beiden Mädchen von einem stillen Gang nach dem Münster, wohin Leonie die katholische Freundin zu begleiten pflegte, zurückkamen, griff die Gemeinheit auch in Addys heiligen Bezirk. Die Brüder Hitzinger, reichlich betrunken, kamen gleichzeitig mit den beiden Freundinnen am Hoftor an, und der eine rief dem vornehmen französischen Mädchen erst auf elsässisch, dann, damit sie's nur ja verstehe, in mangelhaftem, aber verständlichem Französisch zu, ob die Citoyenne das Spielzeug auf dem Paradeplatz gesehen habe? „So haben sie's deinem Papa und deiner Mama gemacht,“ johlte der Tropf, „den Kopf herab! A-bas la tête! So geht's dir auch noch, Mamsell! Ça ira, ça ira, de-n-Aristokrate de Kopf 'era'!“

Totenbleich kam Addy nach oben. Leonie weinte und streichelte die Freundin.

„Ist es wahr? Haben sie's so meiner Mutter gemacht?!“ schrie das Kind unter durchdringendem Schluchzen und klammerte sich an Frau Frank. „Und geschieht das auch mir?“

Frau Frank erschrak auf den Tod. Sie nahm das erregte Mädchen in die Arme, hauchte ihre eigene Kraft der vom Herzkrampf geschüttelten Kranken ein, wiegte sie zärtlich und brachte endlich die erschöpft Eingeschlummerte zu Bett. Dann ging sie zum alten Hartmann hinunter und erzählte den Vorfall.

Der alte Herr hatte tagsüber geschwankt zwischen Neugier und Zorn, bis die Neugier den Sieg davongetragen hatte. Vom Fenster eines Freundes aus hatte er die Hinrichtung mit angesehen. Die Zeremonie, der abtrünnige Geistliche auf dem Gaul und der standhafte Tod dieser drei Jünglinge hatten ihn auf das tiefste erschüttert. Er hatte sich bei Freunden leichter zu reden gesucht; aber sein ehrlich Gemüt rang umsonst nach Gleichgewicht.

Und nun kam Frau Frank. Als er die Roheit vernommen, brach das Wölfische seiner Natur mit Ungestüm heraus. In Filzschuhen und Hausrock stürmte der Alte die Treppe hinunter, traf in der Wohnstube der Bäckersleute nur den

kränkelnden Alten und sein Weib und donnerte sie mit den wildesten alemannischen Flüchen an. „Am ersten Juli geht ihr Pack mir aus dem Haus! Ihr Pack, ihr Lumpenpack, ihr Bagage! Wo steckt der liederlich' Kaib?!" Er lief in den Hinterhof, willens, den Schuldigen persönlich zu züchtigen; hätten die Zwillinge nicht die Türe verriegelt, es wäre wohl gar zu einem unwürdigen Faustkampf gekommen. So aber vertobte der Alte seine Wut an der Türe und ließ sich endlich von der entsetzt herbeigeeilten Schwester wieder hinaufleiten. Frau Frank hatte sich zurückgezogen.

Am andren Morgen schnob die robuste Frau Hitzinger ins erste Stockwerk empor, innerlich unsicher, äußerlich dreist. Sie verlangte Rechenschaft; sie brachte persönlich die Vierteljahrsmiete und hoffte — mit der ganzen Wucht ihrer Beleibtheit auftretend, eine gewaltige Kokarde an der kecken Schneppenhaube —, Bürger Hartmann werde sie und ihre Familie um Pardon bitten. Aber sie kannte den Bürger Hartmann unvollkommen. Schon als sie ihm das Bündel Assignaten hinwarf, ward sein so wie so gerötetes Gesicht rotblau. Und nun prasselte ein wahres Schnellfeuer auf die „Jakobinerin" und die „miserable Bäckersippschaft", die nun schon zum drittenmal mit dem schlechtesten Staatspapiergeld zahle, selber aber klingendes Geld zusammenscharre. „Da — und da! Die Hälft' davon nehm' ich nit! Und am ersten Juli geht ihr mir aus dem Loch 'raus! Miserables Brot backt ihr, es ekelt einen davor, aber in den Klubs und Wirtshäusern jäschte und die rote Mütze auf den Grindkopf setze — das könnt ihr!" — — ein so vernichtend Schnellfeuer, daß Frau Hitzinger unter Pulver und Rauch verschwand. Sie war dem Amerikaner nicht gewachsen.

„Dü densch noch an unsri Assignate, Citoyen!" rief sie von unten und schwang das Papierbündel. Dann entwich sie zu ihrem kummervollen Gemahl.

Viktor erfuhr das Vorgefallene erst am Dienstag Vormittag. Er flog in Ängsten zu den Freundinnen hinauf, war aber freudig überrascht, Mutter und Tochter beim Packen und Abby zwar leidend, aber mild und müde lächelnd in ihrem Fauteuil zu finden. Sie hatte ein Blatt Papier in der Hand; Viktor erkannte seine Handschrift.

„Ich lese wieder einmal das Gedicht ‚Adelaïde' von Matthisson," sagte sie, „das mir Herr Pfeffel in Kolmar gesagt hat, und das Sie mir abgeschrieben haben. Bitte, lesen Sie es mir vor!"

Sie hätte nach der Häßlichkeit des gestrigen Tages ein gesteigertes Bedürfnis nach Liebe.

Viktor legte den Arm um die Lehne ihres Sessels und las das klangschöne Gedicht mit gedämpfter Zartheit und seelenvollem Ausdruck:

„Einsam wandelt dein Freund im Frühlingsgarten,
Mild vom lieblichen Zauberlicht umflossen,
Das durch wankende Blütenzweige zittert,
Adelaïde!

In der spiegelnden Flut, im Schnee der Alpen,
In des sinkenden Tages Goldgewölken,
Im Gefilde der Sterne strahlt dein Bildnis,
Adelaïde!



Abendlüftchen im zarten Laube flüstern,
Silberglöckchen des Mais im Grase säuseln,
Wellen rauschen und Nachtigallen flöten:
Adelaide!

Einst, o Wunder! entblüht auf meinem Grabe
Eine Blume der Asche meines Herzens;
Deutlich schimmert auf jedem Purpurblättchen:
Adelaide!"

Beide junge Menschen waren allein in der Wohnstube. Abby atmete schwer; sie kämpfte mit einem großen Verlangen und heftete ihre meergrauen Augen unablässig auf den Freund. Plötzlich legte sie beide Arme zart um seinen Hals und flüsterte innig:

„Viktor, haben Sie mich so lieb, wie in diesem Gedichte steht?"

Der Überraschte behielt seine Fassung, löste langsam ihre Arme und erwiderte gütig:

„Abby, was haben Sie mir einmal in Barr geantwortet, als ich Sie etwas Ähnliches fragte? Wissen Sie es noch?"

„Ja, ich weiß es noch."

„Viel lieber!"

Ein Wonnelaut war ihre Antwort und abermals ein ungestümes Umklammern. Er wendete das Gesicht ab; sie küßte mit kaum merklicher Berührung seinen Hals und legte das Köpfchen an seine Brust.

„Recht ruhig bleiben, nicht wahr, Abby? Unser Liebling soll gesund werden!"

„Ja!" rief sie, „gesund werden! Und übermorgen fahren wir nach Barr! Und mein Freund kommt nach, nicht wahr?!"

So endeten die Ostertage des Jahres 1793. (Fortsetzung folgt.)



Meine Liebe

Von

Emil Uellenberg

Meine Liebe zu dir ist wie Planetengeleucht so mild,
Voll Reinheit, wie ein Madonnenbild,
Eine ewige Fackel am Weltensaum,
Eine lodernde Leuchte der Gottnatur,
Duftzart wie Pfirsichblütenschaum,
Ein wunderflehender Frühlingstraum.

Meine Liebe zu dir ist wie glühender Mohn so rot,
Gebieter über Leben und Tod,
Eine purpurne Flamme in düsterer Pracht
Hingehaucht über die betende Flur,
Ein holdes Wunder in weißer Sommernacht,
Drin halten reifende Ähren zitternde Wacht.





Bismarck als Mensch

Von

Paul Dehn

Wenn man in Köln das Schiff besteigt, um den Rhein zu befahren, sieht man anfangs nichts von dem Wahrzeichen der Stadt, von dem gewaltigen Dom. Er wird verdeckt durch niedrige Häusermassen. Erst in gewisser Entfernung ändert sich das Bild. Langsam versinken die Häuser, und heraus hebt sich der Dom, desto höher, je weiter man sich entfernt. Zuletzt bleibt er allein sichtbar, Stadt und Land beherrschend.

So wächst die Gestalt großer Persönlichkeiten in den Augen der Nachwelt. Wie die Gegenwart auf Karl den Großen blickt und noch weiter zurück auf Siegfried und Armin den Cherusker, so wird die ferne Zukunft noch nach Jahrtausenden die überragende Persönlichkeit eines Bismarck bewundern.

Bismarck war ein Künstler im höchsten Sinne. Von der Politik hat er selbst gesagt, sie sei ebensowenig eine Wissenschaft wie das Bildhauen und das Malen. Er nannte die Politik eine Kunst, die sich nicht lehren lasse, für die man begabt sein müsse. Der Münchener Schriftsteller Michael Georg Conrad war der erste, der die Gestalt Bismarcks dadurch in das rechte Licht rückte, daß er ihn als Künstler auffaßte, als den großen Former und Gestalter, der das gewaltigste Kunstwerk seiner Zeit, das neue Deutsche Reich, schuf, wie der echte Künstler aus dem Vollen heraus, auch mit Blut und Eisen. Bismarck besaß in hohem Grade, was er selbst Augenmaß genannt hat, die Fähigkeit, Form und Maß zu erkennen und zu halten, eine unentbehrliche Eigenschaft des Künstlers. Deshalb trägt Bismarcks Werk die Kraft des Bestandes in sich, und deshalb berührt sein politisches Schaffen auch künstlerisch. Die Kunst des Maßhaltens findet man nur selten bei Politikern. Napoleon I. war wie ein durchgehendes Pferd. An seiner Stelle würde sich Bismarck mit der Rheingrenze begnügt haben, um dem neuen französischen Staatswesen eine solide Grundlage zu geben. Napoleon ging immer weiter, bis er mit seinen Schöpfungen zusammenbrechen mußte.

Vom ästhetischen Standpunkte aus erklärt Conrad auch Bismarcks Kämpfe gegen die Schwarzen und die Roten. Bismarck führte diese Kämpfe, um zwei Gruppen zu beseitigen, in denen er Schönheitsfehler an seinem Kunstwerk erblickte. Bismarck war mit seinem Werk verwachsen wie ein echter Künstler.

Ein Künstler war Bismarck auch als Redner und Schriftsteller. Vollkräftig ging er als Redner stets aufs Ganze, suchte alle zu erfassen und alles zu durchdringen. Seine Reden sind Meisterwerke der Sachlichkeit und Eindrucksfähigkeit. Als Schriftsteller ist er ein Sprachgestalter, selbständig und ohne Vorbild. Von Anfang an zeigte er ein ausgeprägtes Sprachgefühl, später große Empfindlichkeit gegen sprachliche Verstöße. Oft arbeitete er seine Schriftstücke um und beseitigte daraus alle Superlative. Je schlichter das Wort, desto größer der Eindruck. Bismarcks Briefe stehen gleichwertig da neben den Werken des jungen Luther und des jungen Goethe. Vor allem die Briefe an seine Braut und Gattin, ein kostbares Werk, das vornehmste Hochzeitsgeschenk. Welche verborgenen Schönheiten an Gemüt und Herz muß diese äußerlich nicht sehr bevorzugte Frau besessen haben, daß Bismarck ihr in seinen Briefen sein Innenleben so tief erschloß! Ausgewählte Stücke daraus, auch aus seinen Reden und anderen Schriften, sollten schon in die Schulbücher aufgenommen werden. Die „Gedanken und Erinnerungen" sind nicht meist von ihm selbst geschrieben, sondern auf Grund von Unterhaltungen mit ihm entworfen und von ihm durchgesehen und verbessert worden. Dieses Werk enthält wirkliche Gedanken. Seit Luthers Bibelübersetzung hat kein zweites Werk solche Verbreitung und zugleich so große Beachtung bei allen Kulturvölkern gefunden.

In der Literatur wird Bismarck mehr und mehr gewürdigt und erforscht. Bereits sind mehr als tausend selbständige Werke über Bismarck erschienen, darunter hundert in fremden Sprachen. Die Zahl dieser Werke wächst noch Jahr für Jahr an, ja in jüngster Zeit stärker als früher.

Genug. Bismarcks Briefe, Schriften und Reden sind unerschöpfliche Quellen der Lebensklugheit nicht nur für den Politiker, sondern für jedermann.

Auch als Persönlichkeit war Bismarck ein Künstler, ein Willensmensch, ein Herrenmensch. Obwohl das vierte Kind seiner Eltern, schien er, wie Conrad sagte, die ganze Kraft seines Geschlechts in sich zusammengefügt zu haben. Von Anfang an auf sich gestellt, selbstsicher, stand er da wie ein Riese, der seine Umgebung beherrschte, so daß sie sozusagen mit seinem Kopf arbeiten mußte. Dabei echt und recht in Wort und Tat, ohne Falsch, ritterlich, mitfühlend, schlicht, bescheiden, kein Freund des Luxus, abhold der flachen Gesellschaft, ehrfürchtig vor Gottes Natur, keusch und reines Herzens, hat er kein Skelett im Hause, nichts zu verbergen.

Dem Innern Bismarcks entsprach sein Äußeres. Wer ihn in Gesellschaft und auf der Straße erblickte, hatte alsbald die Empfindung: „Da steht ein Großer." Es gehörte nur geringer Scharfblick dazu, in ihm ein Genie zu erkennen. Alles wirkte zusammen: seine Hünengestalt, machtvoll wie ein Baum, seine elegante Haltung, sein wundervoller Kopf, nicht zu groß, mit kolossalem Hirngefäß und hoher Stirn, sein blitzendes Auge, das Schönste, offen geschnitten, etwas hervortretend, groß, glänzend, stahlblau, gemütvoll, wohlwollend, in der Ruhe ein tiefer, klarer See, im Zorn ein vom Sturm gepeitschtes Meer. Die Hände sorgfältig gepflegt. Im Verhältnis zu der mächtigen Gestalt eine dünne, helle, hohe Stimme. Mit der geistigen Gewandtheit des Großvaters Mencken vereinigte er die derbe Gesundheit des märkischen Landedelmannes.



Er war nicht eigensinnig und wollte nicht dafür gelten. „Ich habe immer die Unterlippe stärker gehabt als die Oberlippe“, äußerte er 1895. „Die Oberlippe drückt Herrschsucht aus, die Unterlippe Beharrlichkeit. Ein Unterkiefer, der zu stark hervortritt, drückt Eigensinn aus. So stark war er bei mir nicht.“

Seine Grundstimmung war ernst, fast melancholisch. Im Verkehr gab er sich zuweilen derb und rauh, war aber stets höflich, daneben oft burschikos und witzig.

Lenbach, der große Maler, sein scharfer Beobachter, äußerte: „Alles, was nach ihm kommen wird, Fürsten und Reichstage, wird immer Glas sein. Immer wird man dahinter seine ungeheure Gestalt sehen. Wie eine Pyramide ragt er hervor. Ein Mann wie er ist ein Triumph der Menschheit, mehr wert als ein ganzes Reich.“

Der Nachwelt wird ein zwiefaches Bild von ihm lebendig bleiben: der allmächtige Kanzler des Staates in Uniform, der fast zu überwältigend dastand, und der Alte von Friedrichsruhe in Zivil, der seinem Volke erst menschlich näher trat. Als er von Lenbach einmal befragt wurde, weshalb er immer in Uniform erscheine, er, der darüber doch erhaben sei, antwortete Bismarck: „Mir ist das Zeug bequem. Denn ich brauche da nicht so oft mit dem Anzuge zu wechseln, und dann hätte ich bei meinem alten Kaiser in Berlin in Zivil nicht die Hälfte von dem durchgesetzt, was ich in Uniform erreicht habe.“

Im Ruhestand trug Bismarck die Uniform nur noch bei feierlichen Anlässen. Zu einem Gehrock oder gar zu einem französischen Frack womöglich mit Zylinderhut, zu dem so viele Offiziere greifen, konnte er sich nicht entschließen, dazu war sein Sinn zu künstlerisch. Meist erschien er in einem bequemen Rock mit einem Schlapphut, der seinen unvergleichlichen Kopf nur zu sehr bedeckte.

Er ist der Mann ohne Furcht, er will der Mann ohne Tadel sein. Schon seiner Braut schreibt er: „Sans peur sans reproche; das erste wenigstens sei immer, nach dem anderen wollen wir beide streben.“

Im Reichstag sagt er am 9. Juli 1879: „Ich habe noch nie einen Handschuh liegen lassen, den mir einer hingeworfen hat.“

Ein anderer Ausspruch vom Jahre 1847, den Keudell mitgeteilt hat, lautet: „Mut auf dem Schlachtfelde ist bei uns Gemeingut; aber Sie werden nicht selten finden, daß es ganz achtbaren Leuten an Zivilcourage fehlt.“

Er ist ein Mann von Selbstbewußtsein. Zu dem Vertreter alter deutscher Korpsstudenten sagt er Anfang 1895: „Es ist mir immer viel wertvoller gewesen, niemanden zu gehorchen, als anderen zu befehlen, also wenn Sie wollen, eine republikanische Auffassung. Ich habe aber doch meinem alten Könige mit Liebe gehorcht.“

Und nach seiner Entlassung am 23. Juni 1890 zu einer Berliner Abordnung: „Für einen Mann, wie ich bin, ist es eine Pflicht, selbst an höchster Stelle seine Meinung frei heraus zu sagen. Ein guter Minister soll nicht auf das Stirnrunzeln des Monarchen schauen, dem er dient, sondern er soll ihm frei seine Meinung sagen.“

Nur ein solcher Mann durfte sich über Theorien und Grundsätze, so wie er es gelegentlich für notwendig hielt, hinwegsetzen. In einem Gespräch über Kant

vom 5. Januar 1891 bekennt Bismarck: „Ich lebe am liebsten ohne das Gefühl des Imperativs. Ich habe überhaupt nie nach Grundsätzen gelebt; wenn ich zu handeln hatte, habe ich mich niemals gefragt: Nach welchen Grundsätzen handelst du nun? sondern ich habe zugegriffen und getan, was ich für gut hielt. Man hat mir ja oft vorgehalten, daß ich keine Grundsätze habe. Wenn ich mit Grundsätzen durchs Leben gehen soll, so komme ich mir vor, als wenn ich durch einen engen Waldweg gehen sollte und müßte eine lange Stange im Munde halten." Und bei anderen Gelegenheiten: „Mein Sinn ist auf das rein Praktische gerichtet." „Die abstrakten Lehren der Wissenschaft lassen mich vollständig kalt; ich urteile nach der Erfahrung, die wir erleben."

Er ist ein Mann von Ehre: „Meine Ehre steht in niemandes Hand als in meiner eigenen, und man kann mich damit nicht überhäufen; die eigene, die ich in meinem Herzen trage, genügt mir vollständig, und niemand ist Richter darüber und kann entscheiden, ob ich sie habe. Meine Ehre vor Gott und den Menschen ist mein Eigentum, ich gebe mir selbst so viel, wie ich davon glaube verdient zu haben, und verzichte auf jede Zugabe." (Im Reichstage am 28. November 1881.)

Er ist ein Mann von Überzeugung: „Ich muß nach meiner Überzeugung handeln, wenn ich ein ehrlicher Mann bleiben will." (Ebenda.)

Er ist ein Mann von Herz: „Der Verstand, welcher nicht vom Herzen mit geleitet wird, irrt doch häufiger, als er annimmt." (Mitte 1892.)

Ehrlich im Kleinen: „Ich kann mich nicht entschließen zu schmuggeln." (An die Gattin, April 1857.)

Ein Mann von Tapferkeit im höchsten Sinn. Seiner Braut erläutert er am 7. März 1847 den Vers des Reiterliedes „und setzet ihr nicht das Leben ein, so kann euch das Leben gewonnen nicht sein" auf seine Art: „In ergebnem Gottvertrauen setz' die Sporen ein und laß' das wilde Roß des Lebens mit Dir fliegen über Stock und Block, gefaßt darauf, den Hals zu brechen, aber furchtlos, da Du doch einmal scheiden mußt von allem, was Dir auf Erden teuer ist, und doch nicht auf ewig."

Für äußere Auszeichnungen, für Rang, Titel und Orden, zeigte Bismarck wenig Sinn. Längst war er damit übersättigt worden. Indessen teilte er die Ansicht Goethes darüber, der einmal meinte, Orden und Titel hielten doch manchen Puff im Gedränge ab. In seinen „Gedanken und Erinnerungen" erzählt er: „In Paris habe ich erlebt, daß unverständige Gewalttaten gegen Menschenmassen plötzlich stockten, weil sie auf ‚un monsieur décoré' stießen. Orden zu tragen ist für mich, außer in Petersburg und Paris, niemals ein Bedürfnis gewesen; an beiden Orten muß man auf der Straße irgend ein Band am Rock zeigen, wenn man polizeilich und bürgerlich mit der wünschenswerten Höflichkeit behandelt werden will. Sonst habe ich in jedem Falle nur die durch die Gelegenheit gebotenen Dekorationen angelegt; es ist mir immer als eine Chinoiserie erschienen, wenn ich wahrnahm, wie krankhaft der Sammlertrieb in Bezug auf Orden bei meinen Kollegen und Mitarbeitern in der Bureaukratie entwickelt war, wie Geheime Räte, welche schon die ihnen aus der Brust quellende Ordenskaskade nicht mehr gut beherrschen konnten, den Abschluß irgendeines kleinen Vertrages anbahnten, weil sie zur Ver-

vollständigung ihrer Sammlung noch des Ordens des mitkontrahierenden Staates bedurften."

„Der [russische] Kaiser hat mir vorgestern Anne mit Krone gegeben, entweder weil ich sechs Elentiere in Rußland geschossen, oder weil ich zwei gefehlt habe." (Aus einem Briefe vom 16. September 1857.)

Im Konseil, wo der Kronprinz, Fürst Bismarck und Tiedemann eine Weile allein im Vorzimmer saßen, weil die Minister durch das Ordensfest aufgehalten waren, meinte der Fürst einmal: der Hauptzweck des Ordensfestes sei, alte, abgelebte Beamte zu beseitigen. Diese erkälteten sich nämlich regelmäßig in ihren weißen Hosen bei der scharfen Zugluft in der Kapelle und im Weißen Saal des Berliner Schlosses.

Bismarck war kein Höfling. Als er in den Fürstenstand erhoben worden war, hatte er infolge einer früheren Einladung dem Prinzen Karl, einem Bruder des alten Kaisers, einen Besuch zu machen. Der Prinz stand in seinem Palais oben an der Treppe, empfing ihn mit ausgebreiteten Armen und rief: „Nun, wie kommen Sie sich als Fürst vor?" Bismarck gab, wie er selbst erzählt, zur Erwiderung: „Königliche Hoheit, gerade so anständig wie vorher. Ich bin mir als Herr von Bismarck immer schon ganz anständig vorgekommen und hoffe, es auch ferner zu bleiben." Der Prinz war darüber verdrossen und machte kurz kehrt. Als der alte Kaiser aber davon erfuhr, soll er herzlich gelacht haben.

Bismarck war nicht eitel. Er hatte den Wandel der Volksgunst genügend kennen gelernt. Millionen sahen auf ihn anfangs mit Unwillen. In der Konfliktszeit schreibt er seiner Gattin am 19. Juli 1863 und noch zwei Jahre später, am 1. August 1865: „Sehr lästig ist es aber, auf jeder Station wie ein Japanese angegafft zu werden; mit dem Inkognito und seinen Annehmlichkeiten ist es vorbei, bis ich dermaleinst wie Fra Diavolo verschollen sein werde und irgendein anderer den Vorzug hat, Gegenstand des allgemeinen Übelwollens zu sein."

„Da Du das Unglück hast, meine Frau zu sein, so werden die Zeitungen sich Deiner und Deines äußerlichen Auftretens auch gelegentlich annehmen. Das ist das Elend dieser Stellung, daß jede Freiheit des Privatlebens aufhört."

Nach dem Jahre 1866 hatten sich die Zeiten und mit ihnen die Menschen geändert. Millionen bewunderten ihn. Auch darin mußte er schließlich ein Haar finden. Schon Ende der siebziger Jahre klagte er im Kreise von Parlamentariern: „Das bißchen Eitelkeit, welches in dem Angestauntwerden seine Befriedigung findet, hält nicht lange vor. Alle die kleinen Eitelkeiten haben nur so lange Reiz, wie man sie nicht besitzt. Sobald man dieselben erreicht hat, gilt von allen der Ausspruch des Königs Salomo, daß es eitel ist und keine wahre Befriedigung gewährt. Ich begreife deshalb auch nicht, wie ein Mensch dies Leben ertragen kann, der nicht an ein anderes und besseres glaubt."

Geradezu tragikomisch klingt ein Stoßseufzer aus dem Anfang des Jahres 1891: „Ich möchte das noch erleben, daß ich wie ein anderer Mensch nach Hamburg gehen könnte. Ich ginge gerne in eine Restauration, auch hie und da einmal in ein Theater, — aber unbehelligt, — aber ich glaube wohl nicht, daß ich es noch einmal so gut bekomme."

Schon zu Lebzeiten waren ihm Denkmäler errichtet worden. Zuerst in Köln. Wie Bismarck darüber dachte, deutete er schon Ende 1881 in einer Reichstagsrede an: „Was aber die ‚Statuen' anbelangt, so muß ich doch sagen, daß ich für diese Art von Dank gar nicht empfänglich bin. Ich wäre in der größten Verlegenheit, wenn ich beispielsweise in Köln wäre, mit welchem Gesicht ich an meiner Statue vorbeigehen sollte; ich erlebe das mitunter in Kissingen; es stört mich in Promenadenverhältnissen, wenn ich gewissermaßen fossil neben mir dastehe."

War Bismarck geizig? Sparsam, aber nicht geizig. Bei Königgrätz wurden drei deutschen Soldaten die Augen ausgeschossen. Der Staat sorgte für sie. Als Bismarck davon hörte, bewilligte er jedem aus eigenen Mitteln eine jährliche Zulage von 300 ℳ und zahlte schließlich insgesamt 28800 ℳ.

Sein Leben neigt sich, er blickt zurück, zuerst in einem Briefe an den Bruder vom 23. Juli 1871: „Seit ich die Fünfzig überschritten, es muß 1865 gewesen sein, und schon vorher, wie mich dünkt, hat das Jahr seine zwölf Monate nicht mehr, und sie werden jedesmal kürzer."

Schon sieben Jahre früher hatte er an seinen Bruder sehr hübsch geschrieben: „Diese Geburtstage sind Meilensteine, deren überraschend schnelles Wiedererscheinen in unseren Jahren mehr einen nachdenklichen als einen freudigen Eindruck macht; und doch wollen wir dankbar sein, daß Gott uns den Weg soweit wiederum glücklich zurücklegen ließ."

Bereits der Vierzigjährige fühlt die Kürze des Lebens und findet auch dafür einen treffenden Vergleich. „Das Leben ist wie ein geschicktes Zahnausziehn; man denkt, das Eigentliche soll erst kommen, bis man mit Verwunderung sieht, daß es schon vorbei ist."

In seinen letzten Jahren äußerte er: „Es ist ein Vorteil des Altwerdens, daß man gegen Haß, Beleidigungen, Verleumdungen gleichgültig wird, während die Empfänglichkeit für Liebe und Wohlwollen stärker wird." Sonnenschein und guter Wein sei das Beste, was ein alter Mann brauche.

„Was nennen Sie glücklich? Ein glücklicher Mensch bin ich in meinem Leben nur selten gewesen. Wenn ich die spärlichen Minuten wahren Glückes zusammenzähle, so kommen wohl nicht mehr als vierundzwanzig Stunden im ganzen heraus." Zum ersten Male habe er sich glücklich gefühlt, als er als Knabe den ersten Hasen geschossen habe, das seien aber nur wenige Sekunden gewesen; — dann, als er seine Liebeserklärung gemacht habe.

„Wenn ich die Gestalt wählen könnte, in der ich noch einmal leben möchte, so weiß ich nicht, ob ich nicht ganz gerne eine Ameise sein würde. Sehen Sie, dieses kleine Insekt lebt in einem vollständig organisierten Staate. Jede Ameise muß arbeiten, ein nützliches Leben führen, jede Ameise ist fleißig. Da gibt es vollkommene Subordination, Disziplin und Ordnung. Sie sind glücklich, denn sie arbeiten."

„Dort in der Luft zwischen jenen Bäumen möchte ich meine letzte Ruhestätte finden, wo die frische Luft und das Sonnenlicht noch zu mir dringen können. Der Gedanke, dort unten in einem Kasten erstickt zu liegen, hat doch seine Schrecken."

Bismarck war die Verkörperung der besten Eigenschaften der germanischen Rasse. Nachhaltig hat er das Nationalgefühl unter den Deutschen belebt, sie ge-

zwungen, sich als Deutsche zu bekennen, als Deutsche stolz zu sein. Die Pflicht eines starken und stolzen Nationalgefühls erklärte er für eine heilige Pflicht aller Deutschen.

Jahrhunderte, Jahrtausende mögen vergehen, ehe wieder ein Mann seinesgleichen geboren wird. „Mir ist es vergönnt gewesen," sagte er am Ende seines Lebens, „meinen Namen in die Rinde der deutschen Eiche einzuschneiden zu dauernder Erinnerung. Daß dem so ist, dafür danke ich Gott, darauf bin ich, solange ich lebe, stolz."



Vom Glauben

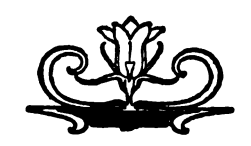
Von

Toni Harten-Hoencke

Mächtig ist der Glaube an eigene Kraft, so mächtig, daß viele Menschen wähnen, mit ihm allein durchs Leben zu kommen. Doch wird das keinem gelingen. Das Vertrauen auf sich selbst ist etwas Sicheres und Gesundes nur dann, wenn dahinter das Vertrauen auf eine größere Macht steht, eine Lebensmacht, die dem Individuum die Last abnimmt, wenn sie ihm zu schwer wird. Man mag diese Macht Gott oder Naturkraft oder sonstwie nennen; der Glaube an sie als zuverlässige letzte Hilfe bleibt das einzige, was den Menschen wahrhaft fest, stark und frei macht.

*

Wenn der Einzelwille trotz höchster und reinster Kraftentfaltung dem Schicksal gegenüber versagt, greift der große Lebenswille helfend ein, der hinter dem Individuum steht, es gebraucht, solange es seinen Zwecken zu dienen fähig ist, es zerbricht, sobald es ihm nicht mehr taugt. Auch das Zerbrechen bedeutet Hilfe, denn Tod ist keine Vernichtung, sondern neue Daseinsmöglichkeit. Glaube, daß dir deine eigene Energie unter allen Umständen so lange hilft, bis die Kraft selbst, aus der du stammst, einschreitet, das heißt: bis das Schicksal, das du allein nicht mehr bezwingst, für dich bezwungen wird!





Ins Freie

Von

E. v. Wildegg

Frühlingsanfang! — Ein wirklicher war's heut', keiner, der bloß im Kalender steht. Die schönste warme Frühlingsluft drängte sich an Türen und Fenster und lockte ungeduldig: „Heraus, heraus, ihr Leutchen! Es geht schon los mit der Herrlichkeit!“

Nun, der Schuster Krummberger merkte gar nicht darauf. Er hockte gebuckelt über einem bös heruntergerissenen Jungsstiefel und hämmerte mit Wucht einen Fleck auf den schiefen Absatz. Der festtägliche Glanz in der Luft draußen war ihm ganz gleichgültig.

Aber die Großmutter, hinten in der Hofkammer, die hatte irgendwo ein Goldfünkchen von der Herrlichkeit erspäht. Das trieb sie heraus aus ihrem maulwurfsdunklen Winkel, in dem sie den halben Winter krank gelegen hatte.

„Was du für eine Unruh' hast, Mutter!“ sagte die Schusterin, die ihr beim Ankleiden half. „Und wie dir die Knie zittern! — Bliebst besser noch im Bett!“

„Ja, lieber gar!“ erwiderte die alte Frau ganz entrüstet und zeigte sich so stark sie konnte. In der dunklen Kammer bleiben? Wo in der Stube vornen heut' nachmittag zum erstenmal wieder die Sonne hereinschien! Ganz genau hatte sie's beobachtet: jedes Jahr am 22. März waren die ersten Sonnenstrahlen wieder ins Zimmer gefallen, gerade auf ihren Lehnstuhl, der im Fततereck stand. Wie das wohl tat! — Lieber einen Fürstenbesuch versäumen als diesen Sonnenbesuch.

Auf einen Stock gestützt humpelte sie in die Vorderstube. Die war Werkstatt, Wohnraum und Küche in einem. Es roch nach Sauerkraut, Pech und alten Stiefeln. Von Frühlingsluft natürlich keine Spur. Aber darauf achtete die alte Frau gar nicht. Wenn nur die Sonne . . .! Und mit einem Ausruf freudiger Überraschung ließ sie sich in ihren Stuhl nieder: der Nachbar hatte an Stelle eines alten hohen Daches an seinem Haus ein neues flaches machen lassen; da mußte die Sonne schon früher und länger zu sehen sein.

Tief befriedigt drückte sie sich in ihren Stuhl. Seit einem Vierteljahr hatte sie nicht mehr da gesessen. Hu, es war doch schrecklich gewesen in der Kammer hinten — schier wie halb im Grab — und manchmal hatte sie wirklich gemeint, es ginge so ganz langsam, ganz sicher und ohne weitere Gnad' und Barmherzigkeit zum

End' hin — zum Tod! Und davor grauste ihr. Der schwarze Sarg, das tiefe Grab —! Aber jetzt wollte sie gar nicht mehr dran denken. Sie konnte noch lange leben, noch viel Sonnenschein genießen. Sonne, Sonne! Daß d i e der Herrgott geschaffen hatte, das war wirklich gut von ihm! —

Auf dem flachen Dach erschien ein Mädchen und hing Wäsche auf. Die weißen Tücher blähten sich im Wind, es sah aus wie große Wimpel, die einem nahenden hohen Besuch zu Ehren aufgehißt wurden.

Die Großmutter verfolgte die Bewegungen des Mädchens. So ein flinkes junges Ding war sie auch gewesen, wie sie vom Land hereingekommen war in die Stadt zum Dienen. Vor fünfzig Jahren — nein, mehr noch — wie war die Zeit nur hingeflogen! Ja, damals hatte sie freilich gemeint, das r i c h t i g e Leben, das ginge erst in der Stadt an. Aber — die alte Frau schüttelte und wiegte gedankenverloren den Kopf — wenn sie es recht besah: ihr ganzes Stadtleben war doch eigentlich nur wie ein beständiges Drauflosarbeiten gewesen auf einen großen Festtag hin — sie hatte immerzu gemeint, der müsse eines Tages kommen, nach all der Mühsal und Arbeit, und dem uneingestandenen Heimweh nach ihrem guten kleinen Dörfle, er müsse sich einstellen als wohlverdiente Belohnung für das ungemütliche Leben in den garstigen, sonnenlosen Stadthäusern. Aber das „eigentliche Leben", der große Festtag, darauf sie gewartet, das war nie gekommen! Das war ja schon gewesen — in ihrer Kinderzeit!

Die ganze lange Spanne Zeit, die sie hier in der Stadt gelebt, drängte sich ihr zusammen als etwas, wobei sie immer nur mit halbem Herzen gewesen war. Und jetzt war's ihr gleichsam nur wie ein dunkles Tor, durch das sie hinausschaute ins Weite, in die helle, sonnige Kinderzeit. Ach, wie sie ihr Dörfle vor sich sah! Wald und Berg als Rücklehne, die schönsten Wiesen zum Fußteppich, so lag es da, urgemütlich-wohlig im vollen Sonnenschein. In der Erinnerung kam es ihr vor, als hätte sie damals immerzu Sonnenschein gehabt, von früh bis spät, jahraus, jahrein. Daß man einen Winter lang fasten mußte, bis man wieder ein halb Stündchen zu kosten bekam vom guten Sonnenlicht — nein, das hatte es zu Haus nicht gegeben! Und wie verschieden die Sonne dort ausgesehen hatte —: wie schelmischlustig im jungen Birkenwäldchen bei Kuckucksruf — wie herrlich-ernsthaft in der Glut der Schnitternte — wie herzinnig gut im Herbst beim Äpfelpflücken und Nüssesammeln — und dann im Winter, wenn sie über den Schnee hinlachte und in der blankpolierten Schleife auf dem Gänseweiher sich spiegelte! Nein, solche Gesichter kann die Sonne in der Stadt nie machen. Sie hat halt keine Freude an den ungattlichen, erschrecklich großen Häusern und den vielen qualmigen Schlöten ...

Br—am! schnarrte die Standuhr. Die alte Frau schaute auf. Die Uhr war ein Erbstück von dem kürzlich verstorbenen Vater des Schusters, der auch auf dem Land gelebt hatte. Ein wunderlich klotziges Ding war's: die ausgesägten Seitenwände stellten einen Husaren im Profil dar. Weil aber fast alle Bemalung abgegangen war, so sah der alte Bursch recht verwittert und heruntergekommen aus. Und dem eigentlichen Glockenton ging ein widerwillig brummiges Schnarren voraus.

„Halb vier", sagte die Schusterin, die als wackere Gehilfin des Mannes an der Schuhsteppmaschine hantierte; „da werden gleich die Kinder kommen zum Vespern."

Die Großmutter schaute nach dem flachen Dach. Früher war die Sonne erst nach vier Uhr sichtbar geworden, aber jetzt mußte sie jeden Augenblick hinter dem nächsten Giebel vorkommen und in dem freigewordenen Stück Himmel sich zeigen. Die Erwartungsfreude rieselte ihr wohlig belebend durch die schlaffen Glieder.

Ein dünnes Glöckchen begann zu bimmeln, ganz in der Nähe. Die Schusterin hielt einen Augenblick inne und sagte: „Da wird jetzt die Hübnerin begraben. Ist doch arg, fünfunddreißig Jahr erst, und fünf kleine Kinder daheim! Wenn alte Leute sterben, da sagt man nix — aber so eine, die hinten und vornen fehlt ..."

„Wenn alte Leut' sterben" ... Die Großmutter fröstelte es. Nein — nein, nein! — sie wollte nicht sterben — noch lange nicht! Sie wollte erst noch eine Weile recht vergnügt leben. Wer weiß, sie fuhr diesen Sommer endlich einmal in ihr Dörfle — jetzt ging ja die Bahn hin — zur Kirchweih — das gab dann einen Festtag! Wenn ihr auch die Krankenschwester diesen Winter manchmal gesagt hatte: „Nun, mit zweiundsiebzig Jahren darf eins schon an den Tod denken", und wenn sie auch mit Grauen sein Nahen sich vorgestellt hatte — jetzt, heut' und die nächste Zeit dachte sie gewiß nicht mehr dran. Die Hauptsache, das lang Erwartete, mußte erst noch kommen. Und wenn sie nicht sterben wollte, dann ging's gewiß auch nicht. Ihr Lebtag hatte es von ihr geheißen: Die Rosel setzt ihren Kopf durch! Nein, Verzagtheit hatte sie nie gekannt ...

Die alte Frau richtete sich straff auf und umklammerte fest die Stuhllehnen. Da — jetzt kam's: groß und blank, mit scharfem Glanz trat die Sonne hinterm Nachbarhaus hervor. Tief atmete das alte Mütterchen. Sonne, Sonne! Wie ein köstlich Feuerchen prickelte es ihr in den Adern. Wohl über eine Stunde mochten jetzt die Strahlen ins Zimmer fallen. Sei gesegnet, Nachbar, für dein flaches Dach!

Und wie verwandelt nun alles aussah: maienfrisch die grün und weiße Wand, goldig die Türen — auf der Tischdecke, am Wandkalender, überall blühte es auf in frischen, hellen Farben. Als ob alles ein ebenso fröhlich Gesicht machen wolle wie die Sonne selbst.

Jetzt kamen die Kinder hereingesprungen. Sie zeigten der Großmutter die neuen Marmeln, mit denen sie auf der Straße gespielt, und baten drum, barfuß laufen zu dürfen wie die anderen Kinder draußen. Auch die Uhr zeigten und erklärten sie der Großmutter; bis Ostern wollte sie der Vater frisch anmalen, sogar die Kokarde am Helm.

Auf einmal rief die sechsjährige Gretel: „Vater, in der Uhr fliegt was Goldigs! Hinterm Fensterle hab' ich's gesehn!"

Neugierig drängten sich beide an den Schuster, der das Gehäuse aufschloß. Fit! flog's heraus: ein Zitronenfalter. Grad auf die Großmutter. Die Kinder wollten ihn greifen — aber schon hatte die alte Frau das Fenster geöffnet — und hinaus schwebte er.

„Großmutter!" Ein Doppelruf der Entrüstung. Aber dann stürzten beide davon. „Wir greifen ihn draußen —"

„Wie mag der nur hineingekommen sein?" wunderte sich die Schusterin.

„Ganz einfach", erklärte ihr Mann. „Daheim ist die Uhr auf dem Speicher gestanden, da ist einmal eine Raupe hineingekrochen und jetzt in der warmen Stube ausgeschlüpft."

„Daß dein Vater so schnell gestorben ist!“ meinte die Großmutter. „Wo er noch so rüstig war.“

„Sterben muß jedes einmal“, war die gleichmütige Antwort.

Wieder überlief die alte Frau ein Frösteln, und wieder richtete sie sich straffer auf. Weg, Tod! Sie wollte jetzt noch nicht sterben müssen ...

Unverwandt blickte sie nach der Sonne. Sie sog die Strahlen in sich wie feurigen Wein. Ihr war's unbewußt zumute, als tränke sie Lebenskraft aus dem warmen Glanz. Als müßte man ewig leben, wenn man ewig die Sonne anschauen könnte ...

Aber nun sank sie tiefer ... nun berührte sie den Rand des flachen Daches ... und jetzt — es half nichts, auch wenn man aufstand und das Gesicht an die Scheiben preßte — jetzt war sie hinter den Mauern verschwunden.

Im Zimmer war aller Glanz erloschen. Es sah fahler und trübseliger aus denn zuvor.

Wie ein körperlicher Schmerz war's für die alte Frau. Wie Hunger brannte das Verlangen nach dem belebenden Sonnenlicht in ihr.

Seufzend lehnte sie sich zurück und schloß die Augen.

„Gehst lieber wieder ins Bett?“ fragte die Tochter.

„Nein, nein!“ wehrte sie hastig ab. Und im selben Augenblick kam Gretel wieder hereingesprungen.

„Großmutter, der Schmetterling ist in den Garten von der Frau Meier geflogen. Da krieg' ich ihn vielleicht noch, ich muß jetzt Stiefel hinbringen. Großmutter, gehst mit? Es ist arg schön draußen!“

„Sei gescheit!“ lachte die Schusterin. „So schnell geht's mit der Großmutter nicht.“

Aber die hatte sich bereits erhoben und nach ihrem Tuch gegriffen. „Ja, ich geh' mit“, sagte sie lebhaft; „die Luft tut mir gut.“

„Laß sie nur,“ sagte der Schuster zu seiner Frau, die abwehren wollte, „als ob was riskiert wäre — 's kostet ja kein Billett.“

Auf Gretels Schulter und ihren Stock gestützt, verließ die alte Frau das Haus. Zum Entschluß und zu den ersten Schritten hatte ihr starker Wille wohl die Kraft gegeben — aber jetzt begannen ihr wieder die Knie zu zittern, und es schwindelte ihr. „Gretel, sind wir bald dort?“ fragte sie angstvoll.

„Freilich — gleich neben dem Haus, wo der Briefkasten dran ist, geht's doch in den Garten.“

Die alte Frau konnte den Briefkasten nicht sehen. Dunkel schattete es vor ihren Augen. Eine lähmende Angst, daß sie den Garten nicht mehr erreichen, die Sonne nicht mehr sehen könnte, hatte sich ihrer bemächtigt. Kaum vermochte sie mehr die Füße zu heben. Bei jedem Schritt schien etwas aus der Erde nach ihr zu greifen, um sie hinunterzuziehen — ins Grab ...

„Guter Herrgott!“ rief es in ihrer geängsteten Seele, „laß mich noch hinkommen ...“

„Das Tor ist offen!“ sagte Gretel freudig. „Großmutter, ich bring' schnell die Stiefel ins Haus, dann schau' ich mich nach dem Schmetterling um. Sieh nur den schönen Salat da!“

Aber die Großmutter sah nichts als die Sonne. Als würde sie von starken Händen gestützt, so sicher schritt sie einen grünenden Laubgang entlang, zu einer Steinbank an der Gartenmauer. Da ließ sie sich nieder. Die gefalteten Hände legte sie auf die Mauerbrüstung. Wie warm war der Stein, wie warm die Sonnenstrahlen, die ihr Gesicht küßten! Ihr war zumute, als säße sie in Mutterschoß ...

Da berührte etwas ihre Hand. Der Falter war es. Nach ein paar Sekunden schwebte er weiter. Sie folgte ihm mit den Blicken. Seitwärts war der Friedhof. Ein hohes Steinkreuz ragte nahe bei ihr in die Höhe. Darauf setzte sich der Schmetterling und breitete weit seine Flügelchen aus im vollen Sonnenglanz. Die goldene Inschrift darüber stand blitzhell auf dem dunklen Grund. „Christus hat dem Tode die Macht genommen."

Die alte Frau sagte sich's halblaut vor. Und auf einmal ging ein Ausdruck glückseligen Staunens, unendlicher Erleichterung über ihre Züge. Dem Tod, vor dem ihr graute, war die Macht genommen! Man brauchte ihn nicht zu fürchten! Ganz siegesgewiß wiederholte sie die Worte, und aus einer verborgenen Stelle des Herzens stiegen ihr die Bruchstücke eines in der Schulzeit gelernten Spruches auf die Lippen: „... auf daß alle, die an ihn glauben, das ewige Leben haben ..."

Ihre Blicke kehrten zurück zur Sonne. „Guter — guter Herrgott ..." stammelte sie. —

„Großmutter, komm, wir müssen heim!" rief Gretel. Aber die alte Frau rührte sich nicht. Sie lehnte mit dem Haupt auf der Mauer wie ein glücklich schlummerndes Kind. —

„Sterben muß jedes einmal", beschwichtigte der Schuster seine Frau. „Und in ihrer Kammer wär's ihr nicht so leicht geworden wie draußen im Freien ..."



Glossen

Von

Dagobert von Gerhardt-Amyntor †

Mancher dünkt sich weise und ist doch so töricht, seinem Gegner Böses zu wünschen. Wer anderen Böses wünscht, wünscht es sich selbst. Tat tvam asi — das bist du! ist nicht nur das Leitmotiv des Buddhismus, sondern auch des wohlverstandenen Christentums und jeder philosophischen Weltanschauung.

* * *

Menschen und Orte, die wir täglich besuchen, üben zuletzt auf uns einen assimilierenden Einfluß. Ich bin aber dreißig Jahre lang fast täglich in „Sanssouci" spazieren gegangen und bin es dennoch nicht einen einzigen Tag gewesen.

* * *

Empfindliche, streitsüchtige Menschen, die sich immer beleidigt fühlen und immer nachspüren, ob man sie nicht beleidigt habe, mag man mit noch so großer Schonung und Nachsicht behandeln, ihr chronisches Leiden ist kaum jemals ganz zu heilen.

* * *

Wir haben heut' keine allgemeine Volkskultur mit einem gemeinschaftlichen Maßstab für das Echte und Schöne; wir haben nur Klassen- und Kliquenkulturen. Wer dem einen als Bahnbrecher gilt, gilt dem anderen als Bahnverderber.

* * *

Auf dem unscheinbaren Kohlenteer beruht heute eine chemische Industrie, deren jährlicher Wert in Deutschland fast eine Milliarde beträgt. So soll man auch auf geistigem Gebiete nichts zu gering schätzen; auch aus unscheinbaren Gedanken lassen sich Werte prägen, die die Zukunft eines ganzen Volkes wandeln können.

* * *

In den britischen Territorien werden jährlich noch über 80 000 Menschen durch Schlangen und Raubtiere getötet. Verwundere dich nicht! Die Zahl der Opfer, welche menschlichen Giftzungen erliegen, ist eine weit größere.

* * *

Der Konservativismus hat besonders durch die Pflege eines engherzigen und unduldsamen Kirchentums heut' fast jeden Einfluß auf das Geistesleben unserer breiten Volksmassen verloren. Will er wieder zahlreichere Anhänger gewinnen, so muß er jeden nach seiner Fasson selig werden lassen.

* * *

Die Mittelstraße läßt sich vielleicht nur im Geldausgeben entschuldigen; sie führt zwischen Geiz und Verschwendung glücklich hindurch.

* * *

Glücklich das Volk, dessen Gesetzgebungsmaschine nicht täglich zu klappern braucht!

* * *

Es gibt eine Schrift Eduard von Hartmanns, die Bismarck gelesen und mit Anmerkungen versehen hat. Im Politischen hat der große Staatsmann dem großen Denker zugestimmt, im Metaphysischen nicht. Darf uns das wundern? Es ehrt beide.

* * *

Die Menschen, die sich selbst in Zucht zu nehmen unfähig sind, möchten immer die anderen erziehen.

* * *

Welch ein Aristokrat ist Ernst Moritz Arndt gewesen, der vom Staate sagte: „Er ist nicht, damit die meisten, sondern damit die besten Menschen leben." Die heutigen Vertreter der sozialdemokratischen Doktrin würden ihn gesteinigt haben.



Gesellschaft im Gartenpavillon



Nicolas Lancret



Jesus ein „Märlein“?

Gustave le Bon nennt in seiner anziehenden Studie über „die Psychologie der Massen“ als ein Hauptmittel, um suggestiv auf das Volk zu wirken, stete Wiederholung. Es kommt, so führt er aus, weniger darauf an, ob Gedanken richtig sind, als vielmehr, daß sie stets und mit Nachdruck wiederholt werden, um sie den Massen glaubhaft zu machen. Sieht man an jeder Straßenecke, liest man in jedem Blatt, daß Gala-Peter die beste Milchschokolade und Odol das beste Zahnwasser ist, so kann der moderne Durchschnittsmensch auf die Dauer dieser Überredungskunst nicht widerstehen; er hält die Sache für wahr, weil sie ihm immerfort wiederholt wird. Fast scheint es, als ob bei solchen Vorbildern gewisse radikale Theologen und dilettantische sogenannte Religionsforscher zur Schule gegangen seien, die seit einigen Jahren unermüdlich bei der Arbeit sind, der Menschheit die Freude an Jesus zu vergällen, indem sie diese reichste und wirkungsvollste Gestalt der Weltgeschichte für ein Märlein, für ein Erzeugnis der Sage oder gar für eine Erfindung des Paulus erklären. Nur über den Ursprung dieser „Christusmythe“ sind sich die Herren noch nicht einig. Der Bremenser Kalthoff (vgl. Türmer 1905, Bd. II, Seite 342) erklärt Christus für die Idealgestalt einer aufstrebenden sozialen Bewegung, der Assyriologe Jensen für den letzten Ausläufer des übrigens nur sehr lückenhaft überlieferten babylonischen Gilgamesch-Epos, Drews, der neuerdings Vorträge haltend von Stadt zu Stadt zieht, für den jüdischen Doppelgänger des syrischen Naturgottes Attis, des griechischen Adonis, bei dessen Festen das Sterben und Auferstehen der Natur im Winter und Frühling in symbolischen Handlungen dargestellt wurde. Dabei weist jeder der Herren die Aufstellungen seiner beiden Genossen kühl lächelnd ab: sie hätten wohl die Glocken läuten hören, wüßten aber nicht recht, wo sie hingen. Nur darin sind Jensen und Drews — Kalthoff ist bereits gestorben — einig, daß sie sich mit Wort und Schrift an die Massen wenden, um endlich unser armes verblendetes Volk aufzuklären, damit es einsähe, in welchem törichten Irrtum es durch die Jahrhunderte befangen gewesen sei, wenn es in Glaube und Liebe an Jesus Christus gehangen habe. Selbstverständlich finden die Herren auch ihr Echo. Wie könnte es anders sein? Unsre radikal-liberale und sozialdemokratische Presse jubelt ihnen zu und verzeichnet jedes ihrer Worte wie ein neues Evangelium. Da ist z. B. in den Berichten über das Berliner Religionsgespräch stets Drews der ruhige, nüchterne, sachliche Geschichtsforscher, seine Gegner dagegen pathetische Theologen, engherzige Zunftgelehrte, „akademisch und unentschlossen“, Männer, die nur mit sentimentalen Gefühlsargumenten arbeiten. Wann wird einmal bei uns in Deutschland, oder fast müssen wir fragen: wird überhaupt einmal bei uns der grobe Unfug aufhören, daß religiöse und politische Standpunkte immerfort miteinander verquickt werden? Wie weit sind uns darin

die vielgescholtenen Engländer voraus! Aber bei uns gehört es fast zum guten Ton, daß jemand, der politisch konservativ ist, sich kirchlich orthodox geberdet, und daß andrerseits liberale und demokratische Zeitungen meinen, auf jedes ernste Christentum loshauen zu müssen, wo und wie sie nur können. Diese Verquickung macht unsre politischen wie unsre kirchlichen und religiösen Kämpfe so bitter und verhetzend. In jeden Kampf kommen damit unsachliche Momente hinein, die ihn natürlich arg zuspitzen und verschärfen. Jede Auseinandersetzung wird ihrem natürlichen politischen, religiösen, wissenschaftlichen Boden entnommen und immer gleich auf die tiefsten Gegensätze der Menschennatur gestimmt. Wie viel haben wir auf diesem Gebiete noch zu lernen!

Aber wieder zurück zu unsern Bestreitern der Geschichtlichkeit Jesu! Man könnte ja fragen, ob es überhaupt nötig ist, solche Aufstellungen sachlich zu widerlegen. Sie stehen wissenschaftlich nicht höher als die Versuche, Shakespeare für eine mythische Gestalt zu erklären. Fast möchte man versucht sein, für die beste Art des Kampfes jene Satiren zu halten, die in humorvoller Weise Napoleon und Luther zu Sonnenmythen machten. Aber weil die Fragen nun einmal aufgerollt sind, und um jener am Anfang erwähnten suggestiven Kraft solcher Behauptungen willen, sollen sie nicht unwidersprochen bleiben, sondern es seien kurz die Gründe zusammengestellt, aus denen an der Geschichtlichkeit Jesu nicht gezweifelt werden kann.

1. Der Hauptgrund ihrer Bestreiter ist nicht ein geschichtlicher, sondern ein philosophischer. Diese Männer haben durchweg die Neigung, die Bedeutung und Wirksamkeit großer Persönlichkeiten abzuschwächen und in ihnen nichts als Ergebnisse der Entwicklung zu sehen. Da ist es dann nur noch ein Schritt, und sie streichen das Dasein dieser Helden der Menschheit aus, die sie vorher zu bedeutungslosen Erscheinungsformen des Zeitgeistes herabgesetzt haben.

2. Das geschichtliche Dasein Jesu Christi ist über allen Zweifel sicher gestellt durch eine, wenn auch nicht sehr große Anzahl von Erwähnungen Jesu in den Klassikern der römischen Literatur. Vor allem durch eine Stelle des Tacitus, deren Echtheit und Unversehrtheit heute immer mehr und mehr anerkannt wird.

3. Auch wer den Evangelien skeptisch gegenübersteht — der Schreiber dieser Zeilen tut es nicht bei aller Freiheit der Kritik, die er sich im einzelnen vorbehält — kommt nicht über das Zeugnis des Paulus hinweg. Ist es auch richtig, daß bei Paulus infolge seiner persönlichen Entwicklung und des Ereignisses von Damaskus, über das man hierbei zunächst denken möge wie man wolle, das geschichtliche Lebensbild Jesu hinter dem Gekreuzigten und Auferstandenen zurücktritt, so wird doch durch seine Briefe nicht nur das Leiden und Sterben Jesu Christi, sondern vor allem auch die Tatsache gesichert, daß Jesus eine Persönlichkeit war, von der die denkbar stärksten geistigen und religiösen Einflüsse ausgegangen sind.

4. Wer behauptet, daß Paulus diese Christusgestalt geschaffen habe und der eigentliche Stifter des Christentums gewesen sei, überschätzt weit über das Maß die Bedeutung dieses gewiß großen Apostels für seine damalige Zeit. Paulus gehört zu den Männern, deren Kraft über die Geister nicht sofort zu ihren Lebzeiten, sondern erst im Laufe der Geschichte zutage tritt. Das Christentum geschaffen hat er nicht. Neben den von ihm gegründeten Gemeinden gab es zahllose andere. Die wichtigste der alten Gemeinden, die römische, ist ganz unabhängig von ihm entstanden. Gleichzeitig mit ihm wirkten zahlreiche andere „Apostel Jesu Christi" und trugen die Botschaft von Jesus dem Messias, denn das bedeutet Christus, durch das ganze römische Reich. Die paulinische Art, Christus und sein Werk anzusehen, wurde vielfach auf das heftigste bestritten, wie uns seine Briefe zeigen. Der Kristallisationspunkt des ältesten Christentums war nach allen unseren Berichten nicht Paulus, sondern die Urgemeinde in Jerusalem, die ohne Zweifel aus Verwandten und Jüngern Jesu von Nazareth bestand. Auch Paulus selbst mußte bei aller Selbständigkeit und Freiheit seines Auftretens und christlichen Denkens der Bedeutung dieser Urgemeinde Rechnung tragen und Fühlung mit ihr suchen und festhalten.



5. Aber auch in den Evangelien finden sich große Partien, vor denen auch der kritischste und wunderfeindlichste Beurteiler verstummen muß. Vor allem sind, wie ich schon im Türmerjahrbuch von 1903 (Seite 12) ausführen durfte, in diesen Schriften Einzelheiten, die nicht späteren Ursprungs sein können, weil sie den Anschauungen schon der folgenden Jahrzehnte, geschweige Jahrhunderte geradezu widersprechen. Worte wie Markus 10, 18: „Was heißest du mich gut; niemand ist gut, denn der einige Gott“, oder Markus 15, 34: „Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen?“ und vor allem Markus 9, 1: „Es stehen etliche hier, die werden den Tod nicht schmecken, bis daß sie sehen das Reich Gottes mit Kraft kommen“, konnten schon ein Menschenalter nach Jesus nicht mehr erfunden werden. Diese Beispiele, die sich leicht vermehren ließen, sind ein sicheres Zeichen, daß hier hartes Urgestein geschichtlicher Tatsachen vorliegt.

Aber wie kommen Forscher wie die oben genannten dazu, sich über alle diese Dinge hinwegzusetzen? Bei Jensen ist es vielleicht der „orientalische Rausch“, den die neuen Entdeckungen im Osten vielfach hervorgerufen haben. Weil jene Funde in Babylon und Ninive unsere Kenntnisse in überaus wichtigen Punkten bereichert und uns sehr viel neues Material gebracht haben, sind einzelne Forscher so von ihnen angetan, daß sie glauben, dort den Schlüssel zur Lösung aller Rätsel zu finden. Das ist psychologisch verständlich, wenn auch wissenschaftlich unhaltbar wie alles Einspännertum. Bei Drews liegt die Sache noch anders. Bei ihm baut der Wille den Weg. Hier handelt es sich um den Kampf zweier Weltanschauungen, und Drews gehört zu jenen durch und durch dogmatischen Naturen, die von der Richtigkeit ihrer Weltanschauung so überzeugt sind, daß sie widerstrebende Tatsachen einfach vergewaltigen, um Raum für ihre Gedanken zu haben. Er erinnert darin fast an jenen Professor, dem seine Schüler Tatsachen vorhielten, die seinem System entgegenstanden. Sie wurden mit der Antwort abgefunden: „Um so schlimmer für die Tatsachen“. Darum wird Drews trotz aller Anstrengungen keinen dauernden Eindruck auf unsere Zeit machen, die zu sehr gewöhnt ist, nach Wirklichkeiten zu fragen. Ja selbst in der Propaganda für seine Weltanschauung wird er sich durch seine offensichtlichen Übertreibungen und dilettantenhaften Darstellungen nicht nützen, sondern schädigen.

Es handelt sich in der Tat um einen Kampf der Weltanschauungen. Der naturhafte monistische Pantheismus und der ethische Theismus ringen heutzutage miteinander so stark, daß die Herzen bis in ihre innersten Tiefen bewegt werden. Einen entscheidenden Punkt in diesem Kampf bildet die Person Jesu. Einem Pantheismus, der alles Einzelne auflösen, alles Persönliche in das große All aufgehen lassen will, ist natürlich diese lebenskräftige unzerstörbare Persönlichkeit, die ihren ewigen Wert klar in sich trägt, ein Dorn im Auge. Ein ethischer Theismus, der in dem sittlichen und religiösen Gebiet bei allen Zusammenhängen und Wechselwirkungen mit dem Naturhaften doch immer eine selbständige geistige Größe sieht, wird mit Vorliebe auf Jesus hinweisen. Selbst die Vertreter dieses Standpunktes werden das noch tun, die, wie die Mehrzahl unserer modern liberalen Theologen, an dem Bilde der Evangelien starke, meines Erachtens willkürliche und ungerechtfertigte Abstreichungen machen.

Daß es sich hier im letzten Grunde nicht um ein interessantes wissenschaftliches Problem, sondern um einen Kampf der Weltanschauungen handelt, fühlten auch mehr oder weniger bewußt die Tausende, die sich zu einer vielbemerkten, freiwilligen öffentlichen Kundgebung am 20. Februar d. Js. vor dem Berliner Dom zusammenfanden. Daß solche Versammlungen für den Stand der wissenschaftlichen Streitfrage keine Bedeutung haben, ist selbstverständlich und braucht nicht besonders gesagt zu werden. Das ist in unserem Falle aber auch nebensächlich. Die wissenschaftliche Lage ist wohl völlig klar. Aber diese Kundgebung gerade auch in ihrer würdevollen Ruhe und Ordnung war eine unmißverständliche Äußerung der Volksseele, die es spürt, daß wertvolle geistige Güter, die sie sich nicht entreißen lassen will, gefährdet sind. So können unsere Leser, die an jener Kundgebung teilgenommen oder von ihr gehört haben,

wenn diese Zeilen zu Ostern in ihre Hand kommen, sagen, daß sie, dank der Angriffe von Drews, unter veränderten Zeitläuften etwas Ähnliches erlebt haben, wie jene ersten Jünger nach der Kreuzigung, nämlich, daß der Totgesagte sich als lebendig erwiesen hat.

Christ. Rogge



Hat . . . . gelebt?

Bitte die Punkte mit einem beliebigen Namen aus der Weltgeschichte auszufüllen. Es wird sofort der bündige Beweis erbracht werden, daß dieser Name nur die Bezeichnung für eine mythische Persönlichkeit ist, die natürlich in Wirklichkeit nie gelebt hat. Was ist überhaupt Name? „Name", soll ein angeblicher Goethe gesagt haben, „Name ist Schall und Rauch." So meldet's die Mythe, denn in Wirklichkeit hat dieser sogenannte Goethe natürlich auch nie gelebt. Die Sehnsucht des deutschen Volkes nach einem großen Dichter erfand diesen „Goethe", wie die Sehnsucht der Juden den Messias „Jesus", die der Franzosen „Napoleon". Was ist der z. B. schließlich anderes als die mythische Verkörperung des Sonnengottes? Der Sonnengott nennt sich eigentlich Apollo. Wenn man nun an dem Namen Napoleon vorn und hinten ein „n" abstreicht, so kommt ungefähr Apollo heraus. Napoleon ist aus dem Meere aufgestiegen, aus der Insel Korsika, und auf der entgegengesetzten Seite auf Helena untergegangen, gerade so wie die Sonne auf der einen Seite auf- und auf der entgegengesetzten Seite wieder untergeht. Napoleon hat 7 Geschwister gehabt, die Sonne 7 Trabanten; Napoleon hatte 12 Marschälle, das Jahr hat 12 Monate — ganz offenbar ist es also, daß Napoleon nie gelebt hat, sondern die Idee von einem Sonnengott hat nachher diese Persönlichkeit des Napoleons hervorgezaubert.

Und nun gar „Luther"! Hat nicht Professor von der Hagen auch den Ursprung dieser Mythe mit bewundernswertem Scharfsinn nachgewiesen, sie bis aufs kleinste in ihre Bestandteile zerlegt? Die Leute, die ein Interesse an ihrer Entstehung und Verbreitung hatten, knüpften an die bekannte Prophezeiung von Hus an: „Heute bratet ihr eine Gans. Über hundert Jahre aber wird ein Schwan kommen, den sollt ihr wohl ungebraten lassen." Schon der Tag der angeblichen Geburt Luthers, der Martinstag, deutet auf die Beziehung zur Gans (Hus) hin. In Eisleben, einer Stadt, die durch ihren Namen den Übergang vom starren Tode zum Leben bezeichnet, ließ man ihn geboren werden, und zwar als Sohn eines Bergmanns. Das sollte natürlich symbolisieren, daß er die vergrabenen und versunkenen Schätze des wahren Glaubens ans Licht gebracht habe. Die bekannte Erzählung von dem Blitzstrahl, der eine so mächtige Einwirkung auf sein Leben gehabt habe, ist selbstverständlich nur der Bekehrungsgeschichte Pauli nachgebildet, dessen Leben den Mythebildnern vorbildlich für ihre Arbeit gewesen ist. In Wittenberg, der Heimat der Faustsage, läßt man ihn die Thesen anschlagen, weiß aber, daß von der Universität Wittenberg bei ihrer Gründung die Prophezeiung ausgesprochen wurde: es würde von einem weißen Berge einst alle Welt Weisheit empfangen! — Der Zusammenhang mit Hus und Prag, das ja am Weißen Berge liegt, ist klar. Daß er den Ablaß bekämpft habe, sein Auftreten gegen Tetzel ist schon deswegen legendarisch, weil der Opferkasten Tetzels an mehreren Orten zugleich gezeigt wird. Überhaupt hat der angebliche Luther immer an Orten zu tun gehabt, mit denen sich die Sage mit Vorliebe beschäftigte. In Augsburg rettete ihn, wie erzählt wird, der Weber Langemantel; offenbar ist das weiter nichts als der Teufel mit dem Wundermantel aus der Faustsage. In Worms tritt er siegreich auf und erinnert sofort an Siegfried, der in dem Reckenkampfe des Rosengartens — und eine Aue, die Rosengarten genannt wird, liegt bei Worms — gekämpft hat. Gewappnete haben ihn dann entrückt zur sagenumwobenen Wartburg. Hier stattet ihm



der Teufel genau so einen Besuch ab wie einst Wolfram von Eschenbach, und daß er dort als Junker Georg wohnt, deutet auf den ritterlichen Drachentöter und Jungfrauenbefreier. Daraus entstand dann wieder die Sage, daß er eine edle Jungfrau, die Nonne Katharina, aus Klosterbanden befreit habe. Aber schon der Name Katharina zeigt, daß es sich nur um eine Symbolisierung handelt, nämlich um eine Verbindung der neuen Lehre mit der Lehre der im Mittelalter auftretenden Katharer. Man läßt ihn wieder bedeutsam in Eisleben sterben, dessen Name Tod und Leben in sich schließt. Zwar zeigt man noch sein Grab, aber es ist wohl vermauert, und man wird sich hüten, es zu öffnen, denn sonst käme der Betrug sofort zutage!...

Oder nehmen wir Bismarck. Erlaubt es Ihre Zeit nicht, das umfangreiche Werk „Die Bismarckmythe" im Original zu studieren, so erfahren Sie schon aus einer verständnisvollen Besprechung in der „Hilfe" das Wesentliche. Mit Recht erklärt dort Johannes Naumann „den Grundgedanken für so einleuchtend, daß er seinen Lesern den Plan des Buches vorlegt:

I. Der vor-bismarcksche Bismarck.
   1. Der heroische Bismarckglaube unter dem Einfluß des Agrariertums.
   2. Die nationalliberale Idee des Einigers Deutschlands.
   3. Bismarck als Kultgott der Alldeutschen.
   4. Die Symbolik der Entlassung Bismarcks.

II. Bismarck als Reichskanzler.
   1. Die zeitgenössischen Quellen. Anhang: Der Bismarck der sogenannten Reichstagsreden.
   2. Einwände gegen die Leugnung der Geschichtlichkeit Bismarcks.

   Schluß: Das ewige Bismarckproblem.

Die Glanzpunkte des Buches liegen in der ersten Partie, besonders in dem Nachweis, wie unter dem harten Drucke des Agrariertums in der geknechteten Volksmasse sich die Idee eines brutalen Unterdrückers aller menschlichen Freiheit entwickeln mußte. Überzeugend ist ferner bewiesen, daß die Vorstellung des Einigers Deutschlands schon seit Anfang des 19. Jahrhunderts leuchtete, lange bevor die Sagen von Kniephof und Frankfurt entstanden. ... Es ist erst eine ungeschichtliche Einbildung späterer Zeit, daß Bismarck ein Deutscher gewesen sei, die Bismarckidee finden wir vielmehr gleichzeitig nicht nur bei allen Völkern Europas, sondern auch in Afrika und Asien. Somit sind wir mit Notwendigkeit zu der Ansicht getrieben, daß es sich um eine allgemeine Menschheitssage handelt, die in verschiedenen Ländern ihren Niederschlag fand. So ist er auch ein in Deutschland verehrter Kultgott geworden ..."

Mythe, meine Lieben, alles Mythe! Nur die Dummheit nicht, die's — glaubt!



Christus in Berlin

Es ist zu hoffen, daß auch die liberalen Blätter, die der großen christlichen Kundgebung in Berlin nur übel angebrachten Spott abgewinnen konnten, sich nachgerade auf eine würdigere Auffassung besonnen haben. Die bei uns leider landesübliche, so sinnlose wie gehässige Verquickung von Religion und Politik hat ja unser verehrter Rogge schon gekennzeichnet. Liberal sich nennende Leute sollten sich solcher „konfessionellen Intoleranz" ganz zuletzt schuldig machen. Andere Eindrücke hat die ergreifende Kundgebung bei dem Vertreter eines Leipziger liberalen Blattes, den „Neuesten Nachrichten", ausgelöst:

„Wie eine ungeahnte Überraschung wirkt es, wenn jetzt in Berlin, in diesem Zentralpunkt der Skepsis und der frivolen Auffassung alles Gefühlsmäßigen, Tausende und aber Tausende aus innerem Drange, ohne daß eine eifrige Agitation sie herantrieb, zu Versamm-

lungen ziehen, in denen Geistliche und gebildete Laien mit sittlichem Ernst die Frage behandeln, ob Christus gelebt hat, ob diese köstliche Gestalt, wie eine irrende Forschung annimmt, gleich Brahma oder gleich Siegfried nur in den Nebeln des Mythos schwebt, oder ob sie wirklich und leibhaftig, tröstend, heilend und segnend in der schlichten Gestalt des Menschensohnes auf Erden wandelte. Da konnte es geschehen, daß diese Tausende und aber Tausende in den weiten Räumen des Zirkus nicht Raum genug fanden, daß sie zum nahen Dome zogen und bis zum letzten Platz auch diese mächtige Halle füllten, und daß doch immer noch Tausende an der Pforte vergebens den Eintritt verlangten. Das sind nicht Frömmler gewesen, die demütig die Augen zu Boden schlagen, um den inneren Hochmut zu verbergen, das waren auch nicht Streber, die sich ihren Vorgesetzten empfehlen wollten — wer die brausenden Klänge des alten Lutherschen Kampfliedes vernahm, wer es sah, wie unter dem gleichen unwiderstehlichen Impulse diese Massen sich erhoben, um in dem zweiten Glaubensartikel Zeugnis dafür abzulegen, daß Christus wahrhaft gelebt hat, der weiß auch, daß eine reine und klare Flamme hier durch die Herzen schlug. Da muß selbst die Spottsucht der Blätter, die sonst in jeder Gläubigkeit nur Beschränktheit, in der Religion nur ein Beruhigungsmittel für politische Kinder, in der christlichen Lehre nur ein Märchen erblicken und die alle Erziehung nur auf den Boden einer rationalistischen Moral stellen wollen — da muß diese Spottsucht verstummen und einfach bekennen: ‚Der Eindruck dieser großen Menge, die im suggestiven Bann einer Idee stand, war auch für den ruhigen Beobachter gewaltig. Berlin hat jedenfalls seit vielen Jahren nicht eine kirchliche Kundgebung von dieser Geschlossenheit und Größe erlebt.' Da mußte auch der Widerwillige bekennen, daß es sich hier nicht um ein Zufallswerk der Sensation gehandelt hat, sondern um eine aus ernstem und tiefem Drange geborene Kundgebung für die ewigen im Christentum ruhenden Wahrheiten und für die Gestalt und die Werke des erhabenen Mannes, der sie der Welt gebracht und mit ihnen eine Welt des Egoismus zerstört hat. Den letzten Anstoß aber zu dieser neuen Bewegung hat die Überspannung der rationalistischen Propaganda gegeben, die an die Stelle der lebensvollen und farbigen Gestalten der Geschichte, an die Stelle dieses bunten und reichen Gemäldes voll Kraft und Feuer ihre farblose, dünne Weisheit setzen will. Gewiß, die Kritik hat ihr Recht, und es ist gerade die Größe des Protestantismus, daß er sich vor ihr nicht scheut, daß er nicht eines Index bedarf, sich gefährliche Weisheit vom Leibe zu halten, daß er die Entdeckungen der Wissenschaften nicht in die eisernen Klammern des Dogmas preßt. Diese neue Bewegung darf nicht übersehen werden, wenn sie auch eigentlich unter der Oberfläche des Lebens niemals ausgesetzt hat. Aber sie darf auch nicht ausschließlich unter die Führung der Geistlichkeit treten: auch der gebildete Laie sollte ihr aufmerksam folgen, und er sollte hinausgehen und den Versuch wagen, der Menge, in der doch so viel Sehnsucht lebt, statt der Steine Brot zu geben. Das moderne Leben will sich nicht mit der Predigt begnügen, man will Rede und Gegenrede vernehmen, Fragen stellen und auch selbst etwas sagen. Daß auch orthodoxe Organe diese Meinung vertreten, ist schon ein Fortschritt. Denn in der Tat liegt über dem kirchlichen Leben eine gewisse Erstarrung, eine zu enge Unnachgiebigkeit gegen die wechselnden Formen des modernen Lebens, das doch auch auf diesem Gebiete wechselnde Formen verlangt. Wenn die Kreuzzeitung schreibt: ‚Man vergesse auch nicht, die christliche Kunst einzuladen. Auch nach ihr verlangt das Volk, nach erhebenden Chören, nach klassischen Bildern, nach der redenden Kunst', so muß man rückhaltlos seine Zustimmung geben. Eine Veredelung des Genießens, eine Ablenkung des Gemütes von dem Häßlichen des Tages zu edler Schönheit wird auch ein Mittel sein, dieser Bewegung, die plötzlich mit so eigentümlicher Kraft hervortritt, Dauer und Tiefe zu geben. Denn die Kunst wird stets die wirksamste Vermittlerin des Unaussprechlichen bleiben."



Bebel

August Bebel ist am 22. Februar 70 Jahre alt geworden. Er ist schon lange leidend und muß sich in seinem öffentlichen Auftreten und namentlich auch in seiner parlamentarischen Tätigkeit Zurückhaltung auferlegen. Zeiten der Muße und der Sammlung waren sonst für ihn nur die Monate und die Jahre, die er im Gefängnis zugebracht hat. Nun meldet sich das Alter und mahnt leise, aber eindringlich, das hitzige Temperament zu zügeln. Da mag dem Rastlosen der Gedanke gekommen sein, diese stillern Tage dazu zu benutzen, die Summe seines Lebens zu ziehen und sich und der Mitwelt Rechenschaft davon abzulegen, was er geworden und besonders wie er es ward. So kam, noch vor dem 70. Geburtstage, bei Dietz Nachfolger in Stuttgart der erste Teil des auf drei Bände angelegten Werkes „Aus meinem Leben" heraus.

Jedem Deutschen scheinen, wie dem Dr. Faust, zwei Seelen eingeboren zu sein, die — so gut und so schlecht es oft gehen will — sich miteinander abzufinden haben. Auch in August Bebel liegt, zum Greifen deutlich, der Stoff für zwei verschiedene Persönlichkeiten, und das tritt naturgemäß auch in seinen Lebenserinnerungen zutage. Während aber für nicht wenig Menschen der Kampf dieser beiden Seelen grade das Hauptproblem ihres Lebens ausmacht, scheinen sie sich beim Führer der deutschen Sozialdemokratie frühzeitig geschieden und ihr Herrschaftsgebiet scharf und reinlich gegeneinander abgegrenzt zu haben. Diese reinliche Scheidung ist für den Mann und seine starke Selbstzucht ungemein charakteristisch, aber dem Buche ist sie gerade nicht zustatten gekommen. Die zwei Gebiete, womit es sich im wesentlichen beschäftigt, das persönliche und das politische, liegen abgesondert nebeneinander. Mit entzückender Frische und lebendiger Plastik ist das Persönliche gestaltet, nüchtern und trocken, fast ohne daß uns das geistige Band zum Bewußtsein käme, werden die politischen Begebenheiten aneinandergereiht. Und was noch auffälliger ist: es fehlen gänzlich die Fäden, die von einem Teil zum anderen herüber und hinüber weben. Wir können die Zusammenhänge und die Wechselwirkungen nur erraten, und nichts tut der Verfasser, um es uns zu erleichtern, sie aufzufinden.

Er sagt im Vorwort selbst, es habe keinen Zweck, Veröffentlichungen über sein Leben zu machen, wenn nicht Offenheit und Wahrheit den Erzähler leiteten. Er sagt es, vielleicht mit einem Seitenblick auf die wundervollste Selbstbiographie, die wir Deutschen besitzen. Und er hat schon recht: ein Politiker wird sein Leben anders erzählen müssen als ein Dichter. Aber man seufzt beim Lesen der Bebelschen Erinnerungen doch oft nach der Meisterhand, die uns in „Wahrheit und Dichtung" das künstlerische Gefüge eines Menschenlebens so bildhaft klar vor Augen zu stellen verstand. Und man wird zu solch bedauerndem Vergleich um so mehr gedrängt, als auch bei Bebel die Mischung der Wesenselemente aus väterlichem und mütterlichem Erbteil vielleicht ebenso genau zu bestimmen sein möchte, wie bei Goethe. Vom Vater hat doch wohl auch er „des Lebens ernstes Führen" mitbekommen, vermutlich auch das heiße Blut. Erzählt er doch, wie der königlich preußische Unteroffizier, gereizt durch die Rücksichtslosigkeit eines jungen Leutnants, einst in die Stube getreten sei und der Mutter zugerufen habe: „Frau, wenn es losgeht, die erste Kugel, die ich verschieße, gilt einem preußischen Offizier." Doch auch zur eisernen Selbstzucht wird vom Vater Unteroffizier her der Keim in die Seele des Kindes übergegangen sein, und etwas militärisch Straffes hat August Bebel, obwohl er nicht gedient hat, zeitlebens behalten.

Die Mutter, der er in schlichten Worten ein schönes Denkmal setzt, muß eine tapfere Frau gewesen sein, die das, was ihr vom Leben geblieben war — sie verlor binnen drei Jahren zwei Männer —, mit entschlossener Hand anpackte und ohne in Trübsal zu verfallen, ohne viel mit dem Schicksal zu hadern, daraus machte, was zu machen war. All die sympathischen Seiten bürgerlicher Wohlanständigkeit, die Bebel auszeichnen, den unermüdlichen Schaffensdrang,

seine Selbstgenügsamkeit und Bedürfnislosigkeit, die untadlige Ehrenhaftigkeit seiner Lebensführung und auch den von jeder galligen Beimischung freien Humor möchte man auf das Wesen und Walten dieser Mutter zurückführen, die in Bebels Frau eine ihrer würdige Nachfolgerin erhalten hat. Wer, von der Höhe des 70. Lebensjahres rückblickend, über seine Mutter das ergreifende Wort schreiben muß: „Mehr Trübsal und Sorgen konnten einer Mutter kaum beschieden sein", und von seiner Frau das ehrende Zeugnis niederschreiben kann: „Ich habe meine Ehe nie zu bereuen gehabt", der muß ein Familienleben von seltenem Reichtum gehabt haben. Man weiß nun, woher das Stück „deutschen Gemüts" stammt, wovon Bebel zwar wissentlich nicht gern Gebrauch macht, das aber aus seinem Leben an allen Ecken und Enden herausschaut.

Zweifellos hat auch die Umgebung des Kindes in hohem Maße auf seinen Charakter bestimmend eingewirkt. In der Kasematte der Deutzer Festung, die der Neugeborene so vorschriftswidrig „nach Zapfenstreich" mit seinem ersten Schrei begrüßte, später in der Besserungsanstalt zu Brauweiler, mußten sich dem werdenden Geiste schon so mancherlei Eindrücke aufprägen, die den unerbittlichen Kritiker des „Militarismus" und des „Polizeistaates" haben heranbilden helfen. Auch dem wandernden Handwerksburschen und dem späteren Kleinmeister in Leipzig rückte der verfallende Ständestaat noch mehr als einmal hart genug auf den Leib, um die Richtung, die seine Entwicklung einschlug, entscheidend zu beeinflussen. Aber wie sich diese Entwicklung im einzelnen vollzog, was an ihren Wendepunkten im Kopf und Herzen des jungen Bebel vorging, davon erfahren wir aus seinem Buche bitter wenig. Er gibt nur Tatsachen, und von den Umständen nicht allzuviel, aber wie er Tatsachen und Umstände in sich verarbeitete, und wie er dem Tage zurückgab, was der Tag ihm gegeben hatte, und so der ward, der er geworden ist und werden mußte, Deutschlands größter Arbeiterführer, davon sagt er uns im Grunde nichts. Wir müssen erraten, was allenfalls zwischen den Zeilen zu lesen ist.

Bebel kam in die Politik von unten, aus dem vierten Stande, der damals politisch noch nichts bedeutete, und dessen Selbst- und Machtbewußtsein er erst in seiner ganzen Fülle wecken sollte. Er suchte sein und seiner Standesgenossen Heil bei der bürgerlichen Demokratie, die den jungen Handwerker offenbar dadurch so stark anzog, weil sie seinem riesigen Bildungsbedürfnis entgegenkam. Inmitten dieser bürgerlich-demokratischen Welt, inmitten des Ringens der Arbeiter- und Arbeiterbildungsvereine stieß der junge Bebel auf einen, der ihm an Jahren, und auch an Einsicht voraus war, weil er von oben kam. Das war Ferdinand L a s s a l l e, der ihm persönlich nichts weniger als sympathisch gewesen zu sein scheint. Der ernste und solide Kleinbürger in Bebel lehnte sich gegen den genialischen Blender mit den aristokratischen Neigungen auf. Er bekämpfte ihn auch politisch, bekämpfte seine Bestrebungen, in der Arbeiterschaft den Sinn für eigene politische Interessen zu wecken und sie ihre eigenen Wege, abseits vom bürgerlichen Liberalismus der Advokaten und Professoren zu führen. Würde ihn bei seinem damals schon stark ausgeprägten Eigenwillen vielleicht dauernd bekämpft haben, wenn nicht Lassalles früher Tod die Streitfrage jäh gelöst hätte. Zu dem Toten hat sich Bebel dann — obwohl er es nirgends deutlich ausspricht — rasch bekehrt. Der bürgerliche Liberalismus und die innere deutsche Entwicklung hatten ihm mittlerweile Enttäuschungen genug bereitet, um ihn für die Lassallesche Lehre empfänglich zu stimmen.

Schon in diesen ersten Band der Erinnerungen, der bis an die Schwelle der siebziger Jahre reicht, spielen die Zusammenstöße mit der zweiten Persönlichkeit hinein, die bestimmend in Bebels Leben eingegriffen hat, wenn auch in ganz anderer Art. Lassalle hat in Bebels Lebensacker Saatkörner ausgestreut, die da aufgegangen sind und reiche Früchte getragen haben, so kurz auch ihre Begegnung gewesen ist. B i s m a r c k hat auf Bebels Entwicklung gestaltend nur gewirkt als der Druck, der Gegendruck erzeugt. Daß es so und nicht anders kam, ist verhängnisvoll geworden für die Richtung, die die Arbeiterbewegung in Deutschland eingeschlagen hat, und damit für die ganze Epoche innerdeutscher Geschichte, deren allmählichen Übergang in neue Bahnen und zu neuen Formen wir kämpfend und leidend durchleben.

Bebel kam aus dem Rheinland, dessen demokratische und franzosenfreundliche Stimmung während der vierziger und fünfziger Jahre wenig geeignet war, ihm das Verständnis für altpreußische Art zu erschließen. Und er kam in die deutsche Politik auf dem Umweg über Sachsen und ward so ganz von selbst ins großdeutsche Lager geführt. So fand er, anders als Lassalle, niemals ein Verhältnis zu Bismarck, den er ersichtlich auch heute noch nicht einmal historisch zu begreifen gelernt hat — und wohl nimmer lernen wird. Bismarck war ihm, dem Autodidakten mit dem starken Optimismus, mit dem echt deutschen, unerschütterlichen Glauben an die siegreiche Kraft völkerbeglückender Ideen, das böse Prinzip schlechtweg. Und dies böse Prinzip blieb, wider Recht und Vernunft, siegreich und verstand seine Macht zu gebrauchen! Da gab es für Bebel kein Problem mehr, das man zu begreifen trachtet, sondern nur den Kampf auf Leben und Tod, und — da man in der Gegenwart gegen das böse Prinzip doch nicht aufkommen konnte — die Flucht in die Herrlichkeiten des Zukunftsstaates. Und die eigentümliche Größe des Mannes besteht darin, daß er Millionen deutscher Arbeiter auf diesem Wege radikaler Verneinung der Gegenwart und politischer Weltflucht in eine utopistische Zukunft mit sich fortgerissen hat. Lassalle, der aus einer anderen Welt kam, hätte das schwerlich vermocht. Aber August Bebel, der die Not des vierten Standes am eigenen Leibe erfahren, der für seine Ideale gelitten hatte, ohne auch nur einen Augenblick an ihnen irre zu werden, war Fleisch von ihrem Fleische und Blut von ihrem Blute. Ihm sind sie blindlings gefolgt, weil sie zu ihm ein blindes Vertrauen hatten, das nie getäuscht worden ist.

Die Erkenntnis, daß dieser Weg der Weltflucht, des Hoffens auf die Freuden eines irdischen Paradieses, ein Umweg sei, kam der Arbeiterschaft erst mit wachsender Macht. Und erst als er diese Macht am Widerstande der Gewerkschaften spürte, hat Bebel nachgegeben und in diesem Nachgeben noch einmal seine glänzende Befähigung zur Führung großer Massen gezeigt.

Nun steht er, wie Mose, auf hohem Berge und ist wohl überzeugt davon, daß er sein Volk nicht mehr ins gelobte Land des Zukunftsstaates führen werde. Und da begibt sich das Seltsame: er schaut zum ersten Male nicht vorwärts, sondern zurück. Er prophezeit nicht mehr, er schreibt Geschichte. Schreibt sie nicht als rückwärts gewandter Prophet, sondern als ehrsamer Chronist, der sich auf seine Weise redlich um die Wahrheit müht. Wir aber glauben in seinem Lebensbilde schon jetzt das Spiegelbild der deutschen Arbeiterbewegung zu erkennen, und die Zusammenhanglosigkeit der beiden Seelen dünkt uns kein Zufall mehr zu sein, sondern eben das Verhängnis dieser Bewegung. Sie ist herausgewachsen aus dem Staate der Gegenwart, bis zur Feindschaft und Verständnislosigkeit. Zwischen dem bürgerlichen Leben des deutschen Arbeiters und seinen politischen Idealen drohten die letzten Fäden zu reißen — und müssen nun mühsam und allmählich wieder geknüpft werden. Ob Bebel eine Ahnung davon hat, daß der Weg der deutschen Arbeiterbewegung, den sie von seinem Eintritt ins politische Leben bis zum Mannheimer Parteitage gemacht hat, bei aller Wucht des äußeren Eindruckes innerlich doch ein großer Umweg gewesen? Daß es nun heißt, den Rückweg zu finden, von luftigen Idealen in den lebendigen Staat der Gegenwart, und rüstig mitzuarbeiten an seiner Umformung und Reformierung, statt grollend abseits zu stehen und untätig auf den Sieg der reinen Idee zu warten?

Denen, die mit ihm alt geworden sind, mag August Bebel als der Messias der Arbeiterbewegung erschienen sein und noch erscheinen. Aber schon wächst ein junges Geschlecht heran, für das er später einmal der starke Vorläufer sein wird, der einer neuen Zeit die Wege geebnet hat. Als Vorläufer eines Größern, mag es ein einzelner oder eine Gemeinschaft vieler sein, wird ihn auch das Bürgertum achten dürfen, nachdem es seine Fehler menschlich zu begreifen und seine Verdienste historisch zu werten gelernt haben wird. **Dr. Paul Harms**



Der weniger gepflegte Arndt

Prompt zu Vater Arndts fünfzigstem Todestage (29. Januar) erschienen auch die Gedenkartikel. Viel Schönes und Braves ist da über ihn als Sänger vaterländischer Lieder, als geschworenen Feind des Napoleonischen Joches, kurz als Patriot, gesagt worden. Denn heute ist er ja auch an hohen und höchsten Stellen zum „Patrioten" avanziert und als solcher in allen Schulbüchern von der Behörde amtlich beglaubigt. Weniger gepflegt hat man den Volks- und Freiheitsmann. Aus Gründen.

Es genügt aber auf keinen Fall, führt die „Dresdener Volkszeitung" aus, „bei der Erinnerung an Arndt nur zu denken an den reisigen Wecker des Aufruhrgeistes gegen die Franzosenherrschaft, an den Mann, der der nationalen Bewegung in Deutschland die wichtigsten Schlagworte formte, und an die markige, unermüdliche, kernehrliche Persönlichkeit, die über jeden Makel erhaben war. Grade weil er eine solche Persönlichkeit war, ist es notwendig, an ein Weiteres zu erinnern, das freilich kein Verdienst, sondern ein arges persönliches Schicksal darstellt, aber eben doch wieder als solches, wenn's vor dem Vergessenwerden bewahrt wird, verdienstlich wirken kann. Gemeint ist die schamlose Verfolgung Arndts, die der bei Jena zusammengekrachte und durch Leipzig und Waterloo wieder in den Sattel gebrachte Absolutismus vornahm, als er seine in Zeiten der Not gegebenen Versprechungen ... unerfüllt ließ. Jene Zeit der Demagogenhetze, die nach dem Attentat des Burschenschafters Sand und den Karlsbader Beschlüssen von 1819 einsetzte, hat eine Masse Opfer gefordert und viele, viele wurden schwerer getroffen als Arndt, dem doch Kerkerdrangsal erspart blieb; aber schwer war auch sein Los. Das höchste, das er kannte, war ihm das denkende freie Wort. Er schrieb die Sätze:

‚Durch etwas Großes und Gemeinsames, was allen naheliegt, müssen die Menschen zum Reden und Denken geweckt werden. Denn Reden und Denken ist eins, und wer das Sprechen verbietet, der verbietet auch das Denken, ja, er verbietet das Reden; denn Reden heißt mit Verstand und mit Gedanken sprechen. Die Lippe ist der Wetzstein des Geistes, über die Lippe muß der Gedanke oft hin und her laufen, damit er Glanz, Farbe und Gestalt gewinne. Ein im Innern verschlossener und durch Auflauerer und Späher zurückgescheuchter Gedanke ist eine Sonne und ein Blitz hinter düstern Wolken. Die Zunge muß gelöst werden, damit der Gedanke wärmen und leuchten könne; immer verschlossen erstarrt und erstirbt er allmählich. Der Tag bricht an, und der Mensch spricht. Dies ist so sehr ein Wort und eine Bedeutung, daß die ganze schöne Welt Gottes wüst, tot, dumm und stumm wird, wenn beide nicht mehr hervorbrechen dürfen. Denn die Sprache ist die geistige Sonne auf Erden und muß zuweilen auch der geistige Blitz sein.‘

In diesen Sätzen ist zwanzig Jahre Menschenqual aufgegangen: Arndt schrieb sie, als ihm endlich das Recht zurückgegeben war, seine Gedanken als Lehrer der Jugend auszusprechen. Dies Recht war ihm vom preußischen Polizeiregiment genommen. Er, der das Wort geprägt hatte: ‚Der Rhein Deutschlands Strom, nicht Deutschlands Grenze‘, hatte am Rhein Lehrer der akademischen Jugend werden wollen; um dieses Amt an der Universität Bonn, die eben neu gegründet werden sollte, mühte er sich, und nicht vergebens, aber nur ganz kurze Zeit war ihm die Freude am Werk des freien Worts gegönnt: gleich nach den Karlsbader Beschlüssen schon drang die Polizei haussuchend bei ihm ein, beschlagnahmte Briefe und Schriften und bald folgte die Suspension vom Amte. Damals war Arndt ein Mann von fünfzig Jahren, der sich noch frisch und kräftig zu Werke fühlte; als man ihm 1840 die Professur zurückgab, war er ein siebzigjähriger Greis, dem die letzte kraftvolle Zeit seines Lebens unfruchtbar gemacht worden war.

Die Anklage der Reaktion knüpfte an bei dem vierten Teile des Arndtschen Buches Geist der Zeit, das seit 1806 herauf erschienen war. Jener vierte Teil war 1818 herausgekommen

und berührte auch die Neugestaltung der Dinge in Preußen und Deutschland. Schärfer als die früheren Teile war er keineswegs. Arndt hatte auch durchaus nichts mit politischem Radikalismus zu tun. Er war von bäuerlicher Herkunft: sein Vater, eines Schäfers Sohn, war Freigelassener eines pommerschen Grafen, und auf Rügen — damals noch schwedisch — war Arndt zu Hause. Bürgertum und Bauerntum der ostelbischen Gebiete war viel zu zermürbt von jahrhundertelangem, feudalem Druck, als daß es beim ersten politischen Erwachen sofort kühne demokratische Gedanken hätte hegen können, und Arndt war der publizistische Wortführer dieser Schichten. Er hatte durchaus ihr Klassengefühl und hatte auch ihre ans Sachliche gebundene Sprache, die sich fernhielt von allem abstrakt-nebelhaften Gedanken- und romantischen Gefühlswesen. Die Studentenzeit in Jena machte Arndt nicht zum Schwärmer und Idealisten. Klassizismus und Romantik war durchaus nicht geistiges Gut der breiten bürgerlichen Masse, aber Arndts Art gab dem dort möglichen Denken und Fühlen Ausdruck. So kam Arndt selber auch nicht geradezu vom Geiste Lessings, Goethes, Kants, Fichtes her, die Linie, die zu ihm führt, zieht vielmehr von Klopstock, dem Hainbund und dem Wandsbecker Boten zumal unterhalb des klassisch-romantischen Gipfels hin. Von der Schwärmerei eines Klopstock und Johann Heinrich Voß für die französische Revolution — Voß hat 1792 ein Lied der Neufranken nach dem Rhythmus der französischen Marseillaise geschrieben und eine deutsche Marseillaise hinzugedichtet — von dieser Begeisterung flammte bei Arndt nichts, aber den Teutonismus Klopstocks führte der Jüngere, losgetrennt von der Neufranken-Zuneigung weiter: er bringt ihn recht eigentlich im neunzehnten Jahrhundert zur Entwicklung....

Aber das größere geschichtliche Interesse verdient unbedingt die Stellung, die Arndt zur inneren Entwicklung Deutschlands einnahm. Sein Kriegsfuror wollte doch nur als Vorarbeit zu Wichtigerem gelten. Und da hielt er sich auf der Linie, die der ihm freundschaftlich verbundene Freiherr v. Stein — er war ihm in den letzten Jahren der Napoleonischen Macht im Exil in Rußland zur Seite — unter den gegebenen Verhältnissen für die richtige hielt. Ein Brief Steins von 1818 deutet sie kurz an: ‚Wir leben in einer Zeit des Übergangs, wir müssen also das Alte nicht zerstören, sondern es zeitgemäß abändern und uns sowohl den demokratischen Phantasien als den gemieteten Verteidigern der fürstlichen Willkür widersetzen. Beide vereinigen sich, um Zwietracht unter den verschiedenen Ständen der bürgerlichen Gesellschaft zu erregen, in entgegengesetztesten Absichten, die einen, um alle Versuche, eine repräsentative Verfassung zu bilden, zu vereiteln, die anderen, um eine unhaltbare ins Leben zu bringen ... Diese Stände müssen nebeneinander bestehen, nicht durcheinander gemengt, ein Geschlechts- und Güteradel, kein Dienst-, Briefadel, ein tüchtiger Bürger- und Gewerbestand, ein ehrsamer freier Bauernstand, kein Tagelöhnergesindel: und so steht der alte durch den Lauf der Zeit geschwächte Stand der Freien wieder da, erscheint in der Gemeinde, am Amts- oder Kreistage, auf dem Landtage, auf dem Reichstage zum Beraten und Beschließen, und greift in gemeinsamer Not zu Wehr und Waffen. Ein solcher Zustand der Dinge läßt sich aus dem Bestehenden entwickeln ...‘ So stand auch Arndt zu den Dingen.

Aber der Absolutismus dachte nicht an solche Entwicklung. Sein Schlagwort war: Zurückführung der Zeit und ihrer Ideen. Metternich schrieb der Bundesversammlung in Frankfurt, der in Karlsbad eine ungeheure Polizeigewalt gegeben war: ‚Das Ziel ist leicht zu bestimmen. In unseren Zeiten ist es nichts mehr und nichts weniger als die Aufrechterhaltung dessen, was vorhanden ist. Dieses Ziel erreichen, ist das einzige Rettungsmittel, vielleicht sogar das geeignetste, um das wieder zu erlangen, was bereits verloren ist. Unter den gegenwärtigen Umständen ist der Übergang vom Alten zum Neuen mit eben so vieler Gefahr verbunden, als die Rückkehr vom Neuen zu dem, was nicht mehr vorhanden ist. Beides kann gleichmäßig den Ausbruch von Unruhen herbeiführen, die um jeden Preis zu vermeiden sind.‘ Kein anderer als Goethe hat damals von



dieser Politik Metternichs nichts wissen wollen. Zum Kanzler Müller sagte er (18. Sept. 1823): ‚Im Prinzip, das Bestehende zu erhalten, Revolutionen vorzubeugen, stimme ich ganz mit ihnen überein, nur nicht mit den Mitteln dazu. Sie nämlich rufen die Dummheit und Finsternis zu Hilfe, ich den Verstand und das Licht.' Und in einer Epimenidesstrophe wetterte Goethe:

Verflucht sei, wer nach falschem Rat
Mit überfrechem Mut
Das, was der Korse-Franke tat,
Nun als ein Deutscher tut.
Er fühle spät, er fühle früh,
Es sei ein dauernd Recht;
Ihm geh' es trotz Gewalt und Müh,
Ihm und den Seinen schlecht.

Nach dem Rezepte ihres Häuptlings Metternich griff nun die Reaktion nach dem Attentate Sands auch in Preußen mit fieberhaftem Eifer zu. Daß sie sich rührte, spürten Leute wie Arndt gleich nach Waterloo. Die Wartburg-Demonstration der Burschenschafter 1817 zeigte ihren Fängen das Ziel deutlicher. Jetzt, nach Kotzebues Ermordung, hieß das Ziel: revolutionärer Geheimbund, an dem namentlich die Jugend beteiligt ist. So lautete denn auch die Anklage gegen Arndt: er gehe darauf aus, die Jugend zu verderben und zu verführen. Der Schlag gegen ihn war eine Hauptaktion. Man verhaftete Arndt einen halben Tag lang, setzte ihn aber nicht gefangen wie Ludwig Jahn, das Haupt der turnerischen Bestrebungen, die eben deshalb für staatsgefährlich galten, weil sie die ideal gesinnten Elemente des Volkes, vor allem die Jugend, zusammenführten; aber man machte Arndt mundtot, und damit raubte man den politisch Unzufriedenen die wichtigste, einflußreichste Stimme. Man nahm Arndt nicht nur das Lehramt, sondern nahm ihm sogar die Möglichkeit, sich nach Notwendigkeit zu verteidigen."

Ein Leser der „Frankf. Ztg." erzählt, wie sein Vater als Student in Bonn häufig mit Arndt in Berührung gekommen sei, ihn auch öfter auf seinen Spaziergängen begleitet habe. Bei einer solchen Gelegenheit war es, daß Arndt ihn in ein Gespräch über die politischen Verhältnisse verwickelte, aus dem ihm einige besonders bemerkenswerte Stellen im Gedächtnis geblieben waren. „Es ist bekannt, daß Arndt die Enttäuschungen, die er erlebte, als König Friedrich Wilhelm IV. die ihm angetragene Kaiserkrone ausschlug, nur schwer verwunden hat, und er pflegte damals die tiefe Niedergeschlagenheit, die das deutsche Volk über die Politik Friedrichs Wilhelms IV. empfand, mit den schweren Bekümmernissen zu vergleichen, die Friedrich Wilhelm III. nach den Befreiungskriegen durch die von ihm geduldeten Demagogenverfolgungen über seine ‚treuen Preußen' gebracht hatte. In diesem Zusammenhang äußerte Arndt in gedrückter Stimmung zu meinem Vater: ‚Man darf niemals seine Hoffnungen auf die Großen dieser Erde setzen; wir haben jetzt vierzig Jahre das Heil Deutschlands von den preußischen Königen erhofft und sind immer getäuscht worden. Glauben Sie mir, Fürsten denken immer zuerst an sich und an ihr Haus, und dann erst an das Volk, über das sie regieren.' Er sei dann auch auf die Demagogenverfolgungen und auf seine eigenen Schicksale zu sprechen gekommen, aber das Schicksal der jungen Leute, so äußerte er, sei ihm damals weit näher gegangen als die eigenen schmerzlichen Erlebnisse. Noch viele Jahre nachher erinnerte sich mein Vater der Bewegung, die sich des alten Mannes bemächtigte, als er von der begeisterten Stimmung sprach, mit der die Jugend zu den Waffen gegriffen habe und für ihren König und für Preußen in die Freiheitskriege gestürmt sei, und wie dann so manche frische Kraft, die sich brav geschlagen, durch die jahrelangen Untersuchungen und Einkerkerungen für immer gebrochen worden sei. Nicht alle Einzelheiten dieser Unterhaltungen sind meinem Vater im Gedächtnis geblieben, niemals aber hat er eine geradezu epigrammatisch zugespitzte Bemerkung vergessen, die Arndt damals



hinwarf: ‚Die Jugend hatte dem König die Freiheit wiedergegeben, und der König steckte die Jugend ins Gefängnis.‘

Wie man weiß und wie Arndt es selbst ergreifend ausgesprochen, hat die langwierige Untersuchung, mit der man gegen ihn als politischen Verschwörer vorging, seine besten Kräfte vorzeitig lahmgelegt. Später, als ihn Friedrich Wilhelm IV. wieder in seine Ehren einsetzte, war er schon 71 Jahre alt, und ein jüngeres Geschlecht tummelte sich um ihn in neuem Kampf. Arndt erkannte sein tragisches Geschick sehr wohl. ‚Das Schlimmste,‘ klagte er, ‚ist gewesen, daß ich schöne Jahre, welche ich tapferer und besser hätte anwenden können und sollen, in einer Art von nebelndem und spielendem Traum unter Kindern, Bäumen und Blumen verloren habe. Ich erkenne und bereue es jetzt wohl, aber es ist zu spät; diese Zeit und überhaupt meine Zeit, ist vergangen und verloren.‘“

Und welche erschütternde Klage, Klage und Anklage zugleich, tönt aus den Versen Georg Herweghs zu „Arndts Wiedereinsetzung“ noch in unsere Tage hinüber:

O Jubelbotschaft, die zu uns gekommen!
O selten, selten Glück!
Ihr hattet einen starken Mann genommen,
Und gebt uns einen Greis zurück! . . .

Er ist ein Abendrot und mag noch feuchten
Manch Auge, kummerschwer,
Allein verzeiht, Ihr hohen Herrn, erleuchten
Kann er die junge Welt nicht mehr.



Richter und Politiker

„Es gibt noch Richter in Berlin; wir wollen hoffen, daß es auch noch Politiker dort gibt“, schrieb die russische Zeitung „Nowoje Wremja“. Der Fiskus des russischen Reiches hatte sich in einem vor deutschen Gerichten durch alle Instanzen geführten Prozeß verurteilen lassen, an einen Deutschen namens von Hellfeld eine größere Summe zu zahlen, die sich auf einen zur Zeit des Russisch-Japanischen Krieges abgeschlossenen Lieferungsvertrag bezog. Nun war gar gerichtlich beschlossen worden, das Guthaben des russischen Fiskus beim Bankhaus Mendelssohn & Ko. in Berlin für den Gläubiger zu pfänden. Dadurch sei die Würde des russischen Reiches verletzt, erklärte die „Nowoje Wremja“ und forderte die (amtlichen) Petersburger Politiker auf, ihre Berliner Kollegen für das Unheil verantwortlich zu machen, das Berliner Richter anstifteten. Ihr Vertrauen wurde nicht enttäuscht. Das Verfahren ward auf eine amtliche russische Beschwerde hin durch das Auswärtige Amt in Berlin „sistiert“, die Politiker bemächtigten sich der Rechtsangelegenheit, um den entstandenen „Kompetenzkonflikt“ zu schlichten.

Die amtlichen Politiker in Berlin und Petersburg kamen damit überein, daß sie nicht unter, sondern über Recht und Gesetz stünden, daß sie es unter sich abzumachen hätten, ob sie eine gegen sie gefällte gerichtliche Entscheidung anerkennen oder nicht anerkennen. Sonst könnte hier von keinem „Kompetenzkonflikt“ die Rede sein, nachdem der Fiskus des russischen Reiches nicht nur nichts gegen den Verlauf des Prozesses unternommen, sondern sich bei ihm durch einen Konsul vertreten lassen hatte.

Im Grunde fühlen sich alle Politiker, die gemäß der Losung gewisser moderner Künstler: „L'art pour l'art“ die Politik um der Politik willen treiben, über Recht und Gerechtigkeit erhaben; denn wo das Recht festen Fuß faßt, da müssen die Politiker den Richtern das Feld räumen. Und wie alles, worüber heute die Richter entscheiden, irgendwann einmal Politikern

unterstand, so gibt es Bestrebungen, die das Gebiet der Politik immer mehr zugunsten des vordringenden Rechts einzuengen suchen. Die wissenschaftlichen Vertreter dieser Bestrebungen sind die Staatsrechtslehrer.

Was Wunder, daß die russischen Politiker, die unter allen noch am wenigsten Boden an die Vertreter des Rechts verloren, neuerdings auch mit den deutschen Staatsrechtslehrern in Streit gerieten! Deutsche Gelehrte, hauptsächlich Staatsrechtslehrer, traten mit einem Aufruf hervor, worin sie erklärten, die russische Regierung würde feierlich gegebene Versicherungen brechen und eine durch mehrere Menschenalter bestehende Rechtsordnung aufheben, wenn sie die Selbständigkeit Finnlands zerstöre. Niederländische Staatsrechtslehrer veröffentlichten eine ähnliche Kundgebung. Die russischen Politiker aber lärmten über solche angebliche „Einmischung in die inneren Angelegenheiten eines fremden Staates“. Als ob fremde Staatsrechtslehrer bewaffnete Mächte wären, die ihren Worten gewaltsam Geltung verschaffen könnten, und als ob es der russischen Regierung nicht freistünde, die Gründe der Gelehrten durch Gegengründe möglichst zu entkräften! In Wirklichkeit suchen die Staatsrechtslehrer nur „berechtigte Interessen“ zu wahren; denn ihre Wissenschaft hat nur Sinn, wenn sie verhindern hilft, daß die Regierungen feierlich gegebene Versicherungen nur so lange halten und altehrwürdige Rechtsordnungen nur so lange beachten, als es ihnen gefällt.

Das Recht macht die Gewalt der Vernunft dienstbar. Die Vernunft lehrt den Stärkeren und Klügeren, den Tüchtigeren, daß gerade er im friedlichen Wettbewerbe am besten zu bestehen vermag. Deshalb ist er in der Lage, für alle, die weniger tüchtig, weniger tauglich zum Kampf ums Dasein sind, einer Friedens-, einer Rechtsordnung Geltung zu verschaffen, die jedem Bewegungsfreiheit gewährt, soweit er nicht andere benachteiligen will.

Die eigentlichen Politiker, die für ihre „Kunst“ dem „L'art pour l'art“ huldigen und eifersüchtig die zurzeit gerade anerkannten Grenzen zwischen Politik und Recht überwachen, damit sie nicht verrückt werden, es sei denn zu ihren Gunsten, mögen stark an Willen sein, sind aber dumm von Verstand. Die andern, die sich mit Politik nur als notwendigem Übel befassen, weil sie Vorkämpfer des Rechts sein wollen, sie sind stark und klug. Ursprünglich war richten und regieren eins, war der höchste Richter auch der höchste Gewalthaber, der König. Nur durch List haben kluge Schwächlinge diese natürliche Ordnung häufig vorübergehend zu verwirren gewußt.

Zu den Bestrebungen, dem Recht in den Staaten unserer Kulturzone auch im politischen Leben Geltung zu verschaffen, kann man den Parlamentarismus rechnen. Wie die Gerichte darüber wachen, daß die privaten Gewalten sich nicht gegenseitig zerstören, nicht auf Kosten der Allgemeinheit sich betätigen, so sollen die Parlamente darüber wachen, daß die amtlichen Gewalten, die Kräfte des Staates, der Allgemeinheit nützen, statt ihr, zugunsten bevorrechteter enger Kreise, zu schaden. Der Wähler übt, wenn er wählt, ein richterliches Amt aus, und es ist für unsere politischen Verhältnisse bezeichnend genug, daß dieses Amt heimlich verrichtet werden muß, wenn der Wähler wegen seiner Stimmabgabe vor Benachteiligungen geschützt sein soll. Täten unsere Träger öffentlicher Gewalten ihre Pflicht und Schuldigkeit, so könnte gar kein Verlangen nach heimlicher Stimmabgabe bestehen. Wie im Mittelalter die geheimen Femgerichte alle Lebenskraft verloren, nachdem durch den Landfrieden und die Schaffung eines Reichskammergerichts der Rechtsunsicherheit im öffentlichen bürgerlichen Leben ein Ende bereitet worden war, so wird auch die geheime Wahl absterben, wenn das Fehde- und Faustrecht einmal aus seinen letzten politischen Schlupfwinkeln verdrängt sein wird.

Es gibt allerhand Friedensordnungen, „Rechte“, schon weil es allerhand Völker gibt, aber die Entwickelung offenbart auch in dieser Hinsicht eine Tendenz zur Einheit. Je besser ein Recht ist, desto weniger Kraft ist nötig, um es aufrechtzuerhalten; denn die überlegene Willenskraft und Geisteskraft der Schöpfer konnte ihm eine überlegene Werbekraft und Anpassungsfähigkeit verleihen, also eine größere Möglichkeit friedlicher Ausbreitung. Das bessere Recht



kann also für den Wettbewerb Kräfte regen, die bei dem schlechteren gebunden sind, es vermag infolgedessen das andere zu verdrängen oder zu überleben. Schließlich muß in jedem Volke eine Ordnung aufkommen, die immer den Tüchtigsten die Bahn zu den öffentlichen Ämtern freiläßt, und die werden den Frieden unter ihren Genossen aufrechterhalten. Und schließlich werden die Tüchtigsten aller Nationen den Weltfrieden in dauernder Weise organisieren.

Otto Corbach



Das Recht auf die Straße

Das „Recht auf die Straße“ proklamiert die Sozialdemokratie als neuestes Parteidogma, und wir sind alle nach guter, alter, deutscher Art schon mitten in den tiefsinnigsten und gelehrtesten Erörterungen, ob, wieso, warum und wiefern es ein solches „Recht“ gibt oder nicht gibt. Da fördert nun ein kleiner kulturhistorischer Streifzug, den Otto Helmuth im „Familienblatt“ der „Berl. Volksztg.“ unternimmt, mancherlei interessante und — lehrreiche Erinnerungen zutage. Geben wir dem Verfasser selbst das Wort:

Das Recht auf die Straße, auf den ruhigen Verkehr des friedliebenden Bürgers, war zu verschiedenen Zeiten und an verschiedenen Orten ein anderes; und es ist heute noch in den verschiedenen Städten durch zahlreiche Polizeiverordnungen, Bestimmungen der Stadtverwaltungen usw. festgelegt. Wollten wir alle die mannigfachen städtischen Reglements aufzählen, welche dieses „Recht auf die Straße“ behandeln, wir möchten Bücher füllen, und selbst die Aufzählung der eine einzige Stadt betreffenden Verordnungen auf diesem Gebiet würde den Rahmen eines Feuilletons weit überschreiten.

Da gibt es z. B. Städte, in denen den Männern, so da rauchen, in einzelnen bestimmten Straßengebieten der Verkehr mit der Zigarre verboten ist. Und das war bekanntlich vor dem Jahre 1848 noch allgemein der Fall so. Wer da außerhalb seiner vier Pfähle einmal zu rauchen Lust verspürte, der mußte sich in ein Restaurationslokal begeben, das aus diesem Grunde „Tabagie“ genannt wurde. Erst das „tolle Jahr“ hat dann allen Rauchern in Deutschland das „Recht auf die Straße“ verliehen, aber, wie gesagt, keineswegs auf alle Straßen. In verschiedenen deutschen kleineren Residenzstädten und Festungen ist das Rauchen im weiten Umkreis der betreffenden fürstlichen Residenzen resp. Festungswerke verboten.

Aber nicht nur von seiten der Behörden, sondern auch von ganz anderer Stelle noch war ehedem dem geruhigen Staatsbürger das „Recht auf die Straße“ eingeschränkt.

Sicherlich haben fast schon alle einmal das alte Studentenlied „O alte Burschenherrlichkeit“ gesungen, oder doch singen gehört und dabei auch die Verse vernommen:

„Wo sind die, die vom breiten Stein
Nicht wankten und nicht wichen,
Die ohne Spieß, bei Scherz und Wein
Den Herrn der Erde glichen?“

Wohl sehr viele, die dieses Lied begeistert mitsangen, haben kaum eine Ahnung von der Bedeutung dieser Verse gehabt, die des Korpsburschen „Recht auf die Straße“ verherrlichten.

Der „breite Stein“, — damit sind die granitnen Trottoirplatten des Bürgersteiges gemeint, auf denen dahinzuschreiten in den Universitätsstädten nur allein dem akademischen Bürger, also jedem Studenten, gestattet war. Nur wenn jener diesen Weg gerade nicht benutzte, durfte sich der einfache Bürger, der Handwerksmeister, der Kaufmann usw. des „breiten Steines“ bedienen; kam ihm ein Student entgegen, so „wankte und wich dieser nicht vom breiten Stein“, winkte mit dem Kopf, daß der andere den Weg freigebe, und es kam oft genug zu Ausschreitungen, wenn ein Bürger dem jungen Studentlein nicht Platz machte.

Dieser Weg auf den „breiten Steinen" aber war in jenen Zeiten um so begehrter, als oftmals der ganze Bürgersteig nur von diesem „breiten Steine" eingenommen wurde, der Nichtberechtigte also auf den Fahrweg verwiesen wurde, der aber oftmals so schlecht oder überhaupt nicht gepflastert war, daß man dort nur mit Mühe gehen konnte.

Bemerkenswert aber ist, daß in den oftmaligen Kämpfen um diese und ähnliche Vorrechte der Studenten zwischen diesen und einzelnen Bürgern die Bürgerschaft in ihrer Gesamtheit, das heißt die Stadtvertretung, stets auf seiten der Studenten stand, denn es galt, der Stadt die Universität und den zahlreichen Zuzug der Studenten zu erhalten. Eine Universitätsstadt aber, wo der Student nicht jene Vorrechte genoß, wäre sehr bald gemieden worden.

Übrigens ist noch heute vielen Personen durch polizeiliche Verordnungen in manchen Straßen in gewissen Fällen die Benutzung des Bürgersteiges versagt, doch geschieht dies immer nur aus verkehrspolizeilichen Gründen, nicht etwa aus Standesvorrechten. So dürfen selbstverständlich in verkehrsreichen Straßen der Großstädte nicht Personen mit großen Paketen, die den Verkehr hindern, nicht Dienstmädchen mit Kinderwagen usw. die Bürgersteige benutzen.

Das Recht auf die Straße ist eben in unserer Zeit nur als ein Recht auf den Verkehr aufzufassen. Wir stehen im Zeitalter des Verkehrs, und die möglichste Schnelligkeit des Verkehrs auf der Straße soll den weitesten Kreisen gesichert werden durch alle jene polizeilichen Reglements, welche das Recht auf die Straße zum Vorwand haben.

Früher dagegen — bis zum Jahre 1848 — waren vielfach Standesvorrechte für die Benutzung der Straßen vorherrschend. So gab es Straßen, deren Benutzung oder Benutzung zu bestimmten Zwecken nur dem Adel und Soldatenstand vorbehalten war. Und wie diese bevorzugten Stände den Bürgern das Recht auf die Straße beschränkten, so die Bürger wieder den Handwerksburschen und Dienstboten oder anderen Kreisen.

So mußten beispielsweise in vielen Städten die Juden viele Straßen meiden; ihr Verkehr blieb hauptsächlich auf den ihnen zum Wohnen angewiesenen engen Bezirk beschränkt, das Ghetto, in das sie sogar zum Beginn der Abendstunden eingeschlossen wurden. Wollten sie diesen Stadtteil verlassen, so bedurfte es erst bestimmter Erlaubnisscheine, die ihnen aber für etliche Hauptstraßen vollkommen versagt wurden. Noch Börne, der große Schriftsteller, hat in seiner Jugendzeit in Frankfurt a. M. derartige Beschränkungen des Rechts auf die Straße erleben müssen.

Diesen kleinlichen Standesvorurteilen und -vorrechten wurden zuweilen praktische Vorteile, notwendige Verkehrsbedingungen geopfert. In einem Briefe aus Weimar aus dem Jahre 1775 — also zu einer Zeit, da der Stadt an der Ilm bereits die Sonne Goethes aufgegangen war — klagt ein Bewohner dieses Orts darüber, daß er krank gewesen sei. Er habe die Magd zum Freunde und Nachbarn geschickt, daß dieser den Chirurgen rufe, der Nachbar aber sei abwesend gewesen, und so habe er drei Stunden lang liegen müssen, ehe ihm die Schröpfköpfe Erleichterung boten. Offenbar war also die Magd selbst nicht berechtigt, die Straße zu betreten, in der der Chirurgus wohnte.

Während indessen Adel- und Soldatenstand lediglich aus Standesrücksichten diese Vorrechte der Benutzung gewisser Straßen beanspruchten, war bei den Bürgern der bewegende Grund zumeist ein anderer. Sie waren die Steuerzahler, hatten die Straßen herzustellen und zu erhalten, also sollte ihnen auch die Benutzung resp. Abnutzung vorbehalten bleiben. Gesellen, Lehrlinge, Dienstboten trugen nichts zur Erhaltung der Straßen bei, folglich durften sie sie nicht betreten. Natürlich handelte es sich dabei nur um bestimmte Straßen, oder um die Benutzung des Bürgersteiges. In manchen Straßen wurde denn auch, wie auf manchen Brücken heute noch ein Brückengeld gezahlt werden muß, eine Steuer für die jedesmalige Benutzung erhoben.

Auch aus sittenpolizeilichen Gründen wurde und wird heute noch vielfach das Recht auf die Straße beschränkt, das heißt, es wird Personen, von denen eine Gefährdung der Sitt-

lichkeit droht, die Benutzung bestimmter Straßen vollständig oder doch zu bestimmten Zeiten versagt. Noch in den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts erregte es einen Sturm der Entrüstung, als ein Berliner Polizeipräsident eine Bekanntmachung erließ, nach welcher allen Damen das Betreten der Straße nach zehn Uhr ohne Herrenbegleitung verboten war. Natürlich wurde diese polizeiliche Verordnung, welche gegen sittenlose Elemente gerichtet war, aber weit mehr die anständige Damenwelt berührte, sehr schnell wieder zurückgezogen. Denn in die damaligen Verhältnisse der Großstadt paßte natürlich eine solche Verordnung, die zum Beispiel den alleinstehenden Damen den Besuch eines Theaters untersagt hätte, nicht mehr. Diese Verkümmerung des Rechts auf die Straße wurde natürlich damals sehr belacht.

Ursprünglich handelte es sich vor allem bei dem Recht auf die Straße um einfache Gründe der persönlichen Sicherheit. Damit war es freilich vor hundert Jahren noch sehr traurig bestellt auf den Straßen. Wie verblendet die Menschheit oft aber sich den wichtigsten Neuerungen gegenüber zeigt, das beweist die Tatsache, daß im Jahre 1828 ein Kölnisches Blatt einige Gründe gegen die Einführung der Gasbeleuchtung in den Straßen abdruckte. Da betraf ein Grund ausdrücklich auch die Sicherheit auf der Straße. Es wurde ausgeführt, daß die Gasbeleuchtung nur den Dieben größere Gelegenheit geben würde für ihre verbrecherische Handlungsweise. Natürlich hat der Erfolg bewiesen, daß das Gegenteil der Fall ist, daß wir heute, dank der Gasbeleuchtung, auch zur Abendzeit weit sicherer auf der Straße uns befinden, als zu einer Zeit, wo jeder Straßenpassant nur durch eine kleine Laterne im engsten Umkreis um sich herum sich selbst leuchten mußte.

Man kann getrost sagen, daß es Zeiten gab, in denen nur der Mann mit der starken Faust, in Wehr und Waffen ein vollkommenes Recht auf die Straße besaß.



Wenn es in den Tiefen gärt . . .

Ein leider ebenso „aktuelles" wie lebenswahres Stimmungsbild zeichnet A. Hemberger in der „Frankf. Ztg.": Ein Versammlungssaal in einer Frankfurter Vorstadt. Von den Wänden glotzt noch in närrischer Buntheit verschlissene Fastnachtsherrlichkeit. Die Tische sind ungedeckt, und eine einzige, schwere Dunstwolke brütet über der dichtgedrängten Menge, hüllt die Galerie in Nebel, legt sich um die elektrischen Lampen. Eine dumpfe Ruhe, drückend und schwer wie die Luft; man hört kein Lachen. Scharfgeschnittene, kantige, finstere, unrasierte Männerköpfe starren nach der Tribüne, Frauen in bloßem Kopf sitzen still, die roten Hände im Schoß.

Die Glocke des Einberufers ertönt; es ist, als ob der heisere Schall sich nur mühsam den Weg durch Dunst und Qualm bahnen könnte. Rasch sind die Formalitäten der Bureauwahl erledigt; die Leute, die da unten sitzen, haben Übung in derlei Dingen. Und nun tritt der Redner an das Pult. Eine gedrungene Gestalt, glatt rasiert bis auf das kurze englische Bärtchen, mit energischen Zügen, den Kneifer auf der Nase. Der Habitus des Parteijournalisten und -Redners. Er kennt sein Publikum. Scharf und schneidend klingt sein unschönes, aber geübtes Organ in die Hörerschaft hinein. Nicht immer ganz korrekt formen sich die Sätze, aber wie er abgegriffene Gedanken umknetet, pointiert und den Hörern ins Gesicht wirft, das geht auf die Nerven. Man fühlt genau, wie die psychische Temperatur der Masse da unten sich erhitzt; immer lauter, immer erregter werden die Zwischenrufe. Und immer abrupter formen sich dem Redner die Anklagen, immer formloser fliegen die Sätze heraus, die tiefsten Haß gegen die herrschende Klasse und ihre Werkzeuge in sich bergen. Das Publikum sitzt wie im Bann, bis ein handfester Genosse seiner Erregung Luft macht und minutenlanges Klatschen, einem

Aufatmen gleich, die Funktionen dieses großen Körpers Publikum wieder in Ordnung bringt. Das Schauspiel wiederholt sich immer rascher, in immer kürzeren Abständen, bis zum Schluß die große Pointe wie eine Riesenfaust in die Höhe wächst: „Macht gegen Macht — Volksmacht gegen Schergenmacht!" Es ist ein Sturm, der durch das Haus geht; der große Körper zittert in Leidenschaft.

Die Glocke des Vorsitzenden ertönt, der die — ach, so nebensächliche Resolution bekanntgibt und dann dem ersten Diskussionsredner das Wort erteilt. Ein junger Mann, gewandt und geübt im Ausdruck, schildert nicht ohne Humor seine Erlebnisse und wirkt so etwas kalmierend. Aber dann schleudert er die Phrasen knüppeldick auf den so gut bereiteten Boden, und aufs neue erzittert der Körper. Ein Zweiter. Ein Mann, der sich auf kommunale Sachen versteht. Glatt und gewandt stellt er gründliche Abrechnung mit dem Stadtregiment in Aussicht, ohne viel Erfolg. Denn die Hörer unten denken an anderes, als an Redekämpfe im Rathaus. Ein Dritter. Fast ein Knabe noch, hochaufgeschossen. Spricht unbeholfen über Mißhandlungen, die er erlitten, einige lachen, denen der schwäbische Dialekt gefällt. Dann aber kommt ein fast tragischer Moment: „In wenigen Tagen," schreit dieses halbe Kind, und wirft die Rechte hoch in die Luft, „werde ich einen Schwur zu schwören haben — ich nenne ihn nicht, denn Sie kennen ihn alle! Aber das ist gleichgültig. Mögen sie mich mit buntem Tuch umwickeln — Treu und fest, das gelob' ich, werde ich zu unserer Fahne stehen!" Das packt! Das ist wie die Introduktion zu einer Tragödie. Denn es ist keiner in diesem wahnsinnig heißen Saal, der nicht wüßte, was diesem Knaben bevorsteht, wenn er seinem Schwur treubleibt.

Es ist zu Ende. Eine kurze Aufforderung, sich ruhig zu verhalten, nicht zu demonstrieren, ehe die Partei ruft. Die Massen räumen fast schweigend den Saal, sind draußen in wenigen Minuten von den dunkelgähnenden Seitenstraßen aufgesogen. Und es bleibt einem das Gefühl: hier liegt ein ungeheurer Zündstoff.

* * *

Auf der Zeil kurz nach ½11 Uhr nachts. Die Massen, viel Mob, der nicht etwa in den Versammlungen war, sondern aus allerlei Schlupfwinkeln kommt, wachsen aus der Altstadt herein, stauen sich. Man weiß nicht immer weshalb. Es sind merkwürdige Leute unter ihnen: Gesichter, die man tagsüber nie sieht. Ohne Überrock, die Hände in den Hosentaschen. Fahle Züge, lauernde Augen. Plötzlich steht eine Schutzmannskette quer über die Straße. Im Augenblick, da ich Helmspitzen und Sturmketten im Lichte blitzen sehe, pfeift jemand irgendwo. Und ein paar dünne Stimme schreien „Pfui!" Es verhallt fast in dem Gewoge der Menge. Da drängt der Strom vor mir zurück; ich sehe ein halbes Dutzend Schutzleute auf das Trottoir stürzen, die Seitengasse hinein. Da blitzt ein Säbel, da noch einer. „Sie ziehen schon wieder blank!" sagt jemand ärgerlich neben mir. Im Augenblick höre ich ein paar Schreie; gleich darauf kommen die Schutzleute zurück, stecken den Säbel in die Scheide und bilden wieder ihre Kette quer über die Straße.

Wir gehen weiter, durch die Schutzmannskette. Die Leute stehen starr, scheinen nicht nach rechts und nicht nach links zu blicken. Da vorne sind auch Berittene und weiter Schutzleute, Schutzleute, Schutzleute. Wieder ein paar Pfui-Rufe, wieder jene rasche, raubvogelartige Bewegung unter den Schutzleuten. Plötzlich knallt ein Schuß. Es ist wie ein Schlag auf den Kopf. Und noch einer, noch einer, noch einer. Kurz, scharf, man kennt das Gebell dieser beißenden Browninghunde. Ich habe im Augenblick das Gefühl, als sähe ich Blut. Die Menge ist im Augenblick wie angefroren. Einer fragt dann: „Wie viele Schüsse sind gefallen?" Niemand weiß es mit Bestimmtheit. Nur weiß man plötzlich, daß das Schießen ziemlich weit vorne war, und daß man vorwärts muß. Eine wilde Erregung zittert über die Straße. Da fliegt das Wort uns entgegen: „Ein Schutzmann hat einen Messerstich in die Lunge bekommen und einen jungen Burschen niedergeschossen." Man hört, noch mehr Leute seien verwundet worden. Hinter mir schreit einer laut: „Das ist der Janhagel, der hier randaliert. Den

Burschen geschieht's ganz recht, wenn sie Hiebe kriegen.“ Während wir langsam vorwärtsgehen, fährt uns der Rettungswagen entgegen und wieder drängt sich's mir auf: Blut ist geflossen in dieser Nacht. Mag sein: Das Blut eines Schuldigen, aber es ist doch Menschenblut, rotes, warmes Menschenblut. Und vielleicht nicht das letzte.

Ich wandere die Zeil auf und ab. Da und dort das bereits gewohnte Schauspiel: blitzartig stürzt die Schutzmannschaft mit gezogenem Säbel auf ein demonstrierendes, fliehendes Häuflein, und zuckt ebenso rasch wieder zurück. Langsam fängt die Menge an, dünner zu werden, und mit einemmale sind die Schutzleute verschwunden. Da und dort stehen lebhaft debattierende Gruppen, aber zu demonstrieren gibt es nichts mehr. Die Nacht hat ihre Opfer. . . .



Der Königsmord im Belgrader Konak

Schauderhafte Einzelheiten darüber veröffentlicht Jean de Bonnefon im Pariser „Journal“. Man möchte ihm den Glauben versagen, so bestialisch erscheint das von ihm Geschilderte. Das serbische Volk habe Tyrannen niemals verachtet oder gehaßt, die Heiligen und die Heroen seiner Legende seien sämtlich Tyrannen gewesen. Aber daß eine Frau, Draga Maschin, die ganze Macht in Händen hielt, daß Alexander Obrenowitsch, der König, nachdem er sie geheiratet, vollends ihr Sklave wurde, habe das Volk und besonders die Offiziere erbittert. Natürlch reiche das nicht aus, um die Schreckensnacht vom 29. Mai 1903 zu erklären oder gar zu entschuldigen.

Nur ein Regiment, Dragas Regiment, hat seinen Degen nicht in das Blut seines „Ehrenobersten“ getaucht. Alle anderen Belgrader Regimenter waren bei dem großen Schlachten durch ihre Offiziere vertreten.

In der Nacht vor dem Morden vergnügten sie sich im Klub. Gegen Mitternacht zogen 26 zum Palast des Königs, zum alten Konak; die anderen kehrten in die Kasernen zurück. Als kluge Strategen hatten die Offiziere in den vier Straßen, die zum Konak führen, Bataillone aufgestellt. Zwei Batterien Artillerie standen vor der russischen Gesandtschaft. Die Konaks der Minister waren von Truppen umgeben. Die 26 Offiziere erschienen vor dem kleinen Tore des Palastes, das der Offizier vom Dienst an diesem Abend nicht geschlossen hatte. Im Hof treffen die Verschworenen einen Gendarmen, einen treuen, simplen Menschen. Man will ihn durch Gründe von der Notwendigkeit des Schrittes, den man vorhat, überzeugen; er will antworten, vielleicht Lärm schlagen. Einer der Verschworenen stößt ihn gegen eine Tür, während ein anderer durch einen Revolverschuß ihn ins Jenseits befördert. Das Signal zum Angriff ist gegeben. Die 26 stürzen auf die innere Tür zu, die nach einer vorher getroffenen Verabredung geöffnet sein soll. Sie ist aber fest verschlossen. Oberst Naumowitsch, der auch zu den Verschworenen gehört, hat die beiden königstreuen Offiziere, die mit ihm die Wache haben, betrunken machen wollen, hat dabei aber selbst einen Rausch abbekommen. Die drei Männer schnarchen um die Wette . . . Die 26 besitzen aber Dynamitpatronen; sie schleudern sie gegen die Tür, die sofort unter großem Krachen nachgibt. Die drei Betrunkenen werden durch den Lärm munter gemacht. Naumowitsch wankt auf die Verschwörer zu und sucht sich zu entschuldigen: ein Revolverschuß streckt ihn nieder. Man wird sich fragen, wie es kam, daß zwei Revolverschüsse und eine Dynamitexplosion in einem so kleinen Schlosse nicht sofort den König und die Königin geweckt haben. Es waren eben alle Vorsichtsmaßregeln ergriffen worden: man hatte in den Tischwein, den das Königspaar bei der Abendmahlzeit trank, ein Schlafmittel geschüttet. Man konnte daher hoffen, daß man die Opfer schlafend vorfinden würde, und daß man sie im Schlafe würde töten können. Und wieder pfeifen zwei Kugeln durch die Luft:

die beiden berauschten Offiziere, die die Wache hatten, wälzen sich in ihrem Blute. Die 26, die auch berauscht sind, von dem Blute, das sie gesehen, und von dem Sliwowitz, den sie vorher getrunken haben, können das Schlafzimmer des Königspaares nicht finden. Ein Hauptmann erscheint mit Soldaten und mit Kerzen. Die 26 brauchen nur noch zu folgen. Ein Krachen: Wieder werden Türen durch Dynamitpatronen gesprengt. Von den Eindringlingen selbst sind mehrere verwundet. Im Gange hinten steht ein Soldat mit dem Gewehr in der Hand. Er bewacht die Tür des königlichen Schlafgemaches.

„Ich habe strengsten Befehl, mich nicht vom Platze zu rühren und keinen Menschen durchzulassen!“ sagt er; „ich schieße auf jeden, der noch einen Schritt weiter geht!“

Er kann den Satz kaum beenden: aus seinem Gehirn spritzt das rote Blut auf den weißen Vorhang ... Der König und die Königin sind aus ihrem schweren Schlummer erwacht. Sie ahnen, was draußen geschieht, sie richten sich auf; Draga und Alexander drängen sich dicht aneinander, stellen sich in die Ecke des zweiten Fensters und lauschen; sie sind im Nachtgewand, und beide haben Pistolen in der Hand. Die 26 treten endlich ein. Sie sehen eine Frau und einen Mann im Hemd, beide aufrecht stehend, beide bewaffnet. Man hatte ihnen besser „präparierte“, im Bette liegende, schlafende Opfer in Aussicht gestellt. Die 26 weichen zurück, ergreifen die Flucht und schreien: „Hier ist ja kein Mensch!“ Der König und die Königin haben nicht geschossen. Am nächsten Morgen erst erfährt man, warum sie das nicht getan haben: die beiden Pistolen waren nicht geladen! Soldaten und Offiziere aus den nahegelegenen Kasernen füllen das kleine Haus; sie haben den Schrei der 26: „Niemand im Zimmer!“ gehört. Und sie beginnen unter den Möbeln zu wüten: alles wird zerbrochen, zerschlagen, zerrissen. Der Palast gleicht nach dem Ausspruch eines Verschworenen einem Kartoffelfelde, das von Wildschweinen aufgewühlt worden ist. Alles, was da ist, schwitzt Blut vor Angst: das in Bagnicza kasernierte Regiment der Königin Draga ist auf dem Marsch. Es will das Königspaar und die Monarchie retten und die Verschwörer und ihren Anhang wie in einem Netze fangen. Ein Offizier, der schon halb wahnsinnig ist, hat im Garderobenzimmer eine Ankleidepuppe gefunden, wie sie die Schneiderinnen haben. Zehn Männer stürzen darauf zu und schlagen unter Heulen und Schreien die Puppe in Stücke, wobei sie in einer Art Freudentaumel ausrufen: „Die Königin ist tot!“ Niemand denkt daran, in das Zimmer zurückzukehren, das die 26 für leer erklärt haben. Oberst Maschin ist der erste, der einen Blick hineinzuwerfen wagt. Er sieht keinen Menschen. Draga und ihr Gatte haben sich in die enge Loggia geflüchtet, die die doppelten Fenster bilden. Draußen fahren Kanonen an. Die Königin glaubt sich gerettet. Sie öffnet das Fenster und ruft: „Zu uns her! Wir leben noch!“ Ihr antwortet nur das wilde Lachen der betrunkenen Offiziere. Sie hat zu früh gerufen. Nicht ihr Regiment kommt an, sondern die Soldaten des 6. Regiments, die rasch den Konak zerstören wollen. Zur Übung gewissermaßen schießen sie auf die russische Gesandtschaft und erschießen beinahe ein Kind, das krank im Bette liegt. In wilder Unordnung stürzen Offiziere und Soldaten auf das Zimmer des Königspaares los. Der König, der noch unter der Einwirkung des Schlafmittels steht, kauert in der Nähe des Fensters am Fußboden. Die fast nackte Königin, die noch so schön ist, daß sich alle Blicke auf sie lenken, steht gebieterisch, ruhig und wahrhaft imponierend da. Sie deckt mit ihrem Körper den Körper Alexanders. Mit weit geöffneten Armen beschützt sie ihren jungen Gatten; mit ihrem ganzen Körper scheint sie die Menge herauszufordern. Auch nicht einmal hört man aus ihrem Munde das Wort Mitleid oder Erbarmen, während der König wimmernd um Schonung zu flehen scheint. Draga spricht auch nicht ein Wort. Und doch bleiben die Männer einen Augenblick auf der Schwelle des Zimmers stehen, angesichts dieser beherzten Frau, die die nutzlose Waffe weggeworfen hat. Endlich entschließt man sich und beginnt zu schießen. Alle schießen auf einmal. Der König stößt nur einen Schrei aus. Draga fällt nach vorn, auf ihre Hände. Die 26 haben ihren gesunkenen Mut wiedergefunden. Sie steigen auf den Körper der Königin. Sie streiten sich um die Ehre, wer den Leichnam des Königs auf-

heben soll. Sechs Helden packen ihn endlich und werfen ihn durch das offene Fenster hinaus. Wie ein Paket fällt er auf den Sand, der Kopf zuerst. Ein Offizier, zehn Offiziere, hundert Soldaten springen auf dem blutigen Kopf herum, zertreten ihn und machen aus ihm einen formlosen Knochenbrei, der das Gras des Rasens rot färbt. Die Offiziere oben nehmen inzwischen den Leichnam der Königin und reißen ihm das Hemd herunter. Darauf faßt der Tapferste seinen Degen fester und schneidet die Leiche in der Mitte entzwei, vom Unterleib bis zum Kinn. Jeder will sein Schwert in dieses köstliche Blut tauchen und die große Wunde noch weiter öffnen. In wenigen Minuten ist Draga in zwei Teile zerlegt, der ganzen Länge nach, bis zum Kopfe. Ein Offizier schlägt ihr mit seiner Klinge die Nase ab. Ein anderer nimmt das Hemd, wickelt es zu einem Paket zusammen, taucht es in den blutigen Unterleib der Toten und zeigt es beim Lichte des anbrechenden Tages den unten versammelten Soldaten mit den zynischen Worten: „Das ist das Kind, das Kind, das uns Draga schon vor langer Zeit versprochen hat!“ Das war der große Witz dieser Revolution. Die beiden letzten Obrenowitsch waren tot. Der blutige Weg bildete eine Bahn für die neue Dynastie, die jenseits der Grenze wartete. In dieser Nacht, die selbst den Sternen am Himmel Furcht und Grauen einflößte, gab es einen Helden. Soldaten und sechs Offiziere hatten den Befehl, den Kriegsminister zu bewachen. Herr Pawlowitsch, der Minister, erhob sich, als man an seine Tür klopfte, von seinem Lager, zog seine Galauniform mit den dazu gehörigen Orden an, öffnete das Fenster und rief auf die Straße hinunter: „Was will man von mir? Hier bin ich!“ „Ergeben Sie sich! Folgen Sie uns,“ riefen die Verschworenen zurück. Pawlowitsch ging sofort hinunter, öffnete die Tür, trat ein paar Schritte vor und sagte: „Hier der Beweis dafür, daß ich mich ergebe, ihr feigen Hunde!“ Sprach's und streckte durch zwei Revolverkugeln zwei Offiziere zu Boden. Ein paar Sekunden lang herrschte banges Schweigen, und der Minister kehrte ruhig wieder ins Haus zurück. Die Horde drang ihm aber bald nach und schlug ihn nieder. Alle Freunde und Freundinnen des Königspaares und vier Minister wurden getötet. Man suche nicht den Ort des Verbrechens. Selbst dieser stumme Tatzeuge noch bereitete Furcht. Der alte Konak wurde weggefegt wie die Blutspuren. Die Mauern sind gefallen, die Steine sind weggebracht und versteckt worden. Dort, wo der Königspalast war, befindet sich jetzt eine große Grasfläche ...



Die Ethisierung des Strafrechts

Die Geschichte des Strafrechts, so wird aus einem Vortrag des bekannten Professors Dr. von Liszt vor der Berliner Gesellschaft für ethische Kultur mitgeteilt, ist nichts anderes als ein langsam sich vollziehender Fortschritt, ein ethischer Fortschritt. Wir müssen die Strafrechtsgeschichte in zwei Perioden teilen, in die Periode der Erfolgshaftung und in die Periode der Schuldhaftung. In der ersten Periode hatte der Satz, daß der Täter für den Erfolg haftete, gleichgültig, ob er ihn verschuldet hat oder nicht, unbeschränkte Herrschaft. Wenn man diese Frage vom rechtsvergleichenden Standpunkt betrachtet, dann tritt einem überall derselbe Gedanke entgegen. Die lange Dauer dieses Gedankens zeigt sich überall, auch in den Dichtungen. Ich möchte Sophokles „Ödipus“ als typisches Beispiel anführen. Diese älteste Periode des Strafrechts entwickelt sich langsam; sie wurde abgelöst durch die Periode des Verschuldungsprinzips. Der Täter wird verantwortlich für die schuldhaft ausgeführte Tat. In diesem Prinzip ist die Loslösung des Strafrechts vom Privatrecht ausgesprochen. Es wird der Gedanke durchgeführt, daß der Verbrecher nicht das einzelne Individuum, sondern die Gesamtheit der Menschen durch seine Tat verletzt hat, und daß sich die Reaktion auf das Verbrechen in den Händen des Staates

befinden muß. Es entstehen die Fragen nach der Schuldfähigkeit und der Schuldform. Das Kind kann nicht so verantwortlich gemacht werden wie der erwachsene Mensch. Allmählich findet der Ausschluß der Verantwortung geisteskranker Personen in die Gesetzgebung Eingang. Der Täter soll auch nur dann bestraft werden, wenn er den Erfolg vorausgesehen hat, oder dann, wenn der Erfolg voraussehbar war. Der Unterschied zwischen Vorsatz und Fahrlässigkeit wird geschaffen.

Heute stehen wir auf dem Standpunkt der Schuldhaftung. Allerdings hat das geltende Recht diesen Grundsatz nicht mit voller Folgerichtigkeit durchgeführt. Ein Rest der Erfolgshaftung, den die Zukunft wird beseitigen müssen, ist noch übrig geblieben. Der modernste Gesetzgeber oder besser gesagt, alle Ansätze zu Reformen der Strafgesetzgebung bemühen sich, diese letzten Reste der Erfolgshaftung zu beseitigen. In allen Entwürfen zu Strafgesetzbüchern ist diese Art der Ethisierung des Strafrechts enthalten, im schweizerischen, im österreichischen und auch in dem Vorentwurf zu einem neuen deutschen Strafgesetzbuch. Nach allen Entwürfen muß zum mindesten, um eine Bestrafung zu rechtfertigen, eine Fahrlässigkeit vorhanden sein. In dem deutschen Vorentwurf ist auch der Begriff der „vermindert Zurechnungsfähigen" aufgenommen. Ein noch tiefer greifender Gesichtspunkt ergibt sich, wenn wir die Ethisierung des Strafrechts in der Vertiefung des Schuldprinzips sehen. Das Verbrechen steht in einer Beziehung zwischen dem Seelenleben des Täters und der von ihm begangenen Tat. Und diese Beziehung gestattet eine besondere Wertung des Verbrechens. Derselbe Diebstahl, der einmal von einem Gewohnheitsverbrecher und das andere Mal von einem bisher unbestraften Mann, der durch außerhalb seiner Person begründete Ursachen zum Dieb geworden ist, begangen wurde, läßt eine verschiedene Bewertung zu. Wir bewerten die Tat des einen schwerer, weil wir die Tat mit dem Seelenleben des Täters in Verbindung bringen. Die Tat darf nicht als Tat selbst, sondern als Symptom des Charakters des Verbrechers bewertet werden. Die Tat kann das wahre Abbild des Charakters des Täters sein. Er begeht vielleicht bald nach Verbüßung der Strafe ein ähnliches Verbrechen. Die einzelne Tat kann aber auch eine durch äußere Gründe hervorgerufene Episode im Leben des Täters sein, der selbst nicht weiß, wie er zur Tat gekommen ist. In diesem Falle ist die Tat nicht der Spiegel des Charakters des Täters, der meistenteils tiefe Reue zeugt. Eine solche muß doch viel milder beurteilt werden. Bei dieser Tat kommt es weniger auf die Tat als auf den Täter an. Der Gegensatz zwischen Gewohnheits- und Gelegenheitsverbrechern würde zu einer Zweiteilung der Verbrecher führen. Und da außerdem die Jugendlichen besonders behandelt werden müssen, ergibt sich eine Dreiteilung der Verbrecher. Dementsprechend müßte dann auch eine Dreiteilung der Gesetzesnormen stattfinden. Und so haben denn auch alle drei Entwürfe zu neuen Strafgesetzbüchern in der Schweiz, in Österreich und im Deutschen Reiche diese Dreiteilung aufgenommen. Der deutsche Entwurf macht einen besonders scharfen Unterschied zwischen verbesserlichen und unverbesserlichen Verbrechern. Dieser Unterschied prägt sich besonders deutlich in den angedrohten Strafen aus. Es zeigt sich also auch hier eine fortschreitende Vertiefung des Schuldbegriffes. Wir sehen, daß sich überall die Ersetzung der Erfolgshaftung durch die Schuldhaftung Bahn bricht. Das ist der Stand der Gegenwart.

Für die Zukunft werde die Entwickelung in ähnlicher Weise vor sich gehen wie bisher. Die Strafen würden milder werden, und neben die Strafen andere Maßnahmen treten, die die Gesellschaft vor dem Verbrecher zu schützen geeignet sind. Ob dann nicht auch neben den Schuldbegriff von der individuellen Schuld die Kollektivschuld treten werde, lasse sich nicht voraussagen. Die Hauptgrundsätze für das Strafrecht müßten jedenfalls „Rettung des noch zu Rettenden" und „Sicherung der Gesellschaft" bleiben.



Offene Halle

Die hier veröffentlichten, dem freien Meinungsaustausch dienenden Einsendungen sind unabhängig vom Standpunkte des Herausgebers

Die Erziehung zum Staatsbürger

In seiner Rede zur Vorlage der Reform des preußischen Wahlrechts hat der Reichskanzler von *Bethmann-Hollweg* einige zu wenig bemerkte Worte gesprochen. Auf den Mißmut eingehend, der weite Kreise des Volkes erfülle, auf das unbehagliche Gefühl, daß wir nach dem Aufschwung, den wir genommen haben, uns jetzt „kulturell" — so lautet der scheinbar unentbehrliche Ausdruck — in einer „Periode der Stagnation" befinden, greift der Kanzler zwei Punkte heraus: Die *religiöse Bewegung* und die *Frage der Erziehung*. Diese kennzeichnet er so: „Die Sorge darum, *ob wir mit der höheren wissenschaftlichen Erziehung und Bildung unserer Jugend noch auf dem richtigen Wege sind*, erfüllt weite Kreise unseres Volkes mit Besorgnis. Wir werden uns der Lösung dieses Erziehungsproblems auf die Dauer nicht entziehen können."

Es ist sehr erfreulich, daß der höchste Beamte des Reiches die Wichtigkeit der Frage, die einsichtige Männer in immer wachsender Zahl vertreten, erkannt hat. Hoffen wir, daß er dem Gedanken auch weitere Folge gebe, doch nicht wieder in dem Geiste und nach dem Vorgange des 1890 zur Lösung der Schulfrage berufenen Rates.

Der Kanzler spricht von der höheren Schule, und nach dem Zusammenhange zu urteilen, in dem er seine Besorgnis ausspricht, ist wohl anzunehmen, daß er die Wichtigkeit der Frage in ihrem ganzen Umfange erkannt hat und über bloße Bildungs- und Schulkurpfuscherei hinaus eine „Reformation an Haupt und Gliedern" ins Auge faßt.

Zweierlei ist es zumeist, was heute jenen Mißmut und jene „Stagnation" hervorbringt: Schlechte, verkehrte, naturwidrige Lebensführung und Mangelhaftigkeit, Dürftigkeit, Einseitigkeit der menschlichen Persönlichkeit, die weder ihrem Besitzer noch der Gesamtheit zur Freude und Ehre gereicht. Beide grundlegenden, Unzufriedenheit zeugenden Mängel aber fallen zumeist der *unzureichenden, fehlerhaften, verkehrten Bildung und Erziehung* zur Last, und nur durch deren Besserung von Grund aus, durch völlige Umkehr und Erneuerung in Zielen, Stoff, Lehrgang können sie gehoben werden.

Einen vorläufigen Weckruf haben wir bereits vor 1½ Jahren an dieser Stelle in einem offenen Worte an die Eltern und Lehrer erhoben. Wir heben dieses Mal nur den einen Gedanken heraus: „*Staatsbürgerliche Erziehung*".

Das Wort „*Erziehung zum Staatsbürger*" ist nachgerade in aller Munde, ist ein Schlagwort geworden — 40 Jahre nach Gründung des Deutschen Reiches, die solche Erziehung als unabweisbare Pflicht viel früher hätte mit sich bringen sollen. Indes, wir, das

„Volk der Denker und Dichter", haben ja immer sehr viele Zeit, wie sie der „dumbe Parzival" hatte, reif und „wissend" zu werden.

Nun, wohl uns, daß es endlich tagt! Denn zu dem oben bezeichneten Begriff „menschliche Persönlichkeit" gehört vor allem die staatsbürgerliche Erziehung; das heißt die zum deutschen Staatsbürger. Wie es kein allgemeines Menschentum gibt, keine allen Völkern gemeinsamen Ordnungen und Einrichtungen, da vielmehr die höhere Einheit, der wir angehören, das Vaterland ist, so müssen wir als Ziel ins Auge fassen, uns diesem unserem Vaterlande als vollgültige Bürger einzugliedern; und dazu soll uns endlich eine planvolle Erziehung verhelfen, was bisher nicht der Fall gewesen ist.

Drei Stücke sind es, auf die es ankommt. Zunächst hat die Schule, die Schule jedes Grades, eine jede nur in verschiedenem Umfange, das Wissen, die Kenntnisse beizubringen, die uns nachher, um unseren bürgerlichen Pflichten nachzukommen, unentbehrlich sind.

Zum Wissen dann das Gewissen, zur Bildung der Sinne die rechte Gesinnung, zu den Kenntnissen der Wille zur Tat und zur Macht, zur bloßen Begriffsbildung die rechte vaterländische Begeisterung und die Entschlossenheit eines Jeden, das Maß seiner Verantwortung auf sich zu nehmen.

Diese Begeisterung aber und dieses Verantwortlichkeitsgefühl werden vor allem durch Vorbilder genährt. Solche sind die Nächststehenden, Eltern und Erzieher, Vorbilder zum Guten wie zum Bösen. Solche sind die Helden der Geschichte einschließlich der Gegenwart; Heldenverehrung tut uns not, nicht zwar ein phrasenhafter, verschwommener „Heroen-Kultus", sondern eine vernünftige Wertung und Nachfolge der führenden Männer unserer Geschichte. Und zudritt steht als Gesamtpersönlichkeit vor dem geistigen Auge des deutschen Jünglings das deutsche Volk selbst und Vaterland, ein Held ohnegleichen, wechselweise aufsteigend und sinkend, aber doch immer nach oben strebend und immer höher gelangend: Excelsior! An dieses sich anschließen, dieses mit allen Kräften des Geistes, des Willens, des Geschmacks erfassen: das ist aller deutschen Erziehung Höchstes, das sollte und das wird immer mehr zu ihrem Mittelpunkte gemacht werden.

Ein drittes Stück der Erziehung zum Staatsbürger ist die früh beginnende Übung und Zucht, die praktische staatsbürgerliche Betätigung. Sind die Lehrer nicht nur mehr die Zuchtmeister und Abrichter, wenn nicht gar Hinrichter, die Schüler nicht nur mehr die Gehorchenden, Halbsklaven, sondern alle zusammen gute Kameraden, an einem Ziele schaffend, ein Gemeinwesen in freiwilliger Ein- und Unterordnung bildend, dann werden auch dem Schüler gewisse Obliegenheiten und Pflichten zufallen, und er wird sich so frühzeitig mit dem Gefühle der Verantwortlichkeit erfüllen und stetig und sicher in den Stand des Volksbürgers hineinwachsen.

Wir sind im Zuge zu den neuen Zielen. Für den lehrhaften Teil sorgen viele einzelne Rufer im Streite und mannigfache Vereine, wie die „Gesellschaft für deutsche Erziehung", die „Comenius-Gesellschaft", durch Vorträge, Tagungen, Zeitschriften usw.

An eine Verwirklichung der Gedanken sind Erziehungsanstalten herangegangen, wie die Land-Erziehungsheime, die des Dr. Lietz, des Dr. Wyneken (Wickersdorf), der Buschgarten der Herren von Woldeck bei Fürstenwalde an der Spree u. a.

In Elberfeld, melden die Blätter, macht das Gymnasium einen solchen Versuch, die Schüler zur eigenen Verwaltung ihrer Anstalt mit heranzuziehen. In Danzig wird das Lesen von Tagesblättern als Unterrichtsfach in den Lehrplan eingeführt. Es sind erste Versuche, gewiß, und manches wird sich nicht gleich bewähren; aber der Anfang ist wenigstens gemacht worden, und darauf kommt es an.

Von besonderer Wichtigkeit aber ist es, daß alle diese Anregungen und Versuche in dem preußischen Kultusministerium auf Wohlwollen und Verständnis rechnen können. Man hat dort erkannt, was der Reichskanzler ausgesprochen hat, daß mit dem Bestehenden

weiter zu wirtschaften oder fortzuwursteln nicht angeht. Was in der Hinsicht bisher geschieht, steht zumeist noch auf dem Papiere; es muß in viel höherem Maße und mit mehr Nachdruck durchgeführt werden. So mögen wir denn hoffen, daß alle diese Kräfte zusammen uns endlich die neue deutsche Schule heraufführen werden, deren Bild den Erfahrenen und Denkenden sich immer deutlicher vom grauen Hintergrunde eines undeutschen „klassischen Humanismus“ und einer heimatfremden Bildung abhebt. Wohlan, es gehet gen den Tag!

Professor Dr. Paul Förster



Aus der Schule

schwatzen sei nicht erlaubt; etwa weil so Hohes, Unergründliches dort getrieben wird, daß andere dafür kein Organ haben? Oder weil so Welt- und Lebensfernes verhandelt wird, daß der Nichtlehrer es für unnütz erklärte? Muß sich die Methode verstecken? Will ein Schulkünstler seine „Vörtele“ und Finessen für sich behalten? Oder wäre der Herr Visitator so klein, eine Kritik an seiner pädagogischen Auffassung die Visitierten entgelten zu lassen, deren Ausderschuleschwatzen sie ermöglicht hat? Sei's drum; der visitierte Lehrer, der mir's erzählt hat, weiß von meiner Veröffentlichung nichts; und um ihn zu schonen (welch kleine Zustände!), will ich auch meinen Namen verschweigen.

Es ist eine Mädchenschule. Der Herr Visitator beehrt die erste Klasse der 6—7jährigen. Es geht alles gut; der Herr Visitator ist mit dem Resultat zufrieden — aber: „Sie sehen wohl gar nicht, wie unstramm Ihre Kinder dasitzen? Ich wünsche strammere Disziplin!“

Nun, mein Herr Visitator, ist das Ihrer Weisheit Schluß? Wir hielten Disziplin für ein Mittel, nicht einen Selbstzweck. Sie sind mit dem Resultat zufrieden und verlangen, daß dies Resultat auf dem härteren Weg hergestellt werde? Bedenken Sie nicht, daß genau betrachtet die Zwangsschule ein Unrecht ist, nur eben so, daß wir bis jetzt keine andere Auskunft gefunden haben zur Volksbildung? Ist's aber ein Unrecht, so muß es gemildert werden. Nun soll die Zwangsschule ihren Zwangscharakter ja nie verlieren, soll ihn schon den Kleinsten aufs deutlichste zum Bewußtsein bringen? — Haben Sie die neue Pädagogik nicht studiert, welche den Zwang verbannt? Und als ob bloß die neuen Pädagogen die Methode der Freiheit erfunden hätten! Sie kennen gewiß das liebliche Bild der Armenschule Pestalozzis? Sie wissen gewiß auch, daß das Ideal des Unterrichts das wäre, daß die Kinder den Lehrer fragen und sie selbst also sich bilden. Haben Sie, Herr Visitator, in Ihrer Kinderpsychologie nicht daran gedacht, daß die Kleinen ein Recht auf Kindheit, d. i. aber Frohsinn, Spiel, Selbstentwicklung haben? Haben Sie keine Kinder, oder haben Sie sie vor lauter fremden nicht beobachtet? Das Kind will selbst etwas tun, ist froh für Unterstützung seiner Gedanken: und wenn nun eine Lehrernatur, welche nicht aus Broterwerb, sondern aus Pestalozzisinn sich den Kindern widmet, dieser Kindesseele, soweit es nur irgend in der Zwangsschule möglich ist, nachgeht und dabei erst noch gute Resultate erzielt — dann soll das ein Fehler sein, der vom Herrn Visitator gerügt und fürs Künftige abgestellt sein will?!

In einer höheren Klasse, Herr Visitator, machten Sie sich lustig über die Ausführungen des Lehrers, der die Kinder nach ihrem Verstand unterrichten will: „Kinder unter 12 Jahren, der Zeit der ersten Regungen des Geschlechtstriebes, haben noch keinen Verstand.“ Ja, freilich gibt es eine Psychologie, welche die Verstandeskraft beim Menschen möglichst wegdividieren, möglichst alles auf Gedächtnis, Übung, höheren Instinkt reduzieren will; es ist dieselbe, welche andererseits die merkwürdigsten Beweise von Verstand bei Schlangen, Ameisen, Affen, Vögeln usw. auffindet — ihr Zweck ist durchsichtig. So lang diese Weisheit auf ihrem Katheder bleibt, geht sie uns andere Sterbliche nichts an; und wenn sie den Kampf gegen das Christentum führt, so hatte dieses zwar oft nicht die richtige Taktik oder den richtigen Takt, aber

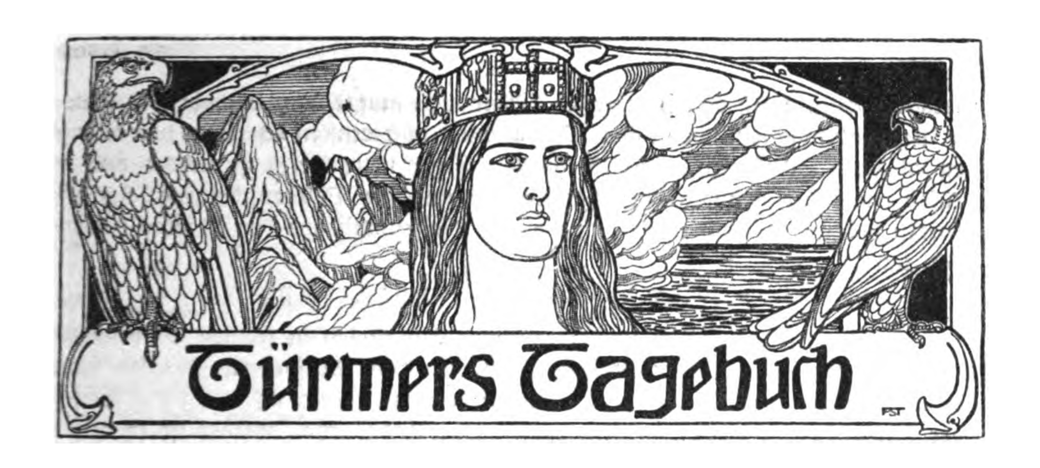
die Kraft, sich zu schützen, hat es immer noch selbst; wenn aber ein Schulvisitator diese Maxime von der Verstandeslosigkeit der kleinen Schüler unter 12 Jahren seinen Lehrern zuruft, so ist das Sakrileg, so ist das so viel, als wenn einer in einem schönen Garten mit roher Faust die Blüten knickt. Keinen Verstand! Haben Sie schon „Ausreden" von kleinen Kindern gehört? Haben Sie schon streitende Kinder belauscht? Geriebenere Advokaten gibt es nicht. Der Verstand tritt sogar in überraschend selbständiger Weise heraus, allerdings immer nur, wo das Kind von einem starken Interesse gereizt, von einer heftigen Gemütsbewegung geleitet ist.

Und Sie leiten aus diesem Mangel an Verstand die methodische Regel ab: „Drill, Drill bis zum Stumpfsinn!" Das ist wenigstens Ihre Anschauung beim Rechenunterricht. Bisher hat man das Rechnen betrachtet als Fach, das „den Kopf ausputze"; nun soll es dazu da sein, daß es zum Stumpfsinn gedrillt werde! „Bis zum Stumpfsinn" — woher kommt es, daß der Schulentlassene so vieles, was in der Schule getrieben wurde, nicht bloß mit Absicht vergißt, nie mehr treibt, sondern geradezu haßt? Sollten die Spötter der Schule recht haben, wenn sie sagen, es werde darin Stumpfsinn getrieben, Stumpfsinn erzielt? Also „Verstand haben die Kinder noch nicht, der kommt mit dem Geschlechtstrieb", aber Stumpfsinn soll ihnen werden? Meinen Sie, nur im Rechnen soll gedrillt, in den anderen Fächern sollen die „psychologischen Momente" herausgehoben werden? Wie geht das? Man kann, gottlob! die Kinder ja nicht ganz stumpfsinnig machen; aber wenn sie im Rechnen gedrillt werden, dann verlieren sie auch für die anderen Fächer die Freude eigener Arbeit. Sie meinen, das Einmaleins müsse bis zum Stumpfsinn gedrillt werden? Nun, die Rechenlehrer sind darin einig, daß Rechnen an angewandten Beispielen aus dem Leben der Schüler getrieben werden solle. Es ist ein Schüler, welcher bei der Aufgabe 3 × 12 soviel Zeit braucht, bis er sich seine 3 Nickel und 3 Zweier zusammengesucht hat, besser ausgerüstet für Denkoperationen aller Art, als einer, der durch bloßen Drill seine 36 herausstößt.

Damit haben wir den Grundgegensatz zwischen Ihnen und uns aufgedeckt. Sie wollen eine Fertigkeitsschule, wir eine Menschheitsschule; Ihnen kommt es auf eine möglichst große Quantität von Kenntnissen, uns auf eine möglichst durchgebildete Qualität des Menschleins an; Sie haben eine Fach-, wir eine Denk- und Erziehungsschule im Auge. Daher operieren Sie mit Drill und Disziplin, wir mit Freiheit und Interesse. Was bei Ihnen Zweck ist, ist bei uns leidiges, notwendiges, möglichst sparsam gebrauchtes Mittel; was unser Zweck ist: Interesse für alles, Offenheit und Zugänglichkeit für alles, ist für Sie methodisches Mittel. Ja, wir sagen es offen, die Kenntnisse und Fertigkeiten unserer Schüler sind uns nicht Zweck, sondern Mittel oder Objekte, an welchen und in welchen wir unsern Zweck der harmonischen Durchbildung des Menschenkindes zu erreichen suchen. Daher erwarten wir von einem tüchtigen Visitator, daß er Menschenkenntnis mitbringe und im gemütvollen Gespräch den Charakter der Schülerinnen prüfe; die „Resultate" in den einzelnen Fächern bewerte er bei sich selbst nach ihrem wirklichen Wert, als II. Rangs. Wir sind überzeugt, daß wir mit unserer Weise Frauen, Gattinnen, Bürgerinnen erziehen, für welche uns die Gesellschaft dankbar ist. Sollte eine Schülerin später in irgend einem Beruf dieses oder jenes „Fach" bemeistern müssen, dann wird die Not, die allemal von selbst höchstes Interesse aufzwingt (wenigstens Interesse im Sinn von Gewinnaussicht), drillen, zwingen, nötigen, disziplinieren, Kräfte anspannen bis zum Stumpfsinn — wir wollen keine solche Notlehrer sein. Aber auf ihre Schulzeit als eine Zeit des fröhlichen Sichentfaltens, des freien Wachsens, des unbedingten Vertrauens zum Lehrer als dem Freund und Genossen ihrer Pläne sollen unsere Schülerinnen auch in solcher Zwangslage des Lebens stets dankbar blicken dürfen; einen unverlierbaren Schatz von Gemütswerten sollen sie bei uns sammeln — und dazu können wir nicht auf den Verstand der Schülerinnen, wohl aber auf eiserne „Disziplin" und „Drill bis zum Stumpfsinn" verzichten.

Emil





Achtung! — Ein historischer Spaziergang — Autorität

An dieser Stelle habe ich seinerzeit selbst angeregt, mit einzelnen unerträglichen Rückständen unserer Strafgesetzgebung nicht erst bis zur Erledigung des großen Reformwerkes zu warten, so bald als möglich mit ihnen aufzuräumen, die bewußten Paragraphen gesondert herauszugreifen und sie in verbesserter Fassung als Teilvorlage dem Reichstage einzubringen. Die Regierung hat inzwischen diesen Weg eingeschlagen und der Reichstag eine besondere Kommission mit der Aufgabe betraut.

Es handelte sich um Bestimmungen, deren Ausführung in vielen Fällen unseren Moral- und Vernunftbegriffen einfach ins Gesicht schlug und den Richter, der sich an den Wortlaut des Gesetzes halten mußte, oft in die peinlichsten Gewissensnöte brachte. So bei Fällen von Diebstahl aus bitterster Not, besonders im Rückfalle, bei Tier- und Kindermißhandlungen und ähnlichem.

Es soll nun nicht verkannt werden, daß sowohl die Vorschläge der Regierung als auch die der Kommission sich zum Teil auf der Linie des Fortschritts bewegen, daß namentlich auch die zugrunde gelegten Motive auf den ersten Blick und „wenn man's so hört" ordentlich bestricken können. Leider aber scheint nicht nur die Gelegenheit benutzt worden zu sein, gewisse Herzenswünsche, die genau nach der entgegengesetzten Richtung liegen, mit der notwendigen Reform zu verquicken, — auch wo eine solche wirklich angebahnt wird, dürfen einzelne Bestimmungen nicht Gesetz werden, bevor sie nicht scharf unter die Lupe genommen und von jeder mißbräuchlichen Auslegungsmöglichkeit gründlich gereinigt sind. Also aufpassen!

Man will die Hausfriedensbruchstrafbestimmungen mildern, das Delikt der Tierquälerei neu fassen, die Beleidigung vom Wahrheitsbeweise unabhängig machen, eine Art der beschwerten Körperverletzung begründen, den Mundraub ausdehnen, der Erpressung einen geänderten Charakter verleihen.

„Alles das", bemerkt die „Berl. Volksztg.", „klingt sanft und weise; und wohlmeinend sachlich klingen die Motive, die die amtlichen Justizgeheimräte den neuen

Paragraphen mit auf den Weg geben. Aber man müßte ganz verbohrt, ganz dieser Welt unkundig sein, wenn man nicht auch im nüchternsten Wortlaut den reißenden Wolf im Schafpelze entdecken könnte. Jedes neue Gesetz ist nicht darauf zu prüfen, was der gesunde Menschenverstand und die Volksanschauung aus den Worten herausliest, sondern darauf, was die Klassenjustiz aus den Worten herauslesen kann.

Der Schutzmannsparagraph

Der Hausfriedensbruch (widerrechtliches Eindringen in fremde Wohnungen und dergleichen und widerrechtliches Verweilen trotz Aufforderung) wird dann als ein schweres Delikt angesehen, wenn er von einer bewaffneten Person oder von mehreren Personen gemeinsam ausgeführt wurde. Bisher ist er in solchem Falle von Amts wegen zu verfolgen, und das Mindestmaß ist eine Woche Gefängnis. Kein Zweifel: das konnte zu Härten führen, die wir gelegentlich selbst einmal geschildert haben. Aber sind jemals extra markante Fälle bekannt geworden, die ein zwei- oder dreijähriges Warten bis zur Vollendung der Strafrechtsreform als schreiendes Unrecht empfinden ließen? Nein! Wenn jetzt auch eine Geldstrafe (bis 1000 ℳ) und Verfolgung nur auf Antrag zugelassen wird, so muß man eine versteckte Absicht für die Zukunft haben. Man überlege: Welcher Staatsbürger — außer dem konservativen Abgeordneten, der den fünffach geladenen Revolver in den Reichstag mitnimmt — trägt für gewöhnlich Waffen? Der Schutzmann, der Gendarm, der Soldat. Und mit dieser Feststellung muß dem vertrauensseligsten Staatsbürger ein Licht aufgehen. Heute ist es ein verfassungsmäßig verbrieftes Recht, daß die Polizei des Nachts nicht in die Privathäuser eindringen darf. Jeder Schutzmann müßte sonst wegen schweren Hausfriedensbruches ins Gefängnis gehen. Künftig darf sich die Polizei auf den Standpunkt stellen: ‚Was kostet die Sache?' Richter, die sich als Justizbeamte wie Bundesgenossen der Polizei fühlen, — es wird gelegentlich solche Richter geben —, werden diktieren: Der Hausfriedensbruch kostet pro Mann einen Taler. Dem Leutnant, der auf Oldenburgs Geheiß mit seinen zehn Grenadieren den Reichstag stürmt, wird der Spaß kaum teurer werden als die übliche Strafbowle, wenn er einmal vom Pferde gefallen ist. Die neue Bestimmung läßt also den Hausfriedensbruch als ein pikantes Abenteuer gelten, kaum kostspieliger als eine tolle Nacht in Berlin. Es wäre naiv, eine Strafmilderung in dieser Beziehung gutzuheißen.

Das Hetzjagdprivileg

Mit der Tierquälerei ging es so nicht weiter. Heute ist es das Recht jedes Staatsbürgers, gegen das wehrlose Geschöpf nach Belieben brutal zu sein, wenn er es nur nicht öffentlich tut oder ‚Ärgernis erregt'. Jetzt soll ‚boshaftes Quälen oder rohes Mißhandeln' den Grund zur Bestrafung geben. Der Ausdruck ist so verschwommen wie möglich. Wer ein Pferd, wie das wohl vorkommen mag, verhungern läßt, um eine Versicherungsprämie herauszuschlagen, begeht das rohe Unterlassen einer Behandlung, nicht eine rohe Mißhandlung. Wer da glaubt, daß unsere Gerichte sich um solche Spitzfindigkeiten nicht kümmern werden, kennt

unsere Gerichte nicht. Wozu also diese Bestimmungen von mangelhafter Präzision? Warum stellt man nicht klipp und klar die ‚Tierquälerei' unter Strafe? Nun, alles hat seinen Grund! Man würde, wenn man die Tierquälerei schlechtweg bestrafen wollte, jede Sauhatz unmöglich machen. Denn daß die Sauhatz eine Tierquälerei ist, schlimmer beinahe als das ehemalige Leibamüsement der mecklenburgischen Junker, das jetzt in Heiligendamm verpönte Taubenschießen, darüber ist sich das Volksempfinden einig. In die von den Staatsjuristen vorgeschlagenen verschwommenen Umrisse des Deliktes diese mittelalterliche Tortur des Tieres hineinzupassen, wird kaum ein Richter riskieren. Das Strafmaß soll freilich erhöht werden. Statt der jetzigen Höchstgrenze von 150 *M* oder sechs Wochen Haft soll die von 600 *M* und drei Monaten Gefängnis treten. Das ist eine halbe Reform. Viel wichtiger wäre es, dem Richter zu gestatten, daß er dem gewohnheitsmäßigen Tierquäler das Halten und Verwarten von Tieren untersagt.

Die Lex Eulenburg

Auch dieser Maulkorb, den man der deutschen Presse versetzt, wird mit den gütigsten und bravsten Ausdrücken der Gunst des Publikums empfohlen. Man sagt zwar: ‚Revolverpresse' und meint alle Zeitungen, die das Glück nicht haben, in den privilegierten Sphären beliebt zu sein. Man will die ‚Ehre' schützen und verschleiert Niederträchtigkeiten, moralische Defekte. Man will einer ganzen Speisenkarte von schrecklichen Lastern den Garaus machen: ‚Schmähsucht, Neid, Haß, Rache oder der Absicht der Erpressung' und tilgt zugleich auch die Ehrlichkeit und Wahrheit aus dem öffentlichen Leben.

Denn von nun an soll der Redakteur, der mit seiner Person einsteht für seine Behauptung, nicht mehr den Beweis der Wahrheit antreten dürfen. Er wird verdammt, auch wenn er tausendmal die Wahrheit gesagt hat. Er wird verdammt zu fünf Jahren Gefängnis, zu 10 000 *M* Geldstrafe, zu 20 000 *M* Buße, wenn er die Wahrheit sagt. Das ist das Resultat, das die Regierung aus dem Eulenburgprozeß zieht!

Geht dieses Gesetz durch, so schwinden Treu und Glauben völlig aus der Welt. Dann wäre es unmöglich, fürderhin einer zweiten Clique von Eulenburg-Lynarscher Art das Wasser abzugraben. Dann säße der Triolen-Schack statt im Sanatorium heute noch im Reichstage und könnte sich über die Unsittlichkeit im Volke entrüsten. Dann wäre es der Schauspielerorganisation unmöglich, einen sündigen Direktor an den Pranger zu stellen. Dann wäre das Nachdrucken jeder Gerichtsverhandlung illusorisch gemacht, weil der angeklagte Verbrecher eine Beleidigung aus der Veröffentlichung seiner privaten Verhältnisse herleiten könnte.

Denn bei der überkünstelten Verklausulierung des Entwurfes, daß nur ‚Verhältnisse des Privatlebens' in Betracht kommen, ‚die das öffentliche Interesse nicht berühren', gibt es für eine pressefeindliche Auslegungswut der Gerichte keine Grenzen. Alle jene hochgestellten und ‚bedeutenden' Herrschaften, die heute aufjauchzen, wenn sie in den byzantinischen Wochenzeitschriften im intimsten Familienkreise, an ihrem Arbeitstische, beim Morgenkaffee und womöglich im Badekabinett

oder in der Schlafstube für die Mit- und Nachwelt verewigt sind, werden plötzlich ‚das öffentliche Interesse nicht berühren‘, wenn es sich herausstellt, daß etwas faul ist im Staate Dänemark.

Diese Lex Eulenburg wird praktisch zu nichts weiter führen als zum Vorschubleisten der verborgenen Laster, zum Vorschubleisten der Unzucht, was dasselbe Gesetz an anderer Stelle als Kuppelei und Zuhälterei bezeichnet.

Ein Paragraph für Frau Dr. Bergmann

Solange man auf dem Standpunkte steht, daß Strafen den Menschen zu bessern und zu bekehren vermögen — also unter dem Gesichtspunkte des herrschenden Strafrechts —, wird man einen besonderen strafrechtlichen Schutz der Kinder gegen grobe Mißhandlung durch ihre Gewalthaber als ausgleichende Gerechtigkeit empfinden. Das wird verhindern, daß die Richter fürderhin eine Megäre, die ihr Kind in dem elektrischen Schwitzstuhl anbrennt, mit einer Geldstrafe werden abfertigen können. Eine Gefängnisstrafe von zwei Monaten bis zu fünf Jahren ist nun der Strafrahmen. Es ist interessant, wie dem Staate selbst vor der Klassenjustiz mancher seiner Richter bange wird. Er merkt, daß etwas dahinter steckt, und möchte auf Gebieten, die für die politische Staatsräson an sich neutral sind, Mißliebigkeiten ausschalten. Auf jeden Fall ist dieser Paragraph, der neben den Kindern auch die wegen Krankheit oder Gebrechlichkeit wehrlosen Personen gegen ihre Aufsichtsverpflichteten schützt, ein Fortschritt, für den die unbefangen kritisierende Presse verantwortlich zeichnen darf. Nur ist seine Ausdehnung auf das Militärstrafrecht dringend zu befürworten. Wenn dort jeder Vorgesetzte wegen Mißhandlung einer wegen der Disziplin wehrlosen Person auf mindestens zwei Monate ins Gefängnis wanderte und nicht nur ein paar Tage im Stubenarrest vergnügte Zeiten zu verleben brauchte, dann würde der Mißhandlungssport bald aufhören.

Ein halber Teelöffel voll sozialer Medizin

Wer aus Not geringwertige Gegenstände entwendet oder unterschlägt, soll mit Geldstrafe bis zu dreihundert Mark oder mit Gefängnis bis zu sechs Monaten bestraft werden. Auch soll er nur auf Antrag verfolgt werden. Das ist der Triumph der Halbheit. Wer aus Not sündigt, den höhnt man geradezu, wenn man ihn mit einer Geldstrafe bedroht! Die Freiheitsstrafe ist ihm sowieso sicher. Der große Strafrechtsentwurf will in manchen Fällen dem Richter die Erlaubnis geben, von einer Strafe abzusehen. Warum fängt man nicht bei den Unglückseligen an, die in der bittersten Not an sich schon unter anderen psychologischen Gesetzen stehen? Die alte Methode: Die kleinen Diebe hängt man, die großen läßt man laufen. Der Mundraub, bisher nur für Nahrungs- und Genußmittel als gelinde zu ahnende Übertretung privilegiert, soll auf ‚andere Gegenstände hauswirtschaftlichen Gebrauchs‘ ausgedehnt werden. Das ist eine Kleinigkeit, die nicht weiter eilt, aber geregelt sein will. Künftighin braucht der nicht mehr ins Gefängnis, der sich im Restaurant einen Zahnstocher einsteckt, um ihn erst zu Hause



in Wirksamkeit treten zu lassen, oder wer Holz vom Bau einpackt, um es daheim zu verfeuern. Ein kleiner Fortschritt!

Arbeitgeber erpressen nicht

Heute wird wegen Erpressung bestraft, wer, um sich oder einem Dritten einen rechtswidrigen Vermögensvorteil zu verschaffen, einen anderen durch Gewalt oder Drohung zu einer Handlung, Duldung oder Unterlassung nötigt. Damit war nach einem wundersamen höchstinstanzlichen Entscheid jede Arbeiterorganisation wegen Erpressung vogelfrei, wenn sie mit dem Streik drohte, um sich einen Vermögensvorteil zu verschaffen, der nach des Gerichtes Ansicht wider das Recht, also über den Vertrag oder über den ortsüblichen Lohn hinaus war. Aber auch der Unternehmer, der mit Kündigung oder Aussperrung drohte, konnte Gefahr laufen, belangt zu werden, und war der Mindestfreiheitsstrafe von einem Monat Gefängnis gewiß. Man sieht ein, daß das nicht im Willen des herrschenden Systems lag. ...

Jetzt soll die Bedrohung erst bestraft werden, wenn durch Ausführung der Drohung das Vermögen der Gegenpartei tatsächlich geschädigt ist. Ob der Arbeiter, dem erst mit Entlassung gedroht wird, und der in der kurzen Frist vollkommen legal entlassen wird, wohl vor Gericht als in seinem Vermögen geschädigt angesehen werden wird?

Die amtliche Begründung wirft in ihrem schwer lesbaren geheimrätlichen Juristenstile noch einen anderen Gedanken in den Paragraphen hinein: ‚Insbesondere wird bei dem Zwange zum Abschluß eines gegenseitigen Vertrages für die Frage, ob eine Vermögensschädigung vorliegt, der Wert der beiderseitigen Leistungen in Betracht zu ziehen sein. Dies hat zum Beispiel auf dem Gebiete des gewerblichen Lohnkampfes zur Folge, daß die seitens eines Arbeitgebers durch Androhung der Entlassung erwirkte Herabsetzung des Arbeitslohns und umgekehrt, daß die von Arbeitern durch Drohung mit Arbeitseinstellung erlangte Lohnerhöhung nur dann unter dem Gesichtspunkt der Erpressung strafbar werden kann, wenn der auf Drohungen hin vereinbarte Lohn im Mißverhältnis zu dem wahren Wert der Arbeitsleistung steht und die Täter sich dessen bewußt waren.‘

Der langen Rede kurzer Sinn ist: Staatsanwalt und Richter werden in Zukunft die Entscheidung darüber haben, ob eine durchgedrückte Lohnerhöhung der Leistung des Arbeiters entspricht! Das stelle man sich einmal in der Praxis vor! Das ist das Unsinnigste an dieser Erpreßreform des Strafrechtes, die schnell noch mit dem jetzigen blau-schwarzen Reichstag gemacht werden soll, bevor der nächste, wahrscheinlich anders gefärbte Reichstag der Regierung auch in puncto Strafrechtsreform ein wenig auf die Finger sieht."

Mir scheint, unter allen hat der Beleidigungsparagraph in der ganzen Vorlage den gerechtesten Anspruch auf ein kerngesundes Mißtrauen. „Am 18. Februar", schreibt der „Vorwärts", „hat die Strafjustizkommission nach zweitägiger Sitzung dem Vorschlag der Regierung, die öffentliche Kritik und die Presse in schlimmster Art zu knebeln, zugestimmt. Die Regierung schlägt in ihrem Entwurf vor, die Geld-

strafen und Bußen bei Beleidigungen in ganz ungeheuerlicher Art zu erhöhen und außerdem der Wahrheit einen Riegel vorzuschieben.

Die Erhöhung der Strafen soll darin bestehen, daß im § 186 des Strafgesetzbuches an Stelle der Höchststrafe von 600 beziehentlich 1500 ℳ 1000 und 10 000 ℳ treten soll. Überdies soll die Geldstrafe im Gegensatz zum geltenden Recht mit Freiheitsstrafe kumuliert werden können. Der Vorschlag der Regierung lautet (die Änderungen sind durch Sperrdruck hervorgehoben):

‚Wer in Beziehung auf einen anderen eine Tatsache behauptet oder verbreitet, welche denselben verächtlich zu machen oder in der öffentlichen Meinung herabzuwürdigen geeignet ist, wird, wenn nicht diese Tatsache erweislich wahr ist, wegen Beleidigung mit Geldstrafe bis zu eintausend Mark (bislang 600 ℳ) oder mit Haft oder mit Gefängnis bis zu einem Jahre, und wenn die Beleidigung öffentlich oder durch Verbreitung von Schriften, Abbildungen oder Darstellungen begangen ist, mit Geldstrafe bis zu zehntausend (bislang 1500) Mark oder mit Gefängnis bis zu zwei Jahren bestraft. Auf die Geldstrafe kann auch neben der Freiheitsstrafe erkannt werden.‘

Ferner soll die höchstzulässige Buße (§ 188) statt 6000 20 000 ℳ betragen. Unerheblicher ist, daß die Höchst-Geldstrafe bei Verleumdungen statt 900 ℳ fortan 3000 ℳ (ohne Kumulierungsmöglichkeit mit einer Freiheitsstrafe) betragen soll. Eine andere Erklärung als die, daß die Regierungen sich dadurch auf Umwegen ein Mittel verschaffen wollen, ihnen unbequeme Kritiker und eine ihnen unbequeme Presse einfach vernichten wollen, ist undenkbar. Freilich behaupteten die Regierungsvertreter, die Strafen würden nur auf die Revolverpresse Anwendung finden; ausdrücklich erklärten sie und selbst der konservative Abgeordnete Dr. Wagner, daß die sozialdemokratische Presse sich frei von den Auswüchsen einer nach Sensation haschenden Presse und natürlich vom Revolvertum halte, diese vielmehr nachdrücklichst bekämpfe. Im Gesetz hat das keinen Ausdruck gefunden. Jede schon heute der Schlinge des § 186 leicht verfallende öffentliche Kritik ist mit den neuen drakonischen Strafen des § 186, die über die Strafandrohungen gegen bewußte Verleumdung hinausgehen, bedroht. Und für diesen Preßknebel stimmte auch der ‚freisinnige‘ Abgeordnete Dr. Heckscher, dagegen stimmten die übrigen freisinnigen Kommissionsmitglieder, der freikonservative Abgeordnete Doertzen und die Sozialdemokraten. Schon jetzt ist es möglich, bis auf 2 Jahre zu erkennen. Die Kriminalstatistik zeigt, daß die bestehenden Strafandrohungen mehr als ausreichen. Die letzte amtliche deutsche Kriminalstatistik (über das Jahr 1907) weist an Bestrafungen wegen Beleidigung und übler Nachrede (§§ 185, 186) 86 096 Verurteilungen auf. Auf die Höchststrafe von zwei Jahren wurde nur in einem Falle, auf Gefängnis von 1—2 Jahren in 13, auf Gefängnis von 3—12 Monaten in 458, auf Gefängnis von 1—3 Monaten in 1475, auf Gefängnis von 8 bis unter 30 Tagen in 3523, auf Gefängnis von 4—8 Tagen in 2356, auf niedrigere Gefängnisstrafe in 733, auf Haft in 366, auf Geldstrafe in 50 990 und auf Verweis in 296 Fällen erkannt. Die Statistik erweist, daß nicht der geringste Anlaß zur Erhöhung der Strafen oder gar zur Kumulierung vorliegt.

Das Firmenschild des Künstlers Gersaint
(L'enseigne, rechte Hälfte)



Antoine Watteau

Und da findet sich eine Reichstagskommission, die, unter dem Vorgeben, gegen Skandalblätter vorgehen zu wollen, die anständige öffentliche Kritik und die oppositionelle Presse mit Vernichtung bedroht. Hiergegen ist es Pflicht der gesamten anständigen Presse, ohne Unterschied der Parteirichtung, den energischen Widerstand, der sich im März 1909 gegen die Vorlage erhob, nunmehr gegen die Kommissionsbeschlüsse erster Lesung zu richten. Die anständige Presse, die es wagt, gegen Mißstände aufzutreten, die sich der Unterdrückten und der Verfolgten gegen ihre mächtigen Widersacher annimmt, wird durch den Kommissionsbeschluß aufs schlimmste bedroht. Kein Zeitungsmann ist selbst bei der größten Gewissenhaftigkeit und Sorgfalt davor sicher, daß nicht einmal ein Wort zuviel, eine etwas zu weitgehende Behauptung in die Artikel seines Blattes gerät. Einer gleichen Gefahr unterliegt jeder Redner; niemand ist sicher, daß der Richter die Zeugnisse, die ihm vorgeführt werden, nicht anders bewertet als der Redakteur oder Redner. 99 % der Verurteilungen sind erfolgt, weil der Wahrheitsbeweis nach Ansicht des Richters nicht voll erbracht war. Und in wie vielen Fällen ist Verurteilung lediglich deshalb erfolgt, weil Beamten verboten wurde, auszusagen, weil er sonst die Wahrheit des Artikels oder der Rede hätte bekunden müssen!

Aber mit dem einen Knebel ist's der Regierung und der Kommission nicht genug. Unter dem Vorgeben — mag sein im aufrichtigen Bestreben —, jene von jedem anständigen Menschen verdammten Privatklatschereien, insbesondere über eheliche oder außereheliche Vorgänge privatester Natur, zu hindern, schlug die Regierung vor, dem § 186 zuzusetzen:

Bei einer öffentlich oder durch Verbreitung von Schriften, Abbildungen oder Darstellungen begangenen Beleidigung tritt die Bestrafung ohne Rücksicht auf die Erweislichkeit der Tatsache ein, wenn diese lediglich Verhältnisse des Privatlebens betrifft, die das öffentliche Interesse nicht berühren. Eine Beweisaufnahme über die behauptete oder verbreitete Tatsache ist nur mit Zustimmung des Beleidigten zulässig.

Daß eine Schädigung der berechtigtsten Interessen durch diese Vorschrift erreicht werden, daß den gemeinsten Ausbeutern sexueller Unerfahrenheit geradezu ein Freibrief und eine Prämie bis 20000 ℳ durch diese Vorschrift gegeben werden könne, wurde in der Kommission anerkannt. Anerkannt desgleichen, daß die Begriffe ‚Verhältnisse des Privatlebens' und ‚öffentliches Interesse' undefinierbare Kautschukbegriffe sind. Die Fassung der Regierungsvorlage wurde verworfen, aber folgender nicht minder gefährliche Antrag Dr. Wagner und Gröber angenommen:

§ 186 a.

Bei einer öffentlich oder durch Verbreitung von Schriften, Abbildungen oder Darstellungen begangenen Beleidigung tritt ohne Rücksicht auf die Erweislichkeit der Tatsache, die Bestrafung nach § 186 wegen Geheimnisbruchs ein, wenn diese Tatsache lediglich Verhältnisse des Privatlebens betrifft, die das öffentliche Interesse nicht berühren.

Es bedarf keiner langen Darlegung, daß auch diese Vorschrift die berechtigten Interessen der Öffentlichkeit und der Presse vielleicht entgegen der Absicht der Antragsteller bedroht. W a s i st ein ‚Verhältnis des Privatlebens, das das öffentliche Interesse nicht berührt'? Berührt die Aufdeckung einer Paschawirtschaft in einer Fabrik, die Aufdeckung der ‚Verhältnisse des Privatlebens' irgendeines Wüstlings, die in massenhafter Verführung unschuldiger Mädchen besteht, das ‚öffentliche Interesse'? Ist der Schweinigel ein Ordnungsmann, ein Ordnungsheuchler, so wird in 99 von 100 Fällen die Frage verneint werden, und der Redner oder Redakteur, dem das Verdienst zukommt, vor solchem Volksverwüster gewarnt zu haben, fliegt, w e i l die von ihm behauptete Tatsache wahr ist, ins Gefängnis. Das heißt in der Tat die Gerechtigkeit geradezu auf den Kopf stellen und zur willfährigen Dirne für gemeinschädliche Halunken herabwürdigen. Der Antrag wurde gegen die Stimmen der Sozialdemokraten und Freisinnigen angenommen.

Lex Eulenburg nannte man die Vorlage bei ihrem Erscheinen. In der Tat, dies Wort kennzeichnet den Geist der Vorlage und des ihr gleichstehenden Kommissionsbeschlusses trefflich. Fürst Eulenburg befindet sich noch heute auf freiem Fuß und ohne Verurteilung. Wer aber wagt, Schweinereien, die, weil es Schweinereien sind, ‚lediglich das Privatleben' eines hochgestellten Sittlichkeitsheuchlers betreffen, öffentlich aufzudecken, wird durch die Vorlage, auch wenn er bis aufs Tipfelchen über dem I den vollen Beweis führt, wegen Aufdeckung einer gemeingefährlichen Heuchelei mit Gefängnis bis zu 2 Jahren u n d mit 10 000 ℳ Geldstrafe sowie mit 20 000 ℳ an den Schweinigel zu zahlender Buße bedroht. Das ist deutsche Gerechtigkeit!

Die sozialdemokratischen Mitglieder der Kommission beantragten, die Redner und die Presse gegen mißbräuchliche Anwendung des Beleidigungsparagraphen durch Annahme folgender Fassung des § 193 wenigstens in etwas zu schützen: ‚Tadelnde Urteile über wissenschaftliche, künstlerische, gewerbliche, politische oder militärische Leistungen, ingleichen Äußerungen, welche zur Ausführung oder Verteidigung von Rechten oder zur Wahrnehmung berechtigter ihn oder Dritte angehender Interessen, insbesondere auch öffentlicher Interessen auf politischem, religiösem oder anderem Gebiet oder solcher Interessen, die zur Ausübung eines berechtigten Berufs gemacht werden, sowie Vorhaltungen und Rügen der Vorgesetzten gegen ihre Untergebenen, dienstliche Anzeigen oder Urteile von seiten eines Beamten und ähnliche Fälle sind nur insofern strafbar, als das Vorhandensein einer Beleidigung aus der Form der Äußerung oder aus den Umständen, unter welchen sie geschah, hervorgeht.'

Der Antrag wurde niedergestimmt. Auch die Freisinnigen stimmten gegen die beiden Einschaltungen ‚ihn oder Dritte angehender' und ‚oder solcher Interessen, die zur Ausübung eines berechtigten Berufs' (wie der Presse)! ..."

Verdächtig ist schon die stets wiederkehrende Begründung, man wolle mit diesem Paragraphen der „Revolverpresse" schärfer auf den Leib rücken. Das wäre eine sehr löbliche, sehr — p o p u l ä r e Absicht. Aber sollte es gerade darauf in e r st e r Linie abgesehen sein? Skeptiker meinen, so furchtbar tragisch werde jene Presse von der Regierung gar nicht genommen. Man sage „Revolverpresse"

und denke dabei viel inniger an die anständigen, aber unbequemen politischen Blätter. In Wirklichkeit ist's ja auch nicht die „Revolverpresse“, die eine hohe königliche Staatsregierung vom Verkauf auf den Bahnhöfen ausschließt, — es sind Blätter wie der „Vorwärts“, denen Regierung wie Reichstagskommission bei allerschärfster politischer Gegnerschaft bereitwilligst zugestanden haben, daß sie auch nicht in einem Atemzuge mit jener Presse genannt werden dürften, daß sie sich im Gegenteil von Schmutzereien frei erhielten. Auch der Inseratenteil des „Vorwärts“ könnte in dieser Richtung für gewisse bürgerliche Blätter vorbildlich sein. Dort findet man keine Anzeigen von Gummiartikeln, von gewissen Stimulantien für „erschöpfte Nerven“, gewissen Mitteln zur Verhütung unerwünschten Kindersegens. Keine Gelegenheiten, die neuesten Methoden der „Massage“ kennen zu lernen, auch keine zu „diskreter Niederkunft“ oder zu interessanten Damen- oder Herrenbekanntschaften „behufs späterer Verheiratung“. Dieser köstliche Zusatz („behufs späterer“) soll das Dekorum wahren und vor dem Kuppelei-Paragraphen schützen. Er ist erst in Schwung gekommen, nachdem Polizei und Staatsanwalt einmal Miene machten, die öffentliche Kundgebung solch brünstiger Wünsche nach bloßen „Bekanntschaften“ (mit Ausschluß jeglicher Inaussichtstellung „späterer“ Verheiratung) in harmonischen Einklang mit jenem Paragraphen zu bringen. Es geht auch so. Und wie! Der Betrieb hat nicht im mindesten gelitten, die „Interessenten“ und „Interessentinnen“ sind sich keineswegs im Zweifel, welcher Artikel da gehandelt wird.

Man komme uns doch nicht immer wieder mit der Bekämpfung der „Unsittlichkeit“ von Obrigkeits wegen. Die „Obrigkeit“ ist schon sehr zufrieden, wenn das Volk sich amüsiert und die Politik links liegen läßt. Je mehr sich die „unteren Klassen“ in ihren wenigen Feierstunden seichten Vergnügungen hingeben, um so weniger Zeit und Neigung werden sie für politische Interessen haben. In der Art dieser Vergnügungen darf man ihnen schon die Zügel etwas locker lassen. Panem et circenses! Brot verdienen und sich amüsieren lassen. Politische Couplets werden der schärfsten Zensur unterworfen, dafür wird dem Volk die Zote so ziemlich freigegeben. An Obszönitäten in Variétés und Theatern zweiten und dritten Ranges darf es sich nach Herzenslust erlustieren. Gerhart Hauptmann mußte bis zum Oberverwaltungsgericht gehen, um das polizeiliche Verbot seiner „Weber“ rückgängig zu machen. In der Neuen Revue des Metropoltheaters („Halloh!“) kann man allabendlich das Äußerste an raffinierter Aufgeilung „Revue“ passieren lassen. Und, nachdem sich der Schwarm des Premierenpublikums verlaufen hat, — vor einem zum großen Teil kleinbürgerlichen Familienpublikum. Urahne, Großmutter, Mutter und Kind in dumpfer Stube beisammen sind. Viel halbwüchsiges junges Volk, das diesen von Obrigkeits wegen patronisierten „Kampf gegen die Unsittlichkeit“ mit fieberglänzenden Augen begleitet. Aber irgendwo muß die „patriotische“ Marke aufgeklebt werden, und je aufdringlicher das geschieht, um so leichter schlüpft das „Stück“ durch die Zensur. Das wissen in Berlin nicht nur die Leiter der „besseren“ Etablissements, das weiß jeder ehemalige Bierzapfer, der in irgendeinem „Tingel“ hoch im Norden „Personal engagiert“ und „Direktor“ spielt. Ein Kaiserbildnis in Gips oder Öldruck darf selbstverständ-

lich nicht fehlen, aber auch das „Programm" muß einige „patriotische Nummern" heraussteden.

Ich will hier beileibe keinen Sittlichkeitskongreß veranstalten, andere Fragen stehen heute auf meiner Tagesordnung. Aber es war doch nötig, den Kampf gegen die „Revolver-" und Sensationspresse, die angeblich durch die Verschärfung des Beleidigungsparagraphen zur Strecke gebracht werden soll, ein wenig an der Hand von Tatsachen zu beleuchten. Ich meine nun, daß die bisherigen Strafbestimmungen ausreichen sollten, und zwar schon deshalb, weil auf die Höchststrafe in einem Jahre nur in einem einzigen Falle erkannt worden ist. Würden die Richter etwa auf höhere erkannt haben, wenn das Gesetz für die gleichen Fälle die Möglichkeit solcher vorgesehen hätte? Mit Recht ist die übergroße Milde mancher Urteile in Beleidigungsklagen aufgefallen. Aber das lag dann doch nicht am Gesetz, das höhere Strafen schon jetzt zuläßt, sondern am Richter, der eben das von ihm erkannte Strafmaß für das richtige gehalten haben muß. Kaum irgendwo spielen Imponderabilien, subjektive Empfindungen eine solche Rolle wie bei „Beleidigungen". Der eine fühlt sich im Bewußtsein seiner persönlichen Würde kaum von ihnen berührt und verlangt nur einfache Feststellung der Wahrheit, allenfalls einen vorbeugenden Denkzettel für den Beleidiger; der andere, an einem bösen wunden Punkte getroffen, schnaubt Rache und möchte seinen Gegner am liebsten ins Zuchthaus werfen. Wäre da nicht ein Zuviel an Reglementierung und Festlegung des erkennenden Richters wirklich vom Übel?

Dennoch — die ehrliche, ausschließliche, jedes Hinterpförtchen einer mißbräuchlichen Anwendung verriegelnde Absicht, das Privatleben zu schützen, darf nicht fallen gelassen werden. Es wird auch möglich sein, eine solche Bestimmung zu finden, aber nur dann, wenn sie mit keinerlei Nebenabsichten verkuppelt wird. Nach der Vorlage der Regierung würde rechtlich der ganze deutsche Publizistenstand für vogelfrei erklärt werden. Denn kein pflichtgetreuer deutscher Publizist wäre dann sicher, sich in den Maschen dieser Bestimmungen nicht zu verfangen. Ein solches ständig über seinem Haupte schwebendes Damoklesschwert würde auf den minder Starken demoralisierend, auf den fester Gefügten aber — ganz anders wirken und Strafen zeitigen, die sich zum öffentlichen Skandal, zu revolutionärer Erbitterung, zum Kampf bis aufs Messer auswachsen würden. Die aber unheilbaren Schaden davontrüge, wäre die Autorität der Justiz und damit des Staates, der eine solche Justiz auf sein Gewissen lüde. Mit ihr steht er, mit ihr fällt er ...

* * *

Die Regierung kann es aber auch dreist darauf ankommen lassen, mit der unbequemen Presse — und die unbequemste ist ja zweifellos die sozialdemokratische — auch ohne neue gesetzliche Bestimmungen fertig zu werden. Denn ein ganz Kluger hat kürzlich das Rezept dazu erfunden. Im „Hannöverschen Kurier" gibt er es der Regierung an die Hand:

„Von Amts wegen kann die sozialdemokratische Presse nur bekämpft werden — durch die sozialdemokratische Presse. Tagtäglich sieht man diese mit den gewaltamsten Verdrehungen und Fälschungen krebsen. Niemand hindert sie, denn das

Strafgesetz schützt nur Personen und manche Staatseinrichtungen. Unwahre Darstellungen, mögen sie noch so gröblich verhetzen, wofern sie nur nicht beleidigen, bleiben unbeachtet und daher unwidersprochen. Höchst selten, daß einmal eine Behörde sich des Berichtigungsparagraphen entsinnt. Dabei ist dieser eine ungemein wirksame Waffe, weil sie den Gegner im eigenen Lager trifft. Wenn jede Amtsstelle angewiesen würde, alle Angaben der sozialdemokratischen Bezirkspresse schleunigst nachzuprüfen oder von denen, die es angeht, nachprüfen zu lassen; wenn dann sofort zum § 11 gegriffen würde, verginge wohl kaum ein Tag, ohne daß der ‚Vorwärts' und seine Satelliten gezwungen wären, sich vor der Öffentlichkeit selber auf den losen Mund zu schlagen. Der Tropfen höhlt den Stein; auch der gläubigste Leser wird irre an den sittlichen Qualitäten seines Leiborgans und mißtrauisch gegen dessen Enthüllungen, sobald es allemal heute hat widerrufen müssen, was es gestern mit schönem Moralpathos gebrandmarkt. Auch dieser Vorschlag hat seine Schwächen, aber welcher hätte deren keine? Die Folge wäre, daß jede unterlassene Berichtigung der sozialdemokratischen Behauptung den amtlichen Wahrheitsstempel aufdrückte. Das könnte raffiniert mißbraucht werden, um Dinge zu erraten, die vorläufig oder dauernd geheim bleiben müssen. Aber die Vorteile überwiegen doch bei weitem. Ein irregeleitetes Leserpublikum wird aufgeklärt und eine — häufig in Wort und Gesinnung bodenlos verrohte — Journalistik in heilsame Zwangserziehung genommen. Preßgesetzliche Berichtigungen blamieren, wo preßgesetzliche Verurteilungen Märtyrer schaffen."

Im Ernst: der Gedanke ist an sich so übel nicht. Wenn tatsächlich die sozialdemokratische Presse so viel Unwahrheiten und falsche Darstellungen in die Welt setzt, wie der Verfasser behauptet, dann sollte man nicht zögern, von dem angegebenen Mittel energischen Gebrauch zu machen. Damit kann dem allgemeinen Interesse nur gedient sein. Nichts erwünschter für alle ehrlichen Freunde der Wahrheit, als mit klarem Tatsachenmaterial arbeiten zu können. Mit der heute zum Prinzip erhobenen angeblichen „Wurschtigkeit" unserer Regierungsvertreter sozialdemokratischen Parlamentsrednern gegenüber, als sei es ihnen unendlich gleichgültig, was von diesen vorgebracht wird, mit dem erhabenen: „Ich lehne es ab" usw. wird man auf die Dauer weder „dieser" noch „jener Seite des Hauses" noch sonst jemand imponieren. Man tut es auch heute schon nicht, denn die zur Schau getragene Geringschätzung steht im umgekehrten Verhältnis zu der tatsächlichen M a c h t der Sozialdemokratie, auf deren „roten Lappen" man doch andererseits wie hypnotisiert hinstarrt, auf die womöglich schon unsere ganze Gesetzgebung, ja Verfassung (Wahlrechtsvorlage) zugeschnitten und eingestellt werden soll. Würde und Vornehmheit zieren zweifellos den Mann, nur müssen sie auch echt sein, nicht nur Verlegenheitspose. Und zudem verträgt sich so viel Bravheit nur schlecht mit der an anderen Orten ganz unverhohlen zur Schau getragenen schon fast hysterischen Furcht vor den „Roten".

Also das Rezept mit dem Berichtigungsparagraphen wäre an sich ja ganz gut und schön. Die Sache hat nur leider einen kleinen Haken, ich fürchte, sogar mehrere. Es fragt sich immerhin, ob es denn wirklich so haarsträubend viel in den sozialdemokratischen Berichten zu berichtigen g i b t. Man sollte annehmen, daß

die sich durch eine unwahre Darstellung bloßgestellt fühlenden Personen, Ämter usw. schon heute von dem Paragraphen, soweit seine Anwendung ihnen ersprießlich scheint, den nötigen Gebrauch machen. Wir sind doch sonst nicht so. Wir sind doch sonst so leicht bei der Hand, uns „beleidigt“ zu fühlen. Wie viele „Berichtigungen“ finden wir in der Presse, die gar keine sind! Und vor dem „Vorwärts“ und den anderen Genossenblättern sollten wir allein solch Grausen, solch heillosen Respekt haben? Ich muß gestehen, daß mir die Sache nicht so ganz richtig vorkommt.

Sehen wir uns doch einmal die zu „berichtigenden“ Fälle etwas näher an. Es sind zum allergrößten Teile von den Kriegsgerichten festgestellte und abgeurteilte abscheuliche Soldatenmißhandlungen. Von Zivilgerichten festgestellte und abgeurteilte oder sonst gut beglaubigte Ausschreitungen von Schutzleuten (ständige Rubrik „Schutz gegen Schutzleute“). Sonstige systematisch betriebene Polizeischikanen, wie Saalabtreibungen oder, wenn das nicht „zieht“, ungesetzliche Versammlungsverbote unter den nichtigsten, oft geradezu schreiend komischen Vorwänden (Typhusepidemie, die irgendwo irgendwann mal geherrscht haben soll, Gefahr des Saaleinsturzes u. dgl.). Allgemein, nicht etwa nur in sozialdemokratischen Kreisen befremdende Gerichtsurteile, schwerste Strafen für Angehörige der „unteren“, überaus milde für solche der „oberen“ Klassen bei gleichen Delikten. Außerkraftsetzung gerichtlicher, sogar oberverwaltungsgerichtlicher Urteile durch Verwaltungs- und Polizeibehörden. Das ist nur eine kleine, unendlich ergänzungsfähige Auslese dieser zu „berichtigenden“ Fälle, sie sind buchstäblich das tägliche Brot der sozialdemokratischen Presse und Propaganda, das Material, das allein ihnen Tausende und aber Tausende in ihren Rechten oder auch nur in ihrem Rechtsgefühl beleidigter bürgerlicher Elemente — und nicht immer die schlechtesten und indolentesten — förmlich in die Arme treibt. Es ist mit einem Wort der preußische Polizeistaat mit seinen Ausstrahlungen auf das gesamte übrige Deutsche Reich.

Was sollen wir da mit der Handhabung des Berichtigungsparagraphen im Großbetrieb anfangen? Soweit die sozialdemokratische Presse Unwahrheiten im einzelnen verbreitet, sollte man unbedenklich von ihm Gebrauch machen. Es wäre, schon im öffentlichen Interesse, zu bedauern, wenn das nicht geschähe. Aber daß in der übergroßen Mehrzahl der Fälle die tatsächliche Grundlage dazu gegeben wäre, glaube ich aus den angeführten Gründen eben nicht. Der triumphierende Entdecker des Radikalmittels darf unbesorgt sein: wo die „Genossen“ wirklich was „ausgefressen“ haben, da ist man nicht nur mit dem Sammetpfötchen des Berichtigungsparagraphen, sondern auch mit der derben Schutzmannsfaust, mit Staatsanwalt und Gericht sehr schnell bei der Hand. Daß gerade die Herren „Genossen“ von den Behörden so sehr verzärtelt und gehätschelt würden, wäre eine in allen Reizen der Neuheit und Originalität strotzende Behauptung. In den nicht gerade seltenen gegen sie eingeleiteten Strafverfahren kann man's anders lesen.

Wollen wir vielleicht den „Vorwärts“ auf Grund des § 11 des Preßgesetzes auffordern, seine Mitteilungen über die Ungesetzlichkeiten der Berliner Polizei

nach der Ferrerversammlung zu berichtigen? Also etwa: 1. Es ist unwahr, daß berittene Schutzleute auf völlig harmlose Menschen eingedrungen sind und sie in Gefahr gebracht haben, von den Pferdehufen zertreten zu werden. 2. Es ist unwahr, daß der Polizeihauptmann Stephan auf dem Bürgersteig angeritten kam und den Befehl gegeben hat, „alles“, einfach „alles zu sistieren“, friedliche, auf dem Heimwege befindliche Versammlungsbesucher so gut wie die Passanten, die überhaupt keine Ahnung von irgendwelcher Versammlung hatten und rein zufällig auf ihren Geschäftsgängen des Weges gekommen waren. 3. Es ist unwahr, daß daraufhin anständige Bürger, die sich nichts, aber auch gar nichts hatten zuschulden kommen lassen, wie gemeine Verbrecher gepackt und zur Wache geschleppt wurden. 4. Es ist unwahr, daß ein Student, der sich ehrenhafterweise einem unschuldig Festgenommenen als Zeuge anbot, gleichfalls ohne weiteres am Kragen gepackt und zur Wache geschleppt wurde. 5. Es ist unwahr, daß es die Polizei fertig bekommen hat, gegen eine Reihe gesetzwidrig von ihr verhafteter Männer noch Strafanzeige zu erstatten und die Unbescholtenen auf die Anklagebank zu bringen. 6. Es ist unwahr, daß das Gericht diesen polizeilichen Strafanzeigen jeglichen Glauben versagte, sämtliche Angeklagte nicht nur freisprach, sondern auch — da sie keinerlei Anlaß zu dem ganzen Verfahren gegeben — die Kosten der Staatskasse auferlegte.

Nun haben bekanntlich diese — Tatsachen auch in sämtlichen bürgerlichen Blättern gestanden. Aber auch wo Ähnliches — wie das zuweilen vorkommen soll — nur in der linksstehenden Presse veröffentlicht wird, würde eine „Berichtigung“ in den allermeisten Fällen genau so viel Glück haben. Es läßt sich eben leider auch sehr, sehr vieles nicht aus der Welt schaffen, was nicht vor Gericht gekommen ist.

Oder wollen wir den „Vorwärts“ auffordern, seine Behauptungen über den Wahlrechtsspaziergang zu berichtigen? Zu erklären, daß dieser dennoch im Treptower Park und nicht im Tiergarten, im Herzen Berlins, erfolgt ist, der Polizei also kein Schnippchen geschlagen worden, diese vielmehr und nicht die Sozialdemokratie die triumphierende ist? Ja, wenn's nur irgend ginge, hätte es Herr von Jagow, der Polizeipräsident, ganz sicher selbst schon beim „Vorwärts“ durchgesetzt. Aber — wie sagt doch der plattdütsche Volksmund so treuherzig? „Et ginge wohl, aber — et geiht nich.“

Die Welt hat wieder einmal lachen dürfen, wie seit dem Hauptmann von Köpenick nicht mehr. Und das war das einzig Gute dabei. Es liegt mir nun nichts ferner, als auch hier noch Schalen wohlfeilen Spottes über den Berliner Polizeipräsidenten auszuschütten. Herr von Jagow ist nach allem, was mir über ihn bekannt geworden ist, ein durchaus human gesinnter Herr und von Herzen wohlwollender Beamter. Also wahrhaftig nichts weniger als ein blutdürstiger Gewaltmensch. Hätte er auch nur ein weniges von einem solchen in sich gehabt, — der Wahlrechtsspaziergang wäre auch im Tiergarten doch wohl noch weniger glimpflich verlaufen. Haben sich auch Mitglieder seiner Beamtenschaft zu gänzlich unbegründeten Wutanfällen sogar gegen hilflose Frauen und Kinder hin-

reißen lassen —: im Sinne und in den Instruktionen ihres Chefs lag das sicher nicht. Der hatte ihnen vielmehr größte Zurückhaltung gerade gegen Frauen und Kinder, auch gegen Unbeteiligte, zur Pflicht gemacht. Selbst im „Vorwärts" ist so ganz beiläufig zu lesen, daß die Polizeioffiziere im Tiergarten öfter ihre volle Autorität anwenden mußten, um ihre Mannschaften im Zaum zu halten, worin doch wenigstens eine Anerkennung für jene liegt. Herr von Jagow — das darf man wohl nach seinem Verhalten bei früheren ähnlichen Anlässen als sicher annehmen — hätte sich auch schwerlich auf das ganze sehr bedenkliche und undankbare Unternehmen eingelassen, wenn nicht gewisse Blätter ihn und die Regierung fortgesetzt in unverantwortlicher Weise hineingehetzt hätten.

Die Demonstration verlief nach übereinstimmenden Berichten unabhängiger Berliner und Provinzblätter in musterhafter Ordnung — überall da, wo die Polizei das Publikum in Ruhe ließ. „Kein Quadratfuß Rasen war im Tiergarten zerstört," liest man in der „Berl. Volksztg.", „als bis die Polizisten bei der Verfolgung von Männern, Frauen und Kindern über die Rasenflächen sprengten! Die sozialdemokratischen Ordner hielten in einer für die Polizei geradezu vorbildlichen Weise die Ordnung aufrecht. Bei der ersten überflüssigen polizeilichen Attacke am Großen Stern warf ein Individuum eine Papierdüte mit Sand gegen das Pferd des Polizeiobersten. Die sozialdemokratischen Ordner griffen den Mann, anscheinend einen Spitzel oder Agent provocateur, aus der Menge heraus, verprügelten ihn und führten ihn ab. Wäre gestern die gesamte Polizei, was bedauerlicherweise nicht der Fall war, bis auf den letzten Schutzmann zu Fuß und zu Pferde zur Verteidigung des unbedrohten Treptower Parks kommandiert gewesen, weder am Reichstagsgebäude, weder auf dem Königsplatz noch am Großen Stern wäre die öffentliche Ordnung im geringsten gestört worden! Es habe sich auch hier wieder gezeigt, „daß erst durch das unmotivierte ‚Eingreifen' der Polizei die friedlichen Demonstrationen beleidigter und provozierter Staatsbürger ihres Ordnungscharakters entkleidet werden. Diese Erkenntnis ist nachgerade Gemeingut aller Kreise des Volkes geworden bis zu den Spitzen von Handel, Industrie, Wissenschaft."

Da der „Spaziergang" bis auf den Sonnabend, den Tag vorher, nach Treptow angesagt worden war, so hatte die Polizei, in Unkenntnis der inzwischen von der Parteileitung veränderten Parole, ihre Hauptmacht nach dort verlegt. „Als sich", so berichtet ein Augenzeuge, „meine Elektrische um zwölf Uhr der Schlesischen Brücke näherte, sah man einen Menschenknäuel, nicht erheblicher, als wenn der Hundefänger auf einen maulkorblosen Teckel Jagd macht, und eine blausilberne Phalanx dahinter, deren Silhouetten sich malerisch auf dem Kamm der Brücke abzeichneten. Für jeden, der auch nur einigermaßen hell im Kopfe ist, mußte es klar sein, daß die Polizei in die Falle gegangen war. Nur die Polizei, betäubt durch ihr Machtbewußtsein, schien darüber völlig im unklaren. ‚Man braucht nur mit dem Säbel zu rasseln,' spottete frohlockend ein Polizeibeamter, ‚und die Herren Genossen bleiben daheim.' Da sie große Ruhmestaten nicht verrichten durften, begnügten sich die Polizeileute, den spärlichen Passanten und Fuhrwerken die Passage der Postenkette zu untersagen, die Papiere der ansässigen Treptower zu

prüfen und ein altes Mütterchen zu sistieren, von der die Ortseingeweihten behaupteten, daß es die — Rotundenfrau von der großen Spielwiese sei, die man nicht auf ihren Posten lassen wollte.

Um halb eins ergab es sich zur Evidenz: es geht etwas vor in — Berlin. ... Am Kottbuser Tor erreichte ich denn auch glücklich den Spaziergängerzug ... Ich habe nie etwas Ergreifenderes und Eindrucksvolleres in dieser Art gesehen. Dieser Zug pilgerte kilometerweit durch die Straßen und hielt dabei einen Anstand und eine Ordnung inne, die ans Unbegreifliche grenzt. Man sorgte an den schutzmannsverlassenen Brennpunkten des Wagenverkehrs mit zielsicherer Disziplin für eine reguläre Abwickelung des Verkehrs; man sang nicht und man spottete nicht über Passanten; es war ein tiefes, schweigsames Beglücktsein über das gütige Frühlingswetter, ein feierlicher Ernst, der der Demonstration den Nachdruck einer kultivierten Regie gab; dazu stimmten die Festtagsgewandungen, die man trug. Und alle, alle hielten Schritt; Frauen waren da und Männer, die sich auf Krücken stützten, und Veteranen, die das Eiserne Kreuz angelegt hatten.

Wir gingen durch die Skalitzer Straße, an der wunderschönen Kanalpromenade entlang, über die Potsdamer Brücke durch die Viktoriastraße. Der Tiergarten lag da und bot das feudale Bild, das ihn an Sonntagnachmittagen für flüchtige Augenblicke dem Pariser Bois de Boulogne ähnlich macht. Ein Korso eleganter Equipagen fuhr auf und nieder, eine Unzahl vergnügter und heiterer Staatsbürger promenierte die Siegesallee entlang, in der die Schutzleute, die sonst das Marmarameer bewachen, bis auf zwei oder drei verschwunden waren. Der Zug der mehreren Zehntausende pilgerte im bedächtigen Bummeltempo, doch unter strenger Freihaltung einer Seite, die Allee entlang, die extra für solche Gelegenheiten geschaffen zu sein scheint. Dann bog man westwärts in den Tiergarten selbst ein; trotzdem man enge Wege ging, wurde auch nicht einmal der Rasen betreten.

Und nun gab es ein Bild, das ewig dem im Gedächtnis stehen wird, der es mitsah. Der ganze Wald wandelte; über alle Wege strömte es; ein unerhört frohes Gefühl der großen Zusammengehörigkeit packte die Massen. Und wie auf Kommando erhoben sich die Hochrufe auf das freie Wahlrecht. Eine Gruppe schrie es der anderen zu, der ganze Park war erfüllt vom Jubel der Menge. Man kam zur Charlottenburger Chaussee, man begrüßte die Züge, die vom Osten und Westen und Norden gekommen waren, und langsam drängte die große Flut dem freien Platze zu, dessen Luftigkeit und Helle verlockend wirkte. Es war der Königsplatz.

Nicht ein einziges Mal war die Menge zum Stauen gekommen; an der Siegessäule gab es die erste knappe Rast; ein Redner sprach von den Stufen herab drei Sätze und ließ das Reichstagswahlrecht leben. Mit markerschütterndem Jubel flog der Widerhall seiner Aufforderung aufwärts. Dann floß der Strom weiter.

Ich hatte mir schnell ein Billett gelöst und war zur Säulenhalle emporgestiegen, die den Unterbau der Siegessäule krönt, um das unvergleichlich ernste und schöne Bild, das kein Theater der Welt jemals wird nachmachen können, aus vollen Zügen zu genießen. Ich sah die breiten schwarzen Ströme kommen und

verrinnen, Freiheitslieder stiegen auf aus den Gruppen, verschmolzen sich und fielen auseinander; nur im markigen Refrain fand man sich wieder, und die eine einzige Stimme der Zehntausende sang das Trutzbekenntnis:

Das sind die Arbeitsmänner, das Proletariat.

Von der Siegessäule flutete es in großen Wellen zum Bismarckdenkmal, zur großen Freitreppe des Reichstages, die zwei Jahrzehnte lang auf dieses Schauspiel wie auf ihre ureigenste Bestimmung gewartet zu haben schien. Unter Wallots wuchtigem Portikus nahm der Arbeitersängerbund Aufstellung, vierstimmig erscholl die Arbeitermarseillaise über den größten Platz der Welt, dessen Wege und Wandelgänge schwarz waren von Menschen. Und wie aus einer Kehle schloß sich daran das Hoch auf das Reichstagswahlrecht, eine Ovation für den Reichstag, wie sie eindrucksvoller, spontaner, hinreißender nie vorgekommen ist.

Aber in diesem Augenblick trat auch die Katastrophe ein; vom Großartigen zum Empörenden ist nur ein Schritt; auf die erschütternde Kundgebung folgte die Schreckensherrschaft der preußischen Polizei.

Eine halbe Schwadron Berittener kam von der Siegesallee her im Galopp; im Galopp ritt sie die Reichstagsrampe aufwärts; ein wilder Aufschrei der Entrüstung wurde laut; die Menschen stürzten über die Brüstungen die Treppe hinab; die Hinzuströmenden stockten, man setzte sich langsam gegen das Roondenkmal zu in Bewegung. Man wollte langsam heimgehen. In diesem Augenblick kam im Galopp eine zweite Abteilung Berittener vom Brandenburger Tore angesprengt und fuhr ohne Sinn und Verstand rücklings in den abströmenden Haufen. Eine wilde Flucht begann; mitten über den Rasen hetzten die Attackierenden die Fußgänger, stürmten auf Frauen und Kinder ein, die harmlos auf den Bänken saßen, setzten über die Blumenparketts des Königsplatzes, ritten in Kinderscharen hinein, die, von Lehrerinnen geführt, den Platz überquerten, und die Schamröte mußte einem ins Gesicht steigen darüber, wie diese Menschen hier hausten. Die ganze Attacke ging völlig planlos und kopflos; von der Höhe herab konnte man es genau verfolgen, wie sich Sergeanten und Wachtmeister die Gruppen einander zuhetzten. Ein dirigierender Offizier fehlte überhaupt. Dieses widerliche Schauspiel währte länger als eine halbe Stunde; die Schutzleute erkletterten mit ihren Pferden die Stufen zum untersten Absatze der Siegessäule, und — anscheinend nur um mit ihrer kavalleristischen Tüchtigkeit zu renommieren — erkletterten sie die Freitreppe zum Reichstage. Ich sah, wie Greise umgerissen wurden, wie man auf Frauen einritt, wie man Kinder zur Verzweiflung brachte; ich sah, wie ein Schutzmann vom Pferde sprang und mit dem Säbel auf einen Mann einschlug, der sich in die kleine Pforte zur Siegessäule hineinflüchten wollte.

In dieser Stunde schämte man sich, ein Preuße zu sein. ...

Kein Polizeigewaltiger der Welt wird es bestreiten können, daß der Höhepunkt der Demonstration überschritten war, als die Schutzleute attackierten, daß der Rückfluß freiwillig begonnen war. Nur die komplette Kopfscheuheit kann das Motiv dieser abscheulichen Säbelwirtschaft gewesen sein.

Sieger aber ist das Berliner Volk gewesen; es hat eine Besonnenheit, eine Selbstzucht an den Tag gelegt, die fabelhaft ist. Ich sprach zwei Franzosen, die sich ebenfalls von der Siegessäule aus die Vorgänge angesehen hatten, sie sagten: Nur die Preußen können so kaltblütig sein, wenn sie gereizt sind. ..."

Die „B. Z. a. M." hat beobachtet, wie im Tiergarten gerade die friedlichen, auf ihrem sonntäglichen Mittagsbummel befindlichen Spaziergänger auf das heftigste erschreckt worden sind. Und das sei nicht ohne einigen Humor gewesen. Sollten aber, betont das Blatt weiter, die Vorgänge im Tiergarten zu gerichtlichen Nachspielen führen, so werden die Demonstranten in der Lage sein, „aus der Klasse der zahlungsfähigsten Staatserhaltung die allerrespektabelsten Zeugen vor die Schranken zu rufen. Das elegante Publikum von Berlin W. ist sich darüber einig, daß die Demonstranten sich tadellos, ja sogar gegenüber dem Vorgehen der Polizei bewundernswert besonnen benommen haben, daß dagegen das Verhalten der Polizei ein gleiches Lob nicht verdiene." Die „Roten" hätten moralische Eroberungen gemacht.

Es sei gewesen, als habe sich die deutsche Reichshauptstadt in Feindeshand befunden, so faßte Friedrich Naumann seine Eindrücke zusammen. „Das Schloß lag da wie eine verzauberte Burg, um die herum alles Leben erstorben ist. Ein Eindruck des Todes mitten in der Großstadt! Fast das einzig Lebendige waren die Pferde der Schutzleute und wiederum die Gestalten mit den gelben Knöpfen. Wie peinlich muß es doch sein, sich so bewachen lassen zu müssen! Ein König wird vor seinem Volke bewacht, ganz als ob nie gesungen worden wäre: ‚Nicht Roß noch Reisige sichern die steile Höh', wo Fürsten stehn' ..."

In der Zeitung steht, es seien in Treptow 30 000 gewesen: „Wer will es sagen? Hier ein Troß, dort ein Menschengeschiebe, da eine Jagd aufs Volk, dort ein Reiterangriff, da eine Absperrung ... ganz als ob die Franzosen da wären.

Die große Menge der Demonstrierenden aber sammelte sich inzwischen auf der andern Seite der Stadt im Tiergarten, Mensch an Mensch, ein fast naturgeschichtlicher Eindruck. Es verschwindet jedes Einzelwesen und bleibt nur die Masse übrig. Die Masse schiebt sich mit zahllosen Beinen vorwärts. Durch die kahlen Bäume hindurch sieht man die langen Schlangenzüge auf allen Wegen vom Großen Stern her nach der Siegessäule hin sich drängen. Mit einem Male war der breite Platz vor dem Reichstag schwarz von menschlicher Lebendigkeit. Wir kamen gerade zur rechten Zeit von Treptow zurück, um zu sehen, wie auch hier die Polizei den Kampf begann. Eben hatten zwei berittene Schutzleute ein armes Opfer aufgegriffen und schleppten ihn zwischen zwei Pferden mit sich fort, die Menge aber lief hinter den Pferden der Staatsgewalt einher und schrie: Pfui, pfui! Ob jemand zufälliger Spaziergänger oder Demonstrant war, machte natürlich keinen Unterschied, es gibt auch heute in Berlin keinen wirklichen Unterschied mehr zwischen Spaziergänger und Demonstrant, denn durch die Polizei wird, wie mein Autokutscher ganz richtig sagte, das ganze Volk verrückt gemacht. Die ältesten Männer haben mit uns gerufen: Das allgemeine, gleiche, geheime und direkte Wahlrecht lebe hoch! Es ist eine wirkliche Volksbewegung entstanden gerade durch die Polizei.

Als diese Demonstrationen anfingen, waren innerhalb wie außerhalb der Sozialdemokratie die Stimmen über Wert und Nutzen solcher Aufzüge sehr geteilt. Bei den Freisinnigen überwog die Meinung dagegen und ist auch heute noch nicht ganz überwunden. Aber die ganze Debatte darüber, ob man Demonstrationen machen soll oder nicht, ist inzwischen gegenstandslos geworden. Die Demonstrationen sind da und werden immer wieder auftreten, bis wir ein anständiges Wahlrecht bekommen. Daran kann keine Polizei mehr etwas ändern. Das Volk hat sich eine neue Art geschaffen, in der es sich mit den Herrschenden unterhält. Das ist kein Streik, das ist keine Revolution, es geschieht gar nichts Verbotenes. Wenn die Polizei sagt: Ihr sollt nicht nach Treptow gehen! so ist dieses Verbot zwar ungesetzlich, aber es kann ganz gut befolgt werden, denn die Welt ist groß, und man kann ja auch einmal sehen wollen, ob die Fensterläden des Herrn Reichskanzlers geschlossen sind, oder ob der Alexanderplatz von vielen Schutzleuten besetzt ist, oder sonst etwas, was nie verboten werden kann. Alle Ungesetzlichkeiten kommen bei diesem Verfahren auf das Konto der Polizei, sobald sich die Masse nur selber gut in Zucht hält.

Darüber, daß sich die Masse bisher gut in Zucht gehalten hat, besteht unter allen, die sich die Vorgänge selber angesehen haben, nur eine Meinung: es ist fabelhaft, wie ordnungsfähig die Berliner Volksmenge ist! Sie will keine Ausschreitungen begehen und behält beim Demonstrieren ihren gewöhnlichen kalten Witz. Dieser allerdings äußert sich oft grob und ärgert die Schutzleute, für die es ein halbes Hundert von Ehrennamen gibt. Außer Worten aber geschieht nichts, kein Steinwurf, kein Versuch irgendeiner Zerstörung. Man zertritt kein Blumenbeet und knickt kein Geländer ein. So einfach waren vor fast 80 Jahren die ersten englischen Wahlrechtsdemonstrationen nicht. Das deutsche Volk ist von bewundernswerter Ordnungsliebe, besonders das norddeutsche. Als die Schutzleute jenen Menschen zwischen zwei Pferden davonschleppten, rief die Menge pfui!, aber sie tat nichts Revolutionäres. Ein Münchner aber, der neben mir stand, sagte: Bei uns, wenn das geschehen sollte, verhaun tät' mer die Kerle, die elendigen! Der Berliner verhaut nicht, aber er — demonstriert, das heißt, er spottet der Polizei, die zwar ein paar arme Menschen in den Kasten setzen kann, die es aber der Masse nicht verwehren kann, als Masse spazieren zu gehen.

Da es in Preußen für den Wähler dritter Güte ein eigentliches Staatsbürgerrecht nicht gibt, so bleibt ihm nichts andres übrig, als seine vorhandenen Untertanenrechte so zu verwenden, daß man ihn nicht vergißt. Ein Untertanenrecht ist die Erlaubnis, auf die Straße gehen zu dürfen. Dieses Recht ist so elementar, daß es nicht abgeschafft werden kann, und nur im Kriegs- und Belagerungszustande wird es eingeschränkt." Aber für den Konservativen sei die Masse an sich schon verdächtig, sie möge tun, was sie wolle, selbst wenn sie spazieren geht. „Hier ist nicht der Herr Polizeipräsident als Einzelperson zu Ende, sondern das konservative System wird lächerlich. Man muß sich nur einmal den ganzen Vorgang durchdenken: das Polizeipräsidium entwirft einen Kriegsplan gegen die Masse der Haupt- und Residenzstadt Berlin; die Masse sammelt sich an einem be-

liebigen Punkt und bringt Hochrufe auf das bestehende Reichstagswahlrecht aus; die bewaffnete Mannschaft stürzt hin und findet lauter friedliche Bürger; damit überhaupt etwas geschieht, wird die Menge von einer Treppe auf einen Platz gejagt und von einem Platz auf eine Treppe; die Schutzleute selbst schämen sich ihrer Aufgabe, aber was wollen sie tun? Sie haben Instruktion! Das Militär liegt in den Kasernen; selbst die Militärmusik darf nicht heraus, denn wenn die Revolution kommen sollte, dann wird mit Musik gegen das Volk marschiert. Die Revolution aber kommt nicht, die Soldaten langweilen sich in den Kasernen und reden über das Wahlrecht. Schutzleute und Soldaten werden mürbe gemacht durch eine Klassenherrschaft, die etwas Unmögliches will. Nächstens werden alle Schutzleute für das allgemeine, gleiche, direkte und geheime Wahlrecht sein, nur um einmal einen ruhigen Sonntag verleben zu können.

Es wird versichert, daß die Demonstrationen auf die Regierung keinen Eindruck machen. Das mag für heute noch zutreffend sein, aber es wird nicht immer so bleiben. Die Masse ist ein politischer Faktor, auch wenn sie politisch entrechtet ist, und es genügt, wenn sie sich zeigt. Sie braucht gar nichts Besonderes zu tun, sondern nur einmal um den Königsplatz herumzugehen: Hoch das Wahlrecht!"

Ungeheure Kapitalien an Reputation und Prestige in aller Welt werden wir einbüßen, wenn unser Polizeiregime auf seinem Standpunkte beharren will —: das sind nach der „Berliner Morgenpost" die unvermeidlichen Folgen. „Das Ausland macht sich über die lächerliche und brutale Polizeiwirtschaft, unter der das kulturell so weit fortgeschrittene preußische Volk zu leiden hat, lustig. Es verhöhnt uns wegen der Handlungen, für die doch nur die Jagow und Moltke und die gesamte andere reaktionär-scharfmacherische Junkerschaft verantwortlich sind. Und im deutschen Süden wird man sich immer ernster und immer dringender mit der Frage beschäftigen, ob denn eigentlich Preußen befugt und befähigt ist, Hüter des Reichsgedankens und Führer der deutschen Bundesstaaten zu sein, eben das Preußen, in dem gegen die politische Freiheit so gesündigt wird, wie es etwa in Rußland oder in China oder in Persien oder in irgendeinem anderen Erdenwinkel geschieht, über dem die Sonne der Zivilisation noch nicht aufgegangen ist." ...

Nun tue man doch nicht so, als habe man erst über Nacht die grausige Entdeckung von dem preußischen Polizeiton gemacht. Der preußische, besonders der Berliner Bürger sollte doch mit den Gepflogenheiten dieser Behörde, der Art ihrer Umgangsformen mit dem ihr nicht gerade durch Äußerlichkeiten imponierenden Publikum nachgerade innig vertraut sein. Auch die verschiedentlichen wüsten Exzesse der Schutzleute bei dem Wahlrechtsspaziergang bewegen sich ganz in der Linie alter Tradition. Sie sind nicht einmal sonderlich schlimmer als bei sonstigen Gelegenheiten. In der „Welt am Montag" wird sogar behauptet, daß die persönliche Sicherheit weit stärker als von den Verbrechern von den Hütern der Ordnung bedroht sei. „Der Rowdy ist gefährlich; aber ein fürchterlicherer Gegner ist der Schutzmann. Denn ihm gegenüber hat man niemals recht, und diese Rechtlosigkeit macht nahezu wehrlos. Wenn ein friedlicher Passant bei einem ‚Auflauf' von einem Behelmten von hinten mit dem Schwerte gekitzelt wird, darf er sich nicht

einmal jucken, geschweige denn die Waffe abwehren. Er beginge damit eine Widersetzlichkeit, die schlimmer ist als Notzucht, Falschmünzerei oder schwerer Einbruchsdiebstahl; denn auf diese Delikte steht bloß Zuchthaus, auf die Widersetzlichkeit aber Todesstrafe. Von Rechts wegen.

Man war bisher der Meinung, die Polizei sei dazu da, das Recht zu schützen. Jetzt aber weiß man, daß sie da ist, um Recht zu haben. Ihr stehen außerordentliche Befugnisse zu; Mißhandlungen und Beschimpfungen darf sie von Amts wegen anwenden, zur Aufrechterhaltung der Ordnung. Und vor Gericht wird dem Polizisten mehr geglaubt als dem Bürger; es muß schon ein ungeheures Aufgebot von Zeugen vorhanden sein, um die Aussage eines einzigen Schutzmanns zu erdrücken. Selbst dann aber ist es noch fraglich, ob dem Manne etwas geschieht. Denn bei nahezu allen Konflikten zwischen Polizisten und Privatpersonen werden die Privaten in die schwächere, in die Verteidigungsstellung gedrängt, und der eigentliche Übeltäter erscheint als — Zeuge. Ergibt die Verhandlung für ihn Belastendes, dann sieht die ihm vorgesetzte Behörde oft von einer weiteren Verfolgung der Sache gnädigst ab. Dagegen ist nichts zu machen: denn das sind Angelegenheiten des internen Dienstes, auf die keine öffentliche Meinung Einfluß ausüben kann. Man kann wohl sagen: dem Polizisten gegenüber ist der Bürger rechtlos.

Diese Tatsache beherrscht das Bewußtsein des Publikums. Der Polizist ist der schwarze Mann, der geheimnisvolle Popanz, der Schrecken verbreitet bei Erwachsenen und Kindern. Jüngst starb ein kleines Mädchen im Hannöverschen auf der Rodelbahn vor Schreck, als der Ruf ertönte: ‚Der Schutzmann kommt!' Sie sah sich gewiß im Geiste schon auf die Wache geschleppt, weil ihr Schlitten an einer ‚verbotenen' Stelle gerutscht war. Denn neuerdings werden ja auch, wie ein Vorkommnis in Pleschen bewies, Kinder an die Kette gelegt. Daß man widerhaarige Redakteure fesselt, ist nichts Neues mehr. Die können sich überhaupt gratulieren, daß sie mit Quetschwunden davonkommen. Hieb-, Stich- und Schußwunden sind viel gefährlicher.

Aber dieser nachgerade unhaltbare Zustand hat auch zurückgewirkt auf die Polizisten. Sie wissen, daß ihnen alle Vorteile zur Seite stehen, daß ihnen jede Aussage geglaubt, daß ihnen jeder Schutz zugebilligt wird, daß sie in 99 Fällen von 100 recht bekommen. Das Bewußtsein des Rechts macht mutig. Sie fühlen sich dem Mann aus dem Volke gegenüber in derselben Lage wie dieser gegenüber dem Verbrecher. Rechnet man hinzu, daß sie Waffen tragen und mithin auch das physische Übergewicht haben, so kann man sich nicht wundern, daß sie sehr mutig, ganz außerordentlich mutig sind, zumal wenn der Gegner durch sein Zurückweichen zeigt, daß er sich moralisch und physisch als der Schwächere erkennt.

In den Stand der Schutzleute werden im allgemeinen nur Leute aufgenommen, die eine tadellose Vergangenheit haben. Man wird darum nicht annehmen dürfen, daß sie den Keim zur Roheit und Gewalttätigkeit in sich tragen. Nein, dieser Keim ist erst künstlich in sie hineingesenkt. Man liebt schneidige Beamte, man setzt den Schutzmann von oben herab in Gegensatz zu dem Volke, zu dem er



doch gehört. Es gibt Gegenden, in denen man die Schutzmannschaft absichtlich aus recht entlegenen Provinzen ergänzt, damit nur ja kein Gemeinsamkeitsgefühl zwischen ihr und dem Volke entstehen kann.

Wenn man so einen Schutzmann an der Straßenecke stehen sieht, sollte man ihm nichts Böses zutrauen. Und wenn er gelegentlich ein Glas Bier trinkt und eine Zigarre raucht, macht er einen Eindruck, den man als gemütlich bezeichnen muß. Nennt man ihn Wachtmeister, so erstrahlt sein Antlitz von Wohlwollen. Kurz, er scheint im Wesen nicht verschieden von andern Menschenkindern aus dem kleinen Philistertum. Man wird annehmen dürfen, daß er ein braver Gatte und Familienvater ist und sein Amt bieder verwaltet, weil es ihn ernährt. Und diese harmlose Figur wächst sich auf einmal aus zur Schreckgestalt, vor der Kinder umfallen und Erwachsene das Laufen kriegen. Ja, dann ist er im Dienst. Und im Dienst vergißt er alles, was er sonst sein mag, und gebärdet sich als Träger der Gewalt. Von der Allmacht des Staates ist ein Partikel in sein Haupt gerutscht. Dann weiß er nicht mehr, daß er nach Herkunft und Bildung, nach Abhängigkeit und Sold nicht mehr ist als ein Staatsbürger der arbeitenden Klasse. Ja es kommt vor, daß er dann sogar den Zylinder auf einem wohlgescheitelten Haupte nicht mehr respektiert. Denn was sich da vor seinen Augen zusammenballt, ist eine einzige Masse, in die er hineinsaust wie eine Kanonenkugel. Die Verletzungen, die angebliche ‚Tumultuanten' abkriegen, sitzen der Mehrzahl nach auf der Rückseite; Frauen und Kinder werden gemißhandelt. Es ist undenkbar, daß ein Mensch das fertig brächte, der nicht in einem Zustande ist, der an Unzurechnungsfähigkeit grenzt.

Mancher wird meinen, es komme über die Organe der öffentlichen Sicherheit eine Art von sadistischem Blutrausch. Ich glaube, das stimmt nicht. Es ist vielmehr eine seltsame Abart des Größenwahns, die sich hier austobt. Was, die Kerle wollen recht haben? Recht haben wir, und wir allein. Wir sind diejenigen, um deretwillen das Publikum da ist.

Mithin findet man beim Schutzmann die allgemeine preußische Beamtenkrankheit in Reinkultur, verschärft dadurch, daß man dieser Kategorie gefährliche Werkzeuge in die Hand gibt, was ihr im Kampf gegen das Publikum, dem sie dienen sollte, Privilegien von besonderer Tragweite zugesteht. Die Humanität verbietet es, kranke Menschen zu töten oder ihnen den Tod zu wünschen. Kurieren soll man sie; nicht den Personen gilt der Kampf, sondern ihren Leiden. Aus den Wüterichen können ganz brauchbare, tüchtige und zuverlässige Menschen werden, wenn sie erst wieder geistig ganz gesund sind.

Und das zu erzwingen sollte doch ein ganzes Volk stark genug sein. Es darf sich nur nicht durch die ungeheure Zähigkeit, die die Behörden berechtigten Wünschen entgegenbringen, ermüden lassen. Auf die Gefahr hin, langweilig zu werden, sollten die Zeitungen immer wieder laut Fragen in die Welt rufen wie die: Wie kommt es, daß in Neumünster die Polizisten zwei Jahre lang mit scharfgeschliffenen Säbeln herumliefen? Und jeder einzelne sollte es sich zur Aufgabe machen, nie und nimmer dem törichten Beamten- und Bütteldienst Reverenz zu erweisen, vielmehr sich gegenüber jedem Übergriff bis zur äußersten Grenze, die ihm die Gesetze einräumen, zu wehren.



Gewiß, das ist anstrengend und nicht immer billig. Aber ich sehe die Zeit kommen, wo es dem einzelnen möglich sein wird, polizeiliche Übergriffe mit allen Mitteln durch alle Instanzen zu verfolgen. Das wird an dem Tage geschehen, wo eine Organisation gegründet wird, die als Mitglieder alle Angehörigen der freiheitlich gesinnten Parteien umfassen wird: die Organisation zur Abwehr polizeilicher Übergriffe. Zum Organisator bin ich nicht geboren; aber mittun will ich. Und an dem Tage, wo der ernsthafte Versuch gemacht wird, diese Organisation zu schaffen, spendiere ich einen Taler. Tuet desgleichen: diese Ausgabe wird euch manches Ärztehonorar, manche Polizeistrafe und manchen Tag des Brummens ersparen."

Im Februarheft habe ich, wie der Leser sich vielleicht erinnern wird, selbst eine solche Organisation vorgeschlagen. Der Gedanke scheint tatsächlich in der Luft zu liegen, denn nicht nur taucht er in der „W. a. M." wieder auf, auch aus dem Leserkreise des „Berliner Tageblattes" ist er — und gerade aus Anlaß des Wahlrechtsspazierganges — energisch geäußert worden, und zwar als promptes Echo auf das vom Berliner Polizeipräsidium mit bemerkenswerter Naivität veröffentlichte Dankschreiben, in dem ein „hochangesehener Bürger" sich für den Schutz seines arg bedroht geglaubten Geldschranks und Persönchens durch Überweisung von ℳ 300 für die verwundeten Schutzleute erkenntlich zeigte. Der Bedauernswerte — wie oft mag der wohl die Bangebüchsen gewechselt haben? — hat nicht nur allgemeine Heiterkeit ausgelöst, sondern auch in einer Reihe von Briefen den Wunsch nach Gründung eines Rechtsschutzbundes gegen die Übergriffe der Polizei. Gleichzeitig werden dem Blatte fortgesetzt neue Fälle mitgeteilt. Ein Ingenieur stellt ihm einen Brief seiner Braut zur Verfügung, die mit ihren beiden Schwestern sich zufällig in Treptow befand, von den Schutzleuten mit blanker Waffe verfolgt und dann gewaltsam aus einem Hause, in das sie sich geflüchtet, herausgezerrt wurde. Es heißt in dem Briefe der jungen Dame: „Friedliche Menschen wurden umgeritten und geschlagen!! Von Demonstranten keine Spur, alles nur Bürger mit ihren Familien." Andere Briefschreiber, die mit ihren Namen unterzeichnen, erklären, daß sie bisher stets die regierungsfreundlichen Kandidaten gewählt, infolge ihrer Erlebnisse am vorigen Sonntag sich nun der Sozialdemokratie zuwenden würden. Ein Arzt schreibt: „In meiner politischen Gesinnung habe ich mich bisher zu den rechtsstehenden Parteien gerechnet. Das kann ich jetzt angesichts solcher Vergewaltigungen und Attacken, Bedrohung des Lebens durch die Organe der sogenannten staatlichen Ordnung vor meinem Gewissen nicht mehr verantworten." Das Blatt empfiehlt den Personen, die den „Spaziergang" und die Attacken nicht mit eigenen Augen gesehen, auch das Studium der photographischen Aufnahmen, die soeben in den illustrierten Blättern erschienen sind. Auf zwei Bildern seiner Beilage „Der Weltspiegel" könne man bemerken, daß der manifestierende „Pöbel" vor dem Reichstagsgebäude zum Teil den besten Ständen angehört, und auf einem dritten Bilde sieht man diesen heroischen Vorgang: vierzehn Schutzleute haben einen Manifestanten



Das Konzert — Antoine Watteau

gepackt und führen den Mann, der sich nicht einmal zu sträuben scheint, fort... Und dabei wird übereinstimmend, auch von konservativer Seite, bekundet, daß die Teilnehmer an der Demonstration, die sich auf einen Spaziergang im Tiergarten, Singen von Liedern im Freien und Hochrufen auf das Wahlrecht beschränkte, sich durchaus gesittet und wohlanständig benommen haben. Leider kann man das von der Polizei nicht überall behaupten. Der Abgeordnete Gothein hat selbst von dem Fenster seiner Wohnung in der Hindersinstraße beobachten müssen, wie sinnlos das Vorgehen der Schutzleute war. „Die aus dem Tiergarten zurückkehrenden Menschenmengen wurden von berittenen Schutzmannschaften die Straße entlang nach der Spree zu gedrängt derartig, daß mit den Pferden in die Menschenmenge hineingeritten wurde, daß zwei Pferde nebeneinander auf den schmalen Bürgersteig in die Menschenmassen eindrangen. Was damit bezweckt werden sollte, ist vollständig unerfindlich, denn an sich hätte die Polizei doch froh sein müssen, wenn auch durch so verkehrsarme Straßen die Leute nach ihren Behausungen zurückkehren. Wo die Polizei nicht eingriff, vollzog sich alles in größter Ordnung, und die Störung des Verkehrs beschränkte sich darauf, daß die Automobile und Droschken etwas langsamer fahren mußten, daß ihnen aber auf das Signal überall willig Platz gemacht wurde. Wo eine Störung des Verkehrs eintrat, hat die Polizei sie bewirkt, und in einer Weise, die geeignet ist, die Menschen zu erbittern. Man muß schon ein besonders ruhiges Gemüt sein, um sich nicht zu empören, wenn einem bei dem ruhigen Benutzen der Bürgersteige die Pferdehufe auf die Hacken treten, die Pferdeköpfe den Hut vom Kopfe werfen und man in der Benutzung des Weges ohne jeden Grund durch unvernünftige Maßregeln der Polizei gehemmt wird. Ich habe sehr ruhige süddeutsche Freunde gesprochen, die erklärten, wenn die Polizei sich in Süddeutschland so benehmen würde, so würde jede Stadtverordnetenversammlung, jeder Gemeinderat sofort die ‚Abschaffung' der Polizei beschließen. Ich habe Mecklenburger gesprochen, die erklärten, schließlich seien die Zustände in dem verfassungslosen Obotritenland doch weit besser als in dem Verfassungsstaat Preußen, wo die Polizei sich derartiges erlaubt."

Nun hat der preußische Minister des Innern in einer als besonders eilig bezeichneten Verfügung noch sämtliche Polizeiverwaltungen angewiesen, öffentliche Demonstrationen gegen die Wahlrechtsreform in keiner Weise zuzulassen. Also nicht nur die von der sozialdemokratischen Partei, sondern auch die von jeder anderen Partei getroffenen Veranstaltungen. Bereits erteilte Erlaubnisse zur Veranstaltung von Versammlungen unter freiem Himmel oder von Umzügen sind umgehend zurückzuziehen.

Also Präventivverbote! Zurückziehung erteilter Genehmigungen. „Seit langer Zeit", damit spricht die „Frankf. Ztg." allen Nichtinteressenten der Reaktion aus dem Herzen, „ist nicht eine solche Unsumme von Erbitterung angesammelt worden wie durch diese Unterdrückung der freien Volksmeinung. Mag man sich hundertmal auf papierne Paragraphen berufen und aus dem Allgemeinen Landrecht das Recht der Polizei herleiten, so ziemlich alles zu verbieten, was möglicherweise zur Verletzung einer Gesetzesbestimmung führen könnte,

das gesunde Rechtsgefühl des Volkes wird sich immer dagegen wenden, daß unter Scheingründen die öffentliche Betätigung der politischen Meinung in Form von sichtbaren Massenkundgebungen untersagt wird. Man kann heute nicht mehr die Störung des Verkehrs, die Gefahr von Unruhen und dergleichen gegen die Genehmigung von Versammlungen unter freiem Himmel und Straßendemonstrationen anführen; denn es ist jetzt der Beweis geliefert worden, daß da, wo die Polizei sich verständig zurückhielt, alles ruhig verlief, so auch am Sonntag wieder in Kassel, Essen, Magdeburg und Halle. Auch in Berlin wäre alles glatt verlaufen ohne das polizeiliche Massenaufgebot und die im Interesse der Sicherheit und Ordnung gar nicht gebotenen polizeilichen Eingriffe. Die Berliner Wahlrechtsspaziergänger haben ja gezeigt, daß sie die höchste Ordnung bei höchster Freiheit, also solange die Polizei sie nicht behelligte, zu wahren wußten. Die Polizeipferde, die Polizeisäbel und die Polizeifäuste haben erst in diese Ordnung Verwirrung gebracht. Die Wahlrechtsfrage, so meint der Offiziosus, sei den sozialdemokratischen Führern nur ein Mittel gewesen, den Massen die Leistungsfähigkeit der sozialdemokratischen Organisationen klar zu machen und den Sinn für Gesetz und Ordnung zu untergraben. Wie wenig weiß der Offiziosus und wissen die Leute in der Regierung von der Wirklichkeit. Niemals würden die Demonstrationen allenthalben so erfolgreich sein, wenn sie nicht einer so ungemein starken Stimmung in der Bevölkerung entsprächen, die durch die Wahlrechtsfrage ausgelöst worden ist. Wenn diese Stimmung der Sozialdemokratie zugute kommt, so haben diejenigen die Hauptverantwortung, die dem Volke sein wichtigstes politisches Recht vorenthalten, und diese sind es auch, welche durch ihr Verhalten den Sinn für Gesetz und Ordnung untergraben, weil sie das System aufrechterhalten, das auf Zurücksetzung und Unterdrückung beruht, das die Ungesetzlichkeit geradezu züchtet. Den gewaltigen Unwillen der übergroßen Mehrheit der Bevölkerung öffentlich sichtbar zu machen, war der Zweck der Demonstrationen. Das gewaltsam zu unterdrücken, wo die öffentliche Ordnung nicht in Gefahr ist, heißt die Polizei gegen die politischen Meinungen aufbieten. Verschiedene Schilderungen beweisen zudem, daß die Polizei in Berlin und Treptow auch gegen ganz Unbeteiligte sich durchaus unangemessen benommen hat. Die Treptower Polizeiattacken richteten sich zum Teil gegen harmlose Spaziergänger. In einem Bericht lesen wir u. a., daß eine Berliner Kaufmannsfrau, die mit ihrem Mann nach Treptow gefahren war, um sich mit befreundeten Familien in einem Restaurant beim Kaffee zu treffen, auf dem Wege dahin von einem Schutzmann mit der Faust niedergeschlagen worden ist; verschiedentlich sind Spaziergänger niedergeritten worden. Will der Berliner Polizeipräsident sein Lob für die Polizeibeamten etwa auch auf diese Fälle ausdehnen? Wir sind der Meinung, daß die Polizei über ihre Befugnisse erheblich hinausgegangen ist, sowohl durch die Absperrung des Treptower Parks, die im Interesse der Ordnung nicht geboten war, als auch durch die Sperrung von Wirtschaften und das Hinaustreiben von Gästen aus diesen, durch das den auf die Sonn-

tage angewiesenen Wirten schwerer Schaden zugefügt worden ist. Wenn dabei so mancher Kellner um seine Zeche gekommen ist, so ist unseres Erachtens die Polizei dafür ersatzpflichtig. Eine Polizei, die einem belebten Orte einfach den Verkehr sperrt, beweist damit nur, daß sie für die Erfüllung ihrer Aufgaben nicht fähig ist. Keinesfalls wird man mit solchen Polizeimaßnahmen eine Bewegung von innerer Kraft eindämmen."

Urkomisch ist die Begründung des Regierungserlasses: die „national gesinnte Bevölkerung" könnte an den Veranstaltungen „Ärgernis nehmen" und als Konsequenz hieraus in nicht vorauszusehender Weise (sehr richtig!) eine Gefährdung der öffentlichen Sicherheit eintreten! Die „nationale" Vokabel als letzter Rettungsanker! „Es ist eine alte Methode der Regierenden", erinnert die „Frankf. Ztg.", „unbequeme Volksstimmungen durch ein Aufrühren der nationalen Gefühle zu beschwichtigen. Oft haben gewissenlose Ministerien, wenn sie sich nicht mehr anders zu helfen wußten, ihre Rettung in auswärtigen Verwicklungen gesucht: ein Krieg, zum mindesten eine Kriegsgefahr, sollte dem inneren Hader ein Ende machen und den Zorn des Volkes auf andere Gegenstände lenken. Dieses Mittel, dem man eine gewisse radikale Wirkung nicht absprechen kann, ist seit der politischen Erweckung der Volksmassen, besonders der sozialistischen Arbeiterschaften, etwas gefährlich geworden, und vielfach sind die leitenden Staatsmänner auch nicht mehr brutal genug, es anzuwenden. Herr v. Bethmann-Hollweg, auf den jetzt in Preußen die ‚Hagelschauer der Kritik' so unsanft niederfallen, wählt daher eine mildere Anwendung der alten Methode, eine Anwendung, der freilich mit der früheren Frivolität zugleich die rechte Wirkung geraubt ist. Gegenüber der fortgesetzt anwachsenden Wahlrechtsbewegung appelliert er an den Preußen-Patriotismus, mit dem es unvereinbar sei, die preußischen Verfassungszustände so leidenschaftlich zu kritisieren, wie es jetzt vielfach geschieht. Das Solidaritätsgefühl aller Preußen soll das im Lande herrschende Ostelbiertum decken, die ‚preußische Eigenart' ein Gegenstand nationalen Eigensinns werden. Und da diese Eigenart nach der Auffassung des Ministerpräsidenten ein demokratisches Regime ausschließt, so soll die Wahlbewegung sich hübsch mäßigen. Die Konservativen haben diesen Ablenkungsversuch ihres Vertrauensmannes in der Regierung mit Begeisterung unterstützt; über seinen praktischen Erfolg aber geben sie sich wohl selbst keinen allzugroßen Illusionen hin. Der Preußenstolz, an den Herr v. Bethmann-Hollweg appelliert, ist für das Gros der Bevölkerung längst aufgegangen in einem allgemeinen Reichspatriotismus, und der ist für reaktionäre Zwecke nicht so leicht dienstbar zu machen. Eine elegische Rede vom Ministertisch wird nicht imstande sein, ihm die von den Konservativen gewünschte Richtung gegen eine freiheitliche Ausgestaltung der preußischen Zustände zu geben.

Was sich der preußische Ministerpräsident bei der Phrase von der preußischen Eigenart denkt, hat er am deutlichsten in einer Äußerung erkennen lassen, die in seiner großen Rede vor dem preußischen Abgeordnetenhause enthalten war. Er sagte da: ‚Preußen läßt sich nicht in das Fahrwasser des Parlamentarismus verschleppen, solange die Macht seines Königtums ungebrochen ist, und an der Macht



dieses Königtums, dessen stolze Tradition es ist, ein Königtum für alle zu sein, wird nicht gerührt werden.' Ganz ähnlich, mit ebensolchem edlen Stolze und ebensolcher rhetorischer Kraft, hat schon vor mehr als sechzig Jahren ein Höherer gesprochen: in seiner Thronrede vor dem Vereinigten Landtage erklärte Friedrich Wilhelm IV. am 11. April 1847, in Preußen müsse ‚die Krone nach dem Gesetze des Landes und nach eigener freier Bestimmung herrschen, aber nicht nach dem Willen von Majoritäten', wenn Preußen nicht bald ein leerer Klang in Europa werden solle. Es war dieselbe Rede, in der das bekannte Wort gesprochen wurde: ‚Ich werde es nun und nimmermehr zugeben, daß sich zwischen unseren Herrgott im Himmel und dieses Land ein beschriebenes Blatt gleichsam als eine zweite Vorsehung eindränge, um uns mit seinen Paragraphen zu regieren und durch sie die alte heilige Treue zu ersetzen.' Kaum ein Jahr verging und Friedrich Wilhelm IV. war so eingeschüchtert, daß er seinem Volke feierlich eine ‚konstitutionelle Verfassung auf den breitesten Grundlagen' verhieß. Das Versprechen ist dann freilich nachher, als Hof und Regierung neuen Mut gefaßt hatten, in der schnödesten Weise umgedeutet und gebrochen worden.... Unter diesem Schein-Konstitutionalismus lebt Preußen noch heute, und nachdem er sechzig Jahre hindurch seine illegitime Existenz gefristet hat, apostrophiert ihn heute der Ministerpräsident mit tönenden Worten als ‚preußische Eigenart'! Wenn jetzt Herr v. Bethmann-Hollweg von der ungebrochenen Kraft des preußischen Königtums spricht, das ein Königtum für alle sein wolle, so ist das im Grunde nichts anderes als der wohlwollende Absolutismus, den Friedrich Wilhelm IV. im April des Jahres 1847 verkündete. Die Volksvertretung, die nun einmal besteht, hat gewiß einen bedeutenden Einfluß und eine Reihe unentreißbarer Befugnisse, aber der eigentlich richtunggebende Faktor ist sie nicht. Die Entscheidung über die allgemeinen Richtlinien der Politik steht nicht beim Parlament, sondern bei der Krone, in der allein der Staatswille in seiner Fülle verkörpert ist. Das ist die offizielle preußische Staatsauffassung, die sich aus den Tagen des romantischen Königs ins zwanzigste Jahrhundert herübergerettet hat.

Zum rechten Genuß dieser prinzipiellen Machtfülle ist die Krone in diesen ganzen Jahrzehnten nicht gelangt. Es kam die Zeit Bismarcks, der den Hohenzollern gewiß eine außerordentliche Hebung ihres Prestiges beschert hat, aber dieser Erfolg wurde nur dadurch erzielt, daß der alte König sich dem Willen Bismarcks unbedingt unterwarf. Und in der Periode seit 1890 wurde das ostelbische Junkertum, für das schon Bismarck viel getan hatte, mehr und mehr zum Herrn der Situation; die eigentlichen Nutznießer des verfassungsmäßigen Status in Preußen sind heute die Junker. Das Klassenwahlrecht, das den Wall gegen eine demokratische Entwicklung Preußens zu bilden bestimmt ist, hat ihnen und ihrem agrarischen Anhang zur Mehrheit im Parlament verholfen, und da sie diese Mehrheit rücksichtslos auszunutzen verstehen, geht es ihnen gut, und niemand ist an der Aufrechterhaltung des Bestehenden interessiert wie sie. Wenn sie sich daher mit aller Kraft für den in Preußen herrschenden Pseudokonstitutionalismus einsetzen und die Idee der ungebrochenen königlichen Gewalt, die seine staatsrechtliche Grundlage ist, auf die Spitze treiben, so handeln sie damit durchaus nicht aus reinem

Idealismus, sondern es ist die Vorbedingung ihrer politischen und wirtschaftlichen Macht, die sie damit verteidigen. Es wäre falsch, zu verkennen, daß der spezifische Royalismus des Junkertums bei vielen gewiß auch einen gefühlsmäßigen Inhalt hat; nirgendwo tritt so scharf wie hier jene eigentümliche Mischung von Vorurteil und Interesse beim preußischen Junker in die Erscheinung, die nach Fontanes feinem Wort dem bürgerlichen Gegner nicht Respekt, sondern Verzweiflung abringt. Aber ihre festeste Stütze findet die immer wieder angepriesene Königstreue des Junkers doch im ‚Interesse'; man braucht, um das einzusehen, nur des erbitterten Widerstandes sich zu erinnern, den die Konservativen dem Rhein-Elbe-Kanal geleistet haben, obwohl die Krone sich für ihn aufs feierlichste engagiert hatte. Von dem Monarchismus, wie ihn Länder mit fortgeschritten konstitutioneller Verfassung aufweisen, ist dieser junkerliche Royalismus grundverschieden; auch der Anhänger der modernen Monarchie — und praktisch auch mancher Republikaner, der in einer solchen Monarchie lebt — verweigert dem Könige nicht, was des Königs ist, aber er hält es doch mit Götz von Berlichingen, der das vorletzte Hoch dem Kaiser widmete, das letzte aber der Freiheit. Die Krone braucht, um hier keinen Konflikt aufkommen zu lassen, sich nur mit den Bedürfnissen des Volkes zu identifizieren; in solcher Identifizierung findet sie die natürlichste und wirkungsvollste Sicherung des Throns. Im Grunde richten sich daher die Bestrebungen, Preußen zu einem konstitutionellen und demokratischen Staatswesen zu machen, gar nicht gegen die Krone — ein Blick auf die süddeutschen Staaten mit ihrer freieren Entwicklung bestätigt das —, sondern lediglich gegen die ostelbische Kaste, die unter dem gegenwärtigen Zustande einen unnatürlichen Einfluß besitzt und deren mystisch drapierter, innerlich unwahrer Royalismus die Krone in künstlichen Gegensatz zum Volksinteresse bringt.

Im Bewußtsein der Gegenwart sind die Nebel dieses auf Gottesgnadentum und königlicher Allmacht ruhenden Royalismus längst zerstreut; der moderne Staatsbegriff ist mit solchen Vorstellungen unvereinbar... Es ist daher gefährlich, die vermoderten politischen Verhältnisse, die der jetzige Wahlrechtskampf zu beseitigen trachtet, als preußische Eigenart für die Ewigkeit stabilieren zu wollen; waren sie wirklich die unantastbare Eigenart Preußens, so wäre dies Preußen in der Tat wert, nach dem Worte Friedrich Wilhelms IV. ein leerer Klang in Europa zu werden."

* * *

Ja, wie soll denn nun eigentlich regiert werden? „Das parlamentarische Regime," glaubt der Legationsrat a. D. vom Rath, ein alter Regierungspraktiker, im „Tag" feststellen zu dürfen, „die legitime Beeinflussung der Exekutive durch eine dauernde, geschlossene Mehrheit in der Volksvertretung ist im Reiche wie in Preußen für absehbare Zeit ausgeschlossen, denn diese Mehrheit ist nicht vorhanden. Diese Tatsache mag man vom liberalen Standpunkte aus beklagen, sie bleibt aber bestehen. Akzeptiert man sie rückhaltlos, so ergibt sich daraus mit Notwendigkeit die Forderung nach einer starken Regierung, welche die verfassungsmäßig verantwortliche Autorität im Staatsorganismus darstellt und, außerhalb der

Parteien stehend, bestimmte Richtlinien bei der Zusammenarbeit mit den Parlamenten mit Festigkeit verfolgt.

Dies Verlangen ist ein allen Politikern von der äußersten Rechten bis zur Linken, soweit sie unsere Reichs- und Staatsordnung aufrecht- und den Bestand des Vaterlandes nach außen intakt erhalten wollen, gemeinsames. Denn fehlt dieser Faktor, so entsteht eine Lücke im Staatsorganismus, die sich nach dem Naturgesetze des Horror vacui von selbst zu schließen strebt, indem unkonstitutionelle Einflüsse einzelner Personen und Kreise an die Stelle der verantwortlichen Regierung treten.

Während des langwierigen Gärungsprozesses, der der Verabschiedung der Reichsfinanzreform vorausging, fehlte ein rechtzeitiges und energisches Eingreifen der Regierung. Man überließ den brodelnden parlamentarischen Sud mehr oder weniger sich selbst in der Erwartung, daß ein brauchbarer Bodensatz sich ohne Regierungszutaten niederschlagen würde. Als der damalige Leiter der Politik sich nach allzu langem Zuwarten endlich entschloß, einzugreifen, war es zu spät. Die Mehrheit des Reichstags schritt über die Regierung hinweg, verabschiedete die Vorlage nach ihrem Ermessen, wobei ein Grundpfeiler des ursprünglichen Vorschlages in Trümmer ging. Die Regierung mußte sich dann dem Fait accompli unterwerfen und ihr eigenes Kind, die Erbanfallsteuer, verleugnen. Das war eine große Schwäche. Dieselben Staatsmänner, mit Ausnahme des Kanzlers, die den Umfall mitgemacht hatten, blieben dann im Amte; mit ihnen blieb aber auch die Tatsache der geminderten Autorität der Regierung. Das war ein großer Fehler, der sich jetzt bei den Debatten über die Wahlrechtsvorlage im Abgeordnetenhause bitter rächt.

Der Rückgang in der Autorität der Reichs- und Staatsregierung datiert nun schon seit längerer Zeit. Er begann, als der General v. Caprivi den Begriff der militärischen Subordination auf die Stellung der verantwortlichen Minister übertrug. Im Bismarckschen Hause wurde damals das harte Wort von den ‚Herren Befehlsempfängern' geprägt.

Die natürliche Folge war, daß in den Ressorts nicht nur die eigene Initiative verkümmerte, sondern daß geradezu eine Scheu vor selbständiger Betätigung Platz griff, die nicht von oben angeregt war oder sich gar möglicherweise mit den dort herrschenden Ideen in Widerspruch hätte setzen können. Dieser Verkümmerungsprozeß dauerte ungefähr ein halbes Menschenalter. Dann kam der Umschlag, und eine klaffende Lücke tat sich auf."

Fürst Bülow, der die Herbeiführung des neuen Zustandes unterstützt habe, hätte das Vakuum ungesäumt ausfüllen müssen, sei aber über einen schüchternen Versuch auf dem damals kritischen Gebiet der auswärtigen Politik — wenn auch mit glänzendem Erfolge — nicht hinausgekommen. In der inneren Politik habe er nichts versucht und nichts erreicht. Nicht einmal, den Ressorts eine den veränderten Verhältnissen entsprechende Selbständigkeit durchzusetzen. Diese Zauderpolitik sei es am letzten Ende gewesen, die ihm zum Verderb wurde: „der Block zerfiel, weil die autoritative Leitung der Politik fehlte"....

Herr v. Bethmann-Hollweg hat die Erbschaft übernommen. „Die Staats-

regierung hat einen Gesetzentwurf eingebracht, der niemand befriedigt, eine *Verlegenheitsvorlage*, welche die Marke an der Stirne trägt: ut aliquid fiat [damit irgend etwas geschieht]. Aber sie erfüllt wenigstens einen der populären Reformwünsche, sie beseitigt die fossile indirekte Wahl. In seiner Einführungsrede hat Herr v. Bethmann-Hollweg diesen Kardinalpunkt festgelegt, unterstrichen und als *unbedingtes Postulat* der Regierung für die Interessierung der wahlunlustigen und uninteressierten Menge des Volkes mit ebenso eindringlichen Gründen kommentiert, wie er die geheime Abstimmung als dem deutschen Charakter und dem preußischen Geiste angeblich diametral widersprechend zurückgewiesen hat. Seine Darlegungen blieben völlig wirkungslos, denn für ethische [? D. T.] Gesichtspunkte sind Politiker taub in Fragen, die für die Macht und die Existenz der Parteien bestimmend sind.

Der *feinste deutsche Priesterkopf* ersann den Ausweg aus dem Labyrinth für die mächtigen Parteien, deren Pfade sich heute einander nähern. Aus einer Quelle stammend, aber durch zwei Rinnsale geleitet, gelangte der Plan in die Kommission des Parlamentes, wo er eine Mehrheit fand....

Die *Ablehnung der direkten Wahl* und die *Aufpfropfung der verdeckten Stimmabgabe auf die indirekte* zerstückelt und zerfetzt aber die Regierungsvorlage von oben bis unten. Weit rauher noch als der Finanzsommer mit der Reichsregierung springt der Wahlwinter mit der preußischen Staatsregierung um....

Nichts und niemand zwingt heute die Regierung unter das kaudinische Joch des Kompromißantrages. Aber dasselbe Zauberspiel wie im letzten Sommer scheint sich wiederholen zu wollen. Auch den Wahlsud läßt man brodeln und wartet, ob ein brauchbarer Bodensatz sich niederschlagen werde; bis dahin beschränkt man sich auf akademische Zweifel und Warnungen. Des Spiels grausamer Ernst ist aber, daß *der Regierung Ja in Nein und ihr Nein in Ja widerstandslos umgedeutet* wird. Begeht die Regierung wiederum den Fehler, den richtigen Zeitpunkt zum Eingreifen zu verpassen, klafft wieder die Lücke, von der ich oben sprach?!

Preußen soll nicht in das Fahrwasser des parlamentarischen Regimes verschleppt werden. Stolz sprach es der Kanzler. Was sich aber im Reichspalaste begab, was sich heute im Preußenhause zuträgt, ist höchst bedenklicher *Pseudoparlamentarismus*. Die Beschlüsse, die gefaßt werden, *entsprechen nicht dem Willen der Mehrheit des Volkes, sondern den Wünschen seiner Minderheit*. Deren Vertreter *ignorieren* aber gleichzeitig *das Vorhandensein der Staatsregierung vollkommen*, indem sie den Gesetzesvorlagen und Erklärungen der Minister keinerlei Rechnung tragen.

Unterwirft die Regierung sich wiederum, dann wird Preußen allerdings in das Fahrwasser des Regimes einer parlamentarischen Mehrheit verschleppt. Diese Mehrheit entspringt aber einem Wahlrechte, dessen Reformbedürftigkeit Krone und Ministerium gleicherweise feierlich *anerkannt* haben, dessen Verbesserung sie aber nicht erreichen können.

Angesichts der steigenden roten Flut rufen patriotische Männer aller bürgerlichen Parteien zur Sammlung. Wo aber ist der feste Punkt, wo die Autorität, um die wir uns sammeln sollen?!..."

Vielleicht finden wir sie bei Herrn von Heydebrand, vielleicht sucht sie auch Herr von Bethmann dorten. Man kann dergleichen sogar behaupten hören. Ganz ernsthaft. Aber selbst die Autorität dieses „ungekrönten Königs von Preußen" hat einen kräftigen Stoß erhalten. Und es mußten — o Zeiten, o Sitten! — die Nationalliberalen sein, die ihn nach allen Regeln der Kunst glatt hineinlegten. Am 11. März spielte sich die drollige Episode im preußischen Abgeordnetenhause ab. So offen ist unsere regierungsfähige und regierende politische Moral noch kaum enthüllt worden. „Nach dem Vorspiel, das der sozialdemokratische Abgeordnete Hirsch gab, indem er mit den ganzen bisherigen Verhandlungen tabula rasa machen wollte, holten die Konservativen zu ihrem ersten Schlage aus," berichtet der „Berliner Börsen-Courier". „Sie verließen scheinbar den Boden des Kompromisses mit dem Zentrum. Sie stellten einen Antrag, der die Wiederherstellung der vollen öffentlichen Stimmenabgabe forderte. Mit möglichst harmloser Miene wurde dieser Schachzug dahin begründet, das Land solle erfahren, ob das Haus noch eine Mehrheit für die öffentliche Wahl habe, wie stark die Zahl der Anhänger dieses Wahlrechts sei.

Der freikonservative Führer Freiherr v. Zedlitz ließ sich von diesem Trick fangen. Er nahm den Vorschlag als etwas Ernsthaftes auf und bekannte sich mit seinen Freunden zu der öffentlichen Stimmabgabe.

Anders der Führer der Nationalliberalen. Der Abg. Friedberg sagte es dem Herrn Heydebrand von der Lasa auf den Kopf zu, daß es sich nur um ein taktisches Manöver handle, das darauf hinauslief, den konservativen Wählern Sand in die Augen zu streuen. Sie sollten meinen, daß wenn jetzt bei dieser Abstimmung die Konservativen in der Minderheit blieben, dann ihre Reputation als Verfechter der öffentlichen Wahl erhalten werde, indem sie dann scheinbar nur gezwungen, aber nicht um des Kompromisses mit dem Zentrum willen, die geheime Wahl annahmen und dabei sich doch noch brüsten könnten, die indirekte Wahl gerettet zu haben. Mit anderen Worten: die Konservativen wollten ihren Umfall in der Kommission, bei dem sie, um mit dem Zentrum die Vorlage zu machen, die öffentliche Wahl gegen die Erhaltung der indirekten Wahl preisgaben, bemänteln.

Friedberg durchkreuzte diesen Plan, indem er erklärte, seine Freunde würden sich nun der Abstimmung über die Beibehaltung der öffentlichen Wahl enthalten — und mit ihm unterstützten Freisinnige und Sozialdemokraten diesen Gegenzug, indem sie mit den Nationalliberalen den Saal während der Abstimmung verließen.

Herr v. Heydebrand und der Lasa war der Düpierte. Er lief jetzt Gefahr, daß die öffentliche Stimmabgabe nicht gegen den Willen der Konservativen abgelehnt, sondern wirklich angenommen wurde. So rettete er was zu retten war — er erklärte, daß nun auch ein Teil seiner Freunde gegen den konservativen Antrag stimmen würden, die öffentliche Wahl beizubehalten.

Die natürliche Folge war, daß der konservative Antrag mit Hilfe der Konser-

vativen fiel, aber nun fiel unter Umständen, die ihn nur als ein verfehltes taktisches Manöver erscheinen lassen können. Denn die Konservativen können nach dieser Art der Abstimmung nicht mehr behaupten, daß sie nur unter dem Druck einer großen Mehrheit auf die öffentliche Wahl verzichtet haben. Sie haben es tatsächlich getan, um in Verbindung mit dem Zentrum das Tauschgeschäft zu machen: Annahme der geheimen Wahl bei der Wahl der Wahlmänner, aber eben Beibehaltung der indirekten Wahl.

Noch amüsanter freilich wäre es gewesen, hätte Herr Friedberg nicht öffentlich die Enthaltung der Liberalen von dieser Abstimmung proklamieren müssen — hätten diese einfach stillschweigend den Saal verlassen. Dann hätten die ‚Freunde' der öffentlichen Wahl vielleicht die Mehrheit gehabt — wider den Willen der Konservativen, und das konservativ-klerikale Kompromiß hätte auf dem Trocknen gesessen."

Mit herzgewinnender Biederkeit wird andauernd von beiden regierenden Parteien versichert, es läge zwischen ihnen keine Ahnung eines „Geschäfts" vor, sondern sie hätten sich bei ihrem Kompromiß (geheime aber indirekte Wahl), rein zufällig des Weges getroffen. An die Wunder dieser Fügung will nun aber die „Frankf. Ztg." absolut nicht glauben. „Alles abgekartet vom ersten Augenblick an und alles Heuchelei!" erklärt sie unerschüttert. „Zentrum und Konservative hatten von Anfang an ihre Verabredungen getroffen, jede Aktion sorgsam überlegt, und ihr Ziel war, das Volk auch weiterhin um ein freies und gleiches Wahlrecht zu bringen. In der zweiten Lesung ist ihnen die Maske abgerissen worden. Es war alles so sorgsam vorbereitet. Erst sollten die Konservativen zum Schein die volle Wiederherstellung der öffentlichen Abstimmung beantragen, um nach deren Ablehnung ihr außerordentliches Entgegenkommen zu beweisen. Die Ablehnung sollte dann die Volksfreundlichkeit des Zentrums dartun und das sattsam bekannte Kompromiß, die halbe geheime Abstimmung bei indirekter Wahl, als besondere Errungenschaft erscheinen lassen. Die Linke hat diese Spekulation zunichte gemacht. Sie stimmte nicht mit, um die vereinigten Reaktionäre zu zwingen, ihre Karten aufzudecken, und siehe da: die Konservativen ließen den eigenen Antrag im Stich, um nicht die verabredete Reihenfolge zu stören. Damit ist ein für allemal der Pakt zwischen Zentrum und Konservativen klargestellt, dessen Ergebnis die Kommissionsbeschlüsse gewesen sind. Alles andere war nur Dekoration, nur Blendwerk, und auch die nachherigen Verlegenheitsausreden der beiden Parteien können darüber nicht hinwegtäuschen."

Ganz mit Recht hätten die Redner der Linken besonders „die Heuchelei des Zentrums gebrandmarkt," das sich früher mit Vorliebe als Hauptverfechterin des geheimen, direkten und gleichen Wahlrechts gebärdet, niemals aber ernsthaft an seine Durchführung in Preußen gedacht habe: „Allgemeines Gelächter erscholl auf der Linken des Abgeordnetenhauses, als der Zentrumsredner Herold für seine Partei Glaubwürdigkeit beanspruchte, und wiederum erweckte es nur Heiterkeit, als derselbe Redner von der Erreichung des wichtigen Ziels der geheimen Abstimmung sprach und ausführte, seine Partei wolle die Härten des Dreiklassenwahlrechts abmildern, unabhängig davon, welche Partei davon den Nutzen habe, und als er

Vertrauen im Volke und Dankbarkeit im Lande in Anspruch nahm ... Nicht das unbeschränkte geheime Wahlrecht, für das eine Mehrheit vorhanden war, hat das Zentrum sichern helfen, sondern ein seiner Hauptwirksamkeit beraubtes verstümmeltes Wahlrecht, das, wie die ‚Kreuzzeitung' unvorsichtig verraten hat, in konservativem Sinne unschädlich gemacht worden war, eine geheime öffentliche Wahl, wie sie der volksparteiliche Abg. Fischbeck zutreffend bezeichnete, eine geheime Abstimmung, die kompensiert ist durch das System der Wahlmänner und deren öffentliche Abstimmung. Das Volk müßte jede Selbstachtung verloren haben, wenn es für diese offensichtliche Verhöhnung noch ein Gefühl des Dankes haben und nicht vielmehr den ernsten Willen zeigen wollte, die Verkümmerer seiner Rechte zur Rechenschaft zu ziehen. Preußen unter Führung des schwarz-blauen Blocks soll ein Hort der Reaktion bleiben, den freien Regungen im Volke die Möglichkeit der Entwicklung versperren. Wie wenig ernst es dem Zentrum mit der geheimen Wahl ist, hat ja auch sein Widerstand gegen die von den Freisinnigen in der Kommission beantragte gesetzliche Sicherung des Wahlgeheimnisses bewiesen. Der Regierung hat es in dieser Hinsicht ein unbeschränktes Vertrauen bekundet, ungeachtet der Tatsache, daß infolge mangelnder Sicherungen die Konservativen es auf dem Lande nach wie vor verstanden haben, das Wahlgeheimnis in gewissenlosester Weise zu durchbrechen. Diesen konservativen Freunden zur Erhaltung der gemeinsamen Herrschaft zu helfen, das war auch der Zweck der gemeinsamen Taktik bei dieser Wahlrechtsreform. Das war die ‚Selbstlosigkeit' der beiden Parteien, für die der eigene Parteivorteil der alleinige Maßstab ist.

Sie möchten freilich gern noch andere Parteien in die Gemeinschaft hineinziehen. Sogar der Fortschrittlichen Volkspartei wollen sie in ihrer Gutherzigkeit helfen und sie, wie Freiherr v. Zedlitz, glaubwürdig wie immer, versicherte, vor dem Untergang bewahren. Diese Partei ist aber so undankbar, das nicht anzuerkennen und auf die eigene Kraft auch bei dem Reichstagswahlrecht zu vertrauen. Gegen die Herrschaft der Proletarier wollte der freikonservative Führer Stimmung machen. Nun, diese Herrschaft, von der wir aber auch im Reich trotz des gleichen Wahlrechts recht weit entfernt sind, würde sicherlich nicht schlimmer sein ... Was hier aber geboten wird, verdient gar nicht den Namen einer Wahlreform, es ist ein bösartiger Volksbetrug. Um ihn ungescheuter vollenden zu können, möchten die reaktionären Blockbrüder noch Bundesgenossen haben. Darum das Liebeswerben um die Mithilfe der Nationalliberalen, das erfreulicherweise bei der zweiten Lesung erfolglos geblieben ist. Schuldgenossen sollten die Nationalliberalen sein, den Unwillen der Wählerschaft mittragen helfen. Sie sind bisher vorsichtig genug gewesen, das Anerbieten dankend abzulehnen. Werden sie auch weiter festbleiben? Nach den von ihnen abgegebenen Erklärungen, nach der Festlegung auf die geheime und direkte Wahl sollte man das erwarten, und da die Rechte darauf nicht eingehen will, ist nicht gut zu erkennen, wie hier jetzt noch ein Einvernehmen zustande kommen soll. Die Nationalliberalen würden bei einem Zurückweichen sich selbst das Urteil sprechen. Bei dieser Sachlage bleibt das Schicksal der Wahlrechtsvorlage nach

wie vor eine Rätselfrage. Der konservative Redner erklärte, das Vorgehen der Nationalliberalen würde die ernsten Absichten der Konservativen auf eine Verständigung vereiteln und die Reform auf die Dauer zunichte machen. Soll das heißen, daß die Konservativen mit dem Zentrum allein die Sache nicht durchführen wollen? Dann bleibt für die Nationalliberalen die Situation immer noch günstiger, als wenn sie das Odium für ein volksfeindliches Pfuschwerk mit übernehmen und dadurch politischen Selbstmord begehen. Und für die politische Gruppierung ist es eine gute Klärung, wenn der schwarz-blaue Block hier unverfälscht in die Erscheinung tritt ...

Nicht auf eine wirkliche Reform, sondern nur auf den Schein einer solchen kam es an, nicht auf eine Vertretung des Volkes, sondern nur auf eine Befestigung der Macht bestimmter herrschender Klassen, auf die Konservierung einer verfassungswidrigen Privilegienwirtschaft. Wenn diese Art von ‚Reform' zunichte gemacht wird, so ist es gewiß kein Unglück. Besser gar keine Reform als eine solche, die lediglich dazu dienen soll, weiteren Reformbestrebungen den Weg zu verlegen. Aber die politischen Spekulanten täuschen sich gewaltig, wenn sie meinen, mit einem derartigen ‚Abschluß' den immer stürmischeren Forderungen des Volks Einhalt tun zu können. Dazu ist die Bewegung denn doch zu tief und zu allgemein geworden. Auch mit den schärfsten Polizeimaßnahmen gegen öffentliche Kundgebungen läßt es sich nicht mehr verhindern, daß diese Bewegung immer machtvoller anschwillt und jedermann in ihrer Größe klar erkennbar an die Öffentlichkeit tritt ... Das Volk ist längst mündig und darf beanspruchen, daß die politischen Zurücksetzungen aufhören, die zu einer so weitreichenden Verdrossenheit und zu diesem Sturm des Unwillens geführt haben. Die Bewegung wird in Fluß bleiben, und sie wird sich schließlich durchsetzen, allen Hindernissen zum Trotz."

In vielen preußischen Wahlkreisen hat die Beteiligung noch nicht 10 Prozent der Wahlberechtigten erreicht, in über der Hälfte der Wahlkreise blieb sie unter 20 Prozent zurück: „Ist nicht ein Wahlrecht, das diese Wirkung ausübt — die Beteiligung bei den Reichstagswahlen betrug rund 85 Prozent — einfach schandbar? Und müßte nicht jede ihrer Verantwortung bewußte Regierung und jede wirkliche Volksvertretung alles daransetzen, um eine ausgiebige Wahlbeteiligung durch ein gerechtes, dem Verfassungsgrundsatz der Gleichberechtigung entsprechendes Wahlrecht zu sichern? Was aber statt dessen geboten wird, ist eine Verhöhnung des Volkes, eine Fortsetzung des alten Systems, ... der Ausdruck des schlimmsten Mißtrauens gegen die Volksmehrheit, über die einer Minderheit das Recht der politischen Zensur gegeben wird."

„Politische Zensur" scheint auch schon in Kreisen Mode zu werden, die's wirklich nicht nötig haben, und deren Autorität gerade darauf beruht, daß sie's nicht nötig haben. So „konstatiert" der Herr Polizeipräsident von Jagow, daß für das Wahlrecht in Presse und Parlament „schon übergenug" agitiert werde, und ein Frankfurter Gericht, daß das preußische Wahlrecht die Bayern nichts anginge!

Und doch können es Polizei und Gericht den „Scharfmachern" nie genug

tun, denn sie fühlen sich denn doch, trotz aller menschlichen Entgleisungen im einzelnen, noch lange nicht nach Wunsch als Wohlfahrtsausschuß und Exekutivorgane gewisser Interessentenkreise. In der „Post" bekommt es „die eigenartige Rechtsprechung" zu hören, die „den Manifestanten leider den Rücken gestärkt" habe. Für diese Dampfsirene des Freiherrn Octavio von Zedlitz „besteht kein Zweifel darüber, daß gegen die Führer und Urheber der Ansammlungen und Umzüge auf Grund des Strafgesetzbuchs teils wegen Landfriedensbruchs, teils wegen groben Unfugs vorgegangen werden könnte und m ü ß t e. (!) Sollte aber unsere Rechtsprechung in diesen Fällen a b e r m a l s v e r s a g e n, so müßten a n d e r e G a r a n t i e n für die Sicherung der öffentlichen Ordnung geschaffen werden. Die Sozialdemokraten werden sich nicht wundern dürfen, wenn diese Garantien in der Richtung eines n e u e n S o z i a l i s t e n g e s e t z e s oder der V e r h ä n g u n g d e s B e l a g e r u n g s z u s t a n d e s, der ja in Italien, Frankreich und Spanien durch Aufhebung der verfassungsmäßigen Garantien oft genug in Kraft tritt, liegen."

Und warum? — Mit einer nur dem abgebrühtesten Zynismus erschwinglichen Offenheit werden die Gründe dargelegt:

„Zugleich aber sind diese Wahlrechtskundgebungen, wenn es nicht gelingt, sie zu u n t e r d r ü c k e n, von ungeheurer a g i t a t o r i s c h e r K r a f t. [Also doch?] Und die P a r t e i e n, die ... es verschmähen, ihre politischen Überzeugungen auf der Straße zu vertreten, werden durch jede weitere solcher Demonstrationen p o l i t i s c h schwer b e n a c h t e i l i g t. Denn im Grunde genommen sind diese an sich völlig aussichtslosen Wahlrechtskundgebungen nichts anderes als riesenhafte Vorbereitungen für die n ä c h s t e W a h l."

Damit die Herrschaften hübsch unangefochten in ihrem Besitz, in ihren politischen und materiellen Einkünften bleiben, soll ein neues Sozialistengesetz, soll der Belagerungszustand verhängt, sollen Deutsche gegen Deutsche gehetzt, soll eingekerkert, gestochen und geschossen werden!

Der Ekel steigt einem zum Halse herauf. Der niedrigste Appell an die niedrigsten Instinkte ist so niedrig nicht, als daß er nicht in den Dienst der „guten Sache", der „heiligsten Empfindungen" frommer Christenmenschen und fleißiger Kirchengänger gestellt werden dürfte. Eindringlich redet die „Kreuzzeitung" („mit G o t t für König und Vaterland"!) Schutzleuten und Soldaten ins Gewissen, sie sollten doch ja „nicht vergessen", an den „Demonstranten" b e i n ä c h s t e r G e l e g e n h e i t i h r M ü t c h e n z u k ü h l e n:

„Man möge in der Bevölkerung auch n i c h t v e r g e s s e n, wie die sozialdemokratischen Massen die ohnehin einem schwierigen und anstrengenden Berufe obliegenden S c h u t z l e u t e behandeln. Wie sie sie insultieren und tätlich bedrohen (?), wie sie ihnen m o n a t e l a n g j e d e n f r e i e n S o n n t a g r a u b e n. Auch daß sie zahlreiche S o l d a t e n durch ihr Verhalten nötigen, die f r e i e n S o n n t a g e in der Kaserne zuzubringen, darf den roten Massen und ihren Führern n i c h t v e r g e s s e n w e r d e n. Den braven Schutzleuten aber mag man es unter solchen Umständen n i c h t v e r d e n k e n, wenn sie einmal einen ‚Demonstranten' etwas u n s a n f t a n f a s s e n."

Ist das nicht ein Appell an die niedrigsten Racheinstinkte, an ein ganz gemeines Gelüst, sich für geopferte „freie Sonntage“ und dergleichen durch Mißhandlung der vermeintlichen Urheber — generell! — schadlos zu halten? Generell — denn anders ist die den Soldaten und Schutzleuten von der „Kreuzzeitung“ ans Herz gelegte „Betätigung“ nicht gut ausführbar, da es ein sonderbarer Zufall fügen müßte, wenn gerade die Personen der bewaffneten Macht in die Hände liefen, von denen jene bei der letzten Gelegenheit „insultiert“ worden sind. Kein Regen wäscht es dem christlich-konservativen Blatte ab, daß hierin eine Aufreizung zu strafbaren gesetzwidrigen Ausschreitungen von Beamten im Dienst und zu Vergehen gegen die Disziplin enthalten ist, eine Aufreizung, die man sich zu verstecken kaum noch viel Mühe gibt. So sicher fühlt man sich in seinem trauten Kreise. Schutzleute und Soldaten sollen nur ruhig „einmal einen Demonstranten etwas unsanft anfassen“, die unentwegt „auf dem Boden“ des göttlichen und menschlichen Gesetzes stehende „Kreuzzeitung“ würde es ihnen beileibe „nicht verdenken“. Ich halte denn doch die große Mehrheit der Mitglieder unserer bewaffneten Macht für zu anständig, als daß sie — selbst auf freundliches Zureden des gemütvollen Mahners — kalten Blutes solche Vorsätze „für künftige Fälle“ fassen sollte. Ähnliche freundschaftliche Mementos sollte ein sozialdemokratisches Blatt an die von Schutzleuten oder Soldaten etwa in Arbeit genommenen „Genossen“ richten! Das Geseire möchte ich dann hören!

Ganz konsterniert ist der „Reichsbote“. Die tiefernste Kehrseite dieser Vorgänge ist ihm „der Einblick in die straffe Organisation der Sozialdemokratie, die an einem Netz geheimer Fäden hängt, so daß über Nacht eine vertrauliche Parole geräuschlos durch die Millionenstadt fliegen und hunderttausend Menschen lautlos nach einem bestimmten Punkte und nach einem festen Plane dirigieren kann. Den Einblick in diese Organisation hat uns der gestrige Sonntag gegeben und uns auch gezeigt, daß die menschliche Gesellschaftsordnung dieser Organisation nichts Ähnliches entgegenzusetzen hat. Wir sind gewiß keine Freunde vom politischen Spitzeltum; aber [!] der Vorgang zeigt doch, daß unsere politische Polizei ohne jede Fühlung mit der sozialdemokratischen Geheimorganisation ist. ...“

Nein, der „Reichsbote“ ist gewiß „kein Freund vom politischen Spitzeltum“, ich glaube ihm das aufs Wort und gern. „Aber —“! Aber am Ende sind Spitzel doch auch zu was nütze, nur könnten diese „Nichtgentlemen“, aber „arbeitswilligen Elemente“ etwas brauchbarer sein. Wenn man schon den Ekel vor solchen selbst von der Polizei ehrlich verachteten käuflichen Verrätern hinunterwürgt, so gehört doch immer noch ein kindlich naives Gemüt zu dem Glauben, daß man einer Partei, deren großartiger Organisation und Disziplin man selbst so ungeheuchelte Bewunderung zollt, mit solchem Gesindel irgend ernsten Abbruch tun könnte. Auf so beschaffene Mittelchen könnte und sollte man dreist verzichten, es würde an dem Gesamtbilde dadurch nichts geändert werden.

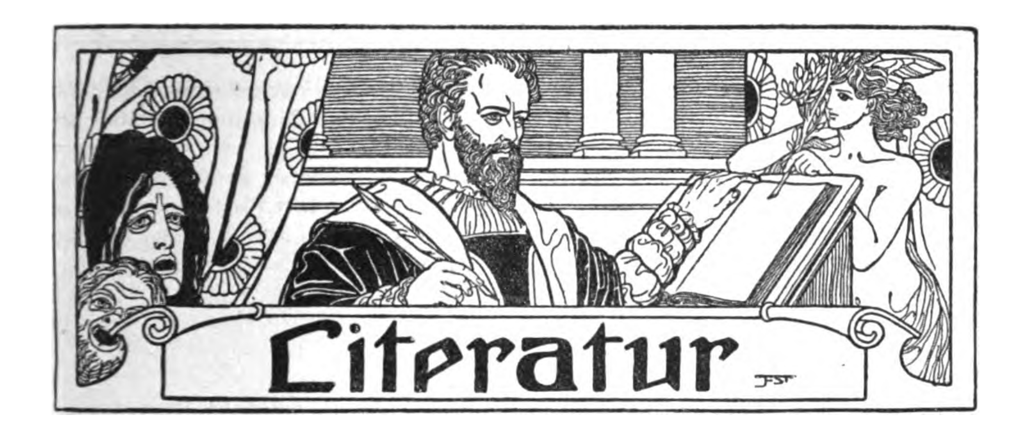
Wozu überhaupt sich den Kopf zerbrechen, wozu in die Ferne schweifen, wo das Gute doch so nahe liegt? Wäre es zu Demonstrationen, wäre es überhaupt zu dem ganzen Sturm gekommen, der unser Volk stärker und weiter durchbraust, als es manche Gemüter in ihrer „gottgewollten Abhängigkeit“ zu ahnen scheinen, —

wenn man dem Volke ein auch nur einigermaßen vernünftiges und annehmbares Wahlrecht angeboten hätte? Geheime u n d direkte Wahl (die indirekte und geheime ist überhaupt ein Nonsens) und eine auch nur etwas gerechtere Einteilung der Wahlkreise hätten genügt, hätten mindestens keine größere Volksbewegung aufkommen lassen. Die unentwegten Anhänger des gleichen Reichstagswahlrechtes würden zwar ihr Sprüchlein nach wie vor hergesagt, im übrigen aber kein Wässerchen getrübt haben. Eine solche „Reform“ wie die der Regierung oder der konservativ-klerikalen Parteidiktatur m u ß t e das ganze Bürgertum, soweit es Selbstachtung und gesundes Denken noch nicht ganz verlernt hatte, auf die Schanzen rufen und d e r S o z i a l d e m o k r a t i e a n d i e S e i t e t r e i b e n. Und das ist der größte Fehler, den eine schwächliche Regierung unter der unverhüllten, dabei widerstandslos, ja diensteifrig übernommenen Herrschaft sogenannter Mehrheitsparteien von ihrem Standpunkte aus begehen konnte. Sie hat — was keine Agitation erreichen konnte — das Bürgertum in e i n e Front mit der Sozialdemokratie genötigt, es g e z w u n g e n, Schulter an Schulter mit ihr zu kämpfen. Und die bitterste Pille mit, die die Regierung dabei herunterschlucken muß, ist, daß in diesem Kampfe für eine gute und gerechte Sache, für eine unabweisbare n a t i o n a l e Aufgabe die Sozialdemokratie als Bannerträgerin auch des Bürgertums erscheinen darf. Einen größeren Dienst hat wohl nie eine Regierung, haben wohl nie herrschende Parteien ihrem geschworenen Feinde geleistet. „Ich liebe eine gesinnungstüchtige Opposition“, sagte Friedrich Wilhelm IV. Bitter nottut uns eine gesinnungstüchtige Sozialdemokratie, wird sich jetzt mancher bürgerliche Wahlrechtskämpfer im stillen Kämmerlein sagen, wenn er auch nach außen hin, aus Geschäfts- und anderen Gründen, immer noch weit — vielleicht weniger weit mit dem Stimmzettel — von ihr abrücken wird. Der Bann ist gebrochen, nicht bei allen, aber doch bei vielen, bei sehr vielen. S o wird die Sozialdemokratie bei uns zu Lande „bekämpft“! Ist das die Möglichkeit?

Man täusche sich doch ja nicht mit dem tröstlichen Gedenken an Polizei und Militär, an Sozialistenhatz und Belagerungszustand. Wer unter solchen Umständen zu solchen Mitteln erst greift, der i s t schon verloren, gerichtet; den h a t die Gottheit schon geschlagen, da sie ihn geblendet hat.

Schon der ganze Polizeiklimbim war zu zwei Drittel übrig, unklug. Konnte die ganze Lage nur verwirren, flackernde Hitze künstlich erzeugen, wo eisige Kaltblütigkeit, eher zur Schau getragene Gleichgültigkeit am Platze waren. Man verbiete grundsätzlich nur, wo verboten werden m u ß, stelle sich mit beiden Beinen fest auf den granitenen Grund des klaren Gesetzeswillens, nicht auf den schwankenden Boden etwa möglicher Auslegungskünste. Hat man sich so gestellt, dann weiche man aber auch nicht einen Fuß breit von diesem ehernen Grunde, und wenn die Welt voll Teufel wär'. Dann ist schwächliches Nachgeben, zaudern des Schwanken Verbrechen. Das allein gibt die machtvolle Ruhe des guten Gewissens, unerschütterliche Sicherheit, — A u t o r i t ä t.





Zum neuen Roman von Enrika v. Handel-Mazzetti

Von

Dr. Karl Storck

Auch der dritte große Roman der rasch in die erste Reihe der schriftstellernden Frauen vorgerückten Österreicherin Enrika von Handel-Mazzetti ist wie die zwei vorangehenden Bücher auf dem Problem des Aufeinanderprallens der religiösen Gegensätze aufgebaut. Dennoch denkt man bei ihr keinen Augenblick an eine Wiederholungsarbeit nach bereits erfolgreich erprobtem Rezept. Je genauer man das Schaffen der Dichterin kennt, um so stärker wird die Überzeugung, daß sie durch Erleben und Erkenntnis in diesen Problemkreis gezwungen wird. Und zwar, weil sie hier zu einer Behandlung befähigt ist, wie sie bisher noch kein Dichter erreicht hat. Das oft herangezogene „sine ira et studio" trifft nicht zu. Es ist hier nichts von irgendwelcher kalten „Objektivität"; vielmehr ist alles von leidenschaftlicher Inbrunst erfüllt, von jener wunderbaren Liebe zu allem Geschaffenen um seines Daseins willen, die das höchste Gut des Künstlers ist. Diese Liebe befähigt den Dichter zum tiefsten Eindringen in die Wesensart der verschiedenartigen Geschöpfe. Sie bewirkt des ferneren, daß jede Erscheinung in allen ihren Äußerungen und Offenbarungen einem wertvoll wird, so daß man sie nicht anzutasten und der eigenen subjektiven Art gemäß umzugestalten strebt, sondern gemäß ihrer Natur sich ausleben läßt. Es ist die Art des größten Herzenskündigers unter allen Künstlern: Shakespeares.

Das Besondere bei Enrika von Handel-Mazzetti ist nun ihre Einstellung auf die aus der religiösen Weltanschauung herauswachsenden Konflikte. Doch innerhalb dieses Gebiets wieder ist es ein ganz bestimmt zu umschreibender Kreis, der sie fesselt. Dazu mag ihre Liebe zur Geschichte beitragen; allerdings erscheint auch das Problem nie wieder äußerlich so scharf zugespitzt, wie im 16. und 17. Jahrhundert unserer deutschen Geschichte.

Jede stark religiös und zugleich patriotisch empfindende Natur muß von tiefem Schmerz darüber erfüllt werden, daß unser Volk in seinem Glauben zerrissen ist. Es gibt nur verschwindend wenige Menschen, die diese Spaltung völlig zu überbrücken vermögen. Nicht, als ob es nicht Tausenden gelänge, mit Andersgläubigen ganz unbefangen menschlichen Verkehr zu unterhalten. Aber man sehe einmal genauer zu. Zumeist wird das nur dann gelingen, wenn man überhaupt die dogmatisch treue Zugehörigkeit zu einer Kirche aufgegeben hat, oder indem man das Religiöse aus dem Verkehr ganz ausschaltet. Aber im letzteren Falle wird immer einmal der Punkt eintreten, wo sich die Kluft in einer gewissen Fremdheit zeigt. Im andern Fall bewirkt die Herkunft aus den verschiedenen Glaubensbekenntnissen immer noch eine verschiedene

Einstellung für die Beurteilung aller das religiöse Leben berührenden Erscheinungen. Vor allen Dingen natürlich aller jener Lebensfragen, die irgendwie mit dem Kirchentum in Zusammenhang stehen.

Aufs schwerste berührt aber wird von dieser kirchlichen Trennung immer jener werden, der in strenger Gläubigkeit am Dogma einer Kirche hängt. Ein solcher Mensch kann nicht darüber hinwegkommen, im Andersgläubigen entweder den Gegner zu sehen oder einen unglücklichen Irrenden, den auf den rechten Weg zu führen ihm geradezu als Gebot christlicher Nächstenliebe erscheinen muß. Allen diesen Menschen wird ihre strenge Kirchlichkeit zu einer Hemmung oder wenigstens zur starken Erschwerung für die Erkenntnis schöner Menschlichkeit beim Anders- oder beim Ungläubigen. Sie können es sich nach ihrer ganzen Einstellung nicht erklären — jede aus diesen Kreisen kommende Schrift beweist es demjenigen, der persönliche Erfahrungen nicht hat —, daß Gott den wirklich guten Menschen nicht sollte die Gnade der Erkenntnis des rechten Glaubens verleihen.

Diese seelische Einstellung ist natürlich schon lange und immer wieder von vielen Denkern und Dichtern in ihrer schweren Schädlichkeit für die Entwicklung einer allgemeinen schönen und reichen Menschlichkeit erkannt worden. Aus der Erkenntnis wuchs dann die Bekämpfung. Es liegt aber in der Natur dieser Frage, daß diese Bekämpfung des „kirchlichen Vorurteils" meistens von solchen erfolgte, die sich überhaupt vom Dogma losgesagt hatten. Deshalb lief ihre Tätigkeit fast immer darauf hinaus, entweder die Zugehörigkeit zu einer Kirche überhaupt als die Fessel darzustellen, die abgeschüttelt werden müsse, um zu einem reinen Menschentum zu gelangen, oder es wurde doch wenigstens die Minderwertigkeit des Dogmas in der Religion im Verhältnis zum religiösen Leben betont.

Es zeugt von arger Kurzsichtigkeit, wenn sich diese Leute, deren gute Absicht ja nicht in Zweifel gezogen zu werden braucht, darüber verwundern, daß ihre derartigen Werke auf „gläubige" Menschen ohne Wirkung blieben, ja zumeist sie schwer verletzten. Das hat bereits Lessing mit seinem „Nathan" erfahren, trotzdem er da noch nicht einmal die Gegensätze unter den Bekennern der verschiedenen christlichen Bekenntnisse miteinbezog. Es kann das aber gar nicht anders sein; denn der gläubige Anhänger einer Religion besitzt in seiner Gläubigkeit für sich selber einen Lebenswert. Für ihn liegt also eine Ungerechtigkeit darin, wenn ein anderer ihm damit kommt, daß das Dogma eine Hemmung, ein Unwert sei. Er empfindet mit vollem Recht, daß jenen anderen das tiefste Verständnis für seine religiöse Einstellung fehle, daß sie also auch gar nicht dazu berechtigt seien, darüber Kritik zu üben.

Es ist das völlig Neue und es ist die erlösende Kraft in den Werken Enrikas von Handel-Mazzetti, daß sie eine ganz andere Einstellung zum Bekenntnis eines Glaubens hat. Sie ist dazu zum guten Teil durch ihr eigenes Erleben gekommen und ich füge darum gern an dieser Stelle einige Daten ein, die ich einer handschriftlichen Selbstbiographie der Dichterin entnehmen durfte.

Enrika von Handel-Mazzetti ist am 10. Januar 1871 in Wien als Tochter des Generalstabshauptmanns Heinrich Freih. v. H.-M. und seiner Gattin Irene, geb. Csergheö von Nemes-Tacskánd geboren. In der väterlichen Familie war stramm katholisch-konservative Gesinnung erblich. Die Familie der Mutter, wie diese selber, dagegen huldigten einem freisinnigen Josephinismus, der in religiösen Dingen allmählich zu einer gewissen Gleichgültigkeit abflaute, und die Nahrung seiner seelischen Bedürfnisse in Kunst und Wissenschaft suchte. Da der Vater sehr früh starb, oblag die Erziehung der beiden Töchter der Mutter, die vor allem Schönheitssinn und edle Gesinnung in ihren Kindern pflegte. „Fünfzehn Jahre alt, wurde ich mit meiner Schwester zur letzten Ausbildung in das Kloster der englischen Fräuleins zu St. Pölten gegeben. Trotzdem ich während des dortigen Aufenthaltes sehr mit Heimweh zu kämpfen hatte, übte das Klosterleben seinen stillen Zauber auf mich aus. Unsere liebe Mutter hatte uns im Religiösen durchaus nicht vernachlässigt, aber die Atmosphäre daheim und in der Mairschen Bürgerschule



Venus, Merkur und Amor | **François Boucher**

(die sie zuvor besucht hatten) war die Kühle des freisinnigen Neujosephinismus gewesen. In St. Pölten fühlte ich mich zuerst vom Hauch intensiver kirchlicher Frömmigkeit angeweht; nicht lange stand ich scheu beobachtend abseits. Sehr bald zog mich der ignatianische Geist, der hier in liebenswürdigster Form in Erscheinung trat, unwiderstehlich an und ich gab mich demselben willig und ganz zu eigen. Der Konflikt, der sich für später fürchten ließ, trat nicht ein. Meine Mutter war viel zu edel, viel zu großzügig, mich in der neuen Geistesrichtung zu beirren, in der sie mich seelisch und intellektuell gedeihen sah. In viel späterer Zeit vollzog sich ganz unmerklich ein Umschwung in ihren Anschauungen, und sie wurde eine der unsern, aber ganz aus sich heraus; wir drängten sie so wenig, als sie uns."

Während die Schwester selber den Klosterschleier nahm, entwickelte sich das schriftstellerische Talent Enrikas schnell. Kleinere Erzählungen machten sie in engerem Kreise bekannt. Da übernahm der berühmte Wiener Ästhetiker Robert von Zimmermann ihre künstlerische Schulung und hielt sie zu eifrigen Studien in Büchern und vor allem im Leben an. „Eins muß ich an ihm hervorheben — wir geben wieder Worte der Dichterin —, das die Lauterkeit seines Charakters besonders beweist. Während er meinen Blick erweiterte, mir großartige Perspektiven in die Welt, wie sie ist, eröffnete, rührte er nie, auch nicht mit einem Worte, an meine religiöse Überzeugung, die er nicht teilte."

Ich brauche die persönlichen Erfahrungen, die die Dichterin aus diesem Erleben gewann, nur kurz und nur soweit es ihre religiöse Anschauung trifft, zusammenzufassen. Sie mußte Menschen lieben und achten, die sich nicht streng zu ihrem katholischen Glaubensbekenntnis hielten. Sie sah Liebe und Lauterkeit der Gesinnung im wirklichen Leben solche Gegensätze überbrücken. Sie sah, daß aus dem gleichen Boden heraus grundverschiedene Bäume wachsen — eine Schwester von Zimmermann war ihre Lehrerin im Kloster gewesen. Sie wurde von Andersdenkenden in ihrer religiösen Überzeugung nicht behindert; sie erlebte bei ihrer Mutter eine religiöse Umkehr ohne jeden Zwang, bloß durch das lebendige Beispiel. Im Kloster erfuhr sie die Intensität religiösen Lebens, sah sie, wie das Kirchliche den ganzen Menschen erfassen und ausfüllen kann.

Das alles würde natürlich nicht ausreichen. Alle *Erkenntnis* allein ist hier unfruchtbar. Hier erfahren wir die ganze Wahrheit des Schriftwortes: „Und wenn ich mit Engelszungen redete und hätte der *Liebe* nicht, so wäre mein Wort nur klingendes Erz und tönende Schelle". Diese Liebe soll nach einem alten Sprichworte blind machen. Nun wohl, mag sie blind machen für Schwächen und Fehler beim anderen. Jedenfalls macht sie in unvergleichlichem Maße sehend für alles Gute, Tüchtige und Schöne. So ist diese Frau auf einem eigenartigen Wege hellsehend geworden für alle jene Kräfte, aus denen im Menschen das wirklich bleibende Gute herauswachsen kann. Es wurde ihr die Erkenntnis, daß die *Quelle der Kraft, die aus dem Glauben fließt, nicht im Glauben*, sondern *im Gläubigen* entspringt. Das heißt, das Dogma an sich, diese Sammlung von Lehren und Glaubensartikeln, ist nicht das Beglückende und Kräftigende, sondern die Zuversicht, die der einzelne Mensch dadurch gewinnt, daß er im *Besitz der Wahrheit* zu sein glaubt und dieser Wahrheit gemäß sein Leben gestaltet. Je stärker seine Überzeugung ist, um so fruchtbringender wird sie für ihn selbst, zu um so größeren Taten befähigt sie ihn. Darum erzeugt *jeder* Glaube, jede Lehrmeinung Märtyrer, die für ihren Glauben sterben. Und dieses Sterbenkönnen für seine Meinung behält etwas Erhebendes, selbst wenn wir bei ganz ruhiger, sachlicher Überlegung eingestehen müssen, daß so mancher Märtyrertod im Grunde für eine recht äußerliche Lehrmeinung erlitten worden ist, um Dinge, die gar nicht das Wesentliche des religiösen Lebens berührten. Darum verkennen alle, die Partei sind, bei den Gegnern das Große in ihrem Verhalten. Man verbrennt den Ketzer und sieht in ihm einen Halsstarrigen und Verblendeten, wo er doch der Märtyrer seiner Überzeugung ist.

Dieses Sehen und Nachfühlen des Großen beim andern ist, so seltsam es klingen mag,



eine so seltene Eigenschaft auch beim Künstler, daß darum die Romane Enrika von Handels zu allermeist das große Aufsehen erregten.

Den zu dieser Anschauung von Wert und Kraft des Glaubens Durchgedrungenen ergibt sich mit Notwendigkeit, daß nicht der Glaube die höchste und entscheidende Kraft des religiösen Lebens sein kann. Der Glaube beruht auf Erkenntnis, auf geistiger Arbeit, wobei auch „die Armut im Geiste“ in ihrer Art sehr leicht auf die Kosten kommt, indem sie es sich an der äußerlichsten Formel genügen läßt. Aber, wie hoch auch die aufgewendete geistige Arbeit zu dieser religiösen Erkenntnis sein mag, sie behält etwas Einengendes, fast möchte ich sagen Selbstsüchtiges. Gerade weil es sich hier nicht um exakte, durch Sinneswahrnehmung belegbare Wissenschaft handelt, sondern um an sich nicht nachprüfbare seelische Werte, so gewinnt man religiöse Erkenntnis eigentlich nur für sich selbst. Und auch die Beglückung, die aus dem Gefühl des Besitzes der Wahrheit entsteht, gehört einem allein. Deshalb alle Kirchen sich angewöhnt haben, die Andersdenkenden zu verdammen. Jede Kirche ist nach ihrer Meinung die allein seligmachende, macht sogar diese Überzeugung zum Glaubensartikel und sucht auf diese Weise ihren Anhängern die Zugehörigkeit zu ihr als besonderes Glück fühlbar zu machen. Nicht umsonst ist der „geistliche Hochmut“ ein bei den Strenggläubigen aller Kirchen so verbreitetes Laster. Eines der tiefsinnigsten Religionsbücher aller Zeiten, „Die Nachfolge Christi“, warnt vor keiner anderen Sünde mehr, als vor dieser. Diese Einstellung aufs Dogmatische macht selbstgerecht und hart. Wir empfinden diese Tatsache, die der Blick in die Geschichte auf jeder Seite bestätigt, besonders scharf auf religiösem Gebiet. Vorhanden ist dieses Verhältnis aber auf allen Feldern des menschlichen Lebens. Man braucht nur nachzudenken, wieviel Ungerechtigkeit, aber auch wieviel Unfruchtbarkeit der Dogmatismus in Kunst und Wissenschaft verschuldet hat.

In derselben „Nachfolge Christi“ steht aber auch der Satz: „Die Liebe ist in Wahrheit ein überaus köstliches Gut; nichts ist süßer als die Liebe, nichts stärker, nichts erhabener, nichts besser im Himmel und auf Erden, denn sie ist auf Gott geboren. Keine Mühe achtet sie, klagt nicht über Unmöglichkeit; sie bringt alle Dinge zustande; wie eine brennende Fackel flammt sie empor, trotz aller Mühsal und Hindernisse“. Diese Sätze führen an einer der einschneidendsten Stellen des ersten großen Romanes unserer Dichterin, „Meinrad Helmpergers denkwürdiges Jahr“, die Entscheidung herbei. Die Sätze beschließen auch die Weltanschauung der Dichterin in sich. In Meinrad Helmperger hat sie diese Anschauung am klarsten ausgesprochen. Der einfache Mönch verkörpert den Katholizismus, der für die gläubige Dichterin das Ideal darstellt. Zweifel an seinem Glauben sind Meinrad nie gekommen. Seine Natur ist wohl nicht so sehr aufs Verstandesmäßige gerichtet, aber er käme auch dann kaum zu dogmatischen Untersuchungen, weil ihm die Betätigung der ihm von der Religion zum Gebot gemachten Nächstenliebe dazu gar keine Zeit ließe. Wunden heilen, Herzen trösten, friedlosen Menschen Frieden verschaffen, beglücken: es ist so unendlich viel zu tun. Und was den strahlenden Geistern, die sie in diesem Buche uns vorführt, was auch dem glänzenden, für seine atheistische Weltanschauung sterbenden Mac Endoll bei seinem eigenen Sohne nicht gelingt, das erreicht die gute Liebesnatur des schlichten Klosterbruders: Er führt einen hochbegabten, vom Leben hin und her gerissenen Knaben in den sicheren Hafen einer gefestigten Weltanschauung, wo nun eine ruhige Entwicklung sich vollziehen kann. Daß dieser Hafen hier die katholische Kirche ist, zu der der letzte Sprößling des schottischen Protestantengeschlechtes übertritt, ist zur Notwendigkeit geworden, weil Pater Meinrad selber dieser Kirche angehört. In Wirklichkeit freilich gehört er zur viel weiteren Genossenschaft derer, die sich um das Banner der Religion der Liebe scharen können.

Viel ungehinderter als in diesem ersten Werke, in dem wir doch an hundert Stellen die Dichterin selber spüren, tritt ihre Shakespearesche Natur — die Verweisung auf den Briten gibt die klarste Vorstellung dieser Eigenschaft — hervor in „Jesse und Maria“. In un-

gemein packender Weise ist hier ein Zeitalter dargestellt, das ganz im Zwang des Dogmatischen stand. Für uns Heutige ist es ohne besondere Bemühung kaum möglich, uns ein entwickeltes religiöses Leben vorzustellen, bei dem das Entscheidende so sehr in rein verstandesmäßigen Unterscheidungen lag, daß z. B. die verschiedenen Reformationssekten trotz eines gemeinsamen Grundwollens sich in Haarspaltereien aufs grimmigste befehdeten. In Jesse und Maria stehen sich Protestant und Katholik gegenüber, beide wertvolle Menschen, beide von der Wahrheit ihres Bekenntnisses aufs höchste überzeugt und darum auch innerlich geradezu verpflichtet, für die Ausbreitung ihres Glaubens zu sorgen. Hier ist dann die gefährliche Scheide, an der die positive Kraft des Wirkens für den Glauben, also der Liebe zur selbstgeglaubten Wahrheit, umschlägt in den Haß gegen den Andersdenkenden. Und durch diesen Haß leiden beide Schaden an ihrem Menschentum. Jesse nutzt die finanzielle Notlage eines von ihm abhängigen Mannes zu dessen moralischer Nötigung aus. Maria läßt sich dazu verleiten, das Ketzergericht gegen Jesse herbeizurufen. Es ist ein bewundernswerter Zug, wie die Dichterin in Maria selber zum Bewußtsein bringt, daß sie, ohne sich darüber klar zu werden, bei diesem Schritte sich vom Haß hat treiben lassen. Maria wähnt sich, als sie das Ketzergericht holt, um der vielen Unbill wegen, die sie dabei zu erdulden hat, auf dem Wege zu einer großen Tat für ihren Glauben. Sie benutzt den Weg, um ihren Bruder zu besuchen, einen Kapuzinerpater. Dieser früh vom Tode gezeichnete Mann hat das Ideal des geistlichen Standes erreicht: aller Selbstsucht, auch der der Blutsliebe abzusterben, dafür aber wirklich alle Nächsten zu lieben wie sich selbst. Für die Schwester, die ob ihrer Tat sein Lob erwartet, hat er Tadel, weil sie nicht ihrem guten Herzen gefolgt sei, sondern sich zum Werkzeug machte des Gerichts. Denn der schlichte Mann fühlt durch alle anders scheinenden Äußerlichkeiten hindurch hier das Vorhandensein des geistlichen Hochmuts und auch tiefunterst das Rachegefühl für die Gefährdung ihres Gatten durch den Ketzer. „Um denselben Menschen — den lutherischen, falls sie ihn abstrafen, wirst weinen." Und als sie sich beschwert, daß er ihr keine brüderliche Liebe erweise, fährt er fort: „Weißt du's denn nicht, daß wir geistlichen Männer Brüder und Schwestern dem Fleische nach nit haben? In Christo aber sind alle Menschen unsere Gebrüdern, und ist gleich, ob's Gute oder Böse, Heilige oder Mörder, Christen oder Ketzer sein. Maria, der Ketzer, von dem du hast geredt, ist auch dein Bruder". So ist es die Sünde wider den heiligen Geist der Liebe, der Jesse dem Tode durch das Gericht überliefert, der aus Marias späterem Leben nur noch ein Bußgebet machen wird für das Unheil, das sie über diesen Mann hereingeführt hat. Jesse ist dabei ein Märtyrer seines Glaubens, Maria eine vom heiligsten Eifer erfüllte Dienerin ihrer Kirche. Ihre Sünden sind geradezu Folgen dieser einseitig entwickelten dogmatischen Tugend. An ihrem Menschentum leiden sie beide dadurch Schaden, daß sie die Harmonie nicht erreicht haben; mit ihrem Menschentum müssen sie es büßen.

Sehen wir mit der Dichterin in dieser Apologie höchster Menschlichkeit den tiefen ethischen Wert ihres Schaffens, so könnte man es als einen Mangel des Romanes „Jesse und Maria" bezeichnen, daß vor allem während des Lesens die Darstellung des dogmatischen Zwiespalts und der dadurch hervorgerufenen Kämpfe so stark wirkt, daß dahinter dieser hohe menschliche Gehalt verschwindet. Allerdings ist mir die eigene Erfahrung von anderer Seite mehrfach bestätigt worden, daß bei der starken Nachwirkung, die das Buch in jedem empfänglichen Leser hinterläßt, dieser starke menschliche Gedanke immer klarer und schärfer sich herausarbeitet, während die Erinnerung an das andere langsam verblaßt.

Es ist eine für die menschliche und künstlerische Entwicklung gleich fesselnde Beobachtung, zu sehen, wie bei Enrica von Handel, ohne daß sich in den äußeren Verhältnissen etwas ändert, das Humanitätsideal stärker wird und damit den Schwerpunkt in ihrem neuen Buche verschiebt. Für den ersten Blick gehört der Volksroman aus dem alten Steyr „Die arme Margaret" aufs engste mit „Jesse und Maria" zusammen. Und es dürfte Leute geben, die von einer Wiederholung mit Verschiebung der Rollen sprechen, indem hier die Frau eine Ketzerin

ist, die von einem jungen katholischen Adligen gepeinigt wird. Und hier ist es die Ketzerin, die siegreich bleibt, wobei sie aber, wie die gutkatholische Maria, den Tod ihres Widerparts als schwere Wunde durchs eigene Leben weitertragen wird. Aber diese Ähnlichkeit ist doch nur äußerlich. Das Aufeinanderprallen der religiösen Gegensätze ist hier nicht mehr das Wesentliche, sondern nur noch die Gelegenheit für die Entwicklung eines menschlichen Erlebens. Überhaupt ist die Einstellung der von „Jesse und Maria" genau entgegengesetzt. Dort haben wir das Gefühl, dem großen Ringen zweier Weltanschauungen beizuwohnen, das sich im Leben und Tun zweier idealer Vertreter dieser Anschauung verdichtet. Hier dagegen wird bald unsere ganze Teilnahme von einem menschlichen Geschehen aufgebraucht, das im großen Drama nur eine Episode ist. Eine Episode freilich, die gerade in dieser Form nur innerhalb des gezogenen Rahmens möglich ist. Es zeugt für die starke Entwicklung, die die Dichterin durchgemacht hat, daß trotzdem der Rahmen noch viel kunstvoller und wahrhaftiger erscheint, als in ihren früheren Werken. Überhaupt hat das Werk vor den früheren den Vorzug der Kürze.

Meisterhaft ist die Exposition. In einer Konventskirche, die unter den Zerstörungen der Kriegszeit vielfach gelitten hat, sehen wir Jakob Zettl, den Ratsherrn von Ennsdorf, der dem heiligen Berthold zwei Kerzen geweiht hat, zum Danke, daß der lutherische Krieg so glorreich für die katholische Kirche geendet hat. Heller, als durch die weite, leere Kirche, leuchten die Kerzen in Denken und Fühlen des Mannes hinein. Ein Riese von körperlicher Gestalt, etwas vierschrötig, ein ganzer Volksmann, steht er da. Eine gerade, durch und durch ehrliche, im Grunde gütige Natur, deren bester Besitz der Rechtssinn ist. Er ist seinem ererbten katholischen Glauben treu geblieben, als die Reformation in Verbindung mit Bauernrevolten im Steyerlande Erfolge gewann. Schwer hat er damals für den Glauben gelitten. Jetzt freut er sich des Triumphes seiner Kirche. Die für ihn allein rechte Sache hat gesiegt, und darum sind auch keine Opfer zu groß, mit denen dieser Sieg erkauft wurde. Daß Mitbürger, daß frühere Freunde von ihm als Ketzer gerichtet worden sind, — es tut ihm weh, aber es mußte sein. Für diesen Mann ist kein Unterschied zwischen Denken und Handeln. Er dient der heiligen Sache und kennt, wo es um sie gilt, keinerlei Rücksicht auf Personen noch sonstige Vorteile, auch nicht, wenn diese scheinbar mit dem Interesse der Kirche verknüpft sind.

Wie aus ganz anderem Holze sind die beiden Offiziere, die in dieser Kirche Rast suchen von einem Ritt durch den glühend heißen Tag; auch wohl einkehren, um in ihrer so ganz anders gefärbten Frömmigkeit ein kurzes Stoßgebet zu verrichten. Der eine ist ein altgedienter Rittmeister, der andere ein Ritter von Herliberg, schön wie ein junger Kriegsgott, ist Leutnant seit kurzem und nun wie sein älterer Genosse ins Steyerland beordert, um dort die letzten Ketzerreste zur „Vernunft" zu bringen oder auszurotten. Sie ist bei keinem Bürgerlichen beliebt, die Soldateska; allzuviel Ungemach hat man von ihr erlitten in der langen Zeit des mörderischen Krieges, und längst weiß man, daß auch der Freund wenig Gutes zu erwarten hat. Der junge Herliberg ist der tragische Held der Geschichte. Er ist mit einem besonderen Kommando über den Kopf der in Steyr garnisonierenden Truppe hinweg vom Statthalter dahingeschickt, um den letzten Widerstand der Ketzer in der durch böse Revolten lange hin und her gerissenen Stadt zu brechen. Der Statthalter war falsch berichtet. Der einzige Ketzer an diesem Orte ist ein armes, vom Schicksal furchtbar heimgesuchtes Weib. Unter den letzten, die um ihres lutherischen Glaubens willen gerichtet worden sind, war ihr Gatte. Und so roh und hart ist kaum einer in Steyr, daß er mit diesem Weibe, das vor kurzem eines Kindleins genesen ist, nicht tiefstes Mitleid fühlte. Es gehört eine ganz ausgezeichnete Charakterzeichnung und eine feinfühlige Hand in der Schürzung der psychologischen Konflikte dazu, um in dem Leser natürlich erscheinen zu lassen, daß der junge Herliberg diesem Mitleid unzugänglich bleibt, ohne doch jegliche Sympathie zu verlieren.

Herliberg ist wie ein edles Rassetier, aber noch völlig ungebändigt. Im Kriegslager geboren, im Krieg aufgewachsen, kennt er nur Waffenfreude und Waffentrotz. Seines Lebens

Leitbild ist seines Obersten Zufriedenheit und damit verbunden rasche Laufbahn als Offizier. Seine löwenhafte Tapferkeit in einer Schlacht hatte die Aufmerksamkeit seiner Vorgesetzten auf ihn gezogen; andererseits ist ihm der Ruhm über diese Tat auch zu Kopf gestiegen, so daß er in jugendlicher Unreife sich jetzt zu wichtig vorkommt. So stramm, wie mit dem Kriegsdienst, hält er es mit der Religion. Nur daß er sich um deren Einzelheiten nicht so abgemüht hat, wie um das Kriegsreglement. Sein Katechismus beschränkt sich auf wenige Sätze. Der festeste darunter ist, daß die katholische Kirche die einzig wahre, daß jeder Ketzer ein verwerfliches Subjekt ist.

Diesen Herliberg hat also die Regierung auf Steyr losgelassen. Man hat ihn durch alle Verordnungen hindurchhören lassen, daß eine geschickte und rasche Erledigung dieser Aufgabe ihm das Hauptmannspatent in nächste Aussicht rücke. Der tatendurstige Jüngling hat sich eine schwere Aufgabe mit widerspenstigen Ketzern gedacht; jetzt hat er zum Feind ein einziges, schwaches Weib. Die darf ihm doch keine Schwierigkeiten machen. Sein Erscheinen in ihrem Hause muß doch schon genügen, daß sie vor Schrecken und Entsetzen zur Kirche läuft und ihre Rückkehr zum alten Glauben ankündigt. Das ist ja doch auch das beste, was ihr widerfahren kann. So kommt Herliberg in das Haus der trauernden Witwe. Da sie den ersten Drohungen nicht nachgibt, beginnen die Repressalien. Mit seiner Soldateska setzt er sich in ihrem Häuschen fest, und mit der Grausamkeit der Jugend foltert er das arme Weib. Er hat ja kein Verständnis für ihren so einfach begründeten Widerstand, daß sie von dem Glauben nicht lassen könne, den ihr guter Vater bekannt, für den ihr Mann gestorben sei, der für sie einfach d i e Wahrheit sei. „Er ist aber doch nicht die Wahrheit." Das ist das ganze geistige Arsenal, das Herliberg ihr entgegenzustellen hat. Und seine Edelnatur verbäumt sich in knabenhaftem Trotz: Wie sollte ihm ein Weib widerstehen, ihm die Erfüllung einer vom Obersten gestellten Aufgabe unmöglich machen, wo er in der einen Schlacht ganze Bauernhaufen überwunden hat? Margret hat aber ihre Geduld, ihre durch Leid gestärkte Mutterliebe und — ihre Schönheit. Auf den wilden Knaben, der bislang nie etwas von reiner Frauenmilde und mütterlicher Schönheit und Güte erlebt hat, macht die Dulderin einen tiefen Eindruck. Schwer nur hält er sein barsches Wesen ihr gegenüber aufrecht; heimlich sorgt er dafür, daß ihr Kind vor dem gröbsten Mangel beschützt bleibe. Und vor allem überschleicht ihn die Scham vor dieser elenden Aufgabe, zu der er sich verurteilt sieht. Das muß ein Ende nehmen. Und all diese Stimmungen und Erwägungen stürmen auf ihn ein. Der Kriegstaumel, das Machtgefühl verwirren ihn, die Schönheit des Weibes erregt zum erstenmal sein junges Denken. Und was all diese Wirrungen nicht vermögen, das vollendet der Wein. In einer wilden Stunde reißt er das Weib an sich, und sie würde sein Opfer, gelänge es ihr nicht, ihm seine Mutter und — ein wundervoller Zug — seine Religion ins Gedächtnis zu rufen und ihn damit zur Besinnung zu bringen.

Sie aber flieht mit ihrem Knaben wie ein gehetztes Wild in die stürmische Gewitternacht hinaus. Die Geächtete findet nirgends Obdach und kauert schließlich in einem Kapellchen unter. Hier findet sie der in der Nacht heimkehrende Zettl. Sein reiner Sinn ist aufs tiefste empört über die Gewalt, die einer Frau und Mutter angetan worden ist. Er ist es um so mehr, weil sie von einem katholischen Offizier an einer Protestantin verübt wurde. Und gerade als Katholik verlangt er darum strengste Sühne für diese Übeltat. So macht er des Weibes Sache zur seinigen. Während sie fieberkrank im städtischen Siechenhause liegt, ballt sich rasch das Gewitter über Herliberg zusammen. Es kommt hier ja so vieles dazu. Die Bürger haben so lange Zeit von der Soldateska Gewalt erleiden müssen, daß es ihnen jetzt Lebenssache ist, daß einmal ein Soldat bestraft werde, um einer an einer Bürgerlichen vollzogenen Meintat willen. Jetzt ist für das Volk der Gedanke daran, daß Margret eine Ketzerin ist, völlig ausgelöscht. Sie ist nur die Dulderin, das Opfer militärischer Willkür.

Die ganze Meisterschaft der Dichterin entrollt sich in der Art, wie die verschiedenen Strömungen des damaligen Empfindens gegeneinander wirken. Herliberg wird natürlich von

seinem Obersten, auf den er blind vertraut, preisgegeben. Möchte ihn eine Militärpartei erst gern retten, um dadurch der „anmaßenden" Bürgerschaft ein Schnippchen zu schlagen, so muß er nachher um so sicherer fallen, als diese gleiche Militärmacht erkennt, daß sich ihr hier ein Mittel biete, den Ruf trefflicher Manneszucht und soldatischer Gerechtigkeit mit diesem geringen Opfer festzulegen. Herliberg selbst ist in wenigen Stunden zum Mann gereift. Als der verblendende Taumel von ihm abgefallen ist, erkennt er in tiefster Reue seinen Fall. Der schmerzt ihn um so mehr, als ihn jetzt die Liebe zu dem edlen Weibe zu klarem und reinem Empfinden wird. So ist er zu schwerster Sühne bereit, kann er doch schwerere Qualen nicht erdulden, als ihm sein Gewissen über die verlorene Mannesehre bereits bereitete. Aber auch der Trotz erwacht in ihm. Die, die ihn hier verurteilen wollen, sind dazu nicht berufen. So wehrt er sich erst wie ein Löwe gegen die Gefangennahme und bleibt auch in Ketten ein Held und furchtbarer Kämpe. Zuletzt aber nimmt er geläutert, demütig die Strafe auf sich. Die arme Margret hat ihm längst verziehen. Sie allein von allen weiß, daß der junge Mensch, der ihr so Übles antat, nicht schlecht ist. Sie weiß es, weil er ihr Gutes getan hat. In ihrer Mutterschaft versteht sie sogar, wie er dazu kam, sich an ihr zu vergreifen, und sie verzeiht es ihm um so williger, als er sie freigegeben hat, sobald sie ihn an die Mutter zu erinnern vermochte. Auf ihren Knieen, von ihren Armen gestützt, haucht der füsilierte Krieger seine junge Seele aus. —

Hier haben wir endlich wieder einmal eine Prosaerzählung, für die man ungescheut das Wort „epische Dichtung" wählen darf. Groß, freskenhaft, trotz aller Sorgfalt im Detail ist der Stil. Der Vortrag bewegt sich auf dem Kothurn höchster leidenschaftlicher Erregung. Ich kann mir wohl denken, daß mancher ihn „überspannt" finden wird; denn wir sind ein nüchternes Geschlecht. Gerade der Roman trägt den Fluch der Alltäglichkeit in Gedankenwelt und Sprache. Diese Frau aber hat den Mut der Vollgewalt des Ausdrucks. Eine Tragödie entrollt sich vor den Augen des Lesers ihres Buches. Sie wahrt den großen tragischen Stil in Wort und Gebärde. Etwas Dramatisches liegt in diesem Werke. Oft genug spitzt sich seitenlang das Ganze zu Dialogen zu. Große Fortschritte hat die Dichterin in der Behandlung der weniger hervorstechenden Gestalten gemacht. Eine ganze Reihe der Offiziere, daneben Zettl, treten plastisch und scharf hervor. Ausgezeichnet ist dann auch die Masse behandelt. Oft genügt ein Satz, um eine besondere Art des Denkens überzeugend hervorleuchten zu lassen. Ich möchte nach diesem Buche dieser merkwürdigen Frau auch die Fähigkeit zu einem großen historischen Drama zutrauen.

Und noch ein anderes wage ich jetzt von ihr zu hoffen. So eigenartig ihre Fähigkeit der Darstellung historischer Vorgänge ist, sie ist nicht daran gebunden. Sie hat in ihrem Buche das rein menschliche Problem so scharf erfaßt, daß ich der festen Überzeugung bin, daß sie auch ohne das Prunkgewand der Historie rein durch die Behandlung starken menschlichen Erlebens wird fesseln und erschüttern können.



Vom Zug der Toten

Der Tod eines Künstlers stellt auf geheimnisvolle Weise, wie mit einer plötzlichen Erleuchtung fest, ob wir wirklich etwas von ihm besitzen, das als dauerndes Erbe gelten kann, oder ob er uns nur ab und zu einmal etwas geschenkt hat, das uns für Augenblicke vergnügte. Denn der Tod mahnt zur Besinnung: richtet den Sinn auf die höheren Werte, die den Tod überdauern. Sein phosphorisches Leuchten, wie aus einer andern Welt, läßt nur das Bleibende sichtbar werden ... Und auch alle Zweifel, die etwa dem Lebenden galten, alle Bedenken über seine Entwicklung: alles was fragwürdig erscheinen mochte,

so lange noch Werke von ihm kamen, die den vergleichenden Blick nach rückwärts und vorwärts zu dem Ziele wandten, das wir uns als seine Vollendung gedacht hatten, — alles das versinkt gleichfalls, und wir erkennen mit einziger Klarheit das wirklich Vollendete, und wenn wir es erkennen, so wissen wir, daß es bleibt."

Diese Worte sprach Otto Julius Bierbaum im Oktober bei der Liliencron-Feier in Dresden. Noch nicht ein halbes Jahr später lag er selber auf der Bahre. Zwanzig Jahre jünger als sein Freund hat er dahingehen müssen; aber man hatte eher bei dem 65jährigen Liliencron das Gefühl, daß ein Junger uns verloren sei. Und doch hatte Bierbaum zeitlebens die Gebärde der Jugend. Allerdings bloß die Gebärde. Ist nicht vielleicht alles bei ihm nur Gebärde geblieben? —

Von seinem eigenen, in den Eingangsworten niedergelegten Standpunkte aus gemessen, — und ich halte ihn für gerecht — sinkt die Bedeutung des Künstlers Bierbaum sehr zusammen. Man wird einigen seiner Prosastücke den Wert zeitgeschichtlicher Stimmungsschilderungen zuerkennen, wird eine beträchtliche Zahl seiner Gedichte als gelungene Erzeugnisse einer geschmackvollen und geistreichen Natur gelten lassen. Aber daß wir Künstlerisches von ihm besitzen, „das als dauerndes Erbe gelten kann", wird auch der wohlwollendste Beurteiler kaum behaupten.

Bierbaums Verdienste liegen auf dem Gebiete der Kritik; nicht der wissenschaftlichen, sondern der kunstgenießerischen. Bierbaum war ein Virtuose des Kunstgenießens und obendrein in hohem Maße befähigt zur Reproduktion dieses Genusses. Darin liegt eine der fruchtbarsten Formen der Kritik.

Mit ihr zusammen hängt einmal die feine Witterung für noch unentdeckte Kunstwerte. Bierbaum trat als einer der ersten für Böcklin, Thoma, Uhde ein, und er tat es in Formen, die den Leser begeisterten, ihm ein Nachgenießen des vom Kritiker Erschauten vermittelten. Auch zahlreiche Männer der Literatur sind auf diese Weise durch Bierbaum gefördert worden. Auch bewahrte ihn diese Anlage vor der Lust am Zerstören, die sonst die Kritik des jungen Stürmergeschlechts so unfruchtbar machte. Ihm kam es darauf an, Werte zu entdecken, denn er wollte ja eben genießen. Aus dem gleichen Grunde verfiel er nicht der Einseitigkeit; bei allem Eintreten für die Jungen vergaß er die Alten nicht.

Sein Kunstgenießertum konnte sich dann fruchtbringend betätigen in der Bereicherung der äußeren Formkultur unseres geistigen Lebens. Durch Wort und Tat — man denke an die Gründungen des „Pan" und der „Insel" — hat er den Geschmack am schönen Buche verbreitet und uns aus der bösen Gegend der Prachtausgaben in, freilich oft allzu gezierte, Gärten einer vornehmen Buchkunst geführt. Vor einseitigem Ästhetentum bewahrte ihn dabei eine gewisse erdhafte Schwere.

Nicht zur völligen Ausbildung gelangt, aber nach meiner Überzeugung noch zu mancher Anregung fähig, sind seine Versuche, für die Oper die sinnlichen Eindrücke der Farbe und Formgestaltung der Szene fruchtbar zu machen, wie sie mi „Lobetanz" — einem der besten Opernbücher, die es gibt — und mehr noch in der „Guggeline" vorliegen. In dieser Richtung einer feinen Unterhaltungskunst, die sich ihrer Grenzen bewußt blieb und gerade darum manches zur Verschönerung des Lebens beitragen konnte, hätte er wohl noch manche Anregung geben können. Daß das „Überbrettl", als dessen Vater er zeitweilig gefeiert wurde, sich gleich als so entarteter Sprößling gebärdete, war weniger Bierbaums Schuld, als die unserer hinsichtlich aller Formkultur noch so üblen Verhältnisse.

War so Bierbaum eine von der Zeit befruchtete und ganz für seine Zeit arbeitende Natur, ein Journalist im guten Sinne des Wortes, so hat ihn der frühe Tod vor dem Schicksal bewahrt, das derartigen Talenten droht: sich auszuschreiben und völlig auszugeben. In tragischer Weise hat dieses Schicksal erfahren Hermann Heiberg, zwei Jahrzehnte lang einer der beliebtesten Erzähler, bei dem man — mochte man ihm auch kein großes Künstlertum

zuerkennen — gerade die Fabulierfähigkeit für unerschöpflich halten konnte. Aber sein letztes Buch „Streifzüge ins Leben“ zeigt ihn ohnmächtig zur Gestaltung des ihm doch sehr vertrauten Stoffes — er wollte seinen eigenen Lebensgang schildern —, und man glaubt zwischen den Zeilen herauszuhören, daß er sich der Schwäche bewußt war und umsonst dagegen ankämpfte.

Heiberg gehört zu den vielen deutschen Schriftstellern, die mit einigen Büchern — meist sind es die ersten — echt künstlerische Leistungen vollbringen, dann aber, sobald sie ihr äußeres Leben auf der Schriftstellerei aufbauen, allenfalls einen anständigen Durchschnitt behaupten. 1840 in Schleswig geboren, hatte Heiberg erst in einem wechselreichen Leben als Buchhändler und Bankbeamter sich reiche Erfahrung und viele Menschenkenntnis erworben, bevor er als 41jähriger mit seinem ersten Buche herauskam. Diese „Plaudereien aus den Papieren der Herzogin von Seeland“ machten in ihrer Mischung von realistisch scharfer Schilderung und plauderfroher Fabulierkunst einen so starken Eindruck, daß ihr Verfasser rasch zu den begehrtesten Mitarbeitern unserer Zeitschriften gehörte. Er hat den an ihn gestellten Ansprüchen gern entsprochen und es im Laufe von 25 Jahren auf 60 Bände Romane und Novellen gebracht. Den „Apotheker Heinrich“, „Schulter an Schulter“, „Empörte Herzen“ wird man mit Nutzen und Genuß lesen; in den knappen Novellen erreicht er fast immer eine höhere Stufe. Zumal beim Erzählen von Jungensstreichen und in den Schilderungen seiner Heimat erfreut oft echte Warmherzigkeit und kernhafter Humor.

In Gerhard von Amyntor, der Ende Februar verstarb, verliert auch der Türmer einen aufrichtigen Freund und Mitarbeiter. Dagobert von Gerhard, wie sein eigentlicher Name war, kam vom Soldatendienst — er hat die drei Feldzüge mitgemacht — zur Schriftstellerei. Etwas soldatisch Gerades und Aufrechtes ist ihm geblieben. Den Winkelzügen moderner Nervenspezialisten zu folgen, war seine Art nicht. Er kämpfte für einen zuversichtlichen deutschen Idealismus und hatte darin manches mit Otto von Leixner gemein, während er in seinen philosophischen Anschauungen sich von Eduard von Hartmann beeinflußt zeigt. Auch in seinen dichterischen Werken, unter denen es die gegen Tolstoi gerichtete „Cis-moll Sonate“ zu weiter Verbreitung gebracht hat, überwog der Denker den Gestalter. Praktische Lebensphilosophie war sein Ziel. Für sich selbst hat er es verwirklicht, wie sein am 70. Geburtstage abgelegtes Lebensbekenntnis zeigt: „Sollte ich die Summe meines Lebens ziehen, so würde ich zu dem Fazit gelangen, daß ich mehr des Sauren als des Süßen genossen und trotzdem die Überzeugung gewonnen habe, daß es um das menschliche Leben etwas außerordentlich Herrliches, Wunderbares und Geheimnisvolles ist.“ St.





Mittelrheinische Kunst

Von

Mela Escherich

Die großen Kulturzentren der alten deutschen Kunst waren Franken, Schwaben und der Niederrhein. Nürnberg, Augsburg, Basel und Köln bildeten die wichtigsten Treffpunkte des künstlerischen Lebens. Die beiden letzteren spielten als Kunststädte im Sinne des Marktes ihre Rolle, und die Künstler, die in ihren Mauern zu Ruf gelangten, waren alle zugewandert. Nürnberg und Augsburg dagegen wetteiferten auch im Ruhm als Geburtsstädte unsrer größten Künstler. Die Nürnberger Schule hatte den konservativsten Charakter, wenigstens bis zu Dürer die strengste Sonderentwicklung; in Schwaben bildeten sich mehrere verschiedene Gruppen, und in zwei Epochen war es je der bedeutendste schwäbische Künstler (Witz, Holbein d. J.), der sein Domizil nach Basel verlegte; die Schule von Köln endlich entfaltete ihre Eigenart im jähen Wechsel der aufeinanderfolgenden oberdeutschen, niederrheinischen und niederländischen Elemente. Ist somit das Bild der einzelnen Schulen ein unendlich vielgliedriges und nur selten einheitliches, so wird der Anblick noch ein viel bunterer, wenn wir die gesamten Entwicklungen der deutschen Kunst in ihren zahlreichen Strömungen und Verflechtungen betrachten. Da schieben sich zwischen die großen Schulen die kleineren Lokalgruppen, die ihre Kräfte an die großen Kunstzentren hinausgeben und von dorther Rückwirkungen empfangen. Schwerer fanden sich hier die Künstler zu geschlossenen Verbänden zusammen. Schwerer entwickelten sich, wie so großartig in Köln und Nürnberg, bestimmte Traditionen. Die Kunst dieser Künstler war eine begrenztere. Aufträge kamen nur aus dem nächsten Umkreis. Der Name erhielt keinen Klang. Wo wir in Zunftbüchern einen Namen finden, wissen wir ihn nicht in bestimmte Verbindung mit den erhaltenen Kunstwerken zu bringen. Das große Publikum, das an der Biographie eines Künstlers oft mehr Freude hat als an seinem Werk, wendet sich deshalb von diesen unbekannten Meistern interesselos ab, ohne sie erst recht beguckt zu haben, denn man weiß ja nichts von ihnen. Der echte Kunstfreund aber sucht sich gerade auf diesen einsamen Spuren mit einer ähnlichen Herzenslust seinen Pfad, wie der rechte Wand-

rer lieber durch Wald- und Bergwildnis streift als auf gepflegten Promenadewegen.

Eine der interessantesten dieser Gruppen bildet die Kunst des rhein-mainischen Gebiets. Man kann nicht eigentlich von einer mittelrheinischen Schule reden. Die Individualitäten sind zu verschieden und ihre Bestrebungen zu weit auseinandergehend. Und dennoch, seit sich die Forschung näher mit den Rheinfranken beschäftigt, tauchen langsam Zusammenhänge auf, denen nachzugehen außerordentlich anziehend ist. Die einzelnen Werke, um die es sich handelt, sind von hoher Qualität; nun, da sich mehr und mehr Linien ziehen lassen, rücken sie auch mehr in das Interesse der Öffentlichkeit. Leuchtet doch am Ende der langen Reihe ein Name auf, der längst im Brennpunkt dieses Interesses steht — Grünewald. Große Meister ziehen meist einen rückleuchtenden Strahl einer durch Generationen gehenden Kunsttradition nach sich. Bei Grünewald ist dieser Strahl noch nicht in durchlaufender Linie erkennbar. Aber er zuckt schon da und dort auf. Und je phantastischer die Funken stieben und springen, je mehr reizt es uns, nach ihnen zu blicken.

Nun ist kürzlich ein Tafelwerk erschienen, das allen Wünschen, die man hinsichtlich der bis jetzt nur in Einzelabhandlungen der Spezialforschung besprochenen Meister hegen konnte, entspricht. Es heißt: „Mittelrheinische Kunst“ (Mittelrheinische Kunst. Beiträge zur Geschichte der Malerei und Plastik im 14. und 15. Jahrhundert von Friedrich Back. Frankfurt a. M. 1910, J. Baer & Ko. Preis in blauem Leinwandband 40 ℳ; besondere Luxusausgaben zu 75 und 100 ℳ) und erfuhr, da es eine Festgabe von Freunden und Mitgliedern des „Historischen Vereins für das Großherzogtum Hessen“ zur Feier von dessen 75-jährigem Bestehen bildet, die liebevollste Ausstattung. Als Verfasser des Textes begrüßt man mit besonderer Freude einen gründlichen Kenner der mittelrheinischen Kunst, den Direktor des Darmstädter Museums, Professor Friedrich Back. Back brauchte bei seinen Studien nicht weit in die Ferne zu schweifen. Das ganze Material liegt auf einem verhältnismäßig engen Umkreis beisammen, in Frankfurt, Mainz und den lieblichen hessischen Landstädten und Dörfern; einige der schönsten Stücke aber, wenigstens was die Gemälde betrifft, besitzt Darmstadt selbst. So konnte der Verfasser mit Muße und Hingabe an die Arbeit gehen, die demzufolge denn auch eine sehr liebevolle und gründliche wurde.

Die bisherige Forschung beschäftigte sich, zeitlich rückwärts schreitend, mit der Freilegung bestimmter Gruppen. Eine solche war die Gruppe des sogenannten Hausbuchmeisters (für den kürzlich der Name Heinrich Lang ermittelt wurde) mit den wichtigen Persönlichkeiten der Meister des Seligenstädter Altars, der Mainzer Marienlegende, des Gelnhausener Altarwerks und des Gothaer Liebespaars. Eine andere war die weit über den Mittelrhein hinausgreifende, den bedeutsamen Einfluß der van Eycks und des mystischen Meisters von Flémalle der deutschen Kunst vermittelnde Richtung — von einer Gruppe kann man eigentlich hier nicht sprechen, da die einzelnen Vertreter in den verschiedensten Schulen auftauchen —, die in dem interessanten Meister der Darmstädter Passion lokal vertreten ist. Eine dritte endlich die bisher noch lose zusammengefügte des Meisters

des Ortenberger Altars (Darmstadt, Museum) und des Meisters des Altars der Peterskirche (Frankfurt, Städt. Museum), neben denen noch etliche Künstler lediglich in zeitlichen Zusammenhang gebracht werden konnten. Hiermit waren, nach Thodes grundlegender Aufteilung der deutschen Kunst des 15. Jahrhunderts in drei große Entwicklungsphasen, speziell für den Mittelrhein, auch zeitlich drei Zentralisationspunkte (Ausgang, Mitte und erstes Drittel des Jahrhunderts) gewonnen. Ein weitres ausführliches Zurückgehen war bisher durch den Mangel an Abbildungsmaterial ziemlich erschwert. Hier greift nun das neue Werk hilfreich ein. Back sucht die Entwicklungen des vierzehnten Jahrhunderts auf und eröffnet damit die so wichtige Perspektive in die Epoche Karls IV., in der die rheinfränkische Kunst ihre erste Prägung erhalten hat.

Die deutschen Kulturverhältnisse des 14. Jahrhunderts waren an sich ganz eigenartige, und insbesondere im mittelrheinischen Gebiet traten die Zeitströmungen in sehr charakteristische Erscheinung. Frankreich und Böhmen wirkten hier stärker als an andern Orten auf die lokalen Zustände ein, und diese Einwirkungen spiegelte naturgemäß die Kunst wider. Paris bildete seit geraumer Zeit, durch die Universität, den Brennpunkt der kontinentalen Kultur. Dort gipfelten die religiösen Bewegungen. Dort lehrten die berühmtesten deutschen Mystiker, Albertus, Eckhart. Von Paris kamen sie alle, die dann in Deutschland mit steigendem Ruhm auftraten. Von Frankreich erhielten wir auch die Gotik. Sehr bezeichnend nennt uralte Hüttensage Albertus Magnus, den großen Mystiker, als den Erfinder der Gotik. Albertus hat freilich die Gotik nicht erfunden; aber die Sage trifft insofern das Richtige, als sie eben Mystik und Gotik, die neue Geistesrichtung und den neuen Stil, als etwas gemeinsam Auftretendes und etwas gemeinsam von Frankreich Kommendes als Tradition bewahrt. Karl IV., in Paris erzogen, kannte, als er den böhmischen Thron bestieg, keinen höheren Wunsch, als Prag zu einem zweiten Paris zu machen. Prag blühte fast über Nacht zu einer glänzenden Weltstadt auf. Durch die rasche Heranziehung der bedeutendsten Gelehrten und Künstler aus allen Ländern gewann es einen vornehm internationalen Charakter. Die deutsche Kultur konnte davon nicht unbeeinflußt bleiben; besonders die Mainlinie mußte, schon ihrer geographischen Lage nach, am stärksten berührt werden. Überdies bildete Mainz, infolge zahlreicher politischer Beziehungen, einen festen Punkt, wo französisches und böhmisches Wesen sich dem deutschen vermischte. Schon unter dem Kanzler Wenzels II. von Böhmen, Peter von Aspelt, der 1306 Erzbischof von Mainz wurde und 1308 in Heinrich VII. das Haus Lützelburg auf den deutschen Thron brachte, machte sich dieser Einfluß fühlbar. Schon damals taucht ein böhmischer Baumeister, Heinricus Lapicida, in Mainz auf, baut daselbst die Liebfrauenkirche. Gewiß brachte der böhmische Meister auch böhmische Werkleute mit, von denen manche am Ort blieben und sich ansässig machten. Unter Karl IV. nahm der Verkehr mit Böhmen zu, um so mehr, als der Lützelburger Johann von Ligny Erzbischof von Mainz wurde. Am erzbischöflichen Hofe blühte ein reiches, festliches Leben. Der internationale Kulturgeist, den Karl IV. in Prag erweckt und gefördert hatte, färbte auch auf Mainz ab. Hier war man mit französischer und italienischer Kunst vertraut, zum mindesten durch die Miniaturmalerei. Hier

muß für den Mittelrhein ein Zentrum künstlerischer Anregung gewesen sein. Wir sehen es, wenn wir die frühen Werke der Plastik betrachten, aus denen eine hohe Kultur spricht. Es sind die Reliefs der Seligen und Verdammten im Kreuzgang des Mainzer Doms und jene der Liebfrauenkirche (heute im Museum), das aus dem Mainzer Reichenklarakloster stammende Grabdenkmal des Grafen Diether IV. von Katzenelnbogen (Wiesbadener Museum) und im Anschluß daran, obwohl nicht mehr zur Mainzer Schule gehörig, sondern aus oberhessischer Werkstatt stammend, verschiedene Grabdenkmäler zu Frankfurt, Friedberg und Konradsdorf. Die große Epoche der Plastik des 13. Jahrhunderts wirkt hier ausklingend nach. Back regt die schon früher berührte Frage an, ob nicht einigen Künstlern vielleicht Zeichnungen nach den Naumburger Skulpturen bekannt gewesen wären. Die großartige Gewandbehandlung der Figuren läßt darauf schließen. Entwicklungsgeschichtlich interessanter aber noch ist der Hinweis auf die Beziehungen zu den Bamberger Statuen, wofür die schöne Madonna in der Fuststraße zu Mainz ein Beispiel bietet. Diese Madonna, noch aus dem 13. Jahrhundert, verbindet französische (Reimser) und fränkische Tradition und betont damit als frühstes Beispiel den künstlerischen Werdegang längs der Mainlinie. Aus dem Ende der nächsten und der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts zeigt dann eine Gruppe von Grabsteinen des Mainzer Doms die weiteren Beziehungen, die man mit der fränkischen Kunst unterhielt. Von strengerer Bodenständigkeit endlich sind die von verschiedenen Händen stammenden höchst interessanten Statuetten des Memorienportals im Mainzer Dom. Ostfränkisches ist hier kaum als mittelbarer Einfluß, sondern nur als eine den künstlerischen Sinn bereichernde Anregung zu verspüren, eher liegt auch ein Hauch französischen Schönheitsgefühls über ihnen. Von all den Fremden, die sich täglich den Kreuzgang des Domes aufschließen lassen, laufen wohl die meisten achtlos durch das Portal, an dessen Laibung außen und innen in vier übereinander sich aufbauenden, reich verzierten Baldachingeschossen die lieblichen Gestalten männlicher und weiblicher Heiligen stehen. Keine feierlichen, leidensvollen Märtyrer, sondern fröhlich heitre Menschen ohne Nimbus und Pathos, die Frauen von einer schelmisch neckischen Lustigkeit, Mägdlein, denen die Freuden des Mainzer Karnevals geläufiger sind als Aszese und Bußübung. In den Figuren ist etwas Schwingendes, bewegt Rhythmisches; die Köpfe sind geneigt, wie in leichtem Wiegen nach den Weisen einer frohen Musik; die Gewänder fluten in rieselndem Faltenspiel nieder, ein leichtes Wehen ist in ihnen, das ein Schreiten der Gestalten vortäuscht, obwohl diese stehen. Man sieht bei den meisten die Füße nicht. Der Gebrauch von Standbein und Spielbein scheint dem Meister und seinen Gehilfen unbekannt gewesen zu sein. Das feste Stehen nach streng statuarischem Prinzip ist in ein rhythmisches Neigen und Wiegen aufgelöst, das aber sehr anmutig, sehr liebenswürdig wirkt. Ein solches Werk mußte einiges Aufsehen machen. (Vielleicht ist das bald danach, 1422, entstandene Epitaph an der Moritzkapelle zu Nürnberg ein Beweis, daß auch mainaufwärts künstlerische Einflüsse ihren Weg fanden.) Eigenartig ist die, allerdings durch dicke Bemalung erhöhte, überaus weiche Wirkung des Materials, die statt Stein eher Ton vermuten läßt. Offenbar sind die Figuren in engsten Zusammenhang mit der mittelrheinischen Terra-

Tonplastik zu setzen. Dieses Gebiet, bisher noch so gut wie gar nicht beachtet, erfährt durch Back eingehende Behandlung. Zwei hervorragend schöne Werke konnten hier zusammengestellt werden: die lebendig gruppierte Kreuztragung aus Lorch (Wien, Sammlung Figdor) und eine Beweinung aus dem Limburger Dommuseum. Für die Lorcher Kreuztragung gelang wiederum ein Hinweis auf französischen Einfluß, speziell Elfenbeinplastik. Die Gestalten haben das fein Anmutige französischer Kunstwerke, vermischt mit deutscher Innigkeit und dem der mittelrheinischen Kunst besonders eignen hochentwickelt malerischen Gefühl. Ein wunderbares Leben beseelt die Köpfe. Die tiefen Leidenszüge des mühsam sich dahinschleppenden Erlösers, die verschiedenen Mienen der teils gleichgültigen, teils mitfühlenden Soldaten, des in edler Haltung voranschreitenden Schächers, der teilnahmsvollen Frauen — wir stehen ergriffen vor diesem Reichtum der Gefühlskraft, der uns machtvoll in die Trauerstimmung der Karfreitagsszene hineinzieht. Von der gleichen Hand, aber vorgeschrittener im Stil, ist die noch bedeutendere Limburger Beweinung. Die Figuren sind größer gesehen. Der detaillierende Stil ist verlassen, Ausdruck und Formengebung auf eine erhabene, tragische Sprache gesteigert. Die Größe wortlosen Schmerzes diktiert jede Gebärde, jeden Seufzer. Eine zusammengesunkene Maria, ein leidvoll bei ihr kauernder Johannes, beide müde zusammengeduckt im Gefühl des Verlassenseins; vor ihnen die starre Leiche, zu beiden Seiten, links betend in frommer Andacht der gütige Joseph von Arimathia, der „ehrbare Ratsherr", wie er im Evangelium Marci heißt, rechts Nikodemus, die Hand sinnend an die Stirn gelegt, ein reifer Typus der Beschaulichkeit. Das Mittelalter liebte, beeinflußt von der mystischen Literatur, die beständige Gegenüberstellung der vita activa und contemplativa. In zahlreichen Heiligenpaaren finden wir dieses Thema behandelt. Hier scheint der Bildhauer die beiden Greise dazu auserseben zu haben. Besondres Interesse flößt die Gestalt des Nikodemus ein. Man verliert sie schwer aus dem Gedächtnis. Die herben, groß empfundenen Formen, die ruhige, in wenigen breiten Falten akzentuierende Gewandbehandlung, die überlegene Ruhe in Ausdruck und Gebärde berühren uns modern. Vor solchen Werken festigt sich langsam der Begriff von einer künstlerischen Entwicklung, an deren Ende der große Grünewald erscheint.

Noch klarer erfassen wir in der **Malerei** den Zusammenhang, wenn wir das große Hauptwerk vom letzten Drittel des 14. Jahrhunderts, den **Friedberger Altar** (Darmstadt, Museum) betrachten. Aus der Friedberger Stadtkirche ist dieses Werk im Jahre 1878 gerettet worden, — gerettet muß man wohl sagen im Hinblick auf die dort verbliebenen, durch verständnislose Behandlung dem Untergang geweihten Gemälde. Übrigens war der Zustand der Tafeln ein so trauriger, daß man sie vorläufig in das Depot der Galerie verbannen mußte. Erst seit dem 1906 erfolgten Umzug in das neue, von Messel errichtete Gebäude — die Galerie befand sich früher im großherzoglichen Schloß — ist das nun mit großer Sorgfalt restaurierte Altarwerk an das Licht der Öffentlichkeit gerückt worden.

Die Tafeln zeigen ein frühes Schema des gotischen Altars: in der Mitte den Gekreuzigten mit Maria und Johannes, davon rechts und links, in einer Linie

nebeneinanderstehend, Apostel und Märtyrer, eine Anordnung, die wir auch in der frühen kölnischen Schule finden. Originell und in Deutschland selten sind die dreieckigen Giebelaufsätze, in den Feldern ebenfalls mit Malereien geschmückt. Die Ausführung läßt im ganzen fünf Künstler erkennen. Die Auffassung der einzelnen Gestalten ist eine wahrhaft erhabene. „Hinausgreifend über eine bloß äußerliche Unterscheidung der Heiligen hat der Maler Persönlichkeiten geschaffen ... Aus der Dämmerung überweltlicher Ferne ist das Heilige in den Kreis ergreifenden Menschentums gerückt. Der gehaltene Schmerz königlicher Naturen liegt in der Silhouette Marias und in der Mundlinie Christi."

Große, lange, für die Ferne auf eindrucksvolle Wirkung berechnete Figuren, so stehen die edlen Gestalten vor uns. Nur einige sehen uns an. Die meisten sind, in Gedanken und Empfindungen verloren, ganz in sich selbst vertieft. Ein Zug, der unmittelbar auf Grünewald weist. Nur daß das leidenschaftliche Feuer des Aschaffenburgers fehlt. Ein kontemplativer Geist überwiegt. Wir fühlen noch mehr den Zusammenhang mit der mittelalterlichen Mystik. Überraschend ist die durchgebildete Individualisierung der einzelnen Köpfe, wie etwa des Petrus oder des Paulus. Back gelang es, noch ein zweites Werk dieses Meisters nachzuweisen, eine Wandmalerei zu St. Kastor und Pollux in Koblenz, ebenfalls ein Kruzifixus mit Heiligen, in einem ungleich leidenschaftlicheren Stil, der mit der plastischen Strenge der Konzeption in einem eigenartig erregenden Zwiespalt steht. In beiden Werken glaubt Back klösterliche Kunst erkennen zu dürfen und nennt frageweise das Prämonstratenserkloster zu Ilbenstadt in Oberhessen als Entstehungsort. Eine gewisse Bestätigung erhält diese Vermutung durch ein andres Werk von geringerer Bedeutung, das aber in offenbarem Schulzusammenhang steht. Es wurde von den Prämonstratenserinnen des Klosters Altenberg bei Wetzlar bestellt und befindet sich heute auf Schloß Braunfels. Der Künstler, von dem auch der im Darmstädter Museum befindliche sogenannte kleine Friedberger Altar stammt, könnte sehr wohl ebenfalls dem Ilbenstädter Kloster angehört haben. Die mönchische Kunst stand im späten Mittelalter noch immer in einem gewissen Konkurrenzverhältnis zu der freilich immer mächtiger aufblühenden, durch ein gesundes Zunftwesen erstarkenden Laientätigkeit. So hören wir auch von einem Mainzer Karmelitermönch Frater Nikolaus, der 1432 ein köstliches Miniaturenwerk schuf; vielleicht stammt von ihm auch der zeitlich frühe anzusetzende Siefersheimer Altar (Darmstadt, Galerie). Muß der Meister des großen Friedberger Tafelwerks an die rheinhessisch-fränkische Entwicklungslinie gestellt werden — Bamberger und Nürnberger Kunst macht sich hier am ehesten fühlbar —, so weist der Schöpfer des Siefersheimer Altars in manchem nach Westfalen, wie überhaupt in nördlicher Richtung eher an die westfälische als an die kölnische Kunst ein Anschluß bemerklich ist. In ähnlicher Weise wie in Westfalen erfolgte auch die durch Burgund, am Mittelrhein vielleicht auch durch Böhmen vermittelte Einwirkung italienischer Meister.

Dies gilt auch für das schöne Altarwerk aus der Frankfurter Peterskirche (Frankfurt, Städt. Museum), einer figurenreichen Kreuzigung, die uns in ihrer lebhaften Komposition und überaus fein verstandnen Farbengebung an west-

fälische Vorbilder gemahnt. Hier mag wohl auch das „Italienische“, auf dem Umweg durch westfälische Verarbeitung, bereits von sekundärem Einfluß gewesen sein. Beachtenswerte Beziehungen deckt Back in diesem Werke zwischen der Malerei und den Mysterienspielen, dem Alsfelder und dem Frankfurter Passionsspiel auf.

Ein Marienleben in dem oberhessischen Städtchen Schotten, künstlerisch weniger bedeutend, erinnert an böhmische Vorbilder. Hierher gehört auch eine im Darmstädter Museum befindliche Kreuzigung, die wiederum stilistisch noch mit einer solchen zu St. Stephan in Mainz zusammengeht. Von ganz eigenartigem Reiz ist auf dieser letztern die eine Gruppe, die in Johannis Arm sinkende Madonna. Zwei Gestalten, unmittelbar aus dem Gefühlskreis der Mystik geboren. Die Typen von Gottesfreunden schauen uns in ihnen an. Ob der Maler sich diese Madonna aus einem Beghinenhaus geholt hat? Das Feine, Empfindsame, das aus dem von Aszese und Leidensbetrachtung durchsichtigen Antlitz spricht, verrät eine edle in religiöser Kultur geschulte Persönlichkeit. Und dasselbe gilt von der Erscheinung des Johannes. So wie dieses Paar stehen in unsrer Vorstellung die Mystiker und Mystikerinnen des 14. Jahrhunderts, so etwa möchte man sich Margarete Ebner und Heinrich von Nördlingen vorstellen, Typen, deren Ausläufer sich eben wohl in ganz Deutschland bis in das 15. Jahrhundert, die Zeit dieser Mainzer Kreuzigung, erhielten.

Das Hauptwerk der mittelrheinischen Kunst von der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts ist das aus Ortenberg stammende Triptychon, eine Perle der Darmstädter Galerie. Es darf den Rang eines erstklassigen Werkes der deutschen Kunst überhaupt beanspruchen. Eine höchst eigenartige farbige Behandlung fesselt sofort. Die Figuren sind in schwarzen Umrissen vorgezeichnet, die Gewänder silbern angelegt und mittels eines Firnisses auf einen Goldton gesteigert. Das rosige oder schwach bräunliche Inkarnat ist mit weißen Lichtern gehöht und gelbgrünlichen Schatten modelliert. Im Gegensatz zu den blonden, goldigen Tönen des Mittelbilds sind die Flügel in etwas mehr Farben gehalten. Braun, Grün, Gelbrot und Rot klingen verstärkend in den hellen, sehr freudigen Akkord ein. Die Darstellung behandelt im Mittelstück die sogenannte Heilige Sippe, die legendarische Verwandtschaft der heiligen Jungfrau, auf den Flügeln innen Geburt und Anbetung der Könige, außen die Verkündigung Mariä. Die zahlreichen Frauen der Heiligen Sippe, denen noch drei heilige Jungfrauen Agnes, Barbara und Dorothea gesellt sind, gaben dem Maler Gelegenheit, eine äußerst liebenswürdige Gesellschaft zu einer Gruppe zu vereinigen. Altertümlich sind die Gestalten übereinandergereiht; aber zeichnerisch schließt sich die Doppelreihe so glücklich zusammen, daß man den Mangel an Perspektive wenig empfindet. Ein heiterer Linienfluß belebt die ganze Komposition. In den Köpfen wiederholt sich der in der holden Maria gegebene weibliche Schönheitstypus, erfährt in den ausnehmend anmutsvollen Gesichtern von Barbara und Dorothea noch eine Steigerung ins Schelmisch-Liebliche. Die Gestalten wirken in dem reich entwickelten Faltenspiel der Gewänder in einer zarten, aber reizvoll betonten Körperlichkeit. Die ganze in einem bewegten Rhythmus empfundene Darstellung ist wie von einer festlichen Musik erfüllt, eine Illusion, die durch die leicht wie lauschend geneigten Köpfe verstärkt

wird. Hier spielt jene Kunstrichtung weiter, die wir in den Statuetten des Mainzer Memorienportals kennen lernten. Back hat, indem er diesen Zusammenhang erkannte, einen traditionellen Zug der mittelrheinischen, man darf hier wohl im engern Sinne sagen Mainzer Kunst glücklich bloßgelegt. Es ist einerseits das heitre, weltfreudige Element, das wir in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts bis ins Geistreich-Elegante gesteigert bei dem Hausbuchmeister wiederfinden, andrerseits der eminent malerische Sinn — denn auch die Portalstatuetten neigen nach einer malerischen Auffassung hin —, und endlich das hochentwickelte Gefühl für den Rhythmus der Linie. Die beiden letzteren Eigenschaften erscheinen als ein Gemeingut der mittelrheinischen Kunst. Wir können sie mehr oder minder in allen ihren Werken beobachten, am stärksten aber in dem Friedberger und Ortenberger Altar, die hierin auf die Kunst des 16. Jahrhunderts, auf Grünewald hinweisen.

Wir sehen, die frühe Kunst am Mittelrhein ist ein interessantes Kapitel, wohl wert, in ausführliche Betrachtung gezogen zu werden. In ihm erschließen sich uns neue Perspektiven und Beurteilungen, die auch unser Urteil über die übrige deutsche Kunst in manchem bereichern und verändern. „Früher als in andern Kreisen der deutschen Kunst kam das persönliche Erlebnis des Künstlers in den Bildern zum Ausdruck und erfüllte die althergebrachten Motive mit neuem Leben ... Diese freiere Regung menschlichen Empfindens ist der mittelrheinischen Kunst eigentümlich im Unterschied von der kölnischen, die bei allem Glanze äußeren Lebens, das in ihr auftritt, doch viel mehr von kirchlichen Rücksichten bestimmt und eingeschränkt war ... Auf den Altären des Kölner Doms kann man sich die Kunst Matthias Grünewalds nicht denken, der so rücksichtslos mit allem Herkommen umsprang.“



Zu unsern Bildern

Die Rokokobilder wollen wir in diesem Hefte für sich selber sprechen lassen. Können die einfarbigen Wiedergaben auch nicht so beredt sein, wie die in köstlichem Farbenzauber strahlenden Originale, die in den letzten Wochen das Entzücken jedes Besuchers der Berliner Akademie-Ausstellung bilden, sie werden doch den liebevollen Betrachter aus unserer so ganz anders gearteten Zeit den Weg finden lassen in ihre Welt, in der heiterer Lebensgenuß und sonnige Grazie ein fröhliches Regiment führten. Wohl erkennen wir, daß auch dieses Regiment Zwang ausübte. Einen Zwang der Form, die oft zur Etikette erstarrte. Aber gerade die Künstler wußten diese Starrheit in Freiheit aufzulösen. Über die Art dieser Künstlergruppe, über Denken und Empfinden der Zeit, in der sie wirkten, wird ein Aufsatz im nächsten Hefte berichten. Für das Osterheft schienen uns ernstere Töne angemessen, wie sie M. Escherich in ihrer Darstellung der mittelalterlichen Kunst am Mittelrhein anschlägt. Mit unserem Titelbilde geben wir wenigstens eine Probe dieser in Form und Inhalt gleich starken Kunst. Wer möchte aus der Abbildung schließen, daß es sich hier um ein räumlich ganz kleines Kunstwerk handelt? Der monumentale Geist, in dem es empfunden ist, bewirkt — ähnlich wie bei manchen Bildern Mantegnas und Dürers —, daß wir uns das Bildwerk selber nur groß vorzustellen vermögen.





Mademoiselle Clairon als Medea
mit Monsieur Lekain als Jason



Charles André
gen. Carle von Loo



Rhythmus

Von

Dr. Karl Storck

„Auch ich war in Arkadien". Ich bin kein Dichter, der die Träume seiner Phantasie als Erlebnisse verkündet und aus Schmerz und Freude seiner Sehnsucht Lieder gestaltet. So dürfte ich an dieser Stelle nicht von diesem meinem Aufenthalte im Lande Arkadien berichten, wenn ich nicht gleichzeitig die Wege aufweisen könnte, auf denen auch andere dahin zu gelangen vermögen. Und wieder einmal fühle ich es deutlich, daß die schönste Kritik eine Art von Reproduktion ist: ein Wiederauflebenlassen des Genusses und der Beglückung, die uns eine Kunsttat gebracht hat.

Leider empfinde ich gleichzeitig die Ohnmacht zu dieser Reproduktion. Wenn ich durch eine neue Komposition eine Offenbarung erhalte, so werde ich einem Dritten, der sie nicht gehört hat, durch noch so beredte Worte nicht so viel geben können, wie wenn ich mich an ein einfaches Klavier setzen kann und ihm ein, wenn auch noch so schwaches Abbild des Empfangenen wieder vermittele. Den überwältigenden Eindruck, den ich von einem Bauwerke, einem Gemälde empfangen habe, werde ich in einem anderen, der nicht das Glück hatte, diese Kunstwerke zu sehen, wenigstens einigermaßen wiedererwecken können, wenn ich eine Nachbildung gleichzeitig zur Hand habe. Ein Vermittlungsinstrument muß da sein, das sich bei dem Empfänger der kritischen Reproduktion an denselben Sinn wendet, mit dem der reproduzierende Kritiker selbst den großen Eindruck empfangen hat.

Sollte ich überzeugend schildern, als Erlebnis wiedererwecken können, was ich bei meinem Aufenthalte in Arkadien gesehen habe, so müßte ich ein Instrument dazu besitzen. Dieses Instrument wäre ein *rhythmisch geschulter Körper*. Ich weiß mich frei von Neid; aber in diesen Stunden habe ich jene beneidet, die noch in jugendlichen Schuljahren stehen, die nun eigentlich bloß rasch ihr Gepäck zusammenzunehmen brauchen und nach Arkadien hinfahren können, um selber Bürger dieses Reiches und lebendige Kündiger seiner Schönheit zu werden.

In der Woche vom Februar zum März hielt Professor E. Jaques-Dalcroze aus Genf in der Berliner Kgl. Hochschule für Musik drei Vorträge über seine Methode einer musikalisch-rhythmischen Gymnastik. Die Vorträge führten die Titel: 1. „Erziehung des rhythmisch-musikalischen und ästhetischen Sinnes und Gehörbildung"; 2. „Der Rhythmus auf der Bühne und im modernen Musikdrama"; 3. „Die Reform der Tanzkunst". Jede der Veranstaltungen zerfiel in zwei Teile, deren erster kleinerer dem gesprochenen Worte diente, während der andere, der sich immer weit über die gewohnte Konzertzeit ausdehnte und doch jedem zu früh zu Ende kam, den praktischen Vorführungen durch sieben Schülerinnen des Vortragenden eingeräumt war. Ich habe in mehr als einem Jahrzehnt einer Berliner Musikkritikertätigkeit, zu der noch etliche Jahre reichlichsten Konzertbesuchens hinzukommen, alles mögliche an Beifallsäußerungen erlebt; von hingebender Begeisterung bis zur Aufstachelung aller Empfindungen durch Sensation, von lautem Dankesjubel bis zur nervös-hysterischen Aufgepeitschtheit aller Sinne. Aber ich kann mich nicht erinnern, jemals einen solchen Ausbruch der Freude, des Beglücktseins einer dicht gescharten Zuhörerschaft vernommen zu haben, wie an diesen Abenden. Und als am dritten Abend die vier Kinder (von 9—11 Jahren) und drei Mädchen (17—19 Jahre) in losen, leicht geschürzten Faltengewändern tanzten, d. h. nein, dies Wort dürfen wir nicht brauchen, weil es zu falsche Vorstellungen aufruft, — als sie ihre Körper Musik sprechen ließen, da wurde mir zum erstenmal verständlich, weshalb die Mimik als gleichberechtigt im Kreise der anderen Künste steht. Und ich erlebte an mir selbst durch Sehen und Empfinden die im Grunde logisch naheliegende Tatsache, daß jene Kunst die höchste Beglückungskraft haben müsse, die das schönste aller Instrumente zu ihrer Mitteilung benutzt: den menschlichen Körper; also gerade die Mimik. Die Mimik, die für uns heutzutage im günstigsten Falle eine die anderen Künste steigernde Beigabe darstellt; die, wo sie für sich allein auftritt, dem feiner Empfindenden meistens nur Qual bereitet; die im Tanz zu einer sinnlosen Schablone erstarrt ist und uns nur in jenen Jugendjahren belebt zu sein scheint, in denen sich der Tanz als ein Auslösungsmittel erotischer Gefühle und Stimmungen bewährt.

Ich habe für Isadora Duncans Leistungen seinerzeit auch an dieser Stelle Worte hoher Anerkennung gefunden. Ich habe mich am leichten Spiel der Schwestern Wiesenthal erfreut; habe in den Jubel eingestimmt, den die Nationaltänze des russischen Ballets entfesselten; habe mich ergreifen lassen von der Schönheit und Kraft der Bewegungen einer Ruth St. Denis, — aber was der Tanz eigentlich sein sollte oder sein könnte, das habe ich erst an diesem Abend erfahren, wo nicht virtuosenhafte und hervorragend ausgebildete Tänzerinnen ihre hochgesteigerten Leistungen zeigten, sondern als Kinder und Schülerinnen, die durchaus nicht die Absicht haben, jemals Tänzerinnen zu werden, uns vorführten, wie ihre Körper durch rhythmische Schulung instandgesetzt sind, die durch die geistig und seelisch aufgenommene Musik geweckten Empfindungen in Körperbewegung umzusetzen. Doch ich will nicht den vergeblichen Versuch machen, mit Worten Vorstellungen und Empfindungen zu wecken,

wo es keines einzigen Wortes bei allen jenen bedarf, die eine Viertelstunde lang diesen Darbietungen selber mit empfangsfähigen Augen und offenem Herzen beiwohnten. Ich will lieber in Kürze auf die Grundgedanken des Erziehungssystems hinweisen, dem diese Leistungen zu danken sind.

Hans von Bülows Wort „Im Anfang war der Rhythmus" hat in mir immer einen stillen Widerspruch geweckt. Und so wie dieses Wort im allgemeinen verstanden wird, scheint es mir auch nicht berechtigt. Denn Bülow hat es auf die Musik angewendet; für diese ist aber nicht der Rhythmus das Ursprünglichste, sondern die Melodie. Alle Kunst ist Ausdruck eines Erlebens; sie ist dem Menschen ein Mittel, etwas in ihm lebendig Gewordenes, in ihm Steckendes hinaus in die Welt zu bringen. Dieser Geburtsakt des geistigen und seelischen Lebens ist zum Wohlbefinden des das neue Leben in sich tragenden Individuums genau so notwendig, wie im leiblich-körperlichen Sein. So ist die Kunst ursprünglich vor allen Dingen Selbstbefreiung des Künstlers. Es gibt darum eigentlich nur Kunst, nicht Künste. Was wir als einzelne Künste bezeichnen, sind nur die verschiedenen Wege, die von dieser Kunst eingeschlagen werden, sind gewissermaßen verschiedene Instrumente der Geburtshilfe des Geistigen und Seelischen. Einer dieser Wege ist das, was wir Musik nennen. Und da kann nicht der Rhythmus das Ursprüngliche sein, was für mich schon dadurch bewiesen ist, daß der Rhythmus in den anderen Künsten ebenso stark ist, wie in der Musik, daß er also nichts eigentlich Musikalisches ist.

Aber die jüngsten Erlebnisse bestätigten mir, daß ohne die von Bülow gewollte besondere Anwendung auf die Musik jenes Wort „Im Anfang war der Rhythmus" doch zu Recht besteht. *Rhythmus* ist die *ursprünglichste aller Kunstäußerungen*. Denn in seiner Urform kann man ihn bezeichnen als Kunst der Körperbewegung. Der menschliche Körper ist das ursprünglichste und nächstliegende Mitteilungsmittel (Instrument) für die in ihm hausende Seele. Es wirkt wie ein Naturgesetz, daß diese innerlich sich vollziehenden geistigen und seelischen Erlebnisse zu ihrer Mitteilung an die Außenwelt, zu ihrer Geburt ans Licht, dieses ihnen von der Natur zur Verfügung gestellte Instrument, dieses mit Geist und Seele in unlösbarer Verbindung stehende Ausdrucksmittel benutzen. Das erleben wir bei jedem Kinde, das erleben wir an uns selbst alle Tage; das sehen wir in elementarster stärkster Form bei allen Naturvölkern, also bei den gewissermaßen Kind gebliebenen Teilen der Menschheit. Das Springen, Hüpfen, das sich Herumtrollen des Kindes sind Mitteilungsformen innerer Empfindungen. Genau wie jedes Kind gleich durch seine körperliche Haltung ausdrückt, wenn es innerlich irgendeinen Kummer hat. Und selbst dem schwerfälligsten Stubenhocker ist es in Stunden voller Lust das natürlichste Ausdrucksmittel seines Gefühles, einen Purzelbaum zu schlagen oder in tollen Sprüngen sich zu ergehen.

Das hat nun freilich mit *Kunst* wenig zu tun. Alle Kunst ist nur möglich durch Erfahrung. Die Erfahrung, daß diese und jene Bewegung für diese und jene Empfindung die beglückendste und erlösendste Auslösung brachte, sammelt das Material einer Summe verschiedener solcher Bewegungen, die nun zu steigern, zu erleichtern und zu bereichern die Entwicklung dieser natürlichen Fähigkeiten zur Kunst darstellt. Erst durch dieses Bewußtsein der Bedeutung all dieser Tätigkeit

wird die soziale Aufgabe dieser Bewegungen möglich, erst dann können sie ein Mitteilungsmittel für andere werden. Und hier liegt ja der entscheidende Schritt für alle Künste, wo es nicht mehr genügt, ein Ausdrucksmittel für den einzelnen — nur diesem einzelnen verständlich — zu sein; sondern wo dieser einzelne dadurch, daß er sich mitteilt, anderen sein inneres Erleben verständlich macht und sie durch die Kraft seiner Mitteilung und seines Erlebens zum Miterleben zwingt. Als das Mittel, mit Körperbewegungen das zu erreichen, stellt sich der Rhythmus ein. Nicht jene Körperbewegungen selber also sind Rhythmus, sondern die Ordnung derselben. Rhythmus ist demnach die künstlerische Zusammenstimmung der zeitlichen und räumlichen Ausdehnung einer Bewegung.

Wir sprachen eben von Zusammenstimmung räumlicher und zeitlicher Bewegung. Die ältere Ästhetik unterscheidet die Künste in räumliche und zeitliche. Wir aber, die wir begriffen haben, daß es nicht Künste, sondern nur Kunst gibt, können diese theoretisch gewonnene Erkenntnis aus der praktischen Kunstgeschichte nur bis dahin beweisen, daß wir sagen: Hier ist Raumkunst — dort Zeitkunst. Bei den Griechen haben wir diese beiden großen Gruppen deutlich ausgesprochen im „Musenkunstwerk", dem Drama, wie es Äschylos und Sophokles gestaltet hatten, bei dem Poesie, Musik und Mimik so als Einheit auftraten, daß die von Euripides herbeigeführte Steigerung der Musik durch die gleichzeitigen Satiriker, vor allem Aristophanes, bereits als Verfall gebrandmarkt wurde. Weniger in der theoretischen Erkenntnis, als in der praktischen Betätigung, zeigt die griechische Kunst auch die Einheit der räumlichen Künste, wenn sie die bemalte Plastik in der bemalten Architektur aufstellt, und alle diese Faktoren als die Mittel benutzt, das eine künstlerische Bedürfen der Raumgestaltung zu erfüllen.

Wo aber ist das Kunstwerk, wo liegt die Kunstbetätigung, die alle Künste als ungetrennte Einheit zeigt? Wo sehen wir räumliche und zeitliche Künste noch in jener höheren Einheit gebunden? Man verstehe mich recht, es handelt sich nicht darum, die bereits getrennten wieder zusammenzuführen, — hier liegt der ungeheure Unterschied zwischen Richard Wagners Allkunstwerk und dem Musenkunstwerk der Griechen — sondern wo liegt der Punkt, wo die Trennung noch nicht erfolgt war, wo der Begriff Kunst nichts anderes bedeutete, als künstlerischer, d. i. schöner Ausdruck des Innenlebens, und wo zu diesem Ausdruck die zeitlichen und räumlichen Ausdrucksmittel als Einheit verwendet wurden? Wir haben es eigentlich oben bereits gesagt. Es war zu jener Zeit, als der menschliche Körper das Instrument dieses Kunstverlangens war. Nicht der bildnerisch übernommene, in der Dreidimensionalität der Plastik hingestellte, oder von der Malerei auf die Fläche gebannte Körper, sondern der lebendige Körper des lebendigen Menschen. Leben ist Bewegung und kann nur durch Bewegung mitgeteilt werden. Der Körper aber ist nicht ein geistiges, wie das Wort, das verrauscht, oder der Ton, der verklingt, sondern ist gleichzeitig ein räumliches. Zeit und Raum sind in allen seinen Bekundungen und Betätigungen naturnotwendige Einheit.

Das Mittel, diesen Körper zum künstlerischen Ausdrucksmittel zu machen, aber ist der Rhythmus.

Nun verstehen wir auf einmal, weshalb auch keine der zum Einzelleben erweckten Künste ohne Rhythmus zu denken ist; weshalb die Architektur diesen Rhythmus braucht wie die Poesie; weshalb die Malerei von rhythmischen Gesetzen geleitet wird wie die Musik. Wir müssen leider fast überall sagen: geleitet sein sollte! Denn das ist sicher, daß in unseren sämtlichen Künsten das Gefühl für Rhythmus zurückgegangen ist.

Ich darf hier nicht versuchen, das zu beweisen. Ich gebe auch gern zu, daß, was ich sage, nicht die Frucht ist eines langen Nachdenkens all der in Masse sich aufdrängenden Fragen und Probleme, sondern die blitzartig, gerade durch die zu Eingang erwähnten Darbietungen empfangene Erkenntnis. Ich weiß aber bestimmt, daß es der ruhigen und reifen Erforschung der ganzen Gebiete gelingen wird, diese Erkenntnis im einzelnen zu beweisen.

Ich will nur ganz rasch einige elementare Tatsachen anführen. Ich wähle sie aus dem Bereich der Kunst der Naturvölker, weil diese am beweiskräftigsten sind. F. St. Cooper beschreibt einen „Seewogentanz" der Fidschianer, der das Aufsteigen der Flut gegen das Riff versinnbildlichen soll: „Zuerst stellten sie sich in einer langen Linie auf; darauf tanzten, die Linie unterbrechend, zehn oder zwölf auf einmal einige Schritte nach vorn, wobei sie ihre Körper nach vorn beugten und die Hand ausstreckten, als ob die kleinen Ausläufer einer Woge den Strand emporschössen. Woge auf Woge rollte heran, dann begannen sie am Ende der langen Linie rund herum zu laufen, zuerst nur wenige, von denen manche wieder zurückwichen, dann mehr und mehr, wie die Flut an der Uferseite eines Riffes emporsteigt, bis nichts mehr als ein kleines Koralleneiland übrig bleibt. Die Musik machte dazu ein Geräusch gleich dem Toben der Brandung; und als die Flut wieder stieg und die Wogen sich auf der Insel begegneten und miteinander zu kämpfen begannen, warfen die Tänzer ihre Arme über den Kopf, wenn sie zusammentrafen, und die mit weißen Tapastreifen geschmückten Häupter zitterten, wenn die Tänzer emporsprangen, wie der Schaum der Brandungswellen. Das rings herum sitzende Volk jubelte vor Entzücken."

Man wird nach meinem Gefühl umsonst in unserer Ballettkunst nach einem Tanze suchen, der mit so großer Sicherheit eine Naturerscheinung von elementarrhythmischer Ausdruckskraft so überzeugend zu verkörpern sucht. Wie hier die Erscheinung der Natur durch stilisierte Bewegungen des Körpers künstlerisch bemeistert wird, so bewegt sich der große Teil der bildenden Kunst der Naturvölker in dieser Richtung, daher diese Kunst ihr Stärkstes und Bestes gibt in der Ornamentik, in der ja auch für die höchststehende Kunst der Kulturvölker eines der wichtigsten Rhythmisierungsmittel liegt. Der ein Museum für Völkerkunde durchwandernde Mensch glaubt kaum, wie weit diese Fähigkeit der Ornamentierung von Natureindrücken geht, d. h. man kann auch umgekehrt sagen: uns erscheint eine Masse von Arbeit als geometrische Ornamentik, was für die Kunstübung der Naturvölker „naturgetreue" Wiedergabe ist. Es ist das Verdienst des leider zu früh verstorbenen Emil Stephan in seinem Buche über die „Südseekunst" (Berlin 1907), für die

Betrachtung der Kunsttätigkeit der Bewohner des Bismarck-Archipels die psychologischen Untergründe aus der Empfindungswelt der Eingeborenen selbst herbeigeschafft zu haben. Da erwiesen sich dann Punkte oder Farbenflecke als Darstellung eines Meerleuchtens; Schlangen- und Wellenlinien dienten zur Versinnbildlichung von Meereswellen; Tiere, Würmer, Fische erhalten eine scharf ornamentierte rhythmische Form. In einem besonders eigenartigen Bilde, das auf unsere Augen nur als Ornament wirkt, stellten die Eingeborenen das Fallen von Regentropfen auf die Meeresfläche dar. Während wir aus unserer Kunst des Details heraus nach einer Stilisierung suchen, die auf eine Vereinfachung ausgeht, auf das Festhalten des Charakteristischen, scheinen diese Naturvölker von vornherein nur dieses eine Große, in allen Einzelerscheinungen der gleichen Art Wiederkehrende als wichtig zu empfinden, also jenes Element, das das Verschiedenartige zusammenhält und zusammenordnet, eben den Rhythmus dieser Erscheinungen.

Und nun die Musik selbst. Wenn die jetzt mit Hilfe des Phonographen viel genauer als früher zu betreibende Erforschung der Musik der exotischen und Naturvölker den Beweis erbringt, daß allen diesen Völkern eine Harmonie in unserem Sinne fehlt, daß sie alle im Grunde bei der Einstimmigkeit stehen geblieben sind, so erkennen wir andererseits, daß unsere Musik geradezu arm ist hinsichtlich ihrer Rhythmik im Vergleich zu der unendlichen Mannigfaltigkeit von Rhythmen, die diese Naturvölker ausgebildet haben. Und zwar haben auch die musikalisch nicht gerade sehr Begabten, wie etwa die Neger, eine große Zahl von ganz verwickelten und schwierigen Rhythmen (z. B. für die Trommel) entwickelt und darüber hinaus findet sich eine eigenartige Polyphonie — man gestatte der Einfachheit wegen diesen Ausdruck — der Rhythmik, bei der die verschiedenartigsten Rhythmen zusammengezwungen werden, so daß ein Seitenstück zu unserer Vielstimmigkeit entsteht. Es war wohl Hornbostel, der durch seine Studien der exotischen Musik zum Bekenntnis gedrängt wurde, daß über der Entwicklung der Musik in vertikaler Linie, wie wir sie haben, die in horizontaler stark vernachlässigt worden sei. An sich ist es ja leicht erklärlich, daß die Notwendigkeit, verschiedene Stimmen harmonisch zusammenzuführen, eine Vereinfachung in der Bewegung bewirkte, während bei der Einstimmigkeit diese viel freier und mannigfaltiger sich gehen lassen konnte. Ich meine, wir könnten diese Tatsache auch aus unserer eigenen Musik bestätigt finden, die unstreitig seit Beethoven mit der steten Steigerung ihrer harmonischen Fähigkeiten in rhythmischer Hinsicht immer ärmer geworden ist; gar nicht zu gedenken des Tanzes, der mit den wenigen heutigen Rundtänzen im Vergleich zur Tanzkunst des 17. und 18. Jahrhunderts von ganz erschreckender Eintönigkeit geworden ist. Doch ich wollte diese Beispiele nur anführen, um zu zeigen, daß das Bülowsche Wort „Im Anfang war der Rhythmus“ auch durch die Tatsachen der Kunstgeschichte eine Bestätigung erhält, die allerdings die Bedeutung jenes Ausspruches des verehrten Dirigenten in der Richtung etwas verschiebt. . . .

E. Jaques-Dalcroze ist Musiker. Ein ganz hervorragender Komponist, dessen Schöpfungen sicher noch die allgemeine Anerkennung erringen werden, doch zeigt sich die Genialität seiner Natur vor allem nach der pädagogischen Seite. Ich habe beim Studium seiner theoretischen Arbeiten wie bei der Betrachtung seiner



Tätigkeit und endlich in der Unterhaltung mit ihm zum erstenmal in meinem Leben das Gefühl gehabt: Hier ist ein musikpädagogisches Genie. Genie verstehe ich im Goethischen Sinne als Produktivität. Und es finden sich in ihm die beiden Eigenschaften, die nach Goethe zur genialen Tätigkeit nötig sind, gleich hervorragend ausgebildet: einmal die schöpferische Kraft und sodann die Fähigkeit, dieses innerlich Geschaffene in die Tat umzusetzen. Voraussetzung zu seiner ganzen Tätigkeit war ein rhythmisches Empfinden von wunderbarer Feinheit. Es ist wohl nicht ohne Bedeutung, daß er der französischen Schweiz entstammt, einem Gebiete, wo germanische und romanische Kulturkräfte sich in besonders hohem Maße mischen und nicht wie an manchen anderen Stellen durch irgendwelche nationale Stimmungen an einer fröhlichen Entfaltung gehemmt werden. (Man denke z. B. an das Elsaß, wo aus den Elementen einer Doppelkultur mehr ein Zwittertum entstanden ist.) Ich bin über die allmähliche Entstehung dieser Methode einer musikalisch-rhythmischen Gymnastik nicht genau unterrichtet. Vielleicht ist sich ihr Schöpfer selber noch nicht ganz klar geworden, wie er aus einzelnen Erfahrungen heraus allmählich sein ganzes großes Gebäude aufbaute. Er ist ein Mann steter Arbeit und hat sich bis jetzt, wo er immer neue Gebiete einbezieht, sein Gebäude stets vergrößert und erweitert, wohl noch kaum die Zeit genommen, die Anfänge und ersten Studien genauer festzulegen.

Niemals hätte er erreichen können, was wir schon jetzt sehen, wenn sich nicht in seiner Pädagogik selbst die zwei Bestandteile, durch die wir Musik wahrnehmen, verstehen, erleben und empfinden, in gleicher Eigenart von vornherein ihren Platz verschafft hätten. Diese beiden Bestandteile sind 1. das Ohr für den Klang und 2. das gesamte Nervensystem für den Rhythmus.

Ich habe zuerst von seinen bedeutsamen Neuerungen auf dem Gebiete der G e h ö r s b i l d u n g vernommen; sie haben jedenfalls schon früher die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich gelenkt und sind auch in den Lehrplan von Musikbildungsanstalten — am meisten seinen Wünschen entsprechend am Genfer Konservatorium, an dem er wirkt — aufgenommen worden. Jaques-Dalcroze führt mit den kleinen Kindern seiner Klasse folgende Gehörsübungen vor: Die Kinder bestimmen zunächst jeden einzelnen Ton, den sie hören, mit einer, man kann wohl sagen, unfehlbaren Sicherheit. Der Ton erklingt, sie sagen seinen Namen. Man sieht, der Ton ist einfach ein geistiger Wert für sie geworden. Das geht weiter. Es wird auf dem Klavier irgend etwas gespielt, ein beliebiges Tonstück improvisiert. Einige Takte sind verklungen, das Spiel wird unterbrochen; die Kinder singen die Tonleiter, aus der das betreffende Stück geht, und bestimmen seine Tonart. Die Kinder haben also das, was man als „absolutes Gehör" zu bezeichnen pflegt. Es ist bei ihnen aber nicht angeborenes absolutes Tongehör, sondern a n e r z o g e n e s T o n b e w u ß t s e i n. Die Bestrebungen, dieses Tonbewußtsein anzuerziehen, sind ja nicht neu; ich habe aber noch keine andere Methode kennen gelernt, deren Erfolge so verblüffend waren, wie wir sie hier sehen. Das Mittel ist verhältnismäßig einfach. Es werden sämtliche Tonleitern einstudiert, von c bis c (bzw. cis bis cis). Es wechselt dann naturgemäß dauernd die Stellung der halben Töne. Das prägt sich dem Geiste und den Sinnen im Laufe einer ver-

hältnismäßig kurzen Zeit so scharf ein, daß nun ganz bewußt jegliche Tonart und jede Tonhöhe bestimmt wird. Die Tonsicherheit wird eine solche, daß nicht nur jede beliebige Melodie von diesen Kleinen sofort vom Blatte herabgesungen wird, sondern daß auch ein bezifferter Baß ebenso prima vista dreistimmig gesungen wird. Das ist deshalb viel schwieriger, weil hier die sinnliche Hilfe des Notenbildes fehlt, weil noch die geistige Arbeit hinzukommt, die Ziffer in die Note umzuwandeln, die sie bedeutet. Das helle Entzücken der zahlreichen Musiker, die dieser Vorführung beiwohnten, das Erstaunen aller bestätigte die ja von jedem ruhig eingestandene Tatsache, daß auch von den meisten gewiegten Berufsmusikern nur wenige imstande sind, diese Leistungen der Kinder zu vollbringen.

Ich habe im Umgang mit diesen Kindern erfahren, in wie hohem Maße die Aufnahmefähigkeit ihres Ohres für alle Erscheinungen der Welt gesteigert ist. Wir wissen ja alle, daß die sogenannte Kultur im großen und ganzen auf die von der Natur uns verliehenen Körpersinne lähmend und abschwächend wirkt. Jeder Zigeuner ist uns in der Aufnahmefähigkeit für die Erscheinungen in der Natur weit überlegen. Die Ausbildung des Gesichts-, des Geruchs- und Gehörssinnes der Indianer grenzt für uns ans Wunderbare. Was die Naturvölker im Kampfe mit einer noch nicht gebändigten Natur sich erhalten und gesteigert haben, kann bei uns, wo es dadurch, daß die Kultur uns eine Fülle von Arbeit abnimmt, ohne Übung bleibt und deshalb verkümmert, wieder anerzogen werden. Das wurde hier für den Gehörsinn schlagend bewiesen.

Wie gesagt, ich glaube, daß dieser Teil seiner Methode das erste war, was Jaques-Dalcroze ausbildete. Er mochte die sehr naheliegende Meinung hegen, daß, wenn er das Gehör seiner Schüler auf eine so hohe Stufe gebracht habe, für die Musik ausreichend vorgebildet sei. Denn das eine ist nicht zu vergessen: Jaques-Dalcroze hat von vornherein mit einem der verhängnisvollsten Irrtümer in unserem Musikunterricht gebrochen, der darin beruht, Kinder möglichst früh in Musik unterrichten zu lassen. Er hat auf die Musik angewendet, was das Leben uns auf andere Gebiete anzuwenden längst gezwungen hat: nämlich die Erkenntnis, daß die Musik als eine Kunst Ausdrucksmittel ist oder sein soll eines künstlerischen Empfindens. Er folgerte daraus, daß man also erst anfangen sollte zu musizieren, wenn sich das Bedürfnis dafür eingestellt, d. h. wenn man überhaupt etwas Empfundenes mitzuteilen hat.

Auf daß die Empfindung eines Menschen gerade in musikalischer Form sich auszudrücken verlange, ist das Vorhandensein ganz bestimmter Naturanlagen Voraussetzung. Die Musik muß bereits in einem solchen Menschen drinstecken, er muß, wie wir es gewöhnlich ausdrücken, „musikalisch" sein. Stecken diese Fähigkeiten — Feinheit des Gehörs, Erregbarkeit des Nervensystems, rhythmisches Gefühl — in dem Organismus, so werden sie sich durch die Übung steigern lassen. Nimmermehr aber können diese Fähigkeiten dort, wo sie fehlen, durch mechanisches Erlernen eines Instrumentes hervorgezaubert werden. „Die Fähigkeit des Schreibens", so führte er in seinem Vortrage aus, „wird Kindern erst dann beigebracht, wenn sie das Alter erreicht haben, in dem der Denkapparat in Tätigkeit tritt, und es fällt heutzutage keinem Menschen ein, jemanden in die Feinheit der

Redekunst einzuweihen, solange dieser nicht irgend etwas Persönliches, ihm Eigenes, und sei es noch so wenig, mitzuteilen hat, solange seine Fähigkeiten zu beobachten, zu begreifen, zu empfinden, sich nicht offenbart haben. Sämtliche hervorragenden Pädagogen sind hierin einig, daß alle Erziehung damit zu beginnen habe, das Kind zu lehren, sich selbst zu kennen, es ins Leben einzuführen, in ihm Empfindungen, Gefühle, Erregungen erst wach werden zu lassen, ehe man es in den Stand setzt, sie zu beschreiben. Ein auf der Höhe seiner Zeit stehender Zeichenlehrer bemüht sich, seine Schüler sehen zu lehren, ehe er sie zur Darstellung schreiten läßt. — Nur in der Musik ist es, beklagenswerterweise, anders: man lehrt die Kinder Bach, Mozart, Beethoven, Chopin und Liszt spielen, ehe man ihren Geist und ihre Ohren dem Verständnisse dieser Werke geöffnet hat, ehe man ihren Organismus so weit gebracht hat, daß sie von diesen Werken überhaupt seelisch erregt werden können. Überlegen Sie nur einen Augenblick — und Sie müssen erkennen, daß ein solches Erziehungssystem für die Kunst das allerschädlichste ist und anderseits für den Lernenden, außer Zeitverlust und verschwendeter Anstrengung die Verwischung alles Persönlichen — geradezu eine moralische Entwertung — zur Folge hat."

Die glückliche Bescheidenheit seiner Natur bewahrte Jaques-Dalcroze vor der Gefahr, durch die Erfolge, die seine Methode der Gehörsbildung alsbald verzeichnete, sich über die Tatsache hinwegtäuschen zu lassen, daß damit die Vorbedingungen einer musikalischen Erziehung nur zum Teil erfüllt seien. Er erkannte, daß in der musikalischen Erziehung dieselbe Bedeutung, die dem Ohr für den Klang zukam, der Erziehung des gesamten Nervensystems für den Rhythmus gehörte. „Die Erfahrung hat mir gezeigt," lauten seine Worte, „daß diese beiden Vermittler musikalischer Eindrücke nicht gleichzeitig erzogen werden können. Ein Kind hat große Mühe, eine melodische Folge und den sie belebenden Rhythmus gleichzeitig aufzufassen. Ehe man die Wechselbeziehung zwischen Klang und Bewegung kennen lehrt, empfiehlt es sich, jedes dieser Elemente einzeln zu studieren. Nun liegt das rein klangliche Gebiet dem Menschen ferner als das der Bewegung, die ja ganz instinktiv vollzogen wird. Ich beginne demgemäß das Studium der Musik mit einem systematischen, experimentalen Bewegungs-Unterricht. Von zartester Jugend auf ist dem Kinde die Bewegung beim ‚Gehen' vertraut, ganz von selbst, automatisch, hat es ‚marschieren' gelernt, und dieser Marsch ist der früheste Ursprung des musikalischen Zeitmaßes. Durch verschiedenen Kraftaufwand beim Auftreten lehre ich die verschiedenen Takt-Arten kennen; längere und kürzere Unterbrechung der schreitenden Bewegung lehrt die Kinder die Dauer des Klanges, das heißt die Notenwerte unterscheiden; taktmäßige Bewegungen des Kopfes und der Hände dienen dazu, Ordnung und Regelmäßigkeit in die Aufeinanderfolge dieser verschieden langen Zeitwerte zu bringen und die Takte, wie die Bewegungs-Unterbrechungen in Einheiten zu zerlegen; regelmäßige Atem-Übungen bahnen das Studium der Phrasierung, willkürliche Steigerung und Minderung der Muskelspannung das der Nuancierung an. Alles das erscheint jedermann zweifellos unendlich einfach. Ich habe auch einmal so gedacht — aber nur ganz zu Anfang meiner Versuche. Leider haben mich diese sehr bald davon überzeugt, daß die Sache

durchaus nicht so einfach ist, wie sie scheint; daß sie im Gegenteil äußerst kompliziert ist. Und warum? Weil den meisten Kindern der Instinkt für Takt ebenso fehlt wie der für körperliches Gleichgewicht und für Bemessung von Dauer und Kraftaufwand; weil die motorischen Fähigkeiten der Menschen äußerst verschieden sind und sich eine Menge Hindernisse der körperlichen Ausführung vom Geiste gewollter Bewegungen entgegenstemmen. Das eine Kind gelangt beim Marsch mit dem Fuß stets zu früh auf den Boden, das andere zu spät, ein drittes macht ungleiche Schritte, ein viertes kann sich nicht im Gleichgewicht erhalten. All diese Mängel werden sich später bei der Ausführung musikalischer Aufgaben geltend machen, wenn sie nicht in früher Jugend ausgemerzt werden. Das Eilen wie das Schleppen beim Spielen eines Instruments oder beim Singen, das Verwischen in Undeutlichkeit wie das brutale Hacken, das Nichtfolgenkönnen beim Begleiten, das übertrieben harte Betonen wie der Mangel an Ausdruck — alle diese Mängel entstammen den Unvollkommenheiten des Muskel- und Nervensystems des Kindes, dem Mangel an Übereinstimmung zwischen dem die Bewegung beabsichtigenden Hirn, dem sie befehlenden Nervenzentrum, dem diesen Befehl vermittelnden Nerv und dem ausführenden Muskel. Noch mehr: die Fähigkeit, Musik mit Gefühl unübertrieben und künstlerisch zu phrasieren und zu nuancieren, hängt ebenfalls von der Erziehung der Nervenzentren ab, von der im Muskelsystem herrschenden Übereinstimmung, von der Schnelligkeit der Verbindung zwischen Hirn und Gliedmaßen, — mit einem Worte: von der Gesundheit des ganzen Organismus."

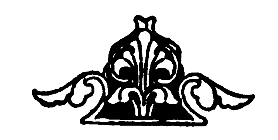
Es ist hier nicht der Raum, auf die Einzelheiten dieser Erziehung des rhythmischen Sinnes einzugehen. Ich könnte nur Stichproben geben und liefe Gefahr, die zahlreichen Mißverständnisse, die über diese Methode bestehen, noch zu vermehren. Denn es ist Tatsache, daß die rhythmische Gymnastik vor allem eine Sache persönlicher Erfahrung ist, daß man sie an sich erprobt haben muß. Ihr Zweck ist in erster Linie, mit Hilfe des Rhythmus eine schnelle und sichere Verbindung zwischen Gehirn und Gliedern herzustellen, so daß diese Glieder sofort (und zwar in beträchtlichem Maße ganz automatisch) die Bewegungen auszuführen imstande sind, die das Gehirn gebietet. Erscheint, um bei der Musik zu bleiben, jeder Taktteil, überhaupt das ganze musikalische Gebäude, als eine Folge von Bewegungseinheiten, so muß jedem Ton eine nach Dauer und räumlicher Bedeutung bestimmte Bewegung entsprechen.

Man kann das sehr deutlich fühlen und ist deshalb trotzdem noch lange nicht imstande, diese im Gehirn gefühlte Bewegung nun mit dem Körper auch auszuführen. In der Überwindung dieser Tatsache liegt eben die Wirkung dieser Erziehung. Das eine habe ich deutlich erkannt, daß der ganze Mensch durch diese Methode ein anderer wird, daß er nicht nur zu außerordentlicher Aufmerksamkeit, zum unbedingt schnellen, sicheren Erfassen, sondern auch zu hoher Willenskraft erzogen wird. Die menschliche Persönlichkeit wird durch das frohe Bewußtsein, Gewolltes sofort in die Tat umzusetzen, außerordentlich frei; andererseits erkennt sie deutlich die Grenzen ihres Vermögens. Und wieder einmal mußte ich dabei an Goethe denken und fühlte, wie eng alles verbunden ist, wie durchaus einheitlich alles Geistige und Körperliche zusammengeht, als ich hier die Bestätigung des

Wortes fand: „In demselben Augenblick, in dem wir uns bedingt fühlen, werden wir frei." Jaques-Dalcroze meint an einer Stelle: „Die Neurasthenie scheint mir nur aus der Unfähigkeit des Nervensystems, beim Muskelsystem Gehorsam für die Anordnungen des Gehirns durchzusetzen, zu stammen. Es könnte dann durch Erziehung der Nervenzentren, durch Herstellung von Ordnung im Organismus eine intellektuelle Entartung geheilt werden, die in Willensschwäche und in mangelhafter Unterordnung des Körpers unter die Befehle des Geistes ihre Ursachen hätte. Unfähig, die Umsetzung seiner Gedanken in körperliche Bewegung zu erreichen, beschäftigt sich das Gehirn solcher Kranken damit, unrealisierbare Phantasmen zu spinnen; es gibt die Wirklichkeit für eine Schattenwelt auf und ersetzt durch unbestimmte und nichtige Grübeleien die freie und kraftvolle Vereinigung von Geist und Materie. Das erste Ergebnis richtig gelehrter und ausgeübter rhythmischer Gymnastik ist: klar über sich selbst zu werden; sich so kennen zu lernen, wie man ist, und sich zu bestreben, seine Fähigkeiten bestmöglich auszunützen."

Nun, das alles ist Erziehung, ist Vorbereitung, und zwar nach den ursprünglichsten Absichten des Erfinders der Methode wohl hauptsächlich Erziehung zur und für die Musik. Wieviel mehr es ist, zeigten die Darbietungen seiner Schülerinnen am dritten Abend, an dem über die Reform der Tanzkunst gesprochen wurde. Hier erkannten wir, daß es sich nicht nur um die Vorbereitung zur Musik handelt, sondern daß durch diese rhythmische Schulung dem Menschen die Mittel in die Hand gegeben werden, seinen Körper selber zum Instrument einer hohen, reichen und idealen Kunstbetätigung zu machen. Wie hier etwa Webers „Aufforderung zum Tanz" zu einem bei jeder der Aufführenden verschiedenen Erlebnis wurde, indem der Körper ein Geistiges, das aus dem Zustande der Ruhe, ja fast melancholischer Niedergeschlagenheit sich aufschwingt bis zu höchster Freudigkeit, ausdrückte, — das läßt sich nicht beschreiben, sondern nur erleben.

Es erschien hier in Verbindung mit Musik, aber das fühlte wohl jeder, daß von hier ebenso viele Fäden wie zur Musik auch hinüberführen zur Malerei, Skulptur und Poesie. Noch steht die Bewegung am Anfang, und schon sieht man ein Ziel, wo durch diesen Rhythmus die Mimik nicht mehr eine bloße Hilfskunst ist für andere Künste, sondern wo sie vollkommener Ausdruck ist des Empfindens. Und denken wir uns dann, daß diese Mimik den Körper zum Ausdrucksmittel hat, daß also für diese Kunst der Mensch selber mit seinem ganzen Sein der Ausdrucksfaktor ist, so fühlen wir, daß hier das Sehnsuchtsland sich auftut einer wirklich schönen Lebensgestaltung. Denn der so künstlerisch erzogene Körper ist dann in der Tat Tempel und Priester der Schönheit zugleich, ihre Heimstätte und ihr geweihter Vermittler.





Bildungssucht

Nur zu häufig hört man, Wissen und Bildung seien Macht. Ach, an beidem hat es uns als der Nation der Denker schon seit vielen Jahrhunderten nicht gefehlt. Aber zur Macht hat uns erst ein Bismarck verhelfen können. Vorher sind wir nur ein Spielball der Launen der anderen Nationen gewesen. Aber gleichviel, ob Wissen und Bildung wirklich Macht sind oder nicht, das eine steht fest, daß sie uns sehr teuer zu stehen gekommen sind. Indem wir uns ihnen in die Arme warfen, gefährdeten wir auf das nachhaltigste unser physisches Wohlbefinden. Die deutsche Schule, überhaupt die deutschen Bildungsanstalten haben kein Mittel unbenutzt gelassen, die heranwachsende Generation gesundheitlich auf das allerbedenklichste zu schädigen. Heute gibt es viele aufrichtige und klar urteilende Vaterlandsfreunde, denen ihr Gebahren eine beständige Quelle heftigsten Ärgers und schwerster Sorge ist. Die deutschen Bildungsanstalten haben sicherlich das Beste im Auge. Aber das ändert nichts an der Tatsache, daß sie sich an der deutschen Nation und ihrer Zukunft bereits in unerhörter Weise versündigt haben und fortfahren, sich weiter zu versündigen.

Viel notwendiger als ausreichende Nahrung ist unseren Kindern *ausreichender Schlaf*. Wer ihnen diesen kürzt, unterbindet von vornherein ihre gesunde Entwickelung. Das tut aber die deutsche Schule gründlich. Nur gegen die Sechs- und Siebenjährigen läßt sie Rücksichten walten. Diese brauchen erst um 10 oder 9 Uhr in der Klasse zu sein. Alle übrigen Kinder ladet die Schule gebieterisch im Sommer schon um 7 und im Winter um 8 Uhr zu sich ein, und zwar nicht etwa während einiger Jahre, sondern — es ist kaum zu fassen — länger als ein ganzes Jahrzehnt. Das Kind, das ausgeschlafen hat, wacht von selber auf. Welches deutsche Schulkind darf es aber? Kaum ein einziges von hundert. Samt und sonders müssen sie geweckt werden. Kaum ein einziges beginnt daher das Tagewerk mit frischen Kräften, sondern *mit einem von Anfang an müden Gehirn*. Die Schule scheut sich aber, die Verantwortung hierfür zu übernehmen. Sie sagt, die Kinder, die ohne reichlichen Schlaf nicht bestehen können, mögen früher zu Bett geschickt werden. Ja, wenn es damit getan wäre! Bei Tageshelle schlafen die meisten Kinder nur schwer ein. Und auch wenn sie dies fertig bekommen, wer bewahrt sie im Sommer vor der Hitze und vor dem von der Straße durch die geöffneten Fenster eindringenden Lärm, der sie trotz ihrer glücklichen Beanlagung am Einschlafen hindert? Erst in vorgerückter Stunde erbarmt sich ihrer der Schlaf. Ist er aber gerade am tiefsten, kommt auf Geheiß der unbarmherzigen Schule die Mutter und weckt ihr Kind. Nur schweren Herzens tut sie es. Was wird auch nicht alles an dem neuen Tage von dem jungen, noch müden Gehirn verlangt!

Vom neunten oder zehnten Lebensjahr an kehrt das deutsche Schulkind erst nach fünf Stunden aus dem Unterricht zurück, um sich an manchen Tagen der Woche nachmittags noch

auf zwei Stunden abermals in die Schule zu begeben. In jeder Stunde soll es aber geistig gesammelt und bei der Sache sein. Ist es dies nicht, wird es getadelt oder bestraft. Freilich ist nicht in allen Stunden der Unterricht in gleichem Maße ernst. Zeichnen, Gesang und Turnen erfordern keine besonderen geistigen Anstrengungen. Desto ernster geht es aber im Unterricht der alten Sprachen, des Deutschen, der Mathematik und des Rechnens zu. Und ein häufigeres Erlahmen hier hindert an dem glatten Fortkommen in der Klasse. Man sage nicht, bei fünfstündigem Unterricht am Vormittag seien die Pausen zwischen den Unterrichtsstunden verhältnismäßig lang. Ob sie lang oder kurz sind, in der vierten und fünften Stunde ist das doch schon von Anfang an müde Gehirn vollkommen verbraucht; und es läßt sich nicht verstehen, wie in diesen und in den Nachmittagsstunden noch so strenge Disziplinen wie Latein, Griechisch, Mathematik und Deutsch den Gegenstand des Unterrichts bilden können. Dies muß doch unbedingt zu einer Überreizung des Gehirns führen, wenn es gelingt, die Schüler überhaupt bei der Sache zu halten.

Wenn sich unsere Schulkinder nach dem fünf- bzw. siebenstündigen Unterricht nun wenigstens zu Hause selber gehörten und sich erholen könnten! Aber auch hier bleiben sie im Bann der Schule. Zu Hause gilt es, die Schulaufgaben zu erledigen, und damit werden neue Anforderungen an das schon arg mitgenommene Gehirn gestellt. Auf der Tagung eines Gymnasiallehrervereins in Dresden während des letzten Pfingstfestes bekam man zwar zu hören, daß es mit jenen Aufgaben nicht viel auf sich habe. Von einem begabten Schüler seien jahrelang die Tage aufgezeichnet worden, an denen er zu Hause hätte arbeiten müssen, und da hätte sich ergeben, daß in allen Jahren mindestens 200 Tage von Hausarbeiten frei gewesen wären. Der Bericht über die Sitzung in den Zeitungen verrät nicht, wie die Versammlung diese Mitteilung aufgenommen hat. Aber auch nicht ein einziger Vater wird sie als begründet gelten lassen können. Ausnahmen bilden die Tage, an denen Hausarbeiten nicht zu erledigen sind. An vielen Tagen kommt unsere Schuljugend überhaupt nicht von den Büchern fort und geht unmittelbar nach dem letzten Federstrich zu Bett, hier sich, überreizt wie sie ist, stundenlang vergeblich nach Schlaf sehnend. Allerdings sind die häuslichen Arbeiten als unerläßliche Ergänzung des Unterrichts in der Klasse nicht zu umgehen. Aber um sie nutzbringend zu machen, warum läßt man nicht in jeder Woche einen Unterrichtstag ausfallen, damit sie an ihm mit leistungsfähigem Gehirn erledigt werden können? In England und Frankreich hat die Schulwoche nur fünf Unterrichtstage. Ich glaube jedoch, eher könnte der Himmel einstürzen, ehe die deutsche Schule sich entschlösse, einen Unterrichtstag der Woche zu opfern; und sei es auch zugunsten der häuslichen Arbeiten. In der Theorie weiß sie ganz genau, was der Jugend frommt. Aber auch bei ihr gehen die Wege von Theorie und Praxis weit auseinander.

Es heißt, die rote Tinte, die Zensuren, die Prüfungen, alle die seelischen Foltern, mit denen unseren Kindern die Jugend vergällt wird, verdankten wir den Jesuiten. Ist dem so, dann sind sie sicherlich auch die Väter des Extemporales, das der Schrecken unserer Jugend ist, und dessen Qualen die Erwachsenen im Traume immer wieder zu kosten bekommen. Auf das irdische Wohl der Menschen sind die Jesuiten niemals bedacht gewesen. Die Hölle haben sie jederzeit auf Erden ihren Pfleglingen zu bereiten gesucht, damit sie sich desto inbrünstiger nach dem Himmel sehnten. Wie peinigt die Schule das jugendliche Gemüt mit dem Extemporale, indem sie diesem fast immer die Bedeutung eines Prüfsteins für die Leistungen in der Klasse beimißt! Beklommenen Herzens sehen die Schüler ihm entgegen. In höchster Aufregung schreiben sie es. „Aha, Ihr habt soeben ein lateinisches Extemporale geschrieben. Ich sehe es Euren geröteten Backen an!“ sagte der Leiter eines Gymnasiums, als er nach einem solchen Extemporale in die Sexta trat. Und wie pocht das Herz, wenn es zurückgegeben wird! Ich weiß von Vätern, die ihren Söhnen am Abend vor einem lateinischen oder mathematischen Extemporale ein Schlafpulver eingeben, nur damit sie nicht zu spät einschlafen. Und wie häufen sich oft zeitlich diese Massenarbeiten! Es ist gar nicht selten, daß fast an einem jeden Tage der

Woche ein Extemporale geschrieben wird. Ja, oft können die Jungen schon von Glück sagen, wenn nicht an einem und demselben Tage mehrere geschrieben, und wenn nicht die schwereren von ihnen in die letzten Unterrichtsstunden gelegt werden, in denen, wie bereits angeführt wurde, die geistigen Kräfte fast vollkommen verbraucht sind. Und was sind trotz ihrer gänzlichen Zwecklosigkeit die in verschiedenen deutschen Staaten noch immer bestehenden Versetzungsprüfungen anderes als ebenfalls eine Häufung des Extemporales und eine unverantwortliche Steigerung der Foltern, die mit ihm vollführt werden? Von einsichtigen Laien ist das Urteil über das Extemporale schon längst gesprochen. Je heftiger sie es aber bekämpfen, desto hartnäckiger halten die allmächtigen Schuldespoten an ihm fest. Sucht ein Lehrer seine verhängnisvollen Wirkungen durch leichte und kurze Fassung abzuschwächen, so legen sich die gestrengen Herren sofort ins Mittel. Sie verlangen nicht nur schwerere, sondern auch lange Extemporalien. (Die Ausführungen über das Extemporale stützen sich auf persönliche väterliche Erlebnisse.) Unsere Jugend kann nämlich nicht genug gemartert werden. Je mehr dies geschieht, desto loyaler wird der spätere Staatsbürger. Loyalität ist aber innerhalb der deutschen Lande schon seit geraumer Zeit die beste Gewähr für ein gesichertes Fortkommen. Nur Gutes haben daher unsere Schuldespoten für unsere Jungen im Auge, wenn sie für möglichst lange und schwere Extemporalien sorgen.

Hat aber unsere heranwachsende Generation die eigentliche Schule endlich hinter sich, so ist sie damit noch lange nicht der bedenklichen Einwirkung des unserem Volke anhaftenden übertriebenen Bildungsdranges entrückt. Früher waren in unseren Schulgebäuden während der späteren Abendstunden nur einige Fenster der Wohnungen des Leiters der Schule und die des Pedells erleuchtet. Jetzt erstrahlen noch in der neunten Stunde die sämtlichen Fenster in hellem Lichterglanze. Die ehemaligen Schüler der Volksschule, die Lehrlinge der Handwerker und Kaufleute, genießen dann den *Fortbildungsunterricht*, nachdem sie mit der Sonne aufgestanden sind und sich bis zum Abend in ihrem Berufe praktisch abgerackert haben. Wann sie wohl nach diesem Unterricht den Schlaf finden? Und in welcher körperlichen Verfassung sie wohl sind, wenn die Sonne sie von neuem an die Arbeit ruft? Die von den höheren Schulen ins Leben entlassenen Schüler aber werden weiter durch eine fast endlose Reihe von Examina hindurchgehetzt, deren letztes sie oft erst zu bestehen haben, wenn die Haare schon zu bleichen beginnen. Jedes neue Examen jedoch mindert abermals das körperliche und seelische Wohlbefinden.

Und mit halber Arbeit gibt man sich bei uns nur ungern ab. Bisher ist wenigstens das weibliche Geschlecht im ganzen unbehelligt geblieben. Jetzt hat man sich, wie *die Reform des Mädchenschulwesens* zeigt, auch an unsere Töchter herangewagt. Sehr wohl mag den Vertretern des Staates freilich dabei nicht zumute gewesen sein. Das ging aus ihrem Bemühen hervor, vor den Augen der urteilslosen Menge das verwerfliche Vorhaben zu bemänteln. In demselben Atemzuge, in welchem sie im preußischen Abgeordnetenhause für die Reform eintraten, erklärten sie mit gehobener Stimme, es würde nie zugegeben werden, daß die angehende Mutter der deutschen Kinder in ihrer körperlichen Entwickelung unter der gesteigerten wissenschaftlichen Ausbildung litte. Natürlich vergaßen sie aber, zu sagen, wie dem vorgebeugt werden könne. Wer macht heute dem deutschen Volke nicht Wind vor?

Klar zutage liegt, wohin der übertriebene Bildungsdrang das deutsche Volk bereits gebracht hat. In erschreckender Weise hat sich die Zahl der *Kurzsichtigen* vermehrt. Es ist wirklich so: von drei Erwachsenen tragen mindestens zwei eine Brille oder einen Klemmer und von vier Schulkindern im Alter von zehn bis fünfzehn Jahren mindestens eins. Andererseits schwillt von Jahr zu Jahr auch die Zahl der *Nervenkranken* an. Wer daher heute ein gutes Geschäft machen will, der braucht nur Optikus zu werden oder eine Nervenheilanstalt zu gründen. Die Kunden strömen ihm in großen Scharen zu. Aber nur in einem gesunden Körper haben unabhängiges Fühlen und Denken, Willensstärke und ideales Streben eine

sichere und dauernde Stätte. Wenn das deutsche Volk nach Bismarcks Rücktritt fast zwei Jahrzehnte traurigster Mißwirtschaft hingenommen hat, wenn es im Deutschen Reiche selbstverständlich geworden ist, daß jeder im Besitz von entscheidendem Einfluß Befindliche diesen Einfluß lediglich zu seinem eigenen Vorteil ausnutzt, so trägt die Schuld hieran vor allem der namentlich seit einem Menschenalter zu beobachtende überspannte Bildungsdrang, der seine volle Befriedigung zuerst in unseren Schulen und nach diesen in höheren Bildungsanstalten findet. Auf der Schule werden bereits die Charaktere gebrochen, und die nach ihr einsetzenden Bildungsanstalten sind nicht darnach angetan, sie wieder aufzurichten.

Es gehört keine Prophetengabe dazu, vorauszusagen, daß, wenn das deutsche Volk in dem Maße und in der Weise, wie in den letzten drei Jahrzehnten, fortfährt, sich auf Kosten seines körperlichen Wohlbefindens an Wissen und Bildung zu bereichern, es sich selber um seine Lebensfähigkeit und damit auch um seine Zukunft bringen wird.

Günther von Vielrogge



Berliner Theater

Der Februar brachte bei Reinhardt neue Arbeiten zweier Dramatiker heraus, Hofmannsthals und Schmidtbonns, an die sich manche Erwartungen knüpften. Aber beide enttäuschten.

Hofmannsthal kehrte mit seiner Komödie Christinas Heimkehr selber in sein Lieblingsklima heim, dem Venedig des 18. Jahrhunderts, dem Venedig Casanovas. Schon vordem hatte er in dem Spiel vom Abenteurer und der Sängerin jene Zeit und ihren schillernden Helden voll Abglanz gebannt. Diesmal aber gibt er mehr ein Schatten- als ein Lebensspiel. Ein Lebensthema voll Nachdenklichkeit sollte gleichwohl dahinter stecken. Der Verführer gewinnt sich hier ein junges, frisches Naturkind und verläßt sie nach der ersten Nacht. Später kommt er durch ihr Heimatsdorf, wo sie tüchtig und aufrecht ihr Hauswesen führt, geborgen in der Gemeinschaft mit einem braven Mann. Zwei Welten begegnen sich für einen Moment: die Welt der Stille, des ruhevollen Glückes, des friedlichen Herdes und die der hastenden, gierigen, durch das Leben stürmenden Existenz, die von Begierde zum Genuß taumelt und im Genuß vor Begier verschmachtet. Doch nur angeschlagen, nicht gestaltet ist das, und dieser letzte Akt hängt innerlich unverbunden an dem Ganzen; die Reifung Christinas aus der Unschuld vom Lande über die schwere Enttäuschung des gläubigen Gefühls hinweg zur Herzensstärke und Lebensfestigkeit geht in der Pause vor sich. Das ist bequeme Psychologie-Maschinerie.

Die Akte vorher sind reines Episodenwerk; eine Fülle ornamentaler Randeinfälle tummelt sich szenisch, oft von dem graziösen Reiz Goldonischer Touren. Etwas vom Maskenball, vom Ballett und von der Pantomime schlingt hier den Reigen. Ein Libretto für einen einfallsreichen Regisseur kann man das nennen. Und die venezianischen Nachtstücke mit Balkonen- und Fensterintermezzi, die frühen Stunden an den Brücken, wenn die Reisebarke kommt, die Situationen im Gasthaus an der Heerstraße, wo bei festlichen Lichtern, Blumen, Musik eine Fantasia gefeiert wird, das kam auf der Bühne einschmeichelnd und lockend heraus. Aber es bleibt ein dekoratives Drumherum, dem die wirkliche Füllung fehlt.

* * *

Dem Stück von Schmidtbonn mangeln auch diese Reize. Es ist nur fatal. Sein eigensinnig-aufdringlicher Titel schon weissagt nichts Gutes. Er lautet: „Hilfe! ein Kind ist vom Himmel gefallen!“

Ein Motiv wird hier vorgenommen, das Größere schon früher angezogen hat, das Motiv von dem durch einen Gewaltakt ins Leben gesetzten Kinde und von dem unfreiwillig Mutter

gewordenen Mädchen. Kleists Marquise von O. behandelt das, Otto Ludwig in der Nachlaßnovelle Maria, Barbey d'Aurévilly in der Histoire sans nom, und eine burleske Wendung hat es in Zschokkes Blauem Wunder. Schmidtbonn kommt es bei seiner Maria — er wählt auch diesen allzu bewußt unterstreichenden und stimmungmachenden Vornamen — darauf an, die gefühlsumschaffende Kraft der Mütterlichkeit darzustellen. Maria, die von einem Einbrecher nachts in der väterlichen Villa überwältigt worden ist und ein Kind davonträgt, geht ganz in diesem Kind auf und genießt ohne die geringsten Schauer nur das Glück, Mutter zu sein, und diese alles beherrschende Empfindung läßt sie sogar ohne Grauen, ja mit Sympathie an jenen wilden, verwegenen Burschen denken, der sie in der Sommernacht zum Weibe gemacht hat.

Das erzählt uns Schmidtbonn, ohne durch eine überzeugende Gestaltung unseren Glauben dafür zu gewinnen. Wir bleiben nur beim Kopfschütteln, wie dann Maria den natürlichen Vater suchen geht; ihn, damit das Kind ehelich wird, heiratet; und schließlich mit ihm, der vorher noch eine heftige Erpresserrolle gespielt, aus dem Bourgeoishaus nach Amerika zieht. Das kann alles möglich sein, aber so, wie Schmidtbonn seine Figuren angelegt — Maria ist zugleich sanft und energisch und eigentlich gar nicht abenteuerlich —, wirkt diese Führung schief und verzerrt. Was psychologisch lückenhaft blieb, sollte durch einen lyrisch-volksliedhaften Unterklang — ähnlich waren die Mittel in „Mutter Landstraße" — annehmbar gemacht werden. Auch hier gibt's aber nur Vergreifen, und die Verbrecheridyllen und -humore im zweiten Akt mit dem Diebsgenossen, dem „Krummen", der glühenden Räuberbraut — Marias Rivalin — und der Spitzbubenromantik sind mehr aus der Sphäre des unfreiwillig-komischen Moritat-Bänkelsangs als aus balladesker Dämmerung.

* * *

Ein ungarisches Importstück wurde im Berliner Theater aufgeführt: T a i f u n von M e l c h i o r L e n g y e l.

Es ist ein mit vielen effektvollen und dekorativen Gewürzen angemachtes Bühnen-Potpourri.

Es spielt unter Japanern in Paris, behandelt aber nicht die gelbe, sondern die weiße Gefahr. Die Entwurzelung und Selbstverlierung eines Japaners durch das Weib, die Pariserin, ist das Thema. Und diesem einen, Entarteten, steht die Gruppe der anderen gegenüber, der Fanatiker des Vaterlandes, die opfermutig alles an die Idee setzen, und denen die Person, auch die eigene, nichts gilt. Dies Thema für ein rassepsychologisches Charakterdrama ist dem Ungarn aber nur ein flüchtig behandelter Vorwand, um besondere Effekte und prasselnde Situationsschlager herauszubringen.

Eine japanische Tee-Séance — Japan in Paris — wird produziert in Kimonos beim Schleierlicht mit Liedern und Geschichten, an die Bücher des Lafcadio Hearn erinnernd. Dann gibt es Katastrophen, eine Würgeszene: der jähzornige Asiate erdrosselt die kleine Pariser Katze. Schließlich die Gerichtsverhandlung, in der aber nicht der Mörder auf der Anklagebank sitzt, sondern ein japanischer Jüngling, der stolz ist, die Tat auf sich zu nehmen, damit der andere sein wichtiges, dem Vaterland nützliches Werk — eine politische Arbeit — vollenden kann.

Der letzte Akt, in dem jener Mörder nach Abschluß seiner Arbeit stirbt, wird wortreich durch Debatten über Europäer- und Japanertum ausgefüllt und macht das Ganze, das haltlos zwischen Theaterei und literarischer Ambition schwankt, noch zwitterhafter.

* * *

Einen heiteren Lichtblick brachte wieder ein Abend in Paul B r a n n s M a r i o n e t t e n t h e a t e r, wo Mozarts Miniaturoper B a s t i e n u n d B a s t i e n n e über die Miniaturbühne schwebte.

Ein graziöses Singespiel von den Launen der Verliebten gaukelt von den niedlichsten Figurinen getragen zum Spinettklang über eine idyllische Wiesenszene. Reizend sind diese Puppen, die Jakob Bradl modellierte. Bastienne, die Schäferin, im zarten rosa Reifrock mit



Das Blindekuhspiel

Jean Baptist Joseph Pater

zierlich trippelnden Füßchen, einen Bergèrehut über dem Porzellangesicht, dem bebänderten Stab, wie aus einem Bild Lancrets. Bastien, der Schäfer, ein verliebter Junge, in Samtkniehosen, dem strohernen Hut mit rotem Band darum. Colas, kurzbeinig, mit verschmitztem Bocksgesicht und schwarzem Haarschopf. Seine torkelnde und zappelnde Komik und die preziöse Koketterie der Schäferin, die in Eifersuchts- und Liebesnöten Rat und Hilfe dieses Dorfzauberers sucht, agieren ein drolliges Pas de deux. Dann tänzelt Bastien herfür, der Flatterhafte, Untreue, der auf Phyllis Spuren schleicht und doch Bastienne keinem andern gönnt.

Schmachtend steht er am Brunnen, sein linker Arm ruht lässig auf dem steinernen Sockel — eine ziervolle Rokokovignette, wie zu einem Gedicht von Geßner —, und hört, wie Bastienne auf Colas Rat von ihrem neuen Freunde Damon schwärmt. Und dann singen sie das alte neckische Duett, in dem ein jedes dem andern das Glück seiner neuen Liebe ausmalt, bis sie beide aus der falschen Rolle und sich in die richtigen Arme fallen, während Colas als lustige Person der Komödie im Hintergrund vor Vergnügen über die gelungene List mit den Beinchen schlenkert.

Und über das liebliche Terzett senkt sich der bunte Marionettenvorhang zur Guten Nacht für die Marionetten und die großen Kinder.

Die Kinder hörten es gerne. **Felix Poppenberg**



Auch Professor?

In dem Verzeichnis der Behörden, Lehrer usw. einer süddeutschen Universität ist nach der „Frankf. Ztg." u. a. zu lesen: Dr. . . . . . . Geh. Hofrat, Kommandeur II. Klasse des Zähringer Löwenordens, Inhaber der Landwehr-Dienstauszeichnung I. Klasse, der Rote-Kreuz-Medaille, der deutschen Kriegsdenkmünze 1870/71, der Kaiser Wilhelm-Erinnerungsmedaille und der Bad. Friedrich-Luisen-Medaille, des Kgl. Preuß. Roten Adlerordens III. Klasse, des Königl. Preuß. Kronenordens II. Klasse, der Ritter-Insignien II. Klasse des Anhaltischen Hausordens Albrecht des Bären, des Schwarzburgischen Ehrenkreuzes III. Klasse, des Komthurkreuzes II. Klasse des Großh. Luxemb. Militär- und Zivilverdienstordens Adolphs von Nassau — und nun erst erfährt man, daß der Mann auch Professor der Chirurgie und Direktor der chirurgischen Klinik . . . . ist.

Also wirklich, doch? Freuen wir uns, daß er's nicht ganz vergessen hat!



Sie können's nicht lassen!

Das Beschnüffeln höchster und allerhöchster Herrschaften. Ging nicht erst neulich ein groß Schluchzen durchs deutsche Land, da es hieß, der Kaiser habe sich irgendwo unpassende Lieder von einer Pariser Diseuse vortragen lassen? Die Dame bekam einen moralischen Krampfanfall und protestierte in allen Sprachen gegen solch frevle Nachrede. Es war also damit kein sittliches Entrüstungsgeschäft zu machen. Was muß aber der Kaiser von der Kinderstube jener „gebildeten" Deutschen gedacht haben?

Eine ständige Rubrik der Blätter bildet bald schon das Menschheitsproblem, welche Theater im allgemeinen und welche Stücke im besonderen der Kronprinz und die Kronprinzessin besuchen. Ein in seinen heiligsten monarchischen Gefühlen irregewordener Leser wendet sich nach schlaflosen Nächten Trost erflehend an den „Reichsboten": ob es denn wirklich wahr sei, daß das Kronprinzenpaar sich „die Operette des jüdischen Schriftstellers" Leo Fall

„Die geschiedene Frau“ angehört habe? Und der „Reichsbote“ antwortet tiefbekümmert: „Wir wissen es nicht, aber unsere Königlichen Prinzen, welche öfter in solchen Theatervorstellungen gesehen werden, sollten daraus entnehmen, daß das im Lande in königstreuen Kreisen einen befremblichen Eindruck macht, zumal die Theater solche Besuche als Reklame für ihre Aufführungen zu benutzen pflegen.“

Noch immer haben's Patriotenherzen nicht verwinden können, daß der Kronprinz in die „Lustige Witwe“ gegangen ist. Und zwar — traure, deutsches Vaterland! — ausgezählt dreimal.

Auch die privaten Einkäufe höchster und allerhöchster Herrschaften unterliegen dem öffentlichen Gerichtsverfahren. Händeringend klagte ein Abgeordneter versammeltem Reichstagsvolke: „Allerhöchste Herrschaften haben neulich sogar einen Besuch bei Wertheim gemacht. Das wird vom deutschen Volke nicht gutgeheißen!“

Man denke: „vom deutschen Volke“! Nicht mit Unrecht bemerkt dazu das „B. T.“: „Uns will manchmal doch bedünken, das deutsche Volk habe ernstere Sorgen als die Frage, ob ‚allerhöchste Herrschaften‘ bei Wertheim, Tietz und Jandorf ihre Einkäufe machen oder beim ‚Hoflieferanten‘. Wenn der Liberalismus verlangt, daß der Reichstag bei der Ernennung des Reichskanzlers ein Wort mitzureden habe, dann ist das ‚eine unerhörte Anmaßung‘ und ein ‚dreister Eingriff in die heiligsten Rechte der Krone‘. Und dabei beschnüffeln und bekritteln diese Tempelhüter sogar das private Leben ‚allerhöchster Herrschaften‘ in einer Weise, die sich jeder Privatmann als zudringlich und unverschämt verbitten dürfte!“

Nur: „unverschämt“ ist's wirklich nicht gemeint. O nein! Es ist ja nur das treue Untertanengemüt, das sich um seine Herrschaft grämt und sorgt und seine Kümmernisse in der Gesindestube ausschüttet. Wie man das Ding auch drehen und wenden mag: waschechter Byzantinismus, auch wenn es sich in den Formen noch so „respektvoller, aber mannhafter Offenheit“ äußert. Gr.



Notizbuch

Nur wenige Menschen sind so unglücklich, daß ihnen das Wort „Mutter“ nicht zum Heiligsten des Sprachschatzes gehört. Und sei man über das physiologische Werden der Mutterschaft noch so „aufgeklärt“, sie bleibt doch für jeden Erlebenden ein hehres Wunder. Die Mutterschaft hat Weihekraft; sie macht selbst aus einem Körper, der seiner Würde vergaß, einen Tempel und gebietet darum in allen Fällen den andern Scheu und Ehrfurcht. Soweit sich die Geschichte der Menschheit verfolgen läßt, soweit unsere Kenntnis auch der abgelegensten Bewohner unserer Erde reicht, ist die Anschauung von dieser Sonderstellung der Mutter vorhanden. Und gerade die Tatsache, daß die Mutter selber in der Vollentfaltung ihrer Kräfte durch die Mutterschaft behemmt ist, hat von jeher und überall Mutterschutz-Bewegungen hervorgerufen. Sie haben vielfach zum sogenannten „Mutterrechte“ geführt; aus ihnen sind die verschiedenen Formen der Ehe hervorgegangen. Denn nicht um die geschlechtliche Sinnlichkeit in Bahnen zu lenken, die das Wohl der öffentlichen Ordnung nicht durchkreuzen, ist die Ehe zur wichtigsten sozialen Einrichtung geworden; sondern weil sie der beste Schutz für das Mutter gewordene Weib und der sicherste Hort für das Kind ist.

Dieser Gedanke wirkt sicher nicht als neu; trotzdem wurde er kaum als Antwort vorgebracht, wenn Dr. Helene Stöcker in ihren Propagandareden wie im „Mutterschutz, Zeitschrift zur Reform der sexuellen Ethik“ Sätze losließ wie den folgenden: „Wenn die Ehe eigent-

lich den Zweck hat, den menschlichen Geschlechtsverkehr zu regeln, so kann man wohl sagen, daß sie heute jedenfalls diesen Zweck nicht mehr erfüllt, da ja wohl weitaus der größte Teil des menschlichen Geschlechtsverkehrs (wenigstens in den gebildeten Ständen unserer Kulturstaaten) sich außerhalb der Ehe abspielt." Lassen wir die groteske Übertreibung dieser Begründung völlig außer acht, so bleibt immer noch die schiefe Einstellung in der Auffassung der Aufgaben der Ehe bei einer Person, die sich zur Führerrolle in einer Mutterschutzbewegung berufen fühlt, mehr als seltsam. Denn es ist erst eine Forderung und Wirkung der religiösen, vor allem der christlichen Moral, die den Geschlechtsverkehr außerhalb der Ehe — gar der Einehe — verbietet. Die Ehe findet sich aber auch bei jenen Völkern, die dieses moralische Gebot nicht kennen, die die Vielehe haben oder — wie etwa die griechische Antike — den Geschlechtsverkehr fast grundsätzlich auch außerhalb der Ehe suchen. Das muß doch wohl die Vorsitzende des Bundes für Mutterschutz wissen und sich dann fragen, weshalb trotzdem auch unter solchen Verhältnissen die Einrichtung der Ehe diese wichtige Rolle spielte. Die Antwort konnte nicht anders heißen als: Zum Schutze der Nachkommenschaft und damit also auch zum Schutze der Mutter!

Lediglich vom Standpunkte aus, daß die Ehe zum Mutterschutze nicht ausreiche, durfte ein Bund für Mutterschutz der Ehe Vorwürfe machen und mit Reformen einsetzen.

Es ist auch ganz sicher, daß, was der „Bund für Mutterschutz" zunächst in weiten Kreisen ernster Männer und anständiger Frauen an Erfolg gefunden hat, ausschließlich darauf zurückzuführen ist, daß man von ihm eine Verbesserung des Schutzes jener Mütter erwartete, die entweder den Schutz der Ehe überhaupt nicht genossen, oder deren Ehe zum Schutze nicht ausreichte. Man erwartete eine soziale Wohlfahrtseinrichtung, für die ein ungeheures Arbeitsfeld vorhanden war. Freilich ein Arbeitsfeld, keine Tribüne für anmaßende Anklagereden und phrasenhafte Reformpredigten.

Wohl galt es auch hier, eine ethische Reform durchzusetzen. Aber das Ziel dieser war für jene nicht neu, die Christi persönliches Verhalten gegen jene kannten, die in den Augen der äußerlich Gerechten „gefallen" waren. Es galt aufzuklären, daß nicht jede uneheliche Mutter notwendigerweise moralisch niedriger stehe, als die eheliche. Es galt vor allem zu zeigen, daß uns — die wir alle schwach und hinfällig sind — diese schwere Verurteilung der „Gefallenen" nicht zustehe; galt zu zeigen, daß nicht nur die warmherzige Nächstenliebe, sondern auch die nüchtern rechnende Staatsklugheit gebiete, für die unehelichen Mütter und ihre Kinder die Möglichkeiten zu schaffen, zu nützlichen Gliedern des Staates heranzuwachsen. O, da war und ist unendlich viel zu tun; und tausendmal mehr, als alle Rederei, wirkte hier jede herzhafte gute Tat.

Statt dessen! — Ach Gott, statt dessen!

In der „Kölnischen Zeitung" schreibt eine mit den Verhältnissen vertraute Frau: „Daß die Arbeit von Dr. Helene Stöcker für den Mutterschutzbund besonders verdienstvoll und förderlich gewesen sei, ist eine Ansicht, die von einer großen Zahl von Frauen nicht geteilt wird. Im Gegenteil: indem sie das Eintreten für die unehelichen Mütter und Kinder verquickte mit der sogenannten ‚neuen Ethik', die auf eine freie Gestaltung der Ehe, im Grunde genommen auf Anerkennung der ‚freien Liebe' hinauslief, erschwerte sie es sehr vielen Frauen, dem Mutterschutzbunde näher zu treten. Was an praktischer Fürsorge für uneheliche Mütter und Kinder geschehen ist, ist bisher minimal gewesen im Vergleich zu dem, was von anderer Seite bereits auf diesem Gebiete getan worden ist. Ich brauche hier am Rhein nur auf das vorbildlich gewordene Versorgungshaus von Berta Lungstras in Bonn hinzuweisen, dem bereits der Gedanke zugrunde lag, den Müttern das Zusammenbleiben mit den Kindern zu ermöglichen, ihnen Arbeitsgelegenheit zu schaffen, damit sie selbst für die Kinder sorgen könnten. Um in dieser Weise noch weiter sorgen zu lassen, haben viele Frauen dem Mutter-

schutzbunde Geld zur Verfügung gestellt, das ausdrücklich für arme uneheliche Mütter erbeten wurde. Wenn es diesen Müttern nun nicht voll zugekommen ist, so berührt das selbstverständlich nicht angenehm. Von der ‚neuen Ethik' wollten auch die Spenderinnen dieser Gaben vielfach nichts wissen. Wir wollen zum Besten des Bundes für Mutterschutz wünschen, daß sie mit Dr. Helene Stöcker aus den Vorträgen, Schriften usw. des Bundes verschwindet. Denn um Verringerung der Zahl der unehelichen Geburten, nicht um Vermehrung derselben müßte es dem Bunde für Mutterschutz zu tun sein, wenn er wirklich die Frau, die Mutter schützen will. Eine Gloriole um das Haupt der unehelichen Mütter zu legen, geht nicht an. Auch die einst ausgesprochene Behauptung, die unehelichen Kinder verdankten sozusagen der Blüte der Nation, verdankten durchweg lebenskräftigen jungen Männern und Frauen, die nur leider nicht heiraten könnten, das Dasein, sie seien daher besonders wertvolles Material, ist nicht zutreffend. Vereinzelt kann das sein. Aber ich brauche wiederum hier am Rhein nur an die sogenannten Karnevals- und Kirmeskinder zu erinnern, deren Mütter zeitweise die Kliniken und Entbindungsanstalten füllen, brauche nur daran zu erinnern, wie viele durch den Alkoholmißbrauch der Eltern von vornherein erblich belastete arme Geschöpfe unter diesen unehelichen Kindern sind, um solche Behauptung zu widerlegen. Das Verherrlichen unehelicher Mutterschaft ist für den Bund für Mutterschutz kein Glück gewesen. Auch das Propagieren der ‚neuen Ethik' mit einem Phrasengemisch aus Ellen Key und Nietzsche war für ihn kein Glück. Hoffen wir, daß die neue Krisis ihn klarere nüchterne Bahnen einschlagen lehrt. Dann, davon sind wir überzeugt, wird jede denkende Frau bereit sein, seine Arbeit tatkräftig zu unterstützen."

Ich will diese Ausführungen einer Frau nicht verschärfen, so nahe die Versuchung dazu liegt, und so überreichlich das Material dazu vorhanden ist. Nur der in diesen Schlußsätzen und vielfach auch anderswo ausgesprochenen Hoffnung, daß mit dem Ausscheiden Dr. Helene Stöckers nun eine Wendung zum Besseren eintreten werde, muß ich mit aller Schärfe entgegentreten, damit nicht noch fernerhin wohltätige Frauen ihre Mittel dem „Mutterschutzbunde" zuwenden. Das heißt, wenn, wie ich hoffe, der Satz, daß Lächerlichkeit tötet, auch für Deutschland gilt, so hilft dem Mutterschutzbunde weder die Amputation des jetzigen Vorstandes noch seine Neubildung aus den persönlichen Gegnern der bisherigen Leiterin. Hier liegt der Hase im Pfeffer. Konnte man auch nur einen Augenblick lang die Empfindung haben, daß hier um eine Sache gekämpft wurde? Keineswegs! Und soweit muß man Frau Grete Meisel-Heß zustimmen, die in der „Frankf. Ztg." ihren Aufsatz über die ganze Bewegung mit „Viel Lärm um nichts" überschreibt.

Die Generalversammlung in Halle stellte fest, „daß die Kasse in Ordnung sich befindet und die Finanzlage des Bundes gesund ist. Es liege auch nicht der geringste Anlaß zur Annahme vor, daß jetzt oder früher eine den Satzungen des Bundes widersprechende Verwendung von Geldern vorgekommen ist." Es fehlt bei dieser Ehrenerklärung nur noch der Nachsatz, daß die Leistungen des Bundes über alles Lob erhaben seien. Aber dazu wagte man sich doch nicht zu versteigen angesichts der Tatsache, daß der in Ortsgruppen über ganz Deutschland verbreitete Bund es bis jetzt zu einem Heim mit sechs Betten — von denen eins noch ein Sofa ist — gebracht hat. Ist das nicht großartig! Welche Fülle von Hilfe müssen diese sechs Betten, zumal das eine noch ein Sofa ist, gebracht haben! — Aber, Verehrteste, in derselben Zeit sind Hunderte von Reden gehalten worden. Tausendmal hat man gesagt, daß die heutige Moral nichts taugt; vor Tausenden hat man die neue sexuelle Ethik des Sichauslebens verkündet; hat in Dichtung und Prosa die uneheliche Mutter glorifiziert und den Schrei nach dem Kinde ohne vorangehende Bemühung des Standesbeamten in allen Tonarten gesungen. Nur dickköpfige Männer können bezweifeln, daß mit alledem eine riesige Tätigkeit zum Schutze von Müttern entfaltet wurde.

Wie selbige dickköpfigen Männer den Streit im Mutterschutzbunde ansehen, zeigt ein Artikel von J. Lorm im Berl. Lok.-Anz. Der Feind der Frau, darin gipfeln diese



Ausführungen, ist einzig die Frau selbst. „Weshalb sie es tatsächlich ist, weshalb die Errungenschaften, die das Werk einzelner, nicht nur mit hervorragenden Geisteskräften, sondern auch mit Feingefühl begabter Frauen sind, an den Frauen selbst scheitern, durch sie selbst vernichtet werden, auch diese Antwort ist mit wenigen Worten gegeben: sie scheitern daran, daß den meisten Frauen seltsamerweise das eine fehlt, das keine noch so tiefgründige Bildung geben kann: Takt, das Empfinden für die Berechtigung, Dinge zu erörtern, Tatsachen und Vorkommnisse heranzuzerren, die nur in losem Zusammenhang mit der Sache selbst stehn, für die man ficht, mit einem Wort: der Mangel an Objektivität, die unaufhörliche Verquickung privater Angelegenheiten mit Interessen der Allgemeinheit. Diese kleinliche, leider rein weibliche Eigenschaft, deren Motive seltener auf dem Gebiete des Ehrgeizes und meist auf dem der Eifersucht zu suchen sind, macht die Frauen taub und blind für den ungeheuren Schaden, der dadurch einem edlen Ziel durch den Fluch der Lächerlichkeit zugefügt wird, der sich fortab an diese Sache knüpft, und raubt ihnen das klare Urteil über die Größe der eigenen Lächerlichkeit."

Der Kampf im Mutterschutzbunde, mit dem die Öffentlichkeit so sehr beschäftigt wurde, ist — das war allen näher Eingeweihten von vornherein klar — ein Ringkampf zwischen zwei Frauen. Daß diese immer Männer zu finden wissen, die sie als Paladine ins Treffen schicken, ist zu allen Zeiten so gewesen. Doch konnte selbst der Minnedienst des Rittertums noch nicht ahnen, welche kühne Entwicklungen hier noch im Bereiche der Möglichkeit schlummern, wenn erst die neue Form von „Nepotismus" allgemein eingeführt ist, von dem die Vorsitzende des Mutterschutzbundes eine kleine Probe gab, als sie sich ihre Geliebten in den Vorstand kooptierte. Denn bei den weitherzigen Anschauungen der neuen sexuellen Ethik kann es hier unter Umständen zu wahren Massenkämpfen kommen. Doch, wozu sich Zukunftsbilder ausmalen, wo die Gegenwart schon so ergötzliche Genrebildchen zeigt. Da sind die beiden Hauptgegnerinnen, „von denen die eine noch unvermählt, die andere bis vor ganz kurzer Zeit so unvermählt wie möglich, das Recht der männlichen Gleichberechtigung auf sämtlichen Gebieten vollauf für sich in Anspruch nahm, — um in allerzwölfter Stunde — den von ihr erwählten Mann als Schützer ihrer beleidigten Moral mittels Duellforderungen ins Vordertreffen zu schicken" (Berl. Lok.-Anz.). Die „Beleidigung" aber bestand darin, daß man ihr sagte, auch sie habe nach den von ihr stets in Wort und Schrift verkündeten Grundsätzen gelebt. Ja, was wollen denn nun diese Damen mit ihrer neuen sexuellen Ethik?! Kommt es ihnen nur auf den „Ruhm" der großen Kühnheit im Reden an? Unterscheiden sie zwischen Theorie und Praxis? Oder gehn sie auf folgende Praxis aus: „Solange wir unverheiratet sind, sind wir in Theorie und Praxis Anhängerinnen der neuen Lehre sexuellen Sichauslebens! Sobald wir aber unter die Ehehaube gekommen sind, da soll uns noch einer mit einem ‚nicht einwandfreien Lebenswandel' kommen!"?

Ja, der Fall kann sehr schwierig werden. Ein königlich preußischer Geheimer Regierungsrat ist kein Weib — ich rede natürlich nur von seinen physiologischen Eigenschaften —, aber es war ein solcher Geheimer Regierungsrat, der gegen die Vorsitzende den Vorwurf dieses „nicht einwandfreien Lebenswandels" erhob. Freilich bewährte er sich als Mann und bemühte sich um Logik. Als erwachsenes Weib habe die Vorsitzende nach der vom Bunde anerkannten und verteidigten Sexualethik die freie Verfügung über sich selbst. Er hätte sich eigentlich dahin steigern müssen: sie habe die Pflicht, nach der von ihr verkündeten Lehre zu leben. Aber als Fräulein Stöcker den Mann, der ihr zur praktischen Befolgung ihrer Lehre behilflich war, in den Vorstand gebracht habe, habe sie den Vorstand nicht von diesem Verhältnis in Kenntnis gesetzt. Man sieht, ein Geheimer Regierungsrat hält auf ordnungsmäßige An- und Abmeldung; ist diese sachgemäß erledigt, dann ist alles übrige Nebensache.

Doch genug und übergenug von diesen Dingen, die wir hier natürlich nicht so ausgiebig behandeln, um die schmutzige Wäsche des Bundes und seiner Leute vor aller Öffentlichkeit nochmals durchzuwaschen. Vielmehr kommt es uns auf etwas ganz anderes an. Auch dem Mutter-

schutzbunde haben viele Frauen und Mädchen angehört, die von der neuen sexuellen Ethik, die die an seiner Spitze Stehenden verkündet und betätigt haben, nichts wissen wollen. Ja, aber warum haben sie dann nicht laut Einspruch erhoben? Warum? Ganz einfach, weil ihnen der Mut dazu fehlte. Wir sind glücklich so weit gekommen, daß der Mut des öffentlichen Bekenntnisses zur Schamhaftigkeit viel seltener geworden ist, als der zum Gegenteil. Und das macht nur das große Mundwerk dieser Heilskünderinnen der neuen Lehre und das Phrasengedresche einer großen Zahl ihnen helfender Schriftsteller. Ob diese dann noch in den Pubertätsjahren stehende Jünglinge sind, vermag die große Öffentlichkeit nicht zu erkennen. Seit Jahr und Tag nimmt man eine Frauenliteratur hin, in der das Weib lediglich noch als Weibchen auftritt. Nur daß diese Erotomanie feierlich drapiert als eine Art neuer Religion od. dgl. auftritt. Und es erhebt sich im Blätterwalde ein Jubel: Seht hin, ein mutiges Weib, das kühn die letzten Schleier von der weiblichen Seele wegreißt, das den Zwang der Wahrhaftigkeit in sich trägt. Und doch ist das Schauspiel schon oft dagewesen, wie diese Kühnheit vor der öffentlichen Festlegung zurückschreckte; wie sich diese Heilskünderinnen fröstelnd in den „zerfetzten Mantel der alten Moral“ hüllten, wenn man sich erlaubte, die Folgerungen aus ihren Reden und Schriften für ihre eigene Person zu ziehn.

Das muß ein Ende haben. Dieses Treiben hysterischer Frauenzimmer, denen es nicht auf fruchtbares bescheidenes Arbeiten ankommt, die sich mit dem Faltenwurf der Toga öffentlicher sozialer Wirksamkeit drapieren, um ihrer persönlichen Eitelkeit oder noch Schlimmerem zu frönen, richtet heillosen Schaden an. Damit soll keineswegs gesagt werden, daß unsere Verhältnisse nicht vielfach reformbedürftig seien. Aber das eine ist sicher: Selbstbeherrschung und Zügelung aller ichsüchtigen Triebe bleibt immer die Vorbedingung für soziales Wirken; und bevor man an die Beseitigung öffentlichen Schmutzes geht, soll man für die eigene Reinheit sorgen. Das ist der Kern aller Ethik, ob alt oder neu, vorab der sexuellen.

* * *

Auch unsere Schauspielerinnen müssen sich vor Augen halten, daß das Beschmutzen des eigenen Nestes nicht dazu geeignet ist, das Ansehen seiner Bewohnerinnen bei den Draußenstehenden zu erhöhen.

Wir haben hier im Türmer die Mißstände am Theater so oft behandelt, haben uns immer so entschieden auf die Seite derer gestellt, die an der Besserung arbeiten, daß wir auch das Recht, ja sogar die Pflicht haben, zur Mäßigung zu mahnen, wenn durch Übereifer Gefahr droht. Dahin aber ist es gekommen, und die nächtliche Versammlung der Berliner Schauspielerinnen in der Philharmonie ist nur einer unter vielen Beweisen für diese Tatsache.

Es wurde in dieser Versammlung allen jenen nichts Neues gesagt, denen die sozialen Verhältnisse unseres Bühnenbetriebes am Herzen liegen. Es ist auch an dieser Stelle schon ausgeführt worden, welch ungeheure Ausdehnung die Prostitution beim Theater gewonnen hat. Ist es nun auch verkehrt, die einzige Ursache zur Prostitution immer nur in ökonomischer Notlage zu suchen, so wollen wir doch alle anderen Gründe nicht näher untersuchen, zumal die sozialen Hilfsbestrebungen doch im wesentlichen nur gegen diese pekuniären Übelstände Hilfe bringen können. Zieht man das Fazit aus allen Reden dieser Nacht, so wäre die Prostitution beim Theater fast ausschließlich die Folge des Toilettenluxus. Es wird behauptet und im großen und ganzen auch bewiesen, daß Direktoren und Publikum — d. h. die ersteren tun es ja nur, weil sie wissen, daß das Publikum es will — von der Schauspielerin schöne und immer neue Toiletten verlangen. Nun ist aber das Einkommen von neun Zehntel aller Schauspielerinnen so klein, daß es allenfalls zum notdürftigen Lebensunterhalt, niemals aber zur Beschaffung der Toiletten ausreicht. Um nun doch ihrem Berufe treu bleiben zu können, bleibt der Schauspielerin nur der Weg offen, sich anderweitig eine Vermehrung ihrer Einkünfte zu verschaffen. Dieser Weg führt am häufigsten zur Prostitution.

So ist die einfache, erschreckliche Tatsache. Wer stimmte nicht der Forderung bei, daß hier ein Schandfleck unseres Lebens glüht, der beseitigt werden muß! Aber wie?

Der Enthusiast findet leicht die Antwort: Die Theaterdirektoren müssen ihren weiblichen Mitgliedern die Kostüme stellen oder Gagen bezahlen, die zu deren Anschaffung ausreichen.

Darauf entgegnet der Sachkundige: Die meisten Theaterdirektoren haben keine so großen Einnahmen, daß sie das können. Jedenfalls würde diese Vermehrung der Ausgaben eine Erhöhung der Eintrittspreise bedingen, die wieder Tausenden den Besuch der Theater unmöglich macht, wodurch die Notlage der betreffenden Bühnen noch vermehrt wird.

Der Enthusiast: „Nun, so mögen die Theater, die diese billigen sozialen Forderungen nicht erfüllen, vom Erdboden verschwinden."

Der Sachkundige: „Gut, vor allem gut für die wenigen übrig bleibenden Direktoren, die dann ein ungeheures Angebot von Schauspielkräften haben werden und hoffentlich solche Helden bleiben, daß sie diese günstige Konjunktur nicht in ihrem kapitalistischen Interesse ausnutzen. Aber, was geschieht dann mit der ungeheuren Masse von Schauspielern, denen mit der Schließung dieser ‚überzähligen' Theater jede Existenzmöglichkeit genommen wird?"

Der Enthusiast: „Es drängen sich eben viel zu viele Frauen zur Bühne."

Der Sachkundige: „Gewiß, aber wie dem abhelfen? Auch wenn wir hoffen, daß das öffentliche Brandmarken des glänzenden Elendes der Theaterlaufbahn manche abschreckt, — viele werden es nicht sein. Denn auch der Glanz bleibt ja bestehen und die Selbsterkenntnis der eigenen Unzulänglichkeit wird immer selten sein."

Der Enthusiast: „So müssen eben die Theater verstaatlicht und verstadtlicht werden. Das Theater ist ein Kulturfaktor. Der Staat hat die Pflicht, dafür ebensogut Mittel flüssig zu machen, wie für Museen und Schulen."

Der Sachkundige: „Zugegeben. Aber dann wird der Staat auch die Aufsicht und die Leitung der Theater beanspruchen. Ob dabei die freie Kunst und Literatur glücklich fährt, ist doch eine andere Frage, die man angesichts der Leistungen anderer staatlicher Kunstinstitute kaum wird bejahen können."

Der Enthusiast: „So wären wir also wehrlos?"

Der Sachkundige: „Doch nicht. Es bleibt die Selbsthilfe, die durch Gesetze unterstützt werden kann."

Ich habe im obigen Gespräch nur die Hauptlinien gezogen, die vielerlei Nebenumstände gar nicht erwogen, die sehr bedeutsam und durchweg erschwerend ins Gewicht fallen. Und doch zeigt sich schon so, daß hier zahllose Schwierigkeiten sich ergeben, daß immer neue Fragen auftauchen.

Die heutigen Theaterverhältnisse sind eben das Ergebnis einer Jahrhunderte alten Entwicklung und sind nicht von heute auf morgen durch einfache Gesetzeserlasse zu ändern. Wobei nicht geleugnet werden soll, daß manches rasch zu bessern wäre, daß z. B. die lang geplante Regelung des Agententums schon vieles helfen würde. Aber — es mündet doch immer wieder alles bei der — Selbsthilfe. Wenn die anständigen Schauspielerinnen zusammenhalten und bei ihren männlichen Kollegen Unterstützung finden, so ist es einfach nicht wahr, daß die Toilettenfrage nur durch die Hingabe an die Prostitution gelöst werden kann. Und wenn dann von einer solchen Gemeinschaft immer wieder der Appell ans Publikum ertönt, so wird dieses der hilfreiche Genosse aller anständigen Elemente werden. Hinter den Kulissen allein darf der Kampf freilich nicht ausgefochten werden, und jene zahlreichen Elemente, die nicht vom Theater zur Prostitution, sondern umgekehrt von dieser zum Theater drängen, dürften nicht geschont werden. Aber, wer viel in den Kreisen von Schauspielern und Schauspielerinnen verkehrt, wird nur selten gefunden haben, daß dieser starke Bekennermut in öffentlichen Versammlungen auch im Privatleben vorhanden ist. Da erfreuen sich vielmehr „Damen" mit

kapitalkräftigen und einflußreichen Liaisons des höchsten Ansehens und das Gefühl, das gegen sie gehegt wird, ist viel seltener Verachtung, als Neid. Und dann noch eins. Emanuel Reicher hat die männlichen Kollegen ermahnt, in ihrem Verkehrston weniger „frei" zu sein, da dadurch die weiblichen Mitglieder oft verdorben würden. Das war ein braves Wort, das hier noch kräftig unterstrichen werden soll. Nur wer sich selbst achtet, findet Achtung. Dem nicht zur Zunft Gehörigen kann heiß und kalt werden, wenn er die Tonart unter den Kollegen zum erstenmal hört. Man braucht kein Philister zu sein und kann doch die Meinung haben, daß Leute, die sich als Zigeuner benehmen, eben auch als Zigeuner behandelt werden. Die Selbsthilfe in moralischen Dingen beginnt mit der eigenen moralischen Hebung.

Die Schauspieler haben das auch erkannt. Seit zwanzig Jahren hat der Schauspielerstand eine zuvor ungeahnte soziale Arbeit geleistet. Und man muß es ihm lassen: er hat sich selbst gehoben. Zwanzig Jahre ist eine kurze Zeit im Vergleich zur langen Dauer der zu bekämpfenden Zustände. Man soll beim Anblick des noch zu Leistenden nicht übersehen, was schon geleistet worden ist. Man soll freilich auch nicht die Hände in den Schoß legen und auf den Lorbeeren ausruhen. Noch ist unendlich viel zu tun.

Es ist begreiflich und auch erfreulich, daß vielen die Entwicklung zu langsam vor sich geht; daß angesichts vieler schlimmen Zustände auf schleunige Abhilfe gedrungen wird. Der Schauspielerstand hat sich zu lange in Künstlerträumen gewiegt und sein soziales Empfinden ist viel später aufgewacht, als das des Arbeiterstandes. Nun sehen die Erwachten, wie ringsum alle viel weiter vorgeschritten sind. So ist es begreiflich, daß sie jetzt im Laufschritt das Versäumte nachholen wollen. Aber das geht nicht, geht am allerwenigsten auf denselben Wegen, die die andern schon ausgetreten haben. Einmal, weil wir — die Gesamtheit — diese Wege nicht zum zweitenmale gehen wollen, noch gehen können; dann auch, weil die Verhältnisse andere sind. Die Schauspieler hängen doch mit der Kunst zusammen, und darauf ist das in Industrie und Gewerbe vorhandene Verhältnis von Arbeitgeber und Arbeitnehmer nicht einfach übertragbar.

Heute aber ist der Zustand so, daß zwischen Theaterdirektoren und Schauspielern das denkbar schlechteste Verhältnis fast systematisch ausgebaut wird. Der „Bühnenverein" der Direktoren und die „Bühnengenossenschaft" der Schauspieler stehen sich wie zwei erbitterte Gegner gegenüber. Jeder erwartet vom andern nur das Schlechteste, sieht in jeder Maßnahme Feindseligkeiten. Man hat sich beiderseitig in einen Zustand hineingeredet, der alle vernünftige Überlegung ausschließt. In diesem Kampfe erscheinen beiden Seiten alle Mittel als erlaubt, man verliert — auch die Nachtversammlung bewies es — jedes Verständnis, jede Achtung vor der Meinung des Andersdenkenden. Und so kommt es dahin, daß die Schauspieler für jedes Mitglied ihres Standes in jedem Falle eintreten zu müssen glauben; daß andererseits der Direktorenverband sich auch der Sache seiner unwürdigen Mitglieder annehmen zu müssen glaubt.

Das geht so nicht weiter. Es ist in diesen zwei Jahren, seitdem die wilden Stürme toben, jedem wohlwollenden Freunde des Theaters klar geworden, daß nur im Zusammenschluß der anständigen Elemente im Direktoren- und Schauspielerlager eine fruchtbare Weiterentwicklung möglich ist. Dann werden die unlautern Elemente, die hüben und drüben vorhanden sind, sich ausscheiden lassen und die Bahn wird frei für die Besserung übler, alteingefressener Zustände. Dann erst wird auch die große Öffentlichkeit wirklich fruchtbar mitarbeiten können an den Verhältnissen dieser doch immerhin nur kleinen Menschengruppe, dann erst können auch gesetzliche Bestimmungen ersprießlich wirken zum Heile der Künstler und der Kunst.

K. St.

Verantwortlicher und Chefredakteur: Jeannot Emil Freiherr von Grotthuß, Bad Oeynhausen in Westfalen.
Literatur, Bildende Kunst, Musik und Auf der Warte: Dr. Karl Storck, Grunewald b. Berlin, Hohenzollerndamm 96.
Druck und Verlag: Greiner & Pfeiffer, Stuttgart.



XII. Jahrg — April 1910 — Heft 7

Vom kommenden Frühling

Adolf Jensen, Op. 2, No. 1

Gemäßigtes Tempo, sehr gebunden
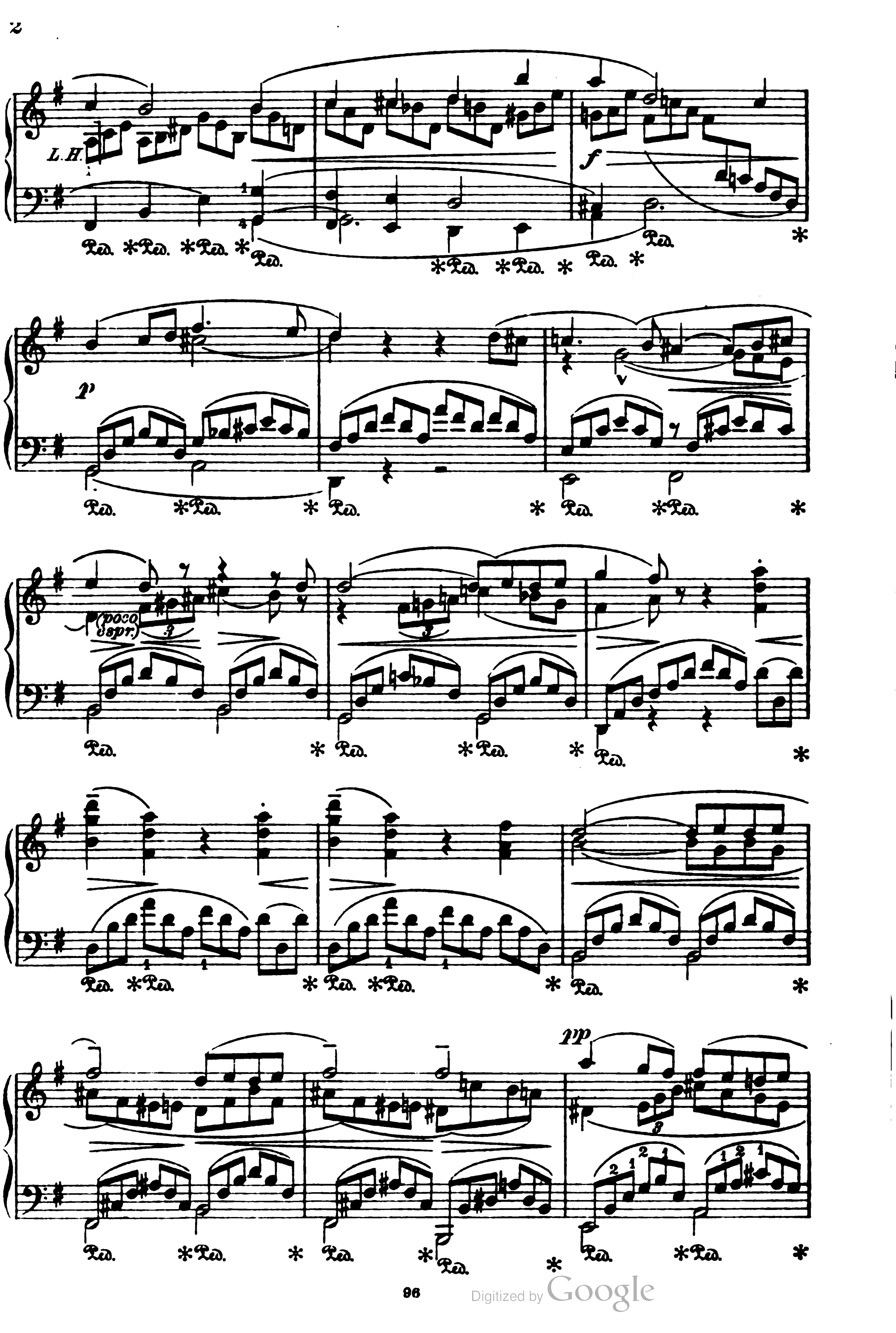
PIANO
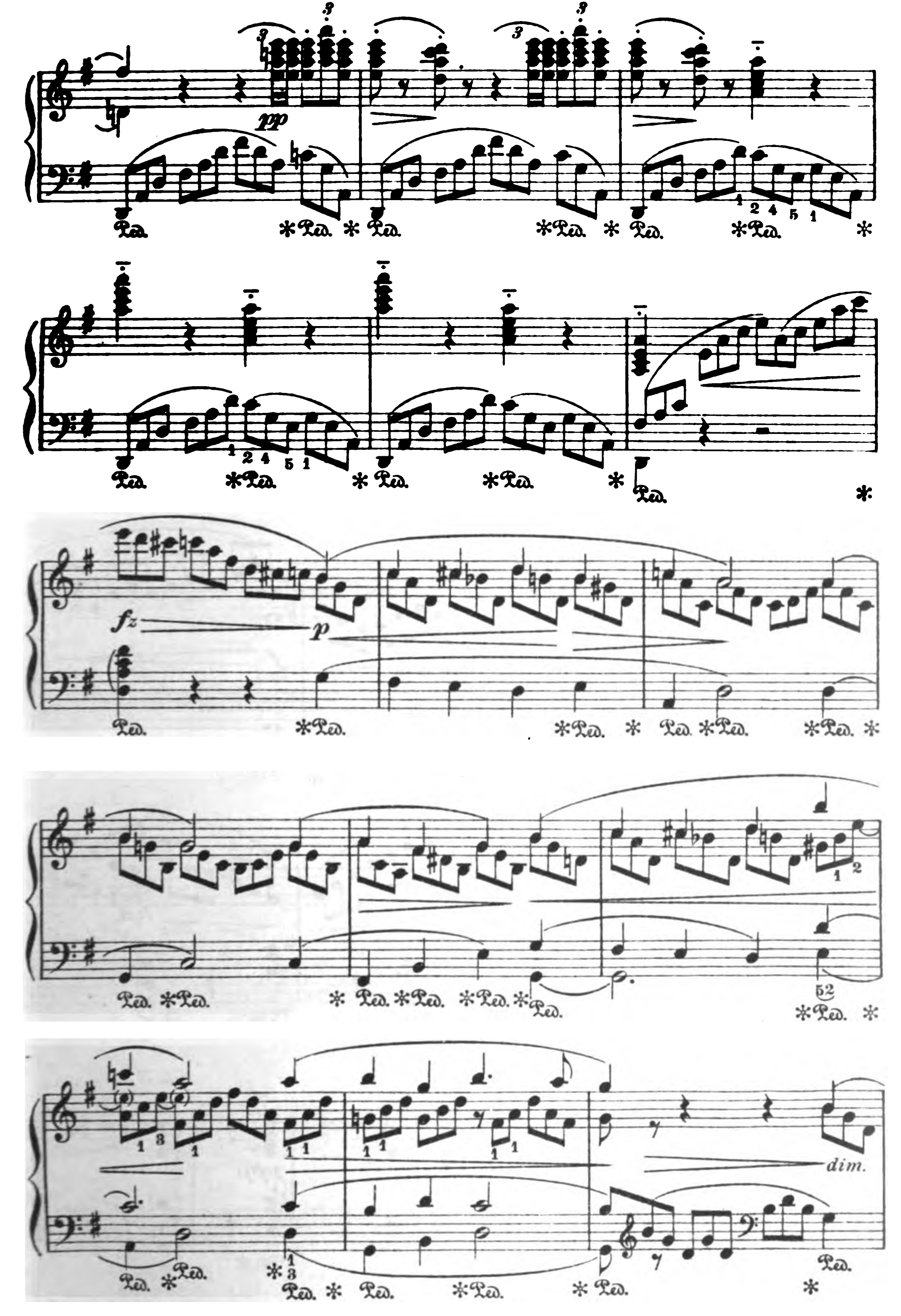
p

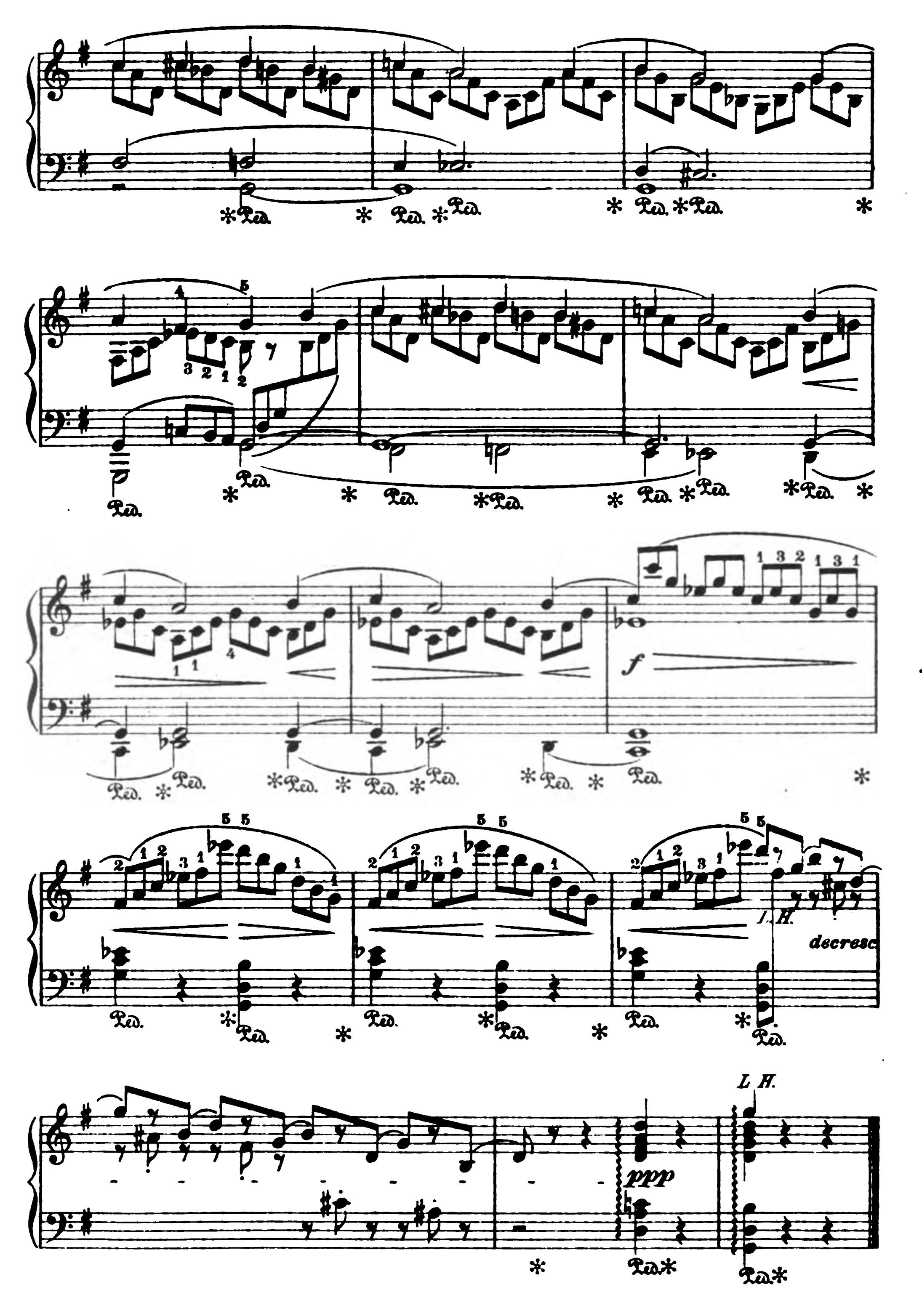
sehr zart

L.H.

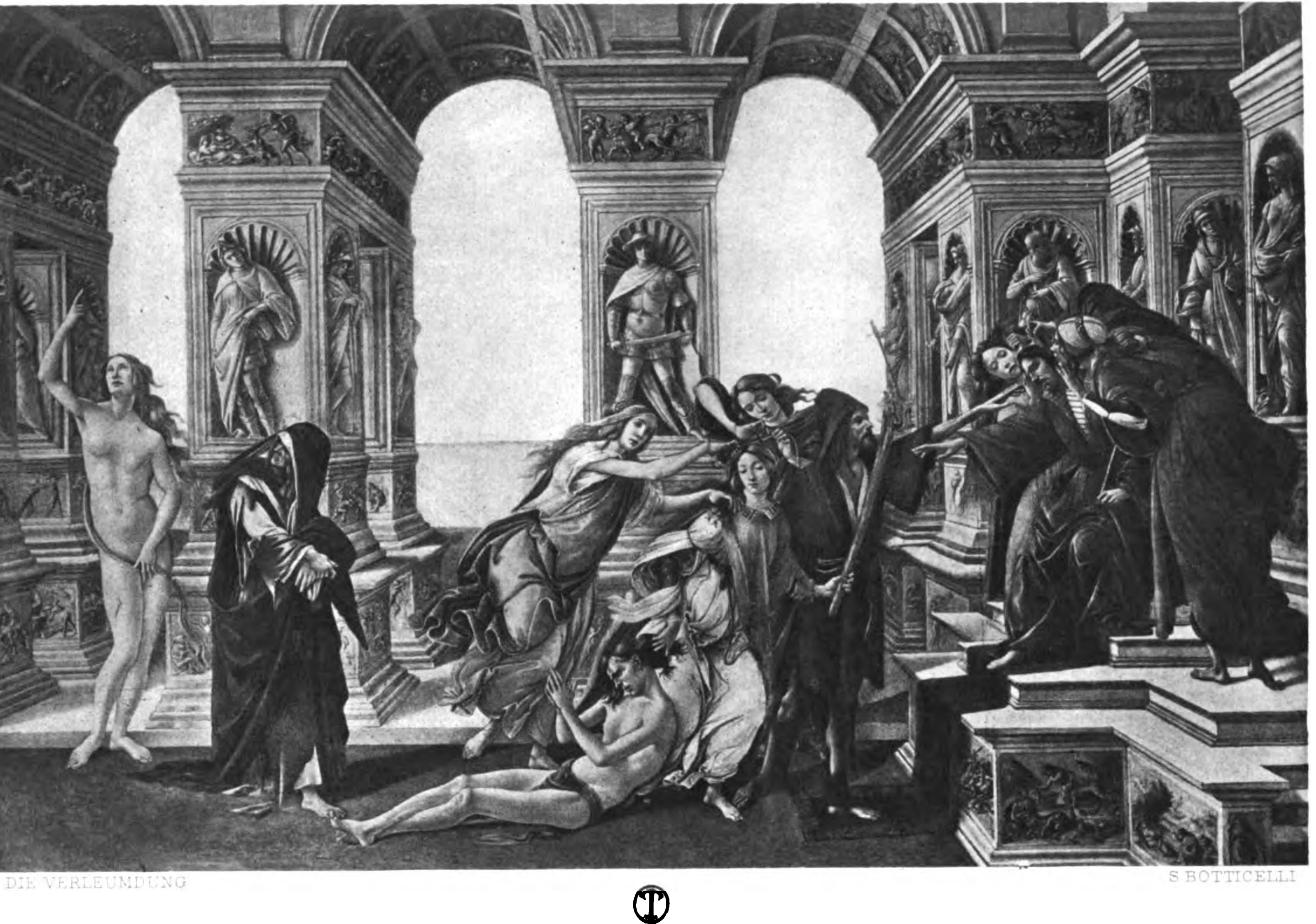
Aus der in Steingräbers Verlag, Leipzig, erschienenen von Dr Walter Niemann besorgten Ausgabe


L.H.
f
p
(poco espr.)
pp


pp
fz
p
dim.



f
L.H.
decresc.
L.H.
ppp



DIE VERLEUMDUNG — S BOTTICELLI



XII. Jahrg. Mai 1910 Heft 8

Christus

Von

Karl Engelhard

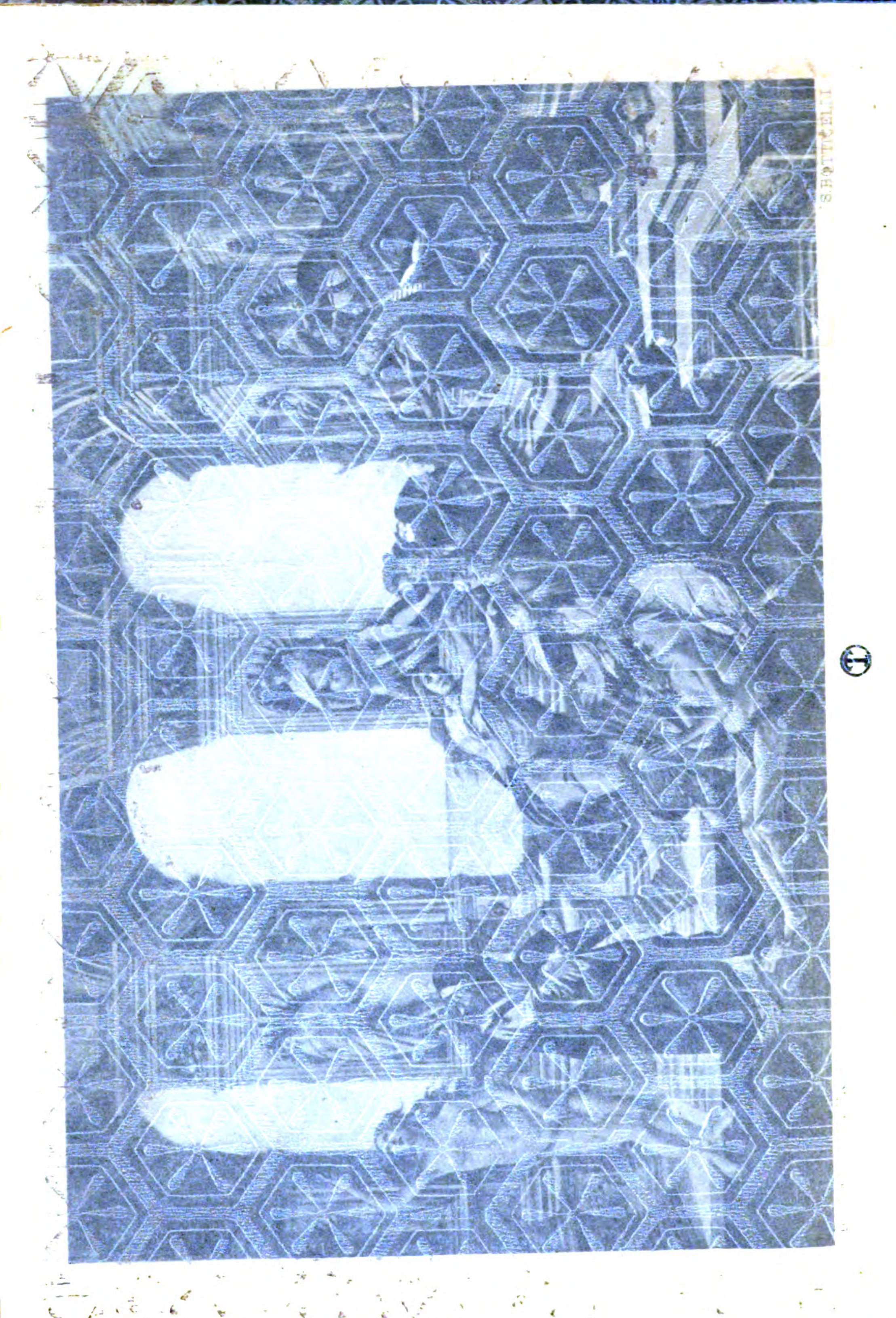
I.

Du bist die Qual, die Gott begehrt!
Du bist der Pflug, das Ackerschwert,
Das uns mit weher Kraft durchdringt,
Um unsre öde Krume ringt,
Zum Willen uns der Schöpfung zwingt:

Damit du aus dem Pflügersmann
Ein Siedler wirst, der säen kann.
Nicht gilt es dir ums eigne Brot —
Die Zukunft jocht dich in die Not:
Und dies ist dein Erlösertod!

II.

Du hast den stolzen Baum gewollt,
Der Früchte trägt wie Sonnengold,
Und der da steht in Sturm und Streit
Und lauscht ins All der Ewigkeit.





XII. Jahrg. Mai 1910 Heft 8

Christus

Von

Karl Engelhard

I.

Du bist die Qual, die Gott begehrt!
Du bist der Pflug, das Ackerschwert,
Das uns mit weher Kraft durchdringt,
Um unsre öde Krume ringt,
Zum Willen uns der Schöpfung zwingt:

Damit du aus dem Pflügersmann
Ein Siedler wirst, der säen kann:
Nicht gilt es dir ums eigne Brot —
Die Zukunft jocht dich in die Not:
Und dies ist dein Erlösertod!

II.

Du hast den stolzen Baum gewollt,
Der Früchte trägt wie Sonnengold,
Und der da steht in Sturm und Streit
Und lauscht ins All der Ewigkeit.

Drum pflanztest du ihn sorgsam ein
Ins ewig-allebend'ge Sein:
Und nur in diesem festen Glauben
Kann er gedeihn und sich belauben.

III.

Und dies dein einziges Gebot:
Sich wachsen lassen ohne Not,
Zu trachten nach dem innern Leben:
So wird sich alles andre geben!

Und dies dein Weg —: er wird dein Ziel!
Du wanderst still und fragst nicht viel.
Es ist so schön, im Weiterschreiten
Zu sehn, wie sich die Himmel weiten.

Dies ist dein Weg —: er wird dein Ziel.

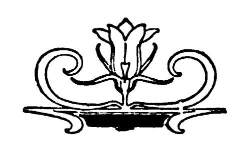
IV.

Es hatte blitzgleich dich getroffen
In sommerblauer Wüstennacht:
Von Stern zu Stern ein einzig Hoffen
Und Drängen nach der Lebensmacht!

Es ist ein Quell, der alle Sonnen
Durchdringt und jede Erde speist;
Es ist ein Faden ausgesponnen,
Der alles hält und nie zerreißt.

Und in das Goldnetz eingeschlossen
Des Menschen angstgequältes Sein:
Ach, in den Maschen, wie auf Sprossen,
Möcht's in die Ewigkeit hinein!

Da löstest du sie weit und weiter,
Die erst verflochten eng und dicht —
Und schufest so die Himmelsleiter
Von Stern zu Stern, von Licht zu Licht.





Gottsucher

Von

Fr. Schaal

Es gab Zeiten, da blickten die Menschen, die im Tale wohnten, die Menschen, die mit ihren Herden durch die Ebene schweiften, ehrfurchtsvoll nach den Bergen und nach den Felskränzen auf den Bergen, denn dort oben auf den Höhen wohnte die Gottheit. Einer wagte es, die Höhe zu erklimmen, und betrat zögernd, in heiliger Scheu das stille Land, wo Götter wohnten, und er löste den Schuh vom Fuß und neigte das Haupt anbetend zur Erde. Und als er die Steine aufeinander wälzte und darauf den Opferbrand entfachte hoch oben auf dem Bergesscheitel in hehrer Einsamkeit, da spürte er im frischen Hauche, der durch die Büsche wehte, im Morgenwinde, der über die Hügel strich und die Glut auf dem Altare rührte, daß sie zur hellen Flamme aufloderte, daß Gott nimmer ferne sei. Eine Stimme aus den verborgenen Tiefen seiner Seele rief: Gewiß ist hier Gottes Haus. — Ein einziger hatte Gott gefunden auf steiler Bergeshöhe, einer nur, und er verkündete es denen drunten in der Tiefe, daß Gott auf den Höhen wohne.

Da kamen sie in Scharen und wallten auf die Berge und bauten Altäre, und die Opfer rauchten auf allen Hügeln. Aber keinem von ihnen offenbarte sich die Gottheit so wie jenem, der ihr das erste Opfer gebracht. Doch sie alle hatten nun einen Ort der Anbetung gefunden, und wenn sie auch des Gottes Nähe nicht spürten, opferten sie doch fortan auf den Höhen, und dies Opfer wurde zu einer heiligen Gewohnheit für eine Reihe von Geschlechtern.

* * *

Da kam wieder einer, der die Gottheit suchte, einer unter Tausenden, der sie ernstlich suchte. Auf den alten, durch den Brauch geheiligten Opferhöhen fand er den nicht, nach dem sich seine Seele sehnte, denn dort war ein nur allzu menschliches Treiben beim Götterfest und Opfermahl. Die Höhen waren entweiht durch Scharen Unwürdiger. Da konnte Gott nicht wohnen.

Der einsame Gottsucher stand auf der höchsten Bergzinne und richtete den Blick nach dem Himmelsgewölbe. Er sah, wie dort die vielgestaltigen Wolken ziehen, aus denen der das Erdreich befruchtende Regen quillt, und erblickte das Gestirn des Tages mit seiner Fülle des Lichtes und das nächtliche Heer der Sterne in überirdischer Klarheit.

Als er in stiller Ehrfurcht dem Höchsten sein Opfer darbrachte, da wogte über seinem Haupt ein Wolkenmeer. Ein Strahl zuckte nieder auf das Opfer und spaltete den Altar und entfachte die Lohe zum jähen Brande. Im weithin hallenden Rollen durch Bergschlünde und Felsklüfte vernahm der erbebende Mensch die Stimme der Gottheit. Seine Genossen rings umher auf den Hügeln, die beim Opferfeste dem Höchsten zu dienen meinten, ohne ihn zu kennen, flohen in die Täler.

Der fromme Mann blieb. Er hatte Gottes Stimme vernommen, aber Gott wohnte nicht auf den Bergen; er wohnte im Himmel, über den wogenden Wolken. Er sah, wie Ströme aus den Schluchten stürzten und trübe Bergwasser sich durch die Täler wälzten, daß Mensch und Tier ertranken.

Sein Opferbrand war erloschen, und verkohlte Reste des Lammes hatte der Regen in den Schlamm geschwemmt. Da zerriß das Gewölke, und es öffnete sich ein blauer Spalt, aus dem die Sonne mit der vollen Macht des Lichtes hervortrat. Und alle Hügel schimmerten, und die Wolkenschatten flohen durch das Tal, und die Regentropfen glänzten am Laub der Büsche. Gegen Morgen aber, wo die Wolkenwand schwarz und felsensteil emporragte, baute sich ein Farbenbogen auf, ein Bild der reichsten göttlichen Milde und Versöhnung. Da wußte der Einsame auf dem Berge, daß ein Gott im Himmel lebte, gewaltig wie die Wetternacht, lind wie das liebliche Farbenspiel.

Tausende lauschten nachher andächtig den Worten des Weisen und suchten Gott über den Wolken, aber sie empfanden nicht, was der eine empfunden. Die Wolken schwebten über den Bergeshäuptern, aber Gott war nicht in den Wolken; die Stürme brausten und die Donner rollten, aber Gottes Stimme ließ sich nimmer vernehmen; die Sterne glänzten und wandelten still durch des Nachthimmels grundlose Gefilde, aber das Antlitz der Gottheit blieb verborgen. E i n e m hatte sich der Höchste geoffenbart. Ihn verehrten nachfolgende Geschlechter als Heiligen, als Verkündiger der Gottheit. Seine Seele, der tiefen Gottesweisheit voll, hatte zur Mitteilung nichts denn das unvollkommene Werkzeug menschlicher Sprache und kleidete die Offenbarung in Symbole. Dies waren die harten Schalen, welche die köstliche Frucht der Wahrheit umschlossen. Und alle die Tausende griffen begierig nach der Frucht in harter Schale und begnügten sich mit dieser, weil der Kern verschlossen blieb. Die Worte, die der Weise gesprochen, galten als Sätze blinden Glaubens, und seine Lehren wurden zu starren Satzungen. Die Gottesoffenbarung war in den Buchstaben gebannt.

* * *

Da kam einer, der wandelte still auf Kanaans heiligen Fluren, eine lichte Gestalt unter den Menschenkindern, göttlich rein und doch ganz der Unsere. Der hatte Gott gefunden, nicht auf den Bergen, nicht über den Wolken und Sternen,

sondern tief drinnen im Heiligtume des Herzens, und er hatte gesprochen: Das Reich Gottes ist inwendig in euch.

Er hatte Gott geschaut von Angesicht zu Angesicht und tat dies in klarer Rede den Menschen kund. Sein Wort war wie ein Licht, das aus einem tiefen Heiligtum hervorbricht, und es war dem kindlichen Sinne so wohl verständlich, aber in seiner Schlichtheit und himmlischen Einfalt den Weisen ein Rätsel. Sein Leben und sein Wort war eins, eine Offenbarung dessen, der der Gottheit am nächsten stand, der Gott den Vater nannte, weil er in der allumfassenden Liebe eins mit ihm war. Die Liebe, allein die Liebe, sie, unseres Herzens innerstes Geheimnis und göttliches Empfinden führt uns dem Vater näher. Das war die neue hohe Offenbarung dessen, der den wahren Gott am rechten Ort gefunden, das war das Evangelium, das der Eine den Menschen verkündigte. Gott ist die Liebe, und die Liebe ist Leben, Leben im Sonnenglanz der Ewigkeit, und ein solches Leben hat uns der Eine vorgelebt. Gott wohnt nicht auf den Bergen und ist nicht über den Sternen, er wohnt in dem Herzen, in dem die Liebe lebt. Einem solchen Herzen offenbart er sich, der Hohe, den keine Vernunft erfaßt, in seiner ganzen Fülle der Gottheit, als die allein anbetungswürdige höchste persönliche Macht.

Ein göttliches Vermächtnis hinterließ der Eine, ein Gebot, das über allen Geboten steht und das der Inbegriff der einzigen höchsten Religion ist. „Das ist mein Gebot, daß ihr euch untereinander liebet, gleichwie ich euch liebe.“ — Gott ist die Liebe. Einer zeigte den Weg, der zu Gott führt, und der Eine war Gott gleich, weil die Fülle der Liebe in seinem reinen Herzen aus Gott war. Leben wir in der Liebe wie er, dann sind wir aus Gott und Gottes Kinder. Dies ist der Kern der göttlichen Lehre des Einen, der diese seine Lehre mit dem Tode besiegelte und der nach seinem Tode fortlebte durch alle Zeiten, weil seine Liebe fortlebte, weil diese Liebe Leben ist. Leben ist aber diese Liebe, weil sie aus Gott stammt, der alles Lebens ewiger Urquell ist.

Da kamen die Tausende und die Millionen durch Jahrtausende hindurch und blickten nach Kanaans sonnigen Gefilden, wo der Eine, Heilige gewandelt, und nach dem Hügel nahe bei der Königsstadt mit dem schimmernden Marmortempel, nach dem Hügel, da dieser Eine am Kreuze litt und starb. Sie suchten seine irdische Spur, die die Zeit verweht. Sie wollten ihn mit Händen greifen und ihn in seiner irdischen Erscheinung klar vor Augen haben. Ihn suchten sie, die irdische, vergängliche Erscheinung, aber nicht den, zu dem er den Weg gewiesen, und nicht das Ewige in ihm, die allumfassende Liebe. Um seine Erscheinung in der Welt, um seine Person wanden sie den Kranz der Glaubenssätze; an seinem im Laufe der Jahrhunderte mehr und mehr verblassenden geschichtlichen Bilde haftete ihr Blick. Sie stritten sich darum, ob er nach der Weise anderer Menschen geboren oder wunderbar von himmlischen Höhen herabgestiegen sei. Sein Wirken in der Zeit, seine Wundertaten, das Außerordentliche in seinem Tun und Leben, das Außerordentliche seines Hingangs nach dem unbekannten Lande des Jenseits, das Außerordentliche allein wurde als das Göttliche an seiner Persönlichkeit erachtet und im Streit der Meinungen verfochten und bekämpft,

nicht aber das E w i g e in ihm, die hohe göttliche Idee, die er verkörperte, die Idee der reinsten Liebe und des tiefsten Erbarmens.

Darum erhob sich auch zu allen Zeiten immer wieder die Frage: H a t er g e l e b t? — Unendlich wichtiger ist die Frage: L e b t er, lebt er fort durch die Zeiten?

Er lebt, wenn seine allumfassende Liebe unter den Menschen lebt. Und wenn er mit seiner Liebe unter uns lebt, dann h a t er auch gelebt, denn e i n e r muß es gewesen sein, ein Reiner, Hoher, Göttlicher, der diese Liebe in die Welt hereingetragen hat, ein Reiner, Hoher, Göttlicher, der sie in sich verwirklicht hat.

Es kamen die Tausende und die Millionen und erwiesen dem E i n e n göttliche Ehre, weil von ihm Außerordentliches berichtet wurde, göttliche Geburt, Gesang der Heerscharen, außernatürliche Taten, Überwinden des Todes in der Auferstehung des verklärten Leibes, Erweisung seiner Macht im Pfingstwunder. — Gottsucher, wer du auch seist, ich frage dich: Hängt allein von diesen Dingen, und seien sie alle geschichtliche Tatsachen, das Heil deiner Seele ab?

Es wurde ein Bau gegründet, wunderbar groß und fest, in allen Teilen geordnet und zu einem unlöslichen Ganzen verschmolzen, dem E i n e n geweiht. Das war die Kirche, die vermeinte, das sichtbare Gottesreich zu sein. Ist sie sein Reich? Nun wohlan, so sei sie das Reich der allumfassenden Liebe, des göttlichen Erbarmens, von Menschen geübt.

Die Kirche hat schon Scharen von Gottsuchern zu Gott, dem Urquell der Liebe, geführt, aber Menschliches, Allzumenschliches haftet ihr an. Sie hat schon ehrliche Gottsucher verfolgt, gefoltert und verbrannt, und dies hat sie getan, indem sie der Lehre dessen untreu wurde, der Liebe übte und verkündete, und indem sie die Gewissen mit Sätzen beschwerte, die im ewigen Evangelium nicht begründet sind. Es gibt e i n Evangelium, aber es gibt verschiedene Kirchen, die sich befehden.

Wohin willst du dich wenden, Gottsucher? Es gibt der Kirchen und der frommen Gemeinschaften viele. „Das Reich Gottes ist inwendig in euch.“ Suche Gott an dem Ort, den dir der E i n e gewiesen. Suche ihn nicht auf den Bergen und über den Sternen, suche ihn aber auch nicht nur da und dort auf Erden bei dieser und jener Gemeinschaft irrender Menschen. Suche ihn im innersten Urgrunde deiner Seele und vergegenwärtige dir an der Hand der alten heiligen Urkunde das Bild dessen, der den Weg zu Gott gezeigt hat. Erfasse nicht die irdische Erscheinung an ihm, sondern versenke dich in ihn, erfasse seinen Geist, schaue an die Macht seiner weltüberwindenden Liebe und laß sie in dir wirken, dann lebst du in ihm, denn du bist in der Liebe, und — du hast Gott gefunden.





Oberlin

Roman aus der Revolutionszeit im Elsaß

von

Friedrich Lienhard

(Fortsetzung)

Fünftes Kapitel

Die Jakobiner

Dämonen durchstreiften das Land und suchten ihre Opfer: Köpfe, die sie verwirren oder abhacken konnten, Herzen, die sich dem Haß oder der Furcht zugänglich erwiesen. Wo Dämonen an der Arbeit sind, haben Engel keine Stätte. Die Geister der Liebe warten, bis die düsterflammende Kraft jener Zerstörer verbraucht ist; dann treten sie in einem wunderbar milden, neuartigen Lichte hervor und richten auf, was noch der Aufrichtung zu harren fähig ist, und dienen den Menschen, die in der Prüfung standgehalten haben.

Vater Hartmann wanderte durch das Steintor in die ernste Herbstlandschaft, um auf dem Friedhof das Grab seiner Gattin zu besuchen. Er trug einen Kranz am Arm, den er selber in seinem Ruprechtsauer Garten geflochten und mit Blumen durchwoben hatte. In der schweren müden Luft standen im Westen, unter dem bleichen Himmelsgrau, die ausdruckslos verschwimmenden Berge. Der Alte dachte an die drei weiblichen Wesen drüben am Gebirge und dachte an seinen fernen Sohn.

Wenn Papa Hartmann tagsüber in seinem Garten saß, zog er mitunter die Psalmen, das Neue Testament oder Thomas a Kempis, „Die Nachfolge Christi", aus der Tasche und las wohl auch einmal ein kernhaft Gesangbuchslied. Seine Frau hatte ihn hierin beeinflußt; sie war dem Pfarrer Lorenz in der Jung St. Peterkirche zugetan gewesen und hatte den Herrnhutern und dem Pietismus Einflüsse zu verdanken. So hatte sich seine Liebe zur Natur vermischt mit der Liebe zum Garten Gottes. Dies vollzog sich bei ihm in der Stille. Abends beim Stammschoppen war der aufgeweckte Mann wieder der helläugige Diesseitsbürger. Nicht viele kannten seine Innenwelt.

Er hatte am heutigen Todes-Gedenktage seiner Gattin den neunzigsten Psalm gelesen. Und ahnungsvoll klangen ihm die Worte nach:

„Ehe denn die Berge worden und die Erde und die Welt geschaffen worden, bist du, Gott, von Ewigkeit zu Ewigkeit.

„Der du die Menschen lässest sterben und sprichst: Kommt wieder, Menschenkinder!

„Denn tausend Jahre sind vor dir wie der Tag, der gestern vergangen ist, und wie eine Nachtwache“. . .

Vater Hartmann hatte seine weiche Stunde. Er fühlte sich sehr allein. Und er schalt sich selber ob dieser Gemütstrauer; denn dieser Charakterkopf pflegte seinem persönlichen Schicksal kühl und sachlich gegenüberzustehen. Er entdeckte denn auch bald, daß es das Schicksal der Zeit sein mochte, was so drückend über ihm lag. Und in dies Schicksal der Zeit sah er nun auch den Sohn versponnen.

Denn Viktor war auf dem Schlachtfeld. Viktor war in die Wirbel des französischen Kriegsfeuers mitfortgerissen, wie einst in die Wirbel der französischen Marquise.

Eines Tages hatte der junge Elsässer, der seine Entschlüsse im Innern zur Reife brachte und dann entschlossen hervortrat, seinen Vater zwiefach überrascht. Er trat, von der Akademie zurückkommend, im Feiertagsgewand in die Stube, bleich, abgearbeitet und stolz, und rief: „So, Papa! Fertig!“ — „Womit?“ — „Mit dem Examen! Kannst mich Herr Doktor nennen; ich hab' Anatomie genug, ich darf Botanik und Naturlehre unterrichten, beherrsche Französisch, Englisch, Deutsch, habe weder Latein oder Griechisch noch Philosophie, Theologie oder Geschichte vergessen — und kann nun junge Menschen formen nach Herzenslust!“ Der Alte hatte es geahnt, war aber doch auf das angenehmste verblüfft. Sie besprachen dieses bedeutende Ereignis mit aufgeregter Freude. Und plötzlich sprang der Sohn, dessen Nerven noch in hoher Spannung waren, mit der zweiten Überraschung heraus: „Und jetzt, Papa, werd' ich Soldat!“

Das gab eine harte Stunde. In jenen Zeiten wurden zwar, vom Jüngling bis zum Greis, alle Männer zum städtischen Waffendienst herangezogen; aber ein Zwang zum feldmäßigen Kriegsdienst bestand noch nicht. Bürger Hartmann hatte in Geldbeiträgen Erkleckliches geleistet; er wollte nicht auch noch den einzigen Sohn opfern. Doch Viktor war des Papieres ebenso satt wie der erbitternden politischen Zustände; und in Addys weichflutender Liebe auszuruhen, schien ihm unmännlich und für das Kind bedenklich. Hier mußte zeitweilige Trennung stattfinden. Er war dort nicht notwendig; Frau Frank war stark genug. Doch im Felde — da konnte man dem Ganzen dienen, da konnte man sich heroische Pflichten aufpacken. „Frühinsholz hat mir geschrieben und ebenso Albert. Die Hochschulen leeren sich, die Lehrer tragen den Waffenrock oder können nicht mehr bezahlt werden. Soll ich nun bei den Frauen in Barr Mirabellen pflücken und Nüsse schlagen? Soll ich auf den Wällen die Störche zählen? Du erwartest das nicht, Papa. Ist die Gefahr an den Grenzen überwunden, so kommt um so rascher Ordnung ins Land!“ Dem allem war schwer zu widersprechen. Der alte Mann hielt seufzend inne, schnupfte und sprach endlich langsam und mit gleichsam belegter Stimme: „Du hast recht, aber ich habe nur dich auf der Welt. Dort in der Schublade liegen

alle deine Briefe und deine Spielsachen von Kindheit an, schön in Päckchen geordnet und mit Aufschrift. Ich muß gestehen, Viktor: es fällt mir ein wenig schwer." Die letzten drei Worte — er sagte nur: „ein wenig schwer" — mit der hindurchzitternden Gemütsbewegung fielen dem Jungen mehr aufs Herz als die ganze vorausgehende Zwiesprache.

Doch mit zarter Festigkeit setzte Viktor die Erörterung fort und riß endlich den Vater in seine Kampfstimmung mit; er verabschiedete sich in herzlichen und zuversichtlichen Briefen vom heiligen Hain zu Barr, besonders von Abby — und umarmte wenige Tage danach stürmisch den hageren und abgeschabten, doch frohgemuten Albert Frank.

In Straßburg selbst bildete sich noch im Laufe des Jahres ein neues Freiwilligenkorps aus guten Bürgersöhnen; dies Bataillon marschierte nach Fort Louis in der Sesenheimer Gegend, um später nach dem Fall der Feste von den Österreichern gefangen in die Ferne geschleppt zu werden. Auch einer der Zwillinge entschwand um diese Zeit endgültig. Das Ehepaar Hitzinger aber schob den Möbelkarren nach der Weißturmstraße. Und unten im Hartmannschen Hause verkaufte fortan Witwe Kraus mit ihren Töchtern Obst und Gemüse. . . .

Indes der stille, alte Herr seines Weges schritt, ward er eines Staubgewölkes ansichtig, das von fern auf der Landstraße heranzog. Im Begriff, nach dem Helenen-Friedhof abzubiegen, blieb er stehen und beobachtete das herankommende Getöse.

Einige bewaffnete Reiter eröffneten und beschlossen den Zug. Auf einem kleinen Wagen saß hinter dem Fuhrmann und einem jungen Menschen, der ein Schreiber sein mochte, ein einzelner Mann im Rock der Nationalgarde, zwei Pistolen in der dreifarbigen Gürtelschärpe, auf dem Haupt eine rote, mit Pelz verbrämte Jakobinermütze, den Kavalleriesäbel vor sich auf den Knien. Der Mann war kurz und stämmig, feist und fest. Buschige rote Augen flammten aus dem blatternarbigen Gesicht; um den sinnlichen, schnurrbärtigen Mund lagerte ein herausfordernd ironisches Lächeln. Hinter seinem Gefährt rasselte ein Leiterwagen; dort saßen, zu je zweien, gebundene Bauern: trübselige Gefangene, die jener Mann nach Straßburg brachte.

Es war der ehemalige Mönch und Professor, nachmalige bischöfliche Vikar und jetzige öffentliche Ankläger, Eulogius Schneider.

Gassenjungen aus den Vororten und verworfenes Volk schwärmten um den Leiterwagen her und sangen den Marseiller Marsch; vorübergehende Bürger blieben stehen; und in einiger Entfernung folgten, matt vom langen Laufen, mit verweinten Augen und verstörten Gesichtern, Angehörige der gefangenen Familienväter, besonders ein immer noch stoßweis herausheulendes junges Weib, um den Kopf das Bauernhalstuch, den Schürzenzipfel an die Augen pressend vor Scham und Herzeleid. Sie war vom Waschtrog weg im Hauskleid den weiten Weg mitgelaufen, um zu sehen, was mit ihrem Manne geschehen würde. Wo der Mönch Eulogius zog, blieben Tränen zurück und Blut.

Das Flammenauge des accusateur public, der eher barock als bedeutend wirkte, hatte den einfachen alten Herrn erspäht, der, mit seinem stillen Totenkranz am Arm, einen seltsamen Gegensatz bildete zu diesem lärmenden Aufzug.



„Bürger Hartmann, was machen deine Assignaten?“

Scharf klang es herüber. Der Gärtner hatte sich in seiner innerlichen Welt abgeschieden gefühlt von diesem wüsten Treiben und fuhr zusammen, als von diesen Lippen sein Name fiel. Er stellte sich in Positur und schob die Unterlippe vor, als gält es einen Angriff abzuwehren. Aber der joviale Staatsanwalt lachte nur verfänglich und drohte mit dem Zeigefinger herüber. Und schon war der Zug ins Steintor eingebogen.

„Will er mich schröpfen?“ dachte Bürger Hartmann. „Hab' ich nicht einen Sohn im Feld und der Republik alles entbehrliche Geld geschenkt? Sollt' er's riskieren und mich nichtsdestoweniger einen schlechten Patrioten nennen? ... Männel, Männel, paß dû uff dich selber uff! ... Alles an diesem Heillosius ist frech und rund, Kopf, Brustbau, Hände, Vorder- und Hinterbacken!“

Die derbe Stimmung rückte wieder an.

So ging Papa Hartmann in die Totenstadt, hängte seinen Kranz über das Steinkreuz seiner Liesel, neben der noch zwei frühe gestorbene Kinder begraben waren, und setzte sich auf das Bänkchen, das am Fußende stand. Düstren Mutes saß er und schaute mit gefalteten Händen bald auf den nahen Grabstein unter dem Akazienbäumchen, bald auf jenes andere Kreuz, das fern und klein auf der Münsterturmspitze in der farblosen Luft stand.

„Du lässest sie dahinfahren wie einen Strom,“ murmelte der Greis, „und sind wie ein Schlaf, gleichwie ein Gras, das doch bald welk wird; das da frühe blühet und bald welk wird und des Abends abgehauen wird und verdorret. ...Unser Leben währet siebzig Jahre, und wenn es hoch kommt, so sind es achtzig Jahre; und wenn es köstlich gewesen ist, so ist es Mühe und Arbeit gewesen; denn es fähret schnell dahin, als flögen wir davon.... Siebzig Jahre? ... Ich bin auch mit fünfundsechzig zufrieden.“

* * *

In den nächtlichen Gassen der Stadt Straßburg staut sich ein fester und finstrer Nebel. Die spärlichen Laternen sind machtlos gegen die fahle Finsternis. Mit Handlaternen huscht hier und dort ein Bürger über die Gasse; hohl schallt mitunter ein Husten durch die feuchte Nachtluft an den Häuserwänden empor. Die Masse des Münsters ist nicht zu sehen, nur zu spüren. Selbst die Glocken scheinen ihre Klangkraft verloren zu haben; und es mag wohl die Befürchtung aufsteigen, daß die tote Stadt — wie mancher Kirchturm im Elsaß — der Glocken beraubt sei, damit sich deren Metall in der Stückgießerei in Kanonen verwandle.

Die Wohnung des öffentlichen Anklägers lag in der Blauwolkengasse, an der Ecke des Jung St. Peter-Plätzchens. In einem Zimmer brannten Kerzen, um etwas wie festliche Beleuchtung herzustellen für die Männer, die soeben gespeist hatten und nun ihre Tonpfeifen in Brand setzten. Der lastende Nebel von draußen schien auch die Stubenluft zu verdichten; im aufwirbelnden Tabaksqualm wirkten die Revolutionsmänner gespensterhaft. Ihre vielfältigen Schatten, von den Flämmchen der Kerzen zurückgeworfen, tanzten an den Wänden einen unrhythmischen Totentanz. Und so waren auch ihre Gespräche auf Blut und Tod gestimmt und ihre Einfälle ohne Harmonie und Rhythmus.

Man sprach anfangs über die gefährliche Kriegslage. Diese Männer wußten deutlich, woran sie waren: sie hatten jede Nacht ihre Pistolen schußgerecht neben dem Bett liegen und hätten sich bei siegreichem Vordringen der Österreicher selber entleibt, um nicht von den Feinden gerädert zu werden. Und nicht minder umdroht waren sie im Innern. Denn dumpfer Groll erfüllte die Straßburger, die man ihrer alteingesessenen, erprobten Führer beraubt hatte und durch hergelaufene Abenteurer auf das bitterste drangsalieren ließ. Die zwölf Bürgersektionen setzten den Kampf fort, in dem die altstraßburgische Aristokratie, vertreten durch Dietrich und Türckheim, erlegen war. Und besonders haßte man Eulogius Schneider.

Das verworrene Gespräch der rauchenden und trinkenden Revolutionäre sprang auf Dietrich über. Monet, der junge Savoyarde, der jetzt Maire der alten Reichsstadt war, spähte mit listigen kleinen Augen zu Schneider hinüber, der heißblütig den Rock abgeworfen hatte und rittlings auf einem Stuhl saß; und er warf die spöttische Bemerkung hin: man munkle, Eulogius habe der hübschen Frau Dietrich den Hof gemacht und einen Korb erhalten.

„Er gefällt mir, unser Maire, wenn er Spaß macht," versetzte Schneider, die Arme auf der Stuhllehne und seinen Pfeifenkopf beobachtend. Seine Augen funkelten rot und scharf. Doch sein Pockengesicht zuckte nur wenig; er paffte mit einem gewissen Ingrimm — und es schien, als ob sich das Temperament des sinnlichen Mannes durch das enge Pfeifenrohr dampfend einen Ausweg suche. „Dann wäre wohl Neid auf Dietrich der Schlüssel zu meiner revolutionären Gesinnung, heh? Nicht schlecht!"

„Hast du nicht als Mönch und Professor anakreontische Lieder gedichtet auf hübsche Mädchen?" rief einer aus dem Hintergrunde.

„Womit du sagen willst, daß mich vielleicht unterdrückte Sinnlichkeit zum Revolutionär gemacht hat?" rief Schneider zurück. „Auch nicht übel! . . . Ich will euch etwas sagen: wer meinen revolutionären Zorn verstehen will, der betrachte die stupiden und genußsüchtigen Luxushöfe zu Köln und Bonn und schon zu Stuttgart. Je älter der Adel, um so dümmer der Schadel! Der Hochmut wetteifert dort mit der Dummheit, und die Unzucht ist allen beiden kongenial. Ich habe zu Bonn vom Katheder herunter die Revolution verherrlicht. Und als mich hier eine dieser Damen in einem Dietrichschen Zirkel verwundert fragte: ‚Es ist Ihnen also Ernst mit Ihren revolutionären Ideen? Aber dergleichen druckt man doch nur!' — hab' ich dem Dämchen geantwortet: ‚Verflucht ernst, Madame! Ich gedenke für mein Revolutionsideal zu leben und, wenn es sein soll, zu sterben!' . . . Und feig, denk' ich, hat mich noch keiner genannt."

Es war nur ein flüchtig Vibrieren, ein kaum wahrnehmbares elektrisches Zucken, was zwischen dem Savoyarden und dem mainfränkischen Winzersohn hin und her flog. Doch es genügte. Etwas in ihnen, feiner als das Bewußtsein, wußte, daß sie nicht aufeinander gestimmt waren.

Und das Gespräch summte weiter. Der Exmönch, trotz aller Bildung und Belesenheit von einem fleischlichen Temperament, geriet leicht in ein jovial übermütig Wesen und herrschte gern beim Bankett wie im Klub. Es wölkte sich wie ein Dampf um das ungesammelte, versprühende Lebensfeuer des oft zynischen



Mannes, dessen ehrlicher Republikanismus ebensowenig zu bezweifeln war wie sein Mut und seine sanguinische Eitelkeit.

„Daß sie den Verräter Dietrich nicht gleich zu Besançon vom Zahnweh kuriert haben," fuhr er fort, „verdankt er seinen eleganten Phrasen, seiner schönen Geste. Ein Blender! Typus der hierzulande reich gewordenen Rasse! Immer Er selber im Mittelpunkt, Er, der Sultan von Straßburg! Und nette Weiber, die ihn vergöttern, gerührte Matronen, gefütterte Waisenkinder, Ergebenheitsadressen, Denkmünzen, Bürgerkronen — und edle Pose, mit der er theatralisch alle seine Verdienste ablehnt! Im Grund ein Schwächling, vielleicht ganz gutmütiger Art, ohne republikanisches Rückgrat! Wer ihm schmeichelte, der hatte ihn. Er paßt zu dem Theaterhelden Lafayette. Diese ganze fettgemästete Sippschaft der Reichen hier in Straßburg spielte mit der Revolution; wir machen Ernst damit. Dieser Schönredner war Lyriker: wir Demokraten sind Dramatiker — und zwar der Tragödie fünfter Akt mit wirklichem Blut! Ich kenne die lyrische Feigheit, ich habe die neun schönsten Jahre meines Lebens in einem finstern Kloster verbracht und anakreontisch den Musen unters Kinn gegriffen; aber ich brauche jetzt derbere Kost. Vive la république!"

Der kurze, stämmige Mann hob das Glas mit dem funkelnden Rotwein. Und die Freunde, immer bereit, sich zu erhitzen und zu betäuben, stießen ermunternd im Chor mit an: „Allez, c'est cela, la république, la sainte montagne!"

Clavel, ehemals Vergolder und Bilderhändler, jetzt Richter, schrie herüber, daß man in Paris diesen verfluchten Feuillant und Verräter Dietrich nicht entschlüpfen lasse.

„Teterel schreibt von dort: ‚ich bring' ihn eigenhändig um, wenn sie ihn laufen lassen'!"

Ah, Teterel, mit der großen Nase, deren Schatten später den eleganten Saint-Just stören wird, Teterel war der Mann dazu! Diese Emporkömmlinge strebten alle danach, auf der Rednertribüne eine gute Figur zu machen, Hand zwischen den Brustknöpfen, linke Schulter vor, kühn den Kopf zurückgeworfen — und nun losgewettert auf die Aristokraten. Teterel schrie besonders gut.

Dietrich war in Besançon freigesprochen worden. In glänzender Rede hatte er sich der Richter und der zahllosen Zeugen noch einmal erwehrt. Aber der öffentliche Ankläger hatte dekretiert: des Verrats ist er frei, nicht aber als Emigrant; er ist nach Paris zu überführen!

„Und an dem Tage," warf ein anderer ein, der im Hintergrunde auf einem Diwan lag, „an dem in Paris Dietrichs Kopf fällt, arrangieren wir hier wieder einen Ball — wie am Charfreitag!"

Die Baßstimmen lachten im Chor. Und Eulogius rief: „Oho! Auf daß wir wieder eine Kapuzinerpredigt heraufbeschwören wie damals? ‚Um Gotteswillen — das heißt, wenn Sie noch an einen Gott glauben! Haben Sie doch zum öffentlichen Beweis vom Gegenteil einen Ball gegeben am Charfreitag und drei arme Unschuldige am heiligen Ostersonntag geköpft! Um Gotteswillen, seid doch gescheit!'" Der ehemalige Mönch karikierte dies Zitat aus einem Briefe, wobei er besonders das „um Gotteswillen" zu komischer Wirkung brachte. „Dem erbau-

lichen Stil nach kann der anonyme Briefschreiber ein hiesiger Bürger aus der Langstraße sein, den ich längst als Dietrichianer und Assignatenverächter in meinem Notizbuch liebend vermerkt habe und mir nächstens einmal heranwinken werde. Das Männchen saß früher im Jakobinerklub, ist aber vor moralischer Entrüstung ausgesprungen, weil ihm mein Gedicht auf den Maire Simoneau auf die Nerven fiel. Haha, mein Gedicht hat gesessen!"

Monet lachte nicht mit. Ihn störte nicht der Hohn an sich; er stand der Kirche innerlich ebenso fern wie sein Vater, der in Zabern mit Kirchengewändern Handel trieb. Doch Schneiders Bauernhumor war nicht seine Art. Schon tauchte in den Kreisen der geborenen Franzosen, die in dieser jakobinisch regierten Stadt herrschten, gelegentlich die Wendung gegen Eulogius auf: „ce capucin de Cologne", dieser Kölner Kapuziner! War er ihnen zu derb? War er ihnen zu mittelalterlich-deutsch und offen? War er ihnen zu mächtig? Oder mißtraute man dem ehemaligen Kuttenträger, weil die Sprache der unfreien Preußen und Österreicher seine Muttersprache war?

Das ziellose Gespräch flackerte weiter. Der massive und ehrliche Schuhflicker Jung, jetzt Munizipalbeamter, hielt dafür, daß die Guillotine, die mit drohend hochgezogenem Fallbeil auf dem Paradeplatz stand, eine pädagogische Notwendigkeit sei. „Denn der revolutionäre Gedanke ist noch nicht durchgedrungen hier in Straßburg. Wir haben zur Ersparung des Mehls den Puder abgeschafft; es soll sich auch auf das Gesetz kein Puderstaub legen! Wir müssen die Straßburger Geldmacher und Aristokraten zur Höhe des republikanischen Ideals hinaufprügeln, sonst —"

„Verprügeln sie uns!" rief schlagfertig der sonst etwas indolente Taffin, ehemals bischöflicher Vikar, jetzt Gerichtspräsident. Und Jung schalt zornig in das abermals anschwellende Gelächter. Er war trotz Gemeinderatsschärpe in einer Klubsitzung verprügelt worden und ein andermal knapp einem Säbelhieb entgangen.

„Ihr kennt die elsässischen Dickköpfe noch lange nicht!" schrie er in die rauchende, zechende und lachende Bande. „Ihr seid zu kurze Zeit im Elsaß! Zu Molsheim habt ihr ein riesengroßes Komplott gewittert — ach was, Komplott! Der Elsässer jäscht, schimpft und händelt, wenn er eins im Dach hat — aber dann geht er wieder querköpfig und eigensinnig seinem Handwerk nach und läßt Republik Republik sein. Dem ist's Wurst, ob Republik oder Monarchie, wenn er nur brav Geld verdient und sein Schöppel in Ruh' trinken kann. Aber eine elsässische Rebellion und Vendée? Dumm!"

„Du widersprichst dir ja, Bürger Jung!" rief Schneider seinem Freunde zu. „Bald verteidigst du deine Landsleute, bald schiltst du teufelsmäßiger als wir alle. Was hat denn die revolutionäre Idee damit zu tun, ob wir andern hier in eurem Winkel geboren sind oder nicht? Die meisten Straßburger sind österreichischer gesinnt als die Bewohner Wiens, das steht fest. Haufenweise wandern sie im unteren Elsaß aus. Und neulich beim Umzug, als du, Edelmann und ich vor der Köpfmaschine herritten — wie viel Zustimmungen habt ihr denn wohl auf den Gesichtern abgelesen? Das guckte sich unwirsch um, als wollten sie sagen: ‚was sind denn das jetzt wieder für Plän?' Und als wir auf der Finkmatte Marats

Gedächtnis feierten und reihenweise die Carmagnole um den Freiheitsbaum tanzten — wo blieben denn da die vornehmen Damen und Herren, die sonst zu Dietrichs pompösen Festen geströmt sind? Und auf dem Paradeplatz, als wir die sieben Bataillone der Nationalgarde nebst Reiterei und Artillerie versammelt hatten — haben Monet und ich etwa schlechter gesprochen als ehedem Dietrich? Und unter Dietrich meldeten sich Hunderte von Freiwilligen, bei uns aber ganze zweiundzwanzig! Pfui Teufel, und wer hat mir denn die Guillotine zerschlagen und nachts mit Spektakel vor mein Haus geführt und am Tor gelärmt und des öffentlichen Anklägers Kopf verlangt? Es ist mir verdrießlich, die Straßburger Luft zu atmen. Das sind hier Menschen, die durch lange Privilegien und aufgehäufte Reichtümer und liederliches Genußleben für das republikanische Ideal verdorben sind!"

„Sei gerecht, zum Donnerwetter!" schrie da der ältere der Brüder Edelmann, der etwas stotterte, und die Brillengläser des Komponisten funkelten wie seine ehrlich ergrimmten Augen. „Wir Republikaner sind a u c h — sind auch Straßburger! Mein Bruder und ich sammeln — sammeln unermüdlich für die Armee. Und Straßburg hat Geld, Effekten und Truppen so gut gegeben wie — wie irgend eine andere Stadt. Unsre Volksrepräsentanten loben — loben den aufopfernden Dienst unserer Nationalgarde — was Teufels sollen uns diese Beschimpfungen und — und unschickliche Reden? Ich ehre die Wahrheit, aber man sage sie mit Würde! Sind etwa in Lyon, Nantes, Marseille — sind etwa in Toulon k e i n e Verräter?!"

„Die Munizipalität wird schon" — — er wollte „wachsam sein" hinzufügen, der Maire Monet; jedoch Eulogius war in Hitze, seine roten Augen glühten, er fiel dem Chef des Gemeinderats fast mit Wut ins Wort:

„Ach was, die Munizipalität! Die zerhackte Guillotine — hast du sie mir nicht bis an den hellen Tag hier liegen lassen, Bürger Maire?! Und wäre Jung nicht gekommen und hätte sie weggeräumt — sie läge heute noch hier! Die Munizipalität? In Zabern hat einer gesungen: ‚Es lebe die Munizipalität, die hinten und vorn nichts versteht!' Und eine Frau hab' ich eingesteckt, weil sie zu sagen wagte: ‚nachdem der Maire Dietrich den Karren aus dem Dreck gefahren, kann jetzt jeder Lausbub Maire sein!'"

Das war deutlich. Der junge, ehrgeizige Mann, den man über Nacht zum Bürgermeister einer alten Reichsstadt ernannt hatte, zuckte empfindlich zusammen. Er fühlte, daß ihn der Schatten seines bedeutenden Vorgängers erdrückte; er hielt sich scheu und intrigant im Hintergrunde; Schneider durchschaute seinen Mann und hatte Monets verletzbare Stelle getroffen.

Der arglistige Savoyarde mit dem rundlichen Mädchengesicht und den runden, scharfen Äuglein war schlau genug, sich nichts merken zu lassen. Er rauchte und hüllte sich und seine letzten Gedanken in ein Gewölk. Später erst, als das Gespräch ins Harmlose weitergerollt war, begann er ganz sachte, gleichsam zur Probe, zwischen den Zähnen nur, einen furchtbaren Plan anzudeuten, der ihm selber noch dunkel war, und den später erst andre Fanatiker scharf und unverworren heraussprechen werden. Von Massenvernichtungen murmelte er, die man auch in Straß-

burg anwenden müsse — — Es war jener Herbst, da man in Nantes ganze Schiffe voll Rebellen ersäufte und im verwüsteten Lyon durch Blut stampfte — —

Ein gestaltlos unbestimmtes Grauen ging durch die Stube, besonders durch die geborenen Straßburger. In feiner Sonderung, wieder dem Bewußtsein kaum bemerkbar, schoben sich zwei bis drei Gruppen auseinander, die sich untereinander trotz aller Einheit der Schlagworte als etwas Fremdes betrachteten: Elsässer, Franzosen und deutsche Eingewanderte. Weder die Elsässer noch die Deutschen waren geneigt, Monets Andeutungen aufzunehmen und gesprächsweise weiter zu verarbeiten. Es lag einen Augenblick ein dumpfes Schweigen über der Versammlung. Man stellte sich, als hätte man nicht verstanden. Und aus dem Rauchgewölk bildete sich ein unförmlicher Drache; und der Drache hing hämisch über den verstummten Gästen und zählte die Köpfe derer, die hier noch zu fällen waren: Schneider, Jung, die Brüder Edelmann ...

Dann warf Monet den Mantel um, steckte seine Pistolen ein und verabschiedete sich; mit ihm seine Freunde, denen die übrigen bald folgten. Die Lichtflämmchen zuckten bei der Luftbewegung; die Schatten an den Wänden tanzten toller; und Schneider sah sich im rauchigen Zimmer zwischen leeren Gläsern sich selber überlassen. Wie ein Geist trat seine hohe und düstre Schwester ein, neigte den dunklen Lockenkopf mit dem roten Bande und blies schweigend eine Kerze nach der andren aus, bis auf eine. Sie dachte im stillen, daß alle diese Revolutionsmänner, die nun in den Nebel entschwunden waren, vom Odem der Zeit ausgepustet würden wie diese Lichter. Nur ihr Bruder, wähnte sie, würde alle andren überleben, wie diese letzte Kerze, die sie für ihn brennen ließ.

„Vor diesem savoyischen Mausfallenhändler muß ich mich hüten, Marianne“, sprach Schneider, stämmig und erhitzt in Hemdärmeln und Stulpenstiefeln im Zimmer auf und ab schreitend. „Ich lade mir an meiner ausgesetzten Stelle den Haß des gemeinen Volkes zu und mache mich bei den Straßburger Aristokraten, Assignatenverächtern und Wucherschelmen, die das gesetzliche Maximum übertreten, verhaßt genug. Diese da bleiben im Hintergrund und lassen mich's ausfressen. Weißt du das Neueste? Es werden wieder zwei Volksrepräsentanten mit außerordentlichen Vollmachten vom Konvent gesandt werden, einer davon der eisige Saint-Just, Busenfreund Robespierres. Na, willkommen! Auch mit euch wird im ‚Argos‘ deutsch geredet, wie mit euren Vorgängern, wenn's euch hier nach Despotismus juckt!“

Die Schwester war nach einigem murrenden Schelten über das ganze Treiben davongegangen.

Eulogius war allein.

Es war eine Stunde, die zur Einschau herausforderte, eine Stunde zwiefacher Stille nach verklungenem Lärm. Auch hatte der Mönch von ehedem in der Tat eine sekundenlange Vision: war diese große, leere Stube nicht das mitternächtige Refektorium eines Klosters? Die Brüder waren in ihre Zellen gegangen; der Abt wandelte noch betend im Kreuzgang; Nachklänge der Gespräche rauchten noch die Stubendecke entlang. Es wuchsen manche fromme Stätten der Urbarmachung und Vergeistigung am Wasgenwald: von Neuweiler oder Maursmünster

mit ihren herrlichen Kirchen bis hinauf nach Paris und Murbach. Doch es war nur eine Sekunde. In Schneiders sinnlichem und im Grunde nüchternem Temperament, das sich in Reimen und Reden ergoß, hatte wahre Poesie keine Bleibekraft. Er hatte die Fühlung mit den Melodien der Seele ebenso verloren wie die Fühlung mit den Feinheiten und den heimlichen Stimmen der Natur und der Sprache. Der haltlos dahintreibende Mann brauchte Lärm und Umwelt, Widerspruch und Betäubungen. Auf dem Tische lag kein Brevier, sondern eine doppelläufige Pistole; an der Wand hingen zwei gekreuzte Säbel, kein Kreuz. Und die Klöster im verödeten Frankreich standen verwüstet und seelenlos.

So setzte sich denn der Politiker an seinen Schreibtisch und verfaßte, noch dampfend von Wein, Rauch und Gesprächshitze, einen Kampfartikel für sein republikanisch Blättchen „Argos", das am Alten Fischmarkt erschien — in der Nähe des Hauses, das einst den sonnigen Dichterjüngling Goethe beherbergt hatte.

Monet aber, mit seinen Begleitern durch den nächtlichen Nebel nach dem Stelzengäßchen heimstapfend, erwog in seinem Herzen, daß es günstig und geraten wäre, insgeheim dem kommenden Saint-Just nach Zabern entgegenzureisen und sich beizeiten mit dem mächtigen Volksrepräsentanten anzufreunden.

* * *

Die Weißenburger Linien, diese Verschanzungen vom Hardtgebirge bis zum Rhein, waren auf das äußerste bedroht. Man hatte versucht, mit einem der großartigen, aber in ihren Wirkungen so minderwertigen Gewaltmittel jener Zeit die ganze Bevölkerung gegen den Feind aufzurufen. Drei Tage lang läuteten in allen Ortschaften des Elsasses die Sturmglocken. Die Bauern und Bürger strömten mit Piken, Heugabeln, Sensen und Äxten ihren Sammelorten zu und wälzten sich mit ihren Proviantwagen nordwärts, angeführt von Bürgermeistern oder Gemeinderäten in dreifarbigen Schärpen. Dort lagerten sie, in ungeordneten und kaum zu ordnenden Massen und Klumpen; und die viertausend Sundgauer schimpften mit dem General herum, warum er sie nicht sofort gegen den Feind führe und der Sache ein Ende mache, sie müßten heim, die Ernte warte. Solche Truppen gegen die Flinten und Kanonen eines geübten Feindes führen? Es wäre Massenmord gewesen. So verkrümelte sich denn ein Haufe nach dem andren; die Laubhütten, die sie sich erbaut hatten, leerten sich; und die Liniensoldaten waren froh, diese Schwärme von Bauern mit ihrem kräftigen Appetit los zu sein. Bald war alles wieder nach Hause hinweggeschmolzen. Das Massenaufgebot war gescheitert.

Mehr Erfolg hatte man mit einem dreitägigen Bombardement auf Kehl; man schoß es in Grund und Boden, um die Österreicher zu verhindern, dort Fuß zu fassen. Aber die Entscheidung lag an den Weißenburger Linien ...

Um jene Zeit saß Vater Hartmann in der Dämmerung am Fenster und las einen Brief seines Sohnes. Das Haus war ruhig; Frau Frank weilte noch in Barr; Tante Lina war ausgegangen.

„Wir zehren uns auf", schrieb Viktor, „in erbitterten Kleinkämpfen. Wir verlassen abends, was wir am Morgen eingenommen haben. Was wird aus Landau werden? Schick mir Schuhe, Hemd, Gamaschen — vor allem Schuhe! Rauhes Wetter, kümmerlich Obdach! Aber ich bin gesund, Albert auch. Das Einerlei der

Selbstbildnis

Botticelli

(Ausschnitt aus der Anbetung der Weisen aus dem Morgenlande)

täglichen Attacken wird selten durchbrochen. Ich sah, wie man den Grafen Mouny erschoß, einen Emigranten, der in unsre Hände gefallen. Er starb furchtlos mit vive le roi! wir antworteten: vive la république! Man liest im Lager den „Père Duchesne“ und andre republikanische Blätter, man wird von der Energie der Volksrepräsentanten angefeuert, — und so erzieht man das Heer zu einem kameradschaftlichen Republikanismus. Im Bienwald haben unsre Sansculotten einen der berüchtigten Rotmäntel gekreuzigt, das ist eine türkische Truppe der Österreicher, barbarische Menschen! Er litt, bis ihn zufällig eine österreichische Kanonenkugel in Stücke riß. Die Preußen unter dem Herzog von Braunschweig gehen zögernd vor; übrigens ist auch der Herzog von Weimar darunter, der irgendwo bei Bitsch manövriert. Es kommt mir vor, als wären Wurmser und Braunschweig aufeinander eifersüchtig; jeder möchte das Elsaß einstecken; und zwischen beiden operiert der Emigrantenchef Condé und mißgönnt unser Ländl allen beiden. Ich schreib' ein bißchen durcheinander, lieber Vater, ohne logische Folge und ordentlichen Zusammenhang. Noch eins muß ich dir sagen, was mich in aller Fühllosigkeit, zu der man hier verhärtet, sehr erschüttert hat. Es hat's mir einer vom dritten Bataillon erzählt. Die lagen bei Bergzabern in scharfem Gefecht. Aber die Vordren hatten sich verschossen. ‚Wer trägt ihnen Patronen in die Gefechtslinie?‘ wird gefragt. Es meldet sich ein junger Unteroffizier zu dem gefährlichen Gang, bringt die Patronen glücklich in die Front, erhält aber dann einen Schuß in den Unterleib und stirbt tags darauf zu Weißenburg. Dieser tapfre Junge war der älteste Sohn des Pfarrers Oberlin von Waldersbach im Steintal. Erst einundzwanzig Jahre alt! Es hat mich sehr bewegt. Ich habe eine schlaflose Nacht hindurch das Heimweh nach der stillen ‚Zeder‘ dort auf ihren Bergen nicht aus dem Herzen bannen können. Lieber Vater, das muß halt hier durchgebissen werden. Adieu, Du guter, lieber, alter Papa! Dein Viktor.“

Papa Hartmann saß lange ohne Licht und ließ sich dies alles durch den Kopf gehen.

Da wurde draußen die Schelle gezogen. Der Alte begab sich hinaus und öffnete selber. Ein kräftiger Metzgerknecht in rötlicher Bluse stand vor ihm.

„Kann ich mit 'm Citoyen Hartmann e paar Wort' rede'?“ fragte er auf elsässisch.

„Der bin ich. Un' was jetzt?“

Der Fleischer schloß die Türe, folgte dem Hausherrn in die Stube und fragte gedämpft:

„Kennen Sie mich noch?“

„Um's Himmels willen — Leo Hitzinger!“

„Still, Mann!“ rief der hohläugige Abbé. „Wollen Sie mich aufs Schafott bringen?“

„Aber, Leo, ungeschworener Pfarrer, du wagst dich nach Straßburg?! Weißt du, daß du guillotiniert wirst, wenn sie dich erwischen? Und weißt du, daß sie mir's ebenso machen, wenn ich dich bei mir verstecke?“

„Ich kann nichts dafür“, sagte jener und ließ sich auf einen Stuhl fallen. „Ich hab' mich mehr als ein Jahr in Verkleidungen herumgetrieben, heimlich

Kranke besucht, Sterbende mit dem Sakrament versehen und Messe gelesen. Jetzt bin ich verbraucht. Will meine Eltern noch einmal sehen, Geld bei ihnen holen und mich von einem guten Freund bei Wanzenau über den Rhein setzen lassen, um drüben im Badischen in Frieden zu sterben. Find' nun aber da unten fremde Leut'. Und so bin ich heraufgekommen. Haben Sie — vielleicht — eine Kleinigkeit zu essen?"

Er hatte kaum ausgesprochen, so lag er auch schon ohnmächtig am Boden.

Das war für den Alten kein geringer Schreck. Er lief an den Schrank, holte Kirschbranntwein und rieb dem Erschöpften die Stirn.

„Jeden Augenblick kann Tante Lina zurückkommen — Sackerlot — die wird ein Geschrei machen!"

„Ich kann nicht gehen," murmelte der hagere, todbleiche Abbé, „bringt mich um — aber ich kann nicht."

„Was machen wir denn aber mit dir?"

Der Amerikaner schaute sich einen Augenblick ratlos um. Dann ließ er den Leidenden ein Schlückchen Schnaps trinken, richtete ihn auf und half ihm mühsam die Treppe empor in eine Dachkammer. Es war eine Art Fremdenzimmer, voll Bücher und Gerümpel, und enthielt ein einfach Lager.

„Leg dich hin, Leo — knüpf das Halstuch auf — ich bring' dir zu essen. Heut' nacht aber gehst du mir aus dem Hause!"

Er wollte dem Kranken Halstuch und Bluse öffnen, um ihm Luft zu machen. Doch der Priester griff hastig nach der Brust. Und Vater Hartmann zog taktvoll die Hände zurück: er hatte gespürt, daß der verkappte Geistliche ein Kruzifix auf der Brust trug. Dann schleppte er Wein und Essen herauf; der Ausgehungerte aß hastig und schlief fast noch über dem Essen ein, zugedeckt vom Alten, der ihm Vorsicht einschärfte und die Kammer hinter sich abschloß.

„Kein übler Witz!" dachte Papa Hartmann im Hinuntergehen. „Daß ich zäher Lutheraner in Lebensgefahr komme, weil ich einen katholischen Priester beherberge — kein übler Witz!"

Um Mitternacht schlich der alte Herr, in Hausrock und Zipfelmütze, mit der Laterne hinauf, um den gefährlichen Gast auszuweisen. Aber als er vor der Türe stand und drinnen den heftigen und kurzen Atem des Schlafenden vernahm, übermannte ihn das Mitleid. Der alte Mann dachte an seinen Sohn. Ein Weilchen hielt er den Schlüssel zaudernd an die Öffnung; dann aber steckte er ihn wieder in die Tasche und ging beschämt hinunter. Es war nicht ehrenhaft, die Gastfreundschaft zu verletzen ...

Und die Weißenburger Linien fielen.

Die bedrängte republikanische Armee wich hinter die Moder zurück; und Preußen und Österreicher strömten durch den zerrissenen Damm ins Elsaß nach.

In Paris, das von den Fiebern parlamentarischer Parteiwut durchzuckt war, beantwortete man den Fall der berühmten Linien damit, daß man die „Österreicherin" tötete: die Königin. In Straßburg ernannte man ein außerordentliches Volksgericht, das fortan mit der Wanderguillotine, begleitet von berittenen Gendarmen, durch das Land ziehen und innerhalb vierundzwanzig Stunden verhaften,

urteilen und hinrichten sollte. Öffentlicher Ankläger auch dieses Gerichts wurde Eulogius Schneider, der bereits das niederrheinische Departement zu richten hatte. Auch ein Wachsamkeitsausschuß war an der Arbeit. Verhaftungen und Bestrafungen rasselten aufs Geratewohl Tag und Nacht über die betäubte Stadt hernieder. Man lauschte kaum noch aus halbgeöffnetem Fenster, wenn nachts aus dem Nachbarhause mit Gepolter und Wehklagen der Familienvater herausgerissen und in die überfüllten Gefängnisse abgeführt wurde. Das Priesterseminar ward in einen Kerker verwandelt; das Lyzeum füllte sich mit gefangenen Frauen. Ob schuldig oder unschuldig, wurde nicht untersucht; der Verfolgungswahn erspähte in allen Ritzen Verräter.

Und vor den Wällen wurden die Gebäude und Bäume hinwegrasiert, die bei etwaiger Belagerung den Ausblick hindern konnten. Denn schon war die Armee hinter die Suffel zurückgedrängt. Hier fiel auch Hartmanns Gartenhaus. Seine Zwetschgen, Reineclauden und Mirabellen, seine Aprikosen und sein Spalierobst wurden ebenso zerstampft wie seine vielen Rosenstöcke. Es hatte sich raublustiges Gesindel zu dieser Art von Arbeit eingefunden, da es an redlichen Handlangern fehlte; und die Räumung war gründlich. Wogen von Schmerz und Entrüstung gingen über den alten Gärtner hinweg, der seines Lebens edelste Stunden in diesem Garten verbracht hatte.

Der Dietrichsche Kreis war ebenso zersprengt wie seine Familie. Aiguillon und Broglie hatten auf die Frage der Volksrepräsentanten, ob sie der Republik zu dienen gedächten, mit nein geantwortet; der erstere wird in der Fremde, der zweite auf dem Schafott sterben. Mit nein hatte sich auch Rouget de l'Isle in Hüningen dem Dienste der Republik entzogen, ward abgesetzt und durchstreifte als Flüchtling die Südvogesen; von den Lippen seines Führers vernahm er eines Tages sein eigen Lied; es duldete ihn nicht mehr in der Verbannung, er trat wieder in das Heer ein, führte aber ungebärdig wieder seine Absetzung herbei, geriet in den Kerker und kehrte später in unfrohe Freiheit zurück. Mit einem langen unbedeutenden Leben bezahlte Rouget jene geniale Aprilnacht. Zwischen zwei Gendarmen ist der stolze Stettmeister Dietrich, der Greis, in das Gefängnis marschiert. Türckheim und Frau Elisa sind nach Lothringen verbannt und entfliehen von ihrem Gute Postorf unter Gefahren nach Deutschland. Im Kerker sitzt Frau von Oberkirch und kann von Glück sagen, daß man in einem Geheimfach ihres amtlich versiegelten Schreibtisches nicht den Brief der Königin Marie-Antoinette gefunden hat, den sie dort seit langem aufbewahrt. Im Kerker sitzt auch die Gattin des Rittmeisters Dietrich mit ihrer Tochter Luise, der älteren Nichte des Maire, die freiwillig die Gefangenschaft ihrer Mutter teilt. Die Familie Birkheim bleibt im ruhigeren Kolmar im ganzen unbehelligt, hat sich aber doch zeitweise sicherheitshalber nach Basel zurückgezogen. ...

Nun schlug auch Vater Hartmanns Stunde.

Als der Alte am Morgen nach Hitzingers Ankunft zu seinem bedenklichen Gast hinaufschlich, fand er den Entkräfteten im Fieber. Der Gärtner war kräuterkundig; er knurrte, aber er pflegte. Er verfiel auf den Gedanken, Blumenstöcke hinaufzuschaffen, die eine tägliche Beobachtung verlangten. Und so saß denn der

Lutheraner oft stundenlang am Lager des körperkranken und seelenwunden Katholiken, erstaunt über Leos Zartheit hinter der groben Außenseite. Er unterhielt sich mit ihm über einfache oder ernste Dinge, las ihm auch wohl einmal aus Thomas a Kempis vor und schmuggelte ihm listig die Nahrung zu. Leo aber erfuhr mit Verwunderung und Entzücken, daß Adelaïde im Lande sei und in den Gemächern unter ihm zu wohnen pflege.

Eines Nachts erschollen am Haustor die bekannten Kolbenschläge. Ehe Papa Hartmann sich recht den Schlaf aus den Augen gewischt hatte, standen Gendarmen in seinem Zimmer und verhafteten den Alten.

„So, so," sagte der Gefangene, „was hab' ich denn ang'stellt?"

Seine Kniee zitterten, sein Herz pochte vor Entsetzen, daß sein heimlicher Gast verraten sei. Aber er behielt äußerlich Fassung.

„Citoyen Hartmann," sagte der Gendarm, der ihn kannte, „eigentlich geht mich das nichts an. Ich hab' meine Leute ins Cachot zu holen, und damit gut. In deinem Fall weiß ich zufällig, daß du schon lang von Schneider als suspect notiert bist: bedank dich dafür bei der Bürgerin Hitzinger, die dich denunziert hat! Allons jetzt, en avant!"

Man durchsuchte, durchwühlte, versiegelte Stuben und Schränke. Der Hausherr hatte sich erholt und wanderte würdig zwischen seinen Begleitern in die Nacht hinaus. „Vergiß d' Blume nit ze spritze!" schärfte er jedoch der jammernden Tante Lina ein. Und draußen besah er sich noch einmal sein Haus, als ob er geahnt hätte, daß er es nicht wiedersehen würde.

Als sich die Tante so weit erholt hatte, daß sie in die Dachkammer zu den Blumen emporklettern konnte, wäre sie vor Bestürzung beinahe umgefallen. Da war ein zerwühltes, noch warmes Lager, da waren Arzneigläser und Geschirre. „Was für Gesindel, um Gottes willen, haust denn da oben?!" Sie trug hastig alle Blumenstöcke hinunter und riegelte ihr mageres Persönchen ein, tagsüber mit Ängsten darauf gefaßt, daß auch sie arretiert würde. Als jedoch nichts erfolgte, ging sie aus und dingte sich eine entfernte Verwandte, die ihr fortan die Ausgänge besorgte.

Der Sohn der Frau Hitzinger hatte den nächtlichen Lärm vernommen. Es war ihm nicht zweifelhaft: das galt ihm und seinem Pflegevater Hartmann! Leo sprang auf, zog sich taumelnd an und griff nach dem Metzgerstock, bereit, sich zu verteidigen. So stand er bebend und lauschend. Es ward unten still. Der junge Priester ließ den Stock fallen, riß sein Kruzifix unter der Bluse hervor und kniete zu inbrünstigem Gebet für sich und seinen Wohltäter vor dem Lager nieder.

Endlich schlich er wankend hinunter, fand das Tor offen und tastete sich in der Morgendämmerung an den Häusern entlang nach seiner Eltern Wohnung.

* * *

Der Volksrepräsentant Saint-Just durchmißt mit festen Schritten seine Wohnstube im Tribunalgebäude von Straßburg.

Manchmal bleibt er am Fenster stehen; der Balkon geht auf die Blauwolkengasse und liegt dem Schneiderschen Hause gegenüber. Noch häufiger tritt er vor den Spiegel. Dem Schreiber, der zwischen zwei Armleuchtern am Tische zu schaffen hat, daß die Feder saust, diktiert er seine straffen Dekrete.

Der elegant gebaute junge Republikaner mit dem hübschen, blassen und kalten Gesicht legt Wert auf seine stramm sitzende Kleidung. Er wirkt verschlossen und vornehm. Besonders fällt die große, vielverschlungene Krawatte auf, die bis an das starke Kinn hinan Kopf und Hals umpanzert, so daß er, nach Camille Desmoulins' Wort, den Kopf wie eine Monstranz trägt. Um die mädchenhaft jungen Züge des sechsundzwanzigjährigen Mannes hangen wie pechschwarze Eisendrähte die langen Haare straff herunter. Die ungewölbten Augenbrauen haben die Eigenart, daß sie sich bei jeder Verfinsterung des Gesichts zusammenziehen und eine einzige schwarze Querlinie bilden, während an ihrem Vereinigungspunkt eine Zornfalte steil in die Stirn fliegt. Er trägt den langen, braunen Frack der Volksrepräsentanten mit der dreifarbigen Schärpe; die Frackschöße reichen bis an die Stulpstiefel herunter.

Neben diesem raschen und eiskalten Revolutionsmann mit den Manieren des Marquis, der alles Gefühl und Gewissen der abstrakten Idee geopfert hat und die Menschheit ausrotten möchte, um eine neue an deren Stelle zu setzen, wirkt Schneider wie ein Jahrmarktsprediger: feist, laut und formlos. Es scheint, als hätte die Natur in Saint-Just und seinem hageren Meister und Freund Robespierre Versuche und Ansätze zum Diktatortypus gemacht. Doch erst in Napoleon gelang der Versuch.

Mit imponierender Einseitigkeit diktierte der junge Volksrepräsentant seine Erlasse.

„Die Verwaltung des niederrheinischen Departements wird abgesetzt; die Mitglieder derselben, ausgenommen die Bürger Neumann, Didier, Mougeat, Teterel, Berger, sollen auf der Stelle angehalten und sogleich nach Metz geführt werden... Die Munizipalität von Straßburg ist gleichfalls abgesetzt, der Bürger Monet, Maire, ausgenommen ... Die Straßburger Distriktsverwaltung ist gleichfalls abgesetzt und soll in Verhaft nach Besançon geführt werden. ... Der Kommandant von Straßburg, General Dièche, hat den Auftrag, gegenwärtigen Schluß also zu vollziehen, daß die Mitglieder der abgesetzten Gewalten morgen früh um acht Uhr außerhalb der Stadt sind."

Saint-Just blieb stehen und griff nach einigen Notizen.

„Weiter! An die Munizipalität! Zehntausend Mann sind bei der Armee barfuß, ihr müßt heute noch allen Aristokraten in Straßburg die Schuhe abnehmen, und bis morgen früh um zehn Uhr müssen die zehntausend Paar Schuhe auf der Reise nach dem Generalquartier sein."

Wieder ein Blick in die Notizen und Papiere.

„Ihr seid ersucht, Bürger, uns zu wissen zu tun, wie weit es mit Eintreibung des Anlehens der neun Millionen gediehen ist."

Dazwischen eine Proklamation, an die Mauern anzuschlagen, in derselben lakonischen Kürze:

„Die Bürgerinnen Straßburgs sind eingeladen, die deutsche Tracht abzulegen, da ihre Herzen fränkisch gesinnt sind."

Es klang imponierend; es wirkte. Wie weit die Befehle vernünftig, gerecht oder sogar ausführbar waren, fiel nicht ins Gewicht.

Ein Beamter meldete den Bürger Taffin, Präsidenten des Revolutionstribunals. Saint-Just, der vor dem Spiegel stand und seine Krawatte ordnete, drehte sich erst um, als der Gemeldete längst im Zimmer stand. Da er den Kopf nicht hätte wenden können, so fuhr der ganze Saint-Just herum und machte Front gegen Taffin, die Hände auf dem Rücken, immer mit dem gleich strengen und kalten Blick. Er und Lebas, ein gleichfalls junger Mann von geringerer Entschiedenheit, hatten absichtlich keine Antrittsbesuche der Behörden erwidert, um schon dadurch ihre Ausnahmestellung zu betonen.

„Wieviel Köpfe?" rief er Taffin entgegen.

Der ehemalige Priester und jetzige Revolutionsrichter stand verblüfft.

„Ich komme," sprach er, „um über die vollzogene Errichtung unseres Revolutionstribunals Bericht zu erstatten."

„Eben darum frag' ich: wieviel Köpfe?"

„Aber wir haben uns erst vor zweimal vierundzwanzig Stunden konstituiert."

„Und habt noch keine zweimal vierundzwanzig Köpfe springen lassen?"

„Wir haben uns bemüht, den Kurs der Assignaten zu erhöhen, und hoffen, daß wir das nationale Papier — —"

„Was singst du mir da? Seid ihr eingesetzt, um euch mit Papier zu beschäftigen? Sag den Leuten deines Gerichts, wenn sie nicht Köpfe nehmen wollen, so nehm' ich die ihrigen! ... Also konstituiert habt ihr euch? Und wie das?"

Der angedonnerte Taffin stand wie ein gescholtener Junge vor diesem Ahriman der Revolution. Er berichtete, daß man zunächst einmal mit der Guillotine durch die Stadt gezogen sei. Danach habe man etliche Urteile gefällt. Ein Mehlhändler hatte nach der Verkündigung des amtlichen Maximums seinen Laden geschlossen, weil er bei solcher niedrigen Verkaufstaxe nicht bestehen könne: verurteilt zu 1000 Livres und vierzehn Tagen Gefängnis. Ein Bäcker in der Weißturmstraße desgleichen: 1500 Livres Strafe. Eine Krämerin desgleichen: 500 Livres Strafe. Ein Tabakshändler desgleichen: 300 Livres und drei Tage Turm. Eine Gärtnerin aus der Ruprechtsau, die etliche Salatstöcke zu teuer verkauft hat: 3000 Livres und sechs Monate Turm — — —

Hier unterbrach der Repräsentant, der mit Ungeduld diesen Bericht entgegengenommen hatte.

„Mehlhändler, Bäcker, Gärtnerin — sind das die Aristokraten von Straßburg, vor denen man in Paris zittert?! Sind das die Dietrichianer, die Wucherer und Verräter, von denen diese Stadt wimmelt?! Der Konvent will, daß man mit der Schärfe des Beils die Aristokraten ausrotte, sag das den andern!"

Taffin zog sich zurück. Saint-Just diktierte weiter. Bogen auf Bogen flog beiseite; und im Nebenzimmer wartete bereits der Übersetzer, der sie ins Deutsche zu übertragen hatte, damit die Erlasse in beiden Sprachen öffentlich angeschlagen würden.

Nach einiger Zeit stellte sich der Vertreter des Militärgerichts vor.

„Nun, Bürger Schramm, ich fragte soeben den Bürger Taffin: wieviel Köpfe? Der Konvent legt dir dieselbe Frage vor: wieviel Erschießungen?"

„Wir haben einige Individuen zu Gefängnis, andere zur Deportation verurteilt — —"

„Ach was, Gefängnis, Deportation! Braucht man dazu ein besondres Gericht? Erschießen! Erschießen!"

Auch der militärische Richter zog sich nach erstattetem Bericht in Bestürzung zurück.

Unmittelbar hernach, als schon der frühe Abend seine grelles Feuerwerk über die Stadt ergoß, tauchte der Maire Monet auf. Als einen Bekannten begrüßte ihn der Repräsentant. Der Sekretär wurde ins Nebenzimmer geschickt. Die beiden blieben allein.

Sie kannten sich von Zabern her. Monet war den beiden Volksrepräsentanten entgegengereist und hatte sie die elsässischen Verhältnisse mit seinen Augen schauen gelehrt. Mit bösen Vorurteilen gegen die Elsässer kamen die Pariser an.

Monet berichtete, daß der angesehene Kaufmann Mayno — während Pasquay, zu 150 000 abgeschätzt, und andere sofort bezahlten — von den 300 000 Livres, die er zu den neun Millionen beizusteuern habe, erst 180 000 aufgebracht habe; das übrige innerhalb vierundzwanzig Stunden zu zahlen, sei er jedoch nicht gewillt oder nicht vermögend.

„Gut, so ist der alte Herr morgen früh von zehn bis ein Uhr an der Guillotine auszustellen! ... Im übrigen hast du recht, Bürger Maire: dieser ehemalige Pfaff und geborene Österreicher Schneider und sein Freund Jung sowie Anhang sind kleine Geister, die sich an die großen Spitzbuben nicht heranwagen. Entweder aus Mangel an Scharfblick oder aus Mangel an Größe. Oder sie sind Kompromissen zugänglich. Er ist wohl für fette Mahlzeiten und hübsche Frauen empfänglich? Ich habe mir übersetzen lassen, was er in seinem ‚Argos' gegen die früheren Volksrepräsentanten geschleudert hat. Und ich wundere mich, daß man sich solche Angriffe gefallen ließ. Man muß diesen meineidigen Expriester im Auge behalten. Er ist geborener Österreicher — Geburt und Erziehung streifen sich nicht ab wie ein Kamisol."

„Dietrich hat ihn hergerufen", ließ hier der kluge Savoyarde einfließen; „Dietrich und dessen Freund, der Prediger Blessig, der als verdächtig im Seminar sitzt."

„Aha! Der deutsche Charakter dieser halsstarrigen Bevölkerung wird durch solche deutsche Mitläufer der Revolution verstärkt", fuhr Saint-Just fort, immer straff und donnernd auf und ab schreitend, indes das zornrote Sonnenauge über der vielzackigen Jung-Sankt-Peter-Kirche glühte. „Man spricht in diesem Lande äußerst spärlich die Sprache der freien Franken. Ich gedenke folgendes vorzuschlagen: Die reichen Gegenrevolutionäre werden guillotiniert; die reichen Teilnahmlosen werden um ihr Vermögen gebracht und als ruinierte Leute einflußlos; bezüglich der übrigen Bevölkerung wäre eine Verpflanzung nach dem innern Frankreich erwägenswert; im Elsaß könnte man dafür Kolonien aus dem Innern ansiedeln. Dem platten Lande werden wir französische Schulen aufzwingen, damit jeder ohne Ausnahme Französisch lernt. Sodann hab' ich soeben dem Schreiber einen Erlaß in die Feder diktiert, daß die jetzigen Behörden — mit Ausnahmen, die ich namentlich angebe — abzusetzen sind; sie sind trotz wiederholter Ein- und Absetzung

offenbar noch nicht geläutert genug. Du erschrickst, Bürger Maire? Beruhige dich, du bist nicht dabei. Ferner muß aus dem Innern ein Schock zuverlässiger Patrioten, echte Jakobiner, als Propagandisten hierherkommen. Sie müssen reden können. Sie sollen die Bevölkerung, die Armee und den Jakobinerklub durchkäuern. Die deutsche Sprache ist in den Volksgesellschaften zu verbieten; wer nicht Französisch kann, bleibt draußen. Helfen alle diese Mittel nicht — nun, so bleibt uns noch das Gewaltmittel von Lyon."

So sprach der furchtbare junge Mann, der noch vor wenigen Jahren, ebenso wie Eulogius Schneider, als Dichter in die Öffentlichkeit getreten war und sich nun in einen Richter verwandelt hatte. Und es war keine Redensart. Dem Fanatismus jener Zeit war jedes Mittel willkommen; auch im Elsaß wurde mit gefälschten Briefen und bezahlten Denunziationen gearbeitet. Und Saint-Just, unbeweglich sein Programm entfaltend, war sich seiner Wirkung bewußt. Man hätte sagen können: es war Pose in dem jungen Mann. Aber seine Herzensmeinung war um nichts milder als seine Sprache. Seine Pose war echt.

„Vorerst muß ich mein Augenmerk der erschlafften Armee zuwenden", sprach er weiter. „Gestern begegnet mir ein Kapitän der Chasseurs auf der Straße, kennt mich nicht und fragt mich nach dem Weg zur Komödie. Ich hab' ihn sofort arretieren lassen. ‚Was? Der Feind ist bis Wanzenau vorgedrungen, und du hast Zeit zum Amüsement? Dein Posten ist am Rhein, nicht im Theater!' Ich will die Armee säubern und stählen, die Österreicher aus dem Lande jagen, dann seh' ich mir die Herren Straßburger an."

Lebas trat ein, der andere Repräsentant, jung wie Saint-Just, doch zu seinem düstren Gesellen der etwas hellere Hintergrund. Er war noch nicht lange verheiratet, hatte mit Verdruß sein Weib zu Hause gelassen und spielte mit seinem Hund „Schillickem", den er nach dem nahen Dorf Schiltigheim benannt hatte. Er fragte nach der Straßburger Musik und plauderte von den Hauskonzerten, die sie in Paris bei Robespierres Wirtsleuten, den Duplays, veranstaltet hatten; er sprach von Racines Tragödien, die man mit verteilten Rollen gelesen hatte, unter Mitwirkung des Advokaten von Arras; er rühmte Saint-Justs Dichtung, eine Nachahmung von Voltaires „Pucelle".

„Wir spielen und lesen nicht mehr, mein lieber Lebas," warf Saint-Just ein, „wir m a c h e n Tragödie."

So wehte der Westwind durch Straßburg ...

In der Nacht noch wurden die Verwaltungsbehörden verhaftet. Freund und Feind waren bestürzt. Am Morgen lief Schneider zu Saint-Just, um noch einige wenigstens loszubitten; auch Monet tat unbefangen und schloß sich der Bitte an. Der Repräsentant lag zu Bett, hörte mit halbem Ohr herüber, drehte sich endlich zu dem stämmigen Bittsteller um und erwiderte kalt: „Es mögen ein paar Unverdächtige darunter sein. Aber wir sind in Gefahr und wissen nicht, wo zugreifen. Nun, wenn ein Blinder im Staub eine Nadel sucht, so packt er die ganze Handvoll Staub, und er hat sie sicher ..."

Kinder und Frauen jammerten inzwischen am geschlossenen Gittertor jenes glänzenden Stadthauses zwischen Münster und Ill. Aber man ließ den Gefange-

nen, worunter Professor Oberlin, keine Zeit selbst zu den nötigsten Bedürfnissen. Der ewig betrunkene Stadtkommandant Dièche kam fluchend an, ordnete die Verpackung, und die gestopft vollen Wagen rollten davon ins innere Frankreich.

Eulogius Schneider und die Seinen spürten die neuen Energien. Mit d i e s e n Repräsentanten „deutsch zu reden", war weder ratsam noch notwendig. Die Guillotine trat wieder in Tätigkeit; sieben Bürger von Geispolsheim ließen auf dem Paradeplatz das Leben; ihnen folgte eine Frau Poirson aus Illkirch, der alte Schaffner Rausch, der Einnehmer Ehrmann aus Buchsweiler, vier Bürger aus Oberschäffolsheim, der betagte Pfarrer Fischer aus Dorlisheim. So regneten in jenem November die Todesurteile. Verhaftet wurden die Führer der Sektionen; verhaftet die Chefs der Nationalgarde. Hinter den Wällen aber knallten die Flinten und räumten unter den Offizieren auf.

Und der öffentliche Ankläger Eulogius Schneider rüstete seine Wanderguillotine zu einer Fahrt über Land.

Er richtete sein Augenmerk auf das Städtchen Barr.

Sechstes Kapitel

K r i e g s k a m e r a d e n

Die jungen Straßburger Viktor und Albert standen inzwischen im Feld und fochten unter harten Entbehrungen gegen die vordringenden Österreicher.

Der östliche Flügel der republikanischen Armee lagerte gegen Ende Oktober in der Wanzenau nördlich von Straßburg. Die Avantgarde unter Brigadegeneral Combez hatte Dorf und Umgegend besetzt. In den benachbarten Reben um Kilstett und Reichsstett befehligte Desaix. Die Gefechtslinie in diesen mühseligen Kämpfen war derart auseinandergezogen, daß sich die Armee als lebendige Mauer vom Rhein nach den Vogesen hinüberzog: hinter der Suffel und der Zorn, von Schiltigheim über Brumath bis Zabern, wo die Kanonen des äußersten linken Flügels im Park des Rohanschen Schlosses standen. Jenseits des Gebirges schloß sich die ebenso ausgedehnte Moselarmee an. Man kannte noch nicht die rasche, wuchtige, konzentrierte Gefechtsweise der napoleonischen Schlachten; das Genie war noch nicht in Erscheinung getreten.

Am Rande des Dorfes Wanzenau, in einem sogenannten „Knitschloch", in dem man Hanf zu dörren pflegt, saßen die Leutnants Frank und Hartmann am Feuer und brieten in der glühenden Asche Kartoffeln. Es war spät in der Nacht. Die Kameraden schliefen. In Dorf und Landschaft war das Gesumme einer unzufriedenen, schlechtgenährten, niedergedrückten Armee langsam verstummt. Durch den lastenden Nebel glühten die Wachtfeuer. Kein Kavalleriesignal mehr bei den zwanzig Eskadrons; die zwölf Bataillone der Vorhut schliefen in Häusern und Scheunen, Zelten und Gräben; die zwei Freikompanien hielten den Dorfrand besetzt. Durch Verhaue deckte man sich gegen den Feind; rechts schützte der breitflutende Rhein; lässig patrouillierten die Vorposten. Eines Überfalls war man nicht gewärtig, obschon das Waldecksche Korps kaum zwei Stunden entfernt lag.

Die zerrissenen und ausgehungerten Kriegskameraden hatten sich merklich verändert. Der lange Viktor war „dürr wie ein Rebstecken", nach Alberts Ausspruch, sein hager Gesicht durch Bartwuchs verwildert; das Haar drang ohne Zopf in braunen Strähnen unter dem Hut hervor; nichts mehr an der äußeren Erscheinung des Leutnants Hartmann, wie er da mit hochgezogenem Mantelkragen auf zusammengelegten Kartoffelsäcken am glimmenden Feuer saß, erinnerte an den Hofmeister von Birkenweier.

Sie stocherten mit den Säbeln in der Aschenglut herum, spießten schwarz gebratene Erdäpfel heraus, schälten sie flüchtig und schlangen die mehlige Frucht hinunter.

„Weißt du, wen ich neulich traf, Albert?"

Albert murmelte und kaute.

„Freund Friansol."

„Wen?"

„So nennt ihn Combez, er meint aber Frühinsholz. Reicht mir vom Pferd herunter die Hand. ‚Ah ça, Hartmann, erst Leutnant? Guck her, ich trage die Generals-Epauletten! Und trotz aller Gefechte und Schuß in den Schenkel erzlebendig!' Und plaudert gemütlich und reitet weiter. Ein guter Kerl."

„Was mich betrifft, Viktor," sagte Albert und blies in seine heiße Kartoffel, „so hab' ich ein Dessert in der Tasche."

„Was denn?"

„Rat mal!"

„Aus Barr?"

„Stimmt!"

„Brief?"

„Voilà!"

Und schon saßen die Freunde Schulter an Schulter und breiteten drei zierliche Blätter auf ihren Knien aus, um sie im Flimmerschein des matten Feuers zu lesen. Es war ein herzlicher Brief von Addy, mit Nachrichten der Mutter und einigen Schlußsätzen in der großen, schönen und langsamen Schrift Leonies.

Als sie einträchtig gelesen hatten, geriet Albert ins Träumen und säbelte aufs neue in der Asche herum. Der genaue Hartmann aber hatte etliches nicht nach Wunsch entziffert und las den ganzen Brief noch einmal.

Dann plauderten sie halblaut, um die nahe schlafenden Kameraden nicht zu wecken.

„Wir nehmen morgen Urlaub", begann Albert. „Die Rückzugsbewegung hat jetzt ein Ende. An Straßburg wagen sich die Weißröcke nicht heran, obschon der Pulvervorrat unsrer magren Festung nicht lange reichen dürfte. Doch bald bekommen wir Zuzug und Pichegru als neuen Obergeneral — und dann rücken wir vor. Vorher aber essen wir uns bei deinem Vater satt und machen einen Sprung nach Barr."

„Über die politischen Zustände in Straßburg hört man böse Sachen", versetzte Viktor düster. „Und ich bin seit langem ohne Brief von Papa."

„Es wundert mich überhaupt, daß du aushältst, Viktor."

„Wieso?"

„Nun, du steckst doch hier eigentlich in einer recht unnatürlichen Situation."

„Wär's besser, wenn ich in Fort Louis Erbssuppe verbrennen ließe vor lauter Studium, wie sie mir neulich vom guten kurzsichtigen Redslob schrieben? Nein, lieber in der Front als in jenem überfüllten Schnaken-Fort, das die Österreicher nächstens in Brand schießen werden samt dem Straßburger Bataillon!"

„Du stehst deinen Mann, Viktor, ich muß das sagen. Aber du bist doch eigentlich nur aus Pflichtgefühl Soldat, sozusagen aus Philosophie, und bist nun mal hier nicht auf deinem rechten Posten."

„Ja, die Zeder ist weit von hier," murmelte Viktor trübe. „Noch weiter die Süßlichkeiten oder Dämonien von Birkenweier. Die heroisch durchgeführten Maximen der Pflicht ohne Wenn und Aber — du hast recht, das bestimmt mich. Wenn ich aber einmal dessen würdig bin, so wird mich Gott ganz von selber aus diesen Niederungen herausholen und auf die Berge stellen, wo ich Menschen zur Würde ihres Menschentums erziehen darf. Kann ich einstweilen meinen Mitmenschen nicht mit Geist dienen — sei's drum, so dien' ich mit Blut. Darf ich nicht Erzieher sein, so bin ich Soldat."

„Es freut mich immer wieder an dir, wie du bei all deiner Gelehrsamkeit so bescheiden bist."

„Ich bescheiden? Du kennst mich schlecht, Albert. Ich muß das Höhergeistige Schritt für Schritt meiner Natur abringen. Ich bin von Natur sehr hoffärtig, darum sehr übelnehmend; ich bin erpicht darauf, geliebt und gehätschelt zu werden, statt selber zu lieben; ich bin weichlich, ausweichend, mürrisch, rechthaberisch — kurz, ich muß Schritt für Schritt dem Niedrigen in mir den Fuß auf den Nacken setzen. O mein guter Albert, dem Geheimnis der Liebe steht ihr alle näher. Ihr seid viel treuer, einfacher, reiner als ich, du und Leonie und Abby und deine Mutter. Gott ist mir oft so fern; ich bin dann so leer und leide unsäglich. Hätte mir Gott nicht wertvolle Menschen gesandt, die auf mich einwirkten, ich wäre verkommen. Verstehst du nun, warum ich hier sitze? Um den Weichling in mir zu ducken und den selbstlosen Helden frei zu machen. Ich leide unter der Unzucht des Lagerlebens, unter diesem Schimpfen und Fluchen und all den stumpfen Unsauberkeiten der Gespräche — aber ich beiß' es herzhaft durch. Und gern, mein Lieber, gern beiß' ich's durch. Wir sind bevorzugt, wir Zwei. Wir kennen brave Menschen, für die wir kämpfen und die herzlich an uns denken. Und schließlich, glaub's oder nicht: ich habe in meiner Natur ein Stück Soldatentum."

Der flaumbärtige Jüngling an seiner Seite hatte gerade eine Schnur zwischen den Zähnen, womit er seine zerfetzten Gamaschen festband. Er lächelte den Kameraden von der Seite an und sagte:

„Es philosophiert wieder einer. Und der heißt mit dem ersten Buchstaben Viktor."

Hartmann betrachtete ihn einen Augenblick.

„Wenn du so lächelst, siehst du deiner Schwester zum Verwechseln ähnlich. Himmel, was habt ihr für ein gutes Lächeln! Ich kann dir gar nicht sagen, Albert, wie dankbar ich euch bin."

„Wofür?"

„Daß ihr auf der Welt seid."

„Sag' einmal, Viktor, du hast vorhin den Brief oder eigentlich die drei Briefe ohne Umstände eingesteckt, als gehörte sich das nicht anders. Sie sind aber an uns beide gerichtet. Allons, komm, wir lassen das Los sprechen! Wer's längst' Steckl zieht, der darf den längsten Brief behalten."

Er meinte Addys Brief. Und schon hatte er von einem Hanfstengel drei Stäbchen gebrochen, verdeckte ihre Länge in der Hand, ließ die drei Enden gleichmäßig herausragen und hielt sie Viktor hin.

„Aha," sagte nun Viktor lächelnd, „es spekuliert wieder einer. Nämlich auf Addys Handschrift. Übrigens wollen wir deine Schwester nicht unterschätzen, Albert. Sie hat neben unsrem Sorgenkind Addy keinen leichten Stand. Und Leonie hat Takt, viel Takt."

„Ein gutes Kind," meinte Albert flüchtig, „aber einer Addy kommt sie nicht gleich. Zieh!"

Viktor zog — und zog das kürzeste der drei Stäbchen.

„Famos, Viktor! Du erhältst Leonies kurzen Zettel, ich Addys langen Brief — und der Brief von Mama ist ohne weiteres mein!"

Viktor packte den Jungen in einem plötzlichen Anfall von Zärtlichkeit und preßte ihn kräftig ans Herz.

„Du guter, lieber Kerl du! Wie er sich nun freut! Könnt ich euch doch so recht sagen, wie ich euch gut bin!"

„Recht so!" meinte Albert, ließ sich gemütlich schütteln und herzen und steckte derweil den Brief ein. „Ich frier' ohnedies wie ein Schneider!"

„Frierst, Kleiner? Wart'!"

Und Viktor sprang auf, nahm die Säcke, auf denen er gesessen, und umwickelte den jüngeren Freund zärtlich mit Kartoffelsäcken.

„So, mein Alterle, jetzt legst dich aufs Ohr und schläfst!"

„Un morje gehn mr heim", murmelte Albert aus seiner Verschalung heraus und war binnen kurzem entschlummert.

Viktor vermochte nicht zu schlafen. Es durchrieselte den sensiblen Menschen eine merkwürdige Unruhe. Etwas wie eine schwermutvolle Weise weinte durch diesen wuchtenden Nebel, in dem die Weidenbäume standen wie erfrorene Schildwachen. Er horchte in das leise Summen der fröstelnden Nacht; er schien allein zu wachen auf einem endlosen Meer; und die große Trauer der Einsamkeit überkam ihn wieder einmal, eine gleichsam musikalische Trauer, den Worten unzugänglich. Die Vaterstadt Straßburg mochte knapp zwei Stunden entfernt sein: war es vielleicht möglich, die heimatlichen Töne der Münsteruhr durch die graue Herbstnacht hindurch zu vernehmen? Er stand, hielt die Hand ans Ohr, lauschte. Dann spähte er nach den Vorposten und versuchte die österreichischen Biwakfeuer zu erkennen. In seinem Tornister steckten Kants „Praktische Vernunft" und ein Band von Zollikofers Predigten; doch begnügte er sich damit, ein nasses Zeitungsblatt heranzuspießen, das in seiner Nähe lag, und einen Blick hineinzuwerfen. „Die österreichische Megäre hat an derselben Stelle, wo der Tyrann Capet sein Haupt

verlor, die verdiente Strafe erhalten....“ Er hatte genug und warf das Blatt angewidert ins Feuer.

„Wie komm' ich in diese Regionen des Hasses? Gott der Liebe, den ich suche mit meiner tiefsten Seele, was hab' ich mit dieser Gattung der Raubtiere gemein?... Unritterlich, grausam und wollüstig ist jetzt diese Nation, die ehedem geschmackvoll und ritterlich schien! Ihre Kultur ist Firnis!... Gleicht nicht Saint-Just körperlich jenem Karl IX., dem treulosen König der Bartholomäusnacht? Robespierre hat es behauptet. Und ich vernahm von einer Frau in Straßburg, sie hätte visionäre Geister an der Arbeit gesehen, darunter in blutigem Gewande den Admiral Coligny, den sie in jener Blutnacht getötet haben.... Sind die dreißigjährigen Hugenottenkriege zwischen den Guisen und Coligny in neuen Formen aufgewacht? Haben sich jene Geister abermals in dämonischen Scharen auf die Erde gestürzt und toben nun mit Hilfe einer Geschwindmaschine in drei Jahren aus, was sich einst in dreißig nicht erschöpft hat?... Es standen Condés und Bourbons an der Spitze der Hugenotten und errangen in Heinrich IV. den Königsthron — zweihundert Jahre vor der Revolution, die sie nun wieder hinwegfegt!... Mein Ohr ist in dieser düstren Nacht auf schwermütige Melodien gestimmt. Ich will an gute Meister und Menschen denken, an das Nestchen in Barr, an Jena und an meinen Oberlin in Waldersbach — und an dich, mein alter Vater, dem ich ein freundlich Abendrot um den Scheitel legen will“ ...

Er wälzte einen Holzblock ans Feuer, setzte sich neben Albert, stützte den Kopf in beide Hände und schlief ein...

Die Österreicher hatten sich durch Verrat die französische Parole verschafft. Sie verließen gegen Morgen ihr Lager. Prinz Waldeck hatte fünf Bataillone, fünf Divisionen Kavallerie und zwölf Kompagnien Rotmäntel zu einem Handstreich bestimmt. Die Lagerfeuer wurden täuschend weiter unterhalten, mit Vorsicht rollten Kanonen und Pulverkarren; kein glimmend Schwämmchen in der Tabakspfeife; die Trommel hängt mit abgespanntem Fell dem Trommler auf dem Rücken. An Kreuzwegen, wo sich gespenstische Züge berühren, wird flüsternd nach dem Bestimmungsort gefragt. Und auf den Nebelwiesen immer näher rückt das Schattenheer heran. An der Spitze die katzenhaften Rotmäntel, mit Pistolen und Damaszenerdolch im Gürtel, Flinte mit Bajonett im Arm.

Ihr Bestimmungsort ist Wanzenau.

Sind das dort republikanische Schildwachen? Das steht bewegungslos, gebannt, erstarrt. Nein, es sind entblätterte Weidenstämme. Halt! Da scholl ein deutlich „qui vive!“ Emigranten vor! Gebt den Carmagnolen in gutem Französisch die französische Tagesparole! Zuruf dort — Antwort hier — alles in Ordnung! Aufgerückt, rasch, Rotmäntel, Batterien, Kavallerie — — jetzt: — — und mit ihrem furchtbaren „Allah! Allah!“ stürzt die wilde Truppe der Rotmäntel über die Republikaner herein. Trommeln, Trompeten, Schüsse — die Schanzen sind genommen! Die österreichischen Kanonen rasseln in die Dorfstraße und donnern in die unbeschreibliche Panik. Gebrüll, Getöse, Tumult der Flucht! Klumpen fliehender Franzosen wirbeln aus den Häusern, Massen von Kavallerie überschwemmen Wiesen und Feld und suchen die Eskadrons der Republikaner —

wohl stoßen Chasseurs und Husaren zusammen — wohl kommen französische Batterien zum Feuern — aber Infanterie und Freikompagnien werden aufgerollt bis in den Wald von Ruprechtsau und an den Rand von Hönheim. Horch, es wird auch bei Desaix lebendig! Es knattert in den Reben bei Kilstett. Dort liegen die wenigen Pariser Jäger, denen der hitzige Hohenlohe auf den Leib rückt. Doch die kleinen Pariser sind Meister im Tirailleurgefecht, täuschen die Österreicher über ihre Zahl und jagen sie bis Hördt zurück. Wanzenau freilich bleibt besetzt. Ein Dutzend Kanonen ist verloren. Am Abend des Tages sind die französischen Vorposten bis Fuchs-am-Buckel und in den Englischen Garten zurückgedrängt.

Als um Viktor her Schüsse knallten und das Getöse der Flucht die Schläfer emporriß, ward auch Leutnant Hartmann einen Augenblick in das heisere „Sauve qui peut!" mit hineingewirbelt. Aber nur ein paar Sprünge — und da war er wach und sah sich nach seinen Leuten um. Mit dröhnender Stimme schrie er seine Kommandos; der militärische Zorn bemächtigte sich des Elsässers; mit der Kraft dieses Zornes arbeitete er sich durch die verknäuelten Wogen und Menschen und ordnete die nächsten Kolonnen. Es bildete sich eine Stauung. Und da war auch sein Kapitän an seiner Seite. Und bei ihm ein wilder kleiner Trommler, ein durchgebrannter Uhrmachersohn aus Paris, für den Viktor manchen Brief an die Eltern geschrieben hatte: der bearbeitete mit wahrer Wut sein Kalbsfell und schrie mit schriller Knabenstimme und singend gedehnter Endsilbe sein „en avant! en avant!" in die flüchtige Masse. Und das Gefecht kam zum Stehen. Die kleinen Blauen huschten hinter Bäume und Büsche und eröffneten ein rasches und gewandtes Feuer. Kavallerie droht das Geschütz zu nehmen, das in ihrer Nähe Aufstellung versucht; die Gruppe teilt sich: eine Rotte von Sansculotten spannt sich wild und energisch vor das Geschütz und rollt mit ihm zurück; die andere unterhält das Feuer und rückt langsam nach.

Viktor hatte mehrmals seinen Freund Albert bemerkt, aber jeder hatte zu sehr mit seiner eigenen Abteilung zu schaffen, soweit überhaupt bei dem Durcheinander Pelotons und Rotten zusammenzuhalten waren.

Jetzt erst, als sie im Laufschritt mit dem geretteten Geschütz nach Hönheim zurücktosten, inmitten einer ziehenden und schiebenden Wolke von Infanterie, umspritzt von Granaten, umknallt von Schüssen, jauchzte Viktor auf. Mit dem Ärmel über das schweißtriefende Gesicht fahrend, erschaute er im Dämmerlicht des Nebelmorgens auf der andern Straßenseite Alberts heitres Jünglingsgesicht. „Albert, Albert, hier bin ich!" — „C'est ça, Viktor, un do bin ich!" Und Albert schwang den Säbel, denn einen Hut besaß er nicht mehr.

Doch eine Minute später sprang Leutnant Frank hoch auf und war dann verschwunden.

„Albert?!"

Viktor blieb stehen, drang durch das Gewimmel hinüber und kniete neben dem Getroffenen.

„Laß mich liegen, Viktor! Mach, daß du heim kommst! Da — nimm die Briefe mit — und die Uhr — grüß' Mama!"

Und da lag der Junge und rührte kein Glied mehr.

„Nein, Albert, nein!"

Der fabelhaft schnelle und ungestüme Rhythmus der Schlacht kennt kein Besinnen. Viktor riß mit gesteigerter Kraft den Freund wie ein Strohbündel empor, nahm ihn auf die Arme und lief mit der Beute querfeldein in den Schutz einer feuernden Batterie. Er dampfte vor Schweiß, er rief sich selber und dem Freunde Ermunterungsworte zu. Ein Weilchen ging es, dann zuckten und zitterten die Kniee — er suchte Deckung — fand sie und ließ sich samt seiner Last erschöpft zu Boden sinken. Da fuhr ein scharfer, stechender Schmerz in seine rechte Hand und in die rechte Schulter — und Viktor lag ohnmächtig neben dem ohnmächtigen Kameraden.

„Tuez moi!" Von diesem flehentlich gestöhnten „tötet mich!" erwachte Leutnant Hartmann. Es war Tag. Französische Ambulanzen sammelten Verwundete. Viktors erster Blick fiel auf einen Chasseur mit zerschossener Brust, dem noch der Pfropfen in der Wunde brannte. Albert lag bereits auf einer Tragbahre. Der Boden schütterte unter fernem Kanonendonner; doch in der Nähe winselten nur die Opfer, die das Nachtgefecht auf diesen Nebelfeldern ausgesäet hatte. Hartmann glaubte gehen zu können, wenn man ihm den Arm in einen Notverband legte. Doch er überschätzte seine Kraft; man mußte auch ihn aufladen.

Und am Abend lagen beide Kämpfer im Straßburger Militärspital: Viktor nicht allzu schwer, Albert aber tödlich verwundet.

Die Weiden der nebelnassen Wanzenau tanzten durch die Fieberträume der beiden Freunde, die in getrennten Sälen lagen. Sie waren in monatelangen Kämpfen mit wenigen Schrammen und Beulen davongekommen, und nun sollten sie im letzten dieser niederdrückenden Rückzugsgefechte umgeworfen werden.

Sobald es möglich war, diktierte Viktor einige Zeilen an seinen Vater. Statt des erwarteten Vaters kam nach mehreren Tagen des Zauderns die zaghafte Tante Lina. Sie brachte die Nachricht: Vater Hartmann sitzt im Gefängnis.

Das war für den verwundeten Vaterlandsverteidiger eine schwere Prüfung. Er lag mit großen Augen, fragte leise, schüttelte den Kopf und fragte wieder, knirschte endlich und schwieg.

Einen oder mehrere Tage später — Viktor lag in einem Traumzustand und hatte das Gefühl für das Zeitmaß verloren — ward ihm durch einen Besucher ein Brief zugesteckt, der die kurzen, kräftigen Schriftzüge seines Vaters trug.

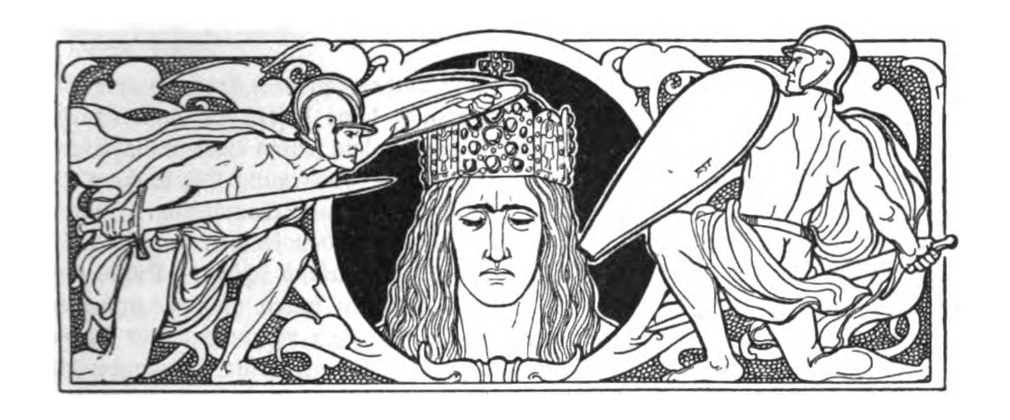
„Mein lieber Viktor! Habe durch Tante Lina in Erfahrung gebracht, daß Du im Spital liegst, indessen zum Glück nicht auf den Tod verwundet bist. Dafür wollen wir den Vater im Himmel preisen. Er führt uns in diesen Zeitläufen recht wunderlich. Doch brauchst Du Dir um mich keine Sorgen zu machen. Es ist eine Ehre, mit den besten Bürgern, wohl tausend und noch mehr, gefangen zu sitzen. Meinen Garten haben sie demoliert; aber sie lassen mich dafür hier im ehemaligen katholischen Priesterseminar hinter dem Münster wohnen, wo man im vierten Stock eine Aussicht ins Badische hat, welches den Tyrannen gehört und die Segnungen der großen Revolution noch nicht erfahren hat. Es sitzen in meiner Nähe der alte Stettmeister Dietrich, Pfarrer Eissen, Professor Reißeißen, und überhaupt die meisten Professoren der Universität, sofern sie nicht als Medizinkundige

in den Spitälern brauchbar sind. Der Stettmeister erinnert sich Deiner von Rothau her; er hängt an seinen Waldungen ebenso wie am Ruhm seiner nunmehr gänzlich ruinierten Familie, in welcher ihm sein jüngerer Sohn, unser armer Maire, immer noch gefangen in der Abbaye zu Paris, besonderes Herzeleid verursacht. Desgleichen sitzt hier Pfarrer Blessig. Vor einigen Wochen ist Monet mit den Seinen mitten in einer Predigt in die Neue Kirche eingedrungen, als Blessig auf der Kanzel stund, haben ihm den Gottesdienst untersagt und die Kirche in ein Fruchtmagazin, hernach in einen Schweinestall verwandelt; Sankt-Wilhelm ist ein Spital, Jung-Sankt-Peter ein Heumagazin worden. Gib acht, lieber Viktor, daß sie diesen Brief nicht erwischen, ich schreibe ihn heimlich und schmuggle ihn Dir mit List zu, denn es ist uns alles verboten. Doch hat Pfarrer Blessig ein Kaffeekännchen mit einem doppelten Boden; darin schickt ihm seine Frau Pfarrerin jeden Tag einen Brief und er desgleichen, wenn das Kännchen zurückgeht; so kommt halt jetzt auch dieser Brief zu Dir, durch Vermittlung des jungen Heitz. Wir sind zu vier bis acht in einem Zimmer, in den großen Sälen sind gegen achtzig Gefangene und machen die Luft nicht besser. Das Essen ist schlecht, dafür dürfen wir es aber auch selber bezahlen. Schlechtes Mehl, das ein betrügerischer Bäcker mit Gips vermengt hatte, konnte man neulich weder den Volontären noch den Bürgersektionen als Brot anbieten; jetzt kracht dies Brot zwischen den Zähnen der Gefangenen. Manche werden krank; wenn's schlimm wird, schafft man sie ins Bürgerspital. Lieber Viktor, mir mangelt halt ein wenig die frische Luft, an die ich alter Gärtner gewohnt bin. Mein Hals macht mir zu schaffen. Aber sorge Dich nicht um mich, kurier Dich selber gut! So zwei einfache Leute wie Du und ich kommen leicht durch die Welt. Au revoir! Dein Vater."

Und dann, als ihn das Wundfieber verlassen hatte, kam ein Tag, der den langsam genesenden Viktor auf das heftigste erschütterte. Er hatte mehrfach bedenkliche Krankheitsberichte von Freund Albert vernommen. Frau Johanna war hergereist; sie saß bleich, aber in ihrer beruhigenden Stille oft drüben am Feldbett des Sohnes. Und eines Morgens stand die große, schön gewachsene Frau in ihrem vornehm-einfachen schwarzen Gewand an Viktors Lager, hielt ihr Tuch an die Augen und sagte mit leisem Weinen: „Er ist hinüber". Der Kranke, der den rechten Arm und die Schulter in Verband und Schlinge trug, schaute sie einen Augenblick starr an, dann zuckte sein eingefallenes Gesicht — und der geschwächte Kämpfer brach in ein unwiderstehliches, krampfartiges Weinen aus. Er hatte den Jungen brüderlich geliebt. Stromweise flossen die Tränen; das ganze Weh über diese entsetzliche Zeit ergoß sich in diesen Tropfen. Er hielt die linke Hand mit dem Goldring und dem Bergkristall aus dem Steintal an die Augen und schluchzte wie ein Knabe.

Frau Frank beugte sich zu ihm hernieder, am Bettrand kniend: „Nicht so weinen, lieber Viktor, nicht so weinen!" Und sie küßte seine Wange, legte aber dann selber ihren Kopf neben ihn ins Kissen und überließ sich einen Augenblick gänzlich ihrem Schmerz. „Allons, citoyenne, allons!" rief der Arzt. Und sofort erhob sie sich, küßte Viktor noch einmal: „Dank, Viktor, was Sie für ihn getan haben!" und ging still davon. (Fortsetzung folgt)





Baltische Verhältnisse

(Aus einer Denkschrift)

Von

Kurd v. Strantz

Die lettische Revolution von 1905, an der auch Esten teilnahmen, die überhaupt die Bevölkerung der nördlichen, kleineren Hälfte der deutschen Ostseeprovinzen Rußlands bilden, hat den deutschen Gutsbesitzern wie dem deutschen Stadtbürgertum mit blutiger Grausamkeit gezeigt, daß sie nur eine dünne Oberschicht in einer litauisch-mongolischen Gesellschaft sind, über die sie die Herrschaft verloren haben. Früher haben die Balten ihre selbstmörderische Haltung zu rechtfertigen gesucht, daß sie in einem gewissen nationalen Stolze ihre fremdstämmigen Untertanen überhaupt nicht eingedeutscht haben, was noch im Laufe des 18. Jahrhunderts möglich gewesen wäre. Sie glaubten als Herrenstand ihre leitende Stellung am besten dadurch zum Ausdruck zu bringen, daß sie ihre Hintersassen von der Kenntnis ihrer Herrensprache fernhielten. Nur bevorzugte Letten und Esten wurden sprachlich Deutsche. Dafür versank aber mindestens ein gleich großer Teil deutscher Diener und Knechte im fremden Volkstum noch bis in unsere Tage, da die Umgebung dieser Dienstleute eben fremdsprachig war, sie auch häufig ihre Frauen aus dem Letten- und Estentum holen mußten. Die Ritterschaft und die deutschen Stadtverwaltungen waren auch ihrer dauernden Herrschaft irrigerweise so sicher, daß sie Rußlands Staatshoheit nicht fürchteten. Hatte doch die kurländische Ritterschaft in den Befreiungskriegen den Zaren darum gebeten, nicht unter den Schirm der preußischen Krone zu kommen, da Stein wenigstens die Einverleibung Kurlands an Stelle des aufgegebenen Polens ernstlich erwog und bei seinem Einfluß bei Alexander I. auch durchgesetzt hätte. Hardenberg verfocht auch in der kurländischen Angelegenheit den preußisch-deutschen Standpunkt nicht mit der ernsten Kraft des amt- und dadurch machtlos gewordenen Reichsritters, des Vorläufers Bismarcks. Wie Preußen der undankbaren oranischen Verwandtschaft Belgien überließ, das es für den polnischen Ballast noch im Ersten Koalitionskriege hätte eintauschen können, auch trotz

des Widerspruches der Generäle das Elsaß und Lothringen dem Erbfeind verblieb, so machte es im entscheidenden Augenblicke auch keine besondere Anstrengung, Kurland zu erhalten, obwohl es Rußland fast ganz Polen, seinen eigenen bisherigen Besitz, ließ und es mit Leichtigkeit die landschaftliche Fortsetzung Ostpreußens als Ersatz fordern konnte. Zum alten Ordensland gehörte auch Samogitien (Samaiten), ebenfalls mit lettisch-litauischer Bevölkerung, das den jetzigen polnisch-russischen Keil bildet, der sich zwischen Ostpreußen und Kurland schiebt. Dieses kurländische Zubehörstück hätte natürlich mit an Preußen fallen müssen, zumal es starke deutsche Bauernansiedlungen enthält, die Preußen während seiner kurzen Herrschaft vorgenommen hatte. So sind Tauroggen und seine Umgebung als ehemalige preußische Domäne ganz deutsch.

Ostpreußen und Kurland befanden sich politisch in gleicher Lage. Infolge der Ohnmacht des Reiches mußten sie unbeschadet von dessen Oberlehenshoheit die Lehensherrschaft Polens anerkennen und wurden sonst unabhängige weltliche Herzogtümer (Kurland 1559). Der Herzog Jakob Ketteler von Kurland war infolge der guten Heiraten seines Hauses Schwager und Vetter des Großen Kurfürsten. Beide gründeten gerade als Herzöge dieser baltischen Ordenslande mit langer Meeresküste und guten Häfen ihre westafrikanischen Kolonien. Kurlands Herzog hatte ursprünglich die Statthalterschaft in Livland mit Estland, die sodann schwedisch und schließlich russisch wurden, aber mit unabhängiger Selbstverwaltung. Ein Unglück war es, daß die Witwe des letzten Kettelerherzogs eine russische Großfürstin war und demnächst russische Kaiserin wurde. Sonst hätte wohl Brandenburg das Land geerbt, wenn auch die beiden ersten preußischen Könige den Unternehmungsgeist ihres Erben, des großen Friedrich, besessen hätten. Denn es lag ein rechtsgültiger Erbvertrag vor, den Rußland zugunsten Birons unbeachtet ließ. Dazu kommt noch, daß der letzte Herzog Peter Biron von Kurland erst 1795 abgedankt hatte, da er wenig Pflichtgefühl besaß, ein Genußmensch war und bloß Töchter hatte, obwohl der Mannesstamm noch nicht ausgestorben ist. Die Franzosentollheit der Herzoginwitwe Dorothea, die ihre älteste Tochter an Talleyrands Neffen fast verkauft hatte, um Napoleons Gunst als Preußin und Russin zu gewinnen, richtet sich von selbst und wird von der eigenen Tochter am schärfsten verurteilt. Diese jüngere Dorothea Talleyrand fühlt sich noch in ihren Lebenserinnerungen als deutsche Frau, die nie in Paris und Frankreich heimisch geworden ist. Als Berlinerin ist ihr jedoch das kurländische Heimatsgefühl abhanden gekommen, und nur der verflossene Glanz einer Scheinsouveränität rührt ihr Herz. Während die Ketteler noch in regierende Häuser heirateten, gelang es ihr und ihren Schwestern, diesen vier reichsten Partien des damaligen Europas, nur noch in dem kleinen Hause Hohenzollern-Hechingen. Nicht einmal der tollgeniale Prinz Louis Ferdinand war dazu zu bewegen, obwohl der Herzog dem dicken König erhebliche Vorschüsse gemacht und sogar sein Leichenbegängnis bezahlt hatte. (Souvenirs de la duchesse de Dino, publiés par sa petite-fille, la comtesse Jean de Castellane. Die allzulange Einleitung des französischen Akademikers Lamy unterdrückt die deutsche Herkunft der Verfasserin völlig.) Eine fürstliche Restauration wäre also auch hier 1813 möglich gewesen und hätte Kur-

land Preußen zugeführt, wobei die Birons schließlich eine Rolle wie die Stolbergs in Preußen gespielt hätten. In Kurland ist ein Drittel des Bodens Krongut, was doch auch Preußen hätte reizen sollen. Der Herzog Peter erhielt eine Million Silberrubel als einmalige Entschädigung, ungefähr die Hälfte des Jahresertrages der Güter bei mittleren Ernten, von dem Werte der schönen Rokokoschlösser gar nicht zu reden, die die beiden Birons erbaut haben.

Wie Samogitien zu Kurland landschaftlich, geschichtlich und volklich gehörte, so auch das sogenannte polnische Livland (jetzt Gouvernement Witebsk) zu Livland. Dieses polnische Livland blieb anfänglich bei Beginn der polnischen Lehensherrschaft mit Altlivland vereint und später nur zeitweilig während der schwedisch-russischen Besetzung vom westlichen Livland getrennt, so daß sein Gepräge durchaus das der übrigen Baltenlande ist. Es erstreckt sich also ein breiter Landgürtel von Ostpreußen nach dem finnischen Meerbusen, östlich vom Peipussee und Dünaburg begrenzt, mit dem Hauptlauf der leicht mindestens bis dahin schiffbar zu machenden Düna, die zeitweilig die kurländische und livländische Grenze bildet. Irrigerweise reden sogar die Balten von den fremdrassischen Ureinwohnern, zumal die finnischen Liven ausgestorben oder völlig in den Letten aufgegangen, die Kuren als finnisch-lettische Mischrasse ebenfalls lettisch geworden sind. Urgeschichtlich steht es jedoch fest, daß die gotischen und vandalischen Stämme bis tief nach Livland hinein vor ihrer Südostwanderung gesessen haben und in ihre Plätze die Letten gleich den Preußen als Stammesgenossen geräuschlos eingerückt sind. Die finnische Grenze im nördlichen Livland dürfte die alte Völkerscheide bezeichnen. Die Liven um Riga sind mutmaßlich erst später an der Küste in ihre nachmaligen Sitze gezogen. Wie auf dem sonstigen deutschen Kolonialboden, selbst Ungarn, hat also eine germanische Vor- oder gar Urbevölkerung bestanden, die beispielsweise in den schlesischen und böhmischen Gebirgen niemals das Land verlassen hat. In den Baltenlanden scheinen leider die Germanen nur ganz vereinzelt zurückgeblieben zu sein. Die berühmte altlivische Fibel, die das Rigaer Museum in prächtigen Stücken aufweist, scheint freilich auf deutschen Einfluß hinzudeuten, der noch nicht über See von Skandinavien kam. Reste mögen zurückgeblieben sein.

Die Letten sind eine besondere Rasse, die zwischen Slawen und Germanen steht, wie eben die Litauer keine Polen sind, obwohl ihr Gebiet ein Drittel des Königreichs ausmacht. Ihre Sprache ist nicht entwickelt trotz der jüngsten Sucht, sie als Kultursprache gleich dem Tschechischen aufzuputzen. Die höhere Bildung wurde den Letten lediglich deutsch vermittelt. Trotz ihres scheinbaren Rassenhasses würden sie sich auch jetzt noch eindeutschen lassen. Die künstliche Verrussung nimmt ihnen jede abschließende Bildung und macht sie zur etwaigen Eindeutschung fähiger. Jetzt lernen sie gar nichts Ordentliches. Der Grund des Aufruhrs war hauptsächlich Habgier und Haß gegen den Besitz, so daß sie auch die wohlhabenden lettischen Pächter und Großbauern, die sogenannten Wirte, nicht verschonten.

Dasselbe ist bei den finnischen Esten der Fall. Beide Völkerschaften verstehen genügend Deutsch, gebrauchen es aber jetzt ungern. Hätten die deutschen Gebieter in Land und Stadt diese dienende Bevölkerung rechtzeitig deutsch er-

zogen, gäbe es heute weder Letten noch Esten in sprachlicher Beziehung. Körperlich steht der Lette dem Deutschen näher als der Slawe und ist stark dem Blute nach verdeutscht.

Die Blüte des Rittertums und des Kaufmannsstandes ist nicht umsonst jahrhundertelang in dieses Küstenland gezogen. Das Eheverbot der Ritter und der nicht dauernd ansässigen Angehörigen der hansischen Kontore führte notwendig zur Vermischung mit lettischen Frauen. Im estnischen Volksgebiet (Nordlivland und Estland) findet man wohl noch den reinen mongolischen Schlag, dagegen häufig einen so germanischen unter gebürtigen Esten, daß die deutschen und dänischen Vorväter gar nicht zu verkennen sind. Die Hauptmenge ist stark gemischt mit einem großen deutschen Einschlag.

In Samogitien und im polnischen Livland mit litauischer Bevölkerung liegt das gleiche Volks- und Sprachverhältnis vor. Nur sind die Litauer polonisiert und dadurch widerstandsfähiger, da sich die katholische Kirche gewohnheitsgemäß besonders deutschfeindlich im Rassenkampf zeigt. Hier sind deutsche Gutsbesitzer schon polonisiert, wie der Bischof v. d. Ropp, ein Polenführer, der deswegen seines Amtes von der russischen Regierung entsetzt wurde. Die Familien v. d. Ropp und Oerschau sind hier besonders zahlreich. Im eigentlichen Polen herrscht leider überhaupt die betrübende Erscheinung, daß sogar die evangelische Kirche, an der Spitze der deutsche Generalsuperintendent Bursche, die Deutschen polonisiert, um die Polen beim protestantischen Bekenntnis zu halten, eine nationale Selbstverstümmelung, der nur Deutsche fähig sind. Dieser „Bursche" hat sogar nachweislich versucht, die preußischen evangelischen Masuren dem Großpolentum zu gewinnen, was das Auswärtige Amt hoffentlich die russische Regierung hat wissen lassen. In den Ostseeprovinzen stehen 250 000 Deutsche 2 500 000 Letten, Esten und Russen gegenüber. Das gleiche Zahlenverhältnis besteht in den andern gedachten abgetrennten Ordenslanden.

Im äußeren Kulturgepräge des Landes ist kein Unterschied zwischen Altpreußen und den baltischen Landen als dem nördlicheren Teil des alten Ordensgebietes zu finden. Die Landwirtschaft wird etwas extensiver betrieben, da die Arbeitskräfte in dem wenig bevölkerten Lande fehlen, wohin der deutsche Bauer auf seinem kolonisatorischen Eroberungszuge nach der alten Ostheimat leider nicht mehr gelangt ist. Die Römerzüge hatten seine Ausdehnungskraft erschöpft und die Erstarkung Polens durch Samogitien einen Landriegel nach Norden vorgeschoben. Auf dem Wasserwege rückte der deutsche Bauer nicht vor. Sonst hätte er auch das schwedische Gotland und die norwegische Küste verdeutscht.

Der Hausbau in Stadt und Land ist ganz deutsch. Mitau macht den Eindruck einer größeren deutschen Residenz der alten Zeit mit seiner Uferstraße an der Aa, die von alten Adelshäusern besetzt ist. Reval ist eine Perle altdeutscher Baukunst, aber auch Riga und Dorpat bieten viele bauliche Überbleibsel der deutschen Herrschaft trotz der zahlreichen Brände der leichten Holzhäuser. Die Wahrzeichen, Kirchen und Gildehäuser, sind echt niederdeutsch, in Reval dank des Hausteins sogar der glänzenderen Architektur Süddeutschlands gleich. Die dortigen estnischen Kirchen sind natürlich deutsche Schöpfungen.

Bei Estland könnte man fürchten, daß die volksbewußten finnischen Bewohner einen Rückhalt an ihren Stammesgenossen auf der andern Seite des Finnischen Meerbusens und im benachbarten Ingermanland, wo die Reichshauptstadt liegt, suchen und finden. Dies ist nicht der Fall, obwohl man in Reval schon mehrere Häuser im sogenannten finnischen Geschmack gebaut hat, Münchener Jugendstil, der nordischen Natur angepaßt und mit Verwendung des örtlichen Gesteins, dem herrlichen Granit, der bloß die Bearbeitung kostet. Aber auch diese Baurichtung ist nur bedingt finnisch, vielmehr eine Nachahmung der Stockholmer Bauweise, die freilich in Helsingfors schöner als am Mälarsee ausgeführt ist.

Finnland zeigt schwedische Gesittung. Die gegenwärtige Abneigung gegen den schwedischen Lehrmeister und früheren Gebieter ist modern. Deutsch ist dort noch Verkehrssprache bis zum Ende des Saimasees und an der ganzen Küste bis Lappland, also überall, wo man von Kultur noch sprechen kann. Die Fennomanen sind politisch Gegner der Schweden, aber keine Widersacher der Deutschen. Finnland hat selbst Mühe, den Schein der Unabhängigkeit zu retten und seine selbständige Verwaltung zu bewahren, was ihm nur durch den Anschluß an die erneuten gleichen Versuche der Balten gelingen wird. Andererseits darf der bisherige Erfolg Finnlands die volklich schwächeren Balten ermutigen.

Die Esten können noch weniger als die Letten Förderung ihres Volkstums von den Russen erwarten, das in ihrem Stammlande das Finnentum geflissentlich zu vernichten strebt. Freilich zeigt die Sauberkeit und der ganze Anstrich der Verwaltung Finnlands schon den Abstand mit den baltischen Landen, wo die unmittelbare russische Herrschaft bereits kulturell verheerend gewirkt hat. Eine Russin vornehmer Herkunft erklärte mir in Helsingfors, daß mir wohl Finnland den Eindruck des Auslandes gegenüber Rußland mache, was sehr bezeichnend für die richtige Empfindung der Dame war, die damit ein vernichtendes Urteil über ihre Heimat fällte.

Aber schon in den Ostseeprovinzen macht sich die russische Unordnung unliebsam bemerkbar. Der Aufstand von 1905 hat den vertrauensseligen Deutschen die Falschheit ihrer lettisch-estnischen Hintersassen erwiesen, denen sie bisher selbstlos nur Wohltaten bereitet hatten. Die Ritterschaft hatte die Bauern längst befreit, ehe der Zar dies tat. Alle Wohlfahrtseinrichtungen standen den damaligen Untertanen als gegenwärtigen Mitbürgern offen, obschon sie nichts dafür getan hatten. Man hielt sie aber für treue Leute, deren Volkstum man sogar auch noch geschont hatte. Die amtliche russische Aufhetzung tat sodann das Ihrige. Aber die Angst vor der russischen Knute schützte auch die freiwillig wehrlosen deutschen Herren auf dem Lande und führenden Bürger in der Stadt. Sobald der Koloß auf tönernen Füßen im fernen Osten zusammenbrach und die inneren Wirren begannen, folgte mit Naturnotwendigkeit die Lösung der staatlichen Ordnung in den baltischen Landen, wo früher der Landadel und die Bürgerschaft stets während ihrer Selbstverwaltung die Ruhe aufrechterhalten hatten. Die russische Regierung hatte vorher mit Bewußtsein einen sozialistischen Rektor auf einem Lehrerseminar geduldet, von wo das aufrührerische Gift eben durch lettische und estnische Lehrer dank des sozialistischen Rektors über das ganze Land verbreitet wurde. Man warnte

deutscherseits die russische Regierung, da die Grenze von Truppen entblößt war, also auch in den Ostseeprovinzen weniger Truppen als sonst lagen. Die gewohnte staatstreue Haltung der Deutschen hätte auch die Ordnung verbürgt, falls man den lettischen und estnischen Hetzereien amtlich mit Nachdruck entgegengetreten wäre. Die Offiziere behaupteten, ihrer Soldaten nicht sicher zu sein, was manchmal der Fall gewesen sein mag, auch bequem die Feigheit der militärischen Führer entschuldigen sollte. Nachdem mindestens 300 Edelhöfe und Schlösser wie Pfarrhöfe in Flammen aufgegangen und aller, zum Teil unersetzlicher Inhalt mit bestialischer Wut vernichtet worden war, genügten zwei Dragonerregimenter, um sofort Ruhe zu schaffen. Nunmehr wurde kein Federlesen mit den gemeinen Mordbrennern gemacht. Man ließ sie mit Recht größtenteils über die Klinge springen, die mit solcher Verschlagenheit und Hinterlist ihre Wohltäter ins größte Elend aus blutdürstiger Raublust und niederem Besitzneid gebracht hatten. Die russische Regierung ist von dem mit vollem Fug erhobenen Vorwurf nicht freizusprechen, daß sie absichtlich zuerst die Deutschen hat abschlachten und sodann ihren Besitz verwüsten lassen, ehe sie mit Leichtigkeit eingriff. Mit den Reichsdeutschen wurde kein Unterschied gemacht. Der kaiserliche Generalkonsul in Riga mußte zweimal einen biederen Handwerker von den Aufrührern für je 100 Rubel loskaufen, da man es in Berlin nicht für erforderlich erachtet hatte, wie Schweden Kriegsschiffe zum Schutz der Reichsangehörigen zu entsenden, obwohl die konsularische Vertretung mit Recht maritime Hilfe erbeten hatte. Es ist des Reiches im höchsten Maße unwürdig, daß es sich in einem Kulturstaat auf den Loskauf von widerrechtlich Gefangenen durch Mörderbanden einläßt. War Rußland nicht zum Schutze der Reichsangehörigen imstande, so mußte das Reich selbsttätig zu Wasser und zu Lande eingreifen, wie 1863, wo uns der zum Selbstschutz ohnmächtige Staat nur dankbar sein mußte. Es handelte sich um vielleicht 20 000 Reichsangehörige, da auch viele auf dem Lande als Jäger (Förster) und Diener leben. In Reval richtete ein meuterndes Kriegsschiff die Geschütze auf die Stadt und hauptsächlich auf das deutsche Konsulat. Nur im letzten Augenblick gelang es, das Unglück zu verhindern, obwohl auch hier der deutsche Konsul dringend maritimen Schutz verlangt hatte. Bekanntlich bombardierten in Sewastopol und Odessa wildgewordene Kriegsschiffsbesatzungen diese Städte. Riga sollte nach mehrfachen mißglückten Versuchen tatsächlich eines Tages geplündert und die Deutschen ermordet werden. Alle Einwohner, nicht nur deutschen Stammes, waren auf das Schrecklichste gefaßt. Der Generalgouverneur hatte schon erklärt, die Stadt nicht halten zu können, da er wirklich zu wenig Soldaten hatte. Der am Hafen liegende Torpedokreuzer, der ihn beim Sturm auf das Schloß in Sicherheit bringen sollte, lag unter Dampf. Da kam die Meldung von der Ausschiffung der Truppen eine Stunde von der Stadt, da man mit Recht eine Zerstörung der Bahn fürchtete, so daß man die Regimenter vorher auf der Strecke aussteigen ließ. Hierdurch waren mehrere Tausend Reichsangehörige bedroht gewesen, die man also ohne Schutz gelassen hatte. Ein deutscher Panzerkreuzer hätte diese feigen lettischen Mordbuben in ihrer Gemeinschaft mit den überall hetzenden Juden mit Leichtigkeit in Schach gehalten. Rußland hätte ja gar nicht für diese kostbaren Menschenleben Schadenersatz leisten können.

Was machten die Engländer in Alexandrien und die Franzosen in Casablanca, obwohl die angeblichen Empörer ihren angestammten Boden verteidigten? Riga ist eine deutsche Schöpfung und auch heute noch nicht eine Stadt der lettischen Republik. Die Aufhebung des Belagerungszustandes kann nach der Meinung der dortigen Deutschen leicht zu einer Wiederholung der Greuel führen, denen so leicht durch einige Tatkraft vorzubeugen gewesen wäre. Einige Beispiele kennzeichnen am deutlichsten die damalige Sachlage. Ein burgartiges Schloß in uneinnehmbarer Lage für die bewaffneten lettischen Volkshaufen, hoch über der Düna, ist von hundert Dragonern unter einem deutsch-russischen Offizier besetzt. Plötzlich erklärt dieser tapfere Rittmeister, daß er das Schloß nicht mehr halten könne. Weder machten jedoch seine Dragoner Miene, mit den Aufständischen gemeinsame Sache zu machen, was überhaupt niemals in den Ostseeprovinzen vorgekommen ist, noch fehlte es an Munition oder Nahrung. Natürlich mußte die Schloßfrau mit ihren Töchtern und einem unerwachsenen Sohne den Dragonern folgen, worauf das neuerbaute Schloß sofort geplündert und verbrannt wurde. Kein Stück wurde gerettet.

Im nächsten Schloß, auch in strategisch günstiger Lage, erklärte der Rittmeister, die Damen verlassen zu müssen, da er sich verfolgt glaubte und die Wagen ihn aufhielten. Die Damen wurden gefangengenommen, dreimal an den Baum gestellt, um erschossen zu werden, schließlich gegen zwei Gutsbesitzer als Geiseln ausgewechselt, die tatsächlich niedergeknallt wurden. Was nützt es, daß der Generalgouverneur diesen feigen Offizier als solchen bezeichnet, er wurde bald Major, was auf die wahre Gesinnung der russischen Regierung schließen läßt.

In einer kurländischen Kreisstadt hält ein russischer Oberst der gleichen Geistesverfassung die Macht und wagt sich mit seinem Regiment nicht hinaus, obwohl ringsum alle Edelhöfe in Feuer stehen und ihre Herren gemordet werden. Endlich wird dem Kreismarschall gemeldet, daß sein sehr schönes, großes Schloß bedroht ist. Mit einer kleinen Abteilung ist es zu retten. Der tapfere Oberst schlägt es ab und macht einen törichten Scheinausfall, um sagen zu können, daß er nicht helfen kann. Kaum ist das Schloß niedergebrannt, so stehen dem Kreismarschall die Soldaten zur Verfügung. Die Feigheit verband sich wohl mit böser Absicht.

Wenn bei dieser Hilflosigkeit der Regierung, die mit geringen Streitmitteln den Aufruhr in den baltischen Provinzen überhaupt hätte verhindern können, die Deutschen an Selbstschutz denken, statt bloß nach der ungenügenden Regierungsunterstützung zu rufen, so ist dies nur ein Zeichen von selbstbewußter Kraft, die in Rußland sonst nirgends zu finden ist. Die Regierung hat erst helfend eingegriffen, als die Letten die Kaiserbilder zerrissen und verhöhnten. Sie hat also bewußt ihre treuesten Untertanen im Stiche gelassen, die noch jetzt im Heere und der Verwaltung das Rückgrat der Regierung bilden. Auch dürfen die drei Millionen Deutsche in Rußland schon um ihrer Zahl und geistigen wie wirtschaftlichen Stärke willen einen besonderen Schutz verlangen.

Es war daher auch im russischen Reichsinteresse ein glücklicher Gedanke, daß die baltischen Gutsbesitzer ihre ländlichen Volksgenossen aus dem übrigen Rußland als Knechte und Bauern auf ihren Besitz ziehen wollen, um auch zahlenmäßig



den feigen Überfällen ihrer bisherigen lettischen und estnischen Hintersassen gewachsen zu sein. Die russische Regierung sollte zur Sicherung der Ruhe im Lande diese löbliche Absicht der deutschen Besitzer unterstützen, die bisher aus eigenen Mitteln die teure Reise und die Kosten der Unterbringung bestritten haben, zumal es sich um Elemente handelt, die sonst nach Amerika auswandern würden. Ein fester deutscher Stamm wehrhafter Hintersassen hält die übrigen Landesgenossen der Ostseeprovinzen schon im Zaum, so daß solchen beschämenden Zuständen der Staatsohnmacht künftig vorgebeugt würde. Aber auch hier soll sich schon der Widerwille der Regierung, den bedrohten und ausgeplünderten Deutschen zu helfen, unverhohlen kundgeben. Die russische Beamtenschaft liebäugelt mit den lettischen Mordbrennern, die monatelang die Zarenregierung kaltgestellt haben, was sie jetzt anscheinend ganz vergessen hat.



Frühlingsnacht

Von

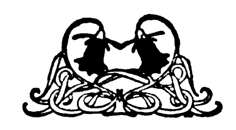
Joseph Faßbinder

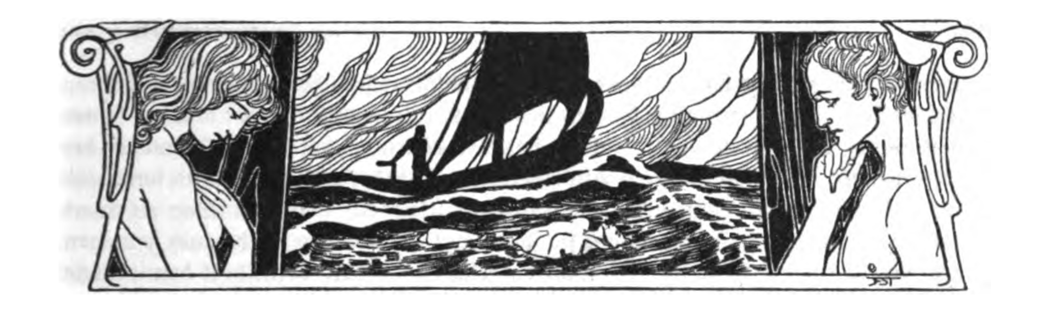
Auf Falterschwingen kommt die Nacht geflogen,
Ihr Atem bebt im schlummernden Gefild,
Und ihre leisen Hände hält sie mild
Auf all die Torheit, die der Tag gelogen.

Ihr blauer Mantel schleppt an Wolkensäumen,
Durchstickt mit Sternen und verbrämt mit Licht,
Sie birgt in herber Reine ihr Gesicht
In ihres Schleiers weiten Faltenräumen.

Es rieselt wie von zitternden Opalen
Auf Tal und Hügel eine Helligkeit,
Und wie ein Blumenstrauß der Märchenzeit,
So wiegt der Apfelbaum die Blütenschalen.

Und fernher aus den Gärten wird getragen
Ein Geigenjubel von der stillen Pracht
Und von der Klarheit dieser Frühlingsnacht —
Und eine Nachtigall beginnt zu schlagen — —





Der Streit um die Rote Rose

Eine hansische Historie

von

Ewald Gerhard Seeliger

Sie war nicht am Strauche gewachsen, wie alle ihre Schwestern, sondern Jürgen Onderwater hatte sie auf seiner Werft gezimmert. Im Frühjahr 1575 lag sie, ein schmuckes, zweimastiges Schiff von achtzig lübschen Lasten mit rotem Rumpf und schwarzen Riggen am Kehrwieder in Hamburg und wartete auf die Ladung.

Um diese Zeit packte Evert Ludke, ein braunschweigischer Reichkrämer, vor seinem Hause auf der Reichenstraße zweiundzwanzig Kisten mit langen Feuerrohren auf die Wagen, die nach Hamburg wollten, und nahm Abschied von Weib und Kind. Obwohl er schon über zwanzig Jahre im harten Werken und Handeln stand, hatte er sich doch nicht ein einziges Mal das Glück erzwingen können. Stets stellten sich bei seinen Unternehmungen schwere unvorhergesehene Verluste ein, so daß sich sein väterliches Erbteil, das nicht gering gewesen war, unaufhaltsam vermindert hatte. Schuldner starben und verdarben, Buschklepper, adelige und bürgerliche, raubten nach Gefallen, und das Ende davon waren endlose Prozesse, bei denen sich nur die Richter und Advokaten einen Gewinn herauszurechnen verstanden. Das alles aber hatte Evert Ludke den Nacken nicht beugen können. Im festen Vertrauen hatte er auf der Bahn seiner Vorfahren weiter gestrebt und nicht einen Augenblick gezögert, den ganzen Rest seines Vermögens einzusetzen, als sich ihm die sichere Aussicht bot, in La Rochelle einen großen Gewinn zu erzielen. Diese protestantische Stadt nämlich, die schon einem katholischen Könige von Frankreich, dem Bluthunde der Bartholomäusnacht, siegreich widerstanden hatte, daß er vor Scham und Ärger in die Grube fahren mußte, rüstete nun aufs neue, um auch seinem Nachfolger, der nicht viel besser war, die Zähne zu zeigen. Evert Ludke machte sich selbst auf, um die Waffenladung sicher übers Meer zu bringen. Denn wenn sie ihm unterwegs verloren ging, war er ein bettelarmer Mensch. Aufrecht hielt er sich, ein hoher Mann mit verschlossenem Blick und straffem, schwarzem Haar. Die Leibesfülle seiner Zunftgenossen war ihm fremd. Hager, schlank und zäh war er, nur den Kopf trug er etwas nach vorn geneigt. Denn auch über die

Schwelle seines Wohnhauses hatte sich das Unglück geschlichen. Vor zwei Jahren hatte er sein Weib verloren, das er liebte. Nur um Hildegards willen, seines Töchterleins, die nun elf Jahre zählte, hatte er Marie, der jüngsten Schwester der Verstorbenen, die Hand vor dem Altar gereicht. Wohl war sie schön und sanft und jung und reich an Tugend und hausfraulicher Klugheit, doch den Weg zu Evert Ludkes Herzen fand sie nicht, so sehr sie ihn suchte. Und wenn es ihr auch gelungen wäre, ihn zu finden, sie wäre doch nicht eingelassen worden, denn dort drin brütete der bittre, stumme Grimm gegen das Schicksal, das alle seine Taten im Keime verdarb. Hildegard dagegen hatte sich schnell zu Marie gefunden und hing mit Innigkeit an ihr. Wie zwei Schwestern hielten sie sich im gewölbten Torweg umschlungen und nahmen Abschied von Evert Ludke, der in einem halben Jahre wiederzukommen versprach.

„Du hättest nicht alles auf einen Wurf setzen sollen!" sprach Marie — doch aus ihrem Vorwurf klang der Ton der sorgenden Liebe —, und schlug die klaren, blauen Augen zu ihm auf.

„Sei still!" erwiderte er unfreundlich, fast rauh. „Diesmal muß es gelingen!"

Dann beugte er sich zu Hildegard nieder und gab ihr einen Kuß auf die Stirn. Marie aber reichte er nur die Hand. Festen, schweren Schrittes betrat er die Straße, um die Wagen einzuholen, die schon zum Petritor hinauslenkten. Als er um die Ecke verschwand, stieß Marie einen tiefen Seufzer aus.

„Was ist dir?" fragte Hildegard erstaunt. „Vater ist doch schon oft übers Meer gefahren und immer glücklich heimgekommen?"

„Das ist es nicht!" erwiderte Marie und kämpfte gegen die steigenden Tränen an, zog Hildegard ins Dunkel des Torweges und küßte sie auf die Lippen. „Frage mich nicht danach. Laß uns lieber beten!"

* * *

Evert Ludke saß auf dem letzten Wagen und rechnete. Starr stand sein Blick in die Heide hinein, die noch nicht vom Winterschlaf erwacht war. Knarrend durch das braune Gestrüpp drückten sich die schweren, breiten Räder. Am Abend des dritten Tages war Lüneburg erreicht. Hier wurden die Kisten in Kähne geladen und auf der Ilmenau und Elbe bis Hamburg geflößt. Evert Ludke fragte sofort nach einem Schiffe, das nach La Rochelle ging. Aber er fand keins. Man warnte ihn vor dieser Reise, aber zäh hielt er an seinem Entschluß fest. Da kam ein Gerücht an, daß die Stadt, hart von dem König bedrängt, zum letzten Mittel gegriffen hätte, daß die Larocheller Kaperei trieben, um ihr Leben zu fristen, und weder Feind noch Freund schonten. Als Evert Ludke das vernahm, zitterten ihm die Fäuste vor Zorn, und er saß einen ganzen Tag in der Herberge, ohne ein Wort zu sprechen und ohne einen Bissen zu essen. Am nächsten Morgen aber hörte er von einigen Hamburgern, die auch auf das Geschäft in La Rochelle gerechnet hatten, daß sie nach Lissabon gehen wollten, wo der junge König Sebastian zu einem gewaltigen Kriegszuge gegen die Mauren rüstete.

Und so kam Evert Ludke mit seinen zweiundzwanzig Kisten an Bord der Roten Rose, die bald darauf ihren Anker lichtete und mit voller Ladung in See stach. Roggen, Weizen, lübsches Bier, Wachs, Pech, Teer, Flachs und Zwilch

schleppte sie gemächlich die Elbe hinunter und in die Nordsee hinein. Evert Ludke war unter den drei Kaufleuten, die mitfuhren, der vornehmste, denn er hatte die schwerste und die kostbarste Fracht. Hermann von Deutten, ein kurzer, dicker Kerl aus Stade, führte das Schiff und wußte sicher den rechten Kurs zu finden. Die ganze Besatzung war 23 Köpfe stark. Alle freuten sich über das gute Wetter und über den günstigen Wind. Tonnenfleisch, Speck, Stockfisch, Brot und Bier war für zwanzig Wochen vorhanden. Damit ließ es sich schon leben. Im Achtertop flatterte die Hamburger Flagge mit den drei silbernen Türmen. Der Kapitän war ein lustiger Vogel und scherzte gern bei einem guten Trunk mit seinen Gästen, auch mit Evert Ludke. Doch dessen ernste Miene hellte sich nicht auf. Er fühlte um sein Herz einen eisernen Ring, der sich nicht weiten wollte. Niemals legte er den Degen ab.

Die andern Kaufleute hatten nur ein mitleidiges Lächeln für solches Gebahren. War doch die Rote Rose nach allen Seiten hin mit scharfen, kräftigen Dornen bewehrt. Zwei große Stücke von gegossenem Eisen hielten auf dem Vorderdeck ihre runden Mäuler drohend über die Verschanzung, vier kleinere Quartierstücke winkten vom Achterdeck Tod und Verderben. Auch hatte man sechs neue Barsen mitgenommen, die man hierhin und dorthin schieben konnte. Und Hakenbüchsen und Spieße waren mehr an Bord als Hände, sie zu regieren. So kamen sie glücklich durch den englischen Kanal und nahmen südlicheren Kurs in die Biskayische See.

Nun verging Hermann von Deutten doch das Scherzen auf etliche Tage, denn die Stadt La Rochelle, wo sich jeder für billiges Geld einen Kaperbrief kaufen konnte, kam immer näher. Sorgfältig ließ der Kapitän den Horizont absuchen, und zeigte sich irgendwo nur die Spitze eines Mastes, gleich warf er das Ruder herum und machte sich in entgegengesetzter Richtung davon. Der hansische Mut war nicht mehr so groß wie in früheren Zeiten. Und die Rote Rose blieb ungepflückt. Der Abstand von La Rochelle vergrößerte sich unablässig, und als das Kap Finisterre in Sicht kam, wischte sich Hermann von Deutten den Schweiß von der Stirn und ließ ein frisches Faß anstecken. Denn die Sonne brannte gar heiß.

„Nun haben wir's überstanden!“ rief er vergnügt, lud die vier Kaufleute an die Back und bewirtete sie nach Kräften.

Sogar Evert Ludke begann zu lächeln. Der Druck um sein Herz begann sich allmählich zu lösen. Ganz aber wollte er nicht verschwinden. Und seine Ahnung trog nicht. Am Morgen des vierzigsten Tages, als sie die Berlenga-Inseln querab hatten, kam hinter ihnen ein kleines, schnellsegelndes Schiff von etwa 50 Lasten auf, dem sie nicht zu entfliehen vermochten. Näher schob es sich heran, und sie konnten bald sehen, daß es überaus gut bemannt war. Das Deck starrte von bewaffneten Leuten. Eine Flagge aber führte es nicht.

„Der will uns was!“ rief Hermann von Deutten, nahm den Degen in die Faust und steckte sich zwei Pistolen in den Gürtel. „Klar zum Gefecht! Beidrehn! Gebt den Kerls eine volle Breitseite!“

Sechs Rohre krachten, zwei Kugeln trafen, doch der kleine, schwarze, behende Feind ließ sich dadurch nicht aufhalten. Er flog herbei, ohne einen Schuß zu tun.

„Was sind's für Leute?" fragte Evert Ludke mit wutbebender Stimme, und der bloße Degen hüpfte ihm in der Hand.

„Franzosen!" fluchte einer der Kaufleute und zitterte vor Furcht.

„Engländer!" schrie der Kapitän, ohne einen andern Anhalt für diesen Verdacht zu haben als sein Gefühl. „Diese Hunde fischen im Trüben!"

In diesem Augenblick wurde drüben der erste Schuß losgebrannt, und die Kugel war gut gezielt. Sie prallte am Achtermast ab und streifte Hermann von Deutten hinterm linken Ohr, daß er auf der Stelle ohnmächtig zusammenbrach. Wenige Minuten später bissen sich die Entergraggen in die Rote Rose ein.

„Drauf und dran!" schrie Evert Ludke und warf sich an der Spitze der Mannschaft den Feinden entgegen, die lautlos wie die Katzen herüberkletterten. Ihre Gesichter waren geschwärzt. Sie suchten die Hansen mit ihrer Überzahl zu erdrücken und schienen mehr auf Raub als auf Mord erpicht. Evert Ludke hieb wie rasend um sich, bis sein Degen brach. Dann fühlte er einen Schnitt über die Stirn, Blut strömte ihm in die Augen, und er verlor die Besinnung.

Eine Viertelstunde später erwachte er im Boot, worin die Räuber die Besiegten auf offnem Meere zurückgelassen hatten. Die Stirnwunde war verbunden. Keiner der dreiundzwanzig Hansen fehlte, aber auch kein einziger war unverletzt. Hermann von Deutten lag auf dem Boden und rührte kein Glied. Und als er nach einiger Zeit unter den kundigen Händen des alten Zimmermanns erwachte, führte er wirre, undeutliche Reden. Der heftige Kugelprall hatte ihm das Gehirn durcheinandergeworfen.

Evert Ludke krampfte die Fäuste um den Degenstumpf und starrte mit weitaufgerissenen Augen den beiden davoneilenden Schiffen nach. Da bemerkte er am Heck des kleineren Räuberschiffes ein Fenster von so eigentümlich geschweiften Formen, daß sie sich ihm unverlierbar ins Gedächtnis prägten. Und er schloß die Augen und stöhnte auf wie ein waidwund getroffenes Tier.

* * *

Das Boot fand am dritten Morgen die portugiesische Küste. In Lissabon erregte die Kunde von dem frechen Seeraub dicht vor der Mündung des Tejo große Entrüstung. Wie aber auch Evert Ludke forschte, er konnte keinerlei Anhalt finden, wer die Räuber waren. Da kam ihm plötzlich der Gedanke, nach La Rochelle zu reisen, um dort Nachfrage zu halten. Doch er verwarf den Plan, da seine wenigen Habseligkeiten, die er auf dem Leibe trug und die ihm die Räuber gelassen hatten, kaum zur Heimreise langten. Hermann von Deutten kehrte mit einem Hamburger Schiff in die Heimat zurück. Evert Ludke aber fuhr mit den drei andern Kaufleuten über Land und kam am Jakobiabend wieder in Braunschweig an.

Marie erkannte seinen Tritt schon auf der Stiege und griff sich aufs Herz. Stumm trat er herein, die Augen gesenkt und den Rücken gekrümmt wie unter einer Riesenlast. Hildegard, die ihm entgegengesprungen kam, um ihn zu begrüßen, wich scheu vor seinem Blicke zurück. Marie blieb allein mit ihm. Er aß und trank, was sie ihm vorsetzte, und schwieg. Und noch einmal rang sie jetzt um seine Seele. Mit rührenden, flehenden Worten bat sie ihn, ihr sein Herz zu öffnen und seinen Kummer mitzuteilen, auf daß sie ihn tragen hülfe. Doch er blieb stumm

und fraß seinen Groll in sich hinein. Da fing sie an zu weinen, still und kraftlos vor sich hin zu schluchzen, bis er aufstand, um seine Freunde zu suchen. Doch er hatte keine mehr. Bodo Glümer, der Bürgermeister, beklagte ihn tief, als er das Unglück hörte, aber helfen mochte er ihm nicht. Das Ludkesche Haus war so belastet, daß es nichts mehr zu tragen vermochte, und andere Sicherheiten waren nicht vorhanden. Drei Tage mühte sich Evert Ludke, da sah er ein, daß er ein verlorner Mann war. Und er kam heim, zerschlagen und gebrochen an Geist und Gliedern.

Marie hatte es von andern Leuten erfahren müssen, wie Evert Ludke ein bettelarmer Mann geworden war. Und noch einmal haschte sie nach seiner Hand, die welk und entkräftet auf dem Tische lag, noch einmal klopfte sie mit bittender Stimme an die Pforte seines Herzens. Und er öffnete ihr nicht. Aber er hob den Kopf und sah sie an. Dann nickte er trüb und billigte ihren Ratschlag. Denn er wußte keinen andern Ausweg. So zogen die drei Menschen aus der Stadt hinaus nach dem Dörfchen Ölper, wo Marie ein kleines Gütchen aus dem Erbteil ihrer Mutter besaß. Die alten Pächtersleute, die es bisher bewirtschaftet hatten, suchten sich in der Stadt ein Unterkommen, und Evert Ludkes Gläubiger fanden sich mit dem alten, stolzen Kaufhause in der Reichenstraße ab.

Und Evert Ludke lebte in Ölper ein ganzes Jahr lang wie ein schlechter Bauer, bestellte seinen Acker, so gut er es verstand, sprach mit keinem Menschen ein übriges Wort, auch nicht mit seinem Töchterlein, und horchte nur in sich hinein, wo sein wilder Grimm schon lauernd um die schlafende Verzweiflung schlich. In diesem einen Jahre wurde sein Haar weiß wie der Schnee, und seine Augen zogen sich tiefer in ihre Höhlen zurück. Und je weiter die Zeit vorrückte, um so deutlicher trat ihm vor die Seele Hermann von Deuttens Bild, der in Stade vor seinem Häuschen saß und wie ein glückliches Kind mit bunten Steinchen spielte. Evert Ludkes Hirn jedoch hielt stand, denn er hatte nur auf eins zu denken: Gerechtigkeit! Aber er wußte nicht, wer es war, den er des Raubes mit Recht bezichtigen konnte. Und er wälzte diesen Gedanken wie einen Felsblock Tag und Nacht, betastete ihn von allen Seiten, durchmaß alle Möglichkeiten und sah nicht, daß Marie und Hildegard bitteres Herzeleid um ihn trugen.

* * *

Als das Jahr zu Ende ging, mußte der französische König mit den Rebellen von La Rochelle Frieden schließen. Sie vertauschten Schwert und Harnisch mit Gänsekiel und Hauptbuch, und die Kaperbriefe wurden eingezogen. Nun, da der Kriegslärm verstummt und das Meer befriedet war, trauten sich auch die Hansen wieder nach La Rochelle. Und Otto Schmidt, einer der ersten, die dort zu Anker gingen, brachte nach Hamburg die Nachricht, daß die Rote Rose in La Rochelle eingebracht worden sei und in einem Winkel des Hafens versteckt liege. Diese Kunde kam auch nach Braunschweig, und der Bürgermeister Bodo Glümer sandte sie ohne Verzug mit einem Boten nach Ölper hinaus zu Evert Ludke. Dem stand das Herz vor Freude still, als er den Brief las. Dann aber atmete er hoch auf und fing an zu toben und zu schreien, als hätte er den Verstand verloren. Es war aber nur die Wut und der Grimm, die ihm im Herzen gesessen und nun ans Tageslicht

schäumten. Jetzt wollte er ihn finden, den Räuber, ihn packen und vor die Richter schleppen! Plötzlich aber wurde er stumm, stand steif aufrecht wie ein Baum und zerriß das Schreiben langsam in zwei Stücke. Was konnte er für sein Recht tun, er, der ärmer war als der ärmste Bauer! Aber Bodo Glümer, dessen Gewissen sich rührte, daß er Evert Ludke vor einem Jahre die Hilfe versagt hatte, sandte ihm einen zweiten Brief, worin er ihn aufforderte, nach La Rochelle zu reisen und dort eine scharfe Klage zu tun, und gute Freunde in Aussicht stellte, die ihm daraufhin einiges Geld vorschießen wollten.

Jetzt ließ sich Evert Ludke nicht zurückhalten. Wie ihn Marie und Hildegard auch beschworen, er machte sich reisefertig und fuhr sie gar hart an, als sie sich vor ihm auf die Knie warfen und die Hände rangen. Bodo Glümer gab ihm Geld aus seinem eigenen Kasten, und dann reiste Evert Ludke wieder durch die Heide, die nun in voller Blüte stand, nach Hamburg. Mit dem Schiffer Paul Reppe und Hans Bülke, dem alten Schiemann der Roten Rose, die dem Reeder das Schiff zurückholen sollten, bestiegen sie Otto Schmidts Kraffel und stachen nach La Rochelle in See. Im englischen Kanal schüttelte sie ein Südsturm tüchtig durch, aber sie erreichten glücklich die Küste von Poitou und am Mittag des zwanzigsten Tages La Rochelle. Evert Ludke, der seine Ungeduld nicht länger zähmen konnte, sprang an Land, noch ehe das Schiff festgemacht war, und riß die andern mit. Otto Schmidt ging voran und wies den Weg. Nach einer Weile blieb er stehen, hob die Hand und zeigte auf ein schwarzes, zweimastiges Schiff, das wie alle, die danebenlagen, mit dem steilen Heck an die Reede stieß.

„Das ist die Rote Rose!“ bezeugte Hans Bülk, der Schiemann.

„Schwarz angestrichen ist sie!“ meinte Otto Schmidt.

„Wer mag sie jetzt in Händen haben?“ fragte Paul Reppe und schaute sich um. Von alledem hörte Evert Ludke kein Wort. Er starrte nur das Heckfenster des Schiffes an, das der Roten Rose dicht an der Backbordseite lag. Dieses Fenster war genau so geformt wie das des Räuberschiffes. Und er fragte plötzlich Hans Bülke darum. Der nickte stumm und ging näher.

„Das ist das Räuberschiff!“ sagte er dann. „Das Fenster sieht aus wie zwei zusammengespleißte Kauschen.“

„Oder wie zwei Galgenschlingen!“ setzte Otto Schmidt hinzu.

In diesem Augenblick öffnete sich der eine Fensterflügel, und ein Mann steckte seinen Kopf hindurch. Er war vornehm gekleidet, hatte einen Federhut auf und einen kräftigen, rotblonden Spitzbart am Kinn.

„Ist das einer von den Räubern?“ fragte Paul Reppe leise.

Doch Hans Bülke schüttelte den Kopf.

Auch das merkte Evert Ludke nicht. Seine Augen drängten sich förmlich aus den Höhlen, so starr und wild wurde sein Blick, mit dem er den Mann zu fassen suchte. Am liebsten wäre er ihm an die Kehle gefahren.

Der aber betrachtete höchst verwundert die Fremden und fragte, was sie begehrten, erst auf Französisch, dann auf Holländisch.

Paul Reppe trat näher und begehrte zu wissen, in wessen Besitz das nebenliegende Schiff sei.

„Es ist in meinen Händen!“ antwortete der Mann. „Wollt ihr es haben, so erlegt mir den Bergelohn.“

Und er nannte eine Summe, die nicht sehr hoch war und die Paul Reppes Vollmacht nicht überstieg.

„Nun gut!“ sprach er. „So wollen wir das Schiff besehen und dann den Handel wagen!“

Der Mann zog seinen Kopf aus dem verschlungenen Fensterrahmen und kam bald darauf über die Laufplanke. Er war von mittleren Jahren und mittlerer Größe. Sein Haupthaar, das dunkler war als der Bart, fiel in langen Locken auf den gestickten Halskragen seines dunkelblauen Wamses. Gewandt und sicher, fast zierlich waren seine Bewegungen. Nach Art der Südländer lächelte er freundlich und zuvorkommend und begleitete seine Worte mit ausdrucksvollen Gesten.

„Räuber!“ knirschte Evert Ludke, preßte die Zähne zusammen und ballte die Fäuste; aber Otto Schmidt hatte ein scharfes Auge auf ihn und hielt ihn am Arme fest.

So betraten die Fünf, der Fremde voran, das Deck der Roten Rose. Sie war stark verwahrlost, aber noch immer seetüchtig. Die Ladung, also auch der Waffenvorrat Evert Ludkes, war spurlos verschwunden, dafür lagen auf dem Schiffsboden ein paar Haufen Salz.

„Räuber!“ brüllte Evert Ludke, der sich nicht mehr halten konnte, und stürzte, ehe es die andern verhindern konnten, auf den Fremden, um ihn zu erwürgen. Doch der deckte sich mit dem Degen. Und Evert Ludke mußte von ihm ablassen, wollte er nicht mit den Händen in den blanken Stahl greifen. Otto Schmidt brachte ihn mit vieler Mühe an Land.

„Wie seid Ihr zu dem Schiffe gekommen?“ fragte jetzt Paul Reppe, und Hans Bülke setzte erläuternd hinzu: „Das ist die Rote Rose aus Hamburg!“

Doch der Franzose hob nur die Schultern, als wenn er sich darum nie gekümmert hätte, und brachte Papier und Schreibzeug, um den Handel abzuschließen. Auch das Salz stellte er mit in die Rechnung. Trotzdem überstieg die Summe nicht den ortsüblichen Bergelohn. Sie tauschten ihre Unterschriften aus, und die Rote Rose kehrte wieder in den Besitz ihres Hamburger Eigentümers zurück. In einer Hafentaverne trafen Paul Reppe und Hans Bülke wieder mit Otto Schmidt und Evert Ludke zusammen. Er ließ sich das Papier zeigen und las die Buchstaben: Steffen Parys. Nun wußte er, von wem er sich das Recht holen mußte. Und während die andern die Rote Rose segelfertig machten, lief Evert Ludke durch die Straßen und forschte nach Steffen Parys, bis er wußte, wo er wohnte, was er trieb und wer er war.

Er war ein reicher Kaufherr und kluger Reeder, der es verstand, durch einen einzigen Federzug einen Kasten mit Talerstücken zu füllen. Da er aber stets den Schein des Unrechts mied, stand er bei allen ehrlichen Leuten in hohem Ansehen. Sein stattliches Haus, das geräumige Speicherböden hatte, lag dicht an der Wasserkante. Er stammte aus Flandern und lebte im Witwerstande seit sechs Jahren. Seine verstorbene Frau hatte er sich aus Holland geholt, denn von den Französinnen hielt er nicht viel. Und sein einziger Sohn Peter, der vierzehn Jahre alt war, studierte an der Lateinschule zu Middelburg auf der niederländischen Insel Walcheren.

Da Steffen Parys ein bekannter Mann war, erfuhr Evert Ludke dies alles ohne große Mühe und saß, als die Rote Rose den Hafen von La Rochelle verließ, bei dem besten Advokaten dieser Stadt, um Steffen Parys auf Seeraub zu verklagen.

* * *

Das Admiralitätsgericht nahm die Klageschrift an. Steffen Parys aber bestritt rundweg alles, was sie enthielt, und ging ungehindert seinen zahlreichen Geschäften nach. Evert Ludke sollte neue Zeugnisse herbeischaffen, und er tat es auch. Unter den Hansen wurde es schnell bekannt, daß er in der Fremde sein Recht suchte, und sie unterstützten ihn. Und alle Kaufleute, die bei der Wegnahme der Roten Rose Verluste erlitten hatten, nicht nur die drei, die mit an Bord gewesen waren, übergaben ihm ihre Forderungen und sandten ihm Geld oder Wechsel. Auch Bodo Glümer, der Bürgermeister von Braunschweig, ermutigte ihn und stellte ihm auch weiterhin seinen Kasten zur Verfügung. Für sie alle lag die Schuld Steffen Parys sonnenklar. Hatte er auch selbst den Raub nicht begangen, so mußte er doch den Mann nennen, von dem er das Schiff erhalten hatte. Und weil Steffen Parys viel Geld besaß, darum fand Evert Ludke, der darauf einen gewichtigen Anspruch zu haben vorgab, überall offne Hände.

Erst im Frühjahr kam es zur Verhandlung. Das Volk drängte in Massen herzu, saß doch Steffen Parys, der reiche Kaufherr, auf der Sünderbank. Entgegen seinen Gewohnheiten hörte er die Rede des klägerischen Anwalts an, ohne mit der Wimper zu zucken. Dann erhob er sich kurz und erklärte, daß er die beiden Schiffe im Kanal einigen Engländern abgejagt hätte, jedoch ohne die Ladung. Das ließ er durch die Aussagen seiner Mannschaft bekräftigen. Evert Ludke forderte von ihm die Namen der Engländer. Steffen Parys gestand, daß er zwei mit Namen kenne, aber er wollte sie nicht heraussagen, weil er nicht nötig hätte, seine Unschuld zu beweisen, er stände vielmehr hier vor Gericht, daß man ihn einer Schuld überführe. Auf die Ermahnung der Richter aber, daß eine solche Weigerung sehr verdächtig sei, zeigte er sich als ein verständiger Mann und nannte die Namen Richard Greene und Georg Goldsmith aus Fowey. Nun vergingen wieder Wochen und Monate, bis Evert Ludke die beiden Engländer gefunden und zur Aussage gebracht hatte. Doch weder Richard Greene noch Georg Goldsmith wollten etwas von der Roten Rose und von Steffen Parys wissen, sie hätten sich denn selbst des Seeraubs bezichtigt. Nun fuhr Steffen Parys selbst nach Fowey und brachte durch Gold und gute Worte die beiden Engländer dazu, daß sie nach La Rochelle kamen, um da vor Gericht auszusagen. Und hier bekundeten sie, daß ihnen Steffen Parys im Kanal ihr eigenes Schiff mit dem geschwungenen Heckfenster nebst der hansischen Prise im Kampf abgenommen hätte. Auf die Frage, wie sie zu der Roten Rose gekommen seien, erklärten sie nach einigem Zögern, daß sie das Schiff bei den kanarischen Inseln ohne Ladung und Mannschaft gefunden hätten. Aber der kluge Advokat Evert Ludkes hatte schnell diese wunde Stelle erspäht und trieb die beiden Schelme mit einigen geschickten Fragen so in die Enge, daß sie die letzte Behauptung zurücknahmen und dabei auf Steffen Parys wiesen, der ihnen solches in den Mund gelegt hätte. Er gab das unumwunden zu, sah seine List, mit der er sich aus diesem lästigen Prozeß loszuwickeln gehofft hatte, aufgedeckt, versprach

Die Madonna des Magnificat  Botticelli

bessere Zeugen zu bringen, und wiederum wurde der Spruch hinausgeschoben. Evert Ludke war guter Dinge und schrieb an Bodo Glümer, daß er nun Gewißheit hätte, den Prozeß zu gewinnen.

Denn Steffen Parys hatte mit den neuen Zeugen, die er unter der Besatzung des englischen Kaperschiffes aufzutreiben hoffte, kein Glück. Kein einziger hatte Lust, den Kopf in die Schlinge zu stecken. Deshalb mußte er einen andern Weg einschlagen. Zuerst versuchte er die Sache zu verschleppen, denn sie begann schon sein Geschäft schwer zu schädigen.

Evert Ludke saß schon über ein Jahr in La Rochelle und bestürmte jeden Tag die Richter mit neuen Schriftstücken, so daß sie ihm endlich zu Willen waren. Jetzt bot Steffen Parys die Hand zum Frieden und machte sich anheischig, eine größere Entschädigungssumme zu zahlen. Doch Evert Ludke wollte ihn verurteilt sehen und ließ sich auf keine Verhandlung ein. Da griff Steffen Parys in seinen Kasten, schöpfte daraus mit beiden Händen und ging heimlich zu den Richtern. Zuletzt gelang es ihm, den Advokaten Evert Ludkes zu bestechen. Der fühlte nun endlich, daß er im Feindesland niemals sein Recht finden konnte und entwich heimlich aus der Stadt, um einen langerwogenen Plan auszuführen, womit er den Feind in seine Gewalt zu bringen gedachte.

Seine Flucht jedoch galt dem Admiralitätsgericht zu La Rochelle als stilles Eingeständnis, daß er die Anklage zu Unrecht erhoben hatte, und Steffen Parys wurde am Nikolaustage des Jahres 1577 von aller Schuld frei und ledig gesprochen.

* * *

Evert Ludke aber fuhr zu Schiff nach Vlissingen und lockte mit List Peter Parys, den vierzehnjährigen Jungen, von der Schule zu Middelburg herunter, griff ihn trotz seines Sträubens, setzte ihn auf einen Wagen und entführte ihn über Land nach Braunschweig. Bodo Glümer, der Bürgermeister, billigte heimlich diese Tat der Selbsthilfe und riet ihm, den Knaben nicht aus der Hand zu lassen. Auch der gemeine Rat der Stadt Braunschweig hatte gegen diesen Raub nichts einzuwenden und erwiderte auf Evert Ludkes Supplik, er solle den Jungen nur wohl bewahren und nichts an ihm versäumen. Nur Marie konnte der Tat keinen Beifall zollen. Und grade ihr wurde der Knabe anvertraut. Evert Ludke brachte ihn hinaus nach Ölper und schärfte ihr heftiglich ein, ihn nicht entfliehen zu lassen. Das hätte Peter, ein zierliches, verschüchtertes Kind, auch kaum vermocht. Er wußte nicht, wo er war, und kannte die Sprache des fremden Landes nicht. Und wenn er auch geweckten Geistes war, so fehlte es ihm doch an Mut und Verschlagenheit, den Gedanken an die Flucht überhaupt zu fassen. Er weinte und wehklagte nach seinem Vater, daß Marie vor Mitleid die Tränen kamen. Sie versuchte ihn zu trösten und sorgte für ihn wie eine Mutter. Hildegard aber war froh, einen Spielkameraden zu haben, und fing an zu scherzen und Mutwillen zu treiben, daß er allmählich sein Leid zu vergessen begann und sich in sein Schicksal ergab.

Unterdessen hatte Steffen Parys die Kunde erhalten, daß sein Sohn von Middelburg spurlos verschwunden sei. Sein Schmerz war tief und echt, denn er liebte den Knaben sehr. Schon hatte er den Fuß auf der Laufplanke des Schiffes, mit dem er nach Holland fahren wollte, um nach dem Verlorenen zu forschen, da

brachte man ihm einen Brief Evert Ludkes, der ihm anzeigte, daß Peter in Braunschweig sei und nur gegen ein Lösegeld von 2000 Talern freigegeben werden würde. Nun wäre es das einfachste gewesen, Steffen Parys hätte die Summe erlegt. Er hätte es leichtlich gekonnt. Aber er tat es nicht. Sein Rechtsgefühl, das mindestens ebenso stark wie Evert Ludkes war, bäumte sich dagegen auf. Hatte ihm doch der Prozeß schon genug gekostet, denn die Sporteln waren obendrein auch an ihm hängen geblieben, weil sich sein Widersacher heimlich auf und davon gemacht hatte. Nun sollte er an den tollen Braunschweiger noch mehr verlieren! Und er trat von der Laufplanke wieder aufs feste Land.

Da er sich aber scheute, selbst nach Braunschweig zu fahren, aus Furcht, seine Geschäfte zu vernachlässigen, schrieb er an seinen Geschäftsfreund Claes Pietersen Calff in Amsterdam, der jedes Jahr eine Reise durch Deutschland machte, und bat ihn, seinen geraubten Sohn von dem Braunschweiger Rat zu fordern und mitzubringen.

Claes Pietersen Calff, ein breiter, gewichtiger Holländer, trat vor den gemeinen Rat der Stadt Braunschweig und brachte Steffen Parys Sache vor. Der alte Bürgermeister Gerloff Kale, der für dieses Jahr mit Bodo Glümer den Platz getauscht hatte, hörte die Klage an und fragte, wo sich der Knabe aufhielte. Claes Pietersen Calff meinte, man würde ihn wohl bei dem Evert Ludke, der ihn geraubt hatte, vorfinden. Inzwischen aber fertigte Bodo Glümer einen Boten nach Ölper ab und ließ Evert Ludke sagen, er möge den Knaben fortbringen und gut verstecken. Nun erhob sich Gerlaff Kale und gab dem braven Amsterdamer drei Stadtknechte mit, daß er Evert Ludkes Haus selbst durchsuche. Sie ritten mit ihm stracks nach Ölper hinaus, aber das Nest war leer. Evert Ludke war mit dem Knaben über Land gegangen, Marie schwieg auf alle Fragen, und Hildegard log aus eigenem Antrieb, weil sie den schönen Spielgesellen nicht mehr missen mochte.

Claes Pietersen Calff reiste unverrichteter Sache heim und teilte Steffen Parys mit Bedauern mit, was ihm zu wissen not tat. Der aber rastete nicht und wandte sich an den Rat der Stadt Middelburg, auf deren Gebiet der Raub geschehen war, und an Wilhelm von Oranien, den Statthalter der Niederlande. Selbst von Emden und von dem französischen Könige kamen Briefe an, deren Beantwortung dem Braunschweiger Rate aber nicht viel Mühe machte. Bodo Glümer und Gerloff Kale blieben auf dem Punkte des Rechts stehen. Denn dem gemeinen Rate der Stadt Braunschweig war der Aufenthalt des Jungen nicht bekanntgegeben worden, also konnte er auch nicht ausgeliefert werden. Nun stellte der König in Aussicht, falls Peter Parys nicht herausgegeben werde, nicht nur auf alle braunschweigischen, sondern auch auf alle hansischen Güter und Kaufleute, die sich in seinem Machtbereich befänden, die Hand zu legen. In Hamburg und Lübeck machte das tiefen Eindruck, und die Sache kam auf dem Hansetage in Lüneburg, der kurz vor Ostern 1578 beschickt wurde, zur Sprache. Von allen Seiten schalt man auf die verstockten Braunschweiger und drohte, die Stadt aus dem Bunde auszustoßen. Bodo Glümer und Gerloff Kale versprachen alles, sofern man ihnen den Aufenthalt des Evert Ludke und des geraubten Jungen anzeige. Und da das niemand konnte, denn Evert Ludke war auf der Hut, so blieb alles

beim alten. Auch den Herzog Julius von Wolfenbüttel brachte Steffen Parys auf die Beine, der aber benützte nur die günstige Gelegenheit, beim Rat eine größere Anleihe aufzunehmen, die er bei Gelegenheit zu begleichen versprach. Sogar der Kaiser in Prag hielt es für nötig, die Stadt Braunschweig mit seinem Zorne zu bedrohen. Gerloff Kale und Bodo Glümer antworteten darauf, daß sie Ihro Majestät treueste und ergebenste Diener seien, und legten das Schreiben der Kaiserlichen Kanzlei zu den Akten, die schon bedenklich anschwollen. Steffen Parys aber machte sich nach Paris auf die Reise, um den König an seine Pflicht zu mahnen. Denn der zögerte noch immer, die angekündigten Gewaltmaßregeln anzuwenden, weil ihm die Hansen gedroht hatten, sich dann an dem Gute und der Freiheit der französischen Kaufleute schadlos zu halten.

* * *

Unterdessen war wieder der Frühling ins Land gekommen, und am Ufer der schnellen Oker, die bei Evert Ludkes Gärtchen in Ölper vorbeisprang, blühten die Veilchen und Himmelsschlüssel. Mitten drunter saßen Peter und Hildegard, hielten sich an der Hand gefaßt und warfen abgerissene Blumen ins Wasser. Und wenn die Blüten beieinanderblieben, schauten sie sich glücklich in die Augen, wurden sie aber auseinandergezogen, so machten sie traurige Gesichter. So trieben sie ihr Spiel wie zwei zärtliche Geschwister, ohne ein Wort zu sprechen, denn das fiel ihnen beiden schwer. Wenn sich auch der gelehrige Peter im Deutschen verständlich machen konnte und Hildegard schon einige welsche Wörter wußte, so vermochten sie doch nicht miteinander zu schwatzen, wie sie gern getan hätten. Auf einmal stießen die mutwilligen Wellen zwei gelbe Himmelsschlüssel aufeinander zu, daß sie vereint über die kleinen Strudel schwammen und nicht mehr getrennt wurden. Klopfenden Herzens schauten sie dem leuchtenden Punkte nach, bis er um die Ecke verschwand. Und auch dann schauten sie noch, als wenn die Blüten wieder zurückkommen müßten.

„Wie war das schön!“ sprach Peter und legte den Arm um Hildegard.

Sie zitterte ein wenig und schmiegte sich an ihn.

Da küßte er sie mitten auf die roten Lippen. Und sie hielt still, legte den Kopf an seine Schulter und schloß die Augen. Und wieder küßte er sie.

„Wie ist das schön!“ flüsterte sie wie im Traum.

Marie aber hatte von einer Bank aus dem Spiele der Kinder zugesehen, ohne daß sie es merkten, und ging nun ins Haus, wo Evert Ludke am Tische saß, den Kopf in die Fäuste stützte und auf seinem Haß brütete.

„Evert!“ bat sie und legte ihm die Hand auf den Arm. „Evert, laß den Jungen fort! Denk daran, wenn man dir dein Kind nähme und in ein fremdes Land führte!“

„Sei's drum!“ erwiderte er rauh, weil es ihm im Halse würgte. „Ich lasse meine Hand nicht von dem Jungen. Mag er ihn sich holen, der welsche Räuber!“

„Evert!“ mahnte sie flehend, „auch du hast ein Unrecht begangen!“

„Auge um Aug, Zahn um Zahn!“ rief er und ließ seine rechte Faust dröhnend auf den Tisch fallen.

„Unser Herr Christus aber spricht,“ fuhr sie fort, „wir sollen unsern Feinden vergeben!“

„Und an der Landstraße verrecken!“ knirschte er und senkte den Kopf tiefer.

„Evert, du versündigst dich!“

„Schweig!“ donnerte er wild und ballte dabei die Fäuste, daß das Blut aus ihnen wich und sie weiß wie Kalk wurden.

„Evert!“ rief sie unter Tränen und hob die Hände. „Schick ihn heim zu seinem Vater. Er wird dir freiwillig geben, was du von ihm forderst. Schick ihn heim, es nimmt kein gutes Ende damit!“

Da hob Evert Ludke den Kopf und unter seinen weißen, starren Brauen stach ein Blick hervor, vor dem sie entfloh.

Und sie ging zum Ufer hinunter, wo die Kinder auseinanderfuhren, als hätten sie etwas Böses getan.

„Du hast geweint?“ fragte Hildegard und hielt ihre Hände an die glühenden Wangen.

Marie versuchte zu lächeln, neigte den Kopf ein wenig und zog sie an sich. Peter schmiegte sich unaufgefordert an ihre andere Seite, denn es war ihm so, als müsse er jetzt ein schlechtes Gewissen haben. Und während sie das Mädchen umschlungen hielt, fuhr sie mit der andern Hand sanft über seine braunen Locken, denn sie hatte den stillen, sittsamen Jungen längst in ihr Herz geschlossen. Er aber mochte sich sehr gerne verhätscheln lassen, schloß die Augen und träumte, er sei zu Hause und seine Mutter lebe noch. (Schluß folgt)

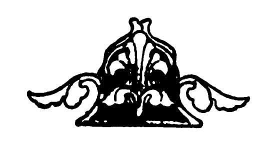


Ein sonnenstiller Tag —

Von

Toni Harten-Hoencke

Ein sonnenstiller Tag am weiten Meer,
Ein sanftes Atmen, Feierglanz umher,
Ein leises Lied, wo sonst die Brandung schäumt,
Du selten Glück, dem rauhen Strand beschieden,
Nichts wiegt die Seele so in Gottesfrieden,
Als wenn des Sturmes Liebling lächelnd träumt
Am stillen Sonnentag — das weite Meer.





Vater Bodelschwingh

Neunundsiebzig Jahre alt, entschlief er am 2. April ds. Js. „Man wird ihn", so heißt es in einem Nachrufe, den Martin Wenck in der „Hilfe" dem politisch vielfachen Antipoden widmet, „nie voll begreifen, wenn man nur von seinen Werken spricht, die auf allen Gebieten der Korrektur durch die Nachwelt bedürfen werden. Unbeeinflußt davon bleibt das Bild seiner Persönlichkeit. Dieser preußische Ministersohn, der, ehe er Theologiestudierender wurde, als Bergmann und Landwirt praktisch arbeitete, als deutscher Pastor in Paris seine hilfsbedürftigen Landsleute um sich sammelte, als Militärpfarrer auf den Schlachtfeldern und in den Lazaretten von 1866 und 1870 tröstend umherging und dann in Bethel bei Bielefeld die große Werkstätte der Barmherzigkeit schuf, hatte nur eine Passion, die — aus Liebe zu Christus Liebe zu üben. Deswegen suchte er sich auch die Hilfsbedürftigsten aus, die an die Liebe die größten Anforderungen stellten: die sich in epileptischen Krämpfen windenden Kranken, die vom Staub der Landstraße bedeckten Handwerksburschen, Arbeitslose für seine Arbeiterkolonien, auch Trunksüchtige für sein Trinkerasyl. Deshalb meinte er auch in sozialpolitischer Unkenntnis Arbeitswilligen durch die Zuchthausvorlage dienen zu müssen, glaubte in einer Partei wie der Konservativen mit ihrem christlichen Schild politisch tätig sein zu können. Deshalb hatte er aber auch volle Sympathie für Naumanns erstes Auftreten, deshalb war er auch einer der ersten, der mir, als ich wegen eines Aufsatzes in der ‚Hilfe' kirchlich diszipliniert wurde, einen warmen Gruß sandte — denn ein Bodelschwingh konnte kein Freund des kirchlichen Bureaukratismus sein, wenn sich dieser gegen ehrliches soziales Streben wandte. Deshalb hatte er einst auch, als radaulustige Arbeiter ihn auf der Straße attackierten, nur das Wort: ‚Ich sehe, wir müssen diese Leute *noch viel lieber haben* und ihnen noch viel mehr Liebe erweisen'.

Für Bodelschwingh gab es keine Menschen des Standes und Ranges. Seine originelle Art, Minister und Generäle, ihm ganz fremde Personen wie nahestehende Mitarbeiter, Arme und Hilfsbedürftige als ‚lieber Freund und Bruder', womöglich mit ‚Du' anzureden, war ein natürlicher Ausfluß seines Wesens. Er konnte auch nicht parlamentarisch korrekt reden, wie sein Auftreten im Landtag zeigte. Aber jeder Spötter verstummte, jedes Lachen verhielt sich — die Eigenart seiner Persönlichkeit, die sprach wie sie dachte, handelte wie sie fühlte, die keine Schwierigkeiten kannte, wenn sie helfen wollte, schuf sich eben auch ihre eignen Formen im Umgang mit den Menschen. Ihr kindlicher Gottesglaube mochte oft zu wenig mit Realitäten rechnen. Denken wir an die finanziellen Nöte, über die Bodelschwinghs Werke nie hinauskamen, so daß er zu dem wahrhaft genialen Bettler wurde, der immer wieder neue Bitten um Gaben in neue Formen kleidete.

Aber er konnte eben nicht anders. Die Barmherzigkeit mit den Notleidenden trieb ihn immer weiter, für sich selbst immer weniger und für andre immer mehr zu sorgen. Und das blieb der Inhalt seines Lebens bis zuletzt."

„Mit hellem Auge und feinem Ohr", schreibt der „Reichsbote", „vernahm Vater Bodelschwingh, wie er sich am liebsten nennen hörte, das unterdrückte, von einer ans Leid gewöhnten, ja, gegen das Elend anderer meist abgestumpften Menschheit fast gänzlich überhörte, leise Weinen und Seufzen der Leidenden, der Verlassenen, und der Elendsten unter den Elenden, der hoffnungslos Aufgegebenen, der Epileptischen, Idioten, Geisteskranken — ihnen galt seine heiße Liebe, seine treueste Fürsorge! Und die, die den Pfad verloren, die, herausgeschleudert durch eigene oder fremde Schuld aus dem Normalgleis des Lebens, ruhelos und heimatlos wandern, verlassen von den Ihrigen, versinkend ins Laster — ein Vater Bodelschwingh machte keinen Bogen um sie, wenn er sie traf, wie andere, nein, er umarmte sie als seine Brüder, er verhalf ihnen zu neuem Leben in seinen von ihm gegründeten deutschen Arbeiterkolonien, deren erste bereits 1882 in Wilhelmsdorf in der Senne entstand und Gadderbaum — der dann später die Arbeiterkolonien Hoffnungstal, Gnadental, Lobetal bei Bernau folgten, in denen Hunderte von verlorenen Existenzen frischen Lebensmut und eine neue Existenz gefunden haben. Auch in anderen Teilen Deutschlands entstanden auf seine Anregung hin noch 28 Arbeiterkolonien. Durch den Verein ‚Arbeiterheim' suchte er den Arbeitern zu eigenen Wohnungen zu verhelfen.

Epileptische, Blödsinnige, Geisteskranke, Krüppel fanden Aufnahme und liebevolle Pflege in Bethel. Wenn man mit einem aus seiner Berufsbahn Herausgeschleuderten nicht wußte, wohin mit ihm, dann dachte man immer als letzte Hoffnung an Bethel und v. Bodelschwingh, der immer noch Rettung wußte und selten jemand zurückwies. Sein Diakonissenhaus und sein Bruderhaus erweiterten sich von Jahr zu Jahr. In den letzten Jahren gründete er auch eine Missionsanstalt für Ostafrika, deren Missionare mit großem Segen in unsern Kolonien arbeiten ...

Bethel ist zu einer Stadt mit 5—6000 Seelen herangewachsen. In seltener Weise ist an ihm das Wort des Herrn wahr geworden: die an mich glauben, von dessen Leibe werden Ströme lebendigen Wassers ausgehen. Und er war sich dessen stets bewußt, daß es Gottes Gnade war, die ihn als ihr Werkzeug erwählt hatte. Rührend war seine ungekünstelte echte Demut und Bescheidenheit. Er mochte es nicht leiden, wenn man von den Bodelschwinghschen Anstalten redete; solche gab es für ihn nicht. Und für seine soziale Arbeit für die Arbeiterkolonien, für die arbeitslosen Wanderer der Landstraße, für die er die Hilfe des Staats und der Gemeinden nötig hatte, in einflußreichen Kreisen zu wirken, ließ er sich 1904 auch in den Landtag wählen; schon 1908 aber verzichtete er wegen seines hohen Alters auf die Wiederwahl.

Gleich seine Jungfernrede am 5. Mai 1904 war ein Ereignis. Er entschuldigte sich einleitend, daß er als Pastor überhaupt den Mund auftue; da er ein Wilder sei (er gehörte keiner Fraktion an), wäre es möglich, daß das Bächlein seiner Rede ein bißchen wilde Wasser über sein Flußbett spüle; wenn er das Abgeordnetenhaus, die Fraktionen, vielleicht auch einzelne Minister mit Du anrede, solle man ihm nicht böse sein. Er hielt dann eine überaus packende, vielfach von stürmischer Heiterkeit unterbrochene Rede. Ein anderes Mal brachte er durch seine Begeisterung für die Arbeiterkolonien bei Bernau eine große Zahl von Abgeordneten dazu, mit ihm dort die Kolonien zu besichtigen.

Als ihn vor zehn Jahren zum ersten Male ein schweres Blasen- und Nierenleiden befiel, sagte er ahnend: ‚Ich werde noch zehn Jahre leben'. Das ist ihm erfüllt worden. Die letzte Sorge seines Lebens bildeten, wie D. Weber in der ‚Köln. Ztg.' mitteilt, die Kongogreuel. In seinen Träumen verschmolzen sich wunderbar rührenderweise die Gestalten des Kaisers Friedrich, seines Jugendfreundes, und der armen unterdrückten und mißhandelten Neger am

Kongo. Als man ihm ein Glas Wein reichte, sagte er: ‚Ich mag den Kongowein nicht‘. So ist er gestorben mit einem Herzen voll hingebender Menschenliebe, wie er es in seinem Leben so reich und warm betätigt hat.“



Die Marseillaise und ihr Schöpfer

(Vgl. Heft 12, Jahrg. XI)

Im Septemberheft schreibt der Türmer: „Die Marseillaise hat ihrem Dichter nicht übermäßig viel Glück gebracht“. Allerdings! wird doch in neuerer Zeit Rouget de Lisle die Priorität der Erfindung in bezug auf Text wie Musik abgesprochen. Er soll die Dichtung seiner berühmten Freiheitshymne aus Stellen der Tragödien „Esther“ und „Athalia“ von Racine zusammengestellt und die Melodie fast notentreu aus dem Oratorium „Esther“ von J. B. Grison abgeschrieben haben. Näheres: Köckert, „Rouget de Lisle und seine Stellung in der Geschichte der Musik“; — Reiber, „Centenaire de la Marseillaise;“ — Loth, „Le Chant des Marseillais et son véritable auteur.“

Eine Version aus früheren Jahren läßt Rouget ein altes deutsches Kirchenlied als Thema zu seiner Melodie benutzen, wie ein Essay Holzmanns in Nr. 16 der „Gartenlaube“ von 1861 nachzuweisen sucht. — Die geistlichen deutschen Kernlieder kamen als Cantus firmus zu Messenkompositionen zweifelsohne auch in französischen Domen zu Gehör. Vielleicht hat dort Grison wie Rouget aus ein und derselben Quelle geschöpft? — Doch wie dem auch sei, verwandte Klänge sind noch kein Plagiat, und unfreiwillige Reminiszenzen sind bekanntlich auch schon größeren Genies passiert, von Mozart bis zu R. Strauß. —

Unsere deutschen Musikautoritäten haben, so viel ich weiß, Rougets Autorschaft nicht angetastet. Wilhelm Langhans, der verdienstvolle Vollender der Ambrosschen Musikgeschichte, schreibt im 2. Band seines Werkes: „Da wo sich die Tonkunst bedingungslos in den Dienst der Politik begab, wie in den zahllosen zu jener Zeit entstandenen patriotischen Gesängen, mußte sie sich der Situation, so gut als ihr möglich war, anpassen, und daß sie dann auch von der Sprache kindlicher Naivität zu der des leidenschaftlichen Pathos übergehend, Außerordentliches wirkte, beweist Rouget de Lisles ‚Marseillaise‘, die nicht nur in jenen Tagen Tausende und Abertausende zur Begeisterung entflammte, sondern auch die besten Komponisten verschiedener Nation zu wertvollen Tonschöpfungen inspierierte, z. B. Rob. Schumann zur Komposition des Heineschen Gedichtes ‚Die beiden Grenadiere‘, Litolff zu seiner ‚Girondisten-Ouvertüre‘“. — —

Die Konkurrenz, die man in der Folge mit der von Delavinge gedichteten und von Auber kompoinerten „Parisienne“ anstellte, war nicht fähig, die Marseillaise zu verdrängen. Ihre Bedeutung, ihr Schwung und die hinreißende Gewalt der Worte wirkten durch die Kraft und das Feuer der Musik mit beispielloser Begeisterung auf die kämpfenden Scharen. Klopstock soll Rouget das an sich wahre, aber für einen deutschen Dichter sonderbare Kompliment gemacht haben, seine Marseillaise habe 50 000 deutschen Soldaten das Leben gekostet. — Nichtsdestoweniger entging der Verfasser in der Schreckenszeit weder dem Verdachte der Verräterei noch dem Gefängnis. Nach Robespierres Sturz machte Rouget den Feldzug unter Hoche mit, wurde bei Quiberon schwer verwundet und zog sich in das Privatleben zurück. Eine ihm später zugewiesene Pension von 6000 Francs schlug er aus.

Nach H. Riemanns Musiklexikon hat Claude Joseph Rouget de Lisle, dessen 150. Geburtstag übrigens am 10. Mai ist, (geb. 1760 zu Lons-le-Saulnier, gest. 1836 zu Choisy-le-Roi) außer der Marseillaise noch drei Revolutionslieder komponiert: „Hymne dytherambique sur la conspiration de Robespierre“ 1794, „Chant de vengeances“ 1798 und „Chant du combat“ 1800 für die ägyptische Armee. Weiter sind von ihm 25 Romanzen für 1 Singstimme mit

Klavierbegleitung und obligater Violine, sowie 50 Chants français bekannt geworden. Auch hat er die Texte zu Dellamarias komischer Oper „L'école des mères“ und Chelards großer Oper „Macbeth“ gedichtet.

Über die Entstehung seines berühmten, historisch wie künstlerisch merkwürdigen Kampfliedes berichtet Amédée Méreaux in seinen „Variétés littéraires et musicales“: „Zur Zeit der Kriegserklärung 1792 stand Rouget de Lisle als Artillerieoffizier in Straßburg. Von einem patriotischen Festmahl, bei welchem der Gedanke an den bevorstehenden Kampf gegen Deutschland die Gemüter bis zum Siedepunkt erhitzt hatte, in später Nacht nach Hause zurückgekehrt, improvisierte der junge Krieger, der nebenbei Dichtkunst und Musik von Kindheit an als Liebhaberei betrieben, die erste Strophe und die Melodie des Liedes. Danach weckte er seinen im selben Hause wohnenden Freund Ignaz Pleyel aus dem Schlafe, um ihm sein Lied vorzusingen. Dieser erkannte alsbald den Wert desselben, schrieb die Melodie nach dem Diktat des Autors auf und fügte eine Klavierbegleitung hinzu. Den Rest der Nacht verwendete Rouget, um die übrigen Strophen zu dichten. Am nächsten Morgen wurde die neue Freiheitshymne unter dem Titel ‚Kampflied der Rheinarmee‘ von den beim Maire versammelten Genossen des erwähnten Festmahls gesungen. Es gefiel so sehr, daß man beschloß, es in zahlreichen Abschriften in der Stadt zu verbreiten. So konnten wenige Tage später die zum Kriegsschauplatz abziehenden Truppen von seinen Klängen begleitet werden. Von Straßburg gelangte das Lied nach Südfrankreich und von da nach Paris, wo man es zum ersten Male von den auf Veranlassung des Girondisten Barbaroux nach der Hauptstadt gerufenen bewaffneten Proletarierscharen aus Marseille hörte und nach diesen ‚Hymne des Marseillais‘ nannte.“

Dem Berichte Méreaux, der Rougets Urheberschaft unzweideutig bestätigt, liegen die von Camille Pleyel, einem Sohne Ignaz Pleyels, mitgeteilten Tatsachen zugrunde, und ist er somit durchaus glaubwürdig. Lienhard hat sie sich im „Oberlin“ (vgl. 2. Buch, 1. Kap. in Heft 6 des Türmers) ja auch zu eigen gemacht.

In den Zeiten der Reaktion wurde die Marseillaise als revolutionär verboten, gewann aber 1830 wieder öffentliche Anerkennung auch außerhalb Frankreich. Erst nach 1850 trat sie in den Hintergrund und hatte nur noch historische Bedeutung, bis sie in unserer Zeit wieder auflebte.

Die sogenannte Arbeitermarseillaise: „Wohlan, wer Recht und Wahrheit achtet“, ein Lieblingslied der deutschen Sozialdemokraten, ist von Jakob Audorf aus Hamburg (gest. daselbst 1898) nach Rouget de Lisles berühmter Melodie gedichtet.

C. Haaß



Exzellenz und Sozialist

Am Karfreitag vollendete Professor Adolf Wagner sein vierundsiebzigstes Lebensjahr. Als er 70 Jahre alt wurde, erinnert Georg Bernhard in der „B. Z. a. Mittag“, als man ihm den Titel „Exzellenz“ verlieh und der König von Preußen ihn ins Herrenhaus berief, hat man in allen Zeitungen seinen Lebenslauf und seine Lobpreisung lesen können. Trotzdem ist es nicht müßig, ihm auch heute wieder ein paar Zeilen zu widmen, denn in der Wertschätzung der Wagnerschen Person, die jetzt so allgemein ist, liegt ein charakteristisches Symptom für den Wandel der Anschauungen, der sich im letzten Menschenalter vollzogen hat.

Wenn sich das Wagnerfeiern jetzt etwas häuft, so ist das eine Art Reaktion gegen ein Minus an Anerkennung, über das der Gelehrte sich früher zu beklagen hatte. Ähnlich wie sein musikalischer Namensvetter Richard, hat auch Adolf Wagner in langen Jahren des Strebens und Schaffens zunächst nur Beschimpfung und Mißdeutung geerntet. Freilich dieser glänzende

Lehrer, der stets mit einem gewissen Stolz darauf hinwies, daß er einst unzählige Schüler, aber keine Schule hinterlassen werde, hat in den Kreisen der akademischen Jugend stets warme Anhängerschaft und begeisterte Verehrung gefunden. Aber er wollte ja nicht bloß Lehrer der Jugend, er wollte auch Lehrer der erwachsenen Bürger sein, und die haben ihn zum großen Teil lange Jahre hindurch entweder nicht verstanden und belächelt, oder wie den leibhaftigen Gottseibeiuns gehaßt.

Weshalb? Weil er ein Sozialist war. Mit feinem Instinkt hat der verstorbene Stumm erkannt, daß dieser königstreue Patriot in seinen sozialistischen Anschauungen viel gefährlicher war als die radikale Sozialdemokratie, gegen die man die Staatsgewalten leicht mobil machen konnte. Wagners Sozialismus hat denn auch tatsächlich in die Ferne gewirkt. Unsere Beamtenschaft ist heute von stark sozialistischen Ideen durchtränkt, und so scharf sie auch die Sozialdemokratie bekämpft, einzelne ihrer Gesetzesentwürfe sind nichts weiter als Vorschläge, die ein sozialistischer Ministerpräsident, der gezwungen wäre, Kompromisse mit dem Gegenwartsstaat zu schließen, auch nicht anders machen könnte.

Adolf Wagner stand in den ersten Reihen jener Gelehrten und Praktiker, die in den Jahren des manchesterlichen Überschwangs für eine Revidierung unserer wirtschaftspolitischen und sozialpolitischen Anschauungen eintraten. Und verfocht er auf dem Katheder und in den Versammlungen des Vereins für Sozialpolitik seine theoretische Überzeugung, so zog er als konservativer Abgeordneter die praktischen Konsequenzen aus diesen.

Wie haben sich seit den Tagen der Berliner Bewegung doch die Dinge gewandelt! Heute ist der Liberalismus, dessen Ausschreitungen damals die Hauptwaffe des antisemitischen Konservatismus bildete, von sozialen Ideen durchtränkt. Noch immer gibt es freilich in den liberalen Parteien unentwegte Freihändler, aber selbst der letzte so früh ins Grab gesunkene großzügige Verfechter der Freihandelstheorie, Theodor Barth, war in der letzten Epoche seines Lebens sozialpolitisch nahezu an jener Grenze angekommen, wo bürgerliche und sozialdemokratische Auffassung sich teilt. Allein die Tatsache, daß Friedrich Naumann — der übrigens vor kurzem seinen 50. Geburtstag feierte — heute liberaler Abgeordneter ist, spricht Bände. Auch er kommt von Stöcker her, und seine volkswirtschaftlichen Auffassungen sind — mag er auch andere Folgerungen daraus ziehen — auf Wagnerschem Boden gewachsen. Heute bekreuzt sich keiner mehr, wenn man dem Staat auf wirtschaftlichem und sozialem Gebiet erhebliche Machtbefugnisse zuspricht. Und wenn man von kleinen Cliquen absieht, so geht der Kampf heute nicht mehr darum, ob der Staat diese oder jene Macht ausüben soll, sondern darum, wie die Staatsregierung, in deren Händen diese Macht liegt, zusammengesetzt sein soll.

Besonders charakteristisch für diese Entwicklung ist die moderne Kommunalpolitik. Was der, als Mann und Greis gleich heißblütige, Adolf Wagner einst forderte, wagt grundsätzlich heute nur noch ein kleines Häuflein von Stadtverordneten in Deutschland zu bekämpfen. Adolf Wagner hat bei allen Schwankungen in Einzelheiten an der Schwelle seines Lebens die große Genugtuung, sich selbst treu geblieben zu sein und den Erfolg erlebt zu haben, daß die Welt sich zu seinen Rezepten bekehrt hat. Welches Hallo hob sich an, als Wagner für städtische Straßenbahnen, städtische Gaswerke, für Wertzuwachssteuern plädierte. Und heute erscheint uns das alles als selbstverständlich. Das neue Geschlecht weiß nichts mehr von Joseph. Es weiß nichts von den Kämpfen, die durchgeführt werden mußten, damit sich die Welt zu solcher Selbstverständlichkeit der Auffassung hindurchrang.



Eine eherne Legende

Immer wieder, so auch zum heurigen 18. März von der „Post", wird mit wenig Witz und viel Behagen die Legende vorgeritten, „wie der damalige Genosse Georg Herwegh, der ‚Dichter' des bei den Genossen heute noch besonders beliebten frivolen Hetzliedes ‚Bet und arbeit, ruft die Welt', seine Tapferkeit damals dadurch bewies, daß er im kritischen Augenblick sich unter das Wagenpolster verkroch und von seiner Frau, die ‚Adjutantendienste' versah, sorglich zugedeckt wurde. Hernach verduftete der Held bekanntlich."

„Diese Geschichte", erwidert zornentbrannt der „Vorwärts", „ist nicht ein Beweis für die Feigheit der verantwortlichen Leiter von Volksaufständen, sondern für die verleumderische Feigheit der blutigen Henker der Revolution, die sich nicht damit begnügen, mit ihrer rohen Übermacht die Vorkämpfer der Freiheit zu würgen, sondern ihr Gedächtnis hinterher noch beschmutzen. Auch die niederträchtige Spritzledergeschichte ist offenbar zurückzuführen auf jenes verlogene Siegesbulletin des Generalleutnants v. Miller, der über die Niederlage der Herweghschen Legion bei Niederdossenbach berichtete: Herwegh selbst und seine Frau, die ihn in Männertracht begleitete, ist nach eingegangenen Nachrichten, sobald er die Annäherung der Truppen erfahren, noch vor Beginn des Kampfes entflohen. Daraus ist dann die Geschichte geworden, daß Herwegh sich unter dem Spritzleder eines von seiner Frau kutschierten Wagens versteckt hätte.

Die heutige Forschung beschäftigt sich längst nicht mehr mit der gemeinen Erfindung, deren Verlogenheit von niemanden bezweifelt wird, sondern höchstens mit der Frage, wie die Legende wohl entstanden sei. Auch der neue Herausgeber der Werke Herweghs, Hermann Tardel (in der Hempel-Bongschen Sammlung), der sonst gut nationalliberal seinen revolutionären Helden zu schulmeistern liebt, wehrt den Vorwurf der Feigheit empört von dem Dichter ab. Die Legion hatte sich tapfer verteidigt, bis sie der Übermacht weichen mußte. Herwegh — so faßt Tardel die Ergebnisse geschichtlicher Forschung zusammen — hatte mit seiner Frau den anstrengenden Nachtmarsch von Zell anfangs zu Fuß zurückgelegt, dann war für beide in einem Dorfe ein armseliger Bauernwagen requiriert worden. Während des Gefechts bei Niederdossenbach waren beide mit dem Anfertigen von Patronen beschäftigt. Als die Legion schon fast ganz auseinandergesprengt war, drangen die Gefährten auf eilige Flucht. Beide verließen den Wagen, der gleich darauf in die Hände des Gegners fiel, und liefen mehrere Stunden bergauf und bergab bis zu dem Dorf Karsau. Bei einem Bauern zogen sie dann Bauernkleider an, arbeiteten, während die feindliche Reiterei sie umschwärmte, auf dem Felde, und entkamen nach Sonnenuntergang auf Schweizer Gebiet. Herwegh ist aber nicht vor der Schlacht geflohen — wie der Generalleutnant log — und ist nicht unter dem Spritzleder eines Wagens entführt worden. Es scheint, als ob die ‚Post' sich heute noch die 4000 Gulden verdienen will, die 1849 auf den Kopf eines der größten deutschen Dichter ausgesetzt waren.

Nach Alfred Meißner soll ein Turnlehrer beim Weine zum Spaß die Spritzledergeschichte erzählt haben, um zu beweisen, wie leichtfertig man mit der historischen Wahrheit umgeht. Das Experiment wäre dann freilich großartig gelungen. Auf den Flügeln des konterrevolutionären Hecker-Liedes flog das Märchen dann durch die Lande ..."



Weil sie's besser haben!

Was die Geister in Rußland am meisten beschäftigt, schreibt Professor Theodor Schiemann in der Kreuzzeitung, ist die Arbeit an der politischen Entrechtung Finnlands. Die Finnländer behaupten, ohne Unterschied der Parteien, mit außerordentlicher und ruhiger Festigkeit ihren Rechtsstandpunkt. Die letzten Debatten im finnländischen Landtage lassen sich kurzweg als musterhaft in dieser Hinsicht bezeichnen. Auch finden im Lande keinerlei Ausschreitungen statt. Daß es sich aber für die Finnländer um mehr handelt, als um eigensinnige Behauptung einer verjährten Rechtsauffassung, sondern daß sie mit ihrer Verfassung auch zugleich ihre Kultur verteidigen, mag die folgende, von der Petersburger „Retsch“ veröffentlichte Liste der Streichungen zeigen, welche der finnländische Generalgouverneur am letzten finnländischen Budget vorgenommen hat:

Gestrichen sind die Kredite zum Unterhalt von Kinderbewahranstalten, von Sanatorien für Schwindsüchtige und Hautkranke; ebenso die staatlichen Subsidien für private Heilanstalten, Irrenhäuser und Armenhäuser.

Abgelehnt sind die bisherigen Unterstützungen der gemeinsamen Schulen für Knaben und Mädchen zwecks Gründung von Parallelklassen; einer Mädchenschule ist das Geld zur Lokalmiete verweigert worden, der Archäologischen Kommission und der Meteorologischen Sektion ist es ähnlich ergangen (Ergänzungsräumlichkeiten). Seminarien sind der Möglichkeit, Schulmobiliar anzuschaffen, beraubt worden. Als unnütz sind gestrichen worden die Subsidien für den Unterhalt und die Entwicklung der Handwerksschulen, für die Vorbereitung von agronomischen Dorfinstruktoren, für Handarbeits- und andere praktische Schulen. — Das Staatsarchiv hat ohne heizbaren Raum zu bleiben und seine Akten brauchen keine Einbände.

Der Forstverwaltung ist der Kredit für die Verbesserung des Systems der Forstwirtschaft verweigert; die Kredite sind ausgeschaltet, die der Verbesserung der Kanäle, der Erhaltung und Remonte der staatlichen Liegenschaften und Gebäude dienen sollten. Der Technischen Hochschule ist der Kredit zur Errichtung eines Laboratoriums und zur Verschreibung von Maschinen für eine Versuchsstation nicht bewilligt worden. Schließlich ist die Regierungsunterstützung zur Fortsetzung der Forschungen auf dem Gebiete der finnischen Sprache und Literatur verweigert worden, obgleich das Allerhöchste Reskript vom 17. April 1908 für ein Triennium eine jährliche Unterstützung von 50 000 ℳ für diesen Zweck vorsieht. Unter gleichen Verhältnissen sind 20 000 ℳ zum Unterhalt des Volkstheaters fortgestrichen. Der einzige Paragraph, wo für eine Erhöhung der Budgetassignierung plaidiert wird — ist der des Gehalts für die Kanzlei des Generalgouverneurs ...

Das klingt fast unglaublich, wird aber verständlich, wenn man weiß, daß neben jenem nisus destructivus, dem Bedürfnis, zu zerstören, das tief in der russischen Natur begründet ist, die Vorstellung mitspielt, daß es den Russen ungerecht erscheint, wenn andere es besser haben als sie. Hierin lag eines der wesentlichsten Motive, die dahin geführt haben, daß die deutsche Kultur in den Ostseeprovinzen zerstört und Letten und Esten zur Revolution erzogen wurden. Jetzt ist Finnland an die Reihe gekommen ...



Drews macht alles

Wie (bei Lenau) die Lerche an ihren Liedern, so klettert Professor Drews an seinen eigenen bunten etymologischen Gespinsten in die Luft. Hat er's doch fertig bekommen, den griechischen Helden Jason in Verbindung mit dem hebräischen Namen Jeschna = Jesus zu setzen. Kunststück! Kann er sich's doch leisten, die Erscheinung Christi auf den vedischen Mythus des Agni zurückzuführen. Hinter dem Gesalbten, dem Messias, berichtet der „Reichsbote", verberge sich nach Drews angeblich kein anderer als der vedische „Gesalbte" Agni; das agnus dei, das Lamm Gottes, wie Christus bezeichnet zu werden pflegt, sei ursprünglich „agni deus" (!), der Gott Agni, gewesen und als solcher auch in der Geheimsprache der ältesten christlichen Gemeinden verstanden worden: „Dieses Drewssche Jonglieren zwischen ‚agnus dei' und ‚deus agni' geht ja noch über die alte Varronische Ableitung ‚lucus a non lucendo', an welcher schon das Altertum seinen Spaß hatte, und ist fast noch kindlicher, wie wenn ein alter Professor einmal das deutsche ‚Bein' vom griechischen βαίνω (schreiten) abgeleitet hat. Die christlichen Urgemeinden, denen im römischen Reiche Latein gewiß keine ganz unbekannte Sprache war, würden lachen, wenn man ihnen erzählte, sie hätten das ihnen wohlvertraute ‚Lamm Gottes', das auch bildlich in ihren ‚Katakomben' genug bezeugt ist, mit einem ihnen gänzlich fernliegenden altindischen Götzen, von dem sie vermutlich niemals eine Silbe gehört haben, verwechselt. Diese Vorstellung ist geradezu phantastisch kritiklos, wie diese ganze Drewssche Wortspielerei, der jeder Sinn und Verstand mangelt. Er ist hier in seinen wissenschaftlichen Entgleisungen offenbar von keinerlei Sachkunde beschwert, und wie alle Dilettanten schwelgt er dafür in um so ungebundenerer Phantasie. Mit ihrer Hilfe kann man sich auch das Ungereimteste zusammenreimen und das Unglaubliche leisten, die Existenz der christlichen Welt und ihres Ursprungs von Jesu zu leugnen. Wer das fertig bringt, für den gibt's nichts Unmögliches mehr."

Das alles hindert aber nicht, daß Herr Drews eine begeisterte Gemeinde von — Gläubigen um sich schart — und daß seine Offenbarungen von sonst ganz ernsthaften Blättern tatsächlich ernst genommen werden.



Was die Schule soll und was sie nicht soll

Haus und Schule, so setzt sich Dr. Frosch in der „Welt am Montag" mit diesen am letzten Ende maßgebenden Faktoren auseinander, sollen gemeinschaftlich die Seele des Kindes bilden. Heute raufen sie sich darum. Der strengste Schuldrill wird nicht verhindern können, daß die Eltern auf das Kind Einfluß ausüben. Ein Vater, der es mit seiner Überzeugung ernst nimmt, will nicht einen Feind seiner Überzeugung großziehen. Da sein Einfluß noch lange nachwirkt, wenn der Sprößling der Schule schon entwachsen ist, wird er in den weitaus meisten Fällen der Sieger bleiben, besonders wenn er in Güte vorgeht, während die Schule mit Zwang und Schlägen arbeitet. Es erheben sich heute Stimmen, die eine ständige Fortführung der öffentlichen Erziehung und Kontrolle fordern, bis zu den Militärjahren womöglich, wo dann den Jungen der letzte Rest elterlichen Einflusses aus dem Gehirn getilgt werden soll. Ich vermute, auch das würde nichts nützen, und schließlich kann man den Menschen doch nicht bis an sein seliges Ende auf der Schulbank sitzen lassen — wenigstens nicht auf der staatlichen.

Es steht absolut fest, daß die Schule keine Macht hat, den Menschen fürs Leben zu bestimmen, wenn sie sich im Widerspruch zu den Anschauungen befindet, von denen die häusliche Atmosphäre geschwängert ist. Da kann ein hohes Kultusministerium den Kindern loyale und

treue Gesinnung mit Trichter und Klystierspritze einfüllen: die fremde Materie wird wieder ausgesondert, ohne in den Organismen dauernde Veränderungen hervorzubringen. Aus diesem Grunde betrachte ich die Schulfragen nicht als so überschwenglich wichtig für die Freigesinnten, d i e sind in diesem Falle von vornherein die Stärkeren. Wohl aber glaube ich, daß d e r S t a a t ein Interesse hat, in diesem Punkte endlich ein wenig Vernunft anzunehmen. Denn nichts schädigt sein Ansehen stärker, als die ewigen Bemühungen und Drangsalierungen, die ihren Zweck ganz bestimmt verfehlen, ja sogar die gegen ihn gerichteten Tendenzen stärken.

Hat's denn wirklich einen Zweck, einem Kinde in harter Arbeit das Dogma von der Trinität einzupauken, wenn ein Achselzucken, ein überlegenes Wort des Vaters dieses Dogma sofort wieder umwirft? Und mit welchem Rechte sollte man wohl vom Vater verlangen, daß er sich den Mund verbindet? Schließlich ist er's doch, der das Kind in die Welt gesetzt hat, es nährt und kleidet, für sein Fortkommen sorgt. Ist es sinnreich, den Kleinen ein Bild des Kaisers in schreienden Neuruppiner Farben vorzuführen, wenn beim Abendbrot der Vater einen Artikel vorliest, der mit einem breiten Maurerpinsel die Leuchtkraft der Couleur verwischt?

Es kann einer sagen: gerade weil das Haus feindselig gesinnt ist, muß die Schule doppelt, dreifach und hundertfach dafür sorgen, daß Gottesfurcht und Königstreue, Biederkeit und christliche Zucht nicht in die Binsen geht. Und das wird gesagt, nach dem Rezept wird verfahren. Dann gerät das Kind in die schöne Zwickmühle, entweder den Lehrer oder den Vater für einen Lügner zu halten. Hält es den Lehrer dafür, dann ist die Achtung vor der Schule und aller Gesinnung, die da gepflegt wird, zum Teufel. Hält es aber den Vater dafür, dann ist's noch ärger. Denn in diesem Falle würde das Vertrauen, auf dem eins der edelsten menschlichen Verhältnisse ruht, rettungslos futsch sein; das Kind würde den täglichen Unterhalt von einem Manne nehmen, den es verachtet; es würde herangezüchtet zu der äußersten Würdelosigkeit, die es dazu prädestinierte, später für den noblen Stand des Zuhälters reif zu werden. Wenn aus einer derartigen Züchtung die Konservativen oder Klerikalen einen Zuwachs erhalten, sind sie nicht darum zu beneiden.

Fordere ich nun etwa, die Schulen sollen, weil sie die Kinder von Millionen Sozialdemokraten heranziehen, sozialdemokratisch werden? Keineswegs. Sie sollen s o w e n i g r o t, w i e s c h w a r z o d e r b l a u o d e r l i l a s e i n. Sie sollen überhaupt nicht Pflegestätten einer historischen Gesinnung werden, sondern einer menschlichen. Vor allem sollen sie weniger Erziehungs- als Unterrichtsanstalten sein. Über das Einmaleins sind sich die Parteien einig, über die deutsche Grammatik, den Wert fremder Sprachen, den Nutzen der Geschichte auch. Und es schadet auch gar nichts, wenn man etwas von der christlichen Religion weiß. Denn das Christentum war durch zwei Jahrtausende eine Macht, ohne die die Weltgeschichte, wie sie sich darstellt, einfach unverständlich wäre. Aber daß das Kind so tun soll, als wenn es von den Konflikten des heutigen politischen und sozialen Lebens einfach nichts wüßte, wo es doch jeden Tag zu Hause mit der Nase dagegen rennt, das kann man nicht verlangen. Daß ihm zugemutet wird, alle Menschen, die anderer Ansicht sind als die hohe Obrigkeit, für mehr oder weniger ausgesprochene Schufte zu halten, das ist zu kraß. Da lernt so ein Wurm in saurem Schweiß das vierte Gebot samt dem Schwanze der Erklärung auswendig; aber damit anzufangen weiß es nicht viel, da ihm ja gelegentlich klar gemacht wird, daß sein Vater von Gottes und Rechts wegen ein vaterlandsloser Schweinehund ist.

Von den Lehrern sind es gerade die besten, die unter dem Zwiespalt von Schule und Haus zu leiden beginnen. Die öden St... trommler merken ihn kaum; wagt sich mal ein unvorsichtiges Wort heraus, so suchen sie es durch eine Ohrfeige zu dämpfen. Aber die anständigen und nachdenklichen Charaktere merken, daß das Vertrauen zu ihnen schwindet, je älter die Schüler werden. Sie wissen, daß hinter den Stirnen, die sich über die vorschriftsmäßigen Katechismen und Geschichtsabrisse senken, unvorschriftsmäßige Gedanken hausen. Sie wissen, daß der Knabe, der eben so schön ein Hurragedicht heruntergeschnattert hat, hinterher heimlich



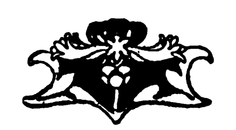
feixt und denkt: Wenn ich groß bin, wähl' ich rot. Sie wissen, daß der Junge, der einen Bibelspruch herunterleiert, sich im gleichen Moment fest vornimmt, nach überstandener Konfirmation nie wieder in die Kirche zu gehen.

Sehr natürlich, daß diese tägliche Erfahrung in manchem Lehrer die festen staatserhaltenden Grundsätze wankend macht. Denn die stündliche Berührung mit dem Feindlichen macht aufmerksam auf die Schwächen der eigenen Position. In Bremen ist man gerade dabei, Lehrer zu maßregeln, die sich als Sozialdemokraten entpuppt haben. Es ist nur zu verwundern, daß ihrer so wenige sind. Denn obwohl die Sozialdemokratie, wenigstens nach meiner Meinung, nicht die alleinseligmachende Weltanschauung ist: sie ist eine lebendige Macht, und eine lebendige Macht wirbt überall ihre Parteigänger. Es wäre wünschenswert, nicht, daß alle Lehrer schon Sozialdemokraten wären, aber daß die Lehrerschaft in ihrer Gesamtheit ein verkleinertes Abbild der Bevölkerung in ihrer Gesamtheit wäre. Dann würde der Zwiespalt zwischen Schule und Haus verschwinden, weil, bei allen natürlichen Gegensätzen zwischen Mensch und Mensch, doch die perfide Verächtlichmachung anderer aus geschützter Stellung heraus unmöglich wäre . . .



Künstliche Radium-Heilwässer

Die Radioaktivität der Heilquellen, wird der „Frankf. Ztg." geschrieben, ist neben dem Gehalt des Wassers an gelösten Mineralien von großer Bedeutung für die Heilerfolge einer Quelle. Hierdurch erklärt sich auch die Heilkraft der Gasteiner Thermen, deren Wasser nur sehr wenig feste Bestandteile enthält. Die Ursache ihrer Heilwirkung war ein Rätsel, bis man entdeckte, daß das Wasser der Gasteiner Thermen sehr stark radioaktiv ist. Auch die Erscheinung, daß die Bergleute in Joachimstal, wo radiumhaltige Uranerze gewonnen werden, von Rheumatismus und Gicht viel seltener befallen werden als die Bergleute anderer Reviere, muß man auf radioaktive Wirkungen zurückführen. Die wissenschaftlichen Untersuchungen auf diesem interessanten Gebiete haben bewiesen, daß die Radiumemanation in der Tat in vielen Fällen bei kranken Menschen spezifische Wirkungen ausüben kann, daß bei manchen Quellen aber der Heilerfolg auch noch von anderen Faktoren abhängt. In dem Fontaktoskop, einem Elektroskop von besonderer Konstruktion, besitzen wir heute ein bequemes Mittel, um die Stärke der Radioaktivität einer Quelle zu messen. Derartige Messungen wurden an fast allen bekannteren Heilquellen vorgenommen; sie ergaben, daß die einzelnen Quellen sehr verschieden stark aktiv sind und daß hierbei auch der mineralogische Charakter des Bodens von Einfluß ist. Die Erkenntnis, daß die radioaktiven Wasser eine Heilwirkung auszuüben vermögen, war die Veranlassung zu Versuchen, die solches Wasser auf künstlichem Wege zu gewinnen bezweckten. Durch Eintauchen eines unlöslichen Radiumpräparates in das zu behandelnde Wasser wurde in der Tat erreicht, daß das Wasser radioaktiv wurde, und zwar beträchtlich stärker als die meisten natürlichen Quellen. In Stockholm, wo diese Versuche angestellt wurden, hat sich bereits eine Aktiengesellschaft gebildet, die solches Wasser zu Trink- und Badekuren in den Handel bringt.





Die hier veröffentlichten, dem freien Meinungsaustausch dienenden Einsendungen sind unabhängig vom Standpunkte des Herausgebers

Politische und religiöse Massendemonstrationen

In der „Rundschau" der Aprilnummer des „Türmers" ist unter dem Titel „Christus in Berlin" das Erhebende der religiösen Massendemonstrationen in der Reichshauptstadt geschildert worden. Die Ausführungen scheinen mir der Ergänzung bedürftig. Denn einer einseitigen Wertschätzung steht doch auch eine recht große Gefahr gerade bei religiösen Demonstrationen gegenüber.

Recht klar wird das, wenn man die andere Art von Demonstrationen, die wir jetzt in Berlin erlebt haben, danebenstellt. Religiöse und politische Massen haben in Berlin Zeugnis abgelegt, aber des Unterschiedes der beiden Arten von Demonstrationen muß man sich bewußt bleiben: die politischen Demonstranten erwarten einen positiven Erfolg, die religiösen nur einen „negativen", d. h. sie erwarten nicht, daß jemand dadurch gebessert oder besser gestellt würde. Eine Wirkung dieser Art muß ihrem Ziel ganz fern liegen! Das, was bei den religiösen Demonstrationen Selbstzweck ist und bleiben muß: das Aufzeigen der Masse der Anhänger, das ist bei den politischen nur Mittel zum Zweck, etwas zu erreichen: eine Änderung des jeweiligen Zustandes, eine Besserung.

Sowie die religiösen Demonstrationen derartiges beabsichtigen: etwa Werbung von Anhängern, Hinführung zum Christentum, Bekehrung und sonst dergleichen — von diesem Momente ab stehen sie auf dem gleichen Niveau mit den politischen: sie erwarten ebenso wie diese die Erfüllung ihrer Ideale durch Masseneinfluß und Massenbeeinflussung: durch Massensuggestion.

Ob man nun von dieser Erkenntnis aus politische Demonstrationen gutheißen will oder nicht, das sei hier unerörtert; nur das sei erwähnt: man soll sie nicht bei dem Bund der Landwirte als berechtigt anerkennen und den Sozialdemokraten verbieten wollen!

Nicht etwa das ist der Unterschied zwischen religiöser und politischer Demonstration, was ein Pastor als Versammlungsredner den Hörern — unter Beifall der Menge — „demonstrierte": Wenn wir demonstrieren, dann demonstrieren lauter — Persönlichkeiten. „Was" bei den Sozialdemokraten demonstriert, das ließ er fort! — Vielleicht aus Taktgefühl?! —

Aber nehmen wir doch einmal diesen Gegensatz an: hier protestieren „Persönlichkeiten", dort protestieren „nur" „Proletarier", worauf kommt es dann an? Nicht auf die „Persönlichkeit", nicht auf den „Proletarier" zunächst, sondern vor allem darauf, daß eine große Masse sich so nennt und zu solcher Anschauung bekennt!

Betrachtet man nun die Seite der religiösen Demonstrationen, daß sich viele davon einen persönlichen Gewinn, eine tatsächlich wirkende Propaganda und Ausbreitung der christlichen Religion, der Kirchenmacht oder des Wirkungskreises der Bibel versprechen, dann muß

man doch sehr skeptisch werden, ob der Nutzen solcher Demonstration: der zahlenmäßige Nachweis einer großen Anhängerschaft an Christus und die Kirche, den Schaden aufwiegt, den eine so verstandene Demonstration anrichten müßte!

Denn mit der Erwartung einer wirksamen Propaganda durch Massenaufmarsch und durch Massenversammlungen muß notwendigerweise bei vielen Christen eine Veräußerlichung der christlichen Religion, eine Verflachung dessen eintreten, was das Christentum eigentlich in dem Menschen wecken will. Der äußerliche Nutzen der Demonstration wäre dann um einen sehr teuren Preis erkauft: durch das Drangeben inneren Lebens vieler Menschen.

Die politischen Parteien müssen Mitläufer haben — es ist nun einmal so bei allen Parteien, bei der einen mehr, bei der anderen weniger. Aber Mitläufer einer Religion, unserer Religion wollen wir Christen doch wahrlich in unserem Zeitalter nicht mehr züchten!

Ein positiver Theologe in Berlin



Dorfmoral

Im Novemberheft des Türmers befindet sich ein Artikel, betitelt: „Dorfmoral", in welchem ein Herr Fritz Schädel die Landbewohner in schärfster Weise angreift und ihnen mangelnde Moral, mangelndes Kunstverständnis, Eitelkeit, Freude über das Unglück des Nächsten und dergleichen vorwirft. „O, wie sind wir Landbewohner arm", so ruft Herr Schädel, indem er sich selbst zu den bedauernswerten Landbewohnern zählt.

Wenn ich als Landbewohner diesen Ausführungen entgegentrete, so bitte ich die verehrten Leser um Entschuldigung, daß ich mich bisweilen nicht einwandfrei ausdrücke, ich bin kein Journalist von Beruf, besitze keine akademische Bildung, sondern bin ein schlichter Bauer, der wochentags auf dem Felde bei der Frühjahrsbestellung zu tun hat, und der die Osterfeiertage benützt, um sich geistig mit den Abhandlungen des Türmers zu beschäftigen.

Sind wir Dorfbewohner so verworfen, wie wir von Herrn Schädel geschildert werden? „Könnte der Künstler alles darstellen! Unsere (der Landbewohner) Reinheit schwände gleich Winterschnee im Frühlingsschein", so sagt Herr Schädel. Er wird logischerweise weiter folgern: „Was ist die Sittenreinheit der städtischen Bewohner erhaben gegenüber der Moral der Landleute!" Die Statistik lehrt zwar, daß auf dem Lande ebensogut uneheliche Kinder, daß auf dem Lande prozentual sogar mehr Kinder geboren werden, als in der Großstadt. Aber wie raffiniert gestaltet sich das Geschlechtsleben in den großen Kulturzentren, gegenüber dem natürlichen Vorgange auf dem Lande! Gibt es auf dem Lande käufliche Dirnen? Solange das platte Land noch den Geburtenüberschuß liefert, um die in der Großstadt lebenden, vielfach degenerierten Familien mit immer neuem, gesundem Blute zu mischen, so lange ist es um die Zukunft Deutschlands noch nicht schlecht bestellt.

Nun zur Frömmigkeit der Landleute. Ich will zugeben, daß man auf dem Lande in Ausnahmefällen nicht auf dem rein positiven Standpunkte des Wunderglaubens und des Glaubens an die biblische Schöpfungsgeschichte stehen mag. Ein Landwirt, welcher Vieh- und Pflanzenzüchter ist und sich von seiner Jugend an mit tier- und pflanzenbiologischen Fragen beschäftigt, wird kaum umhin können, über die Lehren der Forscher Darwin, Häckel, Plate u. a. nachzudenken. Eingehendes Studium dieser Forschungsergebnisse über natürliche Zuchtwahl, Entstehung der Arten, Mendelsche Vererbungstheorie, Abstammungslehre usw. läßt sich nicht immer vereinbaren mit der biblischen Schöpfungsgeschichte. Wenn trotzdem auf dem Lande ein regerer Kirchenbesuch festzustellen ist als in der Stadt, so ist diese Tatsache wohl kaum aus dem Bedürfnis des Dorfbewohners „zu schlafen" zu erklären, vielmehr ist der Grund, daß der Dorfbewohner infolge seiner innigen Berührung mit der ihn rings umgebenden Natur überall

Der Morgen — Johannes Schilling

in Wald und Feld das Walten einer alles umfassenden Gottheit spürt. Wenn ich über meine Felder dem nahen Walde zugehe, wenn ich das Rauschen der Jahrhunderte alten Eichen und Buchen vermischt mit dem tausendstimmigen Vogelgesang vernehme, wenn flüchtige Rehe und Hasen vor mir in dem hohen von gotischen Säulen getragenen Waldesdome aufspringen, wenn ich an den Jahrtausende alten Opfersteinen und Hünengräbern vorbei zu der im Waldesdickicht verborgen liegenden Kirchenruine gehe und darüber nachdenke, wie meine Altvordern hier vielleicht vor 500 bis 1000 Jahren zum heiligen Abendmahl gegangen, wie vor vielen tausend Jahren unsere altgermanischen Vorfahren hier an geweihter Stätte ihr Opfermahl zur Erinnerung an die Gewinnung des Feuers gehalten haben mögen, so überschleicht mich stets das Gefühl: „wie klein ist der Mensch, wie gewaltig groß ist Raum und Zeit, wie gewaltig ist Gott!" So oft ich Gelegenheit gehabt habe, in der Großstadt zu weilen, haben mich derartige Gedanken an die Gottheit nie beschäftigt. Ich kann mir kaum denken, daß ein Berliner, welcher von der Friedrichstraße nach den Linden schlendert und den Schönen der Straße unter den Topfhut guckt, gleichzeitig sich im Geiste mit religiösen Problemen beschäftigen wird.

Herr Schädel führt weiter aus: „Wir Landbewohner sind froh, daß unser Nächster ein Stück zurückgekommen ist. Allemal geben wir ein Auge drum, wenn dem andern zwei eingeschlagen werden. Das ist unser Gemeinsinn. Schau hinein in unser Familienleben, wie die Ehen zustande kommen. Nutzen — Geld!"

Ich frage Herrn Schädel, ob er eine blasse Ahnung davon hat, wie auf dem platten Lande das Genossenschaftswesen sich von Jahr zu Jahr weiter ausbreitet? Einer für alle, und alle für einen! Das ist unser Gemeinsinn, Herr Schädel! Die Geschichte, die Statistik des ländlichen Genossenschaftswesens beweist, daß die Landbewohner sich selbst zu helfen gelernt haben zum Vorteil eines jeden einzelnen und zum Segen für das gesamte Vaterland.

Für uns Landbewohner werden nun zwar die Ehen auch nicht im Himmel geschlossen, da reden die Eltern häufig mit hinein. Im großen und ganzen kommen aber auf dem Lande nicht so viel Ehescheidungen vor wie in den Großstädten, ein Zeichen, daß es auch auf dem Dorfe noch glückliche Ehen gibt. Bedauerlich ist es nur, daß so viele vermögende und unvermögende Bauernmädchen, geblendet durch das schillernde Leben der Großstadt, ihr heimatliches Dorf verlassen und städtische Beamte, Kaufleute usw. heiraten, um nachher krank an Seele und Leib sich vor Heimweh zu verzehren.

Zum Schluß seines Artikels sagt Herr Schädel: „Wir sind so eitel — erhaben, ich möchte — nein, wir sind so arm!"

Ich bin als schlichter Bauer stolz, daß ich auf derselben Scholle sitze, die meine Vorfahren nachweislich schon vor dem Dreißigjährigen Kriege inne hatten. Ich bin stolz darauf, daß es dank der Sparsamkeit meiner Eltern mir möglich gewesen ist, meine Wirtschaft zu vergrößern und das benachbarte Rittergutsvorwerk hinzuzupachten, wo jahrhundertelang bis zum Jahre 1820 meine Vorfahren Herrendienste geleistet haben. Ich bin stolz, daß ich jahraus, jahrein denselben Acker bewirtschafte, den meine Vorfahren mit saurem Schweiße gedüngt haben; aber eitel — erhaben? nein, eitel bin ich nicht. Eitel sind auch meine Berufsgenossen nicht. Aber bauernstolz, das sind wir alle. Wenn wir es nicht wären, wären wir keine deutschen Bauern mehr.

Verachten uns die Städler wegen dieser unserer ländlichen Eigenart, halten sie uns für Leute, die geistig arm sind, „ohne Verständnis für alles Gute, Wahre, Schöne" — wir können es nicht ändern.

Wenn uns aber Herr Schädel den Vorwurf macht: „Fast dem Tiere gleich lebten wir Bauern dahin!" so muß ich ihm erwidern, daß wir Bauern uns derartige liebenswürdige Schmeicheleien ganz entschieden verbitten.

Fritz Kruse



Die schulentlassene Jugend

(Zu dem Artikel in Heft 5, Jahrg. XII)

In dem oben näher bezeichneten Artikel hat Otto Corbach Gedanken ausgeführt, die nicht unwidersprochen bleiben können.

Mit welchem Recht behauptet der Verfasser: die Schule spiele heutzutage in der bildenden Welt keine allzugroße Rolle mehr? Sind nicht viele recht bedeutenden Männer unseres Volkes wenigstens einige Jahre durch die Volksschule gegangen? Beweisen denn die Fälle eines Darwin, Humboldt, daß unsre Schule nichts wert ist? Solche Männer, die in landläufigem Sinne „schlechte" Schüler waren, werden ihren Bildungsweg fast immer auf eigenartige Weise machen. Darin zeigt sich vielleicht auch grade das Genie.

Ich gebe gern zu, daß manches in unsrer heutigen Volksschule besser sein und gemacht werden könnte. Aber dem Staate nun zu sagen: du hast mit deinen Schulen Fiasko gemacht, das ist doch wohl etwas zu weit gegangen. Wir haben sicherlich nicht allzuviel Grund, uns in Deutschland und Preußen ob unsrer überlegenen Kultur zu überheben, doch in bezug auf Schulen und Volksbildung können wir den Vergleich mit andern Ländern recht gut aushalten. Man lese nur folgendes: „Das belgische ‚Journal des instutiteurs' teilte in Nr. 48 die befremdliche Tatsache mit, daß in Flandern (genau wie in Portugal) Orte mit 70 % Analphabeten vorkommen. Nach den Gründen dieser Erscheinung braucht man nicht lange zu suchen, wenn man Nr. 49 desselben Blattes zur Hand nimmt, das folgenden Stundenplan bringt: Montag, 3. Januar 1910, vormittag (5., 6. und 7. Schuljahr). 1. Morgengebet, Gebote, gute Meinung, drei Gesetzchen Rosenkranz, Evangelium. 2. Rechnen. 3. Drei Gesetzchen Rosenkranz. 4. Pause. 5. Zwei Gesetzchen Rosenkranz. 6. Geographie. 7. Litanei zur hl. Jungfrau. 8. Zwei Gesetzchen Rosenkranz. Schluß: 11 Uhr 30 Minuten."

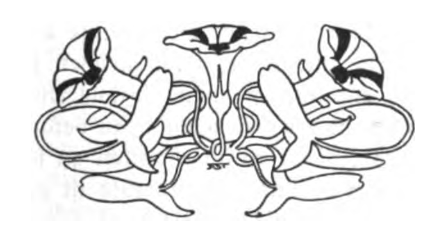
Otto Corbach gibt natürlich dem Religions-Unterricht in unsern Volksschulen einen kleinen Seitenhieb. Das ist ja immer der Fall bei denen, die unsrer vielgeschmähten, für alles verantwortlich gemachten Volksschule etwas am Zeug flicken wollen. Meistenteils zeugt das aber davon, daß sie seit ihrer eignen Schulzeit vielleicht keinen Religions-Lehrplan zu Gesicht bekommen haben. Welche Schulbehörde verlangt, und welcher Lehrer betreibt heute noch „das unausgesetzte Auswendiglernen von biblischen Geschichten, Gesangbuchversen usw."? In welcher Volksschule besteht der Religions- und Moralunterricht großenteils aus diesen Dingen? Allerdings ist zur Stärkung des religiösen Gefühls Religions-Unterricht nötig; denn „das religiöse Gefühl muß hineingerückt werden in das helle Licht des Bewußtseins, damit das Göttliche ihm bewußt werden kann." „Die Schule muß den Schülern idealen Umgang verschaffen mit den großen religiösen Persönlichkeiten der Heilsgeschichte und Kirchengeschichte, damit diese mit aller Macht auf die Kinder wirken können." Und da muß die Kenntnis der Tatsachen von den Schülern gefordert werden. Aber dazu ist kein „unausgesetztes Auswendiglernen" nötig. Ein solches geschieht in keinem Unterrichtsfach. Und nun, was die Geist und Gemüt bildende Seite des Unterrichts anbetrifft: da möchte ich den Verfasser bitten, doch einmal dem Geschichtsunterricht in einer Oberklasse der Volksschule beizuwohnen. Es stehe zur Besprechung der Zug und das rühmliche Ende der Ostgoten. Das werde den Schülern in beredten Worten vor die Seele geführt, es werden erwähnt die Gedichte: „Gotentreue", „Die letzten Goten": die meisten unsrer Jungen werden durch solche Art der Behandlung das Gelernte auch im späteren Leben nicht vergessen und wohl auch begeistert, zu erkennen, „daß es hohe sittliche Güter gibt, für welche ein Mann ohne andern Dank und Lohn, als das Bewußtsein, seine Pflicht getan zu haben, zu sterben bereit sein muß". Und ob diese Erkenntnis die Schüler nicht auch mit tüchtig machen hilft zum späteren Kampfe des Lebens?

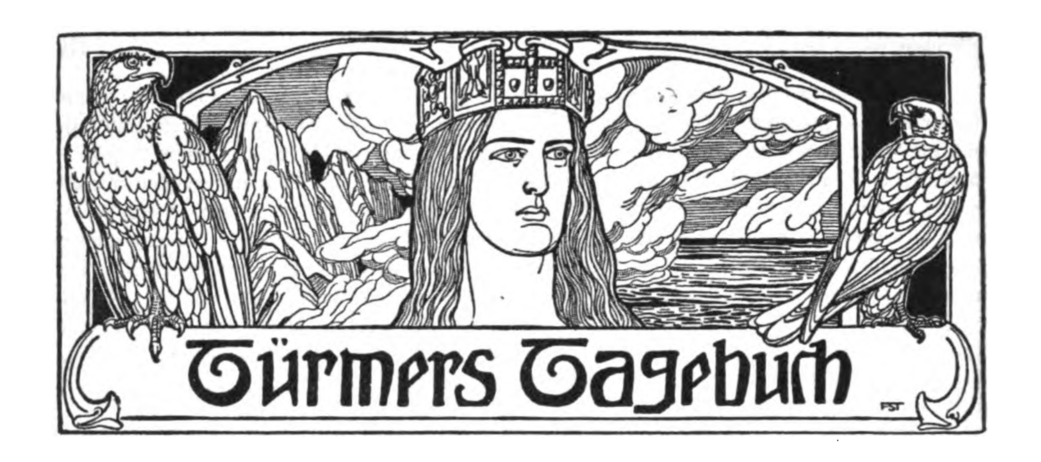


Und mit welchem Recht kann man so kühnlich behaupten, der Volksschule liege nichts ferner als das moderne Leben? Man gehe doch einmal in eine Volksschule hinein und lasse sich die Aufsätze der Schüler zeigen. Darin findet man fast nur sogenannte „freie Aufsätze", deren Themen dem Anschauungskreise der Kinder entnommen sind. Dadurch wollen wir erzielen, und wir erreichen es auch, daß alle, auch schwächere Schüler befähigt sind, wenn sie die Schule verlassen, ihre Gedanken über Erscheinungen des täglichen Lebens in klarer, einfacher Weise schriftlich niederzulegen. Ist das nicht Rücksichtnahme auf „modernes Leben"? Oder man wohne dem Rechen-, dem Geographie-, dem naturkundlichen Unterricht bei: überall zeigt sich das Bestreben, den Forderungen des „modernen Lebens" gerecht zu werden. Und wenn auch später etwas von dem Wissensstoff verloren geht, so ist das nicht gefährlich, es bieten sich ja einem strebsamen Menschen so viel Gelegenheiten, sein Wissen zu bereichern, wann und wo er will.

Und nun noch eins. Der Verfasser sagt: „Wer bis zum 14. Lebensjahre nicht gelernt hat, von der Freiheit rechten Gebrauch zu machen ..." Ja, wie denkt der Herr Verfasser sich den „rechten" Gebrauch der Freiheit bei einem 14jährigen jungen Menschen? Der gehört noch in feste Hände, die ihm nicht ängstlich jeden Schritt vorzuschreiben nötig haben, ihm aber wohl Halt und Stütze geben müssen, bis er allein den Weg findet. Es beweist eine völlige Verkennung der Tatsachen, wenn man 14jährigen Volksschülern sagen soll: „So, ihr seid jetzt Herren eures Tun und Handelns, macht rechten Gebrauch von eurer Freiheit". Wie mancher würde dann erst recht fallen und untergehen im Strome des Lebens. Da will nun die Pflichtfortbildungsschule eintreten. Auf die Mängel, die ihr noch anhaften, wollen wir heute nicht näher eingehen. Sie ist noch in der Entwicklung begriffen. Sehen wir darum, wie sie weiterbaut auf dem Grunde, den die Volksschule gelegt hat, und wie sie die jungen Menschen stark macht, daß sie den heute so harten Kampf ums Dasein bestehen.

Paul Wuttke, Lehrer





Durch den Maulkorb — Aushungern! — Die Masse — Wie wir dem arithmetischen Zukunftsstaat zutreiben

Soeben ist der Jahresbericht der königlich preußischen Regierungs- und Gewerberäte für das Jahr 1909 erschienen. Früher waren diese Berichte mitteilsamer. Nachdem aber, wie der „Vorwärts" sich ausdrückt, „das von erschauten kapitalistischen Rücksichtslosigkeiten aufgepeitschte soziale Gewissen einzelne Beamte zu kritischen Auslassungen in ihren Berichten veranlaßt hatte, und die Unternehmer sich darüber beschwerten, da verbot der Minister dergleichen Räsonnements. Jetzt müssen die Beamten sich auf die nackte Mitteilung von Tatsachen beschränken. Nur wo besondere, in das amtliche Schema nicht hineinpassende Verhältnisse es erlauben, schlüpft noch mal eine kritische Bemerkung mit unter; sonst gleichen sich die Berichte wie ein Ei dem andern. Trotzdem enthüllen sie genug soziale Sünden, um die Öffentlichkeit und die Arbeitervertreter in der Gesetzgebung zu veranlassen, diesem wichtigen Zweige des Arbeiterschutzes erhöhte Aufmerksamkeit zu schenken.

Die Zahl der Regierungs- und Gewerberäte ist gegen das Vorjahr minimal, nämlich von 276 auf 284 gestiegen, die Zahl der Bergrevierbeamten hielt sich unverändert auf 70. Andererseits haben sich die revisionspflichtigen Fabriken und Anlagen von 146 369 auf 150 019 vermehrt, bei einer Zunahme der beschäftigten Arbeiter von 3 019 137 auf 3 061 430. Die Zahl der der Bergpolizei unterstehenden Gruben, Salinen und Aufbereitungsanstalten ist von 2215 auf 2125 gesunken, während gleichzeitig eine Vermehrung der Gesamtbelegschaft von 706 818 auf 723 669 eintrat. Außer der sich daraus ergebenden Mehrarbeit der Beamten sind diese auch noch durch eingehendere Beschäftigung mit Spezialfragen und durch Polizeiverordnungen stark in Anspruch genommen worden. Die ersteren betreffen die Nebenbeschäftigung jugendlicher Arbeiter in Walz- und Hammerwerken und in Glashütten, die Durchführung der Bekanntmachung betreffend den Betrieb von Anlagen der Großeisenindustrie vom 19. Dezember 1908, die Unfälle in der Nachtschicht, Trinkwasserversorgung, Waschgelegenheiten, Badeeinrichtungen,

Räume zum Einnehmen von Mahlzeiten usw. in Anlagen der Großeisenindustrie oder, falls im Bezirk keine nennenswerten Anlagen der Großeisenindustrie vorhanden sind, die Versorgung der Arbeiter mit Trinkwasser und die Frage: Haben die Arbeiter morgens vor Beginn der Arbeit gefrühstückt?

Selbstverständlich hat die allgemeine Aufsichtstätigkeit unter der Extraarbeit der Beamten mehr gelitten als in den ziffernmäßigen Revisionsnachweisen in die Erscheinung tritt. Insgesamt wurden 153 649 Revisionen und 24 319 Unfalluntersuchungen ausgeführt gegen 152 391 Revisionen und 23 757 Unfalluntersuchungen im Jahr vorher. Da eine Anzahl Fabriken mehrmals revidiert wurde, blieben 731 138 = 52,1 % der Werke von jeder Revision verschont. In den revidierten Anlagen waren 2 501 895 Personen = 81,7 % der Gesamtzahl beschäftigt. Da im vergangenen Jahre 82,3 % der revisionspflichtigen Arbeiterschaft von der gewerblichen Aufsichtstätigkeit erfaßt wurden, ist in dieser Beziehung ein direkter Rückschritt zu konstatieren. Von den der Bergbaupolizei unterstehenden Werken blieben 101 mit 458 Mann Belegschaft unrevidiert.

Dürften die Beamten alle ihre Erfahrungen mitteilen, besonders in bezug auf das Raffinement der Unternehmer bei der Umgehung und frechen Übertretung der Arbeiterschutzbestimmungen und über die Skrupellosigkeit bei der Ausbeutung der Arbeitskraft, es käme sicherlich ein netter Beitrag zur ‚Kulturgeschichte' des Kapitalismus heraus. Unter den obwaltenden Umständen genügt aber auch das, was als kritischer Niederschlag in den Berichten aufzufinden ist, eine helle Empörung aufflammen zu lassen."

Gleich auf der ersten Seite der nach Regierungsbezirken geordneten Berichte wird von dem Beamten des Bezirks Königsberg und Allenstein den Beteiligten ins Stammbuch geschrieben:

„Das Verhältnis der Gewerbeaufsichtsbeamten zu Arbeitgebern und Arbeitern hat sich im allgemeinen zur Zufriedenheit gestaltet. Hier und da haben nur Arbeitgeber sich durch das Vorgehen der Beamten beschwert gefühlt. Dazu gehörten zumal Großgrundbesitzer, die neben ihrem landwirtschaftlichen auch noch gewerbliche Betriebe zu leiten haben, und die sich nur schwer daran gewöhnen konnten, die gesetzlichen Bestimmungen zu erfüllen, die für diese in Beziehung auf Arbeitsverhältnis und Arbeitszeiten Geltung haben. Sie von der Rechtmäßigkeit der Anforderungen der Beamten zu überzeugen, bedurfte es einigemal erst gerichtlicher Bestrafung."

Dann einige Tropfen Danziger Goldwasser:

„In einem Schotterwerk wurde einem Lokomotivheizer, der auf einen Wagen des in Bewegung befindlichen Arbeitszuges springen wollte, ein Bein abgefahren. Gelegentlich der Untersuchung stellte sich heraus, daß der Lokomotivführer erst 17 Jahre alt und einige Monate vorher noch Laufbursche gewesen war. Der Firma wurde durch polizeiliche Verfügung aufgegeben, für diesen Dienst ältere und genügend vorgebildete Leute anzustellen. Ferner wurde die Herstellung ordnungsmäßiger Weichen vorgeschrieben. Für eine Kiesgrube mit geneigter Förderbahn ist die Beschaffung von Bremswagen und die Herstellung horizontaler Entladegleise veranlaßt worden."



Aus dem Landespolizeibezirk Berlin:

„Zu einer Geldstrafe von 60 ℳ wurde ein Kaufmann als Inhaber einer Fabrik verurteilt, in dessen Betrieb ein jugendlicher Arbeiter bei Bedienung einer ungeschützten Maschine verunglückt war. Im Urteil wurde ausgeführt, daß, wenn auch eine Schutzvorrichtung nicht unumgänglich notwendig war, der Angeklagte doch die erforderliche Aufmerksamkeit aus den Augen ließ, als er an der ungeschützten Maschine einen fünfzehnjährigen Arbeiter beschäftigte ...

Seitdem der Ausschuß des Verbandes Berliner Damen- und Mädchenmäntelfabrikanten beschlossen hat, ‚in der Generalversammlung den Mitgliedern zu empfehlen, revidierenden Beamten der Gewerbeinspektion jede Auskunft zu verweigern mit dem Hinweis, daß ihre Betriebe kaufmännischer und gewerblicher Natur sind‘, entstehen unausgesetzt Schwierigkeiten bei der Revisionstätigkeit; einzelne Unternehmer verwehren den Beamten überhaupt den Zutritt zu ihren Betrieben.“

Folgende Mitteilung macht der Beamte von Breslau:

„Arge Zustände traten auch in Holzbearbeitungswerkstätten, namentlich in Hinsicht auf den Schutz der Arbeiter gegen Feuersgefahr, hervor, und öfters mußte durch polizeiliche Verfügungen dagegen eingeschritten werden.“

Der Bezirk Magdeburg ist durch diese Angabe vertreten:

„Die gesetzlichen Vorschriften für den Dampfkesselbetrieb werden noch immer mangelhaft befolgt. Bestrafungen mußten herbeigeführt werden, weil Dampfkessel ohne vorhergegangene Abnahmeuntersuchung betrieben worden waren, weil Sicherheitsventile eigenmächtig verändert worden waren, weil solche überlastet worden waren und der zulässige Dampfdruck überschritten worden war, weil der Wasserstand zu niedrig gehalten, weil nicht für ständige Beaufsichtigung des Kesselbetriebes gesorgt wurde usw. Je nach den Umständen wurden der Besitzer oder der Heizer oder auch beide bestraft.“

Über ähnliche Verstöße berichtet der Beamte von Potsdam:

„Bei den Revisionen wurden zahlreiche Arbeitsräume vorgefunden, deren Zustand den Anforderungen bezüglich der Unfall- oder Feuerverhütung nicht entsprach; in mehreren Fällen waren die Räume so baufällig, daß ein Einschreiten der Baupolizeibehörde veranlaßt werden mußte ... Häufig mußten Anordnungen über die feuersichere Lagerung von Mineralölen veranlaßt werden ... In einer Schlosserwerkstatt wurde ein Dampfkessel angetroffen, der ohne Genehmigung aufgestellt war ... In vier Betrieben hatten die Kesselheizer die Sicherheitsventile beschwert oder festgekeilt ...“

Auf recht idyllische Verhältnisse läßt eine Mitteilung aus dem Bezirk Lüneburg und Stade schließen:

„Übermäßig lange Arbeitsdauer wurde bei dem Dampfkesselheizer einer Gerberei festgestellt. Dieser war längere Zeit hindurch in jeder Woche dreimal 36 Stunden lang ununterbrochen beschäftigt gewesen (!). Es gelang, den Besitzer der Anlage davon zu überzeugen, daß die Gesundheit des Heizers und auch die Sicherheit des Dampfkesselbetriebes dadurch gefährdet seien, und ihn zu veranlassen, den Heizer fernerhin nur am Tage zu beschäftigen.“

Brutale Kinderausbeutung konstatierte der Beamte des Frankfurt a. O.-Bezirkes mit folgender Angabe:

„In einer neu in Betrieb gekommenen Glashütte wurde ein zwölfjähriges ungarisches Mädchen mit einer Arbeitskarte in der Einbindestube beschäftigt vorgefunden ... Ein Pächter einer Schneidemühle hatte zwei Schulmädchen, darunter seine eigene Tochter, mit Handreichungsdiensten beschäftigt und wurde deshalb bestraft. Bekannt wurde der Fall dadurch, daß das fremde Kind in die Kreissäge geriet und drei Finger verlor."

„Setzt so", bemerkt der „Vorwärts", „das Unternehmertum den Gesetzen und den Staatsbeamten hartnäckigen Widerstand entgegen, findet es doch bei den Aufsichtsbehörden mit den Wünschen auf Bewilligung von Ausnahmen das allerweitgehendste Entgegenkommen. Obwohl Tausende Arbeiter vollständig beschäftigungslos waren, Not und Elend infolgedessen weite Verbreitung fand, wurden über den Umfang des Vorjahres hinaus Überstunden bewilligt. Sonntagsarbeit z. B. auf Grund des § 105 f der Gewerbeordnung für 948 Betriebe mit insgesamt 515 328 Stunden und 47 946 Arbeiter, während im Jahre vorher sich dieser Begünstigung nur 711 Betriebe mit 428 169 Stunden für 40 555 Arbeiter erfreuen durften. Für Arbeiterinnen genehmigte die Polizei eine verlängerte Arbeitszeit an Sonnabenden in 8019 Fällen gegen nur 4646 Bewilligungen im Vorjahre. Die für Wochentage über die gesetzlich zulässige normale Arbeitszeit hinaus bewilligte Überzeitarbeit ergibt insgesamt für 34 777 Arbeiterinnen 470 123 Stunden gegen 323 120 Stunden für 21 097 Arbeiterinnen im Vorjahre.

Selbstverständlich war mit den bewilligten Ausnahmen der Hunger nach billiger weiblicher und kindlicher Arbeitskraft nicht befriedigt. Von keiner Angst vor drakonischen Strafen abgeschreckt, wurden die zum Schutze jugendlicher und weiblicher Arbeitskräfte erlassenen Schutzbestimmungen unbedenklich übertreten. Jedenfalls ist nur ein Bruchteil der Übertretungen zur Kenntnis der Beamten gelangt. Verstöße gegen die zum Schutze jugendlicher Arbeiter erlassenen Bestimmungen ermittelten die Beamten in 5662 Anlagen, 1126 Personen wurden bestraft. Wegen Übertretungen der als Arbeiterinnenschutz gedachten Bestimmungen in 2925 Anlagen erlitten 607 Personen Bestrafungen."

Die von den Unternehmern bekundete Mißachtung der Gesetze, ihre Renitenz gegenüber den Beamten finde nicht nur in der Zuvorkommenheit der Behörden bei Bewilligung von Ausnahmen, sondern auch in der *auffallenden Milde der Gerichte*, wenn sie wegen Übertretung der Arbeiterschutzgesetze zu urteilen haben, „einen ergänzenden Beitrag zum Kapitel von der kapitalistischen Gesellschaftsordnung.

Wie der Beamte des Arnsberger Bezirks lakonisch — er *darf* ja nicht anders — mitteilt, sind wiederholte Verstöße gegen das Kinderschutzgesetz mit — 3 bis 30 *M* ‚bestraft' worden.

Aus dem Bezirk Breslau wird berichtet:

‚In einem Bezirke waren vier Todesfälle die Folgen vorschriftswidrigen Abbaues. In einem dieser Fälle erfolgte Verurteilung des Ziegeleibesitzers zu 14

Tagen und des Ziegelmeisters zu vier Wochen Gefängnis wegen fahrlässiger Tötung. Zweimal wurde auf Freisprechung erkannt, und im vierten Falle kam es zur Einstellung des Verfahrens. Zu diesem unbefriedigenden Ergebnis trug der Umstand wesentlich bei, daß der Gewerbeinspektor von den Vorgängen zu spät Kenntnis erhielt und die genaue Feststellung des örtlichen Zustandes nicht alsbald vornehmen konnte ... Mehrere Betriebsleiter wurden mit 10 bis 30 ℳ bestraft, weil sie sich dieser Prüfung entzogen hatten und den Befähigungsnachweis nicht führen konnten. Zwei Arbeiter wurden in einem Steinbruch zu Beginn der Mittagspause vom Aufsichtsbeamten überrascht, als sie Sprengschüsse angezündet hatten, ehe sich die Belegschaft aus dem Bruch zurückgezogen hatte; das Schöffengericht erkannte auf je 6 ℳ Geldstrafe. Einem Unternehmer, welcher der Erfüllung einer auf die Herstellung von Schutzeinrichtungen gerichteten Verfügung Widerstand entgegengesetzt hatte, wurde gerichtlich eine Strafe von 10 ℳ zuerkannt.'

Im Hildesheimer Bezirk wurde wegen fahrlässiger Tötung der Betriebsleiter einer Sandgrube zu zwei Monaten und der Besitzer und Schachtmeister eines Steinbruchs zu je zwei Wochen Gefängnis verurteilt. *Für solche Strafe darf man nicht einmal einen Streikbrecher beleidigen.* Das kostet mehr! Danach kann man ermessen, wie hoch bei uns Arbeiterleben und wie hoch — nicht vorhandene Streikbrecherehre gewertet wird.

Recht delikate Geschichten weiß der Beamte des Bezirkes Minden zu berichten:

,Mehrfach wurde beobachtet, daß Spucknäpfe zum Anfeuchten der Tabakblätter benutzt wurden. Zur Beseitigung der vorgefundenen Mißstände in den erwähnten 216 Betrieben mußten 51 polizeiliche Verfügungen auf Grund des § 120 d der Gewerbeordnung erwirkt und die Einleitung des Strafverfahrens gegen 24 Betriebsinhaber und Werkmeister veranlaßt werden, was, abgesehen von den noch schwebenden Verfahren, die gerichtliche Bestrafung von 19 Personen zur Folge hatte; die erkannten Geldstrafen bewegten sich zwischen 3 und 30 ℳ!

Nach Mitteilung aus dem Kasseler Bezirk wurde dort ein Unternehmer wegen ,wesentlicher Verstöße' gegen die Unfallverhütungsvorschriften mit sage und schreibe 5 ℳ ,bestraft'. In Schleswig wurden Unternehmer sogar zu der horrenden Strafe von — 1 ℳ verurteilt! Wegen Vergehen gegen das Kinderschutzgesetz erkannten die Gerichte auf 3 bis 15 ℳ Geldstrafe. Die Beschäftigung jugendlicher Arbeiter bis zu 16 Stunden täglich kostete hier — 10 ℳ. Wegen Nachtbeschäftigung von Arbeiterinnen mußte ein Unternehmer 5 ℳ zahlen; dasselbe kostete wiederholte unerlaubte Beschäftigung an Sonntagen. Bände spricht folgende lapidare Meldung des Breslauer Bergrevierbeamten:

,Wegen Zuwiderhandlungen gegen die gesetzlichen und bergpolizeilichen Vorschriften, und zwar meist wegen fahrlässiger Tötung oder fahrlässiger Körperverletzung, wurden 40 Strafanträge gestellt. In 5 Fällen erfolgte Freisprechung und in 25 Fällen Verurteilung; in den übrigen 10 Fällen schwebt das Verfahren. Die höchste Freiheitsstrafe von drei Monaten Gefängnis erhielt ein Arbeiter wegen fahrlässiger Körperverletzung in Tateinheit mit Vergehen gegen das Sprengstoffgesetz; die höchste Geldstrafe betrug 210 ℳ. Ein Betriebsführer, gegen den wegen fahrlässiger Körperverletzung Strafantrag gestellt war, wurde freigesprochen.'

Welche Beruhigung muß es einflößen, daß wegen der schweren Vergehen eine Höchststrafe von drei Monaten verhängt und — natürlich ein Arbeiter davon betroffen wurde. Die Erfahrungen, die das Unternehmertum mit den Gerichten machte, wenn es sich um freche Verletzung der Arbeiterschutzgesetze handelt, reizen direkt zu weiteren Übertretungen auf. Stehen doch die Strafen gewöhnlich in gar keinem Verhältnis zu den Gewinnen, die man bei den Gesetzesübertretungen herausschlägt. Der Arbeiterschutz in Preußen ist eines der am ärgsten vernachlässigten sozialen Stiefkinder. Eine Besserung ist nur durch die Anstellung von Arbeiterkontrolleuren zu erwarten.

Wie die besonderen Nachweisungen über die neuen Bestimmungen betreffend Regelung der Arbeitszeit in Hütten und Walzwerken ergeben, beträgt die tägliche Arbeitszeit hier im allgemeinen noch 12 Stunden, die nur in wenigen Fällen infolge der Pausen bis auf eine Arbeitsdauer von 10 Stunden hinabgeht. Die Überzeitarbeit ist außerordentlich stark an der Tagesordnung. In manchen Betrieben sind an die 90 % der Gesamtarbeiterschaft gezwungen, Überstunden zu leisten, und machen diese vielfach bis zu ¾ Stunden pro Tag und Mann aus. Die Feststellungen über die Beschäftigung jugendlicher Arbeiter hatten u. a. folgende Resultate: Der Beamte von Potsdam meldet:

‚Aus einer Unfallanzeige ging hervor, daß in einer Brauerei jugendliche Arbeiter in der Nachtschicht beschäftigt wurden; eine Nachrevision bestätigte dies. Der Brauführer und der Werkmeister wurden zu je 10 ℳ Geldstrafe verurteilt.‘

Aus Magdeburg wird berichtet, ein Mühlenbesitzer und ein Zuckerfabrikant seien wegen verbotener Nachtbeschäftigung jugendlicher Arbeiter bestraft worden. In Walz- und Hammerwerken wurden 30 Jugendliche in regelmäßiger Tag- und Nachtschicht beschäftigt. Im Bezirk Lüneburg wurden 39 Jugendliche nachts beschäftigt. Wegen verbotswidriger Nachtbeschäftigung Jugendlicher verurteilte das Gericht einen Molkereibesitzer zu 5 ℳ Strafe. Im Bezirk Münster beschäftigte ein Walzwerk 34 Jugendliche regelmäßig auch des Nachts. Das gleiche gilt von 35 in Glashütten beschäftigten Jugendlichen. Aus dem Bezirk Düsseldorf wird mehrfach über verbotswidrige Nachtbeschäftigung Jugendlicher berichtet. 23 Walz- und Hammerwerksbetriebe machten von der Vergünstigung, Jugendliche auch nachts beschäftigen zu dürfen, Gebrauch; infolgedessen arbeiteten hier 416 Jugendliche regelmäßig in Tag- und Nachtschicht. Im Arnsberger Bezirk werden Jugendliche vielfach in Glashütten nachts beschäftigt, ferner in 23 Walzwerken, die 425 Jugendliche regelmäßig in Tag- und Nachtschicht arbeiten lassen.

Die meisten Beamten glauben konstatieren zu können, daß die Nachtarbeit die Unfallgefahr nicht erhöhe, ja es wird sogar die Ansicht ausgesprochen, nachts passierten relativ weniger Unfälle als bei Tage. Die Trinkwasserversorgung wird im allgemeinen als befriedigend bezeichnet, dagegen fehlt es noch sehr viel an zweckentsprechenden Wascheinrichtungen, Räumen zum Einnehmen von Mahlzeiten und an Gelegenheit, morgens vor Beginn der Arbeit ein warmes Frühstück einzunehmen, was besonders für Arbeiter, die bereits einen anstrengenden Marsch zur Arbeitsstelle hinter sich haben, dringend wünschenswert ist.“

Die Aufsichtsbeamten geben wiederholt der Ansicht Ausdruck, daß Unkenntnis über die gesundheitlichen Gefahren die bestehenden Mißstände und Übertretungen der gesetzlichen Vorschriften verschulden. Dem „Vorwärts“ scheint: „kostete die Beseitigung der Mißstände und die Beachtung der Arbeiterschutzgesetze nichts, so brauchte man nicht über mangelnde Kenntnis zu klagen!“

Durch den aufgezwungenen Maulkorb gesprochen, aber doch gesprochen —: läßt sich von diesen Bekundungen pflichtgetreuer königlich preußischer Regierungsbeamten sagen.

* * *

Höchst sonderbare Begriffe von ihren Rechten und Pflichten scheinen noch in gewissen Arbeitgeberkreisen zu herrschen. Wird das hier wieder einmal von Regierungs*beamten* — nicht gerade mit der Aussicht, einen Orden dafür zu erhalten, amtlich bezeugt, so hat nun die Regierung in dem sich anbahnenden *Riesenkampfe im Baugewerbe* an sich selbst erfahren müssen, welcher Art die staatsbürgerliche Gesinnung jener Kreise ist. Sie haben den notgedrungenen, viel zu späten Vermittlungsversuch der Regierung kaltlächelnd zurückgewiesen: Laß schwätzen, wir wissen alleine, was wir wollen!

Ja, *was wollen* denn die Herren eigentlich?

Was sie *wollen*, ist einfach *Kampf*, Kampf bis aufs Messer, bis zum Weißbluten. Was sie — zunächst wenigstens — *nicht* wollen, das ist eine irgendwie geartete *Verständigung*, denn zu einer solchen gehört immerhin ein Verhandeln mit der anderen Partei, und eben das wollen sie nicht. Ganz und gar nicht. Im Gegenteil! Sie wollen *diktieren*, nicht verhandeln. Sie wollen ein für allemal „mit der aufsässigen Bande fertig werden“, sie auf die Knie zwingen: „Friß oder stirb!“

„Es muß von allem Anfang an beachtet werden,“ betont auch die „Frankf. Ztg.“, „daß dies ein Kampf sein wird, den der Arbeitgeberbund *gewollt* hat, den er *provoziert* hat, um den Gewerkschaften einen empfindlichen, wenn möglich, einen *vernichtenden* Schlag zu versetzen. *Das* ist der *entscheidende* Gesichtspunkt für die Beurteilung der ganzen Sache, es ist *der* Gesichtspunkt, unter dem sich die *öffentliche Meinung*, wenn sie gerecht sein will, zu dem Kampfe stellen *muß*.

Schon im November mußte bei denen, die diese Sache verfolgten, die Ansicht entstehen, daß der Deutsche Arbeitgeberbund für das Baugewerbe beabsichtige, eine Machtprobe mit den Gewerkschaften zu veranstalten. Die Tarifverträge, die vor zwei Jahren geschlossen worden waren, liefen am 31. März d. J. ab und wurden gekündigt. Nun handelte es sich um den Abschluß neuer Tarifverträge, aber anstatt denselben Weg zu gehen, der im Jahre 1908 zum Frieden geführt hatte, und unter Vermittlung von Unparteiischen zu verhandeln, eröffnete der Arbeitgeberbund die Kampagne mit einem Ultimatum. Als im November v. J. die Vorverhandlungen begannen, überreichten die Vertreter des Arbeitgeberbundes ein stark verändertes Vertragsmuster und bezeichneten als unabänderlich die Forderung auf Einführung von Klassenlöhnen, von einseitigen Zwangsarbeitsnachweisen der Unternehmer und dergleichen mehr. Bei dieser Sachlage mußten sich die Ver-

handlungen natürlich sofort zerschlagen. Es ging aber daraus hervor, daß es dem Arbeitgeberverbande, wenigstens zunächst, gar nicht um eine Einigung mit den Gewerkschaften zu tun war. Es ging hervor aus der ganzen Art und Weise, wie die Sache eingeleitet wurde, und aus den Forderungen. Man braucht nur auf eines hinzuweisen: auf die Forderung, daß die Gewerkschaften im Tarifvertrag den einseitigen Arbeitsnachweis der Unternehmer anerkennen sollten. Wer irgend etwas von diesen Dingen versteht, der müßte wissen, daß das eine ganz unmögliche Forderung ist. Wenn Unternehmer einen Arbeitsnachweis einführen, den sie allein in Händen haben, und mit dem sie also auch Maßregelungen aller Art durchführen können, und wenn die Arbeiter nicht in der Lage sind, sich diesem Arbeitsnachweis zu entziehen, so müssen sie ihn eben hinnehmen. Niemand aber kann erwarten, daß Gewerkschaften diesen Arbeitsnachweis auch noch ausdrücklich anerkennen würden, und ganz gewiß werden das nicht Gewerkschaften vom Range der Verbände der Maurer und Zimmerer tun. Wenn also dennoch diese Forderung erhoben wurde, so war es klar, daß der Arbeitgeberbund den Frieden gar nicht wollte.

Immerhin wäre es ja möglich gewesen, daß sich der Bund inzwischen eines Besseren besonnen hätte. Aber das geschah nicht. Als der Bundesvorstand die Dresdener Beschlüsse veröffentlichte und dann noch genauer darlegte, was er von den Arbeitern verlangt, da zeigte es sich, daß der Arbeitgeberbund auf dem kriegerischen Standpunkt verharrt, denn die Forderungen, an denen die Verhandlungen gescheitert waren, kehrten wieder, und es sind noch andere dazugekommen, die den Gewerkschaften als ebenso unannehmbar erscheinen. In der Resolution, die die Maurer und baugewerblichen Hilfsarbeiter gestern faßten, sind diese Punkte angeführt. Diese Resolution betont zunächst die volle Bereitwilligkeit der Gewerkschaften zu friedlichen Verhandlungen, nur eben auf anderer Grundlage als der, die der Arbeitgeberverband aufgestellt hat. Die Gewerkschaften lehnen es ab, daß die Tarifverträge zwischen den Zentralvorständen der Organisationen abgeschlossen werden sollen; Träger der Tarifverträge müßten wie bisher die örtlichen Organisationen sein, und die Zentralvorstände hätten sie nur zu überwachen. Ob dies begründet ist, kann der Außenstehende schwer beurteilen. Es gibt Tarifverträge, die zwischen den Zentralvorständen abgeschlossen sind und sich gut bewähren; doch mag es sein, daß die Verhältnisse im Baugewerbe anders liegen. Dagegen wird man es begreifen, daß die Arbeiter Mindestlöhne fordern und sich auf Durchschnitts- oder Staffellöhne und auf Begriffe wie ‚tüchtiger‘ oder ‚geübter‘ Arbeiter nicht einlassen wollen, denn dies würde Willkürlichkeiten ermöglichen, und der Wert eines Tarifvertrags liegt doch gerade in der Sicherung gegen Willkür überhaupt und gegen Willkür bei der Lohnfestsetzung insbesondere. Eine weitere Forderung des Arbeitgeberbundes, die man den Gewerkschaften wahrhaftig nicht zumuten durfte, betrifft die Akkordarbeit. Es ist natürlich nichts dagegen zu sagen, daß der Bund der Akkordarbeit ein größeres Gebiet eröffnen will, und die Gewerkschaften erklären ja auch, daß sie bereit seien, darüber zu verhandeln. Der Arbeitgeberbund verlangt aber, daß sich die Gewerkschaften jeder Einflußnahme auf die Akkordarbeit und die Akkord-

löhne zu enthalten hätten, so daß also die Gewerkschaften, wenn etwa Unternehmer durch Akkordlöhne, die ‚frei' vereinbart würden, den Lohntarif illusorisch machten, nichts dagegen tun und nicht einmal hineinreden dürften. Wie kann man von den Gewerkschaften fordern, daß sie auf eine solche Bestimmung eingingen, die ihre Mitglieder unter Umständen der Willkür ausliefern würde? Man kann es wirklich nur dann verlangen, wenn man die Annahme der Forderung gar nicht erwartet. Über die Frage des Arbeitsnachweises ist schon gesprochen worden. Die Unternehmer verlangen auch jetzt noch, daß die Arbeiter nicht berechtigt seien, die von den Arbeitgebern eingerichteten Arbeitsnachweise in irgend einer Weise zu stören, was eben nichts anderes bedeutet, als daß die Arbeiter, oder genauer die Gewerkschaften, diese Arbeitsnachweise ausdrücklich anerkennen würden. Das ist wohl der Gipfelpunkt von Zumutungen.

Die Gewerkschaften verlangen schließlich, daß der Arbeitgeberbund seine Beschlüsse über Lohnhöhe und Arbeitszeit aufhebe. Auch das ist berechtigt. Nicht etwa deshalb, weil man allen Forderungen, die die Gewerkschaften über Lohnhöhe und Arbeitszeit stellen oder stellen würden, zustimmen müßte; es ist schon früher hier ausgeführt worden, daß die Zeit für die Forderung einer Verkürzung der Arbeitszeit sehr ungünstig gewählt ist, da die allgemeine Teuerung die Arbeiter zwingt, Lohnerhöhungen zu verlangen, und beides zugleich, Lohnerhöhung und Arbeitsverkürzung, kaum durchzusetzen wäre. Aber wenn überhaupt verhandelt werden soll, dann muß doch immerhin die Bahn frei sein, und es darf nicht von vornherein durch Beschlüsse über diese Kardinalpunkte die Verhandlungsmöglichkeit völlig eingeschränkt sein. Und so zeigt sich denn auch hier wieder, daß der Arbeitgeberbund die ganze Sache gar nicht auf Verhandlung und Verständigung angelegt hat. Es soll gekämpft werden, die Gewerkschaften sollen Hiebe bekommen, damit sie einsähen, daß sie die Schwächeren seien. Das ist der Kern der Sache.

Nicht alle Bauunternehmer sind mit diesem Vorgehen einverstanden, aber die es nicht sind, haben offenbar nicht die Führung, und so muß man damit rechnen, daß 3—400 000 Arbeiter und mindestens 25 000 Betriebe feiern werden, da ja außer den unmittelbar Beteiligten auch noch die von der Bautätigkeit abhängigen Gewerbe getroffen werden. Was das für das wirtschaftliche Leben, für das Kleingewerbe und den Kleinhandel, die zum großen Teile von den Arbeitern leben, und für die soziale Stimmung zu bedeuten hat, das braucht man gar nicht auszumalen. Und das alles nur deshalb, weil ein großer Arbeitgeberverband den Kampf haben will! Wer die Verhandlungen der Gewerkschaften gelesen hat, wird nicht bestreiten können, daß sie einen guten Eindruck machen und der Wunsch nach Frieden darin offen zum Ausdruck kam. Ausdrücklich ist auch gesagt worden, daß die Gewerkschaften, wenn dritte Personen an sie zur Vermittlung heranträten, unter annehmbaren Bedingungen für Unterhandlungen immer zu haben seien. Deutlicher kann man die Regierung nicht einladen, aus ihrem Schlafe zu erwachen und sich nun endlich um diese Sache zu kümmern, die die Interessen weiter Kreise im ganzen Reiche berührt und bedroht. Es ist allerdings fraglich, ob der Kampf jetzt noch vermieden werden könnte, und es ist nicht am wenigsten deshalb fraglich, weil die Regierung in einer Zeit, wo sie vielleicht hätte wirksam

vermitteln können, nichts getan hat. Aber der Versuch müßte jetzt noch gemacht werden, denn es handelt sich doch wirklich um keine Kleinigkeit, sondern um einen sozialen Kampf, wie ihn Deutschland noch nicht gesehen hat. Wie es aber auch kommen mag, die Öffentlichkeit wird wissen, wer ihn heraufbeschworen hat."

Inzwischen ist nun „der Versuch" gemacht worden. Mit dem schon bekannten „Erfolge":

„Wem es wirklich noch zweifelhaft gewesen ist, auf welcher Seite die Schuld und damit die Verantwortung für den bevorstehenden Riesenkampf im Baugewerbe zu suchen ist, dem hat der Verlauf der vor dem Reichsamt des Inneren geführten Einigungsverhandlungen den Beweis erbracht. Ohne Diskussion, ohne Begründung haben die Arbeitgeber nicht nur jede Milderung, sondern überhaupt jede sachliche Beratung ihrer für die Arbeiter unmöglichen Beschlüsse abgelehnt — sie wollen eben nicht die Einigung, sondern sie wollen den Kampf, indem sie die verhaßten Arbeiterorganisationen zerschmettern zu können wähnen. Daß dieser Kampf gegen die Menschenrechte der Arbeiter ein Verbrechen ist, verurteilt von der öffentlichen Meinung, noch ehe er begonnen wurde, das hindert sie nicht. Und es hindert sie auch nicht, daß dieser Riesenkampf, den sie provozieren, für ganz Deutschland geradezu ein wirtschaftliches Unglück bedeuten muß.

Der Kampf im Baugewerbe, in dem 400 000 Arbeiter feiern sollen, findet in der Geschichte der gewerkschaftlichen Kämpfe Deutschlands nicht seinesgleichen. Der große Bergarbeiterstreik im Ruhrrevier vom Januar 1905 erscheint ihm gegenüber beinahe klein. Damals waren rund 200 000 Bergleute im Ausstand; man hat berechnet, daß ihr Lohnausfall mit 16 Millionen Mark eher zu niedrig als zu hoch angenommen ist, daß der Förderausfall der Gruben 1 Million Tonnen pro Woche ausmachte, daß die Eisenbahn in den 21 Tagen, die der Generalstreik dauerte, täglich 450 000 ℳ an Frachten eingebüßt hat. Danach mag man abschätzen, was der jetzt bevorstehende Kampf für die unmittelbar Betroffenen wie für die Gesamtwirtschaft bedeutet. Vierhunderttausend Arbeiter, das sind mit Frauen und Kindern weit über eine Million, vielleicht fast anderthalb Millionen Menschen. Sie haben bisher, wenn man nur einen Durchschnittslohn von 3 ℳ pro Tag annimmt, täglich eine Lohneinnahme von 1 200 000 ℳ gehabt — dieser Arbeitslohn, den sie opfern, ist der Preis, den sie für ihr Recht bezahlen, an fünfviertel Millionen Mark pro Tag! Denn diese ganze ungeheure Zahl von Menschen, die bisher in schwerer Arbeit ihr Brot verdiente, ist nun zum Nichtstun verurteilt; der Aussperrungsbefehl der Arbeitgeber macht sie zu Rentnern, allerdings zu Rentnern ohne Rente. Die Werte, die sonst ihre Hände schufen, gehen jetzt der Volkswirtschaft verloren; und sie selbst zehren — vom Kapital. Ein Teil der Ausgesperrten wird vielleicht in anderer Arbeit Verdienstgelegenheit finden (das immer noch bestehende Überangebot von Arbeitern erschwert das sehr), für einen weiteren Teil werden die Frauen, deren vermehrte Arbeit ja auch beim letzten Rückgang der allgemeinen Konjunktur so vielen Familien über die Arbeitslosigkeit der Männer

hinweggeholfen hat, Brot zu schaffen suchen. Die ganze überwiegende Menge aber lebt wirklich vom Kapital. Das heißt zunächst, sie zehren ihre Ersparnisse auf; die Gewerkschaften zahlen erst nach vierzehn Tagen Streikunterstützung; rund 16 Millionen Mark (so viel beträgt ja der Lohnausfall für diese Zeit) müssen also die Arbeiter erst einmal selbst hergeben. Und wer das Geld nicht hat, der lebt auf Borg beim Krämer. Man kennt das gerade aus dem großen Bergarbeiterstreik: manchem Krämer hat die Unterstützung, die er den Bergarbeitern durch freigebiges Kreditieren gewährte, damals seine Existenz gekostet, sehr viele sind in den ungeordnetsten Verhältnissen geblieben, mancher Großhändler, der den Krämern beisprang, hat noch zwei Jahre nach dem Streik Außenstände von Zehn- und Hunderttausenden von Mark aus dieser Zeit gehabt, die ganze Branche wäre in eine Krise geraten, wenn nicht die Banken mit reichlichem Kredit eingesprungen wären. Und das sind erst die Nächstbetroffenen. Zu ihnen kommen überhaupt alle die, die aus den Bedürfnissen dieses Heeres von über einer Million Menschen ihrerseits Arbeit und Einkommen finden und die es nun zu spüren bekommen werden, wie deren Kaufkraft unterbunden wird, weil sie nichts verdienen: die Bauern als Produzenten von Fleisch und Milch usw., die Nahrungsmittelgewerbe, die Bekleidungsindustrien, Möbel- und Hausratsfabrikanten, sie alle, Unternehmer wie Arbeiter, müssen es in einer schweren Absatzverminderung mittragen, wenn es im Baugewerbe keinen Verdienst mehr gibt. Und das beschränkt sich diesmal nicht auf einen engen Bezirk, wie das Ruhrrevier, sondern das Unheil erstreckt sich über das ganze Reich, eine Lähmung für das Aufsteigen der Konjunktur, die doch grade diesmal alles andere eher als eine solche Hemmung vertragen hätte.

Das ist das eine: Hunderttausende von Familien verlieren ihren wirtschaftlichen Rückhalt, werden in Unsicherheit, ins Elend hineingeworfen; und weil sie nichts produzieren, können sie auch nicht wie bisher konsumieren — alles, was für ihren Konsum arbeitete, wird mit in ihr Unglück gezogen.

Ein zweites aber kommt hinzu. Denn es ist ein Unterschied, ob im Kohlenbergbau gefeiert wird oder im Baugewerbe. Beim Kohlenstreik wird bloß keine Kohle gefördert; das ist schlimm für die Gruben und schlimm für die Eisenbahnen, aber weiter hat es keine Folgen: wer Kohle braucht, der nimmt sie aus den Lagern, die vorhanden sind, oder aus dem Auslande, das mit Vergnügen liefert, oder er verwendet Ersatzmittel wie Braunkohle u. dgl. Bei der Bauarbeiteraussperrung aber werden keine Häuser gebaut, und das bedeutet etwas ganz anderes. Es bedeutet, wenn der Kampf nicht schleunigst beendet wird, eine schwere Absatzstockung für alle diejenigen Gewerbe, die das Material zum Hausbau liefern: für die Großeisenindustrie, die dann ihre schweren Träger nicht mehr absetzen kann, für Holz- und Glasgewerbe, für die Fabrikanten von Tür- und Fensterklinken, kurz für alle die Unzähligen, die in irgend einer Weise für die Häuserherstellung mitarbeiten. Sie alle, Fabrikanten und Arbeiter und nicht am wenigsten die Händler, die ihre Vorräte nicht verkaufen können, werden durch den Kampf im Baugewerbe in schwere Mitleidenschaft gezogen; desgleichen die Kapitalisten, die den Bauunternehmern Kredit gewährt haben. Und was sie direkt einbüßen, das verspüren dann indirekt auch wieder alle übrigen Kreise des Wirtschaftslebens durch den

allgemeinen Rückgang der Kaufkraft, des Konsums und der Kreditwürdigkeit. Die Einstellung des Häuserbaues ist ein nationales Unglück für eine Volkswirtschaft wie die deutsche, die ganz darauf eingerichtet ist, einer ständig wachsenden Bevölkerung die notwendigen Lebensgrundlagen, in erster Linie eben die Wohnungsgelegenheit, zu schaffen. Als im Jahre 1907 der Kapitalmangel zur Einschränkung der Bautätigkeit zwang, da war dies das Ende der Hochkonjunktur, weil von diesem Zentrum aus Minderverbrauch und Arbeitslosigkeit immer weitere Kreise zog; daraus mag man ermessen, welchen wirtschaftlichen Schaden der kommende Kampf im Baugewerbe anrichten muß, auch wenn er nur einige Wochen hindurch dauert.

Ein Berliner Scharfmacherblatt hat mit einem Zynismus, der allerdings schwer zu überbieten ist, die Kalkulation des Arbeitgeberverbandes ausgesprochen. Den 400 000 Arbeitern stehen, so rechnete es, 22 000 Unternehmer gegenüber; 22 000 Menschen essen weniger als 400 000 — also werden die 22 000 es länger aushalten und demnach siegen! Aushungern, das ist also das Mittel der Arbeitgeber. Daß sie damit unermeßliches Unglück über zahllose Menschen bringen, das stört sie nicht, wenn sie nur die ‚Herren im eigenen Hause bleiben'. Die Frage ist nur, ob das deutsche Volk es sich gefallen lassen will, daß diese Zweiundzwanzigtausend sich als Herren in Deutschland aufspielen und ihren egoistischen Interessen zu Liebe ein wirtschaftliches Unheil über Deutschland heraufbeschwören."

Schon sind die Bauarbeiter in Massen ausgesperrt worden. Mitte April schätzte man bereits 200 000. Und die Mitglieder des Arbeitgeberbundes sind zur Aussperrung unter allen Umständen verpflichtet worden. Nur in Berlin und an einigen anderen Orten werden zurzeit noch Verhandlungen gepflogen.

„Die Arbeiter," hebt Albert Weidner in der „Welt a. M." hervor, „haben den solchermaßen ihnen aufgezwungenen Kampf in würdiger Weise aufgenommen. Die beschließenden Sitzungen der Gewerkschaftsvertretungen, die im Berliner Gewerkschaftshause die Maßnahmen für den Kampf trafen, gehören zu den bemerkenswertesten Vorgängen in der modernen Arbeiterbewegung. Unter ausdrücklicher Meidung des Alkohols und des Tabaks, bewährter Stimulantia der Kampfbegeisterung, haben sie die Regelung der Sammlungs- und Unterstützungsfrage in wahrhaft großartiger Weise vollzogen, indem sie, unter Ausscheidung aller trostreicher Versprechungen, ihre Streiktruppen von vornherein auf den furchtbaren Ernst dieses Kampfes vorbereiteten.

Das ist eine Haltung, die ihren Eindruck nicht verfehlen wird. Die außerdem auch vorbildlich sein dürfte für die gesamte Arbeiterbewegung, in der nicht selten mit unhaltbaren Versprechungen und mit relativ reichlichen Unterstützungen Kämpfe zu führen versucht wurden, die nur durch weitgehendste Opferwilligkeit der Kämpfenden zu gewinnen waren. —

Die letzten, möglicherweise noch berechtigten Hoffnungen auf friedliche Beilegung des Konflikts sind geschwunden, als in der von der Regierung einberufenen und geleiteten ‚Einigungssitzung' die Arbeitgeber in schroffster Form den Arbeitern jedes Entgegenkommen verweigerten. . . .



Wenn die Arbeitgeber selbst der Regierung bei ihrem Versuche, dieser das ganze Wirtschaftsleben bedrohenden Gefahr vorzubeugen, die Gefolgschaft verweigert haben, so kommt das den Arbeitern zustatten. Wenn man im großen Publikum etwa noch darüber im unklaren war, auf wessen Seite die Friedensliebe und der Sinn für organische soziale Entwicklung sei, so ist man jetzt mit einem Schlage darüber aufgeklärt."

Selbst Blätter der Rechten, sogar der äußersten Rechten, können ihren Unwillen über das unerhört gewalttätige, allen Bedenken der Gerechtigkeit und des gemeinen Wohles hohnsprechende Vorgehen des Arbeitgeberbundes nicht ganz verhehlen. Rückhaltlose, einseitige Verteidiger finden die Herren nur noch in einzelnen ausgehaltenen Scharfmacherblättern, deren „idealer Lebenszweck" eben darin besteht, des Lied zu singen, wes Brot sie essen.

* * *

Und dabei laufen noch Kindsköpfe genug unter uns herum, die das Anwachsen der Sozialdemokratie nicht als Logik der Tatsachen begreifen, sondern als so eine Art von politischem Wahnsinn oder Verbrechersport. Nachdem der Polizeipräsident von Berlin dem Parteivorstande die bekannten Versammlungen unter freiem Himmel gestattet hat und diese durch ihre beispiellose Disziplin selbst in angstvollen Philistergemütern eine Art von Begeisterungsrausch ausgelöst haben, stöhnt der Reichsbote:

„Die Sozialdemokratie steht auf dem Gipfel ihrer Macht. Millionen von Arbeitern folgen ihren Anordnungen und Befehlen; auf ihr Kommando wurden gestern in allen Großstädten Demonstrationsversammlungen zur Einführung des Reichstagswahlrechts für die preußischen Landtagswahlen gehalten. Sie ist mit ihrer alle Verhältnisse umfassenden Organisation ein Staat im Staat geworden, und die Staatsgewalt fängt an, wie der Vorgang des Berliner Polizeipräsidenten zeigt, vor ihrer agitatorischen Macht den Rückzug anzutreten. ... Wer die Volksmassen beherrscht und sie organisiert, wie die Sozialdemokratie, der hat die Macht, und bei der Uneinigkeit der bürgerlichen Parteien ist, wenn nicht unerwartete Ereignisse eintreten, bei den nächsten Reichstagswahlen auf eine große Vermehrung der Sozialdemokratie und auch auf eine erhebliche Vermehrung derselben bei den Landtagswahlen zu rechnen. Dann stehen wir vor dem revolutionären Konflikt: denn die Sozialdemokratie, die nicht bloß eine politische, sondern auch eine wirtschaftliche Partei ist, wird dann, wenn sie die Mehrheit im Reichstage hat, ihre revolutionären Pläne durchzuführen suchen."

Man kann die Sache auch gut und gerne anders ansehen, etwa so, wie die „Kölnische Zeitung", die sich aus jenen Vorgängen eher einen Nutzen für den bestehenden Staat herausrechnet: „Die Disziplin, die von den sozialdemokratischen und demokratischen Massen an den Tag gelegt worden ist, ihre willenlose Nachgiebigkeit unter dem Zügel der Führer, ist auf der einen Seite eine ernst zu nehmende Sache. Denn Disziplin verbürgt Macht, wie das Musterbeispiel der deutschen Armee aller Welt oft gezeigt hat. Auf der anderen Seite ist aber diese Disziplin der Massen erfreulicher und für das Staatswesen weit weniger bedenklich als zuchtlose Leidenschaft. Denn die schlimmsten Verheerungen

im Verlaufe der Weltgeschichte sind nicht unter dem starken Zepter eines klaren Willens vom folgsamen Heerhaufen, sondern von der blinden Unvernunft der aus ihren Ufern getretenen Volksmenge angerichtet worden. Solange die Führer noch herrschen, hat man das Schlimmste nicht zu befürchten. Die sozialdemokratische Presse findet allerdings diese für den nichtsozialdemokratischen Staatsbürger erfreulichste Seite der Sache nicht bemerkenswert. Was uns gewisse beruhigende Garantien bietet, bedeutet der Sozialdemokratie einen Triumph über Staat und Polizei, den Sieg im Kampfe um die Straße. Dieser Sieg ist doch gar zu leicht erkauft, um als Sieg gefeiert werden zu können. Er folgte wie der Schatten dem Körper dem veränderten Entschlusse des Berliner und anderer Polizeipräsidenten, es doch einmal mit der Erteilung der Erlaubnis zu versuchen. Richtig ist ja, daß ein Polizeipräsident, der heute erlaubt, was er unter denselben Verhältnissen gestern mit Einsetzung seiner ganzen Persönlichkeit verboten hat, die Logik des oberflächlichen Scheins gegen sich hat. Aber einen Sieg der Sozialdemokratie kann doch nur diesen veränderten Beschluß nennen, wer es für eine Niederlage des Richters hält, wenn ein der Volksverführung bezichtigter Verbrecher den Beweis zu führen vermag, daß er in diesem Falle besser war als sein Ruf. Wenn man bedenkt, daß die Kraft des zurückgedämmten Wassers einen größeren Druck ausübt als das freifließende, so kann man es, wenn man will, auch als eine Niederlage der Sozialdemokratie betrachten, daß ihr der kraftsteigernde Widerstand des entgegenstehenden polizeilichen Willens ohne Gefährdung des Staates genommen ist...“

Auch die's sehr, sehr ungern eingestehen —: imponiert hat ihnen die Sache doch. Und ganz gewaltig imponiert! Mögen sie sich auch durch allerlei kleine Bosheiten schadlos zu halten suchen, wie der Berichterstatter der „Tägl. Rundschau“:

„Die Haltung der Menge ist musterhaft, imponierend. Niemand, auch der ihrer Sache fremdeste Beobachter nicht, kann sich wohl ganz der Suggestion entziehen, die diese Hunderttausend durch ihre Haltung ausüben. Was die einzelnen Redner reden und das komödiantische Jonglieren des Phraseurs Ledebour ist nichts. Aber diese Masse ist etwas. Die Organisation, die sie hierhergeführt hat, die sie hier beisammenhält und nachher wieder ruhig auflöst, die ist etwas, ein gewaltiges Werkzeug zum Guten und zum Bösen. Mit Schmerz fast bedenkt man, wie viel Gewalt über dieses Werkzeug in die Hände von Leuten wie Ledebour und Zubeil doch gelegt ist, wie viel Gewalt gerade zur Entfesselung der gefährlichsten Instinkte, die in diesen Massen leben.

Zu vorausbestimmter Zeit wird auf ein Trompetensignal hin auf allen Tribünen die voraus bekannte Protestresolution zur Annahme durch Händeaufheben gebracht. Hunderttausend Hände heben sich zu dem drohenden Gelübde für das allgemeine, gleiche und geheime Wahlrecht. Dann brausen die Hochrufe auf dieses Idol wie gewaltige Salven über das Feld, von Tribüne zu Tribüne. Hinter mir wird — durchaus sachlich — die Frage aufgeworfen, ob man mir, dem Ketzer, nicht den Hut vom Kopf nehmen solle, aufgeworfen und verworfen. Man will nicht nur zeigen, daß man äußerlich organisiert ist. Man will auch Toleranz beweisen. Und nun die Arbeitermarseillaise. Unter den Hunderttausend

sind schwache Sänger. Viele erinnern an die Künstlerinnen in einem Dickensschen Pietistenzirkel, die auch immer nur in sehr verschiedenen Abständen am Ende der Liedstrophe eintreffen. Aber auch hier stört dieses vielfach grotesk Komische des einzelnen nicht die gewaltige Wirkung des Ganzen. Ein Brausen ist über das ganze Feld hin, ‚die Losung braust von Heer zu Heer':

> Nicht zählen wir den Feind,
> Nicht die Gefahren all,
> Der Bahn, der kühnen folgen wir,
> Die uns geführt Lassalle.

Die große Opferung für das alleinseligmachende Wahlrecht ist zu Ende. Ruhig löst diese ungeheure kompakte Masse sich auf; langsam leert sich das Feld. Nirgends Lärm, nirgends Störung, nirgends Gefahr, nirgends ein Schutzmann. Mit nicht ungerechtfertigtem Stolz gehen sie wieder, die da kamen aus Adlershof und Baumschulenweg, aus Rixdorf und Britz, aus Köpenick und Grünau, aus Niederbarnim und vom Wedding. Nach aber einer kleinen Stunde liegt der weite Raum öde. . . ."

Auch an allen anderen Stellen seien die Wahlrechtsversammlungen unter freiem Himmel glatt und ungestört verlaufen: „Nirgends eine der vielgefürchteten und im voraus gräßlich abschreckend an die Wand gemalten Ausschreitungen".

Im „Tag" des Herrn August Scherl, Ritters hoher Orden und Erhoffers noch höherer, schildert Paul von Szczepanski, ein durchaus konservativer Schriftsteller, seine Eindrücke:

„. . . Schon in der Hochbahn wurde es voll. Am Schlesischen Tor auf die Straße tretend, befand ich mich inmitten der aufmarschierenden Kolonnen. Aufmarschieren ist nicht das richtige Wort. Marschierende Trupps machen den Eindruck, als müsse man ihnen aus dem Weg gehen. Diese Trupps von Sozialdemokraten, die in den Treptower Park hinauswanderten, beanspruchten nicht mehr Recht auf die Straße, als jedem nicht zu ihnen Gehörigen, mit ihnen Hinauswandernden oder ihnen Begegnenden zusteht. Trotzdem sie sich so eng aneinanderschlossen, daß niemand an der Zusammengehörigkeit dieser dicht aufeinanderfolgenden Einzelzüge, geführt durch Offiziere, die durch rote Armbinden kenntlich gemacht waren, zweifeln konnte. Die meisten verschmähten sogar das bequeme Trottoir und gingen auf dem Damm, sorgfältig die Gleise der elektrischen Straßenbahn und einen Weg für Fuhrwerke freilassend. Kreuzte ein Wagen die Straße, so hob der Führer seinen Regenschirm, und der Zug stockte. Nirgends ein Vorwärtsdrängen, niemals ein Zeichen von Ungeduld. Nichts Herausforderndes in dieser endlosen Menschenschlange — nicht einmal die roten Nelken, mit denen ein alter Mann vor dem Schlesischen Tor ein Geschäft zu machen gehofft hatte, wurden gekauft. Die meisten gingen still, wie Leute, die innerlich froh sind, etwas erreicht zu haben, oder in harmlosem Gespräch, das mit dem Zweck der Übung in gar keiner Beziehung stand. Das einzige, was ich nach dieser Richtung hörte, daß einer zum andern sagte: ‚Komme mal an 'ner katholischen Prozession vorbei, die dürfen ihre Fahnen mitnehmen. Und wenn du nich stehst



und den Hut abnimmst, hauen sie dir in die Fresse. Und denn schreien sie: ‚Wir terrorisieren‘. Und der andere erwiderte: ‚Kommtooch noch! Sei man froh, deß wir so weit sind‘.

Wie dieser zu einem Gesamtzug angeschwollene Zug sich in der Höhe der Rednerwiese wieder in Einzelzüge teilte, die nach den für die einzelnen Wahlkreise bestimmten Plätzen abschwenkten, das war einfach ein Wunder von Organisation und Disziplin. An den Seiten des Wegs standen Ordner, die die Führer der herankommenden Einzelzüge dirigierten: ‚Zweiter? — Rechts ab! Sechster? — Geradezu!‘ Es ging wie am Schnürchen, bis die Rednertribünen schwarz umlagert waren. ‚Bitte, nicht auf den Rasen zu treten!‘ hieß es sogar einmal, als ein junger Mann sich den Weg abkürzen wollte, und er parierte im Augenblick.

Als die Reden begannen, ging ich nach Hause. Reden im Freien werden immer nur von den zunächst Stehenden gehört. Und wenn ich sie gehört hätte, hätten sie mich doch nicht bekehrt. Und wenn sie ausgezeichnet gewesen wären, hätten sie doch den großen Eindruck nicht übertreffen können, den dieser Aufmarsch der Sozialdemokratie auf mich gemacht hat. Auf dem Heimweg begegneten mir einmal zwei und einmal drei Gendarmen. Einen Schutzmann sah ich erst am Nollendorfplatz. Die Regimenter sollen wieder in den Kasernen in Bereitschaft gehalten worden sein. Falls Herr v. Jagow, wie es in den Zeitungen hieß, seine Absicht ausgeführt und sich persönlich den Verlauf der Demonstrationen im Treptower Park angesehen haben sollte [hat er. D. T.], wird er vielleicht gleich mir zu der Überzeugung gekommen sein, daß diese Maßregel augenblicklich eine überflüssige ist. Es fehlt den Sozialdemokraten gewiß nicht an Zielbewußtsein und Entschlossenheit. Aber vor allem scheinen sie mir dazu entschlossen, keine Dummheiten zu machen, die das bisher Erreichte gefährden könnten.“

Was doch die Masse macht! Wenn sie als Masse auftritt. Mußte es erst dahin kommen? Soll sich die Masse immer mehr „fühlen“ lernen? Und hatte der Sozialdemokrat Borgmann im preußischen Abgeordnetenhause so unrecht, wenn er es „einen Leichtsinn“ nannte, die Mahnungen solcher Erscheinungen geringzuschätzen? Herr von Zedlitz habe einmal gesagt, das Wahlrecht in Preußen bestehe jetzt sechzig Jahre lang und habe sich gut bewährt: „Er übersieht dabei die Tatsache, daß das heutige Wahlrecht einem Verfassungsbruch sein Dasein verdankt. Und wenn es 60 Jahre lang bestanden hat, so haben dazu eine Reihe von Umständen mitgewirkt, vor allem aber die Tatsache, daß die Arbeiterklasse in Preußen sich früher um die innere politische Entwickelung Preußens zu wenig gekümmert hat, sondern im wesentlichen ihre Tätigkeit auf dem Gebiete der Reichspolitik entfaltet hat. Das mußte sich mit dem Augenblick ändern, wo in Preußen durch die Gesetzgebung und Verwaltung Maßnahmen getroffen wurden, die darauf hinausgingen, den Einfluß der Reichsgesetzgebung auszuschalten. Ein konservativer Redner hat ferner gesagt, das Abgeordnetenhaus sei eine Volksvertretung. Ich möchte demgegenüber an eine Rede aus früherer Zeit erinnern, die in diesem Hause gehalten worden ist. Am 14. Februar 1851 sagte ein Abgeordneter: ‚Der Kommissionsbericht braucht mit einiger Wohlgefälligkeit für die beiden preußischen Kammern den Ausdruck einer Volksvertretung, deren Rechte er nicht geschmälert

zu sehen wünscht. Wir sind keine Volksvertreter; steigen wir herab von diesem Piedestal selbstgeschaffener Größe! Das preußische Volk, wie es in seinen acht Provinzen leibt und lebt, mit seinem Glauben, seinen Hoffnungen, mit seiner lebendigen Gliederung und seinen praktischen Bedürfnissen findet sich in dieser Kammer nicht abgespiegelt und wiedergegeben. Die preußische Kammer ist nur eine immerhin noch mangelhafte Vertreterin der Steuerkraft, die nach dem Destillationsprozeß der doppelten Wahl etwas mehr als die Hälfte der steuerzahlenden Urwähler in jeder der drei Klassen repräsentiert. Das kann ich eine Volksvertretung nicht nennen.' — Der Abgeordnete, der diese Ausführungen damals gemacht hat, war der Junker Otto von Bismarck-Schönhausen, der spätere Reichskanzler. Wenn damals schon ein Junker diese Auffassung vertrat, um wieviel weniger kann man heute bei den veränderten wirtschaftlichen und politischen Verhältnissen und dem Aufstieg der Arbeiterklasse davon sprechen, daß das preußische Abgeordnetenhaus eine Volksvertretung sei. Auch die neue Vorlage und die Beschlüsse der Mehrheit nehmen in keiner Weise Rücksicht auf diese veränderten wirtschaftlichen Verhältnisse. Diese werden von den Mehrheitsparteien vollständig ignoriert, weil eben die herrschenden Parteien wissen, daß in dem Augenblick, wo sie auf die veränderten wirtschaftlichen Verhältnisse Rücksicht nehmen würden, ihr Einfluß in diesem Hause in der Gesetzgebung und dem ganzen Staate nicht mehr so zum Ausdruck kommen würde wie bisher.

Von einem Abgeordnetenhause, das 139 Großgrundbesitzer und 94 Staatsbeamte in sich birgt, kann natürlich nicht erwartet werden, daß es die berechtigten Forderungen des Volkes irgendwie erfüllt. Es ist auch durchaus falsch, zu meinen, daß die Dreiklassenordnung auf der Steuerleistung beruht. Von den 599 Millionen Mark, die bei den Wahlen als Unterlage für die Drittelung benutzt werden, stammen 412 Millionen aus den Städten und nur 187 Millionen aus dem Lande. Das platte Land aber stellt zwei Drittel der Abgeordneten. Trotz der kolossalen Abwanderung nach den Städten soll die Wahlkreiseinteilung, die aus dem Jahre 1860 stammt, aufrecht erhalten werden. Wie können Sie es nur wagen, der Öffentlichkeit mit einem solchen Wahlverfahren zu kommen? ...

Am verflossenen Sonntag haben Millionen preußischer Männer vor aller Öffentlichkeit ihre Stimme erhoben. Wenn Sie die dringende Mahnung, die in diesen Demonstrationen zum Ausdruck kommt, nicht beherzigen, so ist das ein Leichtsinn, den man von ernsthaften Männern nicht erwarten sollte. Blicken Sie auf Österreich. Dort hat man die Zeit begriffen und eine ernsthafte Wahlreform durchgeführt. Über das allgemeine Wahlrecht hat der Ministerpräsident v. Beck gesagt: ‚Durch das allgemeine Wahlrecht wird die Masse des Volkes zur Mitarbeit bei der Bestimmung der staatlichen Schicksale herangezogen, sie wird für diese geradezu verantwortlich. Das Herz des Volkes wird zum sicheren Ankergrunde des Staates'. Und der ungarische Ministerpräsident Fejervary hat erklärt: ‚Ein Parlament, aus dessen Wählerscharen das Gros des Volkes künstlich ausgeschlossen ist, kann keine Empfänglichkeit für die wahren Bedürfnisse

des Volkes besitzen. Ein Parlament, welches sich nach unten nicht abhängig fühlt, fühlt sich auch jener Aufgaben der Volksvertretung enthoben, welche in der verständigen und liebevollen Pflege der Interessen der breiten Volksschichten bestehen'. An die Worte dieser Staatsmänner muß man denken, wenn man beurteilen will, auf welchem Tiefstand des politischen Verständnisses unsere Staatsmänner stehen und stehen müssen, weil sie sich unter der Fuchtel einer kleinen Gruppe herrschsüchtiger Besitzender fühlen und weiter nichts sind als die ausführenden Organe dieser herrschsüchtigen Schichten...."

Ist das nun etwa spezifisch sozialdemokratische Weisheit? Wofür sich der Redner auf die leitenden Staatsmänner einer uns eng verbundenen starken Monarchie berufen darf, ja sogar auf den „Junker" Bismarck? Die gleichen Gedankengänge kann man in unzähligen bürgerlichen Blättern alle Tage antreffen, und es macht wirklich keinen so großen Unterschied, ob sie der eine in Wasserstiefeln, der andere in Lackschuhen zurücklegt.

Hart klingt ja das Wort von unseren Staatsmännern, die „unter der Fuchtel einer kleinen Gruppe herrschsüchtiger Besitzender" ständen, und man braucht sich ja diese Ausdrucksweise auch noch keineswegs anzueignen. Aber ist es etwa nicht Tatsache, daß sich der preußische Minister des Innern, Herr von Moltke, von Herrn von Pappenheim in öffentlicher Landtagssitzung herunterputzen lassen mußte, wie nur ein Schulbube, der auf verbotenen Wegen ertappt wird? Und das, weil der Minister, ohne sich irgend Böses dabei zu denken, ein ihm übersandtes Buch, das angeblich einige mißfällige Urteile über die konservative Fraktion enthielt, mit ein paar höflichen Worten hatte empfehlen lassen! Und dabei hatte ihm nur eine frühere Ausgabe vorgelegen, in der die am schärfsten gerüffelten Sätze nicht einmal enthalten waren! Aber der Sprecher der Rechten schlug dröhnend mit der Faust auf den Tisch: das kann und darf und soll sich kein preußischer Minister erlauben!! So schlägt man einem unreifen Schulknaben die verbotene Zigarre aus dem Mund! Eine einzige solche Tatsache würde schon genügen, das Verhältnis, unter das preußische Minister zu den herrschenden Parteien geraten können, landeskundig klarzustellen. Aber bei dieser öffentlichen Maßregelung sollte es noch nicht sein Bewenden haben. Der auf der einen Seite nicht genug schneidige, auf der anderen nicht genug botmäßige Minister, der es nebenbei noch gewagt hatte, ein paar allzu „politische" Landräte in die Schranken der Gesetzlichkeit zu weisen, fühlt sich bewogen, seinen Abschied zu nehmen.

Nachdem der Polizeipräsident von Berlin, Herr von Jagow, die Überzeugung gewonnen hat, daß sich das Verbot von Versammlungen unter freiem Himmel auf die Dauer weder gesetzlich rechtfertigen, noch — auch mit Rücksicht auf die zu erwartenden Entscheidungen des Oberverwaltungsgerichts — durchführen lassen werde, nachdem er also der Berliner demokratischen Vereinigung eine solche Versammlung genehmigt hat und daraufhin die gleiche Erlaubnis der sozialdemokratischen Partei doch wohl nicht gut verweigern konnte —, regnet es in der Presse der regierenden Gruppe ordentlich Prügelsuppen auf ihn herunter. Wenn andere die Maßnahmen einer hohen Behörde zu kritisieren wagen, so hat man dafür einen ganzen Schatz erprobter patriotischer Vokabeln, unter denen die „Untergrabung

aller Autorität" vornean steht. Aber es ist ja freilich ein großer Unterschied, ob solches von Regierenden oder von Regierten geschieht ...

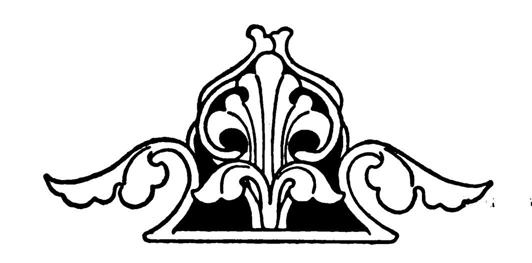
* * *

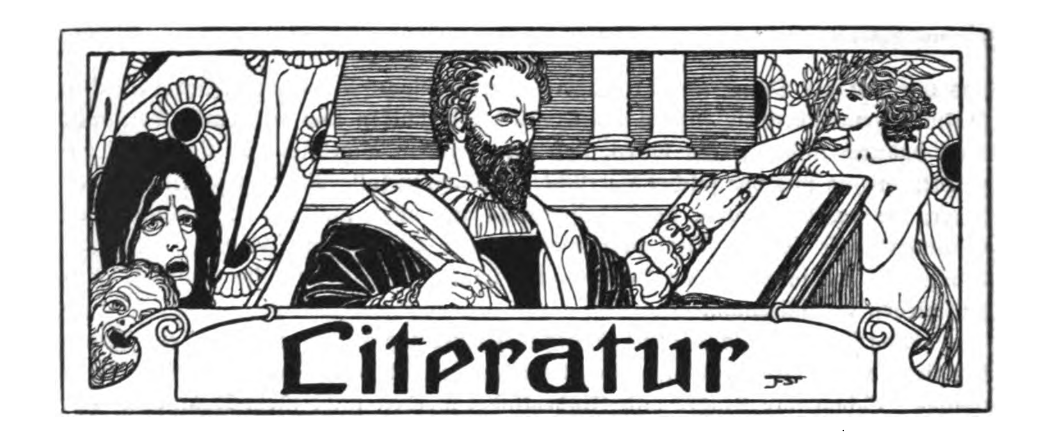
Nur so fort, und wir treiben auf dieser staatserhaltenden Bahn — nicht etwa in eine „blutige Revolution", bewahre! — sondern ganz sacht, ganz gemächlich, in voller Gesetzlichkeit, unter die Herrschaft — oder mit Herrn Borgmann zu reden — unter die „Fuchtel" der Masse. Das ist allemal der Lauf der Geschichte gewesen, wo die herrschenden Klassen sich den Forderungen einer gereiften Zeit widersetzt haben und in dem Dünkel, das Heft noch immer in Händen zu haben und es in allewege ungeschmälert behalten zu können, den Anschluß, damit aber auch die Möglichkeit der Führung versäumten. Revolutionen werden heute in Kulturländern nicht mehr mit Freiligrathschen Barrikaden und Fensterbleikugeln gemacht, sondern mit dem Stimmzettel und anderem bedruckten friedlichen Papier. Und dagegen helfen nun einmal auch die allerneuesten Maximgewehre nichts. Mag Herr von Zedlitz mit noch so indianerhafter Wildheit seinen Tomahawk, „das Schwert des Staates", zu Häupten schwingen, so kann das dem ruhigen Bürger höchstens den nützlichen Gedanken nahelegen, Leuten, die derart leichtfertig mit Waffen umgehen, doch lieber das gefährliche Spielzeug abzunehmen. Schon zu ihrer eigenen Sicherheit. Denn: „Spiele nie mit Schießgewehr, weil es kann geladen sein". Den Hohenzollern dürfen wir aber getrost genug politische Erbweisheit zutrauen, als daß sie sich um gewisser vermeintlicher „historischer" Rechte und Interessen willen, die sich immer nackter zu kalten Sonderinteressen auswachsen, in unversöhnliches Zerwürfnis mit ihrem Volke stürzen, gar ihre Krone für diesen Preis aufs Spiel setzen würden. Die Hohenzollern haben es, wenn auch öfter zögernd und sich drängen lassend, doch immer noch verstanden, den Anschluß zu treffen und die Forderungen der geschichtlichen Entwicklung zu den ihrigen zu machen. Es sprechen mancherlei Anzeichen gerade aus jüngster Zeit dafür, daß sie diese Erbweisheit auch heute noch zu schätzen wissen.

Wir andern aber können in dem Ziele, dem wir unweigerlich zugetrieben werden, wenn nach der „Staatsräson" der preußischen Wahlrechtskomödie mit allen ihren überschlauen Finten weiter regiert werden soll, durchaus nichts Verlockendes erblicken. Die Aussicht, so sachte in den arithmetischen Zukunftsstaat der bloßen Ziffernherrschaft hineinzuwachsen, hat für uns wirklich keine Reize. Wir legen absolut keinen Wert darauf, unsere Geschicke dereinst nur noch von der „Masse" bestimmt zu sehen, mag diese „Masse" noch so bewunderungswürdig „preußisch diszipliniert sein". Wir wollen im Gegenteil, ein jeder für seine Persönlichkeit, auch ein ganz klein wenig Disziplinlosigkeit, Selbstbestimmung, das Recht, auch außerhalb des Schattens dieses großen Herdenstaates selig zu werden, ja selbst in der Farbe unserer Gesinnungen von der lieben Herde ganz unvorschriftsmäßig, ganz zukunftspolizeiwidrig abzuweichen. Und eben deshalb, weil wir, ohne die Vorzüge der Arithmetik im geringsten zu unterschätzen, in dem bloßen Bekenntnis zu ihr noch nicht den alleinseligmachenden Glauben, die Lösung aller Welt- und Lebensrätsel finden, die Arithmetik nicht als Selbstzweck promulgieren können, — eben deshalb müssen wir uns ganz energisch gegen ein System wenden,

das uns auf die Dauer nur in größere oder geringere Nähe dieser paradiesischen Zukunftsgemeindewiese führen kann. Und wir dürfen uns in dem Widerstande auch dadurch nicht beirren lassen, daß dies System angeblich das Gegenteil bezweckt, daß es uns vor solcher Herrlichkeit bewahren soll. An dem guten Glauben derer, die das behaupten, darf logisch nicht gezweifelt werden, denn ohne diesen Glauben wäre ja das Verfahren zielbewußter Selbstmord. Aber — auch die Dummheit soll ja wohl eine Gabe Gottes sein, und doch wird sie zuweilen ganz entschieden gemißbraucht.

Mag sein, daß die In- und Handhaber jenes Systems noch eine Weile Nutzen für sich daraus ziehen. Dann aber handeln sie nach dem Worte: après nous le déluge. Schon ihre Kinder und Kindeskinder werden nicht mehr Nutznießer, nur Leidtragende sein. Wir aber haben nicht das geringste Interesse daran, mitzumachen, um dermaleinst als unfreiwilliger Auftrieb zum arithmetischen Herdenstaat angesprochen zu werden. Noch haben wir's in der Hand, noch ist es Zeit, von der abschüssigen Bahn aufwärts zu steigen. Aber nicht durch kindisches Trutzen und Auftrumpfen, sondern durch ehrlichen Frieden mit einer neuen Zeit, die doch nichts anderes von uns will, als was zu unserem eigenen Wohle gereicht; durch ehrliche Erkenntnis der freigewordenen Kräfte, die sich fruchtbringend betätigen wollen und die nur dann uns verhängnisvoll werden, wenn wir sie unterbinden, uns blind ihnen entgegenstemmen, statt sie in die Bahnen der allgemeinen Wohlfahrt zu leiten.





Laboremus!

Ein Leitmotiv durch die Dichtungen Björnstjerne Björnsons

Von

Alfred Wien

Ehre den ewigen Frühling im Leben,
Der alles erzeugt.
Auferstehung ist auch dem Kleinsten gegeben;
Die Form nur entweicht.
Geschlecht zeugt Geschlecht,
Wachsende Kräfte erstehn.
Art zeugt Art,
Jahrmillionen verwehn,
Welten entstehn und vergehn.

Wonne des Wachstums mutig begehre,
Lenzblüte sei!
Freu dich des Tags zu des Ewigen Ehre
Im Menschenmai;
Dein Scherflein beut
Dem Werk der Ewigkeit.
Elend und zag
Einmal zu atmen wag'
Tief in den ewigen Tag.

So klingt Björnsons Mahnung, uns in freudigem Schaffen Jugend und Ewigkeit zu sichern, allen müden Erdenpilgern lenzesfrisch und tatenfroh entgegen. Man könnte diese Verse aus dem ersten seiner drei „Psalmen" als Motto setzen über Leben und Wirken des Dichters. Denn er ist jung geblieben, nicht alt und einsam geworden; noch immer versteht er die Jugend, denn er hat die e i g e n e Jugend nicht vergessen. Noch in „Dagland", dem drittletzten seiner Werke, nimmt er — mehr denn siebzigjährig — den Kampf auf zwischen dem Alten und dem Neuen, den Alten und den Jungen. Und er hält es mit den Jungen, die da glauben, die „den Weg sehen, der vorwärts führt". — „Die Freude am Werdenden" — schreibt Christian Collin — „das ist das Geheimnis von Björnsons hellem Sinn und dem — ich möchte fast sagen — Blonden in seiner Dichtung, trotz aller tragischen Einschläge." (Chr. Collin: Björnstjerne Björnson. München 1903, A. Langen.)

Das Werdende — das Lebendige ist „das Höchste". Das ist des Dichters Überzeugung, wie er sie ausspricht in seiner Erzählung „Auf Gottes Wegen". „Die Liebe lehrt dich, daß das Leben das Höchste ist ... G o t t e s höchste Sprache zu uns ist die des Lebens; u n s e r e höchste Verehrung für ihn die Liebe zum Lebendigen." Nicht Worte, nicht Zeichen, — die ewige Offenbarung des Lebens, die

Lebenswärme, welche den Willen mit Liebeskraft und Güte durchdringt —, sie ist das Höchste. Vornehmste Lebensanforderung ist das Wirken für das Gute, Wahre, das Zukünftige, die Arbeit, in der die Liebe zum Lebendigen sich erweist; sie ist „das erste Maß, mit dem wir uns gegenseitig messen sollen" („Mutters Hände"). Wer bist du? So ergeht die Frage eines Karl Mander, der „zum Vorboten gewählt ist, bevor das Volk selbst kommen kann", an hoch und niedrig, arm und reich: Verdienst du selbst dein Brot?

Laboremus! — Wenn das Bibelwort sagt: Was der Mensch säet, das wird er ernten, so kehrt Wisby den Satz um: „Wir ernten so, weil wir nicht gesäet haben." Das Gebot der Arbeit war nicht „in seinem Blute"; „ungesunde Instinkte" hat ihm die Untätigkeit gegeben, deshalb erntet er „Unkraut". Wie er — so auch Langfred. Seit ihm die „reine Luft in den Stuben" fehlt, seit Lydia, die Undine, störend und beunruhigend in sein Leben eingegriffen hat, ist es mit der Arbeit vorbei, ist ihm die zu künstlerischem Schaffen so notwendige Ruhe, die Fähigkeit zu innerer Sammlung genommen. Diese kehrt erst wieder, als Lydia von ihm läßt, als die reine Luft in die Stuben zurückkehrt und somit seinen Instinkten die Möglichkeit zur Gesundung gegeben ist. Freilich — zunächst wird der Schmerz sein Teil fordern, der markerschütternde Schrei der Undine wird noch lange in seinem Innern nachhallen — bis er zu Musik geworden ist.

Laboremus! — Aber Arbeit ohne Liebe ist eine Saat, die keine Frucht zeitigen wird. Die Arbeit als Selbstzweck wird leicht die Vorstufe zum Egoismus. So ergeht es dem genialen Professor Tygesen in „Geographie und Liebe". Ihm sind schließlich alle und alles im Wege, ihm wird sogar hinderlich, zu lieben und geliebt zu werden. Ist das der Kulturwille? Nein. Unsere Arbeit soll vielmehr im Dienste der Liebe stehen: wo wir unsere Arbeit haben, da muß auch unsere Liebe sein. Liebe allein — das geht nicht; aber Geographie allein — das geht auch nicht. Geographie u n d Liebe, — das erst ist ein volles und ganzes Menschenleben, bei dem man nichts einbüßt.

Mit Recht darf Collin Björnson „einen der größten Liebesdichter der Weltliteratur" nennen, „einen der größten Verherrlicher grundmenschlicher Bedürfnisse". Nur der Arbeit im Zeichen der Liebe erkennt er Wert und Inhalt zu; nur sie kann am erfolgreichsten den großen Interessen der Zukunft dienen. Das schönste Denkmal, das er einem trauten Jugendfreunde, dem Schauspieler Ivar Bye, zu setzen vermag, errichtet er ihm in den Worten: „Er hat uns in Wahrheit gelehrt, gut zu sein, . . . er dämmerte ein in guten Werken." Und er berichtet von diesem seltenen Menschen, der ein wahres Genie besaß, alte Fräuleins aufzustöbern, sie mit seinem Geplauder und seinen diskreten Gaben zu erfreuen, daß „sein Verstehen der Menschen und Dinge ein so tiefes, ein so liebevolles geworden war, daß es für ihn nichts Abstoßendes gab". — Das höchste Lob, welches Klara Sang in „Über unsere Kraft" ihrem Manne zu spenden weiß, legt sie nieder in dem schlichten Bekenntnis: „Seine Arbeit war zur Liebe, zur Aufopferung geworden. Es war nichts an ihm, was nicht schön war." — Und auch weiter ist es in diesem monumentalen Werke das Evangelium der Menschenliebe, mit dem Credo und Spera weite Perspektiven in eine glückvollere Zukunft eröffnen: „Die Menschen gesund und froh

zu machen! — Es gibt nichts Höheres auf Erden.“ Der „Volksverzweiflung“ muß entgegengearbeitet werden durch Einrichtung von Schulen, in denen die Kinder von Anfang an lernen, „füreinander zu leben“, durch Erfindungen, die das Dasein billiger und leichter gestalten. — Überall Arbeit voll opferfreudiger Liebe im Dienste der Menschheit.

Willst du diesen höchsten Endzweck deines Daseins erreichen, solltest du auch selbst nicht die Erfüllung sehen, so halte dich an das, was auf der Erde ist, denn hier ist der Himmel, in deinem eigenen Inneren, in allem, was du für die Zukunft tust. Und darin vornehmlich sieh deine Bestimmung. Was du selbst als solche zu erkennen vermeinst, worin du deine Lebensaufgabe enthalten siehst, das ist ja so oft nichts anderes als ein Verkennen der Bestimmung. Magnhild (in der gleichnamigen Erzählung) glaubt fest an ihre Berufung für die Musik; dafür spricht ihr inneres Gefühl so deutlich, so unabweisbar, daß von nun an ihr bis dahin inhaltleeres Leben einen „Sinn“ erhält. Und dennoch irrt sie. Als diese schmerzvolle Erkenntnis in ihr aufgeht, daß sie das Höchste in ihrer Kunst niemals wird erreichen können, da versinkt sie in dumpfes Brüten. Ist das nun sittlich? Der sterbende Tonkünstler Hans Tande muß sie dessen gemahnen, daß sie durch ihre nachlässige Untätigkeit „die Entwickelung der tausendblätterigen Bestimmung hemme, welche der Baum des Lebens trägt“; schon darin, daß sie einst seinem eigenen Leben eine reinere, höhere Richtung eingeflößt, habe sie auch eine, wenn freilich geringere „Bestimmung“ erfüllt, vielleicht den hundertsten Teil einer solchen. Und nun gibt er ihr den Weg an, den sie zu beschreiten habe, indem er ihr die Aufgabe zuweist, in der Verbreitung des Hausfleißes „die Arbeit ihres Geschlechtes durch ihre Anlage auf die Nachwelt zu verpflanzen“. Arbeit, weitab von dem allumfassenden Gebiet der Kunst, für die sie sich berufen wähnte, aber: „Praktische Wirksamkeit zu beginnen“ — sagt Björnson in seiner Nachschrift zu dieser Erzählung —, „das ist — ich wiederhole es — Sittlichkeit.“

In demselben Grunde wurzelt alle Lehre, die Hans Ödegaard seiner jungen Schülerin Petra, dem „Fischermädchen“, erteilt: „Durch ehrliche Arbeit erreiche man seinen Beruf; er könne klein und bescheiden sein, aber für alle gebe es einen Beruf.“ Und dies Gefühl, berufen zu sein, hilft Petra über alles Traurige, über Not, Reue und Seelenschmerz hinweg: sie ist fröhlich mit den Fröhlichen, vertraulich mit den Vertraulichen; und die Kraft hierzu verleiht ihr einzig und allein der gläubige Hinblick auf das geheime Ziel, dem alle ihre Fähigkeiten zustreben, wofür sie sich entwickeln.

Auch für Thomas Rendalen (in dem gleichnamigen Romane) bildet der Gedanke an sein Lebensziel den „Sinn“, den Inhalt seines Daseins. Vom Vater und dessen Vorfahren ist ein gewisser Hang zum Maßlosen, die Gesetze des Sittlichen und Gesunden Verletzenden auf ihn überkommen; schon als Knaben erklärte ihn der Arzt für erblich belastet, für unfähig, eine Familie zu gründen. Und worin findet er nun die treibende Kraft zur Arbeit, zu einem makellosen Leben, zum unentwegten Ankämpfen gegen die Gewalt des unseligen väterlichen Erbes? Er findet sie in dem großen Zukunftsgedanken, daß er einst die Schule seiner Mutter übernehmen, sie zu dem machen werde, wovon Thomasine Rendalen geträumt hat,

ohne ihr Ziel verwirklichen zu können. Die Schule wird für ihn Verlobung, Ehe, die Begründung eines Familienverhältnisses.

Ohne diese „zentrale Macht“, von der aus sich „ein klares geistiges Licht“ über alle die „Unebenheiten der Charakterlandschaft“ hin breitet, wäre Thomas Rendalen, wäre das Fischermädchen verloren. Die Fähigkeiten an sich — sie mögen noch so vielverheißend erscheinen — reichen nicht aus. Sie müssen sich sammeln in einer Hauptbegabung, sich unterordnen der wahren Bestimmung auf Erden. Die sich ewig jagenden Augenblicksregungen in Petras Künstlernatur, jede einzelne voll empfunden, und doch wiederum alle einander widersprechend, mußten zu einer starken Wesenseinheit gesammelt werden, sollte nicht alles Stückwerk bleiben und das Leben selbst sich für sie nur künstlich, nicht künstlerisch gestalten.

Eben weil sein Leben jener zentralen Macht ermangelt, schlägt für Raphael Kaas („Absalons Haar“) die Stunde, da er, wie Ibsens Peer Gynt, dahinstürmt über „Pesthauch faulen Laubes“, über die kalte Wiese, die halb welk vor ihm liegt, über den ausgegrabenen Kartoffelacker, das Stoppelfeld. „Der Wald steht feucht um ihn her, als warte er auf seinen Kummer.“ „Dunst, Traum, totgeboren Wissen“ — sein wie Peer Gynts Lebensinhalt: — Wer bist du? — „Ein Zweig von einer großen Familie, die nie erreicht, wozu sie bestimmt war.“ Und doch tragen er und die Seinen die Kraft in sich zur Erfüllung großer Aufgaben, mehr Kraft als die andern. Aber — sie trollen sich fort von der Landstraße, welche direkt einführt in die Türe zum Hause des Glücks, — und geraten in den Wald hinein. Dort „bleiben sie hängen an ihrem langen Haare“ — wie Absalon. Seine Geschichte ist die ihre: „Es beginnt mit Empörung ... Dann wachsen die Leidenschaften höher empor als die Bestimmung.“ Das ist das Entscheidende: „David empörte sich doch auch. Weshalb, zum Henker, blieb David nicht an seinem Haar hängen! ... Die zentrale Macht in David war zu stark. Die Energie in ihm war und blieb zu gewaltig; sie unterwarf sich die aufrührerischen Kräfte; sie durften ihn nicht zu weit in Angelegenheiten der Leidenschaft tragen. Diese waren nur Ferienausflüge in seinem Leben und verliehen ihm Poesie. An der Bestimmung rüttelten sie nicht.“

Daß er das Konzentrieren aller Kräfte auf die Erreichung eines hohen Lebenszieles aus den Augen läßt, wird für Kapitän Mansana (in der gleichnamigen Erzählung) beinahe zum Verderben. Eine durchaus edel veranlagte, für Vaterland und Kameraden mit Ehre und Leben mutvoll eintretende Heldennatur, erscheint er zum Laboremus, zur Arbeit für die Menschheit wie geschaffen. — Aber der trotzige Wille, den er vom Vater, einem berühmten Freiheitskämpfer, ererbt, ist so ganz seiner Herr geworden, „daß das allerzufälligste Hindernis ihm das Leben kosten, das allergewöhnlichste Ziel ihn vom Wege ablenken kann.“ Um eines kleinen Mädchens willen, nicht besonders hübsch, nicht hervorragend begabt, das er nicht einmal liebt, will er seine hochgesinnte Braut, deren Denken in lichten Bahnen, deren Wesen in Schönheit sich bewegt, will er Teresa Leaney aufgeben, — nur weil er fürchtet, durch die Kleine und ihren verliebten Vetter, den blutjungen Leutnant Luigi Borghi, lächerlich gemacht zu werden. Die Fürstin war für ihn das Ziel des Lebens, „wie es gemeint war unter Gottes hochgewölbtem Himmel, mit seinem

Abglanz auf allen Dingen und auch auf den Zielen, welche das Leben selbst setzt". Und nun soll seine so stolze Laufbahn ihr Ende finden im Kampfe mit zwei unbedeutenden Kindern. Aber was tut das, wenn nur die Ehre gerettet ist; in seine Seele wird ja niemand blicken: „Mit Amanda am Arm stand er als Sieger da; und wenn er um dieses Preises willen ein unglückliches Leben führen sollte, es mußte sein." — Die Liebe der Teresa Leaney, welche hochherzig und verstehend über sein Irregehen hinwegsieht, bringt ihn im letzten Augenblick auf den verlorenen rechten Weg zurück, ehe er der drohenden, sicheren Selbstvernichtung anheimfällt. Nun ist er unterworfen für alle Zeiten. Sie wird fortan für ihn die in diesem Falle von außen her wirkende zentrale Macht bedeuten, die ihm selbst abgeht.

Bevor wir aber dem Wirken aller unsrer Kräfte in der Lebensarbeit ein unverrückbares Zentrum geben, müssen wir die Grenzen unseres Könnens klar erkannt haben. Das Ziel des Wirkens darf nicht im Gebiete des Unerreichbaren, Maßlosen liegen. Ein Hinausgehen über unsere Kraft ist nicht minder wie Mangel an Energie nur ein Zeichen von Schwäche, wenn freilich in ihrer edelsten Form. Gutes wirken, opfern — ist schön; aber alles hingeben, nichts besitzen — das taugt nicht. Dies Gebot mag für die ersten Christen inmitten der Heiden, welche Jesus außerhalb und über alle menschlichen Verhältnisse stellen wollte, innerer Berechtigung nicht entbehren. Wir jedoch haben andere Aufgaben. „Alle Freiheit, die wir in Westeuropa besitzen, haben wir dadurch errungen, daß wir Grenzen innehalten, nicht für uns selbst allein, sondern für andere. Das Schwache ist grenzenlos; das Starke setzt Grenzen und hält sie." Mit diesem Urteil aus der Erzählung „Mutters Hände" ist das Beginnen eines Elias Sang in „Über unsere Kraft" bereits gerichtet. Es ist die Religion des freiwillig erwählten Martyriums, die er verkündet. Er kann nicht anders, er wird gleichsam wie von Flügeln getragen hinüber über alle Grenzen, selbst über die Grenzen, welche der Tod setzt. Die Religion des Martyriums ist eben eine Religion der Schwäche. Gewiß, Rahel hat recht, wenn sie sagt, es gebe nur eine Art von Arbeit: das gute Beispiel. Doch nicht damit gibt man ein solches, daß man wie Elias die Menschen lehren will, über die Grenzen des Lebens hinauszuspringen. Denn im Leben stehen, Wirken ist ja gerade höchste Lebensform. — Hier ließe sich ein Einwand erheben: Rahel muß ja, trotzdem sie „diese Rechenexempel im großen, die über das Menschliche hinwegspringen", haßt, selbst bekennen, daß „allein darin die Erlösung" liegt. — Wohl kann es in einzelnen Fällen zutreffen, daß erst eine Stimme aus dem Jenseits gewaltigen Nachhall wecken muß, ehe die Massen „reagieren", ehe es über die ganze Welt hin tönt, so daß selbst die Schwerhörigsten es vernehmen; wohl wurde das Leben der Erneuerung, welches das Christentum brachte, am Kreuze empfangen. Deshalb jedoch als unumgängliches Erfordernis aufstellen, daß die Großen, die gehört werden wollen, ihre Rednertribüne im Jenseits errichten müssen, — dies vermag allein eine irregeleitete überreizte Phantasie. Ist der Tod notwendig, dann kommt er von selbst; ihn suchen, das ist Schwäche.

Nun kann aber ein Verkümmern der Fähigkeiten zur Arbeit, ein Irregehen in der Bestimmung außer auf eigene Schuld, auf ein Fehlen der zentralen Macht, auch zurückzuführen sein auf die Ungunst der den Menschen umgebenden Verhält-

nisse, von denen er ja als Glied der Allgemeinheit tausendfältig abhängt. Die am tiefsten tragischen Konflikte ergeben sich für Björnson dann, wenn Angst und Kälte von außen her in das Streben einer hochgesinnten Persönlichkeit hemmend eingreifen, sie auf falsche Bahnen locken und — je nach ihrer mehr oder weniger zart besaiteten Veranlagung — vergiften oder töten.

Denn „die Wärme, die nach und nach in das Leben eines Menschen hineingekommen ist", bedeutet die erste Bedingung, an welche sich das Dasein knüpft; ohne sie sind alle unsere Pläne, ist all unsere Arbeit ohne Fruchtbarkeit. Die „Volksverzweiflung", wie sie uns in so furchtbarer, erschütternder Größe, Opfer auf Opfer fordernd, im zweiten Teile der „Kraft"-Tragödie vor die Augen tritt, resultiert doch einzig und allein daraus, daß die Sonne da unten in der „Hölle" zwischen den hohen Felswänden niemals scheint, daß dort nur „wenige mit Hoffnung arbeiten, niemand mit Liebe". Wer einmal da hinabgestoßen ist, dem hilft keine Sehnsucht nach dem lichten Tag, nach dem Meere der Freiheit. Alles, was Ansteckungskeime in sich trägt, Mikroben des Körpers und der Seele, gedeiht dort.

„Die Sonne macht stark und erfinderisch, die Sonne ist Gesellschaft, die Sonne verleiht Glauben." — Kälte und Angst sind das verneinende Prinzip, das allem Streben feindlich begegnet. Sie durchdringen Gedanken und Willen und machen schlecht. „Arne" — so heißt es in der gleichnamigen Erzählung — „fürchtete sich vor allen, die er kannte, und dachte schlecht von ihnen, hauptsächlich weil er glaubte, daß sie schlecht von ihm dachten." Nicht vor sich selbst brauchte er sich zu fürchten, wohl aber vor den Menschen, weil er dessen nicht sicher war, ob es ihm bei all ihrer Feindseligkeit, bei ihren gehässigen Verleumdungen gelingen werde, das Gewand Gottes zu ergreifen. In einer Stunde stiller Einkehr muß er vor sich selbst bekennen, daß sein ganzes Leben Feigheit gewesen sei, Feigheit aus Menschenfurcht; er glaubte, „sie sähen, wie häßlich" er wäre. So weit ist es mit ihm gekommen, daß er nicht einmal mehr wagt, sich offen in seine eigenen Angelegenheiten hineinzudenken, daß er zu „dichten" beginnt. — Ihn errettet die Lebenswärme, die in Elis Liebe klärend und verklärend sein Dasein durchdringt.

„Oft bekam ich den Eindruck, daß ihn fror. Die Kälte um ihn her war in sein Inneres gedrungen" — diesen Nachruf widmet Edvard Kallem dem unglücklichen Selbstmörder Kristen Larsen. Wie vielen hat dieser Mann durch seine Erfindungen „das Leben erleichtert und dadurch größere Freude bereitet, w o r a u f a l l e s a n k o m m t"; doch nur ihrer fünf oder sechs sind es, die ihm in Sturm und Schnee Lebewohl sagen, ihm einen Teil des Dankes darbringen, den Tausende ihm schulden.

Die Kälte ist das Weltgift. Das höchste Streben vermag sie lahmzulegen, irrezuleiten. Ein Sigurd Slembe (in der gleichnamigen Tragödie), der doch von Anbeginn nichts weniger denn schlimm ist, der für sein gutes Recht kämpft, für seinen Königsgedanken, für die Betätigung seiner Fähigkeit, Gutes zu wirken, zieht aus, seiner Bestimmung gemäß das Ziel zu suchen, das ihm gesetzt bei seiner Geburt, offenbart in seinem Schicksal. Aber sein Pfad führt über „ein Schlachtfeld, mit Toten übersät", und sein Ziel ist, zu sterben. Und doch hat er es so gut gemeint, aber der Weg war lang und ging „über kalte und öde Strecken, wo keine

warme Stube war". Die Kälte, die ihn umgibt, durchdringt sein Innerstes so tief, daß ihm kein Ort der Erde mehr Ruhe zu geben vermag, daß kein Geschöpf unter Gottes Sonne ihm etwas gilt. Keiner hat einst so mächtig angezogen wie er — nun stößt keiner so schroff ab. Ihn hassen alle, weil sie das Mächtige in seiner Natur fürchten. Endlich hat dann „seine eigene Kraft ihn verhext, er hat das Echo des Bösen in der Natur gehört und mag nun nicht mehr aufhören zu rufen". Entweder alle müssen ihn fliehen, oder die Kräfte in ihm, die keine Versöhnung finden, müssen zersprengt werden, zu ihrer ursprünglichen Lage zurückverdunsten: „Er ist einer von denen, gegen die eine ganze Welt sich erheben, die sie umzingeln und vernichten muß, und wenn es geschehen ist, stehen alle rings um ihn herum und bereuen es." — Ein Opfer der Kälte wird auch der junge Darnley, der unglückliche Gemahl der Maria Stuart („Darnley"). Wenngleich die Anlagen dieses halben Kindes in keinem Verhältnis stehen zu denen eines Sigurd, — etwas Ganzes und Volles ist doch in ihm: seine Liebe zur Königin. Sein ergreifendes Bekenntnis lautet: „Ist Liebe Sünde, dann bin ich ein großer Sünder." Welch ein Mann, stark durch die Kraft der Liebe, hätte aus ihm werden können, wäre Maria mit rückhaltloser Wärme, nicht mit berechnender Kälte ihm entgegengekommen; sie wäre ihm der wurzelfeste Stamm geworden, an dem seine junge Seele sich hätte emporranken können. So jedoch treibt ihn seine maßlose, schier an Wahnsinn grenzende Liebe zu wiederholtem Doppelverrat, verzweiflungsvoll übt er Gewalt gegen ein Weib, gegen das Weib, welches er vergöttert. Er wird ein schwankes Rohr, verachtet von aller Welt, denn diese bewundert nur die Kraft, sei es auch die Kraft zum Bösen: „Ach, wenn sie doch den Schwachen verstehen wollten! Er ist nur deshalb schwach, weil er im tiefsten Innern treu ist, treu einer Sehnsucht, einer Erinnerung, einer Leidenschaft ... Die unendlich feinen Strahlenbrechungen in der Seele des Schwachen übersehen sie, die Tausende von Farbentönen und Lichtern, die kommen und schwinden, ehe der Tropfen verdunstet."

Für solche zart besaiteten Naturen wie König Darnley bedeuten Angst und Kälte den Tod; ihr Schicksal ist um so ergreifender, als gerade sie die Berufenen und Auserwählten sind am Werk der Zukunft. Sind sie doch unendlich durchgeistigter, ist doch ihre Haut hundertmal empfindlicher als die der übrigen, deshalb schöpfen sie auch ihre Kräfte aus tieferen Lagen, durch tausend feine Wurzelfasern, deshalb stehen sie noch mit frischer Krone da, wenn die der anderen schon längst dürr und abgestorben erscheint. Die Besten, die Feinsten sind es, welche die stärkste Verantwortung fühlen, welche die größten Opfer darbringen. Und das müssen sie entgelten. Sie sind nicht gefestigt genug der „Todeskälte" gegenüber, die „in jeglicher Form von Schlechtigkeit, wie Lügen, Verrat, Arglist, herrschsüchtiger Verfolgung, List, Betrug" in ihr Leben eindringt. Zwei der rührendsten Opfer hat uns der Dichter in Klara Ernst („König") und in Ragni („Auf Gottes Wegen") gezeichnet. Beide wahr und gut, beide voll Liebe, beider Dasein ein Kampf wider den „kalten Strom" von außen, der dann doch stärker wird als die Wärme in ihrem Innern. Wie tief ergreifend, wenn wir von Ragni hören, sie habe aus Ibsens „Wildente" die letzten Blätter herausgeschnitten, auf denen die traurige Geschichte der kleinen Hedwig zu Ende geht: „Das sollte nicht geschehen sein ... Sie ver-

suchte, ob sie nicht das herausschneiden könnte, was ihr nicht gefiel; aber s i e war es, die herausgeschnitten wurde."

Hart mußt du werden, wie die „Versteinerung eines Palmenblattes in den Steinschichten Spitzbergens", willst du „lebenstüchtig" sein, den „Eisstürmen" zu trotzen. — Das verlangt die Welt von dir. Das „Kind in deiner Seele, ewig jung unter Tränen lächelnd" sollst du in dir ertöten, deine Herzenswärme aus dir heraustreiben — so will sie dich haben. Das ist die herbe Lehre, die der Doktor im „Redakteur" an Harald richtet, den Bruder des unglücklichen Halfdan Rein, der „daran stirbt, daß er ein Mensch ist". Und welch ein Mensch! Einer von denen, die sich kreuzigen lassen, eine Bitte der Vergebung, ein Wort der Liebe auf den Lippen — für die Feinde, die nicht wissen, was sie tun.

„Ach, warum muß es so sein, daß die Guten so oft Märtyrer werden? Kommen wir nie so weit, daß sie Führer werden?" Mit dieser herben Klage schließt die Tragödie „Paul Lange und Tora Parsberg". Der geniale Politiker, der so viel Gutes gewirkt hat im Sinne einer aufgeklärteren Weltanschauung, muß an einem kleinen Fehler zugrunde gehen, an den seine Gegner sich gewaltsam anklammern. Als ob wir nicht alle immer und immer wieder fehlten, als ob auch nur einer frei bliebe von Schuld. — Und worin hat denn nun Paul Lange sich vergangen? Einem alten Manne, der bei allem Guten und Bedeutsamen, das er vollbracht, nicht immer die Gesetze der Ehrlichkeit respektierte, hat er durch seine Verteidigung wider besseres Wissen den Abendfrieden erhalten. Gewiß, es war nicht aufrichtig gehandelt, nicht im Sinne der Wahrheit, für die Paul Lange selbst sein ganzes Leben hindurch gekämpft hat, es war vor allem ein Treubruch gegen seine Freunde, denen er zu schweigen versprochen; aber haben die anderen — unter ihnen sein bester Freund — darum ein Recht, ihn ob dieser Charakterschwäche wie einen verfemten Schurken zu behandeln, wie einen Bösewicht, ihn, der doch bei alledem der Edelste unter ihnen ist, der Schuldloseste? Und da kramen sie unermüdlich alle möglichen alten Geschichten aus seiner Vergangenheit hervor, aus einer Zeit der Verzweiflung, da er mit den finsteren Mächten drohender Geistesnacht rang. Ach, alle die Wunden, die schmerzhaften Stellen, die sich im Laufe der Jahre in ihm angesammelt haben, — wenn die ihre Lippen öffnen und reden wollten! All das „täglich Wiederkehrende, das Endlose, das Böse!" Schon in früher Jugend ward er „eingeschüchtert, — bis in seine Lebensbedingungen hinein, bis in seine Ehre, in seine Fähigkeiten". Die Arbeit hat da nicht mehr ihr Ziel in sich selber; immer muß sie mit etwas um die Wette laufen, das zu überwinden ist, täglich von neuem sich vorerst die so dringend notwendige Ruhe erkämpfen. Überall ist die Furcht mit hineingekommen, der magnetisch bebende Instinkt für das, was Schande ist: „Deswegen wird es auch ein Leben draußen auf der Treppe. Nicht drinnen in unseren eigenen Räumen."

Es ist klar: Das Dasein eines solchen Mannes endet in Verzweiflung und Tod. Den kann nichts, kann niemand retten. Und dennoch — das ist der große, befreiende Aufblick, den Björnson auch in dieser hoffnungslosesten Tragödie des Verkümmerns genialer Fähigkeiten, ihrer vorzeitigen Vernichtung uns gewährt — d e n n o c h sind es die Schwachen, welche das Steuer halten: „Nicht plumpe

Eisenkessel, sondern schwache Phiolen werden ausgewählt, um Heilmittel zu tragen ... Die Menschenliebe, — die geht umher und befühlt die Hände, ob die Haut zart genug ist. Und denen, die eine solche Haut haben, werden die Initiativen anvertraut. Sie, die das Unrecht am tiefsten kränkt. Sie, die durch eigene Leiden lernten, Ehrfurcht vor dem Unglück zu haben."

Warum muß es so sein, daß die Guten so oft Märtyrer werden? Ist es nicht — so fragt der Dichter an anderer Stelle, im „Brautmarsch" —, als ob manche Menschen geradezu ausersehen scheinen, Schmerzen zu leiden? Und sind es nicht meist gerade die, welche ihn unserer Ansicht nach am wenigsten verdienen? — Freilich. Es sind aber auch die, „welche das Zeugnis des Glaubens und des Entsagens am wahrhaftigsten verbreiten können", die somit dennoch am meisten für das Neue, das Zukünftige wirken. In diesem Sinne nützt selbst ein Elias Sang durch seinen Tod, indem er das Leiden läutert, es durch Tränen erleuchtet und für Tausende heilig macht, — indem er dem Kummer die Wege öffnet. — — — Arbeit und Leiden! „Kein Ding ist uns ganz eigen, ehe der Kummer es nicht berührt hat. Kein Ideal, ehe er es nicht angehaucht hat. Kein Verstehen, ehe er uns nicht in die Augen geschaut hat. Unser Sinn ist wie ein Zimmer voller Besuch, — bis der Kummer eintritt, still oder barsch; da wird es unser eigen. Dann sind wir zu Hause." — Laboremus!

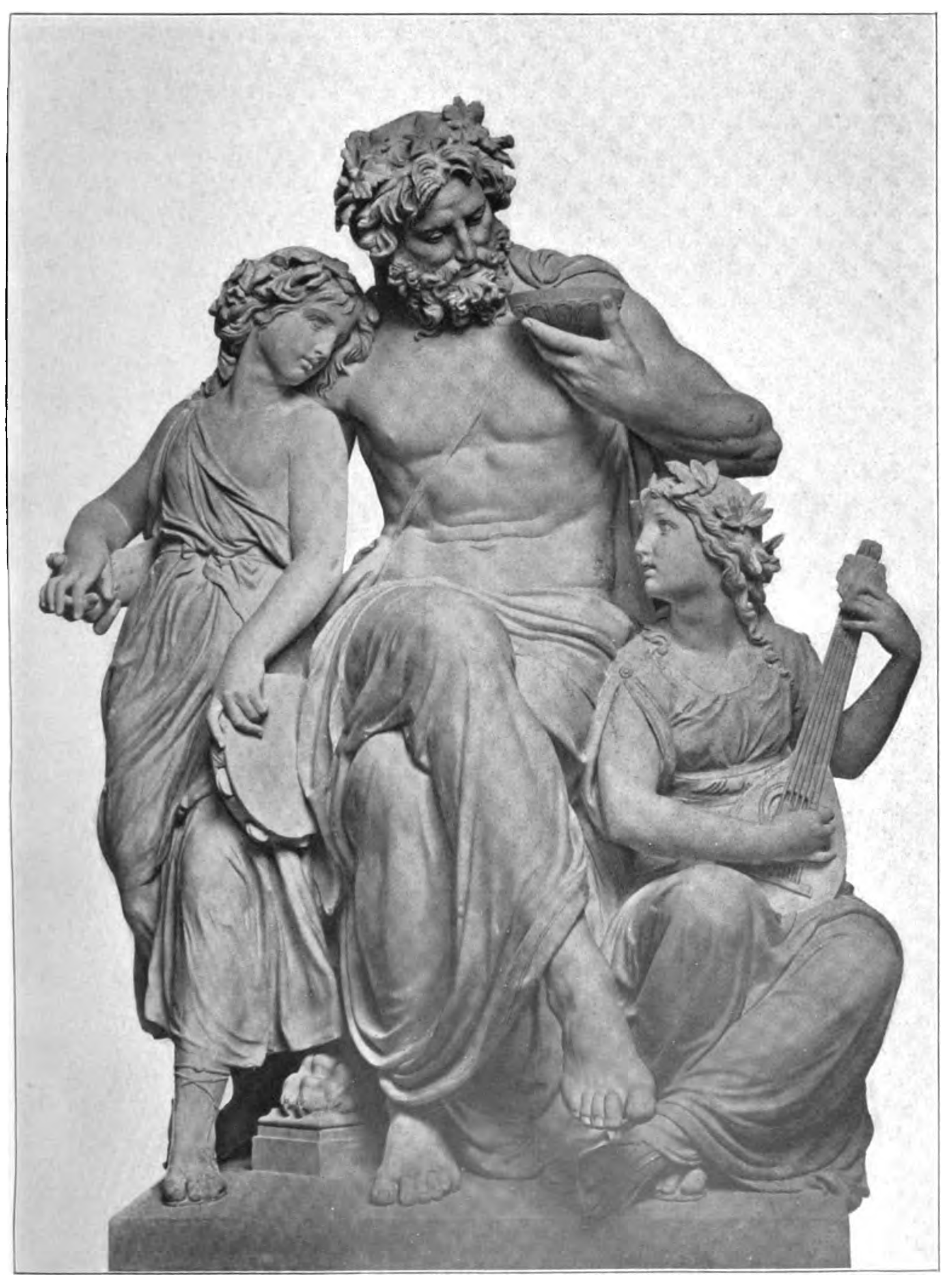


Vittoria Aganoor Pompilj

Es leben vielleicht in Deutschland 100 Menschen, die ein italienisches Gedicht in der Ursprache mit Genuß zu lesen vermögen. Von diesen hoff' ich 10 zum Lesen mindestens eines der beiden unten bezeichneten Bücher anzuregen. Nicht so sehr durch mein ungewichtiges Urteil über sie als durch Proben aus ihnen, die ich freilich, um auch weitere Kreise unserer Gebildeten für die von mir ehrlich bewunderte italienische Dichterin zu gewinnen, verdeutschen mußte — eine schwere und verantwortungsvolle Arbeit, bei der ich mich leiten ließ durch meinen alten Spruch:

> Willst du verdeutschen ein Gedicht,
> An dem Buchstaben klebe nicht,
> Sei selbst ein Dichter, kein Pedant:
> Nur Diamant schleift Diamant.

Vittoria Aganoor ist — wann weiß ich nicht — in Venedig geboren. Ihr Vater war ein vornehmer Perser (oder Armenier?) christlichen Glaubens, der um die Mitte des letzten Jahrhunderts sich in der märchenschönen Lagunenstadt niederließ, ihre Mutter, eine Pacini, Italienerin. Die Tochter hat eine klassische Bildung genossen, ihr früh sich verratendes Dichtertalent zumal ist geschult worden durch den Unterricht so feiner Künstler des Wortes wie Zanella und Nencioni. Dann hat ein herberer Meister sie in die Lehre genommen, der Schmerz (s. d. Ged. „Triumph"): ihre Gesundheit scheint zart gewesen zu sein und ihr warmes Herz muß bittere Enttäuschungen erlitten haben. Seit etwa acht Jahren lebt sie in meines Wissens kinderloser aber sonst beglückender Ehe mit einem edlen und bedeutenden Mann,



Der Abend — Johannes Schilling

dem Grafen Guido Pompilj, der zurzeit Staatssekretär im Ministerium des Auswärtigen ist, aber auch für die Hebung der Landwirtschaft viel getan hat, im Winter zu Rom, im Sommer zu Perugia, der hochgelegenen Bergstadt mit den weiten Horizonten, wo der Graf einen alten Familienpalast besitzt und die Gräfin gern im Frieden des „grünen" Umbriens von all der Unrast des römischen Gesellschaftspflichtenlebens ausruht, oft mit einem lieben Gast, ihrer geistvollen Freundin Jeanne Barrère, der Tochter des staatsklugen französischen Botschafters beim Quirinal.

Diese knappen Angaben über das Leben der Dichterin müssen hier zum Verständnis der Gedichte genügen.

1900 erschien in erster Auflage, geschmückt durch ein anmutiges Jugendbildnis und der noch lebenden Mutter gewidmet, ihr erstes Buch, Leggenda Eterna (Ewiges Märchen. (Roux & Viarengo, Torino-Roma. 2. Aufl. 1902), das, von Feinschmeckern wie der alte Angelo De Gubernatis zu seinem vollen Wert eingeschätzt, den Namen Vittoria Aganoor mit einem Schlage, mindestens in den literarischen Kreisen, zu einem der besten Italiens machte. Ich begreif' es vollkommen: denn in goldner Schale find' ich da gesammelt gar viele echte Perlen, die der Mädchenjahre wilde Stürme auf den einsamen Strand einer keuschen und stolzen Frauenseele geworfen haben. Einen Augenblick erklingt hellster Jubel in „Rausch der jungen Liebe", aber bald ringt sich aus der beklommnen Brust das „Lied des Zweifels" mit dem rührenden Schlußruf: „Vergib ihm, armes Herz!" Dann schaut in „O milde Nacht . . ." das innere Auge den Untreuen bei der „andern" und die Klage lautet wieder nur: „Ach, und die andre glaubt ihm auch!" Der bloße Verdacht verdichtet sich zur unerbittlichen Gewißheit: „Heimkehr" zeigt uns die Betrogene schluchzend in ihrem stillen Mädchenstübchen, „Allerseelen" auf dem Friedhof, von Grabessehnsucht erfüllt, „Unter den Sternen" auf einsamem Nachtgang, begleitet von den gleichmäßig schnellen Schritten eines unsichtbaren Mitwanderers, der Zeit, die zuletzt auch in ihrem Hirn „die Tage, die nie wiederkehren" auslöschen wird. Diese sechs Gedichte und noch etwa ein Dutzend andere, meist längere, umschließen eigentlich die ganze Leggenda Eterna — ein Titel, bei dessen Wahl der italienischen Verehrerin unseres Heine dessen „Es ist eine alte Geschichte, doch bleibt sie ewig neu . . ." vorgeschwebt zu haben scheint.

Der zweite Teil dieser Sammlung, „Intermezzo" — auch eine Anlehnung an denselben deutschen Dichter? — bringt nun viele zart hingehauchte, von Stimmung durchtränkte Landschaftsbilder, geschöpft aus dem innigsten Verkehr mit der Natur, der nie versagenden mütterlichen Freundin kranker Seelen.

Den Schluß macht ein dritter Teil, „Risveglio", das heißt Erwachen, zu einem frischen, neuen Leben, wo das eigene kleine Einzelleid beschämt zurückweicht vor dem großen unsterblichen Leid der ganzen Welt und dabei die Erwachte vom trotzigen Gefühl der schwererrungenen Kraft und Größe (s. „Triumph" und „Ruhm") getragen und gehoben wird.

Der schöne Erfolg ihrer „Jungen Leiden" hat die Dichterin nicht verführt, schnell einen neuen Band Gedichte in die Öffentlichkeit zu bringen: erst nach achtjährigem Schweigen erscheinen, im Verlage von Italiens vornehmster Zeitschrift, die „Nuove Liriche" (Neue Lieder), dem Gatten gewidmet, in dessen treuem und festem Herzen die leidenschaftliche Seele endlich den sichern Ankergrund gefunden hat.

Als gereifte Dichterin und Frau tritt uns in diesem zweiten Buch wie in dem vorgehefteten Bilde die nunmehrige Gräfin Aganoor Pompilj entgegen. Verbraust nun sind die heftigen Frühlingsstürme der Leggenda, wir blicken gerührt in stille, klare September- und Oktobertage; aber schon färbt sich mählich der Wald, langsam zögernd lösen sich von den Zweigen die ersten gelben Blätter und schweben träumend nieder zum Mutterschoß der Erde: „Herbstgefühl" im Sinne des wehmuttrunkenen Liedes von Martin Greif durchschauert uns. Gleich das erste Gedicht ist an den neuen Gefährten ihres Lebens gerichtet, für den die Mutterglücklose Töne allerinnigster Schwesterliebe findet. Und im vorletzten eigenherzigen — es folgen

noch treffliche Übersetzungen — in „Die holde Kleine dort im schwarzen Haar" sieht sie in einem spielenden Kinde das Bild ihrer eigenen sonnigen Kindheit, gedenkt dann der versonnen zum Mond aufblickenden „braunen Maid" späterer Jahre und schließt endlich mit der milden, müden Resignation des Menschen, der von des Lebens Mittagshöhe hinabwandelt. Den Zwischenraum haben die acht Jahre des Schweigens gefüllt mit reifen Früchten jeder Art, wie sie gerade ihr Garten gab, wundersüßen und auch solchen, deren kräftige Herbheit an heilsame Arzeneien gemahnt. Während sie ihr spätes Eheglück tiefdankbar empfindet, bäumt sich doch gegen den leisesten Zweifel des geliebten Mannes der ganze „Stolz" ihrer unentweihten Wahrhaftigkeit, und die hoheitvolle Melancholie des Herbstes bleibt die Grundstimmung dieser großen Einsamen, die heißer als den lauten Tag die stille Nacht liebt, wo sie tiefallein durch die schlafenden Fluren schreitet und Zwiesprache hält mit den ewigen Sternen, „wie in alter Zeit"; die oft „im lärmenden Gewühl" der Großstadt urplötzlich gepackt wird von dem dunkelgewaltigen Wunsch, in weltverborgener Felsschlucht nur ein fallender Tropfen zu sein, ein Grashalm, irgend ein winziges Stück reiner Natur. Etwas naiver Pantheismus spukt der guten Katholikin doch wohl im Blut, grade wie dem Franz von Assisi; und dieses Heiligen kindlichfromme Naturfreude dramatisiert gradezu ein kleines Gedicht, das der Königin Margherita besonders teuer ist und auf ausgesprochenen Wunsch von mir verdeutscht ward. Aber auch den süßen Zauber neapolitanischer Sommernacht weiß die Meisterin vieler Farben und Töne wunderbar festzuhalten in Versen, die wie zur Laute gesungen klingen, und mit einer Serenade, deren bloße Worte schon Musik sind, gibt sie der Hochzeit einer jüngeren Freundin höhere Weihe. So nimmt sie herzlich Teil an der Freude der Frohen, wie sie mit den Traurigen trauert und gelegentlich auch die Modenarrheiten der „Madönnchen" von heutzutage mildlächelnd geißelt.

Im Grunde ist die Aganoor doch eine tragische Dichterin, und Höhenluft umweht uns solange wir an ihrer Hand um die stolzen Gipfel schweben, zu deren Füßen, tiefunten, die bunte Welt weitausgebreitet liegt. Leider können die wenigen nachfolgenden Proben, bei deren Auswahl die längeren Gedichte aus räumlichen Rücksichten fortfallen mußten, nur ein recht unvollständiges Bild dieser edlen und reichen Dichterpersönlichkeit geben, das fühl' ich selbst wohl am tiefsten. Aber vielleicht werden sie doch in manchem Leser mindestens eine Ahnung wecken davon, daß in dem Lande unsrer Sehnsucht, in dem „Land, wo die Zitronen blühn", heute noch ebenso eine wahrhaft vornehme Kunst des Liedes blüht: das wär' für mich der schönste Lohn.

Otto Haendler

Aus „Leggenda Eterna".

Rausch der jungen Liebe.

Kann denn ein Wort, gehaucht aus liebem Munde,
Durch Lippen, die von süßem Fieber beben,
Uns stärker höchsten Glücks Gewißheit geben
Als Engelsgruß und Welterlösungsstunde?

Kann es denn heilen jede Herzenswunde,
Blitzschnell uns tiefster Erdennot entheben,
Die Krone drücken auf ein ganzes Leben,
So daß uns schier erdrückt die Wucht der Stunde?

Ich fühl's, ich trink's mit jedem Atemzug:
Heut' nahm mir von der Seele Leid und Trauer,
Statt all der Menschentränen, das Geschick.

Und eins ist klar: so viele Blumen trug
Die Erde nie, nie war der Himmel blauer
Und näher nie als diesen Augenblick!



Lied des Zweifels.

Der Himmel träumt in sel'ger Mainachtfeier,
Taub allem Menschenkummer;
Ruhvoll, umflort von weichem Zauberschleier,
Atmet die Welt im Schlummer.

O Mond, kannst du das kranke Herz mir heilen?
Was sahst du in der Ferne?
Liebt er mich noch? — Der sagt: ich muß mich eilen,
Spät ist es ... frag die Sterne.

Ihr, denen ich vertraut all meine Sorgen,
Sterne, ihr müßt mir sagen:
Liebt er mich noch? — Sie blinzeln: Es wird Morgen,
Die Sonne mußt du fragen.

Die steigt verschleiert auf, dem frühen Bade
Im Meer ungern entrissen. —
Liebt er mich? frag' ich — Kann's nicht sagen, schade ..
Die Wolken werden's wissen.

Und wie nachtschwarz sich nun die Wolken ballen,
Aufschrei' ich himmelwärts.
Und Antwort wird mir: Tropfen, Tränen fallen ...
Vergib ihm, armes Herz.

Unter den Sternen.

Die Felder schlafen, keine Stimme schallt,
Ein Schritt nur, dessen Ziel
Mein Lauschen nicht erkennt,
Ein Schritt, gemessen, leicht und rasch, durchhallt
Das nächt'ge Schweigen unterm Firmament.

Es geht geht geht ein Wandrer durch die Nacht,
Der gönnt sich keine Ruh,
Doch ob der dunkle Wicht
Auch seinen Weg im schnellsten Gleichmaß macht,
Daß er sich je entfernte, hör' ich nicht.

Er geht geht geht, als gäb' er mir's Geleite,
So hastig, wie wohl nur
Ein Mörder fliehen mag ...
Das drohende Gespenst an meiner Seite
Bleibt doch im Takt mit meines Herzens Schlag.

Ich fühle, tropfenweise hat's getrunken
Mein Leben, Schritt für Schritt
Beraubt's unabwendbar
Mein Hirn um einen Traum, mein Aug' um einen Funken,
Und Asche streut es in mein schwarzes Haar.

Ich fühle, ferne Herzen wird es lehren
Vergessen Schwüre, die
Das Leben löste, still
Vergessen Tage, die nie wiederkehren —
Vergessen mein, die nicht vergessen will.

Sommerlandschaft.

Gluthauch versengt die dorndurchwachsne Flur
Der trauernden Campagna; meilenlang,
Eines Titans Gerippe, führt meinen Gang
Des Aquädukts zerrißne Bogenschnur.

Den tiefen Mittagsschlaf durchzittert nur
Das Zirpen der Zikade, grell und bang ..
Kein Rinderbrüllen, keines Hirten Sang
Im ungeheuren Brüten der Natur.

Ein grünes Echslein huscht von Stein zu Stein
Und schwänzelt aus dem froh erschlüpften Loch,
Ein Rabe krächzt vom römischen Gemäuer.

Ein Büffel, sieh, kommt fernher, stumm, allein,
Mit schweren Schritten und macht größer noch
Die große Wüste unterm Sonnenfeuer.

Der Schwarze Reiter.

Die Kranke stöhnt: — Kommt er noch nicht? Verlassen
Wind' ich in fürchterlicher Qual mich hier! —
Horch: Hufgetrappel durch die nächt'gen Gassen ...
Auf weißem Hengst ein schwarzer Kavalier.

Sprengt vor das rote Fenster, das weitoffen.
Sie streckt die Arme aus, und fieberwild
Schreit sie: — Tod, lieber Tod, mein letztes Hoffen! —
Der prüft sekundenlang das Jammerbild,

Und gleich als hätt' er nichts gehört, gesehen,
Jagt er zum Markt. Am Brunen sieht er dort
Ein wasserschöpfend Kind beim Buhlen stehen,
Packt sie am blonden Haar und schleift sie fort.

Aus „Nuove Liriche".

Gesang der Liebe.

Wenn in der Maske schwesterlicher Treu'
Dich Tücke täuscht und deine Ernte mäht
Verrat, und alle dich verleugnen schier —
Dann sage deiner Seele früh und spät,
Ich bleibe dir.

Wenn deiner Träume Reich der Sturm verheert
Und Öde in den hohen Mauern wohnt,
Die du erbaut in froher Glücksbegier —
Dann neue Burgen, wo die Hoffnung thront,
Erricht' ich dir.

Und wenn auf unsrer langen Reise je
Dich Nacht umhüllt, und du, geliebter Mann,
Zum Abgrund taumelst, blind — o ruf nach mir:
Mein Herz als Fackel, dich zu retten dann,
Flieg' ich zu dir.

Nachtgang mit Sankt Franziskus.

Heiliger Franz, die Schlange macht mich beben,
Die durch die Sträucher raschelt wegentlang ...
— Ich höre nur das sanfte Wipfelweben
Des Fichtenhains und süßen Vogelsang.

Heiliger Franz, vom Weiher kommt gezogen
Ein Moderhauch, grad wie aus einer Gruft ...
— Mich dünkt, daß Tymiandüfte mich umwogen,
Ich trinke wunderreine Höhenluft.

Heiliger Franz, des Moors Irrlichter glühen
Trüb durch die Nacht, das Kloster ist noch fern ...
— Erheb vom Schlamm dein Auge, Mensch, und blühen
Siehst du in Himmelsgärten Stern an Stern.



Neue Romane

Von den sechs vorliegenden Büchern ist keines die Kunsttat, die dem Leben ans Herz faßt, jedoch sind sie alle interessant und zum Teil auch bedeutend genug, daß es sich lohnt, sich mit den Zeitproblemen, die sie zu gestalten versuchen, auseinanderzusetzen.

Man mag über Karl Bleibtreu denken, wie man will — und er hat bei seiner eruptiven und wahllosen Produktionsweise schon verschiedentlich Gelegenheit genommen, seine Freunde nicht nur in angenehmer Weise zu verblüffen —, eins wird ihm auch der Neid lassen müssen: er ist ein Temperament. Sogar wenn er über die Stränge schlägt, weiß er sich des formalen Interesses seiner Feinde sicher. Und er hat deren nicht wenige, was bei seiner ausgesprochen rechthaberischen Kämpfernatur nicht verwundern darf. Als Schlachtenschilderer gilt er mit Recht als unübertrefflich, ja seine ganze Diktion hat etwas von der schneidigen Kavallerieattacke, die im Augenblick des Dahinstürmens alle Zweifel und Bedenken niederstampft. Hinterher aber heben sie sich um so energischer wieder empor: es war eben nur eine papierne Attacke. Diesmal wagt er einen Ritt in die politische Arena. Wie immer ist die Geste seines Ausholens glänzend. Den Vielzuvielen, die in Berlin und anderswo in Politik machen, stellt er seinen einzigen Artur Wieber, der längst mit Bewußtsein den Schritt vom leidenden

Messias zum skrupellosen Individualisten gemacht hat, gegenüber. Mit Edgar von Lunden kehrt er aus dem Burenkriege heim, und es gelingt ihm durch eine glückliche Verkettung von allerhand Wahrscheinlichkeiten, sich an Stelle dieses nach jeder Richtung hin verderbten Mitteleuropäers zu setzen. Als Sohn kehrt er zu dem edlen Vater Edgars zurück und wird von diesem anerkannt, obschon ihm die radikale Sinnesänderung seines vermeintlichen Sprößlings reichlich unerwartet kommt. Um so weniger aber steht seinem Eintritt in die nationalliberale Partei im Wege, und bei einer Ersatzwahl wird er mit Hilfe eines einflußreichen Zeitungsverlegers namens Meyer in den Reichstag entsandt. Hier stellt er sich auf einen sehr extrem nationalen Standpunkt, besonders in Fragen der Flottenpolitik, und erregt durch einige Hetzreden die Aufmerksamkeit der Engländer. Jetzt setzt die Arbeit seiner Entlarvung ein, in die sich Herr Meyer, dessen Führung er sich entzogen hat, und der Oberst Macnamore, der Chef der Spionageabteilung in London, redlich teilen. Diese beiden Sherlok Holmes wickeln nun mit der nötigen spitzfindigen Fingerfertigkeit das ganze Verwechslungsgewebe vom Ende bis zum Anfang auf, und der Held muß von der politischen Bühne abtreten. Der alte Lunden aber hat den Wert dieses Einzigen unter der blöden Masse der Vielzuvielen erkannt, gibt ihm durch die Adoption das Recht, das er sich als Eigentum längst errungen hat, und wandert mit seinen beiden Kindern über See nach Java. Denn Artur Wieber alias Edgar von Lunden hat sich in diesem Kampfe auch das Weib errungen, das seiner würdig ist.

Diese Geschichte erfreut sich bis zum Schluß eines spannenden Tempos. Wie weit den Nebenfiguren Porträtähnlichkeit zugesprochen werden muß, mögen Eingeweihtere untersuchen, sicher ist, daß der wirbelnde Tanz um den Mittelpunkt dieses Romans charakteristische Gesichter und lebensvolle Gebärden zeigt. Dagegen läßt der persönliche Kontakt zwischen dem Helden und dem Leser manches zu wünschen übrig. Artur Wieber bleibt trotz der reichen Entwicklungsmöglichkeiten, die sein Charakter enthält, ein wenig sympathischer Vertreter des Individualprinzips. Er darf als Einziger nicht in die Haut eines andern kriechen. Trotzdem bleibt die Ankündigung des Verlages Georg Müller in München zu Recht bestehen: „Die Vielzuvielen" von Karl Bleibtreu ist ein spannender Abenteurerroman mit aktuellem politischen und gesellschaftssatirischen Hintergrunde.

Auch Hermann Gottschalk kommt uns politisch, indem er die Geschichte von „Gerhard Frickeborns Freiheit" (München, Albert Langen) erzählt. Aber er stellt seinen Gesichtswinkel von vornherein viel kleiner ein. Er begnügt sich damit, ein Bild aus der politischen Kleinwelt zu zeichnen, die sich diesmal um den Chefredakteur einer mittleren Provinzialzeitung dreht. Außerdem greift er in der Zeit um gut zwanzig Jahre zurück. Hinter den Kulissen fühlt man die regierende Faust des eisernen Kanzlers. Auch hier scheint es übrigens nicht ohne einige Schlüsselei abgegangen zu sein, wofür die allzu eigensinnig individuell gehaltenen Züge der Hauptpersonen bürgen mögen. Gerhard Frickeborn redigiert als glühender Freisinnsmann den getreuen „Eckart" von Saalstedt, bringt ihn auf die Höhe der Zeit und auf eine ungewöhnlich starke Abonnentenzahl, kämpft mit freudiger Kraft gegen die beiden Fronten der Reaktion und der Umsturzpartei, bis er am Ende erkennt, daß seine Freiheit ganz wo anders liegt als im politischen Siege. Seine Erlebnisse als Saalstedter Redakteur sind mit Wärme und Humor geschildert, und seine Begeisterung für die Ideale des Guten, Schönen und Wahren vermag mitzureißen. Auch die Liebe wagt sich an ihn heran, zu seinem Unglück in der Gestalt der unehelichen Tochter seines hartnäckigsten Feindes, des Fabrikbesitzers Zänger, der sich aus kleinen Anfängen zum Millionär emporgearbeitet hat und dessen Bestreben einzig darauf gerichtet ist, positive wirtschaftliche Werte zu schaffen. Seine Erhebung in den Adelstand bietet Gerhard Frickeborn willkommenen Anlaß, gegen ihn vom Leder zu ziehen. Im Wahlkampf aber wird er von Gerichts wegen kaltgestellt und muß wegen einer gänzlich unmotivierten Anklage auf Majestätsbeleidigung für einige Wochen das Untersuchungsgefängnis beziehen. Hier wandelt er sich gänzlich, indem er Einkehr bei sich hält, und wendet sich ener-

gisch vom sogenannten „öffentlichen" Leben für immer ab. Also auch hier ergibt sich für die arme Politik ein negatives Resultat. Das liegt aber nur an Gerhard Frickeborn selbst, denn er ist im Grunde seines Wesens ein Ästhet, viel zu viel Ästhet und Gefühlsmensch, um jemals etwas Ersprießliches auf dem Felde der politischen Tat erringen zu können. Sein Verhalten als Liebhaber beweist das zum Überfluß.

Der Wert des Buches liegt in der vortrefflichen Milieuschilderung der deutschen Mittelstadt. Hier sind dem Verfasser gute Griffe gelungen, die blutwarme Gestalten hingestellt haben. Die politische Zeitsatire dagegen berührt kaum noch die Gegenwart. Die Jahre des persönlichen Kanzlerregiments sind vorbei, und trotz aller rechts- und unrechtsseitigen Bestrebungen nähern wir uns immer mehr dem parlamentarischen Regime, und sollten noch ein halb Dutzend Blöcke darüber zerkrachen. Wenn man aber die Politik schon für ein unwürdiges Handwerk hält, dann darf man sie weder ernst nehmen wie Hermann Gottschalk, noch wichtig wie Karl Bleibtreu. Dann heißt es, einen höheren Standpunkt finden und das vergängliche Tagesgewimmel da unten nicht nur mit dem Scheinwerfer der Satire zu beleuchten, sondern vornehmlich durch die goldene Brille des Humors zu betrachten.

Und nach dieser Richtung hin bietet das neue Buch „Drut" (Berlin, S. Fischer) des Humoristen Hermann Bahr leider nicht viel mehr als eine Enttäuschung. Auch dieser elegante Spötter setzt eine bitterernste Miene auf, indem er die traurige Geschichte von dem Bezirksamtmann Clemens von Furnian herunterplaudert, der an einem dämonischen Weibe mit notorischer Vergangenheit und Gretchenmimik zugrunde geht. Unter gewöhnlichen Umständen reichte dieser Vorgang wohl für 100 Seiten aus, bei Bahr werden es über 500. Auf jeder Seite fühlt man das innige Behagen des Autors über die günstige Gelegenheit, seine reichen und vortrefflichen Beobachtungen an den Mann zu bringen. So plauscht er mit bewundernswerter Geduld allerhand Interessantes daher, das zu dem eigentlichen Thema in mehr als losem Zusammenhang steht, gerät vom Hundertsten ins Tausendste und gibt Milieustudien von einer unzweckmäßigen Breite. So schießen zum Beispiel die Stammtischszenen mit ihrer minutiösen Genauigkeit weit über die Zolasche Technik hinaus. Die charakteristische Linie wird in zahllose Farbentupfe aufgelöst, und der selige Naturalismus feiert seine fröhliche Auferstehung. Der interessanteste Charakter dieser Geschichte ist der Autor selbst. Er steht seinen Figuren einfach im Lichten, darum bleiben sie im Schatten und Halbdunkel. Hermann Bahr macht es dem Leser sehr schwer, sowohl an die gelinde Verbohrtheit seines Bezirksamtmanns als auch an die Dämonie seiner Partnerin zu glauben. Er scheint sich damit begnügen zu wollen, daß man an ihn selber glaubt. Sein schmiegsamer, feingegliederter Stil, der wohl als Brillantfeuerwerk zu verpuffen, aber nicht das Golderz der Schächte zu schürfen vermag, der feinnervig alle Oberflächen betastet, aber selten den Kern der Dinge trifft, bringt eine Fülle von feinen, geschliffenen Worten und klugen, geistreichen Wendungen, daß man reichlich auf seine Rechnung kommt. Ja, man vergißt darüber, daß der Pulsschlag dieses Feuilletonstils die geheime, dem Autor selbst kaum noch bewußte Angst vor der Langeweile ist. Aber hier und da tritt doch in die Erscheinung, daß dieser Stil Selbstzweck ist und das gestaltende Prinzip ins zweite Glied drückt. Und so ergeht es ihm mit der Politik wie Gerhard Fülleborn, dem Ästheten. Er plaudert sehr geistvoll und orientiert über die Politik, aber die wirkenden Kräfte kommen nicht zur Klarheit. Clemens von Furnian bleibt ein kurioser Einfall, dem nichts Überzeugendes anhaftet. Und sollten die Geschehnisse dieses Buches auch auf nachweisbaren Tatsachen beruhen, so bringt es dem Verfasser keinerlei Entlastung, und die österreichische Politik ist lange nicht so zerfahren wie das vorliegende menschliche Dokument, das nur in der Einbildung seines Verfassers einen Roman vorstellt.

Adolf Paul hat sich diesmal mit „De veer Uhlen" (Berlin, Oesterheld) der Sensation ergeben. Mußte es aber gerade ein Lustmord sein, von dem dieser Roman seinen Ausgang nimmt? Auch hier ist es ein dämonisches Weib, das den Mann zum Straucheln bringt.



Auch im Innern dieses Dichters lauert ein Todfeind seiner Gestaltungskraft, das ist sein Hang zur spekulativen Dialektik. Deshalb bevorzugt er bei seinen Vorwürfen anormale Fälle. Und in diesem Nord-Ostsee-Roman liegt die ganze Problemstellung schon knifflich genug und wird durch den dialektischen Trieb des Verfassers, alle Möglichkeiten wie auf einem Brettspiel zu erschöpfen, ehe die Lösung eintritt, nur noch immer verzwickter. Corfitz Kristian Freiherr von Uhlfeld, ein tadelloser Vertreter seiner Kaste, begeht offenbar in einem Zustand seelischer Verdunklung einen Lustmord. Zu genau derselben Stunde findet dicht in der Nähe ein ganz ähnliches Delikt statt, jedoch ohne tödlichen Ausgang. Als Mörder wird ein Matrose der freiherrlichen Jacht gefaßt und unter Anklage gestellt. Der Hauptzeugin verschließt die Schande den Mund, und der Matrose wird verurteilt, obschon der Freiherr sein eigenes Verbrechen gesteht. Das Recht, gestützt auf einen lückenlosen Indizienbeweis, lehnt sein Geständnis als unglaubwürdig ab und läßt die Hinrichtung vor sich gehen. Ein Nervenfieber, in das der Freiherr verfällt, macht der Öffentlichkeit sein wahnwitziges Geständnis und die daraus folgende Überführung in eine Irrenanstalt plausibel. Erträglich gestaltet sich sein Dasein, als er aus dem letzten Briefe des Gerichteten erfährt, daß er einen andern Mord an einem seiner Kameraden auf dem Gewissen hatte. Trotzdem denunziert er sich selbst bei der Staatsanwaltschaft, um seine Schuld zu büßen. Doch man findet keinen Grund, gegen ihn vorzugehen. Gegen das Versprechen, dieses vergebliche Bemühen um seine Bestrafung aufzugeben, wird er aus der Anstalt entlassen. Nach längerer Zeit gerät er wieder in den Bann des dämonischen Weibes, und unter ihrem Zwange richtet er sich selbst. Zwischen Trave und Alster, Lübeck und Hamburg, zwischen Nordsee und Ostsee pendelt die Handlung hin und her. Regatta und Rennen geben dem Verfasser Gelegenheit, farbige, bewegte Bilder von dramatischer Stoßkraft zu entwerfen, Gerichtssaal und Irrenhaus öffnen ihre Pforten und lassen Raum für psychologische Diagnosen. Und doch geht durch die ganze Darstellung etwas Unausgeglichenes, das sich bald in sprunghafter Hast, bald im zögernden Schleppen äußert. Wohl ist es ganz amüsant, von dem unbezahlbar köstlichen Dramenagenten zu hören, der im Hauptamt Herrenoberwäsche fabriziert; man freut sich immer, wenn man alte Bekannte wiederfindet. In einen Roman aber gehört dieses satirische Feuilleton nicht, auch wenn es mit der Schellenkappe gedeckt ist.

Dagegen besitzt Karl von Perfall eine weit gefestigtere Technik im Erzählen. Es ist bewundernswert, mit welchem jugendlichen Feuer dieser bald Sechzigjährige ins Geschirr geht. Im festen Gleichmaß schreitet seine neue Arbeit („Vaterschaft“, Berlin, Egon Fleischel) vorwärts, daß man ihr mit Vergnügen folgt. Wie schon der Titel andeutet, wird hier das Problem der „Vaterschaft“ untersucht, und zwar gründlich gleich an mehreren Beispielen. Hans Krukenbach, der Held, wird als Student der Vater eines unehelichen Knaben, und nimmt's, gemäß seiner schwerblütigen Veranlagung, mit seiner Vaterschaft bitter ernst. Seine Sorge um das Kind bringt ihn in allerhand Konflikte, die er mutig überwindet. Als er später das Weib kennen lernt, zu dem ihn die Liebe treibt, scheinen sich die Schwierigkeiten unübersteiglich vor ihm zu türmen. Längst aber hat sich das Pflichtgefühl seiner Vaterschaft aus dem anfänglichen Trotz in eine herzliche Zuneigung zu dem wachsenden Menschenkinde entwickelt, und daraus schöpft er die Kraft, auch diesen letzten, schwersten Kampf als Sieger zu bestehen. Die andern Väter des Romans, auch ein Rabenvater ist darunter, können Hans Krukenbach, in dem der Verfasser einen echten, lebendigen, blutwarmen Menschen, der irrt und strebend sich bemüht, geschaffen hat, nicht das Wasser reichen, ein Beweis, daß seine Entwicklung die rechte Lösung des Vaterschaftsproblems enthält. Ganz im Gegensatz zu „Drut“ gibt dieses Buch keinerlei näheren Aufschluß über die Persönlichkeit und die Ansichten des Verfassers. Er tritt völlig hinter seine Gestalten zurück und bleibt bis zum Schluß wohlgedeckt in ihrem Schatten. Dann aber hat man längst die Sicherheit gewonnen, daß man sich einige Stunden in der Gesellschaft eines guten, aufrechten und helläugigen Menschen befinden durfte.

Auguste Supper gibt in „Lehrzeit“ (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt) ein Frauenschicksal. Auch in ihrer Gesellschaft läßt es sich wohl sein. Nur meistert sie noch lange nicht ihr Handwerkszeug. Wohl steht die junge Pfarrerin, die Hauptfigur des Buches, die ihre Lehrzeit, ihr erstes Ehejahr, in einem weltverlorenen Schwarzwalddorfe verbringt, in ihrer ganz stillen Schlichtheit und herben Reife vor uns. Aber schon bei ihrem Ehegemahl versagt die darstellerische Kraft. Aus diesem überaus dunkel gearteten Zögling Maulbronns wird man beim besten Willen nicht klug, und für seinen Fehltritt mit der Magd fehlen der Verfasserin alle psychologischen Unterlagen. An diesen Lücken mag auch zum Teil die Ichform schuld tragen, die alles Licht naturgemäß auf die Hauptperson fallen läßt. Alles andere aber, was dieses Buch an Menschenbeobachtung und Milieuschilderung enthält, verdient volles Lob. Auch der Stil ist von einer solch herzerfrischenden Kraft, daß man sich um die künstlerische Zukunft der Verfasserin nicht weiter zu sorgen braucht. **Ewald Gerhard Seeliger**



Neue Bücher

Maurice Renard: Der Doktor Lerne. Ein Schauerroman. Deutsch von Heinrich Lautensack. (München, Hans von Weber, geh. 4.50 M, geb. 5.50 M)

Die Bezeichnung Schauerroman führt irre. Es ist ein Roman, bei dem es einen schaudern soll, in jener Art, wie es E. T. A. Hoffmann und Poë anstreben. Aber Franzosen sind wohl viel zu skeptisch, zu sehr nach Deutlichkeit strebend, als daß ihnen diese Gattung recht gelingen könnte. Selbst ein Meister wie Balzac kommt dann eher zum Grotesken. Die besten Kapitel des vorliegenden Buches gehören ebendahin. Recht schwach ist die äußere Einkleidung, die so geschieht, daß auf medialem Wege ein Spirit in der Schreibmaschine das mitteilt, was er künftig erleben wird. Der dem Buche zugrunde liegende phantastische Gedanke dagegen ist an sich sehr gut. Dem Doktor Lerne gelingt die Verpflanzung der Lebensenergie zwischen den verschiedenartigsten Lebewesen. Zunächst vermengt er so Pflanzen untereinander, dann Pflanzen mit Tieren, Tiere untereinander und schließlich auch Tiere mit Menschen. Das letztere erreicht er durch eine Vertauschung der Gehirne. Ein ausgezeichneter Einfall ist, daß dieser Doktor Lerne bereits das Ergebnis dieser Operation ist, und zwar so, daß ein fremder, brutaler Assistent sein Gehirn mit dem des Doktor Lerne vertauscht hat. Ich nenne diesen Gedanken gut, einmal weil er so toll ist, daß er den ganzen Spuk auflöst, andererseits, weil er für die Entwicklung der Erzählung sehr dienlich ist. Denn ein Neffe Doktor Lernes will den geliebten Onkel, dem er die schönsten Jahre seiner Kindheit verdankte, nach mehrjähriger Abwesenheit wieder besuchen und erlebt da nun all die Greuel. Ein schwerer Fehler ist, daß das Weib, um dessen Gewinn aller Leidenschaften entbrennen, um dessentwillen dann auch die verschiedenen Katastrophen hereinbrechen, nicht auch bereits in seiner unersättlichen Sinnengier eine Züchtung des Doktor Lerne ist. Dieser Schrecken der Menschheit geht an der Krönung seines eigenen Strebens zugrunde, indem es ihm nämlich gelingt, durch seine Willensenergie sich in den Mechanismus eines — Automobils hineinzuversetzen, also gewissermaßen die Seele dieser Maschine zu werden, deren ja in der Tat wunderbaren technischen Vollendung das Buch ein begeistertes Loblied singt.

Für die Sache waren mehrere sehr gepfefferte Szenen des Buches nicht nötig. Die Übersetzung ist leider so mangelhaft, als hätte sich ihr Urheber an dem Franzosen für seine kindisch karikaturhafte Behandlung der Deutschen in dem Buche rächen wollen.





Botticelli

Zur Erinnerung an seinen Todestag 15. Mai 1510

Von

Dr. Karl Storck

Alle wirklich wertvollen Schulen der alten wie der neuen Welt haben unleugbar ein eigentümlich örtliches Aussehen. Zwiefach ist jede Leistung der Kunst von außen bedingt. Einmal durch die geschichtliche Stellung des Künstlers, sodann durch die örtliche Gestaltentwicklung der Natur, die ihn umgibt." Die Berechtigung dieses Ausspruches des trefflichen Rumohr erfährt jeder, der sich eindringlicher der Beschäftigung mit älterer Malerei hingibt. Die Beobachtungen, die wir an uns selber und an anderen machen können, zeigen uns immer wieder, daß jeweils die zeitgenössische bildende Kunst allenfalls ganz im G e n u s s e aufgenommen werden kann; wohl gerade deshalb, weil wir mit dem Schöpfer dieser Kunst die zeitliche und doch auch die örtliche Einstellung zur Welt teilen. Aber wir erfahren ja schon bei fremdländischer Kunst, daß der einfache naive Beschauer Schwierigkeiten hat. Sooft es auch behauptet wird, in Wirklichkeit trifft es nicht zu, daß uns Deutschen der Gegenwart die echt französische Pleinairmalerei ohne weiteres vertraut und lieb werden könne. Es bedarf dazu geistiger Überlegung und einer besonderen sinnlichen Einstellung. In gesteigertem Maße ist das natürlich mit älterer Kunst der Fall.

Schon aus dieser Tatsache ergibt sich, daß es nicht nur ein Mißbrauch mit einem Worte ist, wenn heute sooft die „Erziehung" zum Kunstgenuß in einen Gegensatz zur kunstgeschichtlichen Belehrung gebracht wird. Vielmehr gehört eine gewisse, oft recht beträchtliche Summe von Wissen geschichtlicher und stofflicher Art dazu, um die Kunst älterer Zeit wirklich genießen zu können. Die Kenntnis der geschichtlichen Tatsachen, der allgemeinen kulturellen Verhältnisse und kunsttechnischen Bedingungen, unter denen alte Kunstwerke entstanden sind, verhilft uns zuallererst zu einer geistigen Stimmung, in der wir durch alle jene Dinge nicht mehr gestört werden, die den unvorbereiteten Laien erheblich stören müssen, sondern sie geradezu als natürlich empfinden. Es ist nicht naiver Kunstgenuß, sondern ge-

schultes Kunstwissen, was uns hilft, über den Mangel an Perspektive, über sogenannte Naivitäten in Zeichnung und Formgebung hinwegsehen zu können, so daß sie uns im Genießen der Schönheiten — etwa der Farbengebung und des Ausdruckes — nicht mehr zu behindern vermögen.

Jeder Italienfahrer wird diese Darlegungen bestätigen. Er fühlt es an sich selbst, wie er bei seinen stets wiederholten Museumsbesuchen und noch mehr durch die zur gleichen Zeit unternommenen Besuche der Kirchen und alten Paläste in immer höherem Maße in die alte Kunst hineingeführt wird. Doch gerade deshalb, weil die Kirchen, weil die Paläste, die alten Städte überhaupt, ihn zu dieser historischen Betrachtung einstimmen, weil die ganze Art des Reiseverkehrs auch beim Nichtfachmann, beim „Unvorbereiteten" eine viel stärkere Beschäftigung mit kunstgeschichtlichen Dingen mit sich bringt, als man es bewußt will.

Da war es mir denn persönlich ein besonderes Erleben, das mir in ähnlicher Weise von anderen bestätigt worden ist, daß beim Betreten der Botticellisäle in den Uffizien oder in der Akademie zu Florenz einen das Gefühl einer gewissen Modernität überkam. Gewiß, ich gebe zu, daß dieses Gefühl durch äußere Tatsachen stark beeinflußt sein kann. Die Reproduktionen nach einigen Bildern Botticellis sind fast zu Modestücken geworden, denen man an allen Ecken begegnet. Da es sich dabei außerdem um echte Tafelbilder handelt, so gewinnt sich zu diesen Bildern leichter das Verhältnis einer mehr häuslichen Zugehörigkeit als bei den zahlreichen anderen alten Bildern, die entweder riesige Fresken sind oder freskenhaft empfunden wurden. Hierzu kommt ferner, daß im wesentlichen an Botticelli sich die ganze Richtung der englischen Präraffaeliten und ihrer zahlreichen Nachahmer angelehnt hat, so daß auch hierdurch seine Kunst uns Heutigen vertrauter ist, als die anderer alter Maler. Aber, so wird man mit Recht dem entgegenhalten, diese Tatsachen beweisen ja bereits, daß in diesem Künstler starke Kräfte sein müssen, die uns Heutigen nahegehen, weil sie sonst unmöglich diese Bedeutung im neueren Kunstleben hätte gewinnen können.

Den Originalen gegenüber verschärft sich dieses Gefühl noch. Während bei den Werken vieler anderer Quattrocentisten wir die Empfindung nicht loswerden, daß ihre starke Verbreitung als Bildschmuck in unseren Wohnungen entweder Modesache ist oder bewußtes ästhetenhaftes Spiel, so bleiben unter diesen älteren zwei Künstler bestehen, bei denen sich uns das persönlich lebendige Verhältnis schier natürlich einstellt: der eine ist der liebe gute Fra Angelico da Fiesole, der andere Botticelli. Fra Angelicos kindliche Religiosität, seine Gottfreudigkeit und seine glückliche Konfliktslosigkeit gegenüber allen Problemen der Welt sind Empfindungswerte, die in jeder Menschennatur zu gewissen Stunden lebendig werden. So uns diese Gefühle selber fremd sind, haben wir doch die Sehnsucht nach ihnen. Denn je stärker in uns selbst die Zweifel wühlen, je heftiger wir von Problemen hin und her gerissen werden, um so stärker empfinden wir, daß die Befreiung von alledem, daß das sichere Eingebettetsein in eine so freudige Weltanschauung ein Glückszustand ist. Und in welchem Menschen lebt nicht die Sehnsucht nach Glück?

Wo aber liegt der Weg, den zu Botticelli nicht nur unsere Sinne, sondern auch unser Herz, unsere Seele zu gehen finden? Ob es nicht vielleicht gerade die

Sehnsucht ist nach Glück und Schönheit? Immer wieder hat es mich dazu gedrängt, vor sein großes Bild der „Anbetung der heiligen drei Könige" in den Uffizien hinzutreten und dem stattlichen Manne, der die Gruppe des Königsgefolges zur Rechten abschließt, in die Augen zu sehen. Denn hier haben wir das beste Selbstbildnis Botticellis, das mir um so wichtiger ist, weil auch alle die Gestalten drumherum Porträts der Umgebung der Medici sind (s. Abb.). Botticelli ist ein anderer als die vielen um ihn herum. Der Kopf, bei dem man an einen englischen Lord aus dem Romantikerkreise (Byron, Shelley, Moore usw.), aber auch an den Apollo von Belvedere denkt, sitzt auf starkem Halse; bürgerlich wuchtig, wie dieser, ist der ganze Körper. Die Energie und die Sinnlichkeit, die in dem Gesichte liegen, erscheinen gemildert, gebändigt durch eine gewisse verträumte Trauer. Es liegt eine starke Sehnsucht in diesem ganzen Gesicht. Man mag sich vorstellen, daß dieser Mann tätig war, ein Leben der Arbeit führte, auch das Leben zu genießen verstand; aber ausgefüllt hat ihn das alles nicht. Vielleicht mochte er fühlen, daß sein Bestes nicht zur Entfaltung gekommen war. Aber wenn das der Fall war, geklagt hat er sicher nie, und keiner hat von seinem Sehnen erfahren. Nur die Augen sprechen davon und der merkwürdige Zug, der aus den inneren Augenwinkeln zur Nase und von dort an dem bebenden Mund vorbei zum Kinn geht.

Wenn man lange mit diesem Bilde Zwiesprache gehalten hat, so wundert es einen nicht mehr, daß der Mann, der die Seligkeiten des Frühlings und die Schönheit des Weibes so sinnbetörend gefeiert hatte, wie keiner vor ihm, ein so heftiger Parteigänger des finsteren Savonarola werden konnte. Die Neigung zur düsteren Weltauffassung hatte schon vorher in ihm gelegen. Es freut mich aber und bezeugt mir die starke Mannesnatur in diesem Träumer, daß er nicht, wie so viele andere seiner Landsleute, in späteren Jahren zum naheliegenden Mittel der Weltflucht griff; daß er nicht in Klostermauern Frieden suchte, sondern sich in Einsamkeit in der Beschäftigung mit dem größten Problem durchrang. Dantes göttliches Gedicht wurde zum Genossen seiner letzten Lebensjahre. Aus den Versen dieses leidenschaftlichsten Bürgers dieser bürgerstolzesten unter allen Städten hat er sich die Kraft geholt, die veränderten Zeiten zu ertragen. Und er mochte sich in der so gründlich umgewandelten Vaterstadt ebenso einsam verbannt vorkommen wie Dante, der es als bitterstes Los empfand, „auf fremden Treppen steigend das scharfgesalzene Brot der Fremde zu speisen". Zeichnungen zu Dante — es sind an hundert — haben die letzten Lebensjahre Botticellis ausgefüllt. Er hatte vielleicht die herbste Form der Verbannung erlitten: die Verbannung aus dem Reiche der Kunst. An Lebensjahren in der schönsten Mannesblüte, war er für die rasch fortschreitende Kunstentwicklung bereits zu alt geworden. Das mochte er selber empfinden; wenn nicht, so ließen es ihn sicher seine immer so kritischen und in ihrer leidenschaftlichen Kunstgenießerei so rücksichtslosen Landsleute fühlen.

Vom äußeren Lebensgange Botticellis wissen wir nicht viel. Der uns so geläufige Name ist, wie es ja auch manchem anderen Maler ergangen ist, ein Spitzname. Denn das „kleine Faß" wurde er wohl hauptsächlich nach seinem ältesten Bruder zubenannt, der bereits diesen Schimpfnamen trug. Sein Vater Mariano di Vanni Filipepi, dem er als jüngster von fünf Söhnen 1444 geboren wurde,

war ein wohlhabender Florentiner Bürger und übte das Gerberhandwerk. Unser Sandro (Alessandro) trat erst bei einem Goldschmied in die Lehre, bevor er in Fra Filippo Lippis Malschule eintrat. Der seinem Lehrmeister Fra Angelico so ungleiche lebenslustige Karmeliter malte damals die Fresken im Dome zu Prato, hat aber auf seinen jungen Schüler sicher mehr durch seine Tafelbilder Einfluß gewonnen. Beide fühlen sich in diesen wohler, als in der großen Wandmalerei. Dann sind noch Werkstattbeziehungen zu den Brüdern Pollajuolo und dem großen Andrea Verrocchio nachweisbar. Da des bereits 1469 verstorbenen Filippo Lippi Sohn Filippino um 1472 bei Botticelli in die Lehre trat, muß dieser also schon als Achtundzwanzigjähriger seine eigene Schule besessen haben. Jedenfalls ist er von dieser Zeit ab ein bekannter, auch von auswärts gesuchter Künstler. Bei den Medici, dem herrlichen Giuliano voran, stand er in hoher Gunst, wie viele Aufträge, die ihm das Herrengeschlecht erteilte, beweisen. Da keines der Werke Botticellis genauer datiert ist, sind es mehr kritische Momente, die uns seinen künstlerischen Werdegang erschließen lassen. Daß er 1481—83 zwei der großen Fresken an der Südwand der Sixtinischen Kapelle ausführte, beweist, wie weit sein Ruhm gedrungen war. Nach Florenz heimgekehrt, hatte er dann einen großen Werkstattsbetrieb nötig, um die zahlreichen Aufträge ausführen zu können. Dann kam Savonarolas Auftreten und damit der große Bruch in des Künstlers Leben. Von da ab wird die Farbe seiner Bilder düster wie ihre Stoffe. Lange hat er dann körperlich gekränkelt, und geistig mußte er es erleben, wie sein nur sechs Jahre jüngerer Genosse aus Verrocchios Werkstatt, Lionardo da Vinci, der Kunst neue Wege fand. Er sah Michelangelos Titanenkraft mit dem tiefen Sehergeiste Lionardos in den berühmten Schlachtenkartons in Florenz selbst in Wettbewerb treten und erlebte auch noch des jungen Raffael erste Anfänge. Seine Zeit war vorbei. Und eigentlich war sein Schüler Filippino Lippi glücklicher gewesen, daß er schon mit 46 Jahren hinstarb, ohne es erleben zu müssen, daß seine Kunst den Zeitgenossen veraltet erschien.

Die kunstgeschichtliche Einstellung Botticellis ergibt sich unschwer. Der große, noch jünger als Raffael hingeschiedene M a s a c c i o (1401—28) hatte dem Geiste der Renaissance für alle Ferneren erleuchtend Gestalt gegeben. Die Fresken, mit denen er die kleine Brancacci-Kapelle geschmückt hatte, wirkten auf die nachfolgenden Geschlechter belebender und stärker, als es eine andere Schule vermocht hätte. Vasari kündet, wie alle die Großen in dieser Kapelle in die Lehre gingen. Hier war mit einem Schlage das Mittelalter überwunden. Jetzt stand der Mensch im Mittelpunkt der Kunst. Und wie er mit seiner körperlichen Erscheinung dem Künstler höchstes Darstellungsziel wurde, so wurde alles Drumherum an sich wichtig. Die Kunst wurde in jenem Sinne realistisch, daß sie in Wettbewerb mit der wirklichen Erscheinung in der Natur trat und diese Erscheinung nicht mehr bloß als ein Mittel zum Ausdruck eines Übernatürlichen benutzte.

Es ist ein von der Kunstgeschichte selten gebotenes schönes Schauspiel, aus dem allein sich die wunderbare Entwicklung der italienischen Renaissancekunst erklärt, zu sehen, wie auf die großen genialen Schöpfernaturen, die mit einem Riesensprunge in das Neuland hineinsetzten, immer jene tüchtigen Talente des Mittel-

landes folgten, die nun sorgsam den für die Allgemeinheit allzurasch zurückgelegten Weg nacharbeiteten und das vom Genie allzugroß abgesteckte Grenzgebiet nach allen Richtungen hin durchackerten. Da sind die Brüder Pollajuolo, die die Farbe und die perspektivische Behandlung zum sicheren Handwerksbesitz machten; Uccello erschöpfte in hundert Versuchen die zahlreichen Mittel kühner Verkürzungen; Verocchio und sein Anhang führen aus ihrer plastischen Tätigkeit her der Malerei die Fähigkeit zu, die Körper rund aus der Fläche heraustreten zu lassen. Andere lehren die Kunst der Farbe und der Luft- und Lichtbehandlung. Ein Benozzo Gozzoli sammelt mit seiner leichtfertigen, aber doch auch außerordentlich leichten und geschickten Hand alles das von den anderen mühsam Errungene und fördert dadurch in hohem Maße das rein technische Können.

In gleicher Weise wird das geistige Gebiet bereichert. Hier wird sogar Fra Angelico, trotzdem er mit seiner Seele im Mittelalter steht, zu einem Lehrmeister der Renaissance durch seine Fähigkeit, eine lange Skala verschiedenartigster Empfindungen in Gesichtszügen und in der allgemeinen Körperhaltung auszudrücken. Filippo Lippi fügt der herben Männlichkeit Masaccios die lichte und liebenswürdige oft kleinbürgerliche Frauenwelt hinzu. Piero di Cosimo holt sich in kühner Phantastik seine Stoffe aus der Welt des Mythos.

So lagen die Waffen geschärft bereit zu neuen Offenbarungszügen in noch unentdecktes, aber wohlgeahntes Kunstland. Die großen Kunsteroberer erstanden dem glücklichen Florenz ja dann in einer beneidenswerten Zahl. Botticelli, Filippino Lippi, Ghirlandajo stehen nebeneinander; Lionardo und Michelangelo schließen sich unmittelbar an. Von der ersten Reihe dieser Großen ist Botticelli der vielseitigste Schöpfergeist und die fesselndste künstlerische Persönlichkeit. Er hat es in außerordentlichem Maße verstanden, die um ihn herum lebenden Anregungen aufzunehmen und sie seiner eigensten Natur gemäß zu verarbeiten, so daß er doch sehr früh als ein ganz Eigenartiger dasteht, der in seinen charakteristischen Werken nicht leicht verwechselt werden kann. Sein Innenleben muß sehr lebhaft und von vornherein nicht jenem heiteren Lebensgenuß zugewendet gewesen sein, wie wir es sonst uns so gern bei den Renaissancemenschen vorstellen.

Vielleicht daß sein rein geistiges, verstandesmäßiges Vermögen nicht scharf genug war, um zu einem Grübler in der Art Lionardos zu werden. Dafür muß er ein mitfühlendes Herz gehabt haben wie nur wenige seiner Kunstgenossen. Zeuge dessen ist das in der zeitgenössischen Kunst ganz vereinzelt stehende Bild jener „Verlassenen“, das heute in der Sammlung Pallavicini in Rom hängt. Im ersten Morgengrauen sitzt vor der Tür eines Palastes ein Weib, nur mit dem Hemd bekleidet; ihre anderen Kleidungsstücke liegen zerstreut umher. Sie ist ganz gebrochen im Schmerz, und wie in tiefer Scham hat sie die Hände vors Gesicht geschlagen. Ist auch dieses Bild wie so manches der anderen Botticellis durch ein Gedicht angeregt? Oder hat er eine Szene aus dem oft ebenso grausamen wie ausgelassenen Leben seiner Genossen hingemalt, wo ein schönes Weib, nachdem es die Lust eines Großen gebüßt, auf die Straße gestoßen worden war? Dann hat er jedenfalls ganz anders gefühlt als die Mehrzahl dieser Genossen. Und ich möchte das letztere glauben, denn ein Zug weichen Mitgefühls liegt auf vielen seiner Gesichter, und

er hat nur selten ein Antlitz gezeigt, das von aller Melancholie frei ist und nicht die Fähigkeit, Schmerz mitzufühlen, zeigt.

Gerade das gibt seinen Madonnen die besondere Art. Diese Frauen haben nichts mehr von der überirdischen Hehre und Strenge der früheren Maler; sie haben noch nicht den Glanz der nur über dieser Welt möglichen Schönheit, wie ihn Raffael auf Menschengesichter zu zaubern vermochte. Aber sie sind doch auch weit entfernt von der Erdhaftigkeit der Frauen Fra Filippos. Es liegt nicht nur eine eigentümliche verhaltene Keuschheit, ein Gebrochensein des Irdischen in ihnen, es lebt doch auch das Bewußtsein einer großen Sendung in diesen an sich gar nicht besonders feinen Zügen. Gelegentlich hat er ja auch diese überirdische Sendung betont, wie gerade in dem von uns wiedergegebenen Bilde des Magnifikat, wo das göttliche Kind der Mutter die Hand führt und sie den Eindruck voller Willenslosigkeit macht.

Gerade bei diesem Rundbilde — Botticelli hat diese „Tondi" in noch höherem Maße gepflegt als sein Lehrer, und vor allem durch ihn sind sie zu der so außerordentlichen Beliebtheit gekommen, deren sie sich noch lange Zeit in der italienischen Malerei erfreuten — zeigt sich Botticellis Kunst der Komposition im höchsten Glanze. Wie hier die Madonna leicht zur Seite gerückt ist und mit dem Kinde zusammen den geistigen Mittelpunkt abgibt; wie die fünf Engel in den Rundraum komponiert sind, hinten die immer lichter werdende Landschaft Tiefe in den Raum bringt; wie hier Größe und doch auch wieder intimes Zusammengehen vereinigt sind, dafür reichen nur die höchsten Aussprüche des Lobes aus. Ich habe mir einmal in bloßen Linien alle Hauptkonturen des Bildes nachgezeichnet und dadurch eine Empfindung bestätigt erhalten, die sich schon manchem Betrachter des Bildes einstellte, als sei das Ganze eine Rose, wunderbar wie das Blättergefüge einer solchen auseinanderfallend und doch wieder zusammenschließend und an einzelnen Stellen in Tiefen schauen lassend. Dann aber denkt man auch wieder an eine sorgfältige Goldschmiedearbeit, als sei auf metallenem Grunde Strich an Strich sorgsam ziseliert. Es ist herrlich, wie Botticelli in seinen zahlreichen derartigen Rundbildern immer neue Wandlungen des gleichen Stoffes findet, und wie sie doch alle in naher Verwandtschaft zusammengehören.

Das schon früher erwähnte Bild der Anbetung der Könige ist in der Anordnung der Gruppe, in der Zusammenstellung des Ganzen kaum denkbar ohne Lionardo da Vinci, und würde nach dieser Richtung hin Botticellis sichere Empfangsfähigkeit gegenüber den Leistungen der Jugend in ähnlicher Weise zeigen, wie etwa Haydns spätere Sinfonien und Quartette die Errungenschaften Mozarts verwerten.

Zu höchster Volkstümlichkeit haben es heute einige von Botticellis mythologischen Bildern gebracht. So vor allem „Der Frühling", ein Zierstück der Akademie in Florenz. Ein dichter Orangenhain bildet das Reich der Frau Venus, die in farbiger Gewandung über den von Blumen reich durchwirkten Rasenteppich schreitet. Über ihr schwebt, den Pfeil auf dem gespannten Bogen, der Gott der Liebe in den Lüften. Besonderen Ruhm genießen auf diesem Bilde die Gruppe der drei Grazien, die sich mit etwas selbstbewußter Anmut im Reigen bewegen, und die in einem blumendurchwirkten Gewande blumenstreuend einherschreitende

Gestalt des Frühlings. Zur Rechten bemüht sich Merkur, mit seinem Schlangenstabe die letzten Wolken aus dem Reiche der Liebesgöttin zu verscheuchen. Links sehen wir Flora, deren Munde unter der Berührung des sie verfolgenden Zephirs Blumen entsprießen. Nur dieser letzte Zug kann uns auf den Gedanken des literarischen Ursprungs dieses Gemäldes bringen. Denn wenn allenfalls in Worten die Vorstellung, daß einem Munde Blumen entsprießen, nicht stört, sinnlich gesehen wirkt sie unschön, und der Künstler hat sich auch bemüht, diesen Eindruck etwas zu verwischen. Im übrigen hatte er es sich offenbar zur Pflicht gemacht, ganz genau der Schilderung des Gedichtes von Angelo Poliziano zu folgen, das eine Verherrlichung des von der ganzen Künstlergruppe vergötterten Giuliano di Medici war. Dem gleichen Gedicht verdankt auch ein zweites Bild des Künstlers, „Die Geburt der Venus“ in den Uffizien zu Florenz sein Entstehen. Venus, die Schaumgeborene, in strahlender Nacktheit, steht im Begriff, von der unter ihrem Gewicht sich leicht neigenden Muschel an das cyprische Ufer zu steigen, wo die Frühlingsgöttin ihr einen mit Blumen geschmückten Mantel entgegenbreitet. Von schwebenden Windgöttern ist sie über das leicht bewegte Meer hierher geleitet worden. In diesem Bilde ist gar nichts mehr Literatur. Alles ist eingetaucht in Stimmung, aufgelöst in ein zittriges Licht milder Farbentöne. Die fast überschlanken Gestalten sind voll eines naiven Schönheitszaubers. Jede in sich gefestet, für sich stehend wie griechische Plastiken, und doch alle durch die Gemeinsamkeit des Empfindens untereinander zur Einheit verbunden.

In diesen Stoffkreis gehört dann auch der wohlbekannte Zentaur, der sich unter der Züchtigung Minervas so eigenartig wohlig fühlt, ein Glanzstück der Londoner Nationalgalerie.

Wir geben ein weniger bekanntes Stück wieder: „Die Verleumdung“, in der Botticelli gleich zahlreichen anderen Malern des 15. und 16. Jahrhunderts nach einer Schilderung Lucians ein von diesem beschriebenes Gemälde des Apelles neu erstehen läßt. Lucian erzählt, daß der Maler Apelles von Ephesus bei dem Könige Ptolemäus fälschlich angegeben worden war, als ob er an der Verräterei des Theodotas, der die Stadt Tyrus dem Antiochus in die Hände spielte, Anteil gehabt hätte. Der Verleumder war ein anderer Maler, der aus Eifersucht und Neid auf den größeren Künstler diesen bei dem ihm günstigen Könige verleumdet hatte. Der König geriet in so heftigen Grimm, daß er wider alle gesunde Überlegung den Apelles zum Tode verurteilt hätte, wenn nicht einer der Mitverschworenen die Unschuld des Künstlers bezeugt hätte. „Apelles aber,“ so lautet Lucians Erzählung, „auf den die Gefahr, die er gelaufen war, einen tiefen Eindruck gemacht hatte, verschaffte sich selbst durch ein Gemälde Genugtuung, das folgenden Inhalts ist: Rechter Hand sitzt ein Mann, der so ansehnliche Ohren hat, daß ihnen wenig zu Midasohren fehlt, und schon von ferne der auf ihn zukommenden Verleumdung die Hand entgegenreicht. Zu beiden Seiten sitzen zwei Frauenspersonen neben ihm, die mir die Unwissenheit und das Mißtrauen vorzustellen scheinen. Diesem nähert sich von der anderen Seite die Verleumdung in Gestalt eines wunderschönen, aber etwas erhitzten Mädchens, deren Gesichtszüge Groll und Ingrimm verraten. Sie trägt in der linken Hand eine brennende Fackel und schleppt mit der rechten

einen jungen Menschen bei den Haaren herbei, der die Hände gen Himmel streckt und die Götter zu Zeugen seiner Unschuld nimmt. Vor ihr geht ein häßlicher, bleichsüchtiger, hohläugiger Mann, der so aussieht, als ob er von einer langwierigen Krankheit ausgezehrt wäre, und den man ohne Mühe als den Neid erkennt. Hinter der Verleumdung gehen zwei andere Weibspersonen, die sie aufzuhetzen, zu unterstützen und an ihr zu putzen scheinen, und deren eine (wie mir der Vorweiser und Ausleger des Gemäldes sagte) die Arglist und die andere die Täuschung vorstellt. Noch weiter hinter ihnen folgt in einem schwarzen und zerrißnen Traueraufzug die Reue. Sie weint und wendet das Gesicht beschämt von der Wahrheit, die sich ihr nähert, ab, als ob sie sich scheute, ihr in die Augen zu sehen. Auf diese Weise suchte Apelles das Andenken der gefährlichen Lage, in die ihn die Verleumdung gebracht hatte, durch ein Werk seiner Kunst zu erhalten." Man sieht, daß auch hier Botticelli sich ganz treu an die literarische Schilderung gehalten hat; zu treu sogar, denn sowohl die Komposition wie die Verständlichkeit des Bildes hätten gewonnen, wenn die die Verleumdung „aufputzenden" Figuren fehlen würden. Andererseits ist der reine bildhafte Eindruck ein starker und vor der Fülle schöner Einzelheiten kommt das Frostige der Allegorie gar nicht erst zum Gefühl.

Noch ist der Stoffkreis von Botticellis vielseitigem Schaffen nicht geschlossen. Seine „Judith" befremdet zwar auf den ersten Blick, gewinnt aber bei längerer Betrachtung einen eigenartigen Reiz durch den feinen psychologischen Zug, daß Judith eigentlich so mädchenhaft und ihrer Tat unbewußt dahinschreitet, als sei sie eine Schwester der Frühlingsgestalt auf dem großen Venusbilde. In der ihr mit dem Haupte des Holofernes folgenden Dienerin aber wühlt das ganze Entsetzen vor dem Geschehenen, Furcht und Grausen. So offenbart sich auch hier etwas Modernes in diesem Künstler. Man könnte sich wohl denken, daß ein übelwollender Beobachter von Perversität spräche.

Sicherlich drängt sich einem bei keinem der Bilder des Künstlers das Wort „gesund" auf die Lippen in dem Sinne von Einfachheit und Geradheit. Sonst hätte ihn ja sicher auch das Auftreten Savonarolas nicht so furchtbar ergriffen, oder es hätte für ihn wie für so viele andere nur die Bedeutung einer Episode behalten. Er aber hat sich nie wieder von diesen Erschütterungen erholt. Seine später gemalte „Grablegung Christi", die in der Münchener Pinakothek hängt, ist nicht nur düster in den Farben, sondern auch von einer den anderen Bildern Botticellis fremden Leidenschaftlichkeit in der Bewegung und Haltung aller Beteiligten. Die Herbheit Donatellos hat hier den sonst so freundlichen Frühlingsschilderer beeinflußt. Auch die feinen Zeichnungen zu Dante bewegen sich in derselben Bahn. Und erst das letzte beglaubigte Werk des Künstlers, seine „Geburt Christi" (Londoner Nationalgalerie) ist wieder in Stoff und Formgebung voll innerer Heiterkeit. (Wir haben das Bild im Türmer VI. Dezemberheft gebracht.)

So scheint es, als habe der Künstler gegen Ende doch noch den Frieden gefunden. An jenem Gesamtbilde, das wir von seiner Kunstwelt in uns tragen, vermögen freilich auch die ernsten und düsteren Werke nichts zu ändern. So schwer diese Jahre auf dem Künstler gelastet haben, für uns bleibt er der Maler einer etwas versonnenen Heiterkeit: Vorfrühlingsstimmung, besonnte Stunden zwischen zwei Regengüssen.



Rokokomalerei

Wenn man heute, wenige Wochen nach dem Schlusse der vielbesprochenen Berliner Akademie-Ausstellung französischer Kunst des 18. Jahrhunderts, die vielen Tausende, die unmittelbar nach dem Besuche der Sammlung von Worten des Entzückens überflossen, um eine genaue Aussprache ihrer Eindrücke ersuchen würde, so würde man wahrscheinlich die eigentümliche Erfahrung machen, daß die zurückgebliebenen Eindrücke sich nirgends dahin verdichteten: daß man eine große Kunstoffenbarung, eine starke künstlerische Persönlichkeit erlebt habe, sondern einen Kulturausdruck. Das rein Künstlerische würde sich wahrscheinlich in den einzelnen Werturteilen derart aussprechen: „Wie wunderbar waren die Damaststoffe gemalt! Wie köstlich waren die Farben auf dem oder jenem Bilde zusammengestimmt! Wie graziös und leicht wirkte die Gruppierung mehrerer Personen auf einem Bilde, die den meisten Malern von heute so außerordentliche Schwierigkeiten macht!" So würden sich die rein künstlerischen Eindrücke fast ganz auf das Wie der Mache beziehen, und zwar nicht auf ein ausgesprochen Technisches, das dem bloß genießenden Laienauge ja in der Regel verborgen bleibt bzw. überhaupt gar nicht aufgesucht wird, ondern auf eine Geschmacksbetätigung. Es offenbart sich in alledem einerseits ein außerordentlich starkes Können, das gerade etwa in der geschickten Malerei von Stoffen in hohem Maße auf guter Schulüberlieferung beruht, andererseits der richtige Lebensgeschmack, mit dem sich der Maler auf seinem Bilde ebensogut zu benehmen weiß, wie die beste Gesellschaft.

Es ist im allgemeinen nicht deutsche Art; und auch heute noch, wo von einer bestimmten Richtung unserer Kunstschriftstellerei das als die richtige Art des Kunstgenusses hingestellt wird, gibt es nur wenige Deutsche, die die Kunst mit dieser starken Betonung des Wie in ihr genießen oder empfangen. Es liegt vielmehr in unserer Art, ein bedeutendes Was zu verlangen. Thomas Wort, daß uns die Kunst weniger Genuß als Herzenssache sei, besteht zu Recht und schließt in sich, daß der geistige und seelische Gehalt einer Kunst für uns in der Regel die Dauerhaftigkeit ihres Eindruckes entscheidet, und daß wir daneben vor allen Dingen nach dem Erleben künstlerischer Persönlichkeiten verlangen.

Ist nun diese französische Rokokokunst nicht imstande, uns dieses mehr seelische Erleben zu verschaffen? Wirken diese in ihrem Können bewunderswerten Maler auf uns nicht als Persönlichkeiten?

Die letztere Frage wird man, vielleicht mit einziger Ausnahme Watteaus, verneinen können. Diese Künstler sind für uns der am besten erhaltene Ausdruck einer Epoche, einer allgemein gültigen Zeiteinstimmung. Wir empfinden in ihrem Schaffen nichts, wodurch sie sich von der Allgemeinheit ihrer Zeit geschieden hätten, sehen in diesen Bildern nichts, worin der einzelne versucht hätte, ein persönlich und eigenartig gefärbtes Innenleben zum Ausdruck zu bringen. Vielmehr war das Streben aller dieser Künstler, der herrschenden Gesellschaftsklasse ihrer Zeitgenossen das Spiegelbild des eigenen Lebens vorzuhalten. Daher auch diese ganze Kunst sich in einzelne Zeitgruppen gliedern läßt, deren jede den Ausdruck der sich einander in der Herrschaft ablösenden Kulturstimmungen darstellt.

Dagegen ist die erste Frage nach dem geistigen Gehalte dieser Kunst dahin zu beantworten, daß ein solcher sogar in hohem Maße vorhanden ist, und zwar eben als Ausdruck der Kultur einer Epoche, einer Zeit, die an bewußter Kultur so reich war wie kaum eine andere.

Die auffällige Tatsache, über die man sich vielfach aufgehalten hat, daß diese Ausstellung von Gemälden zu einer Sensation für Berlin wurde, während dieselben Gemälde in der doch viel reizvolleren Umgebung unserer Schlösser das Publikum im allgemeinen kalt lassen, findet ihre Erklärung nicht bloß in der ja gewiß vorhandenen Massensuggestion, die eine solche Ausstellung mit sich bringt. Auch der gewiß berechtigte Vorwurf, den man unseren Museen macht,

daß sie fast zu Totenkammern der Kunst werden, kann in diesem Falle nicht erhoben werden. Es kann ja für den Genuß dieser Gemälde eigentlich keine schönere Umrahmung geben, als etwa das Schloß Sanssouci, in dem ihrer so viele hängen. Nein, der tiefere Grund für die jetzt eingetretene Begeisterung liegt darin, daß durch diese Zusammenstellung einer Fülle von Zeugnissen dieser Kultur und durch die Loslösung vom alltäglichen Leben, die sich mit dem Besuch einer derartigen Ausstellung von selber für uns vollzieht, in uns die Möglichkeit geschaffen war, diese Kultur zu empfinden.

Die Gegenstände dieser Bilder sind Spiele, die gerade, weil sie so oft von Erwachsenen ausgeführt werden, uns doppelt kindisch anmuten. Es sind Feste in Gärten und auf dem Lande, bei denen uns die Teilnehmer ein abgemachtes Spiel vorzuführen scheinen. Die Liebesszenen erscheinen uns als bewußte Koketterie; kurzum alles, die Kostüme eingeschlossen, wirkt auf uns als Maskerade, als Theater. Wir vermissen in alledem starkes Leben, wirkliche Leidenschaft, tiefes Empfinden. Alles ist gestellt, einstudiert, Pose, Etikette. Statt natürlichen Liebreizes bewußte Koketterie; statt tiefen Empfindens formelle Sentimentalität; statt bedeutender Kraftäußerung heroische Pose; statt toller Lustigkeit Frivolität; statt kräftiger Sinnlichkeit Spielen mit lüsternen Vorstellungen.

Ich meine, so wirken diese Bilder auf uns, wenn wir sie unvorbereitet sehen, wenn wir aus unserer schlichten deutschen Natur vor sie hintreten, wenn wir sie neben den starken Äußerungen leidenschaftlicher Künstlernaturen, neben den Bekenntnissen wirklich starker Seelen sehen.

Sehen wir uns dagegen einer solchen Masse Offenbarungen dieser Kunst gegenüber, stehen wir in Räumen, in denen gar keine anderen Töne in diese Melodie dazwischenklingen, so fühlen wir auf einmal auch hier das Herrschen einer Harmonie. Wir empfinden diese Ausdruckswelt als eine bewußt angestrebte; wir empfinden sie eben als Kultur. Und wenn der Inhalt dieser Kultur für uns derselbe bleibt, wenn wir sagen: Gewiß, dieses ganze Leben ist Theater, so ersteht doch in uns im gleichen Augenblicke das Gefühl, daß eine Schönheit in diesem bewußten Spiel mit dem Leben liegt, daß hier eine doch in jedem lebendige Sehnsucht nach Lebensgenuß eine geradezu systematische Erfüllung fand.

Und damit wandelt sich unser Verhältnis zu dieser Kunst. Wohl mag in keinem Augenblick in uns die Empfindung aufleben, daß wir dauernd in dieser Welt weilen möchten; aber es wäre doch so schön, einmal mit zu den Fahrgästen zu gehören, die das Schiff zur Fahrt nach Cytherens Gestade besteigen, wie Watteau es mit beglückenden Farben uns vorzaubert. Und in diesem Augenblicke fühlen wir auch, weshalb Watteau uns mehr gibt, als die ihn mit Erfolg nachahmenden Lancret und Pater, warum sein Name sich uns auf die Lippen drängt, wenn wir nach einer Persönlichkeit in diesem Künstlerkreise fragen. Es liegt nicht daran, daß er geschickter ist als die anderen, daß seine Farben duftiger sind, seine Formgebung leichter, sondern daran, daß in seinen Bildern die Sehnsucht nach der auf ihnen dargestellten Welt lebt. Denn dieser Vlame war sein ganzes kurzes Leben (1684—1721) krank, ihm war die Teilnahme an diesem üppigen genußsüchtigen Leben verschlossen. Um so leuchtender spielte sich vor seinem geistigen Auge dieses ganze Treiben einer gesund-übermütigen, lediglich dem Genuß hingegebenen Welt.

Lebt nicht zu allen Zeiten sowohl in dem ganz naiven Volke wie auch vor allem in jenen gebildeten Menschen, die ein starkes Kulturempfinden haben, aber durch Beruf und Stellung zu einem Leben der Tat und schwerer Arbeit, sagen wir einmal zu einer prosaischen Berufstätigkeit verpflichtet sind, am stärksten das Verlangen gerade nach einer solchen Kunst? Sehen wir uns alle Volksfeste an, in denen sich doch die künstlerischen Kräfte des Volkes ausleben. Die Kunst soll hier heiteren Lebensgenuß bringen oder doch einen solchen vortäuschen. Bedenken wir unsere heutigen Theaterverhältnisse. Wir wundern uns so oft über die Erfolge seichter Unterhaltungsstücke, halten uns über die Beliebtheit des Variétés auf, beklagen die Gleichgültigkeit gerade der Männerwelt gegenüber der ernsten Kunst. Hat das nicht alles den

tiefsten Grund doch wohl darin, daß alle diese Leute von der Kunst eine Erholung verlangen? Gewiß, die reichste Erlösung aus aller Kleinlichkeit und Erbärmlichkeit des Lebens, von allen seinen Mühen, bringt uns immer die „große Kunst". Aber für den wirklichen Genuß großer Kunst ist ein starkes Erleben unsererseits notwendig. Und dieses starke Erleben bedeutet ein Arbeiten des Geistes und der Seele. Und wenn nun Geist und Seele zu dieser Arbeit nicht mehr willig sind?

Wir wollen doch bedenken, daß einer der stärksten deutschen Tatmenschen, eine der kräftigsten Heldennaturen, der eifrigste Sammler dieser französischen Kunst war: unser Friedrich der Große, dessen vielfach mit großen Opfern zusammengetragene französischen Bilderschätze den Grundstock und wertvollsten Bestandteil auch dieser Ausstellung bildeten. Friedrich fand in dieser französischen Kunst, „in den Bildern Watteaus, Lancrets und Paters das ausgedrückt, was er in der Kunst suchte: Befreiung von der trockenen Alltäglichkeit des Daseins, die ‚Insel der Seligen', bei deren Betrachtung sein Gemüt in poetische Träumerei versinken und sich ganz dem Genusse von Farbe, Licht und Grazie hingeben konnte. Diesen Ideen zu dienen hielt er für die vornehmste Aufgabe der Kunst." (Paul Seidel, Gemälde alter Meister im Besitze des Deutschen Kaisers.) Er hat dieser Überzeugung bezeichnenden Ausdruck verliehen in einem Gedichte an den Hofmaler Antoine Pesne, als dieser einige Kirchenbilder gemalt hatte:

„Ton pinceau, je avoue, est digne qu'on l'admire;
Mais pour l'adorer, non, je ne ferais que rire.
Abandonne les saints entourés de rayons,
Sur des sujets brillants exerce tes crayons;
Peins-nous d'Amaryllis les danses ingénues,
Les nymphes de forêts, les Grâces demi-nues,
Et souviens-toi toujours que c'est au seul amour,
Que ton art si charmant doit son être et le jour."

Diese Künstler sind wohl nur selten auf den Gedanken gekommen, Kirchenbilder zu malen. Und noch ein anderes haben sie aufgegeben, was ihre unmittelbaren Vorgänger als ihre Hauptaufgabe betrachtet hatten, was der ganzen Kunst im Zeitalter Ludwigs XIV. das Gepräge gab: das Heroische. Das ist außerordentlich bezeichnend. Während der „Sonnenkönig" von der Kunst große Historien und auch im Porträt die große Haltung des Heldentums verlangte, malt das Zeitalter des eigentlichen Rokoko Heldentum nur noch als Theater. Theatralisch, für unser Gefühl unecht, ist ja die Heldenmalerei der vorangehenden Zeit in den meisten Fällen. Aber sie war doch ernst gemeint und wurde von den Zeitgenossen auch mit derselben Erschütterung hingenommen, wie die Tiraden der Helden Corneilles und Racines. Die Rokokomeister dagegen malen die auf dem Theater vorgeführten Szenen. Und das spürt man wohl: selbst wenn so tragische Vorgänge wie Medea und Jason gemalt werden (vgl. das Bild von Carle von Loo im Aprilheft), so ist es nicht die Tragödie der griechischen Antike, die man sehen will, sondern Mademoiselle Clairon als Medea und Monsieur Lekain als Jason. Bewußtes Spiel also auch hier.

Wie hat Boucher den ganzen Olymp dieser Lebensauffassung dienstbar gemacht! Die Gottheiten begegnen sich in dieser Kunst vollkommen mit den Hirten und Hirtinnen, den Bauernburschen und Bauernmädchen. Sie alle sind maskierte Personen der Gesellschaft. Der Unterschied liegt nur darin, daß bei der Darstellung des Olymps das sinnliche Verlangen nach nacktem Fleisch befriedigt werden konnte, bei den Schäferszenen die Freude am Putz, am Kostüm, das zu keiner Zeit in solchem Maße geradezu als Lebensspielkostüm getragen wurde, wie in dieser Periode. Die ganz geschickten Künstler, die diesen Instinkten ihrer Zeit am weitesten entgegenkamen — Boucher selber und in noch höherem Maße sein Schüler Fragonard —, wußten ja beides zu vereinigen und steigerten sowohl rein malerisch wie auch nach der sinnlich-lüsternen Seite den Eindruck des nackten Fleisches durch die „zufällig" immer möglichst kokett verrutschte Bekleidung von kostbaren Seidenstoffen und zierlichem Spitzengewebe.

Die Ausstellung zeigte übrigens, wie sie die vorangehende „heroische“ Periode Ludwigs XIV. in einigen Bildnissen vorführte, auch noch die Ablösung des Rokoko durch andere Strömungen. Die eine ist mehr geistiger Art und betätigt das Erstarken des bürgerlichen Empfindens in den Stoffen. Dabei wirkt z. B. Greuze (vgl. Türmer 7. Jhrg., I. Bd., Heft 6) in seiner Verquickung der Sentimentalität des Alltagslebens mit einer versteckten Lüsternheit viel weniger erfreulich, als der gediegene J. B. S. Chardin, der eine Neubelebung des niederländischen Sittenbildes heraufführt.

Die andere Strömung ist mehr kunsttechnischer Art und führt mit dem Namen des späteren Napoleoniden David die erneute Verdrängung des rein farbigen Sehens durch das formale, mehr zeichnerische.

Diese letztere Beobachtung legt den Vergleich mit der Gegenwart nahe. Entsprechen nicht die Rokokomaler mit ihrer Betonung des rein Farbigen und rein Malerischen vor der strengen Formgestaltung den Impressionisten unserer Tage? Gewiß, aber wievielmehr guten Geschmack in der Wahl der Vorwürfe bewährten sie; wie meiden sie alles Aufdringliche, so daß nirgends etwas von Tendenz zu merken ist. Wie frei ist diese „spielerische“ Zeit, von Verspieltheit in der Kunst, d. h. vom l'art pour l'art. Nein, diese Kunst stand ganz im Leben jener Zeit und war dessen treuer Ausdruck. Gerade der Mangel wird hier zum Vorzug, nämlich das Vermeiden subjektiver Willkür und persönlichen Auftrumpfens.

Karl Storck



Vom Zug der Toten

Nichts Erhabeneres und Größeres — scheu hinzufügen möchte man: nichts Schöneres — gibt es im Leben als den Tod. Die Kunst hat den endlosen Reigen, den der Tod mit der Menschheit tanzt, oft zu gestalten versucht. Es ist leicht erklärlich, daß dabei mehr Bilder entstanden sind, die das Grausige, das Furchtbare, Unabwendbare und Ungeheuerliche des Todes darstellen, als seine feierliche Größe und die oft erhabene Schönheit seines Waltens. Und es liegt auch für uns im vollen Leben Stehende nahe, daß wir stärker gepackt werden von jenen Ereignissen, bei denen der Tod gewaltsam eingreift; denn wir sind auf diese Geschehnisse nicht vorbereitet. Aber zuweilen bringt es doch sogar der von den Tagesgeschehnissen gebotene Bericht dahin, daß ein Bild vor unsere Augen tritt, das die volle Schönheit des großen Totenzuges, der in unabsehbarer Ausdehnung Hand in Hand mit dem Zug des Lebens über die Erde schreitet, in einem Ausschnitte uns kundtut. Oder ist es nicht ein Bild von so erhabener Schönheit, als bilde es den feierlichen Abschluß einer Tragödie des Äschylos, wenn heute die Pflicht den Chronisten vom Hinüberwandeln dreier deutscher Künstler zu berichten heißt, von denen der jüngste zweiundachtzigjährig, der älteste nur um fünf Jahre vom Wunderalter der Hundert entfernt geblieben ist?

Mit dem Maler Andreas Achenbach, dem Bildhauer Johannes Schilling, schreitet der Musiker Karl Reinecke im langen Zuge. Man spricht so viel von den jung dahingestorbenen Künstlern und führt gern den Spruch im Munde, daß die Musen ihren Lieblingen nur ein kurzes Erdendasein vergönnten. Nun, wenn sich die Liebe der Musen darin offenbart, daß einem von früher Jugend ab ein beglücktes, segensreiches Schaffen gewährt ist, daß Geist und Sinne bis ins höchste Alter hinein frisch bleiben und die Hände Kraft genug behalten, in die Tat umzusetzen, was der Geist schuf, so hat sich in diesen drei Männern eine Fülle von Liebe des Schicksals geäußert. Achenbach hat noch bis in die letzte Zeit die Schärfe des Auges und die Sicherheit der Hand behalten, um der endlosen Reihe seiner Bilder noch neue hinzufügen zu können; geblieben ist ihm bis in die letzten Tage die Frische der Beobachtung, die Fülle eines sonnigen

Humors und auch die Schärfe des Witzes zum Urteil über die Erscheinungen des Lebens um ihn herum. — Karl Reinecke ließ in seinem fünfundachtzigsten Lebensjahr den letzten Band seiner „Kinderlieder" erscheinen und bewies mit ihm, daß der Greis die Kinderseele noch so gut verstand, Kinderjubel in derselben beglückenden Weise zu singen wußte, die einst dem jungen Künstler die ersten Erfolge breiter Volkstümlichkeit eingetragen hatte. Und das letzte Werk, das der Unermüdliche geschaffen, eine Musik zu Andersens „Märchen vom Schweinehirten", ist erst wenige Tage nach seines Schöpfers Tode erschienen. — Johannes Schilling war allerdings seit Jahren blind, aber sein Geist war frisch geblieben und hatte sich die Schaukraft bewahrt, so daß er noch in diesen letzten Jahren sein Buch „Vom künstlerischen Sehen" schenken konnte, aus dem nicht nur die Kraft eines von leidenschaftlicher Liebe zur Kunst erfüllten Herzens, sondern auch das Beglücktsein über den gottgeschenkten Reichtum einer echten Künstlerseele sprach. Sieht man aber auf den Lebensgang der Drei zurück, so steht nichts darin von Kampf um die Erkenntnis ihres Berufes; auch nicht von schwerem Widerstande, der ihnen in den als richtig erkannten Weg geworfen worden wäre. Als Jünglinge schon gewannen sie Erfolge; Fleiß und Schaffenskraft war ihnen allezeit gehorsam; treu blieb ihnen eine weite Gemeinde, und nichts in ihrem Werdegang zeugt davon, daß sie einmal von Zweifeln über die Richtigkeit ihres Wollens erfaßt worden seien. Das beglückende Bewußtsein, mit dem ihnen verliehenen Pfunde nach besten Kräften gewuchert zu haben, durften alle drei haben. Soweit also der draußen Stehende urteilen kann und darf, müssen wir hier wohl sagen: Es sind drei glückliche Künstler dahingegangen

Eines natürlich haben auch sie erleben müssen: daß in ihrer Kunst andere Richtungen aufkamen, daß andere Anschauungen von den Aufgaben und Werten dieser Kunst zu den herrschenden geworden sind. Wer so lange auf der Erde steht, sieht eben Geschlechter kommen und gehen, und mit diesen Geschlechtern kommen und gehen andere Lebenswünsche, andere Forderungen und Werturteile. Die drei haben als künstlerische Vollnaturen in dieser Lebensentwicklung als Kämpfer gestanden. Auch als längst weißes Haar ihre Scheitel deckte, fühlten sie Kräfte genug in sich, um nicht an ein Verzichten zu denken. Bis zum Schluß haben sie für ihre Auffassung gekämpft, nicht nur durch ihr Schaffen, sondern auch in Wort und Schrift oder als Lehrmeister. Man wird sie also auch darin glücklich preisen können, daß ihnen nie der bittere Gedanke aufgestiegen ist, daß ihre Kunst sich überlebt habe.

Muß nun etwa der Kritiker dieses harte Urteil ihnen ins Grab nachrufen?

Ich muß bei der Verwaltung des kunstkritischen Amtes immer wieder an unsern alten Dorfschulmeister denken, den auch schon lange der Rasen deckt. Er war ein vorzüglicher Pädagoge, also ein guter Psychologe. Und zwar ein Psychologe des praktischen Lebens, d. h. er suchte die anderen zu verstehen, war zugänglich für die Gründe, die ein jeder für seine Handlungsweise beibrachte. Oft geschah es ihm, daß, wenn er beim Zuhören dem einen gesagt hatte: „Es ist wahr", er dem Nachredenden zugestehen mußte: „Es ist auch wieder wahr". Dieses „Es ist auch wieder wahr" ist ihm oft als Spott- und Hohnwort nachgerufen worden, und viele haben ihn darum charakterlos gescholten. Es waren jene, die auf eine Meinung schworen und an ihr unter allen Umständen festhielten. Das nannten sie dann Charakter haben. Und gewiß war ja für derartige Leute, für Parteigänger irgendwelcher Art, kein Verlaß auf den Schulmeister, der häufig beiden und noch mehr Gegnern sein „Es ist auch wieder wahr" zugestand. War nun der Schulmeister dadurch ein armer Mann? Beruhte nicht vielleicht gerade auf dieser seiner sogenannten Charakterlosigkeit, daß er die ihm anvertraute Jugend so gut verstand und daß es bei ihm nicht leicht dazu kam, daß er eigenartige junge Menschen zu beugen oder gar zu brechen suchte? Daß er also gerade Charaktere sich ruhig entwickeln ließ?

Ich meine, der Kunstkritiker muß etwas von dem alten Schulmeister haben. Wenn Kritik nicht jene üble Bedeutung von Nörgelei haben, nicht Tadeln und Besser-wissen-wollen sein soll, so muß sie in der Fähigkeit eines möglichst eindringlichen und vielseitigen Kunstgenießens



liegen. Das eindringliche Kunstgenießen reicht aus zum Kunstliebhaber; des vielseitigen bedarf außerdem der Kritiker zur Fähigkeit der Wertung, denn erst diese Vergleichsmöglichkeit gibt Maßstäbe in die Hand.

Und diese Maße finden, Maße aufstellen ist Kritik. So ist es wohl des Kritikers Beruf, mit möglichst vieler Maler und Künstler Augen die Welt ansehen zu können; mit möglichst vieler Musiker Ohren Musik zu hören; in möglichst viele der oft so schroff abgegrenzten Gebietsteile der weiten Dichterlande gehen zu können. Mag sein, daß dadurch fast immer der Künstler, der in jedem Kritiker eigentlich stecken muß, verdorben wird. Es gehört wohl zum künstlerischen Schaffen eine gewisse Einseitigkeit. Der Künstler muß die Überzeugung haben, daß gerade seine Art die allein richtige ist, sonst kann er sich nicht mit jener Inbrunst, nicht so mit seiner ganzen Persönlichkeit dem Schaffen hingeben, wie es zum Hervorbringen eines großen Werkes nötig ist.

Es fällt mir persönlich nicht schwer, so den verschiedenartigen Künstlern ihre Wege nachzugehen, und die eigenen Sinne so denen des betreffenden Künstlers gemäß beim Genusse seiner Werke einzustellen, daß ich ihm auf die theoretische oder kritische Begründung seiner Kunstanschauung gern das „Es ist auch wieder wahr" meines alten Schulmeisters antworte. Der Kunstgenießer in einem fährt bei dieser Art nicht schlecht; wenn man auch dadurch zum Parteiführer verdorben wird und der Kunstschulmeisterei, die anderen das Empfinden Kunstwerken gegenüber vorschreiben möchte, bis in den tiefsten Herzensgrund verleidet wird. So gestehe ich gern, daß ich mich an den Werken der drei, von so vielen als „altmodisch" gelästerten verstorbenen Meister bis auf den heutigen Tag oft ergötzt und erfreut habe. Daß einer von ihnen zu den G r o ß e n gehöre, wage ich darum nicht zu behaupten.

Zu Ende der vierziger und in den fünfziger Jahren ist A n d r e a s A c h e n b a c h (der Türmer brachte von ihm Bilder im Jahrg. 7, Bd. II, Heft 12) von den alten Klassizisten sehr oft ein roher Naturalist gescholten worden. Man verübelte ihm nicht nur, daß er an den klaren Formen der italienischen Landschaft kein Gefallen fand, sondern sich dem düsteren Norden, dem stets unruhigen Meere mit Vorliebe zuwandte. Man vermißte in seinen Werken auch die Bedachtsamkeit auf Stil. Er war den Alten zu sehr Naturmacher. Der leidenschaftliche Karl Stauffer-Bern dagegen schalt: „Achenbach und Genossen malen auswendig, nicht auf unmittelbare Beobachtung begründet: Seifenschaum und Mehlsuppe und Pinselturnerei, aber kein Meer". Und dann wieder: „Achenbach hat seit dreißig Jahren beinahe nichts, gar nichts gemalt, als immer dasselbe sogenannte sturmgepeitschte Meer, oder denselben Mühlbach mit derselben Mühle in derselben Stimmung." Der ein Menschenalter ältere Ludwig Pietsch urteilte dagegen: „Achenbach habe erst die Maler die unbegrenzte Verschiedenheit, den unerschöpflichen Reichtum des Meeres erkennen gelehrt, das er mit unvergleichlicher Tatkraft, leidenschaftlichem dramatischen Leben schildert." (Nach C. Gurlitts „Deutscher Kunst des 19. Jahrhunderts".)

Wir Heutigen können vielleicht diese beiden schroff entgegengesetzten Urteile in eins zusammenfassen. Sehen wir den geschichtlichen Entwicklungsgang unserer Kunst an, so werden wir zugestehen müssen, daß es einer starken Hingabe an die wirkliche Natur draußen bedurfte, um sich so von seinen Vorgängern freizumachen, wie es Achenbach getan hat. Er hat sich nicht nur ein neues Stoffgebiet gewonnen, er sah es auch mit eigenen Augen an. Aber freilich in gewissem Sinne hat er „auswendig" gemalt. Aber das tat doch auch Böcklin, den Karl Stauffer-Bern gerade an der erwähnten Stelle gegen Achenbach ausspielt! Und dann hat Achenbach sich dauernd auch zur Überzeugung bekannt, daß ein Bild nicht einfach Naturkopie sein dürfe.

Aber darin liegt viel weniger der Unterschied seiner Bilder von denen anderer, die sich zur getreuen Naturmalerei bekennen, als eben in der A r t d e s S e h e n s. Alles künstlerische Schaffen, und werde darin noch so sehr Naturtreue angestrebt, bedingt eine Auswahl des von der Natur Gebotenen. Selbst Zolas naturalistisches Kunstbekenntnis betont das „Gesehen durch ein Temperament". Nun, dieses Temperament beeinflußt die Sinne und ist in sich abhängig in hohem Maße von der Zeit. Sie haben nicht recht, die vielen Jüngeren, die behaupten, Achen-

bachs Darstellung der Bäume, der Wiesen usw. sei nicht naturgetreu, das seien alles Atelierfarben. Diese Farben sind auch in der Natur, nur leuchten sie zu anderen Zeiten, zu anderen Stunden, auf anderen Bodenverhältnissen, als die von anderen Künstlern aufgesuchten. Und sein Temperament, auf das er doch sicher ebensogut ein Anrecht hatte, wie die Jüngeren auf das ihrige, hieß ihn so wählen. Ihm gab gerade diese Natur so viel, daß es ihn drängte, sie zu malen. Wollt ihr ihm daraus einen Vorwurf machen? Man könnte doch höchstens sagen: „Uns geben diese Bilder augenblicklich nicht so viel, wie die jener anderen."

Ich für meine Person glaube freilich, daß seine Bilder, oder sagen wir die besseren darunter — denn daß unter den schier zweitausend, die er gemalt hat, nicht alle gleichwertig sind, versteht sich von selbst —, die vieler Jüngerer überdauern werden. Denn Achenbach besaß, was zahllosen Jüngeren abgeht: ein außerordentliches technisches Können. Es ist begreiflich, wenn er über manche impressionistische Malerei in seiner scharfen Art witzelte: „Wenn sie besser malen könnten, würden sie es schon tun." Zu großem natürlichen Geschick, das er bereits in frühesten Kinderjahren bekundete, so daß über seinen Beruf niemals ein Zweifel sein konnte, kam außerordentlicher Fleiß und gründliche Geschmacksschulung an den Werken großer Kunst, vor allem der Niederländer. Dazu ein Freibleiben von aller Sensationssucht. Er wollte nie auffallen, nie verblüffen, sondern es kam ihm auf gediegene Arbeit an. Und — das beweisen sogar alle Kunstversteigerungen — diese gediegene Kunstarbeit bedeutet einen Dauerwert. Wenn so viel gesunde sinnliche Kraft und eine so starke Künstlerfreude an der Welt sich damit verbinden, wie es bei Achenbach zweifellos der Fall war, so kommt für solche Kunstwerke, mögen sie auch zeitweilig in den Hintergrund gedrängt werden, immer wieder der Tag höherer Wertschätzung.

Johannes Schilling wird in Franz von Rebers 1884 erschienener „Geschichte der neueren deutschen Kunst" als der „unzweifelhaft berühmteste Bildhauer Deutschlands" gepriesen und als „glückliche Erfüllung unserer deutschen Wünsche von Plastik" gewertet. Cornelius Gurlitt hat für ihn in seiner noch nicht zwei Jahrzehnte später geschriebenen Kunstgeschichte nur wenige Zeilen übrig, und diese Gleichgültigkeit für das umfängliche Lebenswerk des Künstlers wirkt schlimmer, als es eine Bekämpfung vermöchte. Reber preist das Denkmal auf dem Niederwald als „das größte und bedeutendste Deutschlands" und ist des Lobes voll für die „herrliche" Hauptfigur. Gurlitt tadelt die ja gewiß nicht glückliche Aufstellung, die freilich den Wünschen des Künstlers nicht entsprach; er findet in ihr „einen fast rührend wirkenden Mangel an Gefühl für das Gebilde, was die Fernsicht bedingt" und meint, die Gestalt wirke für den von weitem Beobachtenden als ein „Klumpen künstlerischen Unglücks, aus dem ein spindeldürrer Arm eine Krone erhebt". Dabei ist Gurlitt doch gewiß kein schroffer Verfechter der Moderne.

Ich gehöre nicht zu den Bewunderern des Niederwalddenkmals; dennoch muß ich gestehen, daß ich von dem Bildwerke eine sehr getreue Vorstellung seit dem ersten Sehen desselben dauernd bewahrt habe und daß mit dieser Vorstellung ein Gefühl von Kraft und Stärke und von lodernder Begeisterung eines Künstlergemütes verbunden ist. Es muß doch wohl etwas von dem Geiste jenes Volkes in dem Werke lebendig geblieben sein, das das Jahr 1870 möglich gemacht hat. Daß der deutsche Geist damals nicht gerade künstlerisch fein war, wissen wir ja zur Genüge. Aber es war doch wohl bewußtes Volksein, hinter dem persönliches Künstlertum zurücktrat, das in diesem Werke mitgewirkt und die ersten Beschauer so stark ergriffen hat.

Als starke Persönlichkeit empfinde ich Schilling auch in seinen anderen Werken nicht, die man in Dresden in dem vom Sohne des Künstlers zusammengebrachten Museum in ihrer Vollständigkeit betrachten kann. Die Art, wie er Hähnels Klassizismus und Rietschels Realismus zu einen verstand, beruht nicht auf Stärke, sondern auf dem Geschick, auszugleichen durch Abschwächung des jeweils charakteristisch Starken. Daß dabei auch manches erfreuliche Werk zustande kam, das in stiller Harmonie ruhigen Genuß einer stillen Schönheit gewährt, bezeugen



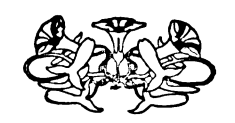
die Tageszeiten (vgl. unsere Abbildungen). Alles in allem wirkt Schilling mehr als stilles Ausmünden, denn als Fortführung und Ausbildung ansteigender Linien.

Auch Karl Reinecke ist solch ein Ausklang. Im Wirkungskreis und vielfach im persönlichen Umgang mit Mendelssohn und Schumann herangebildet, ist er den Kunstidealen dieser Meister treu geblieben, dabei der klaren Formfreude Mendelssohns näherstehend, als der Phantastik Schumanns. Aber er hatte doch genug von des letzteren Phantasieseligkeit, um vor der Lehre der Mendelssohnianer bewahrt zu bleiben. Vor allem dort, wo er sich in kleineren Formen bewegte, brachte er viel Schönes zustande. Und vor allem die Hausmusik und die einfachere Kammermusik hat ihm manche wertvolle Gabe zu danken. Besonders aber war Reinecke ein ausgezeichneter Musikpädagoge. Als solcher hat er auch als Dirigent im größten Maßstabe gewirkt. Er hat das große Erbe der Klassiker glänzend verwaltet und stellt einen leider jetzt fast ganz ausgestorbenen Dirigententypus dar, dem es auf eine schlichte Art der Wiedergabe ankam, die die Kunstwerke nicht auf die Gelegenheit hin prüfte, wo man die eigene Persönlichkeit möglichst spiegelte. Diesen Ausführungen fehlte trotzdem keineswegs der Zug der Größe. Mochten sie für den Musiker, erst recht für den Musikkritiker, der immer und immer wieder dieselben Werke zu hören bekommt, weniger „interessant“ sein; sie waren mit ihrer treuen Hingabe, ihrer Einstellung auf die Betonung des Wichtigen, ihrem Ziel nach Größe für den Musikgenuß der Gesamtheit sicher fruchtbarer, als die allzu persönlichen Leistungen unserer berühmten jüngeren Dirigenten. Als Pädagoge hat Reinecke auch in zahlreichen Studienwerken sich betätigt, und sein lebendiges Gefühl für die Jugend ließ ihn auch als Komponisten zahlreiche reizvolle Werke für die junge Musikantenwelt schaffen. So wird auch ihn jeder billig Denkende in treuem Gedächtnis bewahren. K. St.



Die florentinische Landschaft

Unter diesem Titel ist im Verlage von Greiner & Pfeiffer, Stuttgart, ein ganz prächtig ausgestattetes Büchlein erschienen, das die Türmerleser sofort als die Buchausgabe der im letzten Oktoberhefte des Türmers in Wort und Bild zum Abdruck gelangten „Toskanischen Wanderungen“ von Dr. Karl Storck mit den feingetönten Bildern von Carlo Böcklin, dem talentvollen Sohne des großen Arnold, wiedererkennen werden. Neu hinzugekommen sind zu den 15 farbigen Wiedergaben, die als besondere kleine Kunstblätter auftreten, noch 29 Einschaltbilderchen nach Zeichnungen Carlo Böcklins, die kaum weniger stimmungsvoll wirken als die farbigen Landschaften. Das Bändchen von 96 Druckseiten im flexibeln Leinenband ist äußerlich ganz wie einer der bekannten Reiseführer gehalten, und durch das schöne Toskana mit seinen alten romantischen Bergnestern von Florenz bis Spezia dürfte es auch kaum einen zuverlässigeren und dabei künstlerisch so vornehm sich gebenden Führer geben als dieses Storck-Böcklinsche Wandertagebuch. Der Verlag sollte eine englische Ausgabe veranstalten für die zahlreichen englischen und amerikanischen Italienfahrer, die danach nicht nur ihre Touren einrichten, sondern die das schmucke Büchlein auch gern als Reiseerinnerung mitnehmen werden. Der Preis von 3 Mk. ist in Anbetracht des Gebotenen gewiß ein bescheidener. P. S.





Max Reger

Von

Dr. Walter Niemann (Leipzig)

Man schreibt keine Geschichte, wenn man mitten in ihr steht; man beurteilt keinen Schaffenden, wenn er die Mittagshöhe seines Lebens und Schaffens eben erst überschritten hat. Mit Verlaub! Ist der neben Richard Strauß wohl meistumstrittene Komponist der Gegenwart, Max Reger, schon trotz seiner siebenunddreißig Jahre über sein hundertstes Werk hinausgekommen, so ist man wohl berechtigt und fähig, von seinem musikalischen Charakterkopf ein einigermaßen scharfes Profil zu geben. Daß ich es gleich sage: ich wünsche diese Zeichnung mit scharfen, eindeutigen Linien zu geben, ich möchte auch keinen Katalog seiner sämtlichen Werke anfertigen, sondern vom Leser voraussetzen, daß er Regers wichtigste Werke kennt, daß es ihm darum in allererster Linie zu tun ist, zu einer Verständigung, einem ehrlichen Gesamturteil über ihn und sein Schaffen zu kommen.

Heute herrscht auch in der Kunst der Amerikanismus, die Ausländerei, der geschäftliche Großbetrieb, das Management mit „großen Namen“, das Blenden mit riesigen Honoraren. Solch ein großer Name ist heute Reger. Und da Charakter, Mut und Überzeugungstreue heutzutage die seltensten blauen Blumen sind, so kann man auf Grund einer kritischen Nachprüfung der öffentlichen Meinung nur zu dem Resultat kommen, daß Regers Kunst ein Rätsel, doch entschieden eins genialischer und magnetisch fesselnder Natur, bleibt. Alle seine Werke sind selbst den musikalischen Fachleuten ungemein interessant: sie bemühen sich eingestandenermaßen krampfhaft, den oft so merkwürdig hartnäckig verborgenen Schatz ihrer Schönheiten zu finden, sie lieben und bewundern weniges und gewinnen zu dem Meister zumeist kein rechtes Verhältnis. Sie sind sich klar darüber, daß seine Orgelmusik angeblich von Bach herkomme, seine Lieder aus modernstem musikalischen Impressionismus geboren werden, daß er in der skrupellosen und kritiklosen Wahl seiner Liedertexte

einen sehr schlechten literarischen Geschmack verrät, daß er im Rest seiner Kunst durch Brahms ging und dessen apollinisch-klassizistischer Geistesrichtung, die das Schöne im Maß liebt, das Dionysisch-Neuromantische, das das Charakteristische im Chaotischen sucht, gegenübersetzte. Sehr richtig! Nur sind das alles verstandesmäßig herausgeklaubte Einzelzüge, die sich um die Beantwortung der wichtigsten, den Schlüssel zur Erkenntnis seiner Persönlichkeit ausliefernden Fragen herumdrücken.

Einmal: ergänzen sich in Reger Mensch und Künstler harmonisch? Nein! Es tut, wie Rudolf Louis in seiner „Deutschen Musik der Gegenwart" (S. 175) richtig bemerkte, zur vollen Würdigung der Regerschen Kunst nicht nur nichts zur Sache, wenn man vom Menschen Reger nichts weiß, sondern dieses Wissen steht dieser vollen Würdigung geradezu hinderlich im Wege. Ein zweifellos kraftstrotzendes, derb beanlagtes Original, aber ein keineswegs jedermann sympathisches. Reger am Klavier ist schon etwas ganz andres. Hier, in der Erscheinung vom leisen Hauch des ländlichen Kantoren- und Organistentums umflossen, ist alles Bändigung und weltvergessene Versenkung in die vorgestellte Tonwelt, ein Untertauchen in Musik, ein Klangleben differenziertester und romantisch-poetischester Art.

Zum andern: ist Regers Kunst, wie alle große und echte Kunst, Gefühls- und Herzensaussprache oder kaltberechnende Verstandeskombination? Die schwierigste aller Regerfragen! Hier stehen sich alle, die sich mit ihm beschäftigen, am schroffsten gegenüber. Mein durch unzählige Vorführungen Regerscher Werke erkämpftes Urteil geht dahin, daß Regers ausgesprochene modern-barocke Kunst einen tiefen Herzenston n i c h t besitzt. Man bewundert seine ungeheure Routine, die ja in dem nachgerade zum Schema, zur Schablone gewordenen Aufbau seiner Fugen und Doppelfugen am deutlichsten zu spüren ist, sein ungeheures satztechnisches Können, das auch die kleinste seiner für Erwachsene, nicht für Kinder bestimmten, harmonisch überladenen Sonatinen zeigt. Aber man bleibt kalt. Seine Musik ist natürlich keine bloße mathematische Kombination; doch sie gibt eingestandenermaßen ihr Bestes, wo ihr Schöpfer sich an Gegebenes anlehnen, kombinatorisch verfahren kann. Beweis: die Choralvorspiele, die großen Variationenwerke für Klavier über Bachsche und Beethovensche Themen. Regers Musik ist ein Spiegel unsrer herzensarmen, industrialisierten und amerikanisierten Zeit. Er schreibt in rasender Eile, türmt ein großes Werk aufs andre — denn wer weiß, wie lange seine „Kurse" bei den Verlegern noch so fabelhaft hoch stehen? Kein Werk erscheint ruhig ausgereift, fast jedes im Chaotischen des Ringens und Wollens stecken geblieben.

Wenn Reger ohne gegebenen Halt musiziert, so zeigt er eine andre Seite unsres modernen Kunstschaffens. Er ist Stimmungsmusiker. Seine Linienführung ist verschwommen, eine Plastik des Aufbaues im großen und kleinen nicht seine Sache. Der symphonische Zug geht ihm so ziemlich ganz ab. Seine Phantasie, der er Unmenschliches auf Kosten äußeren Erfolges zumutet, arbeitet und gebiert fieberhaft; aber die immer stärker hervortretende Manier seiner besinnlichen Trugschlüsse und stockenden Generalpausen — am klarsten in dem formell völlig verunglückten „Symphonischen Prolog zu einer Tragödie" — sollte doch auch seinen lärmenden und aus irgend einem Grunde kritiklosen Bewunderern gesagt haben, daß sie, einmal ermattet, unfähig bleibt, plastische und breite Melodiebögen zu

spannen. So bleibt es für den Hörer, ob er nun den „Gesang der Verklärten“, den 100. Psalm oder das monströse Violinkonzert hört, vollkommen unmöglich, dem musikalischen Faden seiner Ideen und ihrer Verarbeitungen zu folgen. Wo keinerlei Architektonik, da kann man nur wunsch- und willenlos sich dieser Stimmungsmusik hingeben.

Ihren Charakter tragen die Werke des wilden, tonalitätslosen und ganz und gar chaotisch im Sturm und Drang ringenden Reger naturgemäß am stärksten. Das D-Moll-Streichquartett, die Schaf- und Affensonate in „C-Dur“, die andre Violinsonate in „Fis-Moll“ — dies ein paar Beispiele. Gewöhnliche Sterbliche finden sie glatt unmöglich und ungenießbar und werden, wenn sie in der modernen Literatur bewandert sind, höchstens beim Hören daran erinnert werden, daß diese greulichen Versuche einer Aufhebung der Tonalität nicht in Deutschland allein unternommen werden, daß sie aber bei Romanen wie Debussy, Lekeu u. a. doch entschieden in ihren Resultaten besser klingen. Es hilft eben alles nichts: Regers Erfindungsgabe ist unendlich karg bemessen. Seine Themen sind kurzatmig, unplastisch, in der Linienführung barock und in erster Linie vom Harmonischen und Modulatorischen als deren oft rein zufällige Endergebnisse bestimmt.

Diesen Eindruck verschärft in größeren Instrumentalwerken noch die Art seiner Instrumentation. Zweifellos hat er hier nach und nach sehr viel hinzugelernt. Werken, die in der Dicke, Massivität und kontrapunktischen Überladenheit der orchestralen Einkleidung überhaupt selbst für einen Meister der Retouche am Dirigentenpult nahezu unausführbar bleiben, wie der „Sinfonietta“, wie dem zugleich an einer ganz unerhörten und ganz instrumentalen Unsanglichkeit des fünfstimmigen Chores krankenden „Gesang der Verklärten“, stehen doch Partien der unverhältnismäßig in ihrem Wert aufgebauschten „Serenade“, des Violinkonzerts und selbst des in den ewigen Stimmverdopplungen klar genug auf die Orgel als Alpha und Omega allen Regerschen Satzes hinweisenden „Symphonischen Prologs“ gegenüber, die sehr schön klingen. Hier, in der großen Instrumentalkomposition zeigt sich auch am sichtlichsten, daß Reger von dem so gern abgeleugneten Einfluß Liszts und Wagners nicht freigeblieben ist. Die Mattigkeit seiner chaotisch gebärenden Phantasie belegt aber noch ein andres Zeichen sehr deutlich: das ermüdende Schwanken zwischen den Extremen des glühendsten, leidenschaftlichsten Vorwärtsdrängens und des tiefmüden verlöschenden Zusammensinkens. In seinem Schaffen wie in seinem Klavierspiel. Die Mittelgrade der Empfindung fehlen. Das ist ein sehr bedenklicher Zug, der vor weiterer Überhitzung und Überspannung der Phantasie warnt. Sie wird aufgepeitscht, aber sie hat schon nicht mehr die Kraft, die stetige Linie ihrer Empfindungskurve ruhig einzuhalten. Nimmt man dazu die nervöse Unrast, die Scheu vor natürlicher und ungesuchter Fortschreitung in Harmonie und Modulation, so hat man hier das Merkmal, welches einem guten Teil seiner Musik den Stempel des Krankhaften, des, ich möchte sagen, nicht dionysisch, sondern eher bacchisch Aufgepeitschten aufdrückt.

Reger will nichts davon wissen, daß er durch Brahms gegangen sei. Der Beweis ist aber da. Am sinnfälligsten in den in mancher Hinsicht eigentlich erfreulichsten Klavierwerken seiner früheren Wiesbadener und Münchener Zeit. Sie

sind Sturm und Drang in völlig Brahmsischer Prägung ihres Klaviersatzes. Und nicht nur Brahms und — das versteht sich ja von selbst — Bach, sondern auch Henselt, Grieg und Sinding, die heute so arg, so ungerecht und so kurzsichtig von ihm Verlästerten, hat er damals tief auf sich wirken lassen. Wie ihn aber das Dionysisch-Chaotische und Barocke von jenen Meistern scheidet, so auch der Mangel an Naturgefühl und Natur in seiner Musik. Eines auf Landschaftliches, auf Stimmen und Erscheinungen der Natur weisenden Titels, der in der langen Reihe seiner Werke völlig fehlt, bedarf's ja nicht. Wie man beim Anhören Regerscher Orgelsachen nur ja nicht trotz aller B-A-C-H-Huldigungen an Bach denken darf, so beim Vortrag andrer Werke von ihm nur ja nicht an Natur. Und hier liegt der wundeste Punkt der ganzen Regerschen Kunst. S i e i s t a m S c h r e i b t i s c h e n t s t a n d e n und viel zu viel lediglich um des Musizierens willen durchmusiziert. Es fehlt ihr der verjüngende und frisch erhaltende Hauch der Natur als des Ursprungs, der Herrin und Erneuerin allen Lebens. Schon in dem dunklen, versonnenen, ja bis zum Tragischen schwermütigen und schwerblütigen Grundton aller Regerschen Kunst liegt das Eingeständnis, daß sie, aus subjektiver Menschlichkeit allein geboren, des befreienden Hauches der Natur entbehrt. Ihre vollkommenen Formen vermag Reger, ins Musikalische übersetzt, nicht nachzubilden; er reiht, da ihm der Faden der Phantasie nur allzu oft trotz aller Aufpeitschung immer und immer wieder abreißt, Teile an Teile. Er gibt Mosaik großer oder kleiner Zusammensetzung, keine organisch fortlaufende Entwicklung. Ein betrübend großer, ja der größte Teil Regerscher Musik ist Papiermusik, blendende Mache, äußerste Routine, die kein Maß, kein Ziel, keine entscheidende Gipfelung kennt, sondern ins Unendliche mit Variationen und Fugen fortmusizieren könnte.

Aus dem allgemeinen Gesicht seiner Kunst ist auch seine Stellung zur Vergangenheit zu bewerten. Er schreibt ja erstaunlicherweise Sonatinen, Sonaten, Variationen, Passacaglien, Chaconnen, Serenaden, Konzerte, Fugen — und doch, mit unsren vorgestellten Begriffen dieser „altmodischen“ und durch die Klassik geheiligten Formen hat seine Musik nicht das geringste mehr zu tun. Seine Musik fügt sich nicht dem Rahmen dieser Formen, sondern sprengt sie. Klassizistische Etiketten ohne die geringste Wirkung auf allermodernsten, barocksten Inhalt. Brahms würde gewaltig in Wut geraten sein, wenn man ihm heute beweisen wollte, daß Regers Kunst die seine „fortsetzen“ oder sie gar zur Moderne „weiterentwickeln“ wolle! Das erhellt schon aus einem Beispiel: der Variationenkunst beider Komponisten. Brahms gibt ein harmonisch klares und einfaches Thema, Reger kompliziert es schon beim Eintritt. Brahms wahrt mit feinem Takt das Stilgefühl in den Variationen. Reger — man denke an die im übrigen ja zu seinem Allerbesten gehörenden Hillervariationen — reißt eine Welt in ihnen auf und deckt die klassische Einfachheit oder das enge Biedermeier seiner Themen mit zum Himmel getürmten Blöcken einer unerschöpflichen Kombinationsgabe zu. Ich denke, diese Tatsache sollte doch schon allein die, welche auf den ähnlichen Entwicklungsgang beider Komponisten, auf die starke Durchtränkung beider von der altdeutschen Kunst des 16. Jahrhunderts pochen, stutzig machen.

Man hat heute eine entsetzliche Angst, eine neue Erscheinung nicht schnell

genug zu verstehen und als hochbedeutend zu würdigen. So auch Regern. Die Stimmen der Opposition müssen verschwinden vor dem kritiklosen Lärmen seiner unentwegten Anhänger. Vorläufig noch, obwohl die Zeichen, daß die snobistische Regeritis längst den Höhepunkt überschritten hat, sich mehren. Den Urteilsfähigen fiel wohl zuerst die Gleichförmigkeit seiner in Form und Zeichnung so verschwimmenden und doch so merkwürdig aufdringlichen Musik auf. Kennt man eine Regersche Doppelfuge — ein heimlich aufkichernder, zeichnerisch sehr gestaltloser Themabrocken, eine wohlberechnete, ganz langsame äußere Steigerung, kurzer spannender Adagio-Halt und endlich eine, riesenhafte Akkordquadern wuchtig aufeinander türmende, die Majestät der Orgel in den Konzertsaal ziehende und — meist abscheulich schlecht klingende Kombination beider Themen, das eine oben gern in der Vergrößerung „aufgeleimt" —, so kennt man sie alle. Hat man die im Grunde vorklassische Technik seiner figuralen Variation an einem Beispiel begriffen, so kennt man sie alle. Kennt man ein halbes Dutzend seiner im allgemeinen entsetzlich unsanglichen, kleinlich tonmalerisch den Text nachillustrierenden und rhapsodisch locker und bröckelig gefügten Lieder auf unglaublich ungleichwertige Texte, die desto unechter und unpersönlicher wirken, je einfacher sie sich zu geben bemühen („Schlichte Weisen"), so kennt man sie alle. Sie sind ausgesprochen modern, rein stimmungsmäßig und gefühlsmäßig konzipiert und demzufolge nur zu oft der Gefahr der zerfließenden Linien, des Mangels an jedem festeren Rückgrat ausgesetzt. Gleichwohl hat Reger unter der Fülle seiner über 200 Lieder natürlich auch einmal da, wo Dichtung und Musik sich zufällig decken, sehr schöne und in der Feinheit ihrer Stimmungsschilderung zum Besten moderner Lyrik zählende Lieder geschrieben. Wer eine Sonatine kennt, kennt alle. Diese kleinen Sonaten haben mit dem traditionellen Sonatinenbegriff als Jugendliteratur nichts mehr gemein. Reger zwingt sich zur kleinen Form, verwischt und erdrückt sie aber bald durch eine Überfülle an harmonischem und modulatorischem Detail auf kleinstem Raum. Ebenso gleichen sich seine Kammermusiken. Wer eine ihrer Streicherstimmen allein durchnimmt, steht vor einer unorganischen, ja völlig sinnlosen Tönekette. Wer sich dann darüber klar wird, daß Regers Melodik mit dem landläufigen Begriff nichts mehr zu tun hat, sondern oft, im Rahmen kühnster Polyphonie und sensitivster Chromatik, ein rezitativisches Melos auf buntestem harmonischen und modulatorischen Teppich bevorzugt, wird ihnen näher kommen, doch niemals ihre innere Entwicklung als logisch oder organisch, ihre Formgestaltung als geschlossen empfinden. Restlose Bewunderung dagegen verdienen die meisten seiner Violinsolosonaten, moderne und romantische Spätblüten der ihre sichtbare Vorlage bildenden Bachschen. Das Violinkonzert dagegen ist selbst vom Standpunkt einer übrigens schön klingenden und an feinen Schwermutsstimmungen reichen Symphonie mit obligater Violine verfehlt. Es verkennt den Begriff des Konzerts aufs gröblichste; denn wer läßt den Solisten fünfviertel Stunden einen Kampf mit dem Orchester führen? Wir haben kein Werk, in dem sich Regers Unvermögen, Maß und Ziel zu beobachten, deutlicher ausspräche.

Wir kommen zum Schluß. Wie zu allen Zeiten, verhindert die Regeritis seiner blinden Bewunderer, das Eigne, Gute und Schöne an Regers Kunst ruhig

gegen ihre, überstiegener und teilweise krankhaft gerichteter Romantik entspringenden zahlreichen und bedenklichen Schwächen abzuwägen. Heute ist Reger in deutschen Großstädten — wozu sein herrliches und im piano wie im forte (aber auch wieder nur in diesen beiden Extremen!) unvergleichlich schattierungsfähiges Klavierspiel viel beiträgt — noch ein großer Name. Es kann einem grausen, wenn man daran denkt, wieviel von diesem überfruchtbaren, seine günstige Lage auf dem modernen Kunst- und Verlegermarkt meisterhaft ausnützenden Tonsetzer, einer zweifellos groß veranlagten, aber niemals zur inneren Reife und ruhigen Abklärung gelangten Persönlichkeit, nach fünfzig Jahren übrig sein wird! ...



Rudolf Freiherr Procházka

Die Musikbeilage dieses Heftes bringt Kompositionen des deutsch-böhmischen Komponisten Rudolf Freiherrn Procházka; der Bearbeiter der jüngst erschienenen 8. Auflage von Kothes Musikgeschichte legt uns etwas von seinen Liedern vor. Lang bekannt ist uns der Name als eines hervorragenden Mozart- und Franz-Forschers; das Werk „Mozart in Prag“ ist eine wertvolle Quellenstudie; als beste Darstellungen der betreffenden Stoffgebiete gelten Procházkas Strauß- und Franz-Biographie, zu welch letzterem Meister der Autor in engen Beziehungen gestanden ist. Ich bin in der angenehmen Lage, einen Teil eines Briefes hier wörtlich wiedergeben zu können.

Robert Franz an Freiherrn Procházka.

„.... wenn Sie meinen Ansichten über Leben und Kunst nicht ohne Teilnahme folgten, so versichere ich, in Ihnen wieder einmal ein Menschenkind gefunden zu haben, dessen edle Erscheinung unter allen Umständen lebhaftes Interesse erregen muß; heutzutage, wo alles ins Rohmaterielle ausläuft, wird einem dergleichen nicht allzuhäufig geboten! Aus unserm Gespräche haben Sie gewiß bemerkt, daß ich mich dem jetzigen Kunsttreiben gegenüber sehr isoliert fühle.

Die Musik der Fortschrittler ins Blaue verstehe ich nicht, der Krebsgang des historischen Gelichters muß künstlerisch gebildeten Ohren ein Gräuel sein, und was in der Mitte als — — — herumwuselt, zehrt lediglich von den abgestandenen Resten der Vergangenheit — — Wenn Sie mich auf der Rückreise in Halle besuchen, werde ich Ihnen auf Wunsch noch Dinge erzählen, von denen Sie sich gewiß nichts träumen ließen. — Vielen Dank für Ihren freundlichen Brief usw. ....“

Als Chorkompositionen sind die „Palmen“ hervorzuheben sowie die jüngst aufgeführten „Symphonischen Lieder“, eine neue Gattung — für Orchester, die vielumstrittene „Mitternachtstunde“ und „Götter Griechenlands“. Tief durchdacht und packend ist, nach den veröffentlichten Proben zu schließen, das geistliche Melodrama „Christus“, dessen Aufführung noch bevorsteht. Hier tritt stark der mystische Zug in Procházkas Musik hervor, der auch andern Stücken, z. B. den allzu wenig gesungenen „Nachtgeflüster“, „Rheinfahrt“ und „Liederseelen“ ein eigenartiges Gepräge leiht.

Das poesievolle Tonmärchen „Das Glück“ ging seit der Uraufführung im K. K. Karltheater in Wien 1898 mit starkem Erfolg über eine große Zahl bedeutender Bühnen, wie Dresdner Hoftheater, in Altenburg und Frankfurt a. M., Düsseldorf u. a.

Bessere Einsicht als diese nur kurz andeutenden Zeilen bieten seine literarischen Werke, wo man den Dichter und Komponisten sowie den Menschen warm und unverfälscht herausfühlt; seine „Streiflichter", ein Bändchen kleiner künstlerischer Skizzen, sind als hoher Kunstgenuß anzuempfehlen, sie lassen auch Fremde in die tiefe, vornehme Künstlernatur Procházkas einblicken. Rudolf Procházka entstammt einem alten freiherrlichen Geschlechte, einem Inkolatadel mit dem Titel eines Herren- und Landstandes von Böhmen, Mähren und Schlesien. Geboren zu Prag 1864, verriet er schon in zartester Kindheit dichterisches und musikalisches Talent, das immer und überall neben juristischen und sonstigen Studien und trotz aller Pflichten und Hemmnisse sich einen mächtigen Weg in die Welt bahnte. Wer nur ein wenig die Liste der Kompositionen verfolgt, muß gestehen, daß ein ungewöhnlicher Bienenfleiß und Schaffensdrang dazu gehörte, um neben so vielen Pflichten (Procházka ist K. K. Bezirkshauptmann, Vizepräses der K. K. Prüfungskommission für Musik, Regierungsvertreter beim Arbeitsausschusse für das deutsche Volkslied in Böhmen a. m.) noch so viel zu leisten und zu schaffen. Seine Musik ist keine Massenmusik, sie ist ernst und vornehm, trägt den Stempel der Eigenart und wird demzufolge nie breitgetretene Geleise gehen; seine Kompositionen erfordern ein höheres, geläutertes Kunstverständnis, sie müssen erfaßt, mitgedacht und mitempfunden sein.

Wer sich in des Künstlers Art vertiefen will, greife zu seinen in Litolffs Verlag erschienenen Liedern und vor allem zu dem herrlichen Tonmärchen „Das Glück". Eine allerdings nur bis zum Jahre 1902 reichende Übersicht seiner literarischen und tonkünstlerischen Tätigkeit ist in der Procházka-Biographie des baltischen Dichters Karl Hunnius (Verlag Alfred König, Leipzig) enthalten

Alma de la Vera, Prag





Kindliche Ästhetik

„Nett von der alten Tür da drüben, daß sie mit ihrem verwitterten Grau so gar nicht auffällt“, sagte mein Mann, als wir zum erstenmal nach den Einrichtungsmühen ruhig und behaglich in der Veranda unsres neuen Hauses beisammen saßen und in unser Gärtchen hinabschauten. Aus lauter weichen, gedämpften Farbentönen von Grün und Braun leuchteten nur im Vordergrund unsre Rosen zu uns empor. Wir freuten uns von Herzen dieses Anblicks, zumal wir uns bewußt waren, daß bei einem Heimwesen mitten in der Stadt nur durch selten günstige Umstände ein solch beruhigendes Fleckchen Erde zu haben ist. Die hohen Wipfel von Nachbargärten vereinten sich zu dieser wohltuenden Wirkung mit grünberankten, efeuumsponnenen Grenzmauern und dem eigenen mächtigen Walnußbaum, der die Tiefe des kleinen Gartens beschattete, so daß auch vom Hinterhäuschen, einem alten Stallgebäude, nichts zu sehen war als eine wettergraue Ecke des Gemäuers und die besagte morsche Tür darunter, die so taktvoll war, die Farbenharmonie des Ganzen nicht zu stören.

„Alles grüngraubraun abschattiert. Da brauchen wir vorläufig nichts zu ändern.“

Ich stimmte meinem Mann befriedigt zu, da es mir ohnehin der wirtschaftlichen Unruhe genug gewesen war und ich mich schon aus diesem Grunde gegen jegliche Änderung gesträubt haben würde.

Aber es sollte anders kommen, als unser ehelicher Rat beschloß.

Wir hatten nicht mit dem Schönheitsgefühl unsrer Kinder gerechnet! Und das sollte uns folgenden unvergeßlichen Streich spielen.

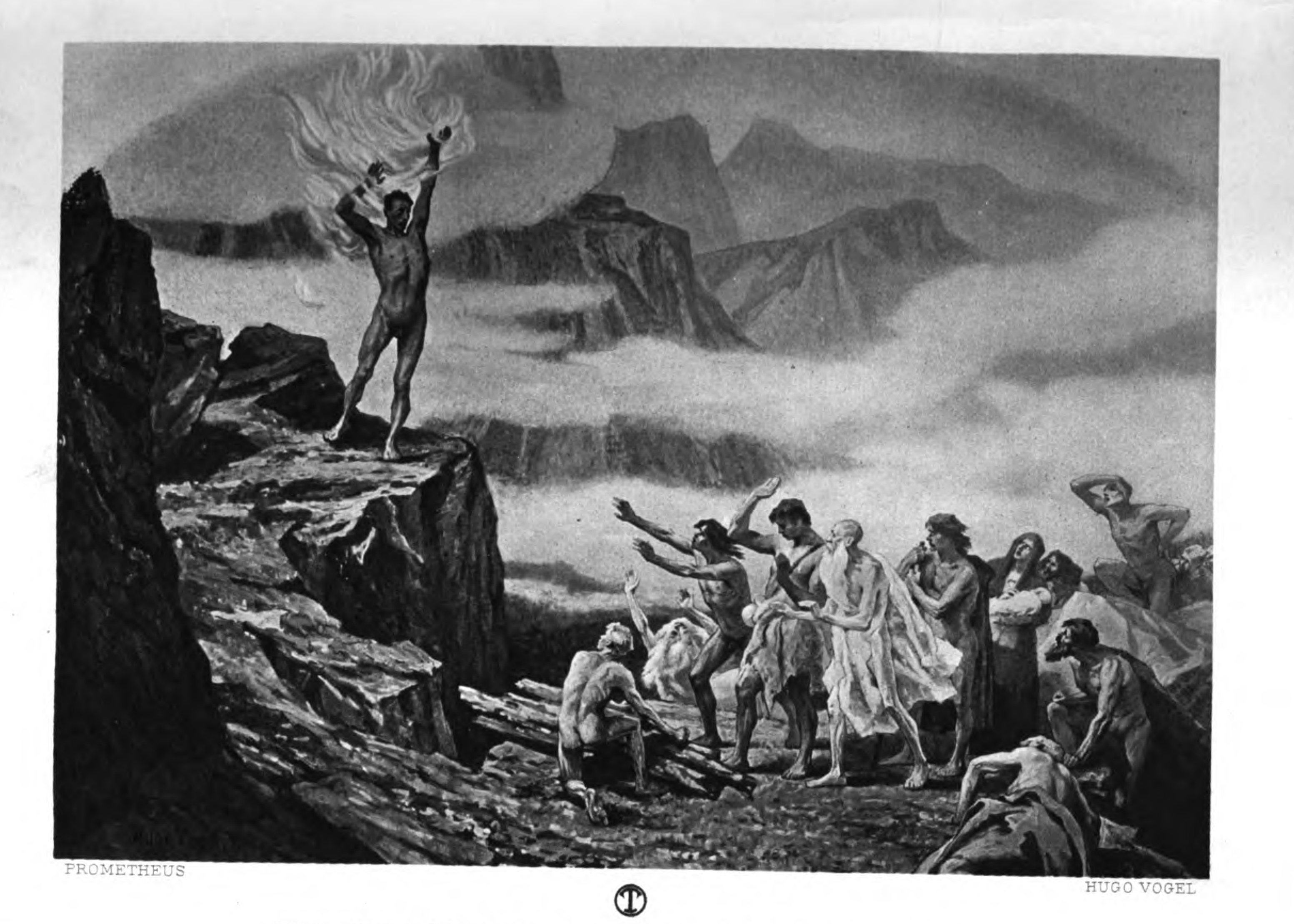
Als ich eines Mittags von einem längeren Spaziergang zurückkehre, den ich in dem angenehmen Bewußtsein genossen, daß mein Haus inzwischen wohl versorgt sei — mein Mann im Amt, die Kinder beim „Fräulein“ im Garten, die Köchin in der Küche beim Zurichten des Mittagsessens —, als ich froh und erquickt von einem Gang ins Freie heimkehre und mich auf meinen häuslichen Frieden freue, stürmt mir schon in der Haustür klein Freia mit hochroten Bäckchen und aufgelösten Zöpfen entgegen.

„Mutter, Mutter! Ich wollte grad mal nachsehen, ob du noch nicht kämst! Komm doch schnell und sieh, was die Inge macht!“

Mich befällt sofort ein intensives Unbehagen, da ich des Kindes erregten Zustand erkenne; außerdem — — „Aber Freia, wie siehst du denn aus?“ rufe ich entsetzt, das ganze kleine Wesen musternd, „was habt ihr denn angestellt? Wo ist Fräulein?“

Klein Freia jedoch eilt mir ungeduldig voraus, reißt im inneren Flur die Tür zu Vaters Zimmer auf und ruft schon von drinnen: „Komm doch nur, Mutter! Fräulein? Fräulein ist nicht hier —“

Ich streife meine Handschuhe ab, stelle meinen Schirm in den Schrank —



PROMETHEUS

HUGO VOGEL

(Wandgemälde in der Industriehalle der deutschen

„Warum ist denn Fräulein nicht bei euch, Kind?"

Klein Freia kommt noch einmal zurückgesprungen. „Fräulein ist oben und schläft. Sie wär' so müde, sagte sie. Und da wollten wir bei Minna spielen in der Küche. Aber Minna sagte, sie wär' nicht unser Kindermädchen und könnte nicht auf uns passen, und da haben wir allein gespielt. So schön, Mutter! Und nun komm doch schnell und sieh, was die Inge macht!"

Mir sinken die Hände herab, die eben nach dem Hut griffen, um ihn abzunehmen. Ich habe es nun selbst eilig und haste der Kleinen durch Vaters Zimmer nach auf die Veranda, von wo aus man das Gärtchen überschaut.

Da sehe ich denn nun, was „die Inge macht"! Hoch auf der obersten Stufe der Gartentrittleiter steht sie, meine Älteste, die im Herbst in die Schule kommen soll. Weiß Gott, wie sie dahingekommen ist, die Leiter, vor das alte Stallgebäude! Und ob sie sicher steht?! Droben schwingt mein kühnes Töchterlein triumphierend einen großen, weißtropfenden Malerpinsel in der kleinen Rechten, indes die Bäckchen glühen und die Locken wirr ums Gesichtchen hängen.

„Grade bin ich fertig, Mutter!" Sie dreht sich ganz vorsichtig auf ihrem leise schwankenden Standort herum, und — schwupp! klatscht ein großer Klecks von dem weißen Pinsel herab auf klein Freias nacktes Ärmchen, das sich just ausstreckt, um mir die Überraschung, die mir da bereitet worden, zu zeigen.

Natürlich stehe ich im Augenblick wie erstarrt auf der Verandatreppe. Mein Entsetzen bleibt diesmal stumm. W i e sehen die Kinder aus! Von oben bis unten weißfleckig, die ganzen Persönchen mit Haaren, Kleidern, Schürzchen, Schühchen —

Als ich nun aber in den Garten stürze, ist auch Inge schon seltsam flink von der gefährlichen Leiter heruntergeklettert und nähert sich mir, noch immer den unseligen Pinsel in der Hand, mit stürmischer Zärtlichkeit.

„Siehst du, Mutter, ist das nicht wunderhübsch geworden? Die alte häßliche, schmutzige Tür! Nun ist sie ganz rein und weiß!"

Verzweiflungsvoll wehre ich die wandelnde kleine Farbengefahr von mir ab.

„Bleib! Bleib mir weg! Leg doch den triefenden Pinsel hin! Kinder, Kinder, wo habt ihr nur die unselige weiße Farbe her?"

„Im Keller haben wir den Topf mit der Farbe gefunden," kräht klein Freia glückstrahlend, dem Inge altklug hinzufügt: „Die Maler haben ihn wohl stehen lassen, Mutter, daß wir alles noch hübsch machen sollten, was sie vergessen hatten. Sieh doch mal, w i e die Tür nun fein weiß ist!"

Ja, ja, ich sehe, sehe tiefgrollenden Herzens! Die Tür ist weiß, zweifellos, und w i e! Sie schreit nur so ihre zwar ungleichmäßige Reinheit ins Grüne hinein, und alles in ihrer nächsten Nähe, Wand, Gebüsch, Weg lacht weißgesprenkelt dazu!

„Was wird Vater sagen!" —

Aber Vater hat dann, als er gerade in Mutters Verzweiflung und den leise herabgestimmten Jubel der Kinder hineintraf, ein nicht endenwollendes Gelächter angestimmt und noch selbst ein paar weiße Flecken in den Anzug abbekommen, als er seine kleinen lebendigen Farbflecke auf die roten Bäckchen geküßt.

Die alte Tür hat repariert werden müssen, Fräulein sich einen anderen Aufenthaltsort wählen, wo sie eventuell gefahrloser ihre etwaigen großen Müdigkeiten ausschlafen konnte, und der Köchin Minna ist auf die Seele gebunden worden, daß es im Leben auch noch andere Pflichten gibt als die kontraktlich verbuchten.

Meine Älteste, die Inge, aber wird nie ganz ihre Enttäuschung darüber vergessen, daß Mutters und Vaters Schönheitsgefühl so gar nicht mit dem ihren übereingestimmt hat in betreff der verwitterten Tür.

Kindliche Ästhetik! Mir selbst kommt seither oftmals, wenn ich Farben wie Formen sehe, die alles andere, nur nicht ihrer Umgebung angepaßt sind, der Gedanke, welch ein großes Kind zum Beispiel die „schön-saubere", schreiend weiße Villa dort in das sanfte Wiesengrün

am dunklen Waldrand hingesetzt haben mag, und statt mich zu empören, wird es milde in mir, und ich muß lächeln. Und dann frage ich mich, ob wir nicht im ganzen mehr freundlich und geduldig lächeln müßten statt mit viel schwerem Geschütz über die Menschheit in Kinderschuhen herzufahren, die noch immer neben einem erwachseneren, reiferen Menschentum herläuft. Sollte es nicht ein wenig heller, leichter, freudiger um uns aussehen, wenn wir uns bei großen und kleinen Kindern stets erinnerten, daß sie eben — noch Kinder sind?

Toni Harten-Hoencke



Naturschutzparke

Bär und Wolf, Wisent und Auerochs, Elch, Steinbock, Biber, Nörz, Wildkatze und Luchs, einst in Deutschland heimisch, sind sämtlich ausgerottet oder, wie Biber und Elch, auf wenige Exemplare, die künstlich gepflegt werden, zusammengeschmolzen. Teils erlagen sie der Notwendigkeit, das Land von ihrer gefährlichen Gegenwart zu säubern, teils dem Jagdeifer oder blinder Vernichtungswut, teils auch nahm die fortschreitende Bebauung und Industrialisierung des Bodens ihnen die Existenzbedingungen.

Nicht anders steht es um unsere Vogelwelt. Wo einst den Gebirgswanderer Adler und Geier entzückten, wo Uhus und Kolkraben die Wälder bevölkerten, herrscht heute Todesstille. Die munteren Sänger nehmen von Jahr zu Jahr ab, die Sumpffauna steht auf dem Aussterbeetat und nicht lange wird es dauern, bis die Liste der deutschen Raubvögel eine einzige lange Totenliste sein wird. Wo gibt es noch Schwäne? Wo Kraniche und Reiher? Die Beseitigung alter hohler Bäume vertrieb den Specht, die des Unterholzes Nachtigallen und viele andere Sängerarten.

Auch die Flora ist erschreckend verarmt. Eibe und Zirbelkiefer sind nur mehr sporadisch zu finden, das Edelweiß ist nicht minder in seinem Bestande bedroht, wie Orchideen und viele Blumen, die in Sumpfgegenden und an Feldrainen das Auge erfreuen.

Soweit Landwirtschaft und Forstwesen durch Urbarmachung neuen Bodens und intensivere Bewirtschaftung des kultivierten die heimische Flora, die ja in den Augen des Landwirtes nichts weiter als Unkraut ist, verdrängen oder ausrotten, ist dieser Entwicklung nicht Einhalt zu tun. Deutschlands Bevölkerung wächst ja von Jahr zu Jahr und gegenüber den Geboten des Kampfes ums Dasein müssen alle ideellen Wünsche schweigen.

Andererseits hat die Verarmung unserer Heimat an Tier- und Pflanzenformen auch eine solche unseres Inneren im Gefolge. Das Nützliche ist eben nicht das allein Erstrebenswerte. Das Rebhuhn im Kochtopf ist kein höheres Gut als der Adler, der Kranich in der Luft, wenigstens nicht für ästhetisch empfindende Naturen. Die Liebe zur Heimat steht in innigstem Zusammenhange mit solchen immateriellen Werten, und wer aus wissenschaftlichen und ästhetischen Gründen, oder aus Respekt vor der Unberührtheit der Natur ihre Kinder, alle wie sie da sind, in Schutz nimmt, fördert damit zugleich nationale Ziele.

Der als nüchtern und materialistisch verschriene Amerikaner hat das längst erkannt und in seinem Yellowstone-Nationalpark, einem Terrain von der Größe des Königreichs Sachsen, eine Reservation geschaffen, in der die Natur völlig unberührt erhalten bleibt. Bären und Büffel genießen dort genau so den Schutz des Gesetzes, wie Pflanzen und Naturdenkmäler. Vor etwa 5 Jahren wies ich in den Münchener Neuesten Nachrichten auf dieses Vorbild hin mit dem Wunsche, daß auch Deutschland an Idealismus nicht hinter Amerika zurückstehen möge. Auch wir haben schwach bevölkerte und von der Natur wenig begünstigte Gebiete, in denen sich ähnliche Reservationen, wenn auch in kleinerem Maßstabe, wohl anlegen ließen. Daß dieser Gedanke durch die Initiative des großen Vereines „Kosmos" in Stuttgart schon jetzt greifbare Gestalt annehmen würde, hätte ich niemals zu hoffen gewagt.

Am 23. Oktober 1909 traten in München Vertreter der größten österreichischen und deutschen Vereine, sowie zahlreiche Privatpersonen zusammen, um mit der Begründung des Vereines Naturschutzpark eine Organisation zu schaffen, die alle auf die Erhaltung der ursprünglichen deutsch-österreichischen Flora und Fauna zielenden Bestrebungen vereinen soll. Der minimale Jahresbeitrag von 2 M, für den den Mitgliedern auch zweimal jährlich die Druckschriften des Vereines zugehen werden, ermöglicht es jedem, zur Förderung dieser großen nationalen Kulturaufgabe beizutragen.

Der Plan des Vereins geht dahin, Reservationen zu schaffen, in denen Tiere und Pflanzen dauernd erhalten bleiben sollen. Ideal wäre ja ein einziger, mehrere hundert Quadratkilometer großer Park, aber wenn Mitteleuropa auch noch viele schwach bevölkerte und wenig fruchtbare Landstriche umfaßt, so dürfte es doch keinen einzigen in dieser Größe besitzen. Ferner hat das in Frage kommende Gebiet drei deutlich unterscheidbare Floren und Faunen: die alpine, die des Flachlandes und der Seeküste und endlich die östliche, die in den letzten Dezennien durch Einwanderungen verschiedener Tierarten aus Rußland bereichert wurde. Endlich ist zu berücksichtigen, daß der Naturschutzpark eine Lage erhalten müßte, die möglichst aus allen Teilen des Vaterlandes und Österreichs bequem zu erreichen ist. Alle diese Erwägungen lassen eine Mehrzahl solcher Reservationen wünschenswert erscheinen.

Der Gedanke, so große Projekte in einer Zeit wachsender Bevölkerung und steigenden Bodenwertes in Angriff zu nehmen, mag manchem utopisch erscheinen. Er ist es jedoch keineswegs. Zunächst darf nicht vergessen werden, daß Zehntausende hinter den verbündeten Vereinen stehen und daß aller Wahrscheinlichkeit nach Hunderttausende folgen werden. Denn daß eine Bewegung, die schon in ihren Anfängen Schüler dazu begeistern konnte, die Hälfte ihres kärglichen Taschengeldes mit dem Verein zu teilen, die arme Maschinenfräulein ihre Dienste unentgeltlich in den Dienst der Sache stellen ließ und sich der Sympathie der ersten Männer deutscher Nation — darunter auch Graf Zeppelin — erfreut, daß eine solche Bewegung nicht resultatlos im Sande verlaufen wird, liegt auf der Hand. Ja, es hat sich bereits ein Grandseigneur gefunden, der zu äußerst günstigen Bedingungen dem Verein einen Besitz von etwa 50 Quadratkilometer anbot, so daß der eine der Naturschutzparke schon so gut wie gesichert ist.

Bedenkt man, daß es sich um eine Sache handelt, die der inneren Verarmung unseres Lebens wie kaum eine andere entgegenzuarbeiten geeignet ist, daß es Pflicht jedes höherer Ziele fähigen Menschen sein sollte, der erbarmungslosen Aufopferung der Natur zu steuern, berücksichtigt man ferner die Unsummen, die jährlich für oft recht zweifelhafte Denkmäler verausgabt werden, und endlich, daß es allerhöchste Zeit ist, die letzten Reste aus Deutschlands Vergangenheit zu retten, dann kann weder über die Bedeutung noch über die Dringlichkeit der Aufgabe Zweifel bestehen.

Alle Freunde der unverstümmelten Natur, alle jene, die in unseren Flüssen und Seen mehr sehen als Aufspeicherungen von Pferdekräften, im Walde mehr, als eine Institution zur Holzerzeugung, in unserer Tierwelt mehr als Fleischlieferanten, die es nicht gänzlich verlernt haben, über dem Nützlichen auch an das Schöne und Gute zu denken, mögen ihren Beitritt der Geschäftsstelle des Vereines Naturschutzpark in Stuttgart, Pfizerstr. 5, anzeigen

Dr. Max Kemmerich

Kolonisation und Fortschritt

Kulturvölker haben die wirksamsten Anregungen zum Fortschritt fast immer auf Kolonialland erhalten. Das läßt sich leicht erklären. Jede Kolonisation bringt den Kulturmenschen in Berührung mit ursprünglichen Zuständen, und da gilt es, das aus der Heimat mitgebrachte Wissen und Können auf meist ganz unvorbereitete Verhältnisse

zu übertragen. Das frischt die Sinne auf, lehrt frei von Voreingenommenheit oder Vorurteilen sehen und denken, regt zur Anspannung aller Kräfte an, macht scharfsinnig und erfinderisch. Fast alle Urelemente der Kultur entstammen kolonialem Boden. Die Schrift wurde in Babylon erfunden. Das Gemeingriechisch der Bibel entstand auf hellenistischem Kolonialboden, in Alexandria; wie auch unser Hochdeutsch auf kolonialer Erde, in Böhmen, erwuchs. Das semitische Alphabet erfand man auf semitischem Kolonialland, in den phönizischen Niederlassungen im Nildelta. Deutlicher noch treten in der Geschichte die günstigen politischen Wirkungen aller Kolonisation hervor. Auf Kolonialland, in Nordamerika, wurden zuerst die Menschenrechte proklamiert, und wie man besonders in Buckles Geschichte der Zivilisation dargelegt findet, gab der Erfolg des Unabhängigkeitskampfes der amerikanischen Kolonisten erst den äußeren Anstoß zum Ausbruch der großen Revolution. Deren Helden kämpften zum Teil mit geistigen Waffen, die französische Teilnehmer an den Kämpfen der Amerikaner aus den Urwäldern der neuen Welt mitgebracht hatten. Daß die Engländer frühzeitig zu freiheitlichen politischen Verhältnissen kamen, verdanken sie nur ihrer kolonisatorischen Wirksamkeit. Schwierigkeiten bei überseeischen Unternehmungen nötigten die Krone in England zuerst, den Unternehmungsgeist der Nation zu Hilfe zu rufen, und das gab dieser Gelegenheit, ihren Machtbereich auf Kosten der Obrigkeit immer mehr zu erweitern. So haben auch in jüngster Zeit in Deutschland erst kolonialpolitische Schwierigkeiten die Morgenröte einer liberalen Aera heraufzuführen vermocht. Wenn einmal die politischen Erlebnisse des deutschen Volkes vom Dezember 1906, wo der Zusammenstoß Dernburgs mit Roeren die Auflösung des Reichstags veranlaßte, bis zu den Novemberereignissen des Jahres 1908 dem verwirrenden Parteigezänk der Gegenwart entrückt sein werden, dann wird man zweifellos erkennen, daß alle dazwischen liegenden wichtigen Begebenheiten mit jenem Umschwung auf kolonialem Gebiete ursächlich zusammenhängen.

Nun scheint es, als solle das deutsche Volk auch durch innere Kolonisation wertvolle Anregungen für seine politische Entwicklung erhalten. Die ostmärkischen Ansiedler sind die ersten gewesen, die den Mut und die Kraft in sich fühlten, gegen die Bevormundungspolitik der Großgrundbesitzer im Bunde der Landwirte aufzubegehren. Sie protestierten gegen die aus Großgrundbesitzerkreisen kommende Anregung, die Staatsregierung solle kreistags- und landtagsfähige Restgüter inmitten neuer Ansiedlungen anlegen, und erklären, der Großgrundbesitz könne für die Ansiedler als Führer nicht mehr in Betracht kommen. Der Bauer sei sehr wohl imstande, seine Interessen selbst zu vertreten und Führer aus seiner Mitte zu stellen. „Die Polen sind unsere offenen Feinde, vor ihnen können wir uns schützen. Vor unseren Freunden möge uns aber Gott beschützen!"

Die Ansiedler haben allen Grund, sich ihrer Haut zu wehren. Sie stehen in ihrem Kampfe allein. Der Bauer im Osten hat eine andere politische Vergangenheit als der Bauer im Westen, wo die Ansiedler meist herkommen. Der Geist der Unabhängigkeit und Freiheit, den diese aus der alten Heimat mitbringen, wirkt in der neuen Umgebung befremdend. Sie werden also in der ostelbischen Landbevölkerung vorerst nicht viel Anhang finden. Bei den politischen Parteien haben sie kaum auf viel Verständnis für ihre Sonderinteressen zu rechnen, denn selbst der bürgerliche Liberalismus, den sie nahe angehen sollten, wird wenig für sie tun können. Er ist zu abhängig vom städtischen Kapital, und das städtische Kapital dürfte, worauf gerade die demokratische „Frankf. Zeitung" jüngst aufmerksam machte, in Zukunft bei niedergehender Konjunktur selber Großgrundbesitz im Osten zu erwerben trachten. Andererseits läßt sich nicht verkennen, daß der Kampf gegen das vordringende Polentum nur von einem freiheitlich gesinnten und unabhängigen Bauernstande mit Erfolg durchgeführt werden kann.

Otto Corbach



Berliner Theater

In der Osterwoche erschienen auf den Berliner Bühnen zwei Dichtungen, die in Klima und Sphäre des Mysteriums wandelten.

Die eine, Strindbergs „Ostern“, ist zwar äußerlich ein bürgerliches Schauspiel mit dem fast konventionellen Motiv, daß eine Familie unter dem Joch sozialer Mißachtung zu gehen hat, weil der Vater Veruntreuungen beging und im Gefängnis sitzt. Doch dieses Schicksal aus dem Grau der Alltäglichkeit wird in eine gewisse dämmernde Beleuchtung gerückt, in der der Grund des Leidens viel weniger betont erscheint, als das Leiden selbst. Und vom Leiden zu sprechen, das Seufzen der geängsteten Kreatur hörbar zu machen, die Demütigung und das In-den-Staub-sinken der Mühseligen und Beladenen darzustellen, das ist Strindberg gegeben. Als Zwischenmusik ertönten zwischen den Akten Teile aus Haydns Oratorium „die Sieben Worte des Erlösers“.

Nackenschläge auf Nackenschläge sausen auf die duldenden Menschen dieser Welt herab; wie im Buch Hiob folgt ein Unheil dem anderen. Aber es ist nur Prüfung, und es gibt nach der Trübsal eine Wendung, da sie es am wenigsten verhoffen. Und auch ihnen läuten zum Schluß die Auferstehungsglocken“.

Es ist hier zu beobachten, daß Strindberg, der Inferno-Pilger, viel stärkeren Ausdruck für den Schmerz und das Unheil findet, als für die Erlösung, und daß seine Sehnsüchte brennender sind als seine Erfüllungen. Der Ausgang, da der gefürchtete Gläubiger als gutmütig spaßender Weihnachtsmann oder vielmehr Osterhase auftritt und erklärt, unser Schuldbuch sei vernichtet, hat etwas Banales: nichts, im Sinne der Legende, Kindlich-Einfältiges, sondern mehr etwas von der billigen Moralität des Genres „Jugendschriften“.

Dichterische Gewalt spürt man, wenn die de profundis-Töne angeschlagen werden, und vielleicht noch ergreifender, wenn sich die Seele der Stillen und Gläubigen öffnet, der weiblichen Passionsblume, die da sagt: „Das Opfer, das Gott gefällt, ist ein betrübter Geist“. Eleonore ist das, eine Arme im Geist, eine „Närrin Gottes“, die den klugen Weltkindern als verwirrt und gestört erscheint, und die in ihrer Himmelsseligkeit tiefer fühlt als alle irdische Weisheit.

Von dieser erfühlten Gestalt strömt wahrhaft das fließende Licht der Gottheit im Sinn der alten Mystik. Und sie ist die gnadenreiche Trösterin in diesem Passionsspiel.

Im Schleierschein romantischer Ferne begibt sich das Mysterium Gawân von Eduard Stucken. Auch hier darf man an das Buch Hiob denken. Denn die Wette überirdischer Mächte um eine Menschenseele gilt es hier. Der Engel der Vernichtung stellt dem Ritter Gawân die Reinheitsprobe und er erreicht es, daß die Madonna — ein kühnes Motiv — ihre Holdheit herleiht, ihn in Versuchung zu führen, auf daß sein Bestehn um so glorreicher wäre.

Gawân geht siegreich aus der Verlockung hervor, und als der finstere Geist ihm aus einer Todesfurcht-Anwandlung einen Strick drehen will, tritt Maria selbst als Gnadenbild für ihn ein: Tod, wo ist dein Stachel, Hölle, wo ist dein Sieg?

Dies Spiel ist in der Verknüpfung der Fäden etwas verworren, die Linien dieses Prozesses um die Seele Gawân sind unklar, der „Fall“ stellt sich nicht scharf genug erfaßt dar.

Doch leuchten hier seltene lyrische Schönheiten auf, Farben, wie von alten Kirchenfenstern; und Klänge voll Orgelwundern aus der dämmernden Nacht gotischer Dome hallen inbrünstig.

Und ein Abglanz jener Welt voll Gralstimmung strömt aus den herbsüßen Versen von den Weihnachtskerzen:

Ein Flämmchen will jedes sein, das die Weihnacht erhellt,
Ein jedes will schmelzend sich weihn für das Licht der Welt;
Ein jedes will Seele werden, den Leib überwinden
Und Glück ausstrahlen auf Erden, sich opfern und schwinden.
Das Licht ward Blumenblüte, die Blüte ward Kerze
Und sie kehrt, wenn sie verglühte, in Gottes Herze.

Felix Poppenberg



Monaco

Unterm 29. März meldete der Telegraph aus Monte Carlo: „In Gegenwart des Fürsten Albert von Monako, der Vertreter Deutschlands, Frankreichs, Spaniens, Portugals, Italiens, sowie zahlreicher Delegierter ausländischer Akademien und anderer hervorragender Persönlichkeiten fand heute nachmittag die Einweihung des Ozeanographischen Museums statt. In seiner Festrede gedachte Fürst Albert zunächst des deutschen Kaisers, des hohen Protektors des neuen Museums, des Förderers der Wissenschaften und aller Institutionen zum Wohle der Menschheit, der speziell der Wissenschaft des Meeres so großes Interesse entgegenbringe, und sodann des verstorbenen Königs von Portugal, der ebenfalls seine besten Mußestunden der Ozeanographie gewidmet habe. Weiterhin dankte der Fürst den zur Feier erschienenen Vertretern der fremden Regierungen, den Gelehrten und Körperschaften für ihr Erscheinen und übergab schließlich das Museum den Dienern der Wissenschaft mit dem Wunsche, es für die Menschheit nutzbar zu machen. Nach der mit stürmischem Beifall aufgenommenen Rede des Fürsten hielt der französische Minister des Auswärtigen, Pichon, eine Rede, in der er auf die Verdienste des Fürsten um die ozeanographische Wissenschaft hinwies und die Gründung des Museums als eine Tat begrüßte, für die die ganze Welt dem Fürsten Dank schulde, da sie der Sache der Menschheit diene."

Wir können leider in den Hymnus des französischen Ministers nicht einstimmen, müssen es vielmehr als ein trauriges Zeichen der Zeit ansehen, daß ein solches Fest unter Beteiligung zahlreicher fremder Staatsmänner und Würdenträger gefeiert werden konnte. Um die Kehrseite der Medaille zu zeigen, wollen wir kurz anführen, was das „Evangelische Volkslexikon" von Monako sagt: „Die reichen Erträge der Spielbank von Monako haben dem Fürsten von Monako ein glänzendes Vermögen, seinen Untertanen Steuerfreiheit und prächtige Anlagen gebracht. Aber eine Menge ruinierter Existenzen, zerstörtes Eheglück, Selbstmorde ohne Zahl, Verbrechen und schamlose Liederlichkeit bilden den grausigen Fluch, der den Spielteufel jahraus, jahrein begleitet. Das Schweigen der französischen Zeitungen über den fortgesetzten Skandal wird alljährlich durch hohe Summen erkauft. Leider ist die schmachvolle Pacht wieder weit in das 20. Jahrhundert hinein verlängert worden."

Also der sittliche und wirtschaftliche Ruin ungezählter leichtfertiger Menschen der höheren Gesellschaftsklassen ist es, aus dem Fürst Albert von Monako *einen Teil* seiner Millionen bezieht — denn schon der Ertrag seines Kapitalvermögens würde zur Bestreitung seines fürstlichen Haushaltes ausreichen. Aber freilich, der edle Fürst betreibt nicht selbst das einträgliche Geschäft, sondern er hat die Spielbank, wie schon oben angeführt, an eine französische Gesellschaft verpachtet, und diese muß den Raub mit ihm teilen. Ist denn diese Einnahme aber wirklich als ein Raub zu bezeichnen, ist sie denn sittlich zu verwerfen, da doch niemand zum Spiele gezwungen wird? Wir wollen diese Frage mit den Vorschriften des deutschen Gesetzbuchs beantworten. § 284 lautet: „Wer aus dem Glücksspiel ein Gewerbe macht, wird mit Gefängnis bis zu zwei Jahren bestraft, neben welchem auf Geldstrafe von 300 bis zu 6000 ℳ sowie auf Verlust der bürgerlichen Ehrenrechte erkannt werden kann." Also nach deutschem Recht würde Fürst Albert mit Gefängnis und mit Verlust der bürgerlichen Ehrenrechte bestraft werden, denn selbstverständlich trifft ihn wenigstens die gleiche Verantwortung wie seine Pächter. Und mit einem Teil der Millionen, an denen so viel Blut und Schande klebt, bringt er seine menschenbeglückenden Werke zur Ausführung und feiert die glänzenden Feste, an denen die Herrscher Europas durch ihre Abgesandten teilnehmen. Daß die französische Presse an diesem Stand der Dinge nichts auszusetzen hat, ist begreiflich, denn wohl alle größeren Blätter der Republik, welcher Partei sie auch angehören, erhalten ihren Anteil an dem Raub, der sich auf Hunderttausende alljährlich beläuft. Nicht verständlich aber ist es, daß sich auch die deutsche Presse mit der Verzeichnung der obigen Nachricht begnügt hat, ohne daß ein Sturm der Ent-

rüstung durch ihre Spalten ging. Wir selbst sind nicht weitherzig genug, um uns an diesem Schweigen zu beteiligen; ja wir fürchten sogar des Rechtes verlustig zu gehen, die sittliche Minderwertigkeit noch jemals zu brandmarken, wenn wir nicht auch bereit sind, die Großtaten eines Fürsten von Monako beim rechten Namen zu nennen und der Vergessenheit zu entreißen.

Milat



Die sexuelle Phrase

... Es begann die Popularisierung der Wissenschaft. An sich, meint Kurt Aram im „Berliner Tageblatt", gewiß nur etwas Erfreuliches und Lobenswertes. Wir sind nicht undankbar und wir wissen ganz genau, wie außerordentlich viel wir dem verdanken. Daß die Wissenschaftler ihr Wissen popularisierten, zählt zu den größten Kulturtaten unserer Zeit. Von den 54 Vorträgen, die in dieser Osterwoche konsumiert wurden, gehören die meisten hierher. Aber die kleineren Vorträge für engere Kreise? Und leider popularisieren ja heutzutage nicht nur die Wissenschaftler ihr Wissen, wofür wir immer dankbar sein werden, sondern jeder, der nur einmal in so eine Räucherkammer hineingerochen hat, hält sich für berufen, irgend etwas zu popularisieren; und was wird nicht alles popularisiert!

Da nun mit der Zeit die Konkurrenz auch auf diesem Gebiet riesengroß geworden ist, so wird vor allen Dingen die sexuelle Frage popularisiert. Dafür finden sich immer Abnehmer. Die Popularisierung dieser Frage in öffentlichen Vorträgen und in aller Welt für wenige Groschen zugänglichen Broschüren ist allmählich direkt zu einem groben Unfug geworden, der weder mit Wissenschaft noch mit Bildung etwas zu tun hat. Früher behandelte man derlei gar zu ängstlich fast nur in Fachblättern, jetzt behandelt man derlei gar zu dreist überall. Wir besitzen populäre Zeitschriften für die breiteste Öffentlichkeit, in denen nicht ein Aufsatz steht, der nicht schon im Titel Bezug auf die sexuelle Frage nimmt. Es heißt nicht mehr „Weltanschauung", sondern „Weltanschauung und Geschlechtsleben". Man schreibt nicht über Hygiene, sondern über sexuelle Moral und Hygiene. Ein Aufsatz über Volkslieder tut's freilich nicht, es muß heißen: erotische Volkslieder. „Steuerpolitik" als Überschrift klingt nicht grade kurzweilig. Sexuelle Moral und Steuerpolitik klingt schon besser. So wird die Wissenschaft popularisiert, indem man sie erotisiert. Kein Zweifel, daß sie dadurch an Allgemeinverständlichkeit gewinnt. Und die Photographie hilft wacker mit, in diesem Sinn zu popularisieren. Gerichtlich-medizinische Spezialfragen werden zu breiten Broschüren und Büchern für das Laienpublikum verarbeitet und mit photographischen Aufnahmen geschmückt, daß bei ihrem Anblick nur einem Sadisten nicht übel wird. Man vergleiche nur des alten Bock Buch vom gesunden und kranken Menschen mit analogen modernen Erzeugnissen. Prüderie ist gewiß etwas Lächerliches und Ungesundes, aber Schamlosigkeit ist auch nicht grade ein Idealzustand, selbst wenn sie unter der Flagge der Wissenschaftlichkeit segelt.

Bei den Vorträgen geht es ähnlich. Schon im Thema muß möglichst Bezug auf geschlechtliche Dinge genommen werden. In solchen Vorträgen sitzen dann gewissenhaft die jungen Mädchen und lassen sich aufklären, daß es nur so eine Art hat. Ich möchte wissen, ob es für so ein junges Ding, das diesen Unfug fleißig mitmacht, überhaupt noch irgend etwas auf dieser Welt gibt, das nicht ein Sexualproblem ist ...





Unharmonisches aus unserm Musikleben

Unter dem Stichwort „Was Konzertieren einbringt“ machte in den letzten Wochen folgende Notiz aus dem Fachblatte „Die Signale für die musikalische Welt“ die Runde durch die deutschen Zeitungen: „Neulich kam eine wohlbekannte Pianistin auf die Redaktion mit der ausgesprochenen Absicht, uns etwas Anschauungsunterricht in bezug auf die finanziellen Folgen des Konzertierens zu geben; sie brachte also die Abrechnungen über ihre Konzerte in den verschiedenen Städten mit. Überall hatten die Zeitungen sie — und gewiß mit Recht! — als eine feinsinnige, interessante, weit über dem Durchschnitt stehende Künstlerin bezeichnet, und nun schienen die Abrechnungen genau das Gegenteil beweisen zu wollen; das musikalische Publikum der verschiedenen Städte hatte es nämlich nicht für der Mühe wert gehalten, sich in Unkosten zu stürzen, um die Bekanntschaft einer solch vortrefflichen Künstlerin zu machen. Allerdings war in einer Stadt die Einnahme bis zu der Summe von vierundachtzig Mark gestiegen, während gerade hier die Unkosten des Konzertes nur etwas über dreihundert Mark betrugen; anderwärts wiederum waren vierzehn Mark eingegangen, während die Unkosten den fünfundzwanzigfachen Betrag erreichten. Unter den Unkosten gab es einige verwunderliche Posten, so vor allem die ‚Lustbarkeitssteuer‘ von acht Mark, die in einigen preußischen und sächsischen Städten die wohllöbliche Polizei der Konzertierenden auferlegte. Man denke: ein Klavierabend wird als steuerpflichtige Lustbarkeit betrachtet! In Dresden verlangte die Polizei außerdem noch dreißig Mark für die Armen, woraus erhellt, daß man in der sächsischen Residenz nicht mit der Möglichkeit rechnet, der konzertierende Künstler könne selbst arm sein.“

Die Zeitschrift hat nicht hinzugefügt, daß sie von hundert anderen unserer konzertierenden Künstler ganz ähnliche Erfahrungen hätte einsammeln können. Und so mitten zwischen anderen Notizen im „vermischten Teil“ der Zeitung abgedruckt, ist die Mitteilung von manchen Lesern wohl so mehr als halb humoristischer Beitrag aufgenommen worden. Wenn ich nach meinen Erfahrungen schließen darf, so hat man sich zu allererst über die Gepflogenheit aufgehalten, ein ernstgemeintes Konzert mit einer *Lustbarkeitssteuer* zu belasten.

Das ist ja in der Tat ein empörendes Stück und paßte ausgezeichnet in eine Schilderung von Neu-Böotien. Die Gepflogenheit ist aber weit verbreitet, und die Art, wie die Magistrate mancher Städte diese Verordnung verkünden, zeigt ein solches Unverständnis für die Bedeutung und Würde der Kunst, daß man es doch etwas niedriger hängen muß. So liegt mir die „Verordnung betreffend die Erhebung von Lustbarkeitssteuern im Bezirke der Stadt Langensalza“ vor, in der der § 1 hintereinander die Lustbarkeits-Steuersätze aufzählt:

„1. Für die Veranstaltung einer Tanzvorführung.

2. Für die Veranstaltung einer Kunstreiter-, Zirkus- oder einer ähnlichen großen Schaubuden-Vorstellung.

3. Für die Veranstaltung eines Konzertes oder Theatervorstellung.

4. Für Gesangs- und theatralische Vorträge, auch sogenannte Tingeltangel.“

Dann kommen in der gleichen Reihe „die Vorträge auf einem Klavier, einem mechanischen oder anderen Musikinstrumente mit Ausnahme von Musikautomaten in Gastwirtschaften usw.; Vorstellungen von Gymnastikern, Equilibristen, Ballett- und Seiltänzern, Taschenspielern, Zauberkünstlern und Bauchrednern.“ Man wundert sich dann nicht, daß beim Umrühren im gleichen Kessel noch hervorkommen: „Das Halten eines Hypodroms, der Betrieb eines Karussels, einer Rutschbahn, eines Glücksrades, einer Würfel- oder Spielbude usw. usw.“

Also für diesen Magistrat von Langensalza besteht offenbar der Begriff der „fahrenden Leute“ aus dem Mittelalter noch voll zu Recht, und zu diesen „fahrenden Leuten“ gehören

eben auch die Künstler. Das heißt, ganz so schlimm war's im Mittelalter nicht; denn dort wäre es sicher niemand eingefallen, die echt künstlerischen Veranstaltungen etwa der Mysterienspiele einer Lustbarkeitssteuer zu unterwerfen. In Langensalza ist so etwas aber wohl möglich, und wenn sich dort ein Idealist findet, der die Passionsmusik oder ein Requiem aufführt, so muß er Lustbarkeitssteuer bezahlen, und zwar wenn das höchste Eintrittsgeld für die Person 50 Pfennig beträgt, drei Mark, wenn es aber diesen Betrag überschreitet, sechs Mark. Das sind keine Phantastereien, sondern im Frühjahr 1909 wurden in diesem gesegneten Städtchen Haydns „Jahreszeiten" aufgeführt, wobei, um auch den Minderbemittelten den Besuch zu ermöglichen, die Hauptprobe öffentlich bei 50 Pfennig Eintritt stattfand. Die Einnahme betrug denn auch ganze dreißig Mark, von denen dann sechs Mark als „Lustbarkeitssteuer" abgeführt werden mußten.

Ich habe diesen Tatsachen gar nichts hinzuzufügen als die weitere, daß eine derartige Verordung einer Stadt der Genehmigung durch das Oberpräsidium bedarf, daß man also offenbar auch an diesen Stellen, von denen wir gewohnt sind, bei Gelegenheit immer den hohen Wert der idealen Kunst rühmen zu hören, sich gelegentlich zu dieser anderen Auffassung bekennt. Ja, wenn eben der Steuersäckel in Betracht kommt!

Doch kehren wir nach dieser Abschweifung zu unserer Konzertveranstalterin zurück, für die das Konzertgeben so wenig zu einer Lustbarkeit geworden ist. Ich habe in diesen Blättern schon wiederholt ausgeführt, wie elend es in Wirklichkeit um unser öffentliches Musikleben bestellt ist. Ich habe dabei immer auch diese soziale Seite beleuchtet, habe darauf hingewiesen, wie eng mit diesen sozialen Verhältnissen die rein künstlerischen in Verbindung stehen, wie es für jeden, dem ein gesundes Kunstleben am Herzen liegt, zur Pflicht wird, hier auf Abhilfe der Schäden zu sinnen.

In diesen geringen Einnahmen einer wohlbekannten, den Durchschnitt überragenden Künstlerin „offenbart" sich für den ernsten Blick eine schreckliche Gleichgültigkeit des Publikums gegen künstlerische Darbietungen. Nun wäre der Fall erst ganz richtig beleuchtet, wenn mitgeteilt würde, wie der Besuch der Konzerte in jedem Falle war, ob diese nicht vor vollen Bänken und unter lautesten Beifallsbezeugungen des Publikums stattgefunden haben. Das ist nämlich durchaus nicht ausgeschlossen. Der Konzertagent hätte dann in jedem Falle die Verteilung der Freibilletts übernommen, und dieser Freibillettunfug führt eben allmählich dahin, daß niemand mehr ein Billett kaufen will, daß andererseits die Freischärler sich verpflichtet fühlen, für das Geschenk der Karte durch eine der Güte des Platzes entsprechende Muskelbetätigung ihrer Handflächen zu quittieren. Im allgemeinen liegen die Verhältnisse heute so, daß in der Tat durch die Überfülle des Angebots eine Gleichgültigkeit beim Publikum Platz gegriffen hat. Es wäre dabei durchaus verkehrt, das Publikum als Sündenbock hinzustellen, denn es ist Tatsache, daß man heute beim Besuch eines öffentlichen Konzertes durchaus keine Gewähr dafür hat, Leistungen zu finden, die auch nur bei bescheidenen Ansprüchen als „reif für die Öffentlichkeit" bezeichnet werden können. Die Grundursache der jämmerlichen Konzertverhältnisse liegt also im Massenangebot, das notwendigerweise eine Unmasse des Schlechten und Minderwertigen einschließt.

Diese Auffassung hat jetzt auch in immer weiteren Kreisen sich Bahn gebrochen. Das zeigt eine vom „Musikalischen Wochenblatt" (Leipzig) erlassene Rundfrage, wie die Konzertsintflut einzudämmen sei. Es bereitet mir nun doch eine gewisse Genugtuung, aus den zahlreichen Antworten drei Forderungen herausklingen zu hören, die ich im Türmer seit Jahr und Tag erhoben habe.

Wir brauchen — so erhebt sich immer wieder die Forderung — irgend ein Mittel, wodurch von anerkannt unparteiischer Seite dem Musikstudierenden der Erfolg seines Studiums bescheinigt wird. Wir brauchen also eine Art von P r ü f u n g, wie sie alle anderen Studiengänge haben. Die Erlangung des Reifezeugnisses vor diesem Prüfungsausschuß würde gewährleisten, daß sein Inhaber eine gewisse Summe von Können besitzt. Mehr freilich kann kein

Zeugnis beweisen. Und niemand wird so töricht sein, die Macht dieser Prüfungsausschüsse so zu erhöhen, daß nur wer ein solches Zeugnis sein eigen nennt, sich öffentlich als „Künstler“ produzieren darf. In der Praxis aber würde dieses Zeugnis bereits eine ungeheure Wirkung haben. Es kämen damit alle jene Konzerte in Wegfall, die heute von Musikbeflissenen veranstaltet werden, um sich als Pädagogen auszuweisen. Auch wenn man es sich nicht selber denken könnte, bewiese es das persönliche Bekenntnis unzähliger Musiker, daß sie nur höchst widerwillig das schwere Opfer dieser Konzerte bringen, weil sie es aber für notwendig erachten, um Schüler zu bekommen. Diese Musiker rechnen damit, einige kritische Stimmen zu erhalten, die ihnen nun vor der Öffentlichkeit als Legitimation dienen. Sie unterscheiden sich dadurch von jenen zahlreichen Elementen, die nach irgendeinem Schiffbruch oder auch lediglich, weil es sich zum Nebenerwerb gut eignet, Musikunterricht erteilen, ohne irgendwie die dazu nötigen Kenntnisse zu besitzen.

Nun ist auch das bestverlaufene Konzert nicht imstande, die pädagogischen Fähigkeiten eines Musikers wirklich nachzuweisen. Aber davon abgesehen werden hier Hunderte und Aberhunderte von musikalischen Veranstaltungen vor die Öffentlichkeit gebracht, die gar nichts mit dieser Öffentlichkeit zu tun haben, die nicht einmal nach der Ansicht und Absicht ihrer Veranstalter für diese Öffentlichkeit Wert haben, sondern lediglich stattfinden, weil es für den Musiker kein anderes Mittel gibt, vor der Öffentlichkeit nachzuweisen, daß er zum Musiklehrer befähigt ist. Nehmen wir hinzu, daß also ein ohnehin schwer um seine Existenz kämpfender Stand durch diese Verhältnisse gezwungen wird, zur Ausübung seines Berufes ganz außerordentliche Betriebsunkosten aufzuwenden, so kann es der Uneingeweihte gar nicht begreifen, weshalb diesem billigen, natürlichen Wunsche nach einem Musiklehrerzeugnis nicht längst von den Behörden entsprochen worden ist. Ich habe im Türmer vor einiger Zeit auf diese Schäden des Musikunterrichts hingewiesen und dort auch ausgeführt, daß der aktenmäßige Beweis dafür, daß in der ernsten Musikerwelt durchaus der Wunsch nach diesen Prüfungen besteht, jederzeit erbracht werden kann.

Das schwerste Hindernis für die Einführung solcher Prüfungen liegt bei den Musikschulen. Unsere Konservatorien, auch die größten, sind — ganz wenige staatliche Anstalten ausgenommen — kapitalistische Unternehmungen. Es liegt in ihrem Interesse, möglichst viele Schüler anzulocken, möglichst viele Menschen auf die Musikerlaufbahn zu drängen. Hätten wir nun wenigstens sehr strenge Bedingungen für die Errichtung solcher Konservatorien! Aber auch da ist die Musik vogelfrei. Trotzdem — sie wurden in jenem Türmerartikel auch angeführt — ältere Verordnungen bestehen, die den Behörden als Handhabe dienen könnten, werden sie nicht angewendet. Und so haben wir heute zahllose Konservatorien und Musikschulen, die von Leuten geleitet werden, die selber weder nach Bildungsgang noch nach Können auch nur den bescheidensten Anforderungen entsprechen, die man an einen Lehrer stellen kann; die ferner ihren Lehrkräften gegenüber das wüsteste Ausbeutesystem treiben; die endlich vor keinem Mittel zurückschrecken, Schüler zu gewinnen.

Hier liegt in der Tat die Wurzel des Übels, wenn auch zunächst andere Verhältnisse wichtiger erscheinen mögen und von anderen Maßnahmen einschneidendere Wirkungen zur Eindämmung der Konzertflut zu erwarten wären. Einige der Beantworter der erwähnten Rundfrage des Musikalischen Wochenblattes sind optimistisch genug, an die sogenannten Konzertdirektionen — das ist ein schöner Name für die Konzertagenturen — zu appellieren. Als ob man von jemandem, der nur Geschäftsmann ist, erwarten dürfte, daß er die Gelegenheit, zu verdienen, nicht wahrnimmt! Auch der „moralische“ Konzertagent — warum soll es nicht unter ihnen moralische Geschäftsleute geben? — kann uns antworten: „Ich sehe es nicht als meinen Beruf an, Leute, die Konzerte zu geben beabsichtigen, auf ihre Fähigkeit hin zu prüfen. Meine Pflicht ist nur, ihnen die äußeren Verhältnisse dafür zu ordnen; das Urteil hat nachher die Kritik abzugeben.“ Und damit ist der Faktor genannt, der auch von den Beantwortern

der Rundfrage als die Macht anerkannt wird, die hier zuerst einzugreifen hat und von der die Besserung dieser öffentlichen Verhältnisse am leichtesten herbeigeführt werden könnte.

Artur Nikisch rät: „Nicht so viele Konzertberichte bringen! Alles totschweigen, was nicht wirklich allerersten Ranges ist! Die Mittelmäßigkeit wird dann von selbst von der Bildfläche verschwinden und wir werden wieder gesunde künstlerische Zustände haben." — Peter Rabe in Weimar: „Das Schlechte und Mittelmäßige konsequent in keiner Zeitung besprechen! Die meisten Konzerte werden nur der Kritik wegen gegeben." — Max Schillings: „Die Presse sollte bedeutungslose Konzerte überhaupt niemals kritisch erwähnen, im Gegenteil ab und zu prinzipiell davor warnen." Desgleichen rät Weingartner, minderwertige Künstler überhaupt nicht zu besprechen, und Otto Dorn in Wiesbaden sagt kurz und gut: „Je weniger Kritik, je weniger Konzerte." Der verdiente Leiter der populären philharmonischen Konzerte in Berlin aber, Dr. Ernst Kunwald, begegnet mit Recht der Meinung, daß die Presse aus Mitleid im Anblick der großen Mühe, der riesigen Opfer an Zeit und Geld, die die Veranstalter solcher Konzerte gebracht haben, doch auch auf diese Veranstaltungen eingehen müsse, mit dem Hinweis auf Nietzsches „großes Mitleid", auf „jenes Mitleid mit dem von unzähligen Mittelmäßigkeiten überwucherten, echten Talent, jenes wahre Mitleid, das allein in mitleidsloser Ausrottung des Halben, Lahmen, Stümpermäßigen, in energischer Zurückweisung des Mittelmäßigen bewiesen wird."

Also wären die bösen Kritiker auch hier wieder die Sünder? Ich habe selber zehn Jahre lang den Beruf des Musikkritikers ausgeübt und hatte dabei das Glück, mich auf die Wochenrundschau beschränken zu dürfen und für die bei einer solchen ja unbedingt notwendige Auswahl des zu Besprechenden völlig freie Hand zu haben. Wer sich auch nur eine bescheidene Vorstellung von den ungeheuren Anforderungen an Arbeitslust, Nervenspannkraft und Aufnahmefähigkeit machen kann, die etwa der Berliner Musikkritikerberuf stellt, dem braucht man gar nicht erst zu sagen, daß die Musikkritiker die ersten wären, die jubelnd eine derartige Reform der Musikkritik begrüßen würden. Ganz abgesehen davon, daß in der Mehrzahl von ihnen doch auch ein ernster Künstler lebt, dem die heutigen Zustände auch schwere Sorge bereiten. Aber auf daß der Kritiker diese Reform seiner Tätigkeit durchsetzen kann, ist nötig, daß die Forderungen erfüllt werden, die einer der angesehensten Berliner Kritiker, Professor Dr. Wilhelm Altmann, aufstellt:

„Schaffen Sie völlig unabhängige Kritiker. Wie wenige sind in der Lage, unbeeinflußt vom Verleger oder auch Chefredakteur ihr Amt auszuüben. Es gibt in Berlin z. B. Zeitungen, in denen über die unbedeutendsten Konzerte berichtet wird, wenn deren Veranstalter eine Annonce der Zeitung gegeben haben, hingegen die größten musikalischen Ereignisse totgeschwiegen werden, weil das Inserat fehlt, ein Standpunkt, der aufs schärfste zu verurteilen ist.

Sorgen Sie auch dafür, daß Musiklehrer ihre Schüler nicht selbst kritisieren und ihre Kollegen auch nicht bitten, doch ja das Konzert ihrer oft sehr unbedeutenden Schüler zu besuchen.

Überhaupt reinigen Sie, wenn Sie die Konzertsintflut beseitigen wollen, erst den Stand der aus den verschiedensten Elementen sich zusammensetzenden Musikkritiker und schaffen Sie den dafür befähigten, geistig und sittlich reifen Herren die ihren Leistungen entsprechende Stellung und Besoldung; dann werden Sie den ungerechtfertigten Kritiken um so besser den Garaus machen können."

Es ist leider auch in der Presse das Verhältnis zum öffentlichen Musikleben in weit höherem Maße als das zu den anderen Künsten ein kapitalistisches geworden. Der Anzeigenteil hat einen ungeheuren Einfluß auf die Musikkritik. Leider nicht zuletzt bei den vielen musikalischen Fachblättern, die bei der naturgemäß geringen Abonnentenzahl ihre Daseinsmöglichkeit erst durch die Anzeigen gewinnen. Und leider bringen die Herausgeber dieser Blätter nicht immer die Energie auf, wie ich sie in den letzten Jahren erfreulicherweise

wiederholt bei der „Allgemeinen Musikzeitung“ gesehen habe, daß sie Künstler, die aus der Aufgabe von Anzeigen nicht nur ein Anrecht auf Besprechungen, sondern sogar auf gute Besprechungen folgern, gehörig in die Schranken wiesen.

Es tut hier das Zusammenwirken aller, die in der Kunst nicht bloß ein Geschäft sehen, not, um diese Verhältnisse zu bessern. Und wir brauchen dazu die Unterstützung des Publikums. Erst wenn dieses, vor allem gilt das von den Eltern, sich daran gewöhnt, den Musikunterricht ebenso wichtig zu nehmen, wie den Unterricht in anderen Fächern; wenn es also an die Unterrichterteilenden die Forderung erhebt, den Nachweis ihrer Lehrbefähigung schwarz auf weiß zu erbringen, erst dann werden wir den Musiklehrerstand erhalten, den wir brauchen. Ein gesunder Musiklehrerstand verbürgt aber eine gesunde Musikerziehung, damit Gesundung des Geschmackes und wirkliche Teilnahme an guten musikalischen Ereignissen.

Die staatlichen Schulbehörden sind in der Hinsicht die Hauptsünder. Die Zustände, die sie für den Musikunterricht in den Schulen dulden, schreien zum Himmel. Und wie wenig Ahnung die maßgebenden Behörden von diesen Dingen haben, beweist mir wiederum die Zuschrift eines preußischen Kantors auf meinen Aufsatz „Das Elend im Musikunterricht“: „Es ist eine tolle Zeiterscheinung, daß die Musik immer noch die Stellung einer sehr großen Nebensache hat, obwohl das Leben und jeder einzelne Mensch fortwährend mit ihr in Berührung kommt. Diese geringe Einschätzung der Musik findet man aber durchweg. — Ich hatte mich nach dem Besuch des Instituts für den Seminardienst als Musiklehrer gemeldet; darauf eine viermalige Revision in der Schule, denn das Zeugnis vom Institut ist allein nicht maßgebend (zwischen den Zeilen zu lesen: Das kann schließlich jeder bekommen), es kommt auch auf die Leistungen in der Schule an — ist das nicht ein empörender Hohn?! Sie wissen jedenfalls, was auf dem Institut für Kirchenmusik gefordert wird, und wenn man es mit Erfolg verläßt, hat man so das Gefühl, daß das aber nun gerade genügen müßte. Meine Revisoren erklärten mir dann auch ganz offen, daß sie die Leistungen im Gesange nicht beurteilen könnten, da sie unmusikalisch wären. Nach solchen Berichten wird man (die Methode ist überall dieselbe) Musiklehrer am Seminar oder auch nicht.“

Man erkennt aus diesen Ausführungen, in welchem Maße hier die äußerlich gewahrte Aufsicht der Oberschulbehörde zu einem Popanz entwürdigt wird.

Erst wenn diese Grundbedingungen erfüllt sind, wird man daran denken können, eine wirkliche Musikkultur in unserem Volke wieder aufzubauen; erst dann werden die vielen Versuche, die ja auch heute schon zur Verbreitung guter Musik im Volke unternommen werden, richtig angefaßt und aufgefaßt werden; erst dann auch werden die städtischen Behörden und auch der Staat erkennen, daß sie ganz andere Aufgaben im öffentlichen Musikleben zu erfüllen haben, als etwa die Verhängung einer Lustbarkeitssteuer. — — —

Die erfreulichste Erscheinung in unserem öffentlichen Kunstleben ist das steigende Verlangen breiter Volksschichten nach Kunst, das nicht etwa bloß in Arbeiterkreisen, sondern auch beim Handwerker und Kleinkaufmann, beim Lehrer und kleinen Beamten ein ganz anderes ist, als vor etwa drei Jahrzehnten. „Hier hat sich,“ wie Dr. Georg Göhler im „Tag“ ausführt, „völlig im stillen, aber mit der ungeheuren Kraft der Naturnotwendigkeit eine Entwicklung vollzogen, die noch lange nicht abgeschlossen ist, aber sich jetzt im geistigen Leben bereits mit elementarer Stärke geltend macht. Für die Kunst bedeutet diese Entwicklung nur die Fortsetzung der großen, über die Jahrhunderte fortgehenden Befreiung aus den Fesseln gesellschaftlicher Konvention. Aus einem Ornament des Lebens, aus einem Pläsier und Amüsement, aus einer Spielerei der Begüterten wird sie immer mehr zu einem wesentlichen, organischen Teile des Lebens des ganzen Volkes.“ Auch darin wird man Dr. Göhler zustimmen, daß es die wichtigste Aufgabe unseres heutigen Musiklebens ist, dieser „großen geistigen Sehnsucht der mittleren und unteren Volksschichten die rechte Nahrung zuzuführen. Die öffentliche Musikpflege muß Kulturaufgaben lösen! Nicht Konzerte veranstalten zu ästhetischen Zwecken, als Mode, als

Unterhaltung für Publikum und Kritik, nicht das ist die Hauptsache. Sondern die Millionen, bei denen in den letzten Jahrzehnten das Verlangen nach Kunst erwacht ist, nachholen, heranbilden, erziehen, eine künstlerische Volkskultur schaffen, um alle Stände ein geistiges Band schlingen, dem Gefühlsleben des Volkes die rechte gesunde Nahrung zuzuführen, seine besten Geister in ihm lebendig fortwirken lassen: das ist die Zukunftsaufgabe der öffentlichen Musikpflege."

Dagegen vermag ich die günstige Beurteilung, die der genannte Musiker, in dem sich Gelehrter und praktischer Musiker so günstig einen, den bisherigen Unternehmungen auf diesem Gebiete zollt, nicht zu teilen. Vielmehr scheint es mir bei all der Arbeit, die bisher in „Volkskonzerten" und dergleichen geleistet worden ist, vielfach an einem gründlichen Erfassen der Aufgaben und wirklich praktischem Verständnis der Wirkungsbedingungen zu fehlen. Es tut da ganz gut, einmal einem grundsätzlichen Gegner aller dieser Volkskunstbestrebungen Gehör zu leihen, wie er in Hermann Meister auf den Plan getreten ist: („Die verrostete Leier". Eine Brandmauer gegen Volkskunstbestrebungen. Heidelberg. Pendel-Verlag.)

Über die Veranstaltung von Volkskonzerten heißt es da: „Hier ist gerade das Gegenteil von dem der Fall, was man bei der (Volks-) Bibliothek konstatieren muß. Hier wird nämlich das Volk mit wirklicher echter Musik beinahe getötet. Der Grund zu diesem Mißverhältnis findet sich leicht. In der Bibliothek kann der einzelne bestimmen, was er will, im Konzertsaal wird die Masse gezwungen, einfach zuzuhören. Partituren werden aufgeschlagen, die schon dem musikalisch Gebildeten Kopfzerbrechen verursachen. Messen und Oratorien versucht man unerbittlich in die Köpfe hineinzutrichtern. Offenbar bloß deswegen, um den Zusammenhang mit der Religion auch nicht ein einziges Mal zu verlieren. Wie schön sind doch die Worte des Reporters am nächsten Tage: Hunderte erbauten sich an dem hehren Werke. Gewöhnlich ist es mehr die Dummheit, denn das Verlangen, eine Unwahrheit zu sagen, die ihn zu diesem Dusel treibt. Er merkt nicht, daß diese Hunderte innerlich kräftig aufatmeten, als die Sache zu Ende war, und daß sie nur die Furcht vor der Blamage hinderte, auch äußerlich aufzuatmen. Wenn sie ein gewisses Maß an ehrlichem Interesse bekundeten, so kam das nur daher, daß sie sich vom äußerlichen Pomp überwältigen ließen, wie sie der Pomp in der Kirche der Religion in die Arme treibt. Zweihundert Sänger, achtzig Mann im Orchester, und anderes: Da gibt es was zu schauen. Sie sahen also gerne, wie's ‚gemacht wird'. Wenn daher wuchtige Schläge auf der Kesselpauke ertönten, reckten die Hunderte ihre Hälse und beobachteten lebhaft das Spiel der Schlegel. Wenn nicht diese Abwechslung gewesen wäre, hätte man einschlafen können. Es ist aber auch ein wahrhaft lächerliches Unterfangen, Leuten, denen bisher Militärmärsche, Gassenhauer, Tingeltangellieder und Gesangvereinschöre die einzige Musik im Leben waren, Beethoven, Mozart und Bach von heute auf morgen verständlich zu machen. Der Menge Werke anzuvertrauen, die selbst den Musikkenner oft in Unruhe versetzen. Daß ein jeglicher Erfolg auf diesem Wege ausbleiben muß, scheint man weder einzusehen, noch es überhaupt einsehen zu wollen."

Zum Schlusse heißt es: „Das Volk hat kein Interesse an der Kunst. Es ist auch überflüssig, daß es eines hat. Die Volksfreunde wollen nur ihre Eitelkeit befriedigen, wenn sie den Kunstsinn zu wecken beabsichtigen; oder sie sind so bodenlos dumm, daß sie tatsächlich an das Vorhandensein eines solchen glauben. Sie richten sich jedoch selbst, da sie erstens mit dem eigentlichen Volk überhaupt nicht in Berührung kommen und zweitens ihr Programm voll von Widersprüchen ist und eine Art Vergewaltigung der Kunst darstellt."

Das sind sicher maßlose Übertreibungen. Ich bin auf dem Lande aufgewachsen und habe infolge zufälliger Umstände in unserem Dorfe vom 14. Lebensjahre ab gerade musikalisch jahrelang mit Bauern und Arbeitern zu tun gehabt. Ich habe dann in späteren Jahren diese Tätigkeit vielfach fortgesetzt, gerade weil ich bei diesem „Volke" große Liebe und überraschend viel Verständnis und Fähigkeit für Musik gefunden habe. Aber freilich, mit den „Volkskonzerten", wie sie jetzt in den Großstädten veranstaltet werden, habe ich mich niemals befreunden können. Ich freue mich da in unserem Mitarbeiter Dr. Walter Niemann einen Gesinnungsgenossen

gefunden zu haben, der in der Frankf. Zeitung ausführt, daß er noch fast nie ein Programm gesehen habe, das den Anforderungen an ein Volkskonzert voll entsprochen hätte.

„Sehen wir uns einmal ein beliebiges Programm an. Da gibt es klassische Symphonien, neudeutsche symphonische Dichtungen, Ouvertüren aller Art, nur zumeist keine heiteren; da singt ‚sie' Opernarien, die man aus dem Zusammenhang reißt, und eine Folge von Liedern unserer Meister, doch zumeist keine Volkslieder. Man ist fein und singt solche Sachen nur in Brahms' herrlichen Bearbeitungen; die aber bedeuten Kaviar fürs Volk. Da gibt's ein Violin- oder gar ein Cellokonzert. Der naive Hörer wird sich wenigstens am Spiel des Bogens und der ‚sichtlichen Schwierigkeit' freuen; der Inhalt wird ihm so dunkel bleiben wie — gar nicht so wenigen Gebildeten. Wäre nicht die große Pause mit Rauch- und Biergenuß, es wäre ‚nicht zum Aushalten'. So sehen die landläufigen Volkskonzertprogramme aus. Volkstümlichkeit, leichte Verständlichkeit, ist in den überwiegenden Fällen das Letzte, was man von ihnen verlangen kann. Und schon der Name sagt, daß es das Erste sein sollte! — Um einmal das Positive zu betonen: es geht nicht an, die Programme von Volkskonzerten nach Art von Symphoniekonzerten zusammenzustellen. Hier muß eine ganz andere Methode Platz greifen. Wir verlangen hier: breite Pflege der einfachen älteren Musik, namentlich der herrlichen altvenezianischen Bläsersuiten, der deutschen Orchestersuiten des 17. Jahrhunderts, der Händelschen Konzerte, der Bachschen Orchestersuiten — alles in richtiger Orchesterbesetzung —, umfangreiche Pflege des deutschen Volksliedes und einfachen, volkstümlichen Liedes unter fleißiger Heranziehung eines Chores, Berücksichtigung der ganzen neueren Suitenliteratur und eine ganz vorsichtige Einführung des Verständlichsten unserer Klassiker, angefangen mit der Divertimento-, Kassationen- und Serenadenliteratur. Viele edle Heiterkeit und echten Humor, wenig modernen Weltschmerz. Kaum ein einziges Volkskonzertprogramm genügt solchen selbstverständlichen Grundanforderungen."

Niemann untersucht auch gleich, wo die Schuld für diese Verhältnisse liege. „Ich glaube, in unserem zerfahrenen und hastigen, zum Geschäft gewordenen öffentlichen Musikleben überhaupt. Der Vorstand solcher Volkskonzerte wird wohl dem engagierten Kapellmeister die Sorge um die Zusammenstellung der Programme überlassen. Und dieser, vielleicht nur bescheiden für dieses Unternehmen honoriert, wird das tun, was ihm kein Mensch verdenken kann: Er wird zur Richtschnur erheben jenen klassischen Buschsatz: eine Ouvertüre, eine Suite, eine Symphonie, ‚für die er besonders schwärmt, wenn sie wieder aufgewärmt'. Die Lücken ausgefüllt mit Fräulein oder Herrn Müller und Schulze in solistischen ‚Darbietungen'. Damit aber, daß man Bach, Mozart, Beethoven und gar unsre Romantiker bis Liszt mit Symphonien, symphonischen Dichtungen usw. aufs Programm setzt, ist nichts getan. Das Volk, das man im Sinne hat, steht gar nicht auf der Kulturstufe, ist innerlich noch nicht reif, solche Musik zu verstehen. Meist steht die Sache so, daß die Programme eine billige und schnell arrangierte Dessertplatte vom Tische der großen Abonnements-Orchesterkonzerte darstellen, daß der Kapellmeister für das ‚Volk' schablonenmäßig und ohne innere Anteilnahme seine Aufgaben abhaspelt, daß man junge, halbfertige Künstler und Künstlerinnen heranzieht, die hier ‚das Auftreten lernen' sollen, oder bekannte, die ihre Eitelkeit einmal wieder an dem Beifall großer naiver und dankbarer Volksmassen ersättigen wollen. Wie man in großer musikalischer Kunst alles Volkstümliche zu verlieren, und das rein Artistische dafür einzutauschen droht, so steht man hier in den meisten Fällen ratlos vor der Aufgabe, dem Volke den Übergang von Gassenkunst zur Höhenkunst durch Wahl des echt und edel Volkstümlichen finden zu lassen. Wir gestehen es offen: wir mißbilligen nicht nur die Art, wie man Volkskonzerte veranstaltet, wir sind auch von ihrer relativen Wirkungslosigkeit für das Volk, das man zur Kunst ‚heraufbilden möchte,' fest überzeugt."

Ich teile diese Überzeugung und glaube, daß die „Volkskonzerte" oft gerade das Gegenteil von dem erreichen, was ihre Veranstalter bezwecken: eine Abwendung des Volkes von der vorgesetzten Kunst, einfach weil es sie nicht verstanden hat.

Nein, mit dem billigen Idealismus der „Volksunterhaltungskomitees" und dem bequemen In-Auftraggeben von Konzerten ist hier nichts zu erreichen. Es gilt hingebungsvolles Studium der Volksseele, ihrer Wünsche und Leistungsfähigkeit. Da wird man dann bald die Wege finden, die zu ihr führen. Man wird z. B. erkennen, wie sehr alles S t o f f l i c h e das Verständnis erleichtert. Die Bachsche Matthäuspassion ist einer religiös eingestimmten Zuhörerschaft verständlicher als eine Beethovensche Symphonie. Oft ließe sich durch die Aufstellung von Werken bildender Kunst, die gewissermaßen die Musik „illustrieren", manches erreichen. Ich weiß, unsere heutige Ästhetikmode hat vor solchen Dingen einen Greuel. Aber die gewiß sehr gebildete Fürstin von Wittgenstein, die Freundin des sehr gebildeten Franz Liszt, dachte im Verein mit diesem für die Vorführungen seiner „Dantesymphonie" an große Dioramenbilder. Und beide hatten doch eine „gebildete", vorbereitete Zuhörerschaft im Auge. Es ist leicht, bei ganz einfachen Leuten freudiges Verständnis für Loewe-Balladen zu finden, zumal wenn man erst die Dichtung vorliest oder die betreffenden Sagen und Geschichten erzählt. Reine Lyrik wird verständlich, wenn man in den Untergrund einführt, aus dem sie erblühen könnte. Die so hochgebildete Kunst Sven Scholanders wird dadurch echt volkstümlich und leicht verständlich, daß er es versteht, in jedem Falle den Einzelmenschen uns vorzuleben, für den das gesungene Lied Ausdruck seines Erlebens sein könnte. Hier liegt vor allem auch der Wert der Oper als musikalischer Volksunterhaltung: Mozarts „Zauberflöte", Beethovens „Fidelio", Webers „Freischütz", Marschners „Hans Heiling", Lortzings Werke, Wagners „Lohengrin" und „Meistersinger", Humperdincks „Hänsel und Gretel", Kienzls „Evangelimann" und noch manches andere Werk sind ohne große Vorbereitung eingänglich. Freilich, ganz ohne Vorbereitung sollte man niemals arbeiten, und wenn möglich, diese in Wort und Schrift geben, am besten so, daß man den Leuten den vorher gesprochenen Vortrag noch gedruckt mit nach Hause gibt. Das lebendige Wort hat gezündet, im ruhigen Nachlesen zu Hause entwickelt sich aus dem Funken die ruhige, anhaltende Glut.

Dann aber dürfen die Darbietungen nicht gar zu selten sein. Und damit komme ich auf die Aufgabe der Gemeinwesen nach dieser Richtung, die entweder ganz vernachlässigt oder zu einseitig ausgeübt wird. Nämlich die Städte tun bald für Kunst gar nichts, oder sie bewilligen den vorhandenen Theatern und Orchestern Zuschüsse, ohne dafür Gegenleistungen zu verlangen, die den Unbemittelten zugute kommen. Auch für die Oper, bei der am ehesten finanzielle Bedenken geltend gemacht werden könnten, arbeiten so gut wie alle Theater — die Berliner Hofoper bei Wagner-Vorstellungen ausgenommen — mit dem günstigsten Falles durchschnittlich zu 3/4 verkauften Hause. Wenn jene Städte, die schon bisher für ihre Theater Zuschüsse bezahlen, diesen etwas erhöhen und als Gegenleistung von soundso vielen Vorstellungen im Jahre das sonst unbezahlt bleibende Drittel der Plätze für sich verlangen, so wären die Direktoren sicher zufrieden und man hätte Tausende von Plätzen für Unbemittelte zur Verfügung. Dazu kämen dann einige Vorstellungen, die nur als „Volksabende" veranstaltet würden.

Noch viel leichter ist die Lösung bei allen Orchestern für Volkskonzerte. Es gibt in Deutschland keine Stadt, deren Orchester nicht bereit ist, gegen einen festen Zuschuß von 5000 bis 20 000 ℳ (je nach Größe) so viele Konzerte zu veranstalten, daß durchschnittlich 400 ℳ für das Konzert bezahlt würden. Da wären bei 1000 Zuhörern Preise zwischen 25 und 50 ₰ nötig, um der Stadt jeden „Verlust" zu ersparen. Aber warum soll die Stadt nicht ein kleines Opfer bringen? Und ganz sicher würden viele wohlhabende Leute für solche Zwecke Spenden und Stiftungen übrig haben. Es muß nur erst der Anfang gemacht werden und muß ein sachverständiger Mann für die Aufstellung der Programme gewonnen werden. Solche Konzerte brauchten, nein, dürften nicht alle in der „Hochsaison" stattfinden; manche könnten im Sommer im Freien veranstaltet werden.

Natürlich gibt es allerlei Schwierigkeiten! Aber diese sind dazu da, überwunden zu werden. Wo ein Wille ist, findet sich auch ein Weg. Aber das ist es eben, — es fehlt der ernste

Wille. Die deutsche Reichshauptstadt geht mit dem schlechten Beispiel voran: Sie tut gar nichts, versäumt alle günstigen Gelegenheiten und leistet kurzsichtig sogar den ödesten Kunstspekulationen Vorschub. Da soll eine Markthalle ihrem jetzigen Zweck entzogen und in einen — Konzertsaal umgebaut werden. Die Gelegenheit ist da, die Riesenhalle zu schaffen, die wir für Oratoriumaufführungen größten Stils brauchen. Außerdem ist die architektonische Lösung einer Einrichtung nicht schwer, mit Hilfe derer der riesige Gesamtraum in kleinere Säle abgeteilt würde. Nun haben wir zwei Orchester. Das weltberühmte philharmonische muß, um bestehen zu können, alljährlich sich als Kurkapelle nach Scheveningen verdingen. Hier ist ganz leicht auszurechnen, daß die Stadt die Philharmoniker zur städtischen Kapelle umwandeln könnte und unter Beibehaltung eines Teiles der jetzigen Konzerttätigkeit ohne jedes Kostenrisiko die besten Volkskonzerte einrichten könnte, die man nur wünschen kann. Dann haben wir das tüchtige Blüthner-Orchester, das einen verzweifelten Existenzkampf führt. Gibt man diesem Orchester einen jährlichen Zuschuß von 24 000 ℳ, so wird es sich mit Dankgefühl zu 48 Konzerten (jede Woche außer den Sommerferien eines) verpflichten. Da käme das Konzert auf 500 ℳ — die anderen Kosten wären durch Wirtschaftsbetrieb einzubringen —. Da solche Konzerte leichtlich zweieinhalbtausend Besucher finden, würde der Eintrittspreis auf 20 ₰ festgesetzt werden können.

Aber solche Pläne kommen gar nicht zur Erwägung. Die Halle wird einfach zur Pacht ausgeschrieben; je mehr Pacht herausgeschunden wird, um so besser. Dem wildesten Spekulantentum ist Tür und Tor geöffnet.

Wie man in der „großen Oper“ ohne nennenswerte Opfer hätte Macht gewinnen können, habe ich im Märzheft entwickelt. Es ist gar kein Versuch nach der Richtung gemacht worden. Wir werden also eine Geschäftsoper schlimmsten Stils erhalten, — Wagner wird ausgeschlachtet und nachher mögen Massenballetts, Variétés oder auch ein zweiter Eispalast dafür sorgen, daß die Aktionäre zu einer Dividende kommen. Das ist dann freilich nur das „stilgerechte“ Ende zur Gründungsgeschichte dieses Unternehmens, wie sie der „Theater-Kurier“ enthüllt hat: „Jetzt vergeht kein Tag,“ schreibt er, „ohne daß die Blätter etwas von der Gründung der ‚Großen Oper‘ in Berlin melden. Sie soll ein Konkurrenzinstitut der königlichen Oper werden. Ob ein Bedürfnis vorlag? Es gibt viele, die nein sagen. Aber der Wissende schmunzelt. Er weiß, was vorlag ... eine Baustelle ... Dasselbe Berliner Konsortium, das schon mit der Gründung des ‚Eispalastes‘ eine hübsche Stange Gold verdient hat, verfügte über ein Terrain von 1,1 Millionen Mark. Also beschloß man, darauf muß ein Theater! M. w. Ein paar Kunstenthusiasten sind schnell herbeigeholt. Nun wird ein ‚Gründungssyndikat‘ formiert, als Basis der Aktiengesellschaft ‚Große Oper‘. Die Aktien werden öffentlich ausgeschrieben (als Lockung dient ein mit den glänzendsten ‚Aussichten‘ arbeitender Prospekt). Inzwischen hat jenes Konsortium sein Terrain längst an das ‚Gründungssyndikat‘ verkauft und zwar mit einem Zwischengewinn von 600 000 ℳ! Dieser Zwischengewinn, schreibt ‚Die Bank‘ in ihrem zweiten Februarheft, bilde das eigentliche Motiv der ganzen Gründung. Also nicht das Bedürfnis des Publikums hat die ‚Große Oper‘ ins Leben gerufen. Nein. Ein paar Bauspekulanten hatten wieder einmal ein Terrain leerstehen: das war der ganze Grund. So schießen in Berlin die Theater aus der ... Baustelle. Und so werden in Berlin Theatergründungen zum Thema für den ... Handelsredakteur!!! Die ‚Bank‘ verrät noch, wie die Handwerker bezahlt werden sollen, die die ‚Große Oper‘ bauen werden. Man wird ihnen, statt baren Geldes, Aktien in die Hand drücken.“

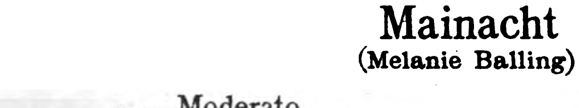
Damit wäre also denn doch noch eine Verbindung dieses Kunsttempels mit dem Volke hergestellt! — Man möchte lachen, wenn's nicht zum Weinen traurig wäre. R. St.

Verantwortlicher und Chefredakteur: Jeannot Emil Freiherr von Grotthuß, Bad Oeynhausen in Westfalen.
Litteratur, Bildende Kunst, Musik und Auf der Warte: Dr. Karl Storck, Grunewald b. Berlin, Hohenzollerndamm 96.
Druck und Verlag: Greiner & Pfeiffer, Stuttgart.
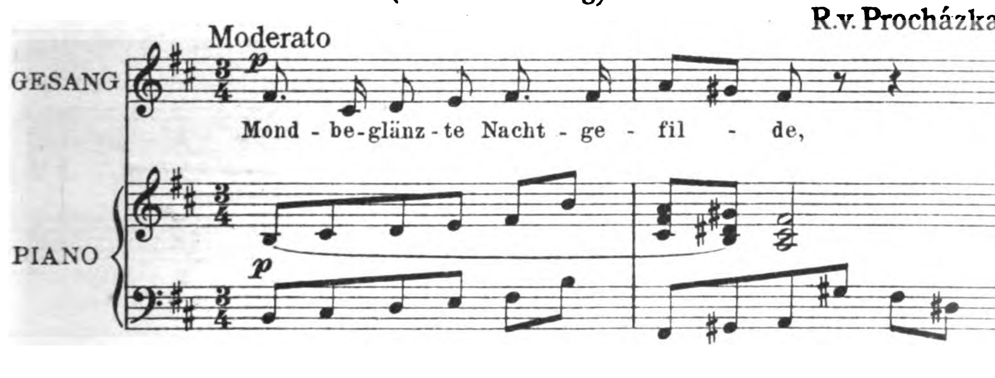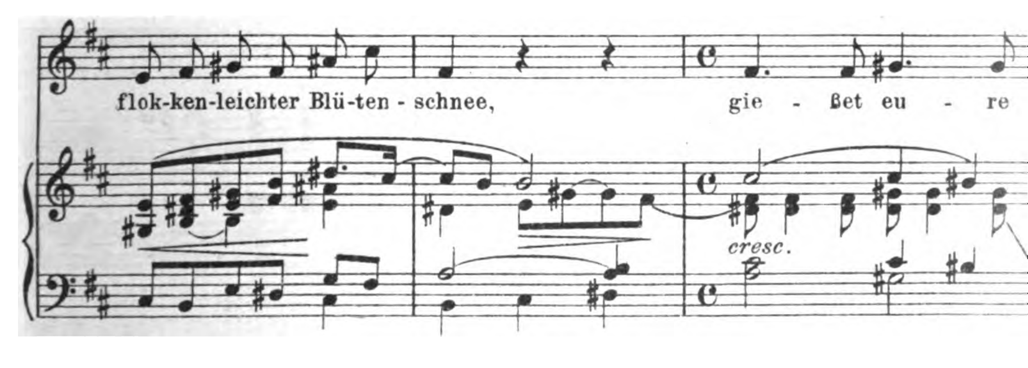


XII. Jahrg. Mai 1910 Heft 8

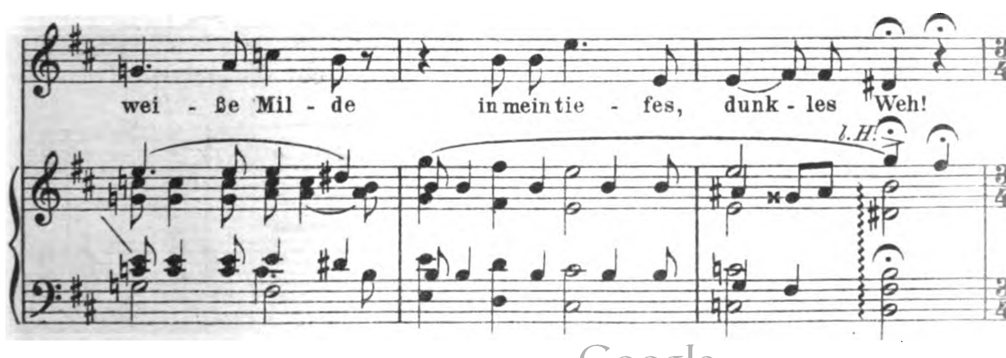
Mainacht
(Melanie Balling)
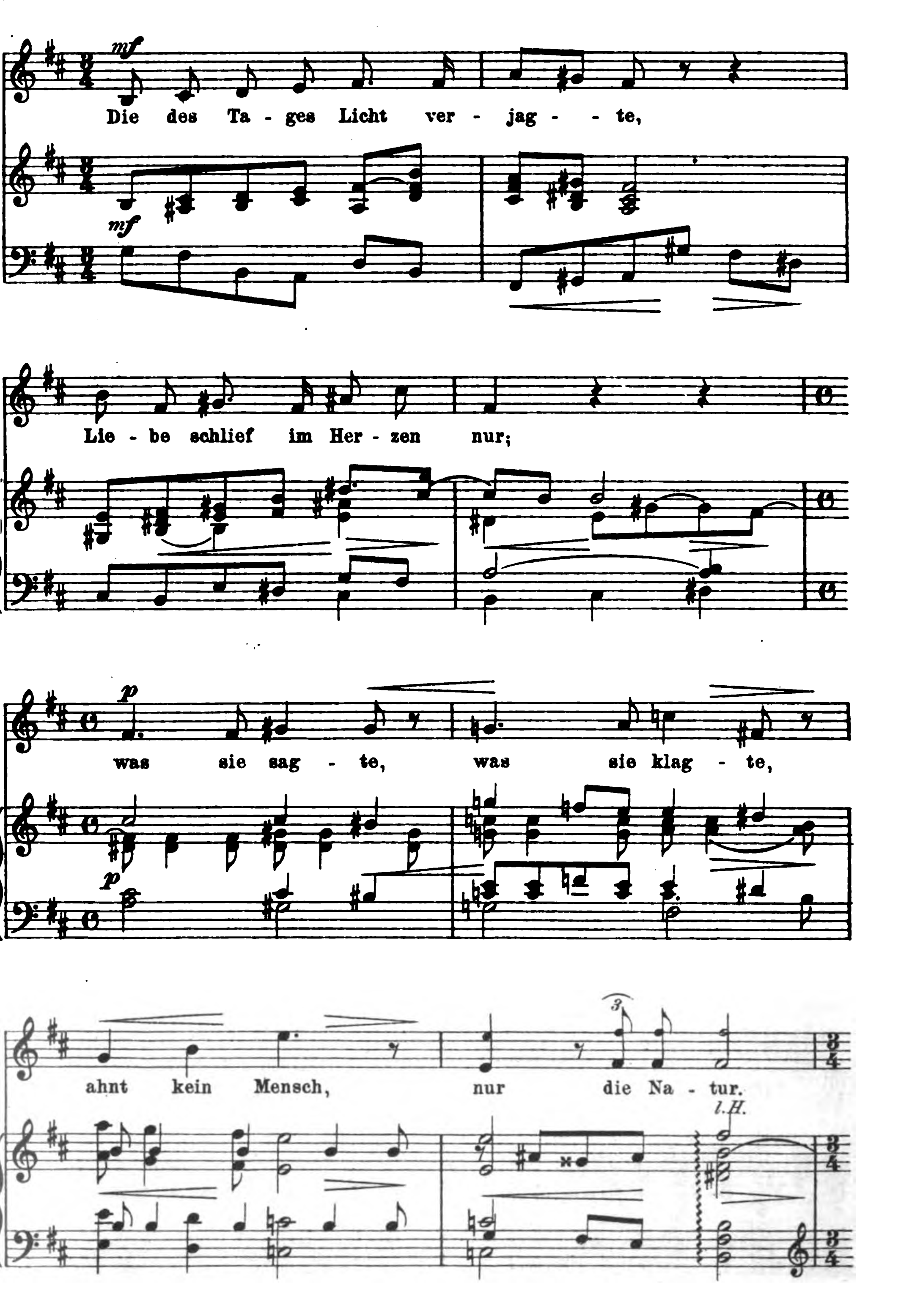


R. v. Procházka
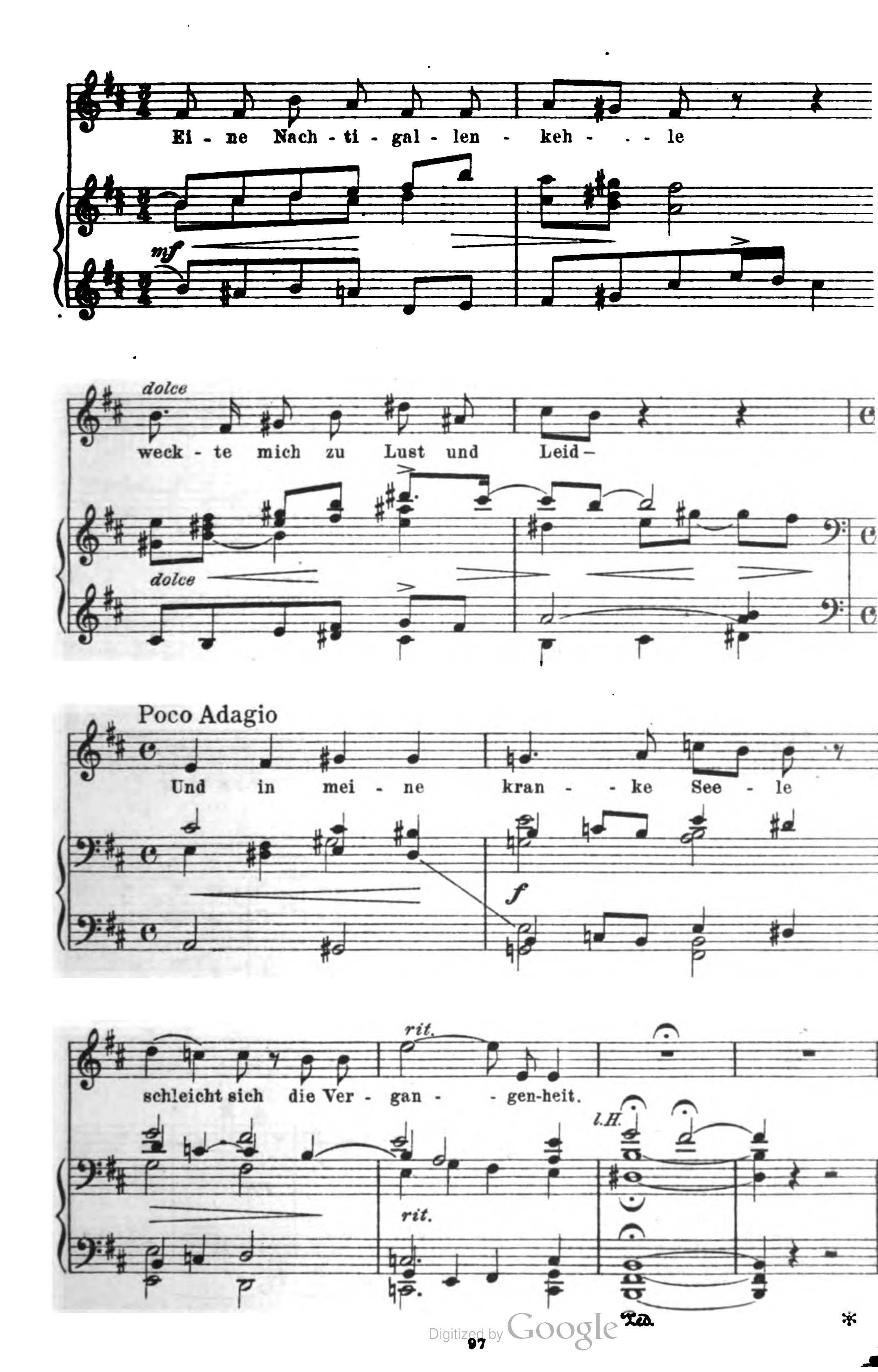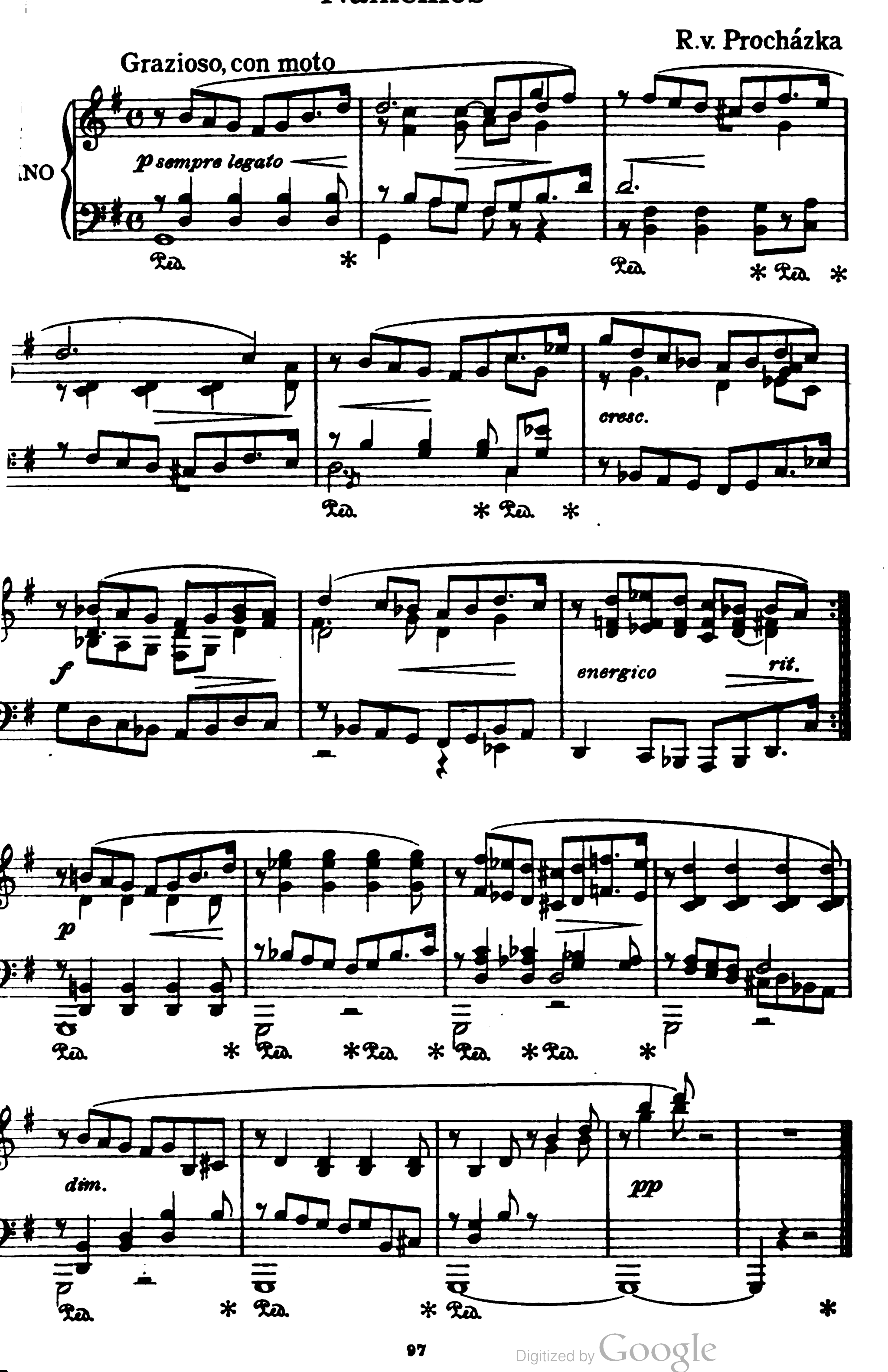






Digitized by Google


mf
Die des Ta - ges Licht ver - jag - - te,
mf
Lie - be schlief im Her - zen nur;
p
was sie sag - te, was sie klag - te,
p
ahnt kein Mensch, nur die Na - tur.
3
l.H.
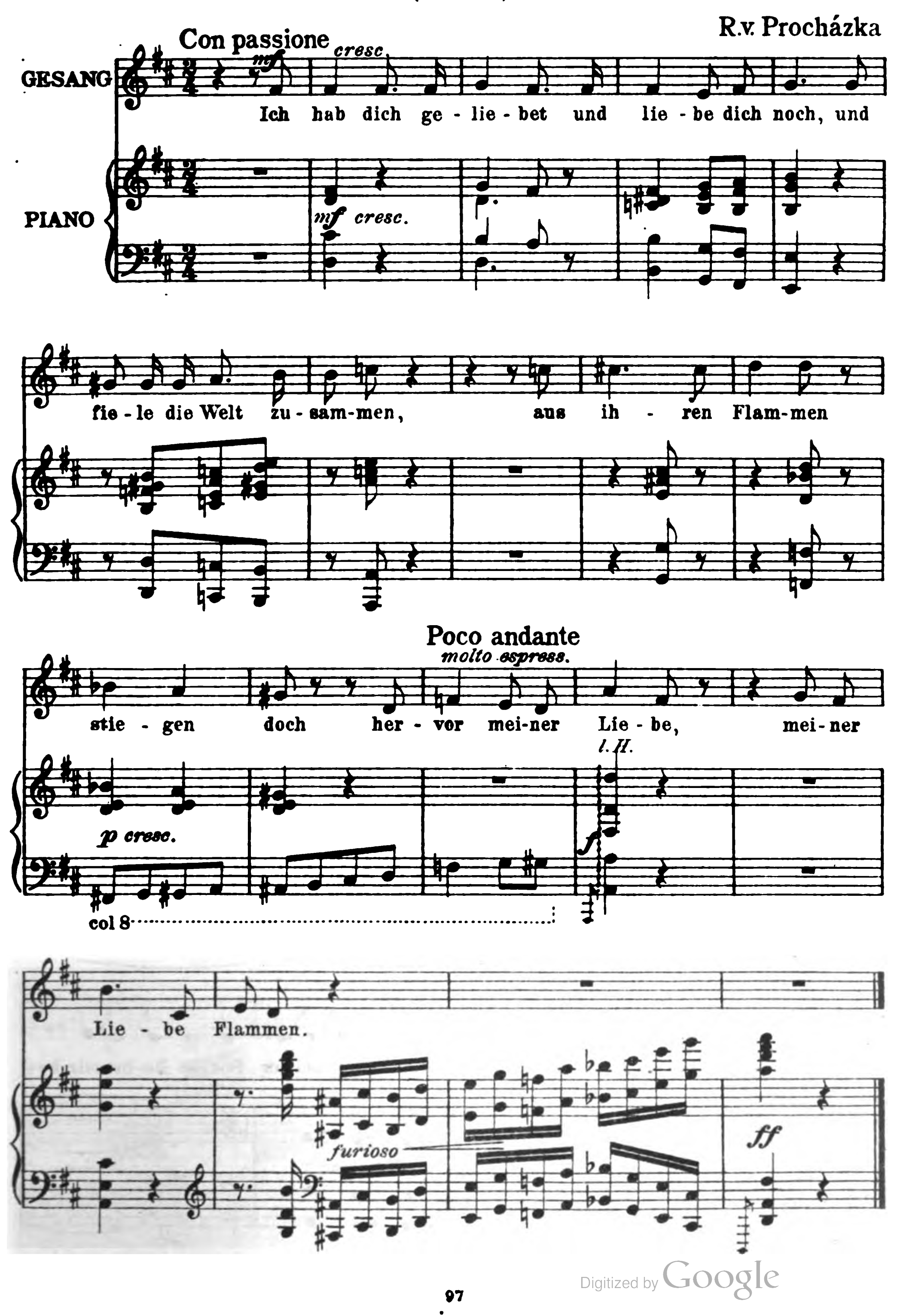


Ei - ne Nach - ti - gal - len - keh - - - le
mf
dolce
weck - te mich zu Lust und Leid -
dolce
Poco Adagio
Und in mei - ne kran - - ke See - le
f
schleicht sich die Ver - gan - - gen-heit.
rit.
l.H.
rit.


Namenlos
R.v. Procházka
Grazioso, con moto
NO
p sempre legato
cresc.
f
energico
rit.
p
dim.
pp

Stammbuchblatt

(H. Heine)

R.v. Procházka
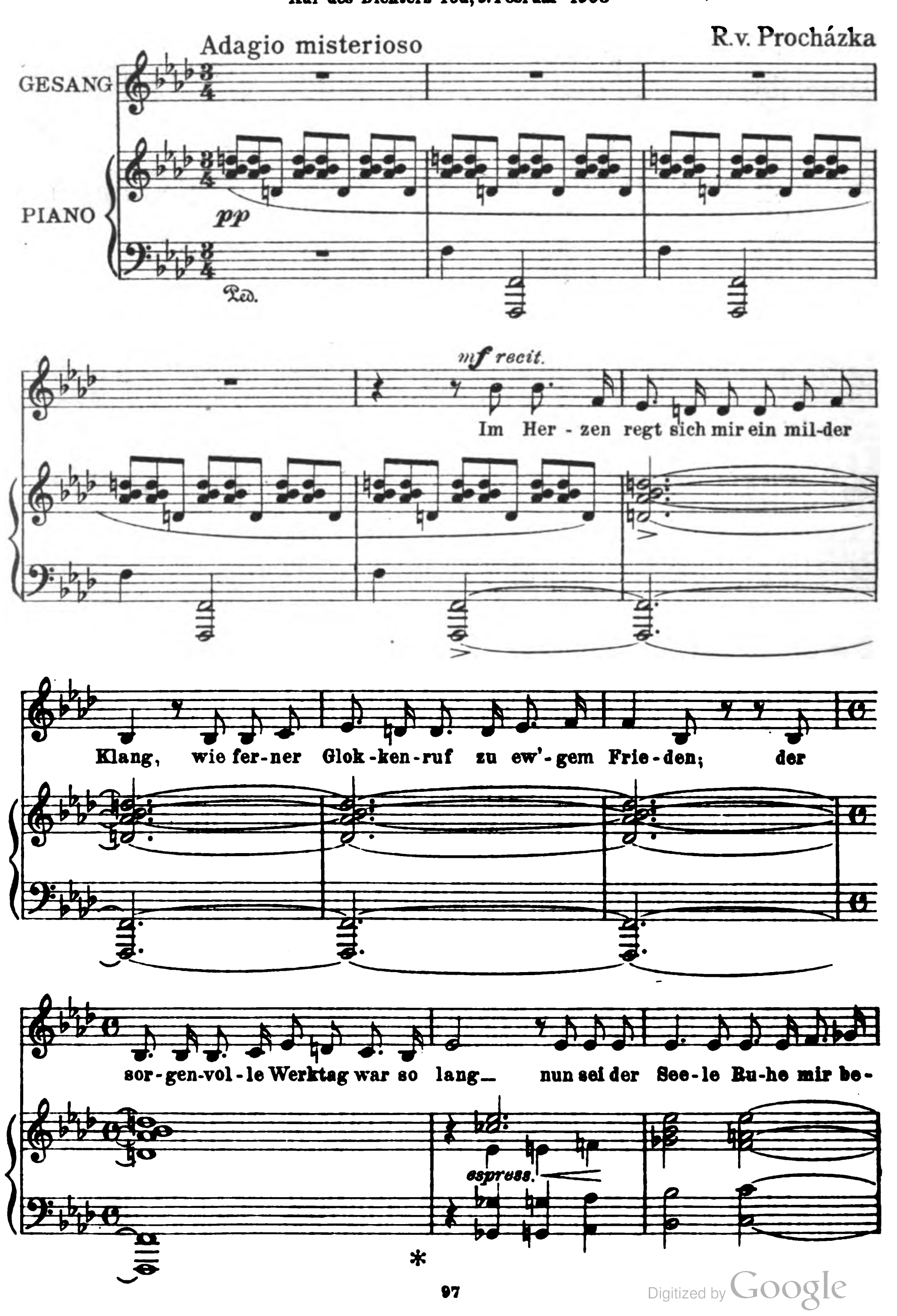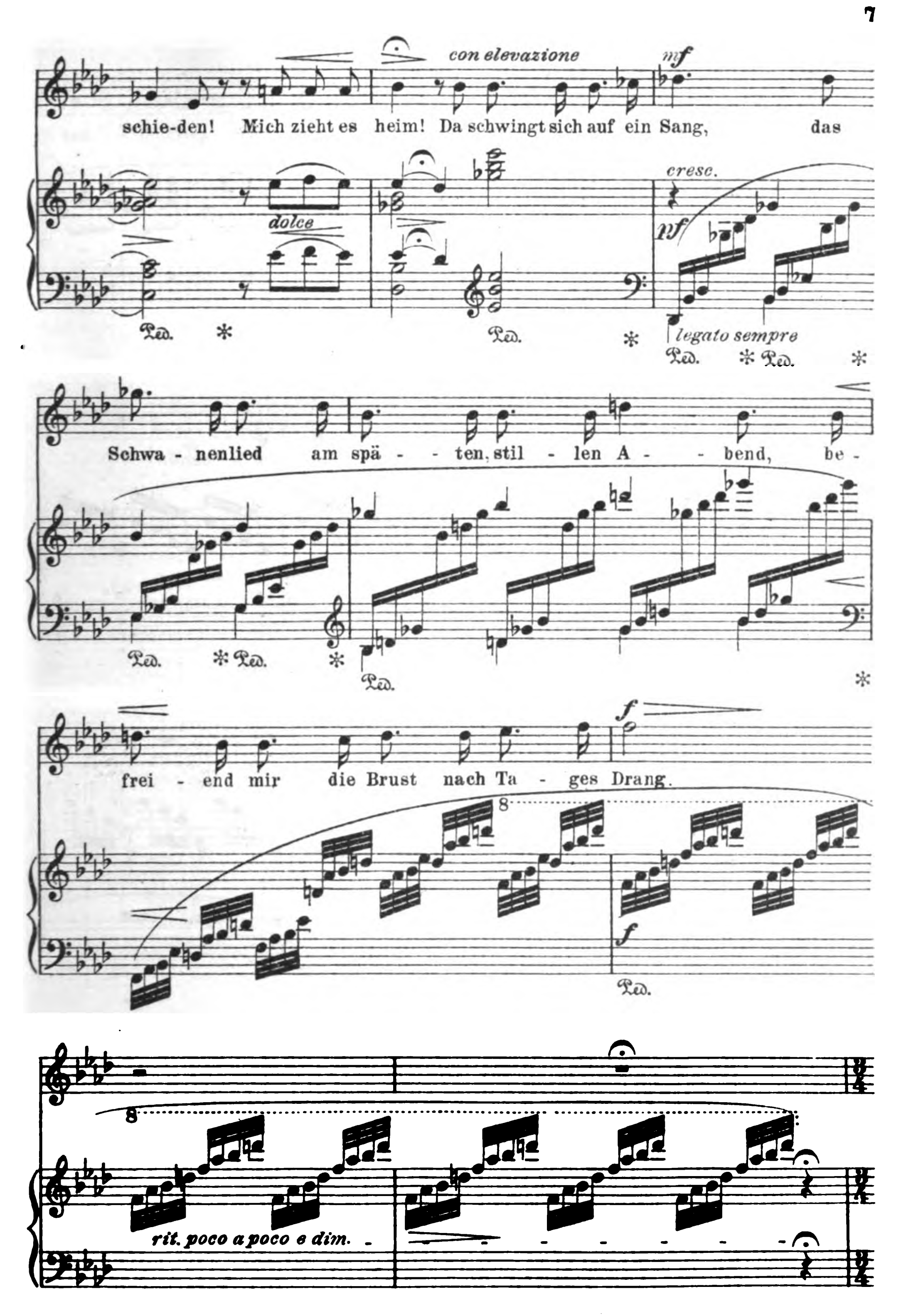


Schwanengesang
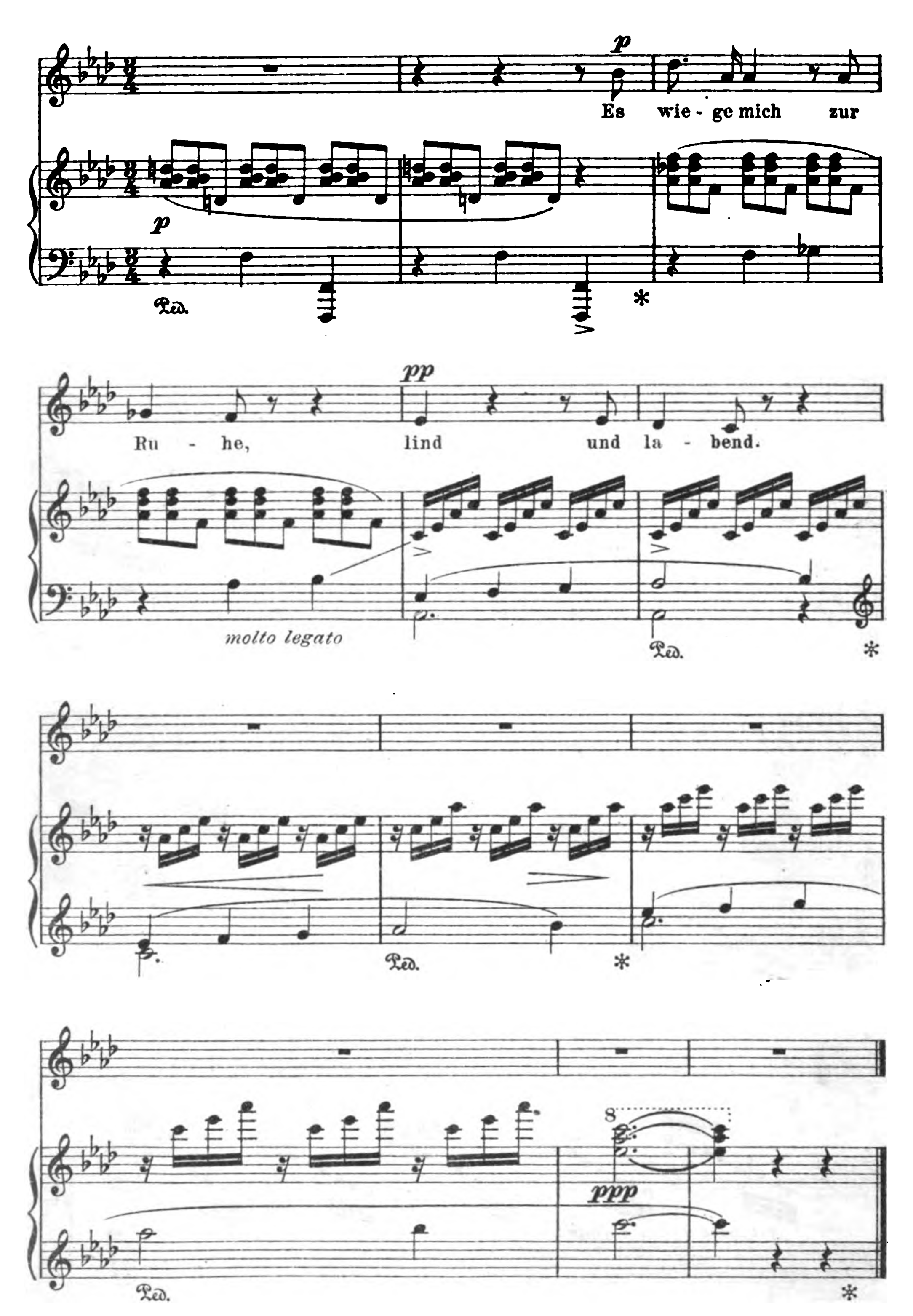
(Theodor Held)

Auf des Dichters Tod, 9. Februar 1908

R.v. Procházka




con elevazione
mf
schie-den! Mich zieht es heim! Da schwingt sich auf ein Sang, das
dolce
cresc.
mf
legato sempre
Schwa - nenlied am spä - - ten, stil - len A - - bend, be -
frei - end mir die Brust nach Ta - ges Drang.
f
f
8
rit. poco a poco e dim.


p
Es wie - ge mich zur
p
Ped.
pp
Ru - he, lind und la - bend.
molto legato
Ped.
Ped.
Ped.
ppp
Ped.



Abendfrieden Otto H. Engel



...ches Handeln



Otto H. Engel

Abendfrieden



XII. Jahrg. Juni 1910 Heft 9

Willensfreiheit und praktisches Handeln

Von

E. Langenbeck

Die Gegenwart steht vielfach unter dem Einfluß einer fatalistischen Lebensauffassung, die darauf zurückzuführen ist, daß der moderne Mensch sich in seinem Denken vorzugsweise naturwissenschaftlich orientiert, d. h. die unumschränkte Herrschaft des Kausalitätsgesetzes, nach dem jede Wirkung auf eine Ursache zurückzuführen ist, anerkennt.

Praktisch muß die übertriebene und einseitige Betonung der gesetzmäßigen Notwendigkeit allen Geschehens ohne die Anerkennung eines gewissen freiheitlichen Elementes zu einer passiven Trägheit des Willens, eben jenem Fatalismus führen, den wir als starkes Hemmnis einer kraftvollen Willensentwicklung und eines gesunden kulturellen Fortschritts ansehen und bekämpfen müssen.

Suchen wir zunächst festzustellen, in welchem Umfange nach menschlicher Erfahrung das Gesetz von Ursache und Wirkung herrschend ist, so werden wir nicht umhin können, seine Herrschaft in der unbelebten Natur der Kräfte und des Stoffs als eine lückenlose anzuerkennen. Ja, wir können darüber hinausgehend sagen, daß wir nicht allein durch die Erfahrung gezwungen sind, die Herrschaft dieses Naturgesetzes zuzugeben, sondern daß unser Denkvermögen selbst uns gar keinen Raum für eine andere Vorstellung des Geschehens als der des ursächlichen läßt.

Irgend ein Ereignis in der Natur, das kleinste oder gewaltigste, hängt für unseren Intellekt von einer oder einem Komplex von Ursachen ab. Von der Sicherheit dieser Tatsache sind wir auch dann noch überzeugt, wenn sich die Ursachen vorläufig unserer Erkenntnis entziehen. Wir können daher das Gesetz von Ursache und Wirkung als „das Naturgesetz" schlechthin bezeichnen und von ihm sagen, daß es aller Erfahrung (a priori) und der Möglichkeit jeder Naturerkenntnis voraufgeht.

Ich will jedoch gleich an dieser Stelle betonen, daß wir mit unseren menschlichen Verstandeskräften nicht in der Lage sind und je sein werden, den Ursprung des gewaltigen Systems von Kräften und Stoffen zu erforschen, daß also Naturwissenschaft und Philosophie an den Grenzen der begreiflichen Welt haltmachen müssen, wenn sie sich nicht in Hypothesen und Spekulationen verrennen wollen, die keinen wirklichen Boden unter den Füßen haben. Solange sich das Wissen, wie es seine Pflicht ist, innerhalb der begreiflichen Welt hält, schließt es den Glauben, als das unabweisbare Bedürfnis des menschlichen Gemüts, nach einer übersinnlichen Ergänzung dieser Welt und nach Vollendung der im Menschen ruhenden moralischen Anlagen zu suchen, keineswegs aus, sondern stärkt ihn.

Auch die lebenden Organismen, die aus den gleichen Elementen wie die unbelebte Natur aufgebaut sind, unterliegen in ihrem auf Teilung und Umbildung beruhenden Wachstum, wie in ihrem gesamten Werden und Vergehen chemischen und physikalischen Kräften und werden daher gleich der leblosen Natur vom Gesetz der Kausalität beherrscht, so daß auch in der belebten Natur, wenn wir sie in ihrer Gesamtheit umfassen, kein Raum für irgendwelche Willkür, in menschlichem Sinne verstanden, übrig bleibt.

In der Erforschung dieser Lebensvorgänge selbst und ihrer gesetzmäßigen Zusammenhänge hat die Naturwissenschaft große Fortschritte gemacht, aber es ist ihr nicht gelungen, dabei das Prinzip des Lebens selbst zu ergründen. Die bedeutendsten Forscher haben vielmehr bescheiden anerkannt, daß uns die Lebenskraft selbst ihrem innersten Wesen nach ebenso rätselhaft sei wie jede einzelne Naturkraft.

Also kurz zusammengefaßt: wir kennen weder den Ursprung noch das innere Wesen der leblosen Naturkräfte und des Lebens, wissen aber, daß beide dem naturgesetzlichen Geschehen unterworfen sind. Wir wissen, daß keine Kraft und kein Stoff im Weltall je verloren geht, sondern daß die scheinbaren Verluste nur Verwandlungen in andere Formen sind, wissen ferner, daß jeder Wirkung eine Ursache voraufgehen muß und daß in der Welt der Organismen Entwicklungskräfte mit aufwärtsstrebender Tendenz, mit der Tendenz nach Vervollkommnung, wirksam sind. Wir haben alle Ursache, für diesen von uns erkannten ordnungsmäßigen Ablauf des Geschehens und das zweckmäßige Ineinandergreifen der Kräfte innerhalb der Welt dankbar zu sein, weil sie die allein denkbare Basis für ein zweckvolles Handeln unsrerseits abgibt. Die Kehrseite dieser Gesetzmäßigkeit, die in dem Schicksale aller lebenden Wesen und in dem des Menschen als des am feinsten organisierten ganz besonders harte Spuren hinterläßt, müssen wir als notwendig ansehen und ertragen.

Der alte Fontane hat das einmal so ausgedrückt: „Sich in die Gesetzmäßigkeiten des Lebens schicken, macht recht eigentlich den sittlichen Menschen aus."

Ich denke, er hat recht. —

Es fragt sich nun weiter, ob die wichtigsten Lebenserscheinungen der höher organisierten Lebewesen, die wir als Empfindung, Willen und Intellekt bezeichnen, gleichfalls als stoffliche Veränderungen unter der Einwirkung chemischer und physikalischer Kräfte hinlänglich erklärt werden können.

Das ist nun offenbar nicht der Fall, denn obwohl jede Empfindung in unserm Nervenapparat chemische und physikalische Vorgänge auslöst, so ist doch die Empfindung selbst begrifflich von den rein stofflichen Vorgängen so verschieden, daß beide schlechterdings nicht miteinander verglichen werden können.

Wir stehen hier also offenbar vor einem vollkommen neuen und eigenartigen Phänomen, für das wir vergeblich nach einer Analogie suchen. Daß aus der Bewegung der kleinsten stofflichen Teile unsres Nervenapparats der Atome oder Moleküle Empfindungen entstehen sollen, das kann man wohl sagen, kann es vielleicht auch glauben, aber nie verstandesmäßig hinreichend erklären. Solche Erklärungen sind in der Tat auch noch nie geglückt, wiewohl vielfach versucht.

Ebenso wenig läßt es sich erklären, wie wir aus den Empfindungen, diesen Elementarbestandteilen unseres geistigen Lebens, durch die ordnende Tätigkeit des Verstandes Vorstellungen bilden, denn die letzteren spazieren keineswegs als fertige Bilder aus der Außenwelt in uns hinein wie in die camera obscura eines photographischen Apparates, sondern werden aus zahllosen Einzelempfindungen, die der Verstand räumlich und zeitlich ordnet, erst zu Vorstellungen gestaltet. Wir werden weiterhin sehen, daß die dem Menschen allein zuteil gewordene Vernunft aus den Vorstellungen durch Abstraktion Begriffe bildet, die wiederum in der Sprache fixiert als Rohmaterial für alle Denkoperationen dienen, die nach den Gesetzen der Logik verlaufen oder doch verlaufen sollen. —

. Eine stoffliche Erklärung lassen alle diese komplizierten Vorgänge nicht zu. Es tritt hier also neben die Welt des Stoffes und der Kräfte eine Welt des Geistes, die zwar in ihren Äußerungen mit der ersteren auf das engste verknüpft und durch sie vermittelt wird, aber in ihrem Wesen nicht allein aus ihr erklärt werden kann. — Was wäre die Welt ohne das geistige Vermögen des Menschen? Ein gewaltiges System von Kräften und Stoffen, von niemandem erkannt, ohne Zweck und Ziel! Erst der Mensch trägt durch die ordnende Tätigkeit seines Geistes den Begriff des Zwecks in die Natur und eines höheren Zwecks in sein eigenes, irdisch allerdings begrenztes Leben hinein. Durch die geistige Verarbeitung der äußeren Eindrücke löst er diese als objektive Welt von sich ab und gewinnt dadurch den Begriff einer Persönlichkeit, eines wollenden und denkenden Ichs, das zwar körperlich vollkommen von den äußeren Naturgesetzen abhängt, aber doch als vernunftbegabtes Wesen innerhalb der Natur und darüber hinaus eine besondere Stellung einnimmt. —

Wir können uns nun an das Problem der Willensfreiheit selbst heranwagen, nachdem wir die wesentlichsten Grundbegriffe naturgesetzlichen Geschehens und des geistigen Lebens kurz Revue passieren ließen.

Ich stieß kürzlich in einer vielgelesenen Tageszeitung auf folgenden Satz: „Seinen Willen frei bestimmen, d. h. eine neue Ursache hinsetzen, heißt den allgemeinen natürlichen Ursachenzusammenhang der Dinge unterbrechen. Ist das richtig? Tun wir das, wenn wir handeln? Ich habe den Eindruck, daß diese Frage wissenschaftlich ausgetragen ist und daß die Antwort lautet: Das ist nicht richtig. Wir sind nicht frei, unsere Handlungen vielmehr sind so gut wie alles andere in der Erscheinungswelt Glieder in der Kette der natürlichen Notwendigkeiten."

Die Anschauung, welche sich in diesen Worten äußert, beherrscht wohl heute den größten Teil derer, die über das Problem der Willensfreiheit überhaupt nachgedacht haben.

Untersuchen wir, ob sie haltbar ist.

„Freisein" bedeutet unabhängig sein oder durch nichts bedingt, also unbedingt sein. Die Freiheit ist in diesem Sinne also in der Tat ein Begriff, der, wie wir bereits hörten, das menschliche Denkvermögen übersteigt. Die Vernunft zwingt uns, für alles Geschehen innerhalb der erkennbaren Welt einen zureichenden Grund anzunehmen, für jede Wirkung nach einer Ursache zu suchen.

Wenden wir daher den Begriff der Freiheit in diesem Sinne auf den menschlichen Willen an, so würde das heißen, daß der Wille in seinen Äußerungen durch keinerlei Ursachen bestimmt werde. Die Folge davon wäre, daß jeder menschliche Willensakt, auch der einfachste, für unsere Vernunft sich als ein unerklärliches Wunder darstellte, nämlich als die Wirkung einer ersten, durch nichts bedingten Ursache.

Diese Auffassung steht mit der Wirklichkeit ebensowenig im Einklang wie mit unserem Denkvermögen.

Es ist mit ihr in keiner Beziehung etwas anzufangen, denn wir würden durch sie unsern Handlungen mit jedem Bestimmungsgrund auch den entziehen, der nach vernunftgemäßer Auffassung ihr Fundament sein soll, die Sittlichkeit. Wir werden daher dem Begriff der Freiheit in Beziehung auf den Willen einen anderen, ich möchte sagen, realeren Inhalt geben müssen.

Um klar zu sehen, werden wir die Entstehung eines Willensaktes verfolgen und ihn in seine Elemente zerlegen müssen. Am besten an einem Beispiel. A. sitzt in seinem Zimmer bei der Arbeit, da tritt sein Freund B. ein und fordert ihn auf, mit in die Kneipe zu kommen. A.s Wille hat sich zu entscheiden, ob er bleiben oder mitgehen will. Wir können an diesem einfachen Fall die beiden Grundelemente jeder Willensentscheidung kennen lernen, nämlich den persönlichen Willen des A., den wir vorläufig als etwas Einheitliches ansehen wollen, und das auf seinen Willen wirkende Motiv.

Wenn A. nicht in gänzlicher Ratlosigkeit die Willensentscheidung der Anzahl seiner Westenknöpfe überläßt und abzählt, ob er gehen oder bleiben soll, sondern selbst einen Entschluß faßt, so kann es nicht zweifelhaft sein, daß dieser in der Richtung des stärksten Motivs ausfallen muß.

Der Entscheidung wird unter Umständen ein innerer Kampf vorhergehen, der darin besteht, daß der Intellekt, durch den ja alle Motive, sowohl die gegenwärtigen, anschaulichen, wie die inneren hindurchgehen müssen, die vorgestellten Motive dem Willen präsentiert, dem dann letzten Endes die Entscheidung zufällt.

Die Handlung ist also das Erzeugnis von Intellekt und Willen, sie richtet sich daher nach der persönlichen Beschaffenheit beider. Ist bei A. das Pflichtgefühl stark ausgeprägt, so wird er bleiben, weil unter *dieser Voraussetzung* die Arbeit das stärkere Motiv für ihn ist, und Freund B. wird allein abziehen.

Ist A. in der Tat, vielleicht auch nach voraufgegangenem inneren Kampfe, dem wertvolleren Motiv der Pflicht gefolgt, so werden wir sagen können, daß er ohne vernunftwidrigen Zwang oder kurzweg, daß er frei gehandelt habe. — Er hat daher Ursache, mit seiner Willensentscheidung zufrieden zu sein.

Wir wollen nun aber annehmen, A. habe sich *für* das Mitgehen, *gegen* den klaren Einspruch seiner Vernunft entschieden, auch dann würde er vermutlich, wiewohl weniger zuversichtlich, überzeugt sein, aus freier Entschließung gehandelt zu haben, und würde diese Überzeugung in die Formel kleiden: „ich kann doch tun, was ich will". Man müßte ihm darauf antworten, allerdings, das ist richtig, aber du *kannst* nicht nur tun, was du willst, sondern du *mußt* es auch.

Von zahllosen möglichen Handlungen, die der Intellekt mir vorstellt, kann ich immer nur eine zur Ausführung bringen; welche das sein wird, das ist keineswegs dem Zufall überlassen, sondern hängt ausschließlich davon ab, welches Motiv den in Ruhe befindlichen Willen so stark erregt, daß er zu einem Entschluß und danach zum Handeln gedrängt wird. Ist unter den vorgehaltenen Motiven eins von überragender Stärke, so entscheidet sich der Wille schnell, andernfalls wird ein langsames Abwägen der einzelnen Motive gegeneinander die Folge sein, die sich nach außen hin als Unentschlossenheit zeigt. Ganz allgemein bringen die in der Gegenwart gelegenen realen Motive den Willen leichter in Bewegung als die gedanklichen.

Wir haben also festzuhalten: *wünschen* kann man vieles, *wollen*, wie die Tat beweist, nur eins; damit wird aber der Schein von Freiheit, den die Formel ausdrückt, „ich kann tun, was ich will", vernichtet. —

Das harmlose Schulbeispiel hat unsere Ansicht bestätigt, daß dem menschlichen Willen keine absolute Freiheit zukommt, sondern daß er zu jedem Entschluß, mithin zu jeder Handlung, eines zureichenden Grundes bedarf.

Wir können von Willensfreiheit daher auch nur in dem Sinne eines Freiseins von vernunftwidrigem Zwange sprechen oder positiv sagen, *frei ist, wer nach vernünftigen und sittlichen Grundsätzen handelt.*

Denn in diesem einzigen Falle trifft der persönliche Wille mit dem uns durch die Vernunft gegebenen Gesetz der Moral und der Pflicht in harmonischem Gleichklang zusammen. Ein höherer Grad von Freiheit ist für den Menschen nicht denkbar.

Unsere Doppelstellung in der Welt als Naturwesen und Vernunftwesen bringt es mit sich, daß wir um diese Freiheit ständig kämpfen müssen. Ich komme damit zu dem praktischen Teil meiner Ausführungen, in deren Mittelpunkt die *Persönlichkeit* des *Handelnden*, genauer sein Charakter und die Möglichkeit seiner Entwicklung stehen muß.

Wir verstehen unter Charakter den angeborenen und entwicklungsfähigen Gefühls- und Willensinhalt eines Menschen, der sich im Rahmen des körperlich bedingten Temperaments oder der Gemütsanlage äußert. Er ist also: „geprägte Form, die lebend sich entwickelt".

Der Entwicklungsfähigkeit der angeborenen wertvollen und minderwertigen Charaktereigenschaften wird eine Grenze nicht gesetzt werden können, wenn man die Möglichkeit der Entwicklung selbst nicht preisgeben will. Das Maß der tatsächlich erreichten Entwicklung hängt neben der Qualität des Intellekts zweifellos in hohem Grade von äußeren Verhältnissen ab und man könnte hier fast geneigt sein, dem Zufall eine nicht ganz unbedeutende Rolle zuzuschieben. Die Verhältnisse, in denen der Mensch aufwächst, das Milieu, die Umwelt üben sicher auf die Charakterentwicklung einen nicht zu unterschätzenden Einfluß aus. Sie beweisen uns aber auch, daß ein solcher Einfluß in der Tat möglich ist. Die gegenteilige, namentlich von Schopenhauer leidenschaftlich verfochtene Ansicht, als sei der Charakter *nur* geprägte Form *ohne* Entwicklungsfähigkeit, ist meines Erachtens auf eine Übertreibung der Tatsache zurückzuführen, daß sich die Entwicklung eines Charakters allerdings nur innerhalb der ursprünglich gegebenen Individualität vollzieht. Die aus der Erfahrung abgeleitete Anschauung, daß kein Mensch ein anderer werden kann, als er ist, der wir beipflichten, schließt die Möglichkeit einer Charakterentwicklung nicht aus. Gewiß kann niemand Eigenschaften in sich ausbilden, zu denen nicht die geringsten Anlagen in ihm vorhanden sind. Das verlangt auch niemand. Aber er kann die ihm verliehenen natürlichen Anlagen in sehr verschiedenem Grade zur Entfaltung bringen und dadurch von dem „*natürlichen*“ Charakter zu dem „*erworbenen*“ fortschreiten. Der letztere ist nichts wesentlich Neues, sondern nur eine Entwicklungsstufe des natürlichen Charakters, die allein durch planmäßige Arbeit in bestimmter Richtung erreicht werden konnte. Es ist eine der größten und zugleich schwierigsten Aufgaben der Erziehung, fremder wie eigener, die vorhandenen wertvollen Anlagen *unter Berücksichtigung ihrer verschieden starken Wachstumsenergie* für die Entwicklung der Persönlichkeit auszunutzen.

Eine Erziehung, die mit Verständnis das Vorhandene benutzt, und deren Arbeit mehr in der positiven Förderung des Wertvollen als der negativen Unterdrückung des Minderwertigen besteht, muß mehr Erfolg haben, als wenn sie *gegen* den Willen der Natur die Persönlichkeit in ein zurechtgemachtes Schema pressen will.

Das ist immer vergebliche Mühe, und die Rückschläge einer solchen, die individuelle Veranlagung vernachlässigenden Erziehung sind oft furchtbare.

Die Jugenderziehung hat insofern einen besonders schweren Stand, weil in jugendlichem Alter das Triebleben unvergleichlich stärker ausgebildet ist als der Intellekt und mit ihm die moralische Urteilskraft, diese beiden wichtigsten geistigen Vermittler der Erziehung.

Der Erwachsene hat dagegen in den von der Vernunft gebildeten moralischen Ideen und in seiner ausgebildeteren Urteilskraft dem Willen ein Motiv von ganz anderem Gewichte darzubieten. Er lernt namentlich auch aus der Erfahrung mehr als das Kind, in dessen Erinnerung die einzelnen Erlebnisse nur geringe oder gar keine Spuren hinterlassen. Wichtig ist für diese Art der Erziehung der Schärfegrad der Erinnerungsbilder, denn als Motiv muß die Erfahrung um so stärker auf den Willen einwirken, je klarer der Intellekt sie dem letzteren vorhalten kann.

Mit anderen Worten, jeder wird für seine Charakterentwicklung aus seinen Dummheiten und Verfehlungen den größten Nutzen ziehen, wenn er sie nicht in den Wind schlägt, sondern als Warnsignale so lange in der Erinnerung behält, als er solcher bedarf.

Für das praktische Handeln ist die mehrfach erwähnte Tatsache von großer Bedeutung, daß alle Motive, sowohl die von der Außenwelt gegebenen wie die inneren, nur auf den Willen einwirken sollten, nachdem sie das Forum des Intellekts und im besonderen der Urteilskraft passiert haben. Es kennzeichnet den besonnenen Menschen, daß er über jedes Motiv zunächst den Rat seiner Urteilskraft, von deren Qualität daher viel abhängt, einholt. Fällt der Rat günstig aus, so bedeutet das eine Verstärkung, fällt er ungünstig aus, eine Schwächung des Motivs auf den Willen.

Der Erfolg dieses Vorgehens ist, daß solche Menschen nie von ihren eigenen Handlungen überrascht werden, nicht kopflos handeln, wie man sehr richtig die gegenteilige Art des Handelns bezeichnet.

Jeder im Affekt erfolgte Willensakt gehört zur Gruppe der kopflosen Handlungen, die nur dadurch zustande kommen können, daß ein reales oder in der Phantasie lebhaft vorgestelltes Motiv den Intellekt überrennt, ihn gar nicht zu Worte kommen läßt und infolgedessen den Willen zu Handlungen veranlaßt, die der Person selbst nach zurückgekehrter Besonnenheit als heller Wahnsinn erscheinen und die sie daher bereut.

Die Reue entsteht hier daraus, daß die Tat von der moralischen oder intellektuellen Urteilskraft des Täters selbst, je nachdem es sich um eine verwerfliche oder dumme Tat handelt, gerichtet wird. Sie kann, wenn sie sich in aktives Handeln umsetzt, sicher der Ausgangspunkt einer günstigen Willensentwicklung werden. Klagen darf allerdings, wenn sie diese Kraft aus sich heraus entwickeln soll, weniger ihr Teil sein als Handeln. Die Selbsterziehung impulsiver Naturen kann eigentlich nur auf einer Stärkung des Intellekts gegenüber den hart empfundenen autokratischen Gelüsten des Willens Erfolg haben. Sie müssen systematisch ihren Willen unter die Zügelführung der Vernunft nehmen, selbst auf die Gefahr hin, daß sich dadurch auch die guten Impulse etwas langsamer als sonst in die Tat umsetzen. —

Wir haben bereits vielfach die engen Beziehungen hervorgehoben, welche zwischen dem Willen und dem Intellekt oder zwischen Charakter und Charakterentwicklung und Intellekt bestehen, aber noch nicht klar zum Ausdruck gebracht, wie man sich den Einfluß des einen auf den anderen zu denken hat.

Wenn wir uns den Willen als eine Kraft oder die im Charakter vereinigten einzelnen Willensformen als Einzelkräfte vorstellen, so entspricht es vernünftiger Anschauung, eine Stärkung dieser Kräfte durch Gebrauch anzunehmen oder eine Verkümmerung durch Nichtgebrauch.

Jeder Willensakt bedeutet also für die ihm zugehörige Willensform einen Kraftzuwachs, daraus folgt, daß eine pflichtgemäße Handlung, die anfangs selbst gegen den Einspruch des Willens nur dadurch zustande kommen konnte, daß die Vernunft dem Willen die Pflicht als ein Motiv von überragender Stärke vorstellte, nach jedesmaliger Wiederholung durch Übung und Kraftzuwachs den Willen

so stärkt, daß er diese pflichtmäßigen Handlungen immer leichter ausführt. Dasselbe ist natürlich auch in bezug auf die minderwertigen Charaktereigenschaften, die bei niemandem fehlen, richtig. Jede Charakterentwicklung, die immer Charakterveredlung sein soll, hat also ihren Ursprung in den Gedankenkräften der Vernunft, die als Motive Einfluß auf den Willen zu erlangen und in ihm durch Übung zu befestigen suchen. Es kommt darauf an, diese Kräfte systematisch durch geistiges Training zu stählen, dessen Einfluß weit größer sein dürfte, als heute vielfach angenommen wird.



Frei Quartier

Von

Rudolph Vogel

Das beste Quartier im weiten Land
Das fand ich einmal an Waldes Rand.

Es hatte nicht Schild, noch Tür, noch Haus;
Frei zogen die Winde ein und aus.

Die Wirtin saß im weichen Moos,
Sie hatte Blumen in ihrem Schoß.

Ein Körblein ihr zur Seiten stand
Mit Wein und Brot und allerhand.

„Iß!" — sprach sie — „es ist für Zwei genug!"
Ihr Schürzlein, das war mein Tafeltuch.

Dann nahm sie die Blumen, und lachte dazu:
„Nun winden wir Kränzlein, ich und du!"

Und als das Kränzlein gewunden war,
Da schlang sie mir's lachend um Stirn und Haar.

Der Mond am klaren Himmel steht,
Ein Vöglein zirpt sein Nachtgebet,

Da küßt mich die Wirtin auf den Mund:
„Gut' Nacht — schlaf wohl! — 's ist Bettgeh-Stund!"

Im grünen Busch, am Erlenbach,
Das war ein lustiges Schlafgemach!

Die Nacht vergeht — der Tag ansteht —
Das Kränzlein hatte der Wind verweht,

Und Bett und Busch und Wald war leer:
Wo kam sie hin? — Wo kam sie her? —





Oberlin

Roman aus der Revolutionszeit im Elsaß

von

Friedrich Lienhard

(Fortsetzung)

Siebentes Kapitel

Vom Grenzland ins Hochland

An einem ärmlichen Lager im Bürgerspital sitzt der halbgeheilte Viktor Hartmann und hält mit der gesunden Linken die Hand eines abgezehrten Kranken.

Vom fadenscheinigen blauen Rock der Felduniform hängt der rechte Ärmel lose herunter; der Arm darunter steckt noch in Bandage. Die Hand, womit einst Viktor Hartmann in die Dornen gegriffen, ist auf lange hinaus wund; das Schultergelenk ist kraftlos.

Alle vier Betten im Zimmer sind besetzt, denn Straßburg hat in jenem Unglücksjahr fast doppelt so viel Todesfälle zu verzeichnen als sonst. Und so spricht Viktor, um nicht zu stören, mit dem Kranken nur flüsternd.

Der Kranke, der bereits als Sterbender vor ihm in den Kissen lehnt, ist Vater Hartmann.

Als Viktor aus dem Militärspital entlassen war, galt sein erster Ausgang dem gefangenen Vater. Langsam und fast schleichend erreichte er das Seminar; da bedeutete man ihm, daß der Sträfling Johann Philipp Hartmann krankheitshalber ins Bürgerspital überführt worden sei. Und so saß jetzt der Sohn, selber bleich und verfallen, vor dem sterbenden Vater und versteckte die pressende Fülle seines Kummers unter einem lächelnden Gesicht.

Papa Hartmann konnte nicht mehr sprechen. Doch sein Geist war klar; seine braunen Augen leuchteten mit unnatürlicher Helle. Ein milder, fast kindlicher Zug hatte in sein ehedem strenges, oft sarkastisches und dann wieder sehr gütiges Antlitz Einkehr gehalten. Nichts von Trauer; nichts von Angst.

Neben ihm auf dem Tischchen lag zwischen den Arzneigläsern das Neue Testament. Er deutete darauf; Viktor reichte es ihm dar. Mit zitternden Händen blätterte der Greis darin und entnahm dem Buch einen Zettel, den er Viktor

übergab. Durch Gebärdensprache machte er ihm deutlich, daß er ein Abschiedswort aufgeschrieben habe, da er nicht mehr zu sprechen imstande sei.

Es waren draußen Sturmregen über das schneelose Land gegangen. Die Straßen waren aufgeweicht; die Baumreiser feucht und schwarz. Doch heute war der Himmel weich und mild.

Viktor neigte sich dem Fenster zu und las, während der sehr schwache Vater mit etwas ängstlichem und fast kindlichem Ausdruck auf den Sohn schaute, als wollte er um Entschuldigung bitten, falls er zu zittrig und schwer lesbar geschrieben habe.

„Mein lieber Viktor! Es ist mir in diesem Christmond nunmehr beschieden, die Erde zu verlassen. Ich will Dir daher danken für die Treue, welche Du Deinem einfachen und ungelehrten Vater gehalten hast. Mein Leben ist hart gewesen, und das Deine läßt sich nicht leichter an. Aber Du hast echte Freunde, der liebe Gott möge sie segnen, sonderlich die brave Frau Frank, Leonie und die liebe Abby. Mach Deinem irdischen Vater Ehre und sei ein Wohlgefallen Deines himmlischen Vaters, auf daß ich samt Deiner Mutter Dich dermaleinst an der Pforte des ewigen Lebens freudig empfangen darf. Mein zerstörtes Gartenstück verkaufe; den alten Joseph, der mir dort treu gedient hat, bring als Portier bei uns unter. Gehe zu Hitzingers und erkundige Dich nach Leo. Unsere Finanzen sind in Unordnung; sieh zu, was Du daraus machst. Danke meiner Schwester Lina für allen Fleiß im Haushalt. Meine Grabstätte weißt Du, meine wahre Heimat weißt Du auch. Gott führe Dich in die Höhe, lieber Viktor, dorthin, wo der Friede des Herzens wohnt, den die Welt nicht trüben kann. Ich bin und bleibe bis zum Wiedersehen im Himmel Dein Dich herzlich liebender und für Dich betender Vater."

Viktor war noch wenig widerstandsfähig. Er ließ mit gepreßten Lippen die Tränen rinnen und schaute lange auf diese zitternde Handschrift, auf diese schlichten Worte. Und indem er sich auf eine Antwort besann, fiel ihm sein Goldring ins Auge. Leicht streifte er ihn mit dem Daumen von dem mageren Ringfinger ab und zeigte seinem Vater die Inschrift, die er ihm leise vorlas: „Durch Reinheit stark". Es klang wie ein Gelübde. Der Vater verstand, nickte lächelnd, streichelte segnend über den Ring und steckte ihn mit schwachen Fingern seinem Sohn selber wieder an die Hand. Dann faltete er die Hände und verlor das Bewußtsein. Bald wandten sich die Augen nach oben; das Herz arbeitete stärker. Der vorbeikommende Arzt warf einen Blick herüber und bemerkte halblaut zu Viktor: „Laß ihn schlafen, er erwacht nicht mehr."

Nach einer halben Stunde hatte Vater Hartmann ausgeatmet.

* * *

Als Viktor das Bürgerspital verlassen hatte und nun verwaist durch Straßburg schlich, mutete ihn dieser ganze politische Wirrwarr mit dem Herzeleid, das er im Gefolge hatte, unsagbar verächtlich an. Er kam aus einer andren Welt. Sein Auge hatte sich in Tränen reingewaschen und sah nun still und unverworren in die Wirklichkeit der Dinge. Seine Seele hatte sich durch Schmerzen verfeinert und war nun für die groben und heftigen Leidenschaften dieser Zeit nicht mehr empfänglich.

Er trat vor das erhabene Münster. Mit seelischen Organen erfaßte er diese Symphonie der Jahrhunderte.



Die gewaltige Lichtrose über dem mittleren Portal bildet das Herz des Münsters; aber auf dem Gipfel des wolkenragenden Gebäudes, das von Stangen und Zacken umflogen ist und trotz aller Massigkeit den leichten Lichtgestalten überall Durchlaß gewährt, erhebt sich das Kreuz. Sieghaft und dankbar wird dieses Symbol der Schmerzen von der steinernen Riesenhand emporgehalten: „Da hast du wieder das Erdenkreuz, das du mir auferlegt hast, Vater der Liebe! Ich danke dir dafür, denn es hat mich geübt und gestählt, es hat mich geläutert und vertieft."

Der braunrote Stein flammte in einem violetten Abendlicht, als der bleiche Krieger davorstand. Auch an diesem Riesenwerk hatte das Geziefer der Revolution herumgeknabbert. Die Steinfiguren der Könige und Heiligen waren zertrümmert oder der Köpfe beraubt. Quer über die Portale hinweg lief eine breite Tafel mit der Aufschrift: Tempel der Vernunft. Und das Steinkreuz der Spitze — wo war das Kreuz? Eine große rote Blechmütze war über das Kreuz gestülpt. Auch das Münster sollte der Partei dienen; den Ausweg in die Ewigkeit sollte eine Jakobinermütze zusperren. Im verödeten Innern aber, wo sonst in den kraftvollen Farben alter Kirchenfenster Ornate geblitzt und Weihrauchkessel ihre bläulichen Düfte um uralte Kultushandlungen gehüllt hatten, erhob sich ein künstlicher Berg mit revolutionären Symbolen: den Sieg der Bergpartei darstellend.

Der Elsässer betrachtete diese Geschmacklosigkeiten ohne jede Erregung. Die Revolution war ihm gleichgültig geworden.

„Es ist ein stümperhafter Dilettantismus", sprach er zu sich selber; „er sucht durch lärmende Greueltaten seine Unfähigkeit zu verdecken; wir warten immer noch auf das Aufblitzen des Genies. Das Genie, das diesen Untaten ein Ende macht, wird nicht mit Engelzungen sprechen, sondern mit Kanonenzungen. Es wird dort einsetzen, wo der König versagt hat: mit Kartätschen wird er diesen Pöbel in seine Löcher zurückjagen. Aber ich — was hab' ich mit diesem blutgierigen Staatswesen zu schaffen? Kann ich meinen Seelenhunger bei Saint-Just, Schneider oder Monet stillen? Mag der Berufene mit ihnen sprechen. Ich habe das Meine getan. Nun steh ich endlich dort, wo ich theoretisch in den Gesprächen mit Humboldt und Oberlin schon vor drei Jahren gestanden. Ein weiter Umweg!"

Eine geistige Geographie ward ihm offenbar. Was das stürmische Mittelalter eines Walther von der Vogelweide und der Hohenstaufen-Kreuzzüge „Frau Welt" nannte, das trennte sich nun von ihm und trat zurück. Die bleibende Kraft aber wuchs herauf, die sich ehedem in der Kirche sammelte und alle Philosophie und Weisheit umfaßte. Seine Heimat war nicht mehr dieses äußere Elsaß, nicht mehr Politik noch Partei, nicht mehr Frankreich noch Revolution: seine Heimat war das Land der Weisheit und der besonnen tätigen Liebe. Vorhin am Krankenbett des nunmehr freien Vaters, drüben im heiligen Hain zu Barr — überall, wo Bedürftige zu stärken oder Hilfeflehende zu ermuntern waren, überall, wo Unmündige Erziehung und Wißbegierige Unterricht brauchten, überall, wo ein edles Verlangen Stillung wünschte — — da war seine Heimat.

Es fiel ihm auf, wie viele Fensterläden geschlossen waren; vornehme Häuser standen lichtlos und verwaist; die winterlich feuchte Stadt war grau und still.

Ein Bekannter kreuzte seinen Weg. Es war ein ungeklärter, leicht erreg-

barer junger Gelehrter, der ebenso wie Hartmann in Colmar und in Jena geweilt und von Friederike Pfeffel einen starken Herzenseindruck erhalten hatte, ein aus Dänemark verflogener Schöngeist, der in Schneiders Gefolge den Besessenheiten der Zeit erlag. Hastig schoß er dahin, einen journalistischen Artikel im Kopfe wälzend, als wäre das Wohl der Menschheit davon abhängig, daß dieser Leitartikel im „Argos" oder im „Weltboten" erschiene.

„Nun, Hartmann, verwundet? Bravo, bist ein Patriot! Woher? Wohin?"

Viktor beschaute den Unsteten mit ruhiger Verwunderung.

„Noch immer im Fieber, Butenschön? Ich meinerseits komme vom Totenbett meines Vaters; den habt ihr in der Kerkerluft des Seminars getötet, während ich auf dem Schlachtfeld blutete. Nun such' ich eine reinliche Stätte, wo ich meine Wunden ausheilen und von eurer Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit genesen kann. Willst du mit?"

„Das wäre! Wo hier alle Hände voll zu tun sind! Wo Freund Schneider, der auf dem Land Widerspenstige straft, in Gefahr schwebt, dem Einfluß eines Saint-Just oder Monet zu erliegen! Denn Saint-Just kehrt übermorgen von Paris zurück, mächtig wie zuvor; die Ausschußwahlen sind zu Robespierres Gunsten ausgefallen. Und ich traue dem Repräsentanten nun einmal nicht. Unser Schneider ist ihnen zu bieder, zu brav, zu tugendhaft, zu deutsch" — —

Viktor mußte in aller Trauer lächeln über den Mißbrauch dieser herauspurzelnden Worte, vor allem der Worte „tugendhaft" und „deutsch". Doch schwieg er gelassen; die Revolution zeichnete sich ja gerade durch dieses Spiel mit tönenden Worten aus; und vor allem das Wort „Tugend" nahm sich in diesem blutigen Spiele besonders drollig aus.

Ein Trupp grotesker Schnauzbärte wanderte schwatzend und fuchtelnd vorüber. Diese abenteuerlichen Gestalten trugen faltige Mäntel, im Gürtel Pistolen und Säbel, und auf den langen Haaren die Rotmütze mit großer Kokarde.

„Kennst du die?" fragte Butenschön. „Sind Franzosen aus dem Innern, Mitglieder der sogenannten Propaganda. Wohnen im ehemaligen Jesuitenkollegium am Münster, füttern sich vortrefflich, saufen in diesen Zeiten der Teurung unendlich viel Wein und fühlen sich hier als Halbgötter. Na, die solltest du in der Volksgesellschaft hören! Es darf dort nur noch Französisch gesprochen werden, und so hält sich die Mehrzahl der Bürger fern. Wir um Schneider herum sind diesen Burschen gegenüber gemäßigt."

„Ihr gemäßigt? Nicht schlecht!"

Man hatte in der Volksgesellschaft, die von einigen sechzig eingewanderten Propagandisten aus dem inneren Frankreich vergewaltigt war, offen für die Tötung sämtlicher Straßburger Gefangener gestimmt; es mochten zweitausend Menschen eingekerkert sein. Und im Kreise der Intimen, um Dièche und Monet, raunte man von einem Plan, die sechstausend Nationalgardisten der Stadt Straßburg auf großen Booten im Rhein zu ertränken, indem man sie anscheinend gegen die Österreicher senden und dann vom eigenen Ufer aus in Grund bohren wollte. Doch fanden sich keine ausführenden Leute, die mit solcher Greueltat die Ehre des Krieges beflecken und das Vertrauen des Heeres zu täuschen wagten.

Viktor, der mit seinem verbundenen Arm unter dem übergehängten Mantel unbeweglich vor dem erregten Revolutionär stand, brach das Gespräch ab.

„Auf die Gefahr hin," sprach er, „daß du mich wehleidig schiltst, muß ich dir bekennen, daß ich mich innerlich von diesem Chaos gelöst habe. Ich kann meiner Vaterstadt nicht mehr dienen und muß halt warten, bis sie mich wieder braucht. Ihr seid terrorisiert von der Pariser Partei des sogenannten Heiligen Berges und von der Partei des Pariser Pöbels. Straßburg ist terrorisiert von Paris. Ihr seid Affen des Pariser Blutsystems, du magst mich meinetwegen denunzieren. Aus nichtigen Anlässen bringt dein Eulogius Schneider Menschen um, und unreife junge Leute wie Saint-Just und Monet gebärden sich, wie sich eben bösartige Knaben gebärden, wenn man sie plötzlich über eine würdige Stadt setzt. Ist das Freiheit, Gleichheit oder Brüderlichkeit? Nein, das ist Fieber. Ihr habt Angst voreinander, ihr habt Angst vor aller Welt — und nun schlagt ihr tot, ihr Kleingeister, um nicht selber getötet zu werden. Gott befohlen, mein Lieber! Ich mache nicht mehr mit."

„Du hast ja allerdings ein Recht auf Mitleid, armer Bursch, du bist Invalide," warf der Journalist achselzuckend hin.

„Mitleid?! Versuchst du mich durch Mitleid zu beleidigen? Du kannst dir wohl nicht vorstellen, daß es Stolz ist, wenn ich mich von euch trenne? Ich bin Invalide, aber nicht am Geist. Der ist nüchtern und klar, denn er ist fieberfrei. Und nicht am Willen bin ich Invalide. Nur richtet sich mein Wille fortan auf reinere Ziele. Leb' wohl!"

Sie gingen auseinander.

Noch ein markantes Vorkommnis drängte sich dem Heimkehrenden auf, unmittelbar vor dem Vaterhause. Inmitten eines Menschenanlaufes wetterte und fluchte dort ein Soldat in Generalsuniform, aber mit den Manieren eines Unteroffiziers. Es war der Stadtkommandant Dièche. Derb und polternd, stets in halbem Rausch von den vielen Flaschen im Keller des Darmstädter Hofes, hatte er mit seinem Adjutanten eine Bürgerin zur Rede gestellt. Die Frau trug trotz des Verbotes die altreichsstädtische Schneppenhaube. Mit einem unverständlichen Wortschwall riß der General die Haube herab, warf sie zu Boden und stampfte sie mit seinen Stiefeln in den Schmutz. „Was steht an den Affichen?!" schrie er in französischer Sprache. „Die Bürgerinnen sind ersucht, die deutsche Tracht abzulegen, da ihre Herzen fränkisch sind. Steht's nicht deutsch daneben?! Kannst du nicht lesen, Canaille, so laß' dir's vorlesen!" Doch der Kommandant war an eine aus dem Finkweiler oder aus der Krutenau geraten, die zwar kein Wälsch verstand, aber in ihrem Zorn, daß man auf ihrem Wege zu einer Kindtaufe derart in ihren besten Kleiderstaat fahre, in dampfende Wut geriet. Alemannische Schimpfworte rasselten kübelweise auf den Angreifer herab. Sie riß die Haube aus dem Schmutz empor, zeigte auf die Kokarde und schrie: „Was, du trittst auf der Kokard' herum?! Du willst General sein und trittst auf der Kokard' herum?!" Und machte das durch Gebärdenspiel so anschaulich und sammelte durch ihr Ungestüm so rasch um sich her eine Zuhörerschaft, daß der Stadtkommandant vorzog, seinen Rückzug durch ein bärbeißig Lachen zu verbergen und rasch zu entrinnen.

Auf den Treppen des Vaterhauses drohte den Invaliden der Schmerz zu übermannen. „O du altvornehme Reichsstadt! O du braver Vater, du letzter Reichsstädter! In welche Schande sind wir geraten!“

Oben jedoch fand er einen unvermuteten Gast, der ihn mit willkommenem Frohmut ablenkte. Es war Hans von Uhrweiler: der ehemalige Kutscher Jean der Marquise von Mably!

Viktor freute sich über den hellen und offenen Hanauer Bauern, der nun mit seinem Bischhölzer Käthl zu Imbsheim am Bastberg hauste und mit zwei Schimmeln zu Felde fuhr.

„Du weckst mir alte Erinnerungen, Hans. Aber das ist dahinten und gründlich überwunden. Ich bin in einer Lage und Stimmung, die man nur einmal im Leben durchmacht. Ich habe meinem nächsten und ältesten Freund und Blutsverwandten, meinem Vater, die Augen zugedrückt, wie man zu sagen pflegt; doch ist das in diesem Falle nicht ganz richtig: denn mein sorgfältiger Papa hat die seinen eine Minute vor dem Tode selber geschlossen ... Du braver alter Mann! So charaktervoll und so weitherzig, so voll Fehler eines hitzigen Geblüts und doch so gut und fromm! ... Ich bin selber noch elend, nehmt's nicht übel, wenn man da weich wird! ... Tante Lina, er hat mir's aufgeschrieben, ich soll dir danken für deine Treue ... Ach Leute, Leute, mir ist, als hätt' ich einen neuen Blick in den Augen: alles Irdische fern und klein, wie wenn man ein Fernrohr um ein paar Schrauben weiterdreht. Und der Tod dieses guten Mannes war so einfach ... Bring' etwas zu trinken für Hans, Tante! ... Bleibst ein paar Tage bei uns, bist mein Schreiber; dann fahren wir zu den Franks nach Barr, Addy wird sich freuen, wenn sie dich sieht ... Gutes tun, Hans, das ist fortan mein ganzer Wahlspruch. Und dann unauffällig heimgehen wie mein stiller Vater.“

Dies war Viktors Totenrede. Sie ermangelte der pathetischen Sprache. Doch spürte man, wie die Flut des Unausgesprochenen hinter diesen Worten emporwühlte, wie es in ihm würgte, um die Lippen zuckte und feucht in die Augen stieg. Er trug viel mehr in sich, als ihm jemals auszusprechen vergönnt war.

Der lange Hans, ein ausgeprägter Republikaner, war samt Gespann und Schimmeln auf der Flucht vor den Österreichern, die das untere Elsaß bis auf den Bastberg und an den Bergrand von Ernolsheim und Sankt-Johann besetzt hielten. Doch war er heiter und unverzagt und trug seine Hakennase hoch im Wind. Er wußte sein Haus und sein Weib im Schutze Gottes und eines rüstigen alten Vaters. Nur er selber hatte zu hitzig für die Republik Partei genommen und hatte mithin Grund, die Rache der Emigranten und Österreicher zu fürchten.

„Jetzt kommandiert der Pichegru bei der Rheinarmee,“ sprach er zuversichtlich, „und der Hoche bei der Moselarmee. Das sind tüchtige Generale. Jetzt geht's druff! In vierzehn Tagen ist Landau entsetzt, parole d'honneur!“

Unter seinen Landsleuten war Hans eine Ausnahme; die Bauern jenes patriarchalisch regierten hessisch-darmstädtischen Bezirkes, ehedem Grafschaft Hanau-Lichtenberg, wollten von Republik und Wälschtum nichts wissen.

„Und ich muß sagen,“ fügte Jean hinzu, „wenn die hergelaufenen wälschen Kindsköpf' hier in Straßburg noch lang so fortmachen, so tut's mir leid, daß ich

mein' Haut aufs Spiel setze. Aufgeblasenes Wesen kann ein richtiger Elsässer nit leiden. Da hat gestern einer von diesen Propagandisten, so ein junger Naseweis, von der Tribüne herunter Jesus einen Charlatan genannt und auf Gott und Welt geschimpft — Sackerlot, ich wäre dem Wagges fast an die Gurgel gefahren. Dafür hat ihm dann freilich ein Elsässer Namens Jung geantwortet. Und saftig! ,Das muß eine kleine, eine niederträchtige Seele sein, die über den besten aller Menschen spotten kann. Den Buben hätte man in der Wiege ersticken sollen!' So hat er's ihm gesteckt. Es fehlt diesen Wälschen etwas. Wissen Sie, was ihnen fehlt? Ehrfurcht. Diesen Mangel nennen sie Freiheit. Es ist aber ein Schreibfehler für Frechheit."

„Es ist ein Mangel, der eine Nation vernichten kann", bestätigte der Erzieher Hartmann.

Hans hatte im Hotel de France, im sogenannten „Fufzehnsoustückl", wo man für fünfzehn Sous übernachten konnte, Quartier bezogen. Aber Viktor bat ihn, im Hartmannschen Hause Gast zu sein.

„Du kannst mir manches besprechen helfen, Hans. Auch bin ich in Sorgen um Addy. Eulogius Schneider streicht mit der Guillotine in der Gegend von Barr herum. Bedenk', das Kind ist herzkrank. Wenn es Aufregungen durchmachen müßte!"

Sie ordneten des Vaters Papiere. Friedensrichter Schöll hatte die Siegel abgenommen und nichts Verdächtiges gefunden. Alles Kirchliche war damals verboten; und so war der stille Gärtner sang- und klanglos beerdigt worden. Die lebendige Gegenwart rief rasch wieder alle Spannkraft auf den Plan. Überall wo Viktor Besuche machte, traf er Trauer in den Familien. Professor Hermanns begabter Sohn, der junge Arzt, war einer Epidemie erlegen. Die Familie Hitzinger war ruiniert; die Madame lag krank zu Bett; der Bäcker saß verbittert am erkalteten Ofen. Hier erst erfuhr Viktor die Geschichte Leos, der nicht über den Rhein geflohen, sondern sich in neugekräftigter Verwegenheit abermals nach dem oberen Elsaß gewagt hatte. Viktor lief von Haus zu Haus, um seine Bekannten und Freunde zu trösten und sein Bargeld zu verteilen.

Und als er spät und erschöpft nach Hause kam, traf er den Kutscher von Barr: — der war als reitender Eilbote gekommen und brachte einen Brief von Frau Frank.

„Mein guter Viktor! Wir sind mit Tränen des zartesten Mitgefühls bei Ihnen, den wir als unsren teuersten Freund lieben und verehren, und wir gedenken Ihres heimgegangenen Vaters mit inniger Achtung und Dankbarkeit. Ich selbst bin noch vom Schmerz um Albert betäubt. Indessen läßt das Schicksal uns allen keine Muße, der Bekümmernis nachzuhängen. Denken Sie sich, Kuhn in Epfig soll guillotiniert werden! Ebenso etliche andere hier und in Oberehnheim! Und dem Städtchen sind ungeheuerliche Geldlasten auferlegt, so daß ich fast alles hergegeben habe. Besonders aber bin ich in Angst um unsere Addy. Es waren neulich einige Jakobiner hier und forschten ziemlich grob, was an dem Gerücht sei, daß ich eine Emigrantin beherberge. Zum guten Glück waren die Kinder schon zu Bett gegangen, und ich konnte die Klubisten mit einigen Flaschen Wein und guten Worten fortschicken, ohne daß Addy davon erfahren hat. Ich zittre jedoch

bei dem Gedanken, daß noch einmal irgendwelche Roheit, wie zu Ostern dieses Jahres, sei es von Schneider oder von andren, in mein stilles Haus eindringen könnte. Mit einem Wort, werter Freund, Addy ist bei mir nicht mehr sicher. Und sie nach Straßburg zu bringen, hieße sie vollends dem Verderben ausliefern. Erwägen Sie, guter Viktor, sobald es Ihnen die so traurigen Umstände und Ihre Gesundheit erlauben, was hier zu tun sei. Für mich und meine Leonie seien Sie nicht besorgt; wir wissen uns zu wehren; aber die kranke Addy darf nicht der Möglichkeit einer Aufregung oder gar Verhaftung ausgesetzt werden. Besprechen Sie alles mit dem Kutscher Jacques. Ich erwarte sehnlich Ihre Antwort."

Viktor wurde durch diese Nachricht nur wenig überrascht; ein Notruf dieser Art lag in der Luft, seit er vernommen, daß Schneider jenen Bezirk heimsuchte. Nun aber, als die Tatsache vorlag, sprang seine Energie hervor. Addy war sein empfindlichster Punkt; er fühlte sich verantwortlich für des Kindes Wohl. „Kommt her, wir müssen das sofort besprechen!"

Und er setzte sich zu Hans und dem Kutscher Jacques, einem gebürtigen Lothringer von den Kirschbaumhügeln bei Büst und Wintersberg, wo der Pfalzburger Wind über die Hochebene läuft. Beides waren zuverlässige Männer. Man konnte offen reden.

Der Lebenskandidat Hartmann fühlte, daß wieder ein wichtiger Wendepunkt gekommen war. Nachdenklich stützte der vorerst noch einarmige Kriegsmann den Kopf in die Hand und sann. Sollte er für Addy kämpfen? Konnte hier überhaupt von Kampf die Rede sein? Oder war entschiedene Trennung von den Blutregionen der Revolution ein für allemal auch hier der gebotene Ausweg?

„Man sollte den Astrologius Schneider zu Fall bringen", meinte der unverbrauchte Hans. „Man sollte dem Monet oder dem Saint-Just ein Bein stellen."

„Meinst du, daß dies nicht schon genug versucht wird?" versetzte Viktor. „Und meinst du, daß mit Vernichtung einiger Personen das System vernichtet wäre? Nein, Hans, ich habe in den letzten Wochen über dies alles bis zum Bodensatz nachgedacht. Straßburg wird schimpflich behandelt, das ist wahr; der Name ‚Freiheit' wird fratzenhaft mißbraucht, wir sind einer Partei von Bluthunden ausgesetzt — alles zugegeben. Ich habe Blut geopfert, ich habe den Vater verloren, ich sehe nun das Zarteste bedroht, was ich kenne. Was nun dagegen unternehmen? Hierüber nachzusinnen, über das Rätsel des Dämonismus, könnte einen tiefen Menschen krank und wahnsinnig machen. Eingreifen aber und durch Schurkereien und Kniffe diese Kniffe und Schurkereien übertrumpfen — nein, das muß ich den Bürgersektionen, den Parteien, den Volksrepräsentanten und andren politischen Faktoren überlassen. Ich bin kein Politiker. Dieser Kampf ist und bleibt unreinlich; selbst der Sieg befleckt. Meint ihr, ich würde mich fürchten, vor Monet oder Saint-Just zu treten? Der Erfolg wäre, daß ich im Seminar den Platz einnähme, der durch meines Vaters Tod frei geworden ist. Und dann? Was wäre gewonnen? Darum heißt es: ruhig überlegen und rasch und fest ausführen! Als ich vorgestern aus dem Schlaf erwachte, hatte mir von einer Lerche geträumt, die aus düstren Frühnebeln singend emporflog ins Morgenrot der wahren Freiheit. Es war meines Vaters Sterbetag. Es kann sich aber auch auf die Lerche Addy beziehen,

die sich gern in eine freie, reine Höhe emporschwingen möchte — so wie sich mein eigenes Herz hinaufsehnt nach Licht und Himmelsluft."

Und ihm klang, noch während er sprach, ein Wort des Pfarrers Stuber blitzhaft in das Ohr: ein Vorschlag, den der Geistliche damals in der Frankschen Wohnung geäußert hatte, als es sich um Abbys Zufluchtsort handelte. Taghell stand mit einem Male vor Viktors innerem Auge das Hochland des Friedens. Er wußte plötzlich: in jenem Hochland wartet die Erfüllung! Dort leuchtete jetzt ein glänzend reiner Schnee über der unbefleckten Gebirgslandschaft; der Wintertag verglomm in wundersam zarten Farben. Die Rehe standen oben am Saum der dunklen Tannenwaldung, und in der Tiefe floß, schwarz inmitten des weißen Schneelichtes, ein rauschend Wasser. In den Hütten blitzten frühe Lichter; groß und blank funkelte über den Salmschen Bergen der Abendstern. Erste Weihnachtslieder sammelten sich in harmonisch bewegter Luft; im Hochwald fanden sich Geister der Liebe zusammen und beredeten, wie sie den Menschen des Tales Weihnachtsfreude bereiten könnten. Dort wohnte kein Dämon des Hasses. Vielmehr stand in edlen Gebetsgedanken am Fenster, in die beginnende Wintermondnacht hinausschauend, der geistige Führer jenes Hochlandes: Pfarrer Oberlin.

„Ich bringe Abby ins Steintal!" rief Viktor laut und freudig. „Nun ist es klar und sicher: dahin geht der Weg! Unser braver Oberlin hat Schützlinge genug, er wird auch für mich und dieses Kind Unterkunft schaffen. Du hast deinen Wagen mit, Hans, du wirst Abby und mich fahren. Du aber, Jacques, reitest nach Barr zurück und bringst sie in aller Heimlichkeit nach Molsheim, wo wir sie in Empfang nehmen. Und das alles ohne Zaudern, sofort morgen! Wenn ich frisch genug bin, nehm' ich einen deiner Schimmel, Hans, und reite selber mit Jacques nach Barr."

* * *

Eulogius Schneider war am Schloßplatz zu Barr im Hause des Lohgerbers Lanz abgestiegen. Die zusammenlegbare Guillotine, die hinter ihm herzufahren pflegte, wurde aufgerichtet; die übrigen Richter wohnten im Gasthof zum Hechten; die Soldaten verteilten sich in benachbarte Quartiere.

Ein Wagner aus Dambach war der erste, der unter dem Fallbeil starb. Das Gefängnis war nebenan; um jedoch den Eindruck zu verstärken, führte man den einfachen, ärmlichen Mann, der vor Todesangst zitterte, vorher mit Trommelgeräusch durch den ganzen Ort und verlängerte so seine Todesqual. Hernach fuhr das Gericht noch Oberehnheim, köpfte dort zwei Bürger und kehrte nach Barr zurück. Gleichfalls in Oberehnheim ward ein zweiundsiebzigjähriges Mütterchen aus Mittelbergheim vorgeführt; zitternd löste sie die Haube und legte sich unter das Beil; ihr Verbrechen bestand darin, daß sie ihrem Sohne, der bei den Emigranten weilte, einen Brief geschrieben und etwas Geld geschickt hatte. Ihre erwachsene Tochter wurde mit ihr getötet. Desgleichen der Friedensrichter Doß, der sie beraten hatte, und ein andrer Bürger.

Dazwischen feierte man in Barr das Fest der Vernunft.

Bei dieser Feier schwor der dortige katholische Priester seinen Glauben ab. Nach ihm betrat Eulogius die Kanzel und kündigte den Versammelten an, daß sich jener Priester zu vermählen gedenke; möge die Jungfrau, die er wählen werde —

so klang es drohend — nicht zaudern, sein Weib zu werden; mögen die Einwohner Barrs durch reichliche Brautgeschenke ihre patriotische Denkart bekunden! Dies war eine Einleitung zu seinen eigenen Hochzeitsplänen. Ihm gefiel die blühende, kräftige Sarah Stamm, eines dortigen Steuerbeamten Tochter. Doch rasselte seine Guillotine vorerst nach Epfig: dort guillotinierte man drei Bürger, darunter den Friedensrichter Kuhn. Er zog weiter nach Schlettstadt — und zwei unbedeutende alte Bäuerlein aus Scherweiler fielen unter dem Beil ...

Mitten unter diesen Blut-Orgien saßen die drei weiblichen Wesen, die dem Herzen Viktors am nächsten waren, in ihrem heiligen Hain zu Barr, am äußersten Rande des Städtchens, dort wo der Weg nach Heiligenstein durch die Reben läuft. Es war spät in der Nacht. Sie saßen eng aneinandergeschmiegt in ihrem warmen Wohngemach. Eine rosige Ampelbeleuchtung umschimmerte die trauliche Gruppe. Sie hatten mit Lesen und Arbeiten aufgehört und schwiegen nun miteinander. Die uralte Wanduhr tickte; der Wind schlich leise um das Haus. Addy saß der Pflegemutter auf dem Schoß und hatte die Arme um ihren Hals geschlungen; Leonie hatte auf dem Stuhl daneben Platz genommen, legte den linken Arm um die Schulter der Mutter und hielt mit der Rechten Addys schmale liebe Hand. Noch wirkte der Tod Alberts nach; sie waren alle in dunkler Kleidung und in trauervoller Gemütsverfassung. Und aus der feindlichen Umwelt konnte jeden Augenblick neue Gefahr hereindringen.

„Viktor zeichnet manchmal hübsch," sagte Frau Frank, um ein wenig abzulenken. „So wie wir drei nun hier beisammen sitzen, sollte er uns zeichnen. Nicht wahr, mein Jüngstes, meine Addy?"

„Liebe Mutter," flüsterte Addy in einer zärtlichen, aber etwas angstvoll unruhigen, weich andringenden Stimmung, „ihr verwöhnt mich, ach, aber es tut mir so wohl, mich von euch verwöhnen zu lassen, ich bin so gern geliebt. Nur diese gute Schwester Leonie kommt dabei zu kurz. Alles dreht sich immer um mich, weil ich leider krank bin. Und dabei übersieht man leicht den Wert unsrer braven Leonie, die immer so fleißig ist, immer ganz still neben mir zurücktritt. Liebe Leonie, du machst das absichtlich und meinst, ich merke das nicht, aber ich merke es wohl."

Und Addy ließ sich vom Schoß der stattlichen Mutter heruntergleiten und umschlang plötzlich Leonie in einem jener krankhaft stürmischen Anfälle von Innigkeit, die das leidende Kind mitunter befielen. Doch ihre Liebkosungen gingen in heftiges Schluchzen über. Sie lehnte den Kopf an Leonies kräftige Schulter und weinte krampfhaft, geschüttelt von Schmerz.

Erschreckt suchte man sie zu beruhigen. Die Mutter wollte sie wieder zu sich nehmen, aber Leonie ließ sie nicht los.

„Was hast du denn, meine Addy? Bin ich vielleicht zu kalt gegen dich gewesen? Hab' ich dich irgendwie gekränkt?"

„Nein, nein, du bist immer gleich gut, du stille Leonie, bist besser als ich, bist nicht so weichlich, nicht so verzärtelt wie ich. Ach, aber du bist *gesund*! Leonie, du bist *gesund*! Du darfst leben, ihr alle dürft leben, ihr alle dürft ihn lieben und dürft geliebt werden, und ich muß *sterben*" — —

Das Wort „sterben“ hallte laut und unsagbar wehvoll durch das nächtliche Zimmer. Das kranke Mädchen weinte fassungslos. Es war ein Anfall, wie ihn Addy nie zuvor gehabt hatte. Heute zum ersten Mal schien der Ärmsten die Tatsache bewußt zu werden, daß sie dem sicheren Tode geweiht sei. Mutter Frank nahm das unglückliche Kind tröstend in die Arme und trug sie unter vielen Küssen und Koseworten in das Schlafzimmer. Bestürzt blieb Leonie am Kamin zurück.

Leonie Frank war eine unbefangen fleißige, auf Ehrfurcht und Gehorsam eingestellte Tochter und Schwester, voll von natürlicher Lebenswärme, mit herzlichen blauen Augen voll Gemüts- und Seelenkraft. Sie war immerzu im Haushalt beschäftigt, doch gleichsam geräuschlos, und behielt dabei ein aufmerksames Ohr für geistige Gespräche. In ihrer natürlichen Unschuld hatte sie über sich und Addy und das Verhältnis all dieser Menschen untereinander nicht weiter nachgedacht. Sie hatte das Rechte unbewußt getroffen: sie hatte sich neidlos zurückgehalten, damit sich alle Sorgfalt der Mutter und Viktors auf die Kranke sammeln konnte. Jetzt ward es ihr fühlbar, wie sehr sie durch das Geschenk einer kernhaften, blühenden Gesundheit bevorzugt sei vor der todgeweihten Pflegeschwester. Ihr Herz zerfloß in Mitgefühl; sie klagte sich der Kälte an; neben der wortefeinen und wortewarmen Französin Adelaide schien sie gewiß oft kühl und herb, zu still und zu verschlossen. Dazu rund herum die schreckliche Zeit! Und Albert tot! Und Viktors Vater! Und Viktor selber wund! ... Und so saß auch Leonie Frank am Kaminfeuer und weinte vor sich hin.

In diesem Augenblick erklangen Hufschläge auf der nächtlichen Straße, und gleich darauf wurde die Schelle des Hoftors in Bewegung gesetzt. Leonie sprang ans Fenster: zwei Reiter hielten am Tor. Ein tödliches Entsetzen durchrieselte das junge Mädchen. Ihr erster Gedanke, wie immer bei allem Ungewöhnlichen, war der Ruf nach der Mutter. Doch die Mutter war bei Addy, und Addy durfte nicht erschreckt werden. So warf denn Leonie ein Tuch um und rannte mit verweinten Augen, bebend und beherzt zugleich, die Treppe hinunter.

Drunten lief bereits die Kutschersfrau mit der Laterne über den Hof und rief erregt: „'s isch der Jacques!“

Das Tor ging auf: und Jacques und Viktor ritten herein.

Eine ungeheure Last fiel vom Herzen der zitternden Leonie. In heftigster Erregung klammerte das große, schön gestaltete Mädchen beide Arme um den todmüden Kriegsmann, preßte das verweinte Gesicht an Viktors eingefallene Wange und rief immerzu: „Gott sei Dank, o, Gott sei Dank!“ Und als er ihr Gesicht emporhob und erschrocken fragte: „Tränen, Leonie?“, riß sie sich hastig los, stürmte die Treppe hinauf und rief in einem Freudensturm: „Viktor ist da!“ ...

In der nächsten Morgenfrühe, noch vor Tagesanbruch, verließ Addy nach vielen Umarmungen, gestärkt durch die Freude, mit ihrem Freund und Beschützer zusammen reisen zu dürfen, das stille, hohe Haus. Jacques führte die beiden an den Eingang des Breuschtals. Im Rebstock zu Molsheim wartete Hans von Uhrweiler; und nach einer kräftigenden Rast drang man in das Tal ein, hinweg aus den blutigen Revolutionsbezirken der elsässischen Ebene.

Hinter ihnen feierte der Mönch Eulogius seine Bluthochzeit.

Mitten in der Nacht wurde der Steuereinnehmer Stamm von zwei Richtern aus Schneiders Gefolge herausgeklopft. Die ganze Familie zog sich an und kam ins Wohnzimmer. In zwei knappen Briefen an Vater und Tochter ließ der öffentliche Ankläger um Sarahs Hand ersuchen. Das beherzte Mädchen sagte zu. Tags darauf, von den Hinrichtungen in Epfig und Schlettstadt kommend, zog der Bräutigam selber in Barr ein. Der Maire nahm die Trauung vor. In sechsspännigem Wagen, um der aufgeweichten Straßen Herr zu werden, trat die Familie samt Brautpaar, begleitet von Guillotine, Scharfrichter und dem militärischen Gefolge, die Hochzeitsfahrt nach Straßburg an. Unterwegs gesellte sich die berittene Nationalgarde von Barr zu dem bereits bemerkenswerten Zuge; die übermütigen Burschen gedachten den Hochzeiter zu ehren und ihre patriotische Gesinnung zu bekunden, aber sie trugen zu seinem Verderben bei. Denn in großem, allzu großem Gepränge, mit gezogenem Säbel und geschwungener Fahne, rollte der Troß an der präsentierenden Torwache vorbei in Straßburgs Mauern ein.

Der Volksrepräsentant Saint-Just stand am Fenster und sah aus unmittelbarer Nähe mit an, wie der kotbespritzte Hochzeitswagen rasselnd und lärmend die Blauwolkengasse herunterrollte und inmitten einer Menschenmenge vor dem Hause Halt machte. Das Haus des Repräsentanten — der damalige Tribunalpalast — und des öffentlichen Anklägers Haus lagen sich verhängnisvoll gegenüber. Dieser unrepublikanische Aufzug, eines Königs würdig, aber die spartanische Strenge des Saint-Justschen Staatsideals gröblich verletzend, bot sich als ausgezeichneter Anlaß dar, den längst verdächtigen „capucin de Cologne" einzustecken.

„Will uns der Deutsche da verhöhnen? Will er uus seine Machtstellung recht pompös vor Augen führen? Oho, er irrt sich, dieser kosmopolitische Hanswurst! Dieses Schneiderlein flickt an kleinen Leuten herum und wagt sich nicht an die Großen heran — voyons, wir werden ihn lehren!"

Sofort diktierte der Repräsentant eines seiner straffen Dekrete.

„Die zur Rhein- und Moselarmee außerordentlich abgesandten Repräsentanten des Volkes, unterrichtet, daß Schneider, Ankläger beim Revolutionsgericht, vormals Priester und geborener Untertan des Kaisers, heute in Straßburg mit einer übermäßigen Pracht eingefahren, von sechs Pferden gezogen, von Gardisten mit bloßen Säbeln umgeben — beschließen, daß gedachter Schneider morgen, von zehn Uhr des Morgens bis zwei Uhr nachmittags, auf dem Schafott der Guillotine dem Volke zur Schau ausgestellt werden soll, um die den Sitten der entstehenden Republik angetane Schmach abzubüßen, und soll alsdann von Brigade zu Brigade zu dem Komitee des öffentlichen Wohls der Nationalkonvention geführt werden. Dem Kommandanten der Festung ist die Vollziehung dieses Schlusses aufgetragen."

Nachts um zwei Uhr drang der Stadtkommandant Dièche mit seinen Soldaten in Schneiders Haus ein. Der öffentliche Ankläger hatte bis Mitternacht seine Gäste bewirtet; er wurde gepackt, von der jammernden Schwester und der ohnmächtigen jungen Frau hinweggerissen und nach dem Gefängnis an den gedeckten Brücken gebracht, dort wo Breusch und Ill, an finstren und hohen Türmen vorüber, ihre

vereinigten Gewässer in die Stadt einwälzen. Am andren Vormittag führte man den ungewöhnlichen Gefangenen unter starkem Zusammenlauf des Volkes auf den Paradeplatz und auf das Gestell der Guillotine. Mit forscher Dreistigkeit betrat der redegewohnte Priester und Professor von ehedem das Gerüst; unstete Blicke der roten Flammenaugen durchirrten die Menge; er trug einen Mantel, darunter die Uniform der Nationalgarde und darüber die jakobinische Pelzmütze. „Uniform herunter!" schrie es aus der Menge. „Ich bin noch nicht gerichtet!" schrie Schneider zurück. Aber die wilden Rufe „Uniform herunter!" häuften sich so drohend, daß er zornig Mantel und Uniform abwarf. Und in Hemdärmeln wurde nun der todbleiche Mann an den Pfahl der Guillotine gebunden.

Er stand dort vier Stunden, Beschimpfungen und Wurfgeschossen ausgesetzt. Die Menge staunte, wogte, summte um ihn her. Endlich um zwei Uhr fuhr an der nahen Hauptwache ein geschlossener Wagen vor. Schneider ward hineingetan, an den Füßen gefesselt und unter Bedeckung davongeführt nach Paris — in dasselbe Abtei-Gefängnis, wo noch immer sein Gegner Dietrich saß.

* * *

Viktor aber fuhr mit Abdy vom Grenzland ins Hochland.

Im Tal waren die Wege mühsam; von den Bergen herab grüßte glänzender Neuschnee. Als der Wagen in Fouday über die Brücke rollte, einkehrend in das Land reiner und natürlicher Menschlichkeit, vernahmen sie von einem vorübergehenden Bauern, daß Pfarrer Oberlin in einer benachbarten Hütte weile. Sogleich sprang Viktor vom Wagen und trat ein. Und bald kam er heitren Angesichtes wieder heraus, und mit ihm der gute Vater Oberlin, der die leichte Abdy vom Wagen hob, auf beide Wangen küßte und mit seiner festen, herzlichen Stimme rief: „Willkommen im Steintal!"

Ende des zweiten Buches.

Drittes Buch: Steintal

Erstes Kapitel

Gottesdienst im Steintal

Auf den zerstreuten Granitblöcken zwischen den Ginsterstauden der Perhöhe rauchte der feine Tau in die Morgensonne. Der Nebel hatte sich verflüchtigt; das Gebirge stand entschleiert. Das mächtige Licht war über das Hochfeld herübergestiegen; sein leuchtend stiller Glanz durchdrang das ganze Steintal.

Von Wildersbach herauf kam langsam und besinnlich ein hoher, etwas schmächtiger und gebückter junger Mann in der dunklen Sonntagskleidung des Geistlichen oder Gelehrten. Er trug den Mantel auf dem Arm und ein offenes Heft in der Hand. Häufig blieb er zurückschauend stehen, tauchte den Blick in die großartige, duftblaue, von Nebelwölkchen umwogte Gebirgswelt, atmete tief auf und setzte dann sein Schreiten fort.

Auf der Höhe breitete er das Getüch sorgsam über einen der kleinen Felsensitze, strich darüber, nahm Platz und trug nach diesen etwas umständlichen Vor-

bereitungen mit lauter Stimme den versammelten Stauden und Halmen eine Rede vor.

„Meine lieben Brüder und Schwestern! Groß ist die Würde des Menschen, des Sohnes der Freiheit, des Eigentümers der Vernunft. Erhaben ist die Bestimmung des Menschen, des Herrn der Erde, des Erben der Ewigkeit. Unser aufrechter Gang, unsere Stimme und Sprache, das Angesicht als Spiegel der Seele, all unsere vielfältigen Kräfte und Gaben lehren uns, daß fortschreitende Vervollkommnung das Ziel unsres Daseins ist. Bei allen meinen Handlungen und Neigungen muß ich dieses Ziel vor Augen haben. Ich soll durch Bessermachen besser werden ... Wie nun aber, meine Mitbürger, wenn uns gewaltsame Ereignisse in diesem Entwicklungsgang hemmen? Wie nun, wenn wir uns bei reinsten Absichten in unsren Mitteln irren? Wenn wir Schaden anrichten statt der Verbesserung? Wir sind vielleicht durch die Sinnlichkeit zu Taten verleitet worden, die unser Gewissen verletzen: womit werden wir es heilen? Menschliche Bosheit hat vielleicht die Früchte unseres Fleißes und die Wonnen unsres Familienlebens vernichtet: wer wird unsre Bitterkeit mäßigen? Wir sehen vielleicht um uns her das Gemeinwesen ausgesetzt den niedrigsten Leidenschaften, wir sehen uns umringt von Kränkungen, Irrtümern und lasterhaften Geschehnissen: — wer, meine Freunde, wird unsren Glauben an die Würde des Menschen sicher durch dieses Meer von Blut und Tränen steuern? ... Denn wir alle sind in diesen schrecklichen Zeiten verwundet worden. Sei es ein Blutströpfchen, das uns leidvoll in der Seele brennt, sei es eine schwere Wunde, die wir tragen oder am Nachbar mitfühlend zu lindern suchen — wir alle wissen von Wunden zu erzählen. Und viele sitzen wie Hiob und fragen unter Seufzen empor, ob nicht ein Erlöser nahe, ein ruhevoller Freund, der uns in dieser fiebernden Welt wiederum das Ewige offenbare und bleibend in uns befestige ... Darum seien dieser Ansprache, der ihr mich heute in eurem gastlichen Steintal würdigt, zwei Worte aus dem heiligen Buche zugrunde gelegt. Das erste Wort schaut schwermutvoll auf diese Erde voll Blut und Revolution und spricht (Psalm 90, 5): ‚Du lässest sie dahinfahren wie einen Strom, und sind wie ein Schlaf, gleichwie ein Gras, das doch bald welk wird; das da frühe blühet und bald welk wird, und des Abends abgehauen wird und verdorret.' Das zweite Wort schaut lebensgewiß gen Himmel und wird von dem mächtigen Freunde Jesus zur Samariterin gesprochen (Joh. 4, 14): ‚Wer aber des Wassers trinken wird, das ich ihm gebe, den wird ewiglich nicht dürsten'" ...

So sprach der Lernende. Und nun richtete er, von dieser Blickveränderung sprechend, sein eigen Angesicht empor in das duftige Morgenlicht. Feierlich bewegt schaute er umher in die Taufunken und wiederholte langsam die erhabenen Worte: „Den wird ewiglich nicht dürsten" ...

Der Sommermorgen, der den Einsamen umglühte, schien den Atem anzuhalten. Die Sonne stand still und umfaßte Tal und Höhen mit innig fester Glut. Glocken einer Herde, die oben am Walde weidete, schwangen mit leisem Geläut an den Halden entlang.

Und auf der Perhöhe zwischen Rothau und Waldersbach saß Viktor Hartmann und überlas die Predigt, die er am heutigen Sonntag in Fouday zu halten gedachte.

Über seinem leicht geröteten Antlitz lag eine merkliche Schwermut. Halblaut sprach er den Text der Ansprache, die er seinen Mitbürgern vorzutragen beabsichtigte, vor sich hin und verlor sich manchmal träumerischen Blickes in der Morgenschönheit dieser ruhigen und großen Landschaft. Es waren um ihn her tausend Augen, diamantenschön an allen Büschen und bewegten Blumen blitzend. Mit dem Tauglanz dieser Augen der Natur verband sich ihm die Erinnerung an menschliche Augen, an beseelte Blicke, die er auf sich gerichtet fühlte. Er sah seine schwesterliche Freundin Abdy bei ihrer guten Wirtin Catherine Scheidecker in Fouday auf ihrem Stuhle liegen, mit halbgeschlossenen Augen, lächelnd, schon mehr einer geistigen Welt angehörend als der unsren. Er sah die jungfräulich glänzenden Blauaugen der taktvollen Leonie, die ein klein wenig in die Breite lächelte, rosig, gesund und doch voll Zartheit der Seele. Und hinter beiden leuchtete die ruhige Tiefe der Frau Johanna. Er sah seines väterlichen Freundes Oberlin mildes Augenpaar, durch das man hindurchschauen konnte in die Gefilde und Wahrheiten des jenseitigen Landes. Und in weiterer Entfernung tanzten die Mädchen aus Pfeffels Bezirken ihren Nymphenreigen, und Aristides-Birkheim hielt mit männlichem Wohlwollen seine schirmende Hand über die Siebenzahl seiner Kinder.

Aber der Schattentanz des Todes mischte sich in diesen Reigen des Lichtes. Auf dem Schlachtfeld sah er Albert, auf dem Siechenlager einen sterbenden Vater. Und zu Paris war der Maire von Straßburg auf dem Schafott gefallen.

Oh, dieser Totentanz! Dieser endlose Zug des Todes! Fast noch mächtiger war er als der Lichtertanz, an Eindruckskraft dem Funkenspiel dieses Sonntagmorgens überlegen. Der edle, lebensvolle, elastische Dietrich war tot. Nach langer Haft hatten sie ihn vor die Schranken gerufen und die alten sinnlosen Anklagen wiederholt. Unter den heftig aussagenden Zeugen stand auch der gefangene Eulogius Schneider. Der Maire verteidigte sich nicht mehr. Er ward verurteilt und am nächsten Tage getötet. Ein Vierteljahr später wanderte der ehemalige Mönch Eulogius, ein „Miserere" murmelnd, gleichfalls auf die Guillotine. Und es folgten ihm Jung, die Brüder Edelmann und andere ihrer Art, nicht schlechter noch besser als so viele, die in dieser Raserei den Tod erlitten, man wußte kaum warum. Massenlieferungen wurden zur Guillotine geschleppt; Menschen und Pferde stampften durch Blut; die Hinrichtungsmaschine dampfte vor Überarbeit. Den zähesten Parisern wurde dies stumpfsinnige Töten ein Greuel; sie schlossen ihre Fensterläden, um das tägliche Vorüberrollen der Karren nicht mehr zu sehen. Unentwegt aber ließ der fahle Dämon Robespierre seine Orakelsprüche verlautbaren, wonach ungefähr alle Welt verderbt war außer seinem nächsten Anhang. Bis er dann selber gefällt wurde. Ein Versuch, sich durch einen Pistolenschuß der öffentlichen Hinrichtung zu entziehen, mißlang; mit blutig verbundener Kinnlade wurde der halbtote Diktator auf das Blutgerüst geschleift. Das Volk, durch Blutschauspiele gefüttert wie einst das Rom der Cäsaren, hatte sein effektvollstes Schauspiel: als der Scharfrichter dem Verwundeten die Binde von der Kinnlade riß, schrie Robespierre mit einer Mark und Bein erschütternden Stimme gellend auf — der Dämon, der ihn besessen, fuhr aus. Es blieb eine Hülse zurück, die man unter das

Fallbeil schob und köpfte. Und es fiel mit ihm Saint-Just, kalt und straff bis zuletzt, und mit ihm Robespierres Trabanten. Dann ebbte nach und nach das haßvolle Morden. Doch die seelischen Wunden, die während dieser Greuel dem Glauben an die Menschenwürde geschlagen worden, vernarbten so leicht nicht mehr. Das ganze nachfolgende Jahrhundert bis zum heutigen Tage litt unter den Nachwirkungen dieser Philosophie des Hasses ...

„Machtlos! Machtlos starrten wir in dieses Chaos von Greueln, von Tribünen-Phrasen, von journalistischem Mißbrauch edelster Worte! Dämonismus hat sich Europas bemächtigt; die Engel der Güte stehen fern und hoch am Lichthorizont und warten vergeblich auf ihre Stunde, denn ihre Elemente sind zu rein, um sich mit dieser unratvollen Luft verbinden zu können ... O Kant! O Willen und Würde des Menschen! Bataillone des Hasses brüllen über die Erde hin ihren Blutgesang! ... Und auch ich, seit eine Marquise den Brand in mein Leben geworfen, auch ich wußte nicht meine Stätte, bis ich sie nun gefunden habe oder bald und sicher zu finden und festzuhalten hoffe. Meine Stätte ist dort, wo es gilt, den Lichtgästen der Liebe den Weg zu bahnen in die schwarzen Regionen der Dämonie."

Viktors Lebensproblem, das er oft betastet und besprochen hatte, lag nun in Sonntagsklarheit vor ihm ausgebreitet. Erkenntnis und Entschluß hielten sich die Wage. In dieser heutigen Ansprache, der er große Bedeutung beimaß, suchte Viktor die Summe seines Erkennens und Wollens zu ziehen. Und so schien ihm dieser Sonntag die Schwelle zu einem neuen Dasein. Der Schlüssel knarrte in der Pforte zum wahren Leben ...

Vom Berghang zwischen Wildersbach und Belmont, aus der Richtung der Farm Morel, war ein Wandrer herabgekommen und stand plötzlich zwischen den Ginsterbüschen.

Es war ein noch junger bürgerlicher Mann von derber und großer Gestalt mit einem ansehnlichen Bart, ein Ränzel auf dem Rücken und in der Hand den Dornenstock. Aufgeworfene Lippen, buschiges Haar, düster glutende Augen — eine Erscheinung, die nicht in diese durchgeistigte Morgenstille zu passen schien.

Jedoch des Fremden Organ klang tief, gut und voll. Er schien müde zu sein.

„Bin ich auf dem Weg nach Wildersbach und Fouday?"

Hartmann erhob sich. Diese Stimme und dieser Mann waren ihm nicht fremd.

„Sie kommen mir bekannt vor", sprach er. „Wo mag ich Sie schon gesehen haben?"

„Eine heilige Sendung verbietet mir, mich in ein Gespräch einzulassen", erwiderte jener.

„Gesehen habe ich Sie sicher schon einmal", fuhr Hartmann fort. „Allein Tausende sterben ja jetzt im Kerker oder auf der Guillotine. Wir andren leben zwar, aber nur noch halb. Unser Gedächtnis wird irr."

Der Fremde antwortete nicht, sondern schaute in einer gleichsam betenden Stellung zu Boden.

„Doch ist meine Stimmung wohl nur eine Nebenwirkung der Rede, die ich hier lerne", sprach Viktor weiter, indem er den Unbekannten prüfend beschaute

und zum Sprechen zu locken trachtete. „Wollen Sie den Pfarrer von Wildersbach besuchen? Es ist am heutigen Dekadi in Fouday Gottesdienst — das heißt: Klubsitzung. Wir halten natürlich statt der Gottesdienste Klubsitzungen ab, wie es die Regierung vorschreibt. Oder sind Sie als Spion oder dergleichen ins Steintal geraten? Dann, Fremder, kehren Sie lieber auf der Schwelle wieder um. Denn hier ist schuldloses Land. Auch hat unser Vater Oberlin neulich in Schlettstadt vor den Richtern gestanden und ist mit Worten des Lobes wieder entlassen worden."

Es schien nicht möglich, den Fremden zum Plaudern zu bringen. Es entstand eine kurze Pause.

„Ich komme nicht in böser Absicht, Viktor Hartmann", tönte es endlich von den bärtigen Lippen. Und der Mann warf seinen Löwenkopf empor und fragte aufs neue: „Wo liegt Fouday?"

„Dies dort ist Wildersbach", antwortete der erstaunte Hartmann. „Und rechts hinab, eine Viertelstunde weiter, liegt Fouday. Sie kennen mich also?"

„Danke", sagte der andre und ging davon.

Und jetzt erst, am wiegenden Gang und an der entschiedenen Art, wie der Wandrer den Stock aufstieß, erkannte ihn Viktor.

„Leo!" rief er.

Abbé Hitzinger blieb stehen.

„Viktor," rief er zurück, „tu mir den Gefallen und forsche mir heute nicht nach. Es könnte mich in Lebensgefahr bringen. Noch vor Abend sollst du alles erfahren."

„Aber, Leo, welch ein Zusammentreffen! Ich habe dich seit jener Nacht an der Kolmarer Landstraße nicht wieder gesehen!"

Jedoch der Abbé war schon durch die Ginsterstauden entwichen und wanderte, Waldersbach vermeidend, an den kahlen Hängen hin in der Richtung nach Fouday.

Ahnungsvoll bewegt durch dieses fast feierliche Benehmen des Jugendkameraden begab sich Viktor nach Wildersbach hinunter. Auf eben dieser Perhöhe hatte einst jenes markante Gespräch mit Oberlin stattgefunden: jenes Gespräch über die beiden ungleichen Kandidaten mit ihrer gleichen Lebensverstrickung. Und da betrat nun auch Leo Hitzinger Oberlins Bezirk! Seltsam! In welcher Absicht wohl? ...

Pfarrer Oberlin machte sich zum Aufbruch nach Fouday bereit, als Hartmann im Pfarrhaus erschien. Der Straßburger Gast wohnte in einem Bauernhause von Waldersbach; er war allen in diesem Tale durch sein unermüdlich Botanisieren bekannt; er stand in Erziehung, Studien, praktischen Fragen lernend an der Seite des Pfarrers. Und seine feinste Pflicht, die den zartesten Takt erforderte, bestand darin, täglich mit der leidenden Freundin Addy, dieser frühgereiften Jungfrau, in Fühlung zu bleiben, an aufmerksamer Liebe wetteifernd mit den Bewohnern des Pfarrhauses und der braven Witwe Scheidecker.

Er frühstückte und wanderte dann mit Pfarrer, Schulmeister und andren Kirchgängern nach Fouday hinunter.

Viktor hatte seinem väterlichen Freunde das Konzept seiner Predigt gegeben; es zeichnete sich durch ebenso sorgfältige Stilistik aus wie die Reinschrift.

Der Geistliche war viel zu gütig, um seinem gewissenhaft und reinlich arbeitenden Zögling die Freude an dieser schön empfundenen Abhandlung über die Menschenwürde zu beeinträchtigen. Große Milde strahlte auch heute aus Oberlins Augen und Angesicht; aber die grade Nase und der feste Mund fügten dieser Milde eine edle Geschlossenheit und Festigkeit hinzu. Zuzeiten konnte Zorn aus dem Hochlands-pfarrer heraussprühen. Denn dieses Mannes Milde war Schulung und Errungenschaft. Er verbarg es vorerst dem trefflichen Hartmann, daß er heute früh versucht gewesen, jenes Predigtkonzept ob etlicher rationalistischer Wendungen an die Wand zu werfen.

„Du stehst unter dem Einfluß der Vernunft-Philosophie und des Doktor Blessig, lieber Viktor", begnügte sich Oberlin unterwegs zu bemerken. „Der arme Blessig, den sie noch immer im Straßburger Seminar gefangen halten, ist ein äußerst edler und gebildeter Mann. Er ist für die elsässische Kirche von Bedeutung und ein hervorragender Kanzelredner. Ich entsinne mich, wie sehr er mit seiner Rede gelegentlich der Einweihung des Grabdenkmals, das man in der Thomaskirche dem Marschall von Sachsen errichtet hat, Aufsehen erregte: die Offiziere klatschten mitten in der Predigt Beifall. Indessen fehlt mir etwas in dieser Art von Theologie und Christentum. Es fehlt mir die herzliche Schlichtheit, die geniale Innigkeit, besonders im Verhältnis zu Christus. Denn unser Heiland ist keine Theorie, sondern ein lebendiges Wesen, unser bester Freund. Er ist dem Ärmsten hier im Steintal ebenso nahe oder vielleicht näher als dem Gelehrten auf dem Katheder, der sich, seltsam genug, durch einen Denkprozeß hindurch den Weg zu dem lebens- und liebevollen Herzen des göttlichen Menschenfreundes erzwingen will. Einfachheit, lieber Viktor — darin ruht das Geheimnis."

Und er fügte hinzu:

„Du hast mit großer Liebe deine Ansprache gearbeitet. Sprich herzhaft heraus! Was etwa zu ergänzen sein mag, werde ich hernach sagen, indem ich nach dir als zweiter Redner die Kanzel betrete und mit einem Gebet schließe."

So schritten sie denn wohlgemut durch den Sonntagmorgen, begleitet vom Rauschen der kleinen Schirrgoutte, die dort durch den samtgrünen, gut bewässerten Wiesengrund in die Breusch hinuntereilt.

Hartmann hatte im Pfarrhause, nur nebenbei und zum Pfarrer allein, die befremdende Begegnung mit Abbé Hitzinger erwähnt. Auch Oberlin horchte auf. Er warf die Vermutung hin, daß dieser verkleidete Priester vielleicht in einer der katholischen Nachbargemeinden eine heimliche Amtshandlung vorzunehmen beabsichtige, was bei den bekannten Regierungserlassen gegen die ungeschworenen Geistlichen und die Kirche allerdings mit Lebensgefahr verknüpft war.

Das Elsaß, reich an Dörfern und Glockentürmen, hatte damals keine sonntäglichen Melodien mehr. Der Sonntag selbst war ebenso abgeschafft wie die christliche Zeitrechnung; statt des Sonntags feierte man alle zehn Tage den sogenannten Dekadi mit Klubsitzungen in den Kirchen, die in „Tempel der Vernunft" verwandelt waren. Viele Glocken waren zu Kanonen umgeschmolzen worden; das Geläute des Friedens donnerte als Zorn und Haß auf den Schlachtfeldern der Republik.

In der heutigen Sitzung zu Foudav gedachte Viktor zum ersten Male vor den Gemeinden des Steintals öffentlich zu sprechen. Nicht als Geistlicher, nur als Mitbürger, nur als dankbarer Gast dieses frommen Tales. Viktor war kein flammender, jedoch ein fester und gemütvoller Redner. Einige Schwierigkeiten machte ihm das Französische, sofern er deutsch zu denken gewohnt war; er arbeitete daher die Rede erst deutsch aus, übersetzte sie dann ins Französische und lernte sie auswendig.

So betraten sie Foudav und grüßten nach allen Seiten die Leute, die ihre Holzschuhe in die Ecken gestellt hatten und heute in Schuhen sonntäglich vor ihren Türen standen und auf das Glockenzeichen warteten. „Bonjour, Gaspard! Bonjour, Claude!“ Und überall freundliche Antwort. Oberlin gedachte noch rasch einer Kranken ein gutes Wort zu sagen; und Viktor ging zu Addy.

Adelaïde von Mably war im Häuschen der Witwe Catherine Scheidecker untergebracht. Sie bewohnte dort ein reinlich Zimmerchen, das der Sonne zugänglich war.

„Schade, Addy, daß du nicht mit kannst!“ rief Viktor heiter. „Aber ich werde dir meine Ansprache noch besonders halten. Morgen vielleicht, denn heute besuchen dich allerlei Leute, so daß du hernach Ruhe brauchst.“

Addy saß in ihrer bleichen Ruhe im Lehnsessel und hatte neben sich eins der Flachsköpfchen von Frau Scheidecker, dem sie Zöpfchen geflochten hatte. Indes sie das angeschmiegte Kind noch mit der Linken umarmt hielt, winkte sie dem Freund und Beschützer mit der schlanken Rechten lächelnd entgegen. Sie trug ihr Sommerkleid, das in faltigem Musselin ihre länglich feine Gestalt umfloß; doch die Haare waren nicht mehr in geringelte Locken gebrannt, sondern um die Stirn madonnenhaft angescheitelt und fielen dann über die linke Schulter in bräunlicher Flut nach vorn, lose zusammengehalten mit einem blauen Bande. Diese Haarflut floß über das kranke Herz und schien es schützen zu wollen. Und unter dem Bogen des schönen Haares, der etwas vorstehend die Schläfen umwölbte, leuchteten Addys blaugraue Augen hervor, glückselig und fremdartig tief, als wollte sie ihre Herzensfreundlichkeit, die sie nicht durch viel Bewegung äußern konnte, möglichst in den Blick bannen.

„Geh, mein Kind!“ sagte Addy leise mit einer ihrer kurzen, anmutigen und doch so gebietenden Handbewegungen, denen niemand widerstand. Die vornehme Tochter aus altem Adel, die in dieser armen Hütte wohnte, fiel auf durch ihre vergeistigte Hoheit. Hätten nicht außergewöhnliche Herzenseigenschaften diesem geborenen Herrschertalent die Wage gehalten, es hätte sich vielleicht Eigensinn und Laune in dieser liebevoll verwöhnten Kranken eingenistet. Doch Addys Geist und Addys Herz waren in Einklang und von ungewöhnlicher Reinheit und Reife.

„Und du hast deine Ansprache Wort für Wort auswendig gelernt, Viktor?“

„Wort für Wort, Addy!“

„Und es sitzt gut?“

„Vollkommen!“

„Und mein Freund ist nicht befangen?“

„Seh' ich befangen aus, kleine Addy?“

„Nein, sogar heiter. Wie mich das freut! Und bist du nicht zu gelehrt geworden für diese einfachen Bauern? ... Nun, Gottes Segen, lieber Viktor!“

Daß er zu gelehrt sprechen könnte, hatte er allerdings nicht erwogen. Er stutzte ein wenig. Doch er wußte, daß er aus dem eigenen Erleben geschrieben hatte, möglichst aufrichtig und getreu. Und so verabschiedete er sich von Addy und wanderte nach der Kirche. Die Kranke, die das Haus nicht mehr verlassen konnte, winkte ihm in ihrer abgeklärten Heiterkeit freundlich nach.

Fouday liegt im grünen Tal der Breusch, die dort breit und klar über Sand und glänzende Steine rauscht. Der Ort ist eine Stunde von Rothau entfernt, das man am Fluß entlang erreicht. Rechts oberhalb der Breusch, nach Wildersbach zu, steil am Waldhang empor, liegt das umwipfelte Solbach mit seinen Matten und Feldern. In westlicher Richtung, nach St.-Blaise und Saales, verbreitert sich das sonnendurchflutete Tal; und Berg schichtet sich hinter Berg und schließt den Horizont ab, so daß man sich, zumal in den purpurnen Färbungen des Abends, in einer scheinbar endlosen Gebirgswelt fühlt. Früher hatte die Gegend einen schrofferen Charakter. Unter Oberlins Einwirkung milderten und veredelten sich die Züge der Menschen und die Züge der Landschaft.

Eine Gruppe vornehmer Damen, in Begleitung eines hübschen jungen Mannes, plauderte in diesem Sinne über das Steintal. Sie wanderten von Rothau nach Fouday und schienen, wie die andren von den Bergen herabströmenden Sonntagsgäste, an der Klubsitzung teilnehmen zu wollen. Alle waren ernst gestimmt. Es schritt unter ihnen eine trauernde Witwe zwischen zwei reifen Damen von etlichen vierzig Jahren, mit guten und feinen Gesichtern. Die übrigen waren schöne und vornehme junge Mädchen.

Diese Kirchgänger suchten zunächst das Haus der Frau Scheidecker auf. Die Witwe stand in ihrem weißen Halstuche, worüber ein kluges Gesicht leuchtete mit Augen voll Ehrfurcht und Güte, in ihrer Haustüre und hieß die Gäste mit freudiger Überraschung willkommen. Und drinnen klatschte Addy nach ihrer alten Gewohnheit entzückt in die Hände, als sie die Namen hörte und die Stimmen erkannte. Und bald war sie, mit geziemender Rücksicht auf ihren Zustand, von dem Schwarm der Besucherinnen auf das zärtlichste umarmt und geküßt.

Doch nicht lange wurde geplaudert; man gedachte bald zu längerem Besuche wiederzukommen. Die Schar verflog in die Küche und erfrischte sich an Frau Catherines Ziegenmilch. Die Dame in Trauer unterhielt sich mit der Hausfrau. Und nur eine der beiden reiferen Damen, eine schlanke Gestalt mit edelschönen Zügen, blieb bei Addy zurück.

Es war ein kurzes, aber inhaltvolles Gespräch. Das Gespräch verriet, daß die beiden weiblichen Wesen miteinander vertraut und befreundet waren. Die weit ältere Freundin aus Rothau neigte die schwere dunkelblonde Haarkrone und das etwas blasse Gesicht zu der Leidenden, nahm Addys Madonnenköpfchen in ihren Arm und hörte an, was ihr das Kind fast flüsternd anvertraute.

„Du mußt wissen, gute Friederike, daß ich nicht mehr lange leben werde“, flüsterte Addy. „Darum sollst du mir nun einen Rat geben, ich habe nämlich noch zwei große Wünsche. Ich wage sie aber weder Vater Oberlin noch Viktor Hart-

mann zu sagen. Den einen Wunsch nicht, weil es sie kränken könnte, den andren nicht, weil es ihnen sonst gleich Sorge macht."

„Sag mir beide, Addy", erwiderte die Freundin.

„Willst du mir's aber auch selber nicht verargen?"

„Gutes Kind, wie sollt' ich dir etwas verargen!"

„Nun, ich meine, weil du eines evangelischen Pfarrers Tochter bist ... Denn sieh, ich bin in einem Kloster aufgewachsen. Meine Mutter hat sich streng zur Kirche gehalten und ist oft mit mir zur Beichte gegangen. Im Traum seh' ich meine Mutter sehr oft; sie scheint mich zu bitten, ich solle noch einmal vor meinem Hinübergang in unsrer katholischen Weise beichten und kommunizieren. Aber ich bin hier unter lauter evangelischen Christen. Verarg es mir nicht, Friederike, ihr seid alle sehr gut zu mir. Aber — aber ich sehne mich nach einem Priester unsrer Kirche. Ich habe es bis jetzt nur in einem Briefe an eine entfernte Freundin ausgesprochen, an eine fromme katholische Familie in Rappoltsweiler, deren Verwandte Geistliche sind. Friederike, ach, es kommt mir wie Verrat und Untreue vor, daß ich das nicht offen meinen hiesigen Freunden zu sagen wage."

„Liebes Kind, das ist nicht Verrat, das ist von dir nur eine große Zartheit, wofür ich dir diesen Kuß gebe, meine gute Addy. Ich will mit Papa Oberlin oder Hartmann sprechen. Sie werden das leicht verstehen. Und dein zweiter Wunsch?"

„Ich möchte noch einmal Leonie und Frau Frank sehen, bevor ich sterbe. Auch vielleicht Jean und seine Frau. Sie waren zwar im Frühjahr bei mir, aber ein zweites Frühjahr werde ich nicht mehr erleben."

„Nicht so trübe Dinge denken, Addy", beruhigte Friederike.

„Ach, Liebe, fühl nur mein Herz, wie es durch die kleine Erregung eures Besuches schmerzhafte Sprünge macht! Es will heraus, fort, in Freiheit und himmlische Luft!"

„Wie wir alle", versetzte Friederike Brion ...

Sie hatten die Glocke überhört, die zum Gottesdienst läutete. Jetzt kamen die andren, verabschiedeten sich rasch von Addy, und alle wanderten mit Frau Scheidecker in das Gotteshaus. Nur die zwei jüngsten Kinder blieben bei der Leidenden zurück.

Die Kirche von Foubay war damals noch neu. Der greise Baron Johann Dietrich, der Stettmeister, der bis vor kurzem gefangen war und nun lebensmüde drüben in Rothau seinen letzten Sommer verbrachte, hatte das Haus bauen lassen. Man steigt wenige Stufen empor, überschreitet den Friedhof, auf dem nun Oberlins Gebeine ruhen, und befindet sich in der schönen Einfachheit einer ländlichen Dorfkirche. In jenem Jahre 1794 war es ein Klubhaus. Aber die Gemeinde sang wie sonst. Und wie sonst saßen auf der einen Seite die Frauen, auf der andren die Bürger und ihre Vorsteher. Oben auf der Tribüne, um die Orgel her, waren die jungen Leute gruppiert.

Oberlin und seine Volksschullehrer hatten den Gemeindegesang zu hoher Vollendung gesteigert. Man hatte in den ersten Jahren noch keine Orgel; aber man behalf sich. Der Lehrer gab den Ton an; geschulte junge Stimmen begannen; die übrige Jugend gesellte sich hinzu; die Bässe geübter Männer übernahmen die zweite Stimme; die Frauen fielen ein — — und schließlich war die ganze kleine

Kirche ein vielstimmig Tongewoge, wobei sich die geschmeidigen Stimmen der Bergbewohner auf das schönste entfalten konnten. Die Orgel verstärkte dann noch diese mächtige und vielfältige Gesangswirkung.

Die Versammlung begann. Die Knaben und Mädchen wurden von einem Schulvorsteher — man nannte sie gewöhnlich Regenten, weil der Name Lehrer unter den früheren Verhältnissen unbeliebt geworden war — der Reihe nach über die Menschenrechte ausgefragt. Mit lauter und rauher Stimme, denn so liebten es die Zuhörer, sagten die jungen Republikaner ihr Sprüchlein auf. Befriedigt nickten die Alten. Dann erhob sich der Präsident des merkwürdigen Klubs und verlas ein kurzes Protokoll der letzten Sitzung: es war darin die Rede von einer Ansprache, die das Klubmitglied Bürger Oberlin gehalten habe. Zum Schluß forderte der Präsident — es war der Bürgermeister von Waldersbach — das genannte Mitglied Oberlin auf, sich über den neulich behandelten Gegenstand heute des weiteren auszusprechen. Der Aufgeforderte stand auf, dankte für das Zutrauen, bat jedoch, zunächst dem ihnen allen bekannten Klubmitglied Hartmann das Wort zu erteilen. Dies geschah. Und der lange Viktor Hartmann bestieg in seinem gewöhnlichen Sonntagsrock ernst und gemessen das Rednerpult, das man ehedem Kanzel nannte. Er sprach mit Unbefangenheit; er sprach mit wachsender Wärme seine sicher beherrschte Rede.

Ausgehend von der Würde des Menschen und seiner Bestimmung zu immer größerer Vollendung kam er auf die tausenderlei Gefahren zu sprechen, die des Menschen Aufwärtsgang erschüttern und zu lähmen drohen, und legte seine zwei Bibelworte der eigentlichen Betrachtung zugrunde: aus dem Alten Testament das eine, düster und herb wie jene Jehova-Epoche der strafenden oder lohnenden Gerechtigkeit; aus dem Neuen Testament das andre, trostvoll wie die ganze neue Epoche, die mit dem Erscheinen des göttlichen Sohnes, des Verkünders der ewigen Liebe, hereinbrach. Der Hypochonder von ehedem, durchbebt von persönlichen Gemütserlebnissen, verweilte lange, zu lange beim ersten Teil; der johanneische Abschnitt kam zu kurz. Und als er gar, gegen Ende der Predigt, ganz hinten in der Kirche, neben Catherine Scheidecker, wohlbekannte Gesichter entdeckte, deren Blicke unbeweglich an seinem Munde hingen; als der Schüler Oberlins, anhebend mit dem Preisen des reinen Herzens inmitten weltlicher Greuel und sprechend von der Trostkraft eines ruhigen Freundes mitten in Schuld und Schicksalswirrung, plötzlich erkannte: Da sitzt ja Octavie von Birkheim! da sitzen ja meine Schülerinnen aus Birkenweier! und dort Frau Luise Dietrich — dort Demoiselle Seitz und die Schwester des Pfarrers Brion — — — da zerriß ihm der Faden. Es gelang ihm noch, einen Schlußsatz zu bilden; dann verließ er die Kanzel und bat Oberlin, das Schlußwort zu sprechen. Die Mehrzahl merkte nicht, daß er aus dem Text geraten war. Vielmehr machte das Abbrechen den Eindruck, daß hier menschliche Worte überhaupt versagten und der Sterbliche überwältigt und anbetend verstummen müsse.

Mit diesem Gedanken schloß denn auch Oberlin seine Rede an. Aber mit einer Energie und Gedankenfülle, die weit über Viktors Korrektheit hinausragte, führte er nun den zu kurz gekommenen zweiten Teil zu einem gewaltigen Gebilde

aus. Der Eindruck, wie hier der reife Mann des jüngeren Anfängers Stammeln in reife Worte verwandelte, war groß und unvergeßlich. Klub und Politik, Raum und Zeit versanken; eine vor dem ewigen Gott, nicht vor dem vergänglichen Gesetz anbetende Waldgemeinde war zur Andacht versammelt. Ihre Andacht verdichtete sich zu einer Stimme. Diese Stimme sprach von der unbeschreiblichen, den ganzen Menschen erneuernden Seligkeit jener Erkenntnis, die durch keine philosophische Vernunft und kein ethisches Verdienst aus sich allein heraus erzeugt wird, die vielmehr, allerdings nach edlen Kämpfen, als *Geschenk* frei von Gott herabkommt. Hartmann hatte von der *Würde des Menschen* gesprochen: Oberlin sprach nun von der *Gnade Gottes*.

So etwa sprach Oberlin. Er sprach in einfachen Worten, in biblischen Wendungen, in naturhaften Gleichnissen. Nicht die Redegabe war seine hervorstechendste Eigenschaft; viele seiner Predigten unterschieden sich nicht wesentlich von den Ansprachen sonstiger Landpfarrer. Ihm aber wohnte ein größeres Talent inne: die Gabe des Gespräches gleichsam, des Gespräches mit Gott und mit jeder einzelnen Seele. Es war Eindringlichkeit und Überzeugungskraft darin; und den Hintergrund bildeten Mystik und Theosophie. Es war, als stiege aus uralten, von Mönchen liebevoll mit karminroten und goldnen Anfangsbuchstaben gezierten Pergamenten jener mittelalterliche Duft empor, wie er alten Urkunden zu eigen ist. Doch im Emporsteigen verwandelte sich dieser Verwitterungsgeruch des vergilbten Papiers in lebendige Gestalten, in Licht, in Farbe, in Wärme. Und siehe, das vordem schwere, verschlossene, vermoderte Buch mit seinen altertümlichen Propheten, Aposteln und heiligen Männern war entzaubert. Die Männer der Bibel traten heraus, grüßten die Steintäler und unterhielten sich mit ihnen über Freud und Leid und alle Dinge des tiefsten seelischen Lebens.

Sehet an — so sprach er etwa — das Baumreis im Winter: es ist dunkel, schmucklos und scheinbar tot. Nun aber kommt die Frühlingssonne. Und was tut die Sonne? Sie verwandelt, was sie berührt. Sie verwandelt den kahlen Baum in einen grünen Glanz; sie verwandelt den dürren Stengel in eine farbige Blume. Erkennt ihr daraus die Tätigkeit der Schöpfung? Die Tätigkeit der Schöpfung ist Verwandlung in Licht. Und wem verdanken wir dieses Wunder? Es ist die Berührung durch die Sonne, der wir dieses Wunder verdanken. Unter dieser weckenden Berührung wird die vordem stumpfe Erde ein Preisgesang auf das Wunder des Lebens. So entsteht aus der Liebe zwischen Sonne und Erde das Wunder des Lebens. Aus der Liebe entsteht Leben; Liebe ist Leben.

Meine Freunde, siehe, ich sage euch ein Geheimnis. Es ist zwischen den Vorgängen der Natur und den Vorgängen des Reiches Gottes eine genaue Entsprechung. Die unerweckte Seele ist das Baumreis im Winter. Nun aber kommt die Berührung durch eine andere, flammende, liebevolle Seele — und siehe, unter dieser Berührung entsteht in dem starren Gebilde Leben und Liebe. Und der vordem stumpfe Mensch verwandelt sich in einen Preisgesang auf das Wunder des göttlichen Lebens.

Unsere geistige Sonne aber ist Gott; und seine irdische Gestaltung und Offenbarung in Wort und Wesen ist der Logos Christus. Dieser Christus ist die Verkörperung der Liebe; denn Gott ist die Liebe. Und wo in einem Menschen hilfs-

bereite, reine, gütige Liebe mächtig ist, siehe, da wirkt in diesem Menschen der Sonnenstrahl, den wir Christus nennen. Tausendfach und in verschiedenen Namen und Nationen, Formen und Dogmen offenbart sich Christus, wie die Natur voll vielfarbiger Gebilde ist, angestrahlt von der einen Sonne. Lasset uns weitherzig sein! Wo die schaffende, tapfere und doch zarte und taktvolle Liebe an der Arbeit ist — meine Brüder, da ist das Reich Gottes, da ist Christus!

Dieses gewaltige Reich ist nicht an Raum noch Zeit gebunden; es ist unbegrenzt, es ist ewig. Es kennt keinen Tod. Im Reiche Gottes gibt es nur Übergänge, keinen Tod: Übergänge nämlich von einer Reifestufe zur andren. In Zustände der größeren oder geringeren Liebe teilt sich das Reich Gottes, wie die Natur sich in Landschaften und Nationen einteilt. Dieses Reich ist innerhalb der lebenden Menschheit ebenso wirksam und gegenwärtig wie innerhalb der sogenannten gestorbenen Menschheit. Denn nicht eines Menschen Geistgestalt stirbt, sondern seine Körpergestalt wird abgelegt, um dadurch anzuzeigen, daß nun eine Reifestufe beendet sei und ein neuer Zustand beginne. Wer diese Wahrheit schaut, für den ist die Scheidewand zwischen Tod und Leben gefallen; der ist es, von dem Christus spricht: er wird den Tod nicht schauen. Denn siehe, wie die Knospe aufspringt, so ist in ihm ein neues Organ aufgesprungen: mit diesem neuen Auge schaut er durch Leid und Tod hindurch in das dahinter glühende Leben. Das Universum ist eine einzige Flamme des ewigen Lebens. Wir schauen mit den körperlichen Augen nur das, was der Körperwelt entspricht, aber mit den geistigen Augen schauen wir die Länder und Gestalten des Geistes. Es sind unter uns welche, die mit ihren Gestorbenen verkehren in trauter Zwiesprache; andere, von gleich starkem Glauben, haben diese besondere Gabe nicht erhalten; doch wissen auch sie, daß es keinen Tod gibt, und begeben sich in die Länder des Jenseits, wie sich etwa ein Auswanderer nach Amerika begibt. Gleichwie Christus gesagt hat: Ich gehe hin, euch die Stätte zu bereiten, denn in meines Vaters Hause sind viele Wohnungen.

O meine Brüder und Schwestern, zu dieser Erkenntnis reift die Menschheit nur langsam. Christus hat sich geopfert, d. h. er ist Fleisch und Blut geworden, um uns verdunkelten Menschen dies Licht zu bringen. Der Frühling dieser Erkenntnis ist voll Überschwang und Entzückung; dann kommt der Sommer der stillen Glut, der heißen Arbeit mit Schmerzen und Gewittern; hernach der Herbst, der ohne Hoffart seine Frucht abgibt, in einer edlen Stille, in einer glücklichen Dankbarkeit, daß er überhaupt geben d a r f. Denn es ist eine Gnade, meine Freunde, und ist eine Ehre, unsren Mitmenschen g e b e n z u d ü r f e n.

Mein Freund, Willen und Würde des Menschen sind eine große Sache; wir ehren und pflegen sie. Aber größer ist die G n a d e. Denn es ist Gnade, berührt zu werden von der Sonne der Weisheit und der Liebe. Und all unsere Gebetsenergie gehe dahin: Berühre mich, befruchte, begnade mich, o göttliche Sonne! Komm in mein Herz, himmlischer Gast! Laß mich die Erde sein, du sei die Sonne! Und in innigem Zusammenarbeiten laß in mir ein Neues aufblühen: das Wunder ewigen Lebens, das Geheimnis göttlicher Liebe! ...

Der Abbé Leo Hitzinger war nicht ins Pfarrhaus gegangen. Er ließ Wildersbach zur Linken liegen. Von einigen Knaben, die eine Ziegenherde hüteten, hatte

er leicht erfragt, was er erfragen wollte. Dann begab er sich an ein kleines Wasser, lagerte sich, wusch die Hände und — nahm den falschen Bart ab. Und als er sich etwas zurechtgemacht hatte, schritt er weiter nach Fouday. Die Glocke läutete aus; das Dorf wurde still und leer; alles war im Gottesdienst versammelt. Dies war seine Stunde. Er begab sich schnellen Schrittes in die Gassen hinunter und fand rasch das Haus der Witwe Scheidecker.

Abdy lag auf ihrem Lehnstuhl im Stübchen und schaute durch das niedere offene Fenster auf die großen goldnen Sonnenblumen, die im Garten mit ihren leuchtenden Köpfen das Licht einsaugten. Sie schaute dann weiter hinauf nach den Hängen, wo die stillen Herden weideten, während ganz oben der Nadelwald schwarz und stumm das Tal behütete. Ein vergoldetes Gebetbuch lag in ihrer Hand; es war ihr noch von der klösterlichen Schule her verblieben, gefüllt mit französischen und lateinischen Gebeten, Psalmen und Litaneien. Die Kinder spielten auf dem Hausflur. Die Sonne saß an den weißen Wänden und auf den durchsummten Blumen, in denen die Bienen geschäftig waren.

Um sie her und in ihrem Herzen war eine große Stille. So etwa, als säße sie in einem Klostergärtchen, im Dufte der Reseden, jenseits der Dinge dieser Erde.

Da näherten sich feste Mannesschritte. Ein Schatten fiel ins Fenster, eine Baßstimme fragte die Kinder, ob hier Frau Scheidecker wohne und ob wohl Fräulein Adelaide zu Hause sei. Abdy richtete sich verwundert auf und fragte durch das Fenster den unsichtbaren Ankömmling, ob man sie zu sprechen wünsche. Es klopfte an die Stubentüre: und Abbé Hitzingers große, dunkle Gestalt stand in dem niedren Gemach.

Der Abbé atmete schwer, als er das bleiche Gesichtchen der jungen Kranken sah. Wie ein Bettler hielt er bescheiden den Hut in beiden Händen und lehnte sich erschöpft an den Türpfosten. Unverwandt schaute er mit seinen schwarzen, fremden Augen in seinem suchenden hilflosen Gesicht mit den aufgeworfenen Lippen und dem halboffenen Mund das Mädchen an.

Die vornehme Kranke blieb in ruhiger und edler Fassung zurückgelehnt liegen, konnte aber ihr Erstaunen nicht verbergen.

„Mutter Scheidecker ist in der Kirche", sagte sie. „Ich selbst bin krank. Darf ich fragen, womit wir Ihnen dienen können?"

Der Mann an der Türe legte sein Ränzel sorgsam auf den Tisch, so etwa, als stelle er ein kostbares Gefäß auf. Dann ließ er gedämpft mit seiner rauhen, aber gutartigen Stimme die Worte laut werden, die er sich unterwegs viele Male heimlich zurechtgelegt hatte:

„Ich bin ein Diener der Kirche. Ich bin obdachlos und viel verfolgt. Auch Ihnen will ich nur einen kurzen Gruß bringen und dann wieder gehen — einen Gruß aus der Rappoltsweiler Gegend, von der Familie Liechtenberger, an die Sie geschrieben haben, Fräulein Adelaide."

Abdy fuhr in die Höhe, beide Hände auf die Stuhlkanten stützend. Eine jähe Röte stieg in ihr alabasternes Gesicht, und sie rief:

„Sie sind der Abbé, den wir dort manchmal gesehen haben, meine Mutter und ich!"

Der Fremde verbeugte sich ein wenig.

„Abbé Hitzinger aus Rappoltsweiler.“

„O mein Gott!“ rief Addy und faltete die Hände. „Gibt es denn noch Wunder und Zeichen? Erhört denn Gott so wunderbar Gebete?“

„Ich bin über alles unterrichtet, liebes Fräulein“, fuhr der Priester fort. „Man hat mir einige Stellen Ihres Briefes vorgelesen. Ich bin bei Nacht über das Gebirge gewandert und bringe in dieser Tasche eine geweihte Hostie. Auch habe ich Chorgewand und Stola mitgebracht. Wir können sofort zum Werke schreiten.“

Addy war im Glauben an das Wunderbare großgezogen. Durch das Außerordentliche wurde man in jenen außerordentlichen Zeiten nicht erschreckt. Sie saß mit feuchten Augen und gefalteten Händen und schaute den Ankömmling wie eine überirdische Erscheinung an. Der Priester, durch die Verfolgungen geübt in einem raschen und heimlichen Dienst, gab den Kindern mit freundlichen Worten einiges Naschwerk, sandte sie zum Spielen in den Hof und verschloß die Türe. Und die Todgeweihte legte in seine Hände ihre Beichte ab und empfing den Leib des Herrn, den der Abbé unter Lebensgefahr über das Gebirge getragen hatte.

Dann, als der Geistliche alles beendet und wieder die Tasche auf den Rücken gebunden hatte, vernahm Addy, die mit geschlossenen Augen von ihrer tiefen Gemütsbewegung ausruhte, die seltsamen Worte:

„Gott sei gelobt, jetzt kann ich ruhig sterben.“

Und plötzlich kniete der junge Priester seinerseits vor Addy, berührte zart die feinen Fingerspitzen und bat mit einem Tone unbeschreiblicher Innigkeit:

„Segnen Sie mich! Denn obschon ein Priester, bin ich doch ein sündiger Mensch.“

Addy legte wie traumbefangen die schmale, fein geäderte, fast durchsichtige Hand auf das buschige Löwenhaupt und sagte leise:

„Innigen Dank! Die Jungfrau und alle Heiligen seien mit Ihnen!“

Der junge Mann, bei dem nun die Erschöpfung durchbrach, seufzte heftig. Tränen fielen auf seines Beichtkindes Hände. Dann erhob er sich rasch, streichelte einmal, kaum berührend, Addys mattblonden Madonnenscheitel und ging in großer Bewegung stumm davon. Er war zu erschüttert, um auch nur das leiseste Abschieds wort äußern zu können.

Adelaïde aber blieb wie eine Verklärte zurück ...

Unterdessen ging der andre Gottesdienst seinem Ende zu. Pfarrer Oberlin ging über in Gebet. Beim Gebet pflegte man im Steintal zu knien. Und so kniete auch der Pfarrer auf der Kanzel und mit ihm die ganze Gemeinde.

„Christus, du kommst wie ein Strahl der nährenden Sonne, wie die Taube über den Wassern, du kommst freiwillig herab, und als die verkörperte Gnade Gottes machst du dein Volk selig! Dein Volk? Wer ist dein Volk? Sind es Juden oder Christen, Römische, Reformierte oder Lutheraner? O Herr, du kennst die Deinen und findest sie heraus überall und aus allen Glaubensformen und Nationen der Erde. Überall da ist dein Volk, wo zerknirschte und zerschlagene Herzen sich sehnen nach dem Strahl von oben, sie mögen Wiedertäufer oder Kalvinisten oder lutherisch oder römisch heißen! Da suchst du dein Volk, wo Herzen sind, die Leid

tragen, denen nichts so sehr angelegen ist, als das Wort Gottes zu tun, denen eine Sünde mehr Herzeleid verursacht, als wenn sie das beste Stück von ihrem irdischen Gut verlören. Diese sind es, die du selig machst! O Herr Jesu, vermehre täglich ihre Anzahl! Herr Jesu, erbarme dich aller, der Franzosen und der Deutschen, bereite dir aus beiden eine reine Kirche, ein heiliges Volk, das dein eigen sei und fleißig zu guten Werken! Herr, nimm Wohnung in meiner Waldgemeinde bei Gesunden und Kranken! Erleuchte sie alle, damit ich einst mit den Vorangegangenen unter Triumphgesängen des Lebens ihnen entgegenkommen und sie hinübergeleiten darf in die Wohnungen der ewigen Seligkeit! Amen."

So schaute man im Steintal Christus.

Octavie glaubte der Erde entrückt zu sein. Hier waltete eine andere Kraft als im Tempel der Vernunft zu Kolmar, wo man das schöne Mädchen nahezu genötigt hätte, die „Göttin der Vernunft" darzustellen. Die bleiche Frau von Dietrich, die neben Octavie die Stirn auf die Bank legte, fühlte dort, wo ihre Hände die Brust berührten, ein leises Rascheln; sie trug dort ihres hingerichteten Gatten letzte Liebeszeichen: letzte Briefe. Neben Henriette von Birkheim kniete der junge Begleiter der Damen, der ebenso schöne wie liebenswürdige und frühreife Franzose Augustin Périer. Er war Katholik, von den Oratorianern in Lyon erzogen, doch zugleich ein Freund und Schüler des Protestanten Pfeffel. Gespannt und hingerissen schaute der empfängliche Jüngling auf den betenden Geistlichen und rieb nach seiner Gewohnheit langsam die gefalteten Hände, ein Zeichen seiner tiefen Befriedigung und Anteilnahme. Die Reihe schloß mit Demoiselle Seitz, der geschätzten Erzieherin in der Rothauer Familie Dietrich, und Friederike Brion.

Dieser ganze Gemeindekörper war von elektrischen Strömen durchrollt, die sich in Geisteslicht und Gemütskraft umsetzten, ausgehend vom pulsierenden Herzen, vom betenden Pfarrer Oberlin.

Dann, nach dieser Andacht, schloß sich der Himmel wieder. Man kehrte wieder die Formen der Klubsitzung heraus. Der Präsident gab das Wort einem seit kurzem im Steintal ansässigen Bürger, der über die Errungenschaften der Freiheit, über den damals üblichen Telegraphen von Berg zu Berg und über andre nützliche Dinge nüchtern sprach. Die Dorfzeitung wurde verlesen und der Klingelbeutel für die Armen in Bewegung gesetzt. Und es entfernten sich die Frauen und jüngeren Leute, während die Klubisten noch verweilten.

Die Gäste aus Rothau hatten heute nicht viel Zeit. Sie begrüßten vor der Kirchtüre Oberlins älteste Tochter Karoline, ein Mädchen mit einem ebenso anmutigen wie klaren und sanften Gesicht, und deren jüngere Schwester Friederike Bienvenue. Die älteste der Schwestern Birkheim, die in ihrer schlanken Gestalt selber als leuchtende Schönheit inmitten der Bäuerinnen stand, machte hierbei eine ebenso richtige wie liebenswürdige Bemerkung: die Gesichter der Steintälerinnen, meinte sie, gleichen sich alle in dem durchgehenden Zug von freundlicher Sanftmut.

„Ihr seid alle eine große Familie und gleicht einander", sagte Octavie zu Karoline Oberlin. „In euren Gesichtern ist ein stilles Glück; ihr habt alle ein Geheimnis, das euch glücklich macht."



„Das Geheimnis der Liebe", fügte Frau von Dietrich hinzu. „Ihr seid Spiegel von Oberlins Seele. Grüßen Sie Ihren Vater, gute Karoline! Er hat mir heute wunderbaren Trost gegeben."

Und nun trat Hartmann heraus und wurde von allen Seiten in herzlichem Andrang begrüßt, befragt, beglückwünscht. Er hatte nicht Hände genug, seinen ehemaligen Schülerinnen zu danken.

„O wieviel haben Sie durchgemacht!" rief Octavie. „Seit wir zum ersten Male dort oben nach Fouday herunterfuhren — wissen Sie noch, Herr Hartmann? Wie traurig waren Sie damals! Und wie sind Sie nun herzlich und heiter trotz des Schweren, das Sie erlebt haben! Wissen Sie noch, wie wir an Ihrem letzten Tage in Birkenweier alle weinend beisammensaßen? Als hätten wir all das Kommende geahnt! Und Ihr Arm ist gesund? Wir fürchteten für Ihre Lunge. Und wissen Sie, daß auch unser guter armer Pfeffel einen Sohn dem Vaterlande geopfert hat? August hat sich auf einem strengen Marsch erhitzt und ist dem Fieber erlegen! Pfeffels Schmerz können Sie sich vorstellen."

So tauschten sie ihre Erlebnisse aus. Fast stürmisch drängten sich die Gemütskräfte wieder empor, die so lange zurückgescheucht waren. Und die biedren Leute des Steintals wetteiferten miteinander, die Besucherinnen aus Rothau zum Mittagessen einzuladen. Eine angesehene Bürgersfrau aus Fouday hatte an diesem Tage Oberlin zu Gast und bat die Damen, sich anzuschließen; Catherine Scheidecker erhob Einspruch, da sie näheres Anrecht habe, die Rothauer Gäste zu bewirten. Aber man schlug beides freundlich dankend ab und wanderte, nach viel Abschiedsrufen und Grüßen an Addy und Papa Oberlin, an der Breusch entlang nach Rothau zurück.

Hartmann seinerseits schritt in einem Zustande feiner Beschämung nach Waldersbach hinauf.

„Gott macht's mir schwer", sprach er zu sich selber. „Er demütigt mich sehr oft. Ich habe mir so viel Mühe gegeben mit dieser Rede und habe mich so gefreut auf diesen Tag. Und nun ist es eine Niederlage geworden. Denn ich bin mit meinem Geschwätz von der Würde des Menschen ein unreifer Knabe neben den Seherorganen des Mannes Oberlin. Was er gesagt hat, ist keine Ergänzung: es ist eine Umwälzung. Es ist das Geniale. Ich will es mit Denken erzwingen: er aber *schaut*. Ich räsoniere, lege dar, beweise — er aber *besitzt*! ... O mein Gott, ich will nun ganz stille halten, ich will mich mit Sonnenstrahlen durchdringen lassen wie diese Blumen am Wege, ich will hoffen auf deine Gnade — komm zu mir, wie durch eine rein gestimmte Äolsharfe der melodische Wind weht! Ja, den Tod nicht schauen! Nur Licht und Liebe! Siehe, wie schön ist dieser Sonntag, wie schön die Erde! Denn es sind unsichtbar um uns her freundliche Führer, gute Meister, Engel der Liebe, liebevolle Verstorbene — o Welt voll Liebe, voll Leben!"

Und indem sich ein Neues in ihm hindurchrang zum Siege, trat aus dem Gebüsch sein derber Kamerad Leo Hitzinger lächelnd an seine Seite.

Noch leuchteten seine Augen, erfüllt von den großen Vorgängen dieses Sonntagmorgens. Und mit dem verhüllenden Bart war Schatten und Stummheit von seinem sonst so knochig düstren Gesicht gewichen.

„Du bist bei unsrer Begegnung heut' in der Frühe nicht recht klug aus mir geworden, Viktor“, sprach er unbefangen. „Nun, meine Mission ist jetzt beendet. Ich bin wieder ein natürlicher Mensch und darf sprechen. Vor allem bin ich hungrig und todmüde. Hast du in deiner Stube ein Plätzchen für mich? Über meinen Bart verwunderst dich? Den hatt' ich zu meinem Schutze angelegt, hab' ihn aber abgenommen, um Fräulein von Mably nicht zu erschrecken. Fortan liegt mir nicht viel dran, ob sie mich erwischen.“

Und der Abbé erzählte dem Jugendfreund in kurzen und fast trockenen Worten, die keinen Begriff gaben von der dahinter leuchtenden Seelenromantik, seine ungewöhnliche Mission. Es war Heiterkeit und Freiheit in dem äußerlich so ungeschlachten Gesellen. Der Bann war gewichen; die Dämonen hatten ihn verlassen. In mehrjährigen geheimen und gefährlichen Amtierungen am Oberrhein, unter Strapazen, die einen schwächeren Körper vernichtet hätten, war Leo Hitzinger dieser Ehre teilhaftig geworden.

Auf Viktors Stube aß er ein Geringes; dann streckte er sich auf einer Bank aus, den Kopf auf sein Bündel legend, schloß die glänzenden Schwarzaugen, hinter deren Spiegelscheiben sein Heiligtum verborgen stand, und faltete über der Brust, wo er das eiserne Kruzifix trug, die Hände. Und während auf entfernten Höhen Kinder durch den Sonntag sangen, umfing ihn ein tiefer, glücklicher Schlaf.

(Fortsetzung folgt)



Aphorismen

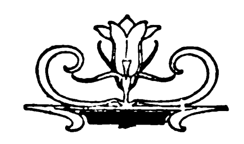
Von

Melanie von Wolframsdorff-Baars

Wenn man neben das große Wort „persönliche Freiheit“ diese oft gemißbrauchte Freiheit, die in unseren Tagen wie mit Posaunenstößen verkündet und gefordert wird; wenn man neben dieses Wort ein anderes setzt: „Selbsterziehung“, wobei vor allem Selbsterkenntnis, Selbstverleugnung und Selbstbeherrschung nötig sind, dann schwindet die Gefahr, daß man mit jener Freiheit den Egoismus großzieht, dann wird das schöne Dichterwort erfüllt: „Die höchste Freiheit ist Gebundensein durch die Liebe.“

*

Wir würden viel mehr Frieden haben, wenn wir uns weniger um unsere Mitmenschen bekümmerten. Wie der und jener ist, was er spricht und tut, was geht es im Grunde uns an? Wir sollten uns damit begnügen, andern zu helfen, wenn es in unserer Macht steht, und im übrigen sie in Frieden zu lassen.





Die Krankenpflege als Beruf

Von

Marie Hansen

Als Beruf! Nicht als Opfer! Und jetzt wäre eigentlich weiter gar nichts zu sagen. Denn der Begriff „Beruf" verträgt sich nicht mit allerlei sentimentalen Anschauungen, die auf das eine hinauslaufen: „Der Schwesternberuf ist ein Opfer im Dienste der Nächstenliebe!"

Es fehlt diesem Berufe gegenüber an einer gewissen nüchtern-gesunden Auffassung. So wie er jetzt besteht, ist er ein Stück Mittelalter, ein Stück Klosterleben, ein Stück Rückständigkeit, und das muß naturgemäß in unserem modernen Leben beständig zu Konflikten führen, zu äußeren und inneren.

Man hat allerlei ehrende Bezeichnungen erfunden: der schönste Beruf, der schwerste, der ehrenvollste. Es ist immer eine bedenkliche Sache, einen Beruf vor anderen als „besonderen" abzustempeln. Nicht jeder Charakter kann eine so hochgeschraubte Wertschätzung ertragen, und wenn wir noch hinzufügen, daß dem Schwesternberuf vor allem das Prädikat „absolut standesgemäß" gegeben wird, so folgert sich ganz logisch daraus eine gewisse „Überheblichkeit". Menschlich, allzumenschlich.

Es kann nicht jeder Charakter auf die Dauer vertragen, fortgesetzt Opfer im Dienste der Nächstenliebe zu bringen. Das gibt so etwas von Verzücktheit, und solche Verzücktheit trieb schon vor hunderten von Jahren häßliche Blüten. Menschlich, allzumenschlich.

Und so resultieren eine große Zahl menschlicher Schwachheiten aus jener mittelalterlichen Mystifikation des Schwesternberufes, Schwachheiten, die alle den Hauch des Ungesunden tragen. Denn wie hinter den Klostermauern so recht der Boden war, auf dem allerlei häßliches Unkraut emporschoß, Neid und Bosheit, Haß und Gehässigkeit, Verleumdung und Rachsucht, so ist auch in den Schwesternheimen und auf den Stationen der Krankenhäuser, die gewissermaßen den erfrischenden Hauch des vorwärtsdrängenden Lebens entbehren, der Boden für allerlei kleinliche Regungen, die denen fernbleiben, die mitten im pulsenden Leben stehen, und deren Geist befruchtet wird von allem, was dies pulsende Leben im bunten Wechsel zeitigt.

Denn das Leben der Krankenpflegerinnen ist trotz aller Aufregung, trotz aller Arbeit, trotz allem Großen und Schönen, was diese Tätigkeit mit sich bringt,

einem stagnierenden Wasser zu vergleichen, eine ewige Monotonie, und nichts kann ein Mensch schlechter vertragen als ein ewiges Gleichmaß, am wenigsten dann, wenn dies ewige Gleichmaß glorifiziert wird.

Und warum wird dieser Beruf so glorifiziert?

Die Freude am „Pflegen" ist im innersten Wesen der Frau begründet. Wir kommen alle dazu, als Gattin, als Mutter, als Tochter, als Mensch Kranke zu pflegen, und wir tun es gern und freudig. Kaum eine Tätigkeit „liegt" der Frau so, deshalb kann sie darin quantitativ so viel leisten, und deshalb geht sie darin so oft weit über ihre Leistungsfähigkeit hinaus. Der Beruf der Krankenpflege wäre niemals so arbeitsreich geworden, läge es nicht in der Psyche der Frau, hier ein Zuviel geben zu wollen.

Aber nicht nur deshalb wird dieser Beruf so glorifiziert — es gibt viel arbeitsreiche Berufe —, sondern weil er so — entsagungsreich ist.

Warum „Entsagung"? Der Beruf verlangt sie nicht.

Wir zucken die Achseln über das Mittelalter, das lebensfrohe Menschen hinter Klostermauern verbannte, ihnen den freien Willen nahm und sie zwang, einer Schablone sich zu unterwerfen, und wir zucken die Achseln über diejenigen, die das freiwillig taten und meinten, es sei ein „gottwohlgefälliges" Werk.

Der Schwesternberuf aber hat mit seinen auf „Entsagung" gestimmten Ordensregeln etwas durchaus mittelalterlich Klösterliches.

Die drei Klostergelübde werden zwar von der jungen Novize nicht förmlich abgelegt, wenn sie die Schwesternhaube empfängt, aber so etwas wie ein Schatten jener mittelalterlichen Gelübde senkt sich doch auf das lebensfrische Mädchen herab, das seine Kräfte dem Dienste der Nächstenliebe weiht. Denn „armselig" ist das, was an Geldwert den Schwestern für ihre Mühen und Opfer geboten wird. Ein großer Teil edler weltlicher Genüsse ist ihnen schon aus diesem Grunde verschlossen, Genüsse, die ihren Sinn erheben würden aus der Kleinlichkeit des Alltagslebens heraus. Manche Schwester würde ihren Kranken mehr Freude am Leben, mehr Willen zum Leben einflößen, wenn es in ihrem eigenen Herzen so recht urkräftig ertönte: „Welt, wie ist es doch so schön, in dir zu leben!"

Dann die Fessel des unbedingten Gehorsams. Im Getriebe eines Krankenhauses muß unbedingter Gehorsam unter den Willen eines Oberhauptes regieren, aber nicht außerhalb der Mauern. Sobald eine Schwester nicht „im Amt" ist, muß sie ein freier Mensch sein, dem das Verfügungsrecht über sein Tun und Lassen zusteht, und dem nicht ein fortgesetztes „Du sollst" und „Du sollst nicht" das Leben in lauter Paragraphen zerhackt.

Unter dies Verfügungsrecht fällt auch das Recht, sich außerhalb ihrer Tätigkeit zu kleiden, wie es ihr beliebt, und wenn eine Schwester in die Berge reist, so muß sie das Recht haben, sich die Wohltat einer angemessenen Kleidung zu gewähren, nicht daß ihr die Schwesterntracht, die für das Krankenzimmer geschaffen wurde und nicht für die Bergeshöhe, überall hindernd und quälend im Wege ist. Und wenn sie teilnimmt an einer Hochzeit, so muß ihr das Recht zustehen, sich so zu kleiden, wie es diesem Fest entspricht, und sie braucht nicht von fern stehen, während die andern fröhlich tanzen, nur weil sie die „Haube" trägt.

Die Haube ist Amtstracht und kein Heiligenschein. Eine Krankenpflegerin ist keine Nonne, die den Schleier genommen hat, um der Welt Valet zu sagen. Eine Krankenpflegerin ist eine „Frau“ wie andere mehr.

Darum muß ihr das Verfügungsrecht zustehen, daß ihre eigene Auffassung maßgebend sei über das, was sich für sie schickt, und daß jeder der Überzeugung lebt, daß ihr, wie jeder „edlen“ Frau, „daran gelegen ist, daß alles wohl sich zieme, was geschieht“.

Die Anschauung, daß dieses und jenes sich für eine Schwester nicht schickt, enthält im innersten Kern etwas Beleidigendes für die übrige Frauenwelt, die man dadurch, daß man ihnen diese Dinge zubilligt, gewissermaßen herabsetzt.

Nicht nur die Überarbeitung ist schuld an der krankhaften Gereiztheit der Schwestern, an ihrem Hang zur Schwermut, der großen Neigung zur Hysterie (die sich oft in der allerschlimmsten Form äußert), die Hauptschuld an allen unnatürlichen und ungesunden Regungen trägt die unnatürliche Entsagung „im Dienste der Nächstenliebe“.



Mutter Erde

Von

Hero Max

Ich liebe dich, du schöne Mutter Erde, wenn du glühst in heiligen Frühlingsschauern!

Ich liebe dich, um deines blühenden Herzens willen, das du dem Gott des Lichtes in jedem Frühling neu erschließest!

Was ist es dir, daß die Stürme kommen im Herbst und dir den blumigen Königsmantel in Fetzen vom Leibe reißen? Was ist es dir, daß die Nordwinde die schimmernden Farben deines Geschmeides anhauchen, bis sie blind und tot sind, wie gestorbene Augen? Was ist es dir, daß der Winter dir die königlichen Laubkränze vom Haupte zerrt und deine Seele mit seiner Roheit wie eine Sklavin niederzwingt, bis sie still wird und sich schaudernd in sich selbst verschließt, und matt zur Ruhe legt? Was ist dir das alles!

Wenn der Gott des Lichtes über die Berge steigt, dann regen sich silberne Freudenströme in deiner verschlossenen Brust, und du fängst an ihm wieder entgegenzublühen, dem Geliebten.

Mächtig, unaufhaltsam strömt dein Leben durch die Adern.

Dann ruft auch dein Geselle, der Tod, so gern Kinder, Jungvolk und müde Greise hinab in deine lichten Frühlingsschatten, weil es sich dann sanft ruht in deinen weichen Armen.

Und die jungen Träume ziehen dann durch das Land und rasten an den Gräbern; und in jedes Morgengrauen strömen ihre Lieder von der Hoffnung eines neuen Lebens.

* * *

Ich liebe dich, du gute Mutter Erde!

Du unsere ewigjunge Mutter!

Du Tochter des großen Weltengottes!

Wer kann von seiner Mutter mehr fühlen und sagen, als daß sie gut sei?

Aber sie haben dich gelästert und beschimpft, deine dunklen entarteten Söhne und Töchter. Sie haben Altäre auf dir erbaut und haben darinnen wider dich gescholten und gezeugt. Sie haben dich ein Jammertal genannt. Sie haben dir Schimpf und Schande angedichtet, um ihrer kleinen Götzen willen, die sie sich erschufen.

Sie haben einen Fluch aus dir gemacht, und du bist ein Segen.

* * *

Ich liebe dich, du große Mutter Erde!

Dich, die du unerhörte Schmerzen leidest, und segnend weiterlebst.

Dich, die denen lächelnd blüht, die dich hassen. Die denen Brot und Kräuter und Früchte und Quellen spendet, die dich verachten und höhnen, um eines unbekannten Himmels willen.

Was ist das für ein Himmel, der edler wäre als deine irdischen Gefilde?

Was ist das für ein Gott, der dich, sein Kind, wie Unrat in einen Winkel werfen wollte, um Schwätzern und Narren ein Genüge zu schaffen?

Bist du nicht noch immer das Paradies, der Garten Eden, darinnen Gott lustwandeln geht?

Aber deine Söhne und Töchter haben eine Hölle aus dir gemacht, und geben deinem reinen irdischen Wesen die Schuld an ihren Gebrechen und Lastern.

* * *

Du arme, reiche, liebe, geliebte Mutter Erde! Meinen Mund will ich auf deine braune Stirne neigen, auf deine Wunden und Schandmäler will ich ihn pressen, und will dich dankbar küssen.

In stiller anbetender Bewunderung.

Wenn ich sterbe, will ich in deinen Mutterarmen ausruhen, und an deiner Brust vergehen.

Vertrauend, daß mein Bruder, der Tod, mich sanft betten wird in dir.

Und daß du mich behütest als dein liebes Kind, und mich in deine große Ewigkeit mit dir wiegend und singend hinüberträgst.

Bis du mich wieder aufweckst mit schmeichelndem Mutterlaut. Dann, wenn mein Frühling wiederkommt, wie der deine mit heißem Sonnenwerben.





Der Streit um die Rote Rose

Eine hansische Historie

von

Ewald Gerhard Seeliger

(Schluß)

Nun auch trug Evert Ludkes Plan die reife Frucht. Nach langem Warten hatte Steffen Parys endlich das Ohr seines Königs erreichen können. Der aber, um den lästigen Mahner, der überdies ein Hugenott war, loszuwerden, wies ihn nach Braunschweig hin, wo er sich sein Recht selber holen solle, versicherte ihn seiner Huld und Gnade und versprach, ihm auch in der Ferne seinen königlichen Schutz angedeihen zu lassen. Und Steffen Parys erkannte, daß ihm kein andrer Ausweg blieb, die Sehnsucht nach seinem einzigen Sohne und Erben zu stillen. Noch einmal kehrte er nach La Rochelle zurück, bestellte sein Haus und seinen Handel auf ein Jahr und reiste nach Braunschweig. Hier trat er vor das Obergericht, dem der greise Gerloff Kale vorsaß, und klagte gegen Evert Ludke auf Kindesraub. Der kam erst zum Vorschein, als ihm der Rat freies Geleit zugesichert hatte.

Wieder standen sich die beiden Feinde Aug im Aug gegenüber, um um das Recht zu ringen. Diesmal aber fühlte sich Evert Ludke im Vorteil, denn er hatte den Richterherren seiner Vaterstadt Rede und Antwort zu stehen. Steffen Parys dagegen brauchte einen Dolmetscher. Wieder sollten Menschen, die dem Irrtum unterworfen waren, das Recht suchen und finden. Evert Ludke klagte gegen Steffen Parys auf Seeraub, und auch diese Klage nahm der Rat an. Nun machten die beiden Parteien einen Vertrag, daß sie sich in des Rates Schutzhaft begeben und aus dem Gefängnis gegeneinander streiten wollten, bis der Spruch gefällt würde. Der gemeine Rat war damit einverstanden und setzte sie beide in den Leuenturm, Steffen Parys zu ebener Erde, Evert Ludke darüber. Er wurde angehalten, den geraubten Jungen dem Obergericht auszuliefern, der ihn dem Stadtvogt übergab. Aber Peter, der nicht wußte, daß sein Vater in der Stadt war, lief schon am dritten Tage nach Ölper hinaus, wo es ihm besser gefiel, und der Rat ließ es bei dem Bewenden. Auch Evert Ludke scherte sich nicht mehr um den Jungen, denn nun war der Vater in seiner Gewalt, auf den er es abgesehen hatte. Und der Prozeß begann.

Die Advokaten rieben sich die dürren Finger und schrieben. Von La Rochelle wurden die Akten über den ersten Prozeß eingefordert. In zwei Monaten waren sie endlich da. Der Stadtschreiber von Hamburg mußte sie übersetzen. Dazu brauchte er ein halbes Jahr. Evert Ludke wurde immer ruhiger und sicherer, je unruhiger und ungeduldiger sein Feind wurde, der unter ihm wohnte. Jeden seiner Schritte hörte er, und die Verwünschungen und Flüche, die zu ihm drangen, waren Balsam für Evert Ludke. Steffen Parys fluchte schließlich auf sich selbst, daß er sich auf diesen Handel überhaupt eingelassen hatte. Und er wurde nur noch eigensinniger, zahlte die 2000 Taler nicht, denn er fühlte sich unschuldig, und füllte Bogen über Bogen. Immer stürmischer verlangte er seinen Sohn zu sehen, da doch auch Evert Ludke die Seinigen empfangen dürfe. Doch der Rat schlug's ihm ab, da der Junge erst als Zeuge vernommen werden müsse. Weil Steffen Parys aber mit Drängen nicht nachließ, wurde Peter vor das Obergericht geladen, um auszusagen, was er von den Räubereien seines Vaters wisse. Er wagte sich ohne Hildegard nicht in den Saal und hielt ihre Hand so krampfhaft fest, daß man sie nicht zu trennen vermochte. An ihrer Seite sagte er, was er wußte, und er wußte nichts. Denn der Vater hatte ihn noch vor den Kriegszeiten nach Middelburg gebracht. Der Sekretär Franz Zanger, der das Protokoll führte, bemerkte dazu, daß der Junge informiert worden sei, verschmitzt sei er genug. Nun führten ihn zwei Richterherren und der Vogt in den Leuenturm, wo er sich plötzlich seinem Vater gegenübersah.

„Ach, Herzensvater!“ rief er und schlang die Arme um ihn, mehr aber konnte er nicht sprechen.

Auch Steffen Parys preßte das unverhoffte Wiedersehen die Kehle zusammen, endlich aber schlug er ihm mit der Hand sänftiglich aufs Haupt und sagte unter Tränen: „Sei getrost, mein Sohn! Das sollen die entgelten, die mir das angetan haben!“

Dann befühlte er ihm Hände und Gliedmaßen und sah zu seiner Freude, daß er nirgend eine Verletzung oder Narbe hatte. Und er merkte auch, daß er an Körper und Geist zugenommen hatte.

Als er aber die Richterherren bat, seinen Sohn bei sich behalten zu dürfen, verweigerten sie es, weil es gegen die Ordnung sei, sagten ihm aber zu, da er nicht abließ zu flehen, daß ihm der Knabe alle Wochen einmal zugeführt werden würde. Er wurde wieder dem Stadtvogt übergeben, der von dem Vater Geld forderte, um ihm neue Kleider machen zu lassen. Steffen Parys knauserte nicht und gab ihm reichlich. Nun wurde er wieder geduldiger und prozessierte weiter. Peter aber war noch an demselben Abend wieder in Ölper, wo ihn Hildegard schon vor dem Dorfe erwartete. Und als sie ihm lachend die Lippen bot, hatte er vergessen, daß er am Morgen traurig gewesen war.

* * *

Kaum war es ruchbar geworden, daß Steffen Parys in Braunschweig auf dem Leuenturm saß, so regnete es Klagen von allen Seiten. Nun kam jeder, der bei dem Raube der Roten Rose benachteiligt worden war, um sich sein Recht zu holen. Noch niemals hatten die Braunschweiger Advokaten ein so reiches Leben

geführt. Mit ihrer Hilfe gelang es, den Rechtsfall immer verwickelter zu gestalten. Aber Steffen Parys hielt beide Ohren steif, und Evert Ludke ließ erst recht nicht locker. Man hätte das Tor des Leuenturms weit aufsperren können, sie wären mit keinem Fuße aus ihren Gefängnissen gewichen. Unterdessen mühte sich die Kunst der braunschweigischen Rechtshelfer, diesen einen Streit um die Rote Rose, die nun gemächlich und unangefochten von Holland nach Brabant segelte, in zwei Dutzend und noch drei Prozesse zu zerlegen. Man machte daraus einen prachtvollen juristischen Braten. Die Akten waren inzwischen so umfangreich geworden, daß drei Handkarren zu ihrer Beförderung grade hinreichten.

Endlich, nach einem geschlagenen Jahre, setzten die Gerichtsherren mit ihrer Arbeit ein. In acht Monaten brachten sie keinen einzigen Spruch zustande. Steffen Parys riß die Geduld, und er schrieb an den König, an den Kaiser, an den Statthalter und an den Herzog Julius von Wolfenbüttel, daß der Rat parteilich wäre. Da erschienen eines Tages die Richterherren in seinem Gefängnis, drohten, ihn zum Kaiser nach Prag zu schicken, und verlangten, da er das nicht mochte, von ihm die bündige Erklärung, daß er freiwillig ins Gefängnis gegangen sei, und daß er seine Beschuldigungen zurücknähme. Das tat er und versprach, geduldig zu sein. Sein einziger Trost war Peter, der jeden Sonntag in des Vogts Begleitung zu ihm kam und eine Stunde blieb. Daß er aber seine übrige Zeit in Ölper verbrachte und was ihn immer wieder dahin zog, erzählte er dem Vater nicht. Und der Vogt schwieg um des Geldes willen, mit dem Steffen Parys nicht knauserte, wenn es seinen Sohn betraf. Er gab ihm sogar einen harten Dukaten, als er einen Degen zu tragen wünschte. Und Peter kaufte sich eine gute Waffe, denn er zählte nun sechzehn Jahr, und sein Mut war von Hildegard längst wachgeküßt worden. Sonst war Steffen Parys nicht so leicht zum Zahlen zu bringen, fing er doch mit seinem eigenen Advokaten einen Prozeß an, weil er ihm zu hohe Gebühren aufgeschrieben hatte, und siegte. Als aber das dritte Jahr der Gefangenschaft begann und immer noch kein Ende abzusehen war, wurde er mürbe und bot Evert Ludke einen Vergleich an um 300 Gulden. Doch der wies ihn wieder ab wie damals in La Rochelle, für ihn war es ein Kampf nicht ums Geld, sondern um das Leben.

Zum Unglück starb Gerloff Kale, der Vorsitzende des Obergerichts. Er hatte seinen Jahren zuviel zugemutet. Wieder trat eine lange Verzögerung ein. Bodo Glümer setzte sich auf seinen Stuhl, und die Rechtsfindung konnte ihren Fortgang nehmen. Doch die Hauptfrage: ist Steffen Parys ein Seeräuber oder nicht? wagten die Richterherren noch immer nicht zu entscheiden. Nun aber fand der Rechtsbeistand Steffen Parys einen Ausweg. Er beschuldigte bei der englischen Krone Richard Greene und Georg Goldsmith aus Fowey des Seeraubs. Und nun wartete man in Braunschweig was die englischen Richter befinden würden. Die beiden Foweyer wurden eingezogen, peinlich befragt, gestanden ihre Schuld, daß sie die Rote Rose bei den Berlenga-Inseln aufgegriffen hätten, und wurden gehängt. In knapp drei Monaten hatten die Engländer das Recht gefunden. Doch in Braunschweig hatte man es auch jetzt noch nicht eilig. Nun aber drängte plötzlich Evert Ludke, dessen Gesundheit stark unter dem rauhen Herbstwetter des Jahres 1581 litt. Er focht die Bekenntnisse der beiden Foweyer an und behauptete, sie

wären zu Unrecht verurteilt worden. Aber Steffen Parys widersprach ihm heftig. Am Martinitage lag Evert Ludke hart auf den Tod darnieder. Marie pflegte ihn, und er erholte sich allmählich. Und zum letztenmale versuchte sie, sein Herz zu erweichen und ihn versöhnlich zu stimmen. Kaum aber hatte sie ein paar Worte gewagt, griff er sich stöhnend aufs Herz und begann zu fluchen. Und nicht eher ließ er sie los, bis sie ihm bei ihrer Seelen Heil geschworen hatte, den Streit zu Ende zu führen, wenn er vor dem Spruche sterben sollte. Und sie mußte ihm zu Willen sein, sonst hätte sie für sein Leben fürchten müssen. Befreit atmete er auf, als er ihr Versprechen hatte, schloß die Augen und kam wieder hoch.

* * *

Bodo Glümer aber wurde nachdenklicher und ließ den Kopf hängen. Denn er war ein rechtlich denkender Mann und hatte Evert Ludke nur beigestanden, weil er mit in seinem Irrtum befangen war. Nun aber, nach dem klaren Spruche des englischen Gerichts, sah er, daß die Beweise nicht zulangten, Steffen Parys zu verurteilen. Niemals hätte Bodo Glümer seinen ehrlichen Namen dazu hergegeben, das Recht wider besseres Wissen zu beugen. Darum ging er zu Evert Ludke und bat ihn, die Klage zurückzuziehen und gegen die Erben der beiden Engländer vorzugehen, um zu seinem Recht zu kommen. Doch der wollte nichts davon wissen, weil er Steffen Parys für den Räuber hielt, und weigerte sich standhaft, den Turm zu verlassen, bevor der Spruch gefallen sei. In der Stadt aber wollte er ihn nun nicht mehr suchen, denn hier in Braunschweig ließe man ihn im Stiche. Dies aber war Bodo Glümer grade recht, und er schlug beiden Parteien vor, sich dem Spruche der Rostocker Rechtsfakultät zu beugen. Damit waren sie einverstanden, insbesondere Steffen Parys, der noch immer nicht an die Unparteilichkeit des Rates glaubte, und die Akten rollten auf einem derben Lastwagen nach Rostock. Es war Aussicht vorhanden, daß die Entscheidung binnen eines Jahres gefällt werden würde. Und so vertrieb man sich in Braunschweig die Zeit, indem man darüber prozessierte, wer die Kosten dieser Besendung zu tragen hätte. Steffen Parys hielt die Tasche zu, und Evert Ludkes Tasche war leer. Aber es war ihm sicherer als je, daß er gewinnen würde. Als aber um die Fastenzeit des Jahres 1582 die Nachricht kam, daß die Akten unterwegs seien, fühlte Evert Ludke plötzlich den alten Ring um sein Herz, der ihm das Leben abzudrücken drohte. Und je näher der Wagen heranrollte, um so schwerer mußte er nach Atem ringen. Am Matthäitag trafen die Akten wieder in Braunschweig ein. Bodo Glümer öffnete das versiegelte Schreiben und nickte stumm. Dann schritt er zum Leuenturm und stieg zu Evert Ludke hinauf, der auf dem Stuhle saß und keuchte. Er erhob sich mühsam, nahm mit zitternden Händen das Blatt und mußte sich wieder setzen, so schwach war er. Plötzlich aber richtete er sich kerzengerade auf, sein Auge rollte und stand starr. Der eiserne Ring, der ihm das Herz umspannte, begann zu glühen, zog sich mit einem Ruck zusammen und preßte ihm das Leben für immer ab. Wie ein gefällter Baum schlug er ohne Laut lang auf den Fliesenboden seines Kerkers.

Steffen Parys hörte den dumpfen, schweren Fall und sprang auf. Plötzlich fühlte er zwei eiskalte Hände an seinem Halse, die ihn erwürgen wollten. Und er wankte wie ein Trunkner vor Angst und Todesfurcht, fiel bebend auf die Knie

und wollte ein Gebet sprechen. Doch kein Ton kam aus seiner Kehle, nur seine Lippen bewegten sich lautlos. Da löste sich allmählich der mörderische Klammergriff, und er wußte nun, daß sein Feind tot war und für immer von ihm gelassen hatte. Und er verhielt sich ruhig, bis Evert Ludke am dritten Tage die Schutzhaft brach, sich zwischen acht schwarze, tannene Bretter legte und den Leuenturm hinter sich ließ.

Marie folgte dem Sarge ohne Tränen. Sie hatte Evert Ludke nicht geliebt. Nur tiefes, schmerzliches Mitleid empfand sie und schickte zu Gott ein Dankgebet, daß er nun von seinem Irrtum erlöst war. Hildegard dagegen weinte bitterlich. Aber auch heute, an ihrem schwersten Tage, war Peter treu an ihrer Seite und hielt ihre Hand. Am liebsten hätte er mitgeweint, obschon Evert Ludke ihm nie ein gutes Wort gegönnt hatte.

Steffen Parys schaute dem Leichenzuge von seinem Fenster nach und bemerkte mit großem Erstaunen seinen eigenen Sohn unter den Leidtragenden. Das Mädchen aber, das weinend neben ihm ging, sah er nicht. Denn sein Blick blieb wie gebannt an der Witwe hängen, und er gewahrte ihre große Schönheit. In diesem Augenblicke hob Marie ihre Augen zu dem Turme empor, hinter dem Evert Ludke vier Jahre lang gesessen und vergeblich auf sein Recht geharrt hatte, und ihre Augen trafen mit Steffen Parys zusammen, daß ihm die Röte ins bleiche Gesicht schoß und er die Mütze heruntertat, um seinem Feinde die letzte Ehre zu erweisen.

Am nächsten Morgen aber verlangte er seine Freilassung mit der Begründung, daß Evert Ludke den Vertrag gebrochen hätte. Doch man bedeutete dem Ungestümen, daß er sich schlechterdings bis zum Spruche des Obergerichts, das er angerufen hatte, gedulden müsse. Doch Steffen Parys war an seinem Freispruch gar nichts mehr gelegen. Nun wollte er nur fort, und zwar möglichst bald, wenn nicht anders, dann mit Trug und List. Und schon keimte in ihm der Gedanke, sich auf irgend eine Weise seines Gefängnisses zu entledigen und zu entfliehen. Erst aber wollte er seinen Sohn in Sicherheit bringen. Als Peter, der jetzt ein schlanker, stattlicher Jüngling war, dem schon der erste Flaum auf der Lippe sproßte, am Sonntag Palmarum zu ihm kam, und der Vogt, der ihn begleitete, etwas abseits stand, flüsterte ihm der Vater einige hastige Worte zu und drückte ihm heimlich zehn Dukaten in die Hand. „Flieh!“ bat er dringend. „Flieh über Hamburg nach Amsterdam zu Claes Pietersen Calff. Ich komme nach!“

Dann küßte er ihn auf beide Wangen und hieß ihn gehen.

Peter fiel wie aus den Wolken. Jetzt, grade jetzt sollte er fort, wo Hildegard mit jedem Tage schöner und lieblicher wurde! Und stracks lief er nach Ölper hinaus und wollte sie überreden, mit ihm nach Amsterdam zu fliehen. Doch sie schlang ihre Arme um seinen Hals und hielt ihn fest. Da vergingen ihm mit einem Male alle Fluchtgedanken, und er blieb bei ihr.

Marie aber vergaß den Blick des bleichen Gefangenen im Leuenturm nicht mehr. Immer wieder mußte sie an den blassen Mann denken, an dessen Leid sie sich mitschuldig fühlte, sogar durch ihre Träume schritt er hin. Da brach sie in ihrem Herzen den Schwur, den ihr Evert Ludke abgerungen hatte, und sie ging

zwei Tage nach Palmarum zu Bodo Glümer und bat ihn, Steffen Parys freizulassen. Doch der schlug es rundweg ab.

„Bedenkt!“ sprach er warnend. „Lassen wir ihn los, so entweicht er für immer. Und wer wird dann die Kosten tragen? Könnt Ihr es?“

Marie verneinte seufzend.

„Also lasset der Gerechtigkeit freien Lauf!“ fuhr er fort. „Sie wird den rechten Weg finden. Steffen Parys wird die Kosten decken!“

„So er aber unschuldig ist?“ warf sie schluchzend ein.

„Welcher unter uns ist ohne Schuld!“ sprach Bodo Glümer ernst und wiegte sein Haupt. „Gott nur allein weiß, warum er Steffen Parys diese Strafe sendet. Hat er nicht Kaperbriefe gekauft? Hat er sich nicht gegen seine von Gott bestellte Obrigkeit aufgesetzet? Ist er nicht aufs Meer hinausgefahren, um friedliche Kaufleute zu belauern? Hat er nicht die Rote Rose mit Gewalt an sich genommen?“

„Aber er jagte sie denen ab, die sie raubten!“ entgegnete sie.

„Woher wußte er, daß sie geraubt war?“ wies er ihren Einwurf zurück. „Er hätte sie auch genommen, wenn die Hansen noch an Bord gewesen wären!“

„Nein!“ rief Marie entschieden und trocknete ihre Tränen.

„Von wannen kommt Euch dieses Wissen?“ fragte er verwundert; doch als sie darauf keine Antwort fand, fuhr er fort: „Die Bürger von La Rochelle haben damals weder Feind noch Freund geschont und insonderheit den Hansen viel Schaden und Herzeleid zugefügt. So mag denn der eine, der sich unsern Händen überantwortet hat, büßen für sie alle.“

„Dies nennt Ihr Gerechtigkeit!“ begehrte sie auf.

„Gott allein ist gerecht!“ sprach er mit starker Stimme. „Möge er uns in Gnaden vor diesem Spruch bewahren.“

Marie ging und bewegte die letzten Worte in ihrem Herzen. Doch sie verstand ihren Sinn nicht. Eilig strebte sie heim, denn sie hatte Sorge um Hildegard, da sie mit Peter allein war. Aber eine heimliche Gewalt zog Marie von dem graden Wege ab, daß sie am Leuenturm vorüberkam. Doch sie sah Steffen Parys nicht am Fenster. Der saß vielmehr am Tisch, stützte seinen Kopf in die Hände und brütete über seinem Fluchtplan.

* * *

Am Ostersonnabend heischte er seinen besten Mantel auf dem Turm, weil er das Fest zu halten gedachte. Am ersten Ostertage, als jeder Bürger und jede Bürgerin der Predigt lauschte, durchbrach er die Mauer seiner Zelle, die nur einen Ziegel dick war, und gelangte so in das unverschlossene Nebengelaß. Am Ostermontage brannte er während der Kirchzeit das Schloß aus der Turmtür und erreichte unbehelligt den Vorhof. Als er aber das unverschlossene Tor öffnete, ereilte ihn der Gefangenaufseher, überwältigte ihn mit Hilfe zweier Ratsdiener und brachte ihn in Evert Ludkes Gemach unter. Seinem Sohne wurde fortan der Zutritt verwehrt.

Mit diesem mißglückten Fluchtversuch hatte Steffen Parys seine Lage sehr verschlimmert. Der Rat klagte gegen ihn auf Bruch des Stadtfriedens. Und wieder hatte Bodo Glümer einen Grund gefunden, die Verkündung des Spruches hinaus-



zuschieben. Denn er wollte Steffen Parys mürbe machen, daß er sich auf einen Vergleich einließ und die Kosten trug.

Doch Steffen Parys war zähe wie ein Holländer und rechthaberisch wie ein Franzose. Die vier Jahre Haft hatten weder seinem Mut noch seiner Schlagfertigkeit etwas anhaben können. Nach allen Seiten teilte er Hiebe aus, und keinen Groschen ließ er gutwillig aus seiner Tasche. Wieder begann er zu schreiben und füllte jeden Tag ein paar Bogen, wieder wurde der französische König durch Steffen Parys Beschwerden aus der Ruhe aufgeschreckt. Vier Jahre Untersuchungshaft, das deuchte ihm selbst für einen Ketzer und Hugenotten zuviel. Und er bedrohte den Braunschweiger Rat gar heftiglich, alle Bürger dieser Stadt, sofern sie sich in seinen Landen befänden, aufknüpfen zu lassen, wenn Steffen Parys nicht binnen kurzem zu seinem Rechte käme.

Bodo Glümer setzte nun schweren Herzens den Tag der letzten Verhandlung auf St. Ägidien an. Wurde Steffen Parys nicht vorher mürbe, mußten die Kosten aus dem Kasten der gemeinen Stadt Braunschweig gedeckt werden. Und das war für Bodo Glümer eine harte, bittre Nuß.

Drei Tage vor St. Ägidien aber fand sich ein unverhoffter triftiger Grund, die Verhandlung abzusagen, mit dem auch der französische König einverstanden sein mußte.

* * *

Je weiter das Jahr vorrückte, um so heißer brannte die Liebe zwischen Peter und Hildegard. Sie war zuletzt eine Flamme, die sie beide zu verzehren drohte. Marie fühlte ihre Kraft ermatten. Sie wußte längst, daß Hildegard ihr entglitten war. Und die Schärfe, unter der sich gar oft ihre Wachsamkeit verbarg, konnte ihr das Kind nicht wieder zuführen. Und es kam die Stunde, da ihre Wachsamkeit versagte. Nun tauschten Peter und Hildegard die Rollen. Jetzt wurde sie weiches Wachs in seiner Hand. Am nächsten Morgen gingen sie davon, ohne Abschied zu nehmen, und kamen am Abend nicht wieder. Durch die rote, blühende Heide liefen sie. Wenn sie müde waren, ruhten sie im Schatten einer Birke Mund an Mund. Nachts fanden sie bei guten Leuten ein Quartier. Neugierige Fragen blieben nicht aus, und Hildegard mußte dann viel ins flackernde Herdfeuer sehen, so glühten ihre Wangen von holder Scham.

Am vierten Tage sahen sie hinter einer sanften Bodenwelle den grauen Turm eines Kirchleins winken. Gleich darauf kam ihnen ein alter, würdiger Pfarrherr entgegengewandelt. Er spürte ihre Scheuheit, fragte freundlich nach Woher und Wohin und drohte warnend mit dem Finger, als sich Peter in Widersprüche verwickelte. Da fiel Hildegard dem guten Herrn weinend vor die Füße und beichtete ihm ihre Liebe und ihr Herzeleid. Peter stand unterdessen dabei und drehte ratlos seine Mütze. Und der Pfarrer merkte bald, daß Gottes Finger sichtbarlich an diese beiden Kinder gerührt hatte, um den Haß der beiden Väter auszulöschen. Er lud sie an seinen Tisch, holte zwei Nachbarn als Zeugen herbei, und alle Fünf gingen sie in die Kirche. Hier legte er am Altar Hildegards Hand in die Peters und sprach seinen Segen darüber. Auch ein Attest über diese Trauung, das die beiden Zeugen unterzeichneten, gab er ihnen mit, daß sie sich vor der



Nach dem Sturm — Otto H. Engel

Welt als Eheleute ausweisen könnten, und entließ sie ungekränkt. Hildegard küßte ihm dankbar die Hand, und Peter wollte ihm einen Dukaten geben. Doch er nahm ihn nicht und wünschte ihnen an der Wegscheide hinter dem Dörflein eine gute, glückliche Reise.

Und die beiden liefen froh weiter durch die glühende Heide unter Lachen, Scherzen und Küssen. Am sechsten Tag erblickten sie die Türme von Hamburg. Nun galt es ein Schiff zu finden, das nach Amsterdam fuhr. Und als sie über das Kehrwieder gingen und nachfragten, wies ihnen ein alter Schiffer zwei Fahrzeuge, die segelfertig nebeneinanderlagen, das eine schwarz, das andre rot. Da war die Wahl nicht schwer. Sie stiegen auf das rote, weil seine Farbe brannte wie ihre Liebe. Erst als sie in Amsterdam von Bord gingen, sahen sie, daß sie mit der Roten Rose gefahren waren, und schauten sich verwundert an. Doch sie waren viel zu jung und zu verliebt, um sich darüber tiefe Gedanken zu machen.

Dem guten Claes Pietersen Calff fiel vor Schreck und Staunen die Tabakspfeife aus dem Mund, als die beiden vor ihn traten. Als sie ihm aber den Trauschein wiesen, hob er die Pfeife wieder auf, schüttelte Peter beide Hände, streichelte Hildegard die zarten Wangen und versprach, an den Vater zu schreiben. Und das hielt er auch und teilte ihm alles mit, was ihm zu wissen not tat.

* * *

Marie trug bittres Leid um die beiden Kinder und ging zu Bodo Glümer, um es ihm zu klagen. Der horchte auf, weil er einen Grund suchte, die Verhandlung, die auf den Ägidientag angesetzt war, zu vertagen, und meinte, nachdem er die näheren Umstände erfahren hatte, es sei eine Entführung. Da sich aber Marie nicht dazu entschließen konnte, Steffen Parys darum vor dem Obergericht zu belangen, so setzte Bodo Glümer mit eigner Hand im Namen des gemeinen Rates die Klage auf. Maries Bitte, zu Steffen Parys geführt zu werden, um von ihm den Aufenthaltsort der Kinder zu erfragen, wurde gewährt.

Es dunkelte schon, als sie in das kleine Gemach des Leuenturms eintrat. Steffen Parys erhob sich verwundert, da er sie nicht gleich erkannte. Seine Verwunderung wuchs aber, als er sich plötzlich der Witwe seines Feindes gegenübersah. Sie schlug den Schleier zurück und sah ihn bittend an. Da beugte er sich tief vor ihrer Schönheit, holte dienstfertig den Stuhl herbei, hieß sie höflich sitzen und fragte nach ihrem Begehr. Als er aber hörte, warum sie kam, schlug er die Hände über dem Kopf zusammen und schalt auf Peter mit harten Worten, daß er ihr solches Herzeleid angetan hätte. Doch sie nahm ihn in Schutz und schob die Schuld auf Hildegard, die ihres Vaters Tochter sei und sich schwer lenken lasse.

Dann trat eine plötzliche Stille zwischen den beiden ein.

„Wißt Ihr, wo sie sind?" fragte Marie und führte ihr Tüchlein an die Augen.

„Sie mögen wohl bei meinem Freunde Claes Pietersen Calff in Amsterdam sein," erwiderte Steffen Parys. „So ich Euch damit einen Dienst erweisen kann, will ich ihm schon morgen schreiben!"

„So schreibt," sprach Marie freundlich und leise und reichte ihm die Hand. „Ich bitte Euch darum."

Steffen Parys bückte sich und wollte die Hand an die Lippen pressen. Doch sie entzog sie ihm hastig, wobei sie errötete. Höflich geleitete er sie bis zur Tür.

Als er sich aber am nächsten Morgen hinsetzen wollte, um bei Claes Pietersen Calff anzufragen, ob Peter in Amsterdam eingetroffen sei, brachte man ihm die Nachricht, daß die Verhandlung nicht stattfinden könne, weil eine Klage des gemeinen Rats auf Entführung der unmündigen Hildegard Ludke durch seinen gleichfalls unmündigen Sohn Peter gegen ihn vorläge. Erst traute Steffen Parys seinen Augen nicht, dann aber ließ er seinen Advokaten rufen. Hatte er vier und ein halbes Jahr standgehalten, nun wollte er auch der dreißigsten Klage tapfer die Stirn bieten.

Wieder liefen Tage und Wochen dahin, Steffen Parys wurde nicht mürbe. Von dritter Seite ließ ihm Bodo Glümer bedeuten, daß er um die Kosten des Prozesses leicht seine Freiheit erringen könne. Doch Steffen Parys verlangte den Spruch und schlug den Handel aus. Auch die Vorsicht, nicht nur der Trotz gebot ihm solches. Sein Geschäft in La Rochelle warf nichts mehr ab. Er zehrte schon von seinem Vermögen. Und die Sporteln und Gerichtsgebühren hätten ihm stracks die Hälfte und noch mehr davon gefressen.

Wieder flehte er den französischen König um Schutz und Hilfe an. Doch der hatte diesmal nicht die geringste Zeit. Furchtbarer denn je hatten sich die Hugenotten erhoben und trachteten danach, ihn vom Throne zu stoßen. Und ihr Haupt war der kühne und ritterliche Heinrich von Navarra, der sich vier Jahre später Frankreichs Krone auf den Scheitel hob.

Also blieb Steffen Parys sich selbst, dem Braunschweiger Obergericht und den Advokaten überlassen, die sich beeilten, die dreißigste Klage nach allen rechtlichen Weiten und Höhen auszumessen. Im vollsten Bewußtsein, eine bitterernste und hochwichtige Pflicht zu erfüllen, krönten sie den fünfjährigen Unterbau mit dieser Spitze. Da aber kam Claes Pietersen Calffs Bericht in Braunschweig an und warf mit der kuriosen Meldung, daß Peter und Hildegard als ehrliche, rechtlich getraute Eheleute in Amsterdam eingetroffen seien, den stolzen Beweisturm stracks über den Haufen.

Steffen Parys hatte schon viel Verwunderliches erlebt, diese Nachricht aber brachte ihn doch aus dem Gleise. Er wußte nicht, ob er lachen oder fluchen sollte. Dann aber dachte er an Marie und lächelte. Und ein Gedanke, blaß wie ein Schemen, huschte für einen Augenblick durch seinen Sinn. Seufzend strich er sich über die Stirn. Mochten die Advokaten zusehen, wie sie den Turm wieder aufbauten. Er sandte einen Boten nach Ölper hinaus zu Marie und ließ ihr vermelden, daß er gute Botschaft von den Kindern hätte.

Und zum zweiten Male trat sie in Steffen Parys Zelle, die Wangen gerötet vor Freude, die Augen schwermütig von dem vergangenen Gram. Als sie Claes Pietersen Calffs Brief zu Ende gelesen hatte, legte sie die Hände auf den Busen und seufzte erleichtert auf.

„Solch ein Junge!" sprach Steffen Parys, und der Stolz glänzte aus seinem Blick.

Marie ließ die Hände sinken, hob sie wieder und strich sich langsam an den

Schläfen entlang. Ihre blauen Augensterne tauchten unter die Lider. Aber sie sah trotzdem mehr, als sie jemals gesehen hatte. Ihr Blick durchdrang die Mauer des Leuenturms, flog weit, weit wie ein Vogel über Land und hielt über einer großen Stadt stille. Das war Amsterdam. Sie hatte es nie in ihrem Leben gesehen, aber sie erkannte es sofort. Suchend sah sie sich durch die Straßen wandeln, an heimliche Graachten hin, bis zu einem großen Hause, vor dem Claes Pietersen Calff saß, sich erhob und sie freundlich begrüßte. Aber sie ließ ihn stehen und stieg die Treppe empor, wo Hildegard und Peter Hand in Hand hielten und sie lächelnd empfingen.

„Ist Eure Tochter auch so schön wie Ihr?" hörte sie plötzlich Steffen Parys Stimme dicht an ihrem Ohr, und sofort sah sie sich wieder in den Leuenturm zurückversetzt.

„Es ist Evert Ludkes Tochter!" sprach sie langsam und leise, als wäre sie von der langen Reise matt.

„Ist sie so schön wie Ihr?" wiederholte er die Frage.

„Bin ich denn schön?" fragte sie zurück, indem sie sich von seinen dunklen Augen wieder in den Halbschlummer zwingen ließ.

„So wisset Ihr nicht, daß Ihr über die Maßen schön seid?" fragte er lächelnd. „Nur müßt Ihr das Trauergewand ablegen!"

„Ach geht!" flüsterte sie schwach und machte eine abwehrende Bewegung.

„Ich sagte es schon vielen Frauen!" sprach er weiter. „Doch immer log ich. Heute erst sind mir die Augen aufgegangen."

Als er sie aber berührte, erwachte sie und stand auf.

„Was seid Ihr für ein wunderlicher Mann!" sagte sie aufatmend. „Fünf Jahre sitzt Ihr im Kerker und habt das Scherzen noch nicht verlernt."

„So Ihr mich nur fleißig besucht," gab er zurück, „will ich es noch tausend Jahre aushalten."

Dann geleitete er sie zur Tür und küßte ihre Hand.

Wie im Traume schritt sie nach Ölper hinaus, verriegelte die Tür und legte ein buntes Kleid an. Dann beschaute sie sich im Spiegel und schämte sich vor sich selber wie ein junges Mädchen. Ins Freie aber wagte sie sich nicht, denn das Trauerjahr war noch nicht vorüber. Und zu Steffen Parys ging sie nicht wieder, so schnell auch seine Boten liefen und so groß ihre Sehnsucht nach ihm war; denn sie fürchtete sich vor ihm.

* * *

Im Anfange des Jahres 1583 ging Bodo Glümer seines Ratssitzes verlustig. In der Bürgerschaft war plötzlich ein Groll gegen ihn erwacht, daß er Steffen Parys sein Recht vorenthalte, und so mußte er bei der neuen Ratskür ausscheiden. Zwar behielt er seinen Sitz im Obergericht, aber der neue Bürgermeister drängte ihn jetzt zur Entscheidung. Und so wurde der letzte Termin dieses Prozesses auf Petri Stuhlfeier festgesetzt. Wenn auch die guten Braunschweiger als tapfere Protestanten die Heiligen aus der Kirche gewiesen hatten, im Kalender lebten sie noch immer fröhlich weiter.

Zum letzten Male standen sich die Parteien streitend gegenüber. Steffen

Parys, der die beste Gewandung angelegt hatte, grüßte höflich zu Marie hinüber, die in ihrer Witwentracht erschienen war.

Bodo Glümer machte es kurz. Gleich am Eingang der Verhandlung stellte er die alte Streitfrage auf, ob Steffen Parys ein Seeräuber sei oder nicht. Steffen Parys nahm den Fehdehandschuh auf und verteidigte sich mit Kraft und Geschick. Er hatte in den fünf Jahren seiner freiwilligen Haft nicht nur das Deutsche fließend sprechen gelernt, sondern wußte auch besser als alle Advokaten mit den Paragraphen des Rechts umzugehen. Marie verfolgte sein Reden und Taten mit leuchtenden Augen. Atemlos hing sie an seinem Munde. Das war ein andrer Mann als Evert Ludke! So konnte sich nur ein Unschuldiger verteidigen! Zu dieser Überzeugung gelangten alle, die ihn hörten. Und Bodo Glümer holte schon das Blatt heran, darauf die Rostocker Rechtsfakultät ihr Gutachten gegeben und das Evert Ludke den Todesstoß versetzt hatte.

Da erhob sich Marie plötzlich von ihrem Sitze und erklärte frei und offen, daß sie die Klage der Ludkeschen Erben zurückzöge. Bodo Glümer fuhr entsetzt in die Höhe und gab ihr zu bedenken, daß sie dann die gesamten Kosten des Prozesses zu tragen hätte, und das könne sie nicht.

„So mag mit mir geschehen, was Rechtens ist!“ sprach sie und blieb fest.

Steffen Parys hielt den Blick gesenkt und tat, als ginge ihn das alles nichts an. Auch den Advokaten widerstand Marie. Sie stellten ihr händeringend das Schuldgefängnis in Aussicht und versuchten ihr klarzumachen, daß Steffen Parys Unschuld noch lange nicht erwiesen sei.

„So mag er schwören!“ rief sie laut, und es wurde still im Saale.

Auf Bodo Glümers Frage, ob er schwören wolle, erhob sich Steffen Parys, warf Marie einen dankbaren, bewundernden Blick zu und erklärte sich zum Schwure bereit, falls das Obergericht auch über die andern Klagen heute noch zum Spruche kommen würde.

Das sagte man ihm zu, und er schwur.

„So wahr mir Gott helfe und sein ewiges Wort zu meiner Seligkeit!“

Und als er so geendet hatte, fuhr kein Blitzstrahl hernieder, um ihn zu zerschmettern. Denn er hatte nichts als die lautere Wahrheit gesagt. Nicht den Hansen, sondern den räuberischen Engländern hatte er die Rote Rose abgenommen.

Dann zogen sich die Richterherren in ihre Kammer zurück und pflogen wohl eine Stunde lang geheimer Beratung. Als sie wieder erschienen, verlas Bodo Glümer den Spruch, daß Steffen Parys von der Schuld des Seeraubs los und ledig sein sollte. Damit fielen die zwei Dutzend und noch drei Klagen der geschädigten Hansen in sich zusammen. Der Bruch des Stadtfriedens, den sich Steffen Parys durch einen Fluchtversuch hatte zuschulden kommen lassen, wurde auf die fünfjährige Haft verrechnet. Dagegen wurde auch Evert Ludke noch im Grabe freigesprochen des Kindesraubes. Diese Tat brachte man mit der Entführung Hildegards zusammen, daß sie sich beide aufhoben.

Nun blieb nur noch ein Punkt übrig: die Kosten. Und hier hatte Bodo Glümer einen Schachzug ersonnen, der seiner Gewiegtheit und seinem Starrsinn gleichermaßen Ehre machte.

Evert Lubke hatte zwei Erben hinterlassen, seine Frau und seine Tochter. Die Tochter aber war die Frau des unmündigen Peter Parys, für den sein Vater haftete. Also hatte Steffen Parys trotz seines Freispruches die Hälfte der Summe zu erlegen. Er war von dieser unerwarteten Wendung aufs höchste überrascht, vermochte aber nichts dagegen vorzubringen und tat, o Wunder! den Beutel auf. Endlich war er doch mürbe geworden, und er sehnte sich durchaus nicht nach dem finstern Leuenturm zurück.

Nun wandte sich Bodo Glümer an Marie und fragte, ob sie in einer angemessenen Frist ihre Schuld abtragen könne. Sie verneinte wortlos.

„So müßt Ihr," sprach Bodo Glümer mit zitternder Stimme, „noch heute den Leuenturm beziehen, bis sich jemand findet, der für Euch bürgt." Und er ließ den Blick suchend im Kreise umhergehen, doch es meldete sich niemand, der die Summe erlegen wollte. Marie aber neigte ihr Haupt und begann zu schluchzen, und die Tränen rannen in ihren Schoß.

„So sich niemand findet," fuhr Bodo Glümer langsam fort und gedachte an seine Schuld, „so will ich es tun, wenn ich auch darüber ein armer Mann würde."

„Ihr?!" rief Steffen Parys plötzlich und drängte sich an den Tisch. „Ihr sollt sie nicht haben! Ich bürge für sie!"

Und schon warf er einen zweiten Beutel mit Goldstücken auf das grüne Tuch. Dann näherte er sich demütig Marie, der Weinenden, und streckte seine Hand aus.

„Ich bin ein Witwer," sprach er schlicht, „und Ihr seid eine Witwe. So Ihr diese Hand nehmen mögt, so will ich Euch halten als mein ehrliches Weib und Gemahl. Denn Ihr seid mir lieber als mein ganzes Vermögen."

Und Marie sah durch ihre Tränen, daß Steffen Parys vor ihr kniete und ihr die Hand bot.

„Nehmt meine Hand," drängte er dreister, aber mit gutem Anstand, „da Ihr mein Herz schon besitzt. Ich will Euch zu unsern Kindern führen!"

Da griff Marie nach seiner Hand und lächelte. Ihr Herzeleid hatte sich in eitel Freude verkehrt.

Und alle, die es sahen, erkannten darin Gottes Finger und schwiegen fein stille.

* * *

Steffen Parys und Marie reisten am dritten Morgen über Land nach Amsterdam, wo Hildegard unterdessen eines gesunden Knäbleins genesen war. An einem Tage wurde Hochzeit und Taufe gehalten, und Steffen Parys' Enkel bekam den Namen Evert. Darauf bestand Hildegard, denn sie hatte ihres Vaters Eigensinn geerbt. Die Rote Rose aber, die den siebenjährigen Streit entfacht hatte, lag ruhig am Kehrwieder zu Hamburg und wartete auf Ladung.

Steffen Parys verkaufte sein Gewese und seine Handlung in La Rochelle und siedelte nach Amsterdam über, wo noch heute seine Nachkommen und die seines Sohnes Peter in Reichtum und Ehren sitzen.



Gedichte
von
Vittoria Aganoor Pompilj

† 8. Mai in Rom

O dolce Napoli . . .

Mittagssonne! . . .
Blau blitzt das Meer,
Über Ebnen und Hügel
Senkt ihre Flügel,
Müde und schwer,
Mitsommerglut,
Die Straße leer:
Neapel ruht.

Mitternachtswonne! . . .
Die Woge rauscht,
Liebende träumen
Zu Zwein unter Bäumen,
Jugendberauscht;
Eine Laute klingt,
Der Vollmond lauscht:
Neapel singt.

Heimkehr

. . . Und als sie wieder trat ins stille Stübchen,
Fragten die Schatten ihrer Einsamkeit:
— So hat die holde Hoffnung doch getrogen?
Zerronnen nun auch dieser letzte Traum? —
Stumm saß sie, wie versteint, die starren Augen
Verloren in der Ferne blauen Duft.
Dann, in die leidvertrauten weißen Hände
Ihr Antlitz bergend, schmolz sie ganz dahin
Und weinte, weinte wie ein krankes Kind.

Der Ruhm

Starr sitzt der Ruhm auf hehrem Alpenthrone,
Und wann es nachtet in den Niederungen
Und längst des Hirten müdes Lied verklungen,
Umgleißt sein Königshaupt noch hell die Krone.

Die Menge, lüstern nach dem goldnen Lohne,
Drängt sich hinauf . . . doch bald, erlahmt die Lungen,
Schleicht sie zurück in ihre Dämmerungen,
Daß sie bei leichterm Werk behaglich wohne.

Noch steigen Einzelne . . . zuletzt, erblassend
Vor steiler Wand, bleibt auch der Starke dann,
Bleibt, wer sein Leben liebt, bedächtig stehn.

Fetzen von Hemd und Haut am Felsen lassend,
Klimmt einer noch . . . hoch . . . höher . . . himmelan . . .
S e i n Banner sieht die Welt vom Gipfel wehn.

Deutsch von Otto Haendler





Was König Eduard wollte und erreichte

Vor allem: den richtigen Engländer markieren. „Sein Vater", schreibt die „Frankf. Ztg.", „war ein deutscher Prinz, seine Mutter stammte aus dem Hause Hannover; diese Tatsachen mußten aus dem Gedächtnisse der Engländer nach Möglichkeit vertilgt werden. Schon der Prinzgemahl Albert war eifrig bemüht, die Engländer seine deutsche Herkunft vergessen zu lassen; er gab sich überall und durchaus als Engländer. Der Prinz von Wales folgte ihm darin; er stellte sich überall an die Spitze und machte alles mit, was dem Engländer lieb und angenehm ist. Er zeigte Interesse für das Landleben, hielt die besten Zuchtanstalten für Pferde, ließ rennen und gewann viele Preise. In gleicher Weise beteiligte er sich an allen anderen Arten des nationalen Sports. Auch darin zeigte er sich als echter englischer Edelmann alten Schlags, daß er dem Vergnügen sehr ergeben war; darin erinnerte er in der Tat an jene Figuren, von denen uns Shakespeare einige charakteristische Typen aufbewahrt hat. Am einfachen und sparsamen Hofe der Königin Viktoria war natürlich für solche Tätigkeit wenig Raum, und auch in der weiteren Umgebung des Thrones durfte der Lustigkeit nicht in allzu großer Ausdehnung gehuldigt werden. Aber wozu war Paris und die Riviera da? Namentlich in Paris war der Prinz von Wales ein oft und gern gesehener Gast; der Champagner floß dann in Strömen, es wurde hoch gespielt, und die ganze, insbesondere aber die halbe Welt huldigte dem Prinzen. Dieses Leben kostete aber viel Geld, und die Mama war sehr knauserig. Zuweilen bezahlte sie seine Schulden, oft aber hielt sie die Taschen zugeknöpft. Aber dem künftigen König von England und Kaiser von Indien lieh jedermann gern, zumal er reichliche Zinsen versprach. Bald waren Wechsel von ihm im Umlauf, die nicht immer eingelöst wurden. Es wurden häßliche Spielergeschichten erzählt und auch von Orgien berichtet, deren Teilnehmer, wenn sie auf Wahrheit beruhten, dem Strafgesetz verfielen. Es muß in der Gesellschaft des Prinzen manchmal toll hergegangen sein, aber offenbar ist manches, was darüber berichtet wurde, stark übertrieben oder geradezu erfunden worden. So haben sich namentlich die Enthüllungen der Pall Mall Gazette, die so großes Aufsehen erregten, in der Folge als unbegründet herausgestellt.

In Paris hatte man an diesem Leben des Prinzen von Wales, das zeitweilig das Gespräch von ganz Europa war, das größte Vergnügen. Minder groß war das Vergnügen in London. Der Prinz hatte wirklich das Maß von Lustigkeit, das man jedem Engländer und insbesondere jedem englischen Edelmanne zubilligt, zuweilen überschritten, und als er endlich König wurde, hielt man nicht viel von ihm. Man sah in ihm nur den Lebemann, den Sportsfreund, den Modekönig und sagte skeptisch: ‚Der wird auf dem Throne kein anderer sein, denn im Alter von sechzig Jahren ändert man sich nicht mehr.' Das war falsch gerechnet. Bei dem

Satze, daß der Mensch in dem Alter von sechzig Jahren sich nicht mehr ändert, hatte man die Ausnahme vergessen: daß das Leben vor dem sechzigsten Jahre eine Maske sein kann, die in dem Augenblicke fällt, wo der Mensch in die Lage kommt, sein wahres Gesicht zu zeigen. Das traf bei Eduard VII. zu. Der Kronprinz trug eine Maske, sein Leben war eine Hülle, ein Notbehelf, ein Zeichen überschüssiger Kraft; erst als König konnte er seine wahre Natur zum Vorschein bringen. Die war politisch und staatsmännisch durch und durch. Das zeigte sich schon in der Bestimmung seines Namens. Der Engländer liebt die Vergangenheit, und aus der Vergangenheit hat sich Eduard VII. seinen Namen geholt. Als unmittelbar nach dem Tode der Königin Viktoria die Räte der Krone sich um ihn versammelt hatten, erklärte er ihnen, daß er als König den Namen Edward tragen wolle, den sechs seiner Vorfahren getragen haben ..."

Als ältester Sohn des Prinzen Albert von Koburg und der Königin von Großbritannien und Irland am 9. November 1841 geboren, hat er seine Mutter, der er am 22. Januar 1901 auf dem Throne folgte, nur um neun Jahre überlebt! Mitten in den Kämpfen um den Besitz Südafrikas war sie, wie in der „Kreuzzeitung" ausgeführt wird, nach einem langen, glücklichen Leben im fast vollendeten 82. Lebensjahre verschieden, und als ihre müde Hand das Zepter zur Seite legte, hatte sie es 63 Jahre lang mit erstaunlicher Tatkraft und großer Weisheit geführt. Nur den siebenten Teil dieser langen Spanne einer Regentenlaufbahn war es ihrem Sohne, der infolge seiner schweren Erkrankung erst am 9. August 1902 als Eduard VII. zum König gekrönt werden konnte, vergönnt, die Geschicke seines gewaltigen Reiches zu lenken, aber rückschauend wird man dem toten König die Anerkennung nicht versagen können, daß er für das Ansehen und die Größe seines Landes, für die irdische Wohlfahrt seiner Völker nicht minder erfolgreich gewirkt hat als nur immer einer seiner bewundertsten Ahnen. Neue reiche Kolonien sind unter seiner Regierung dem Verbande des Reiches angegliedert worden. In Südafrika wurden Staaten erworben, deren Klima eine enge Besiedlung durch die weiße Rasse gestattet, durch einen schweren aber glücklich beendeten Krieg wurden englische Sprache und Sitten dort eingeführt und eine feste Basis für die Vorherrschaft der Angelsachsen in Südafrika geschaffen. Im Norden Afrikas wurde durch den englisch-französischen Vertrag vom 8. April 1904 die englische Herrschaft über Ägypten gesichert, die alte Kornkammer Roms, das als Baumwolland für den britischen Industriestaat und als Etappe auf dem Wege nach Indien für den britischen Welthandel, ja für die Existenz des gewaltigen Weltreiches von unschätzbarem Werte ist! Und in Siam und Hinterindien gingen eine ganze Anzahl kleinerer Staaten in englischen Besitz über. Auf Persien legte Großbritannien im Bunde mit Rußland seine schwere Hand, die festzuhalten pflegt, was sie einmal ergriff, und in Südarabien schaffte es sich Einflußgebiete, die früher oder später England als reife Frucht in den Schoß fallen werden ... Mag König Eduards direkter Anteil an diesem machtvollen Auftrieb der britischen Kolonialpolitik noch so gering bewertet werden, es steht doch fest, daß von ihm nicht nur der starke Impuls ausging, sondern daß er auch persönlich die Wege geebnet hat, auf denen die britischen Kolonialpolitiker im einzelnen dann jene glänzenden Erfolge erzielten.

Wir wissen, daß der Beginn der letzten Periode einer energischen auswärtigen Politik Großbritanniens nicht zusammenfällt mit dem Regierungsantritt König Eduards. Sie setzt vielmehr ein mit dem Jahre 1895, als Salisbury nach dem Rücktritt Lord Roseberrys sein drittes Ministerium bildete, in dem Balfour und noch mehr der Kolonialminister Joe Chamberlain die treibenden Kräfte bildeten. Kurz darauf, im Jahre 1896, beschloß die Regierung, den Mahdi zu bekriegen, um die ehemals ägyptischen Südprovinzen zurückzuerobern, und trotz des Widerspruchs Frankreichs und Rußlands ließ sie durch Kitchener diesen Plan durchführen. So wertvoll der gesicherte Besitz des Sudans für das von Großbritannien beherrschte Ägypten war, so zeitigte er doch einige um so unangenehmere Folgen. Zunächst entstand in Rußland eine scharfe Verstimmung gegen England, dann aber erregte die kraftvolle Entfaltung der britischen Macht in Nordafrika die Eifersucht Frankreichs. 1897 brach aus dem französischen Kongogebiete



eine Expedition unter Major Marchand auf, die Faschoda am Weißen Nil besetzte, das die Engländer für sich beanspruchten. Die Angelegenheit drohte einen Konflikt mit Frankreich herbeizuführen, der damals nur dadurch vermieden wurde, daß die französische Regierung sich England fügte. Eine weitere diplomatische Niederlage brachte England den Franzosen bei, als diese im Jahre 1899 versuchten, sich am Persischen Golf im Sultanat Oman festzusetzen. In einem Vertrage vom 21. März 1899 verzichtete dann Frankreich auf das Niltal, Dar Fur und Kordofan zugunsten Englands, und man wird sich erinnern, welch überaus gereizte Stimmung damals in Frankreich gegen England bestand. Sie verdichtete sich zur Zeit der Burenkriege zu dem von Frankreich gemeinsam mit Rußland den neutralen Mächten unterbreiteten Vorschlage, den Krieg in Südafrika zu benutzen, um die Macht Englands einzuschränken. Und nur dem Widerspruche Deutschlands hat es England zu verdanken, daß es damals nicht unter das kaudinische Joch gebeugt wurde, das seine Feinde von gestern und seine Freunde von heute als Revanche für so manche Unbill bereit hielten.

Derart war die politische Konstellation, als König Eduard den Thron bestieg. Zwischen Deutschland und England hatten sich während des letzten Dezenniums der Regierung der Königin Viktoria die Beziehungen immer freundlicher gestaltet, die Spannung zwischen Rußland und Frankreich einerseits und England andererseits hatte dagegen einen solchen Grad erreicht, daß ein offener Bruch keineswegs unmöglich erschien. Aber wenige Jahre später schon hatte sich diese Situation fast genau in ihr Gegenteil verkehrt, und man wird gestehen müssen, daß die britische Diplomatie auf dem Wege vom Vertrage 1899 zu dem von 1904 ein tüchtiges Stück Arbeit geleistet hat. Dieser Umschwung aber fällt zusammen mit dem Regierungsantritt König Eduards, und seiner geschickten Hand genügten wenige Jahre, um England aus seiner ‚splendid isolation' hinaus- in eine ganze Reihe von Bündnissen und Ententen hineinzuführen! Das Schwergewicht seiner Politik legte der König zunächst auf die Anbahnung eines freundschaftlichen Verhältnisses zu den beiden mächtigsten Gegnern Englands, zu Frankreich und Rußland. Bei der Republik wurde ihm das nicht schwer, denn durch seine häufigen und langen Besuche in Frankreich hatte er nicht nur freundschaftliche Beziehungen zu einflußreichen und ehrgeizigen Männern angeknüpft, er hatte sich auch genügenden Einblick in den französischen Volkscharakter verschafft, um sich über die Mittel und Wege klar zu sein, die man zu seiner Beeinflussung und damit zur mühelosen Leitung des gesamten französischen Volkes einschlagen muß. Er richtete nun die Front der neuen englischen Politik gegen Deutschland, und wirksam unterstützt durch Staatsmänner wie Delcassé gelang es ihm sehr bald leicht, die Franzosen Faschoda und Oman vergessen zu machen und sie durch den gegen Deutschland gerichteten Vertrag von 1904 völlig in das britische Fahrwasser zu ziehen. Durch jenen Vertrag ist die Welt verteilt und Deutschland jede Möglichkeit abgeschnitten worden, sich in Zukunft noch ein geeignetes Gebiet zur Besiedlung durch seine überschüssige Volkskraft zu verschaffen. In Algeciras ist auf diese Tatsache in aller Form die Gegenprobe gemacht worden. — Eine schwerere Aufgabe erwuchs der britischen Politik bei dem Versuche, auch mit Rußland in freundlichere Beziehungen zu gelangen. Man erkannte in England bald, daß dies Beginnen so lange an gewissen Widerständen im eigenen Lande sowohl wie auch in Rußland scheitern würde, als die selbstbewußte Macht des slawischen Zarenreiches nicht durch empfindliche Schläge gebrochen und in ihrem Expansionsdrange in Asien zurückgedämmt worden war. Unter diesen Gesichtspunkten kam am 30. Januar 1903 das britisch-japanische Bündnis zustande, dem anfangs 1904 der Russisch-Japanische Krieg folgte, zwei politische Ereignisse, durch die England, ohne selbst die Hand zu rühren, an das Ziel seiner heißesten Wünsche gelangte. Die Gefahr für Indien war nunmehr beseitigt, und nachdem Rußland infolge der russischen Revolution noch in die Reihe der konstitutionellen Staaten eingerückt war, öffnete sich ihm auch der britische Anleihemarkt; die in Rußland inszenierte Deutschenhetze tat dann das übrige, um im russischen Volke Feindschaft gegen Deutschland und eine gewisse freundschaftliche Stimmung gegen England zu erzeugen.



Nachdem diese beiden Hauptaufgaben glücklich gelöst waren, hatte die britische Diplomatie mit den anderen, kleineren Mächten verhältnismäßig leichtes Spiel. Dänemark und Norwegen waren durch dynastische Beziehungen englandfreundlich, Spanien wurde durch die Heirat des Königs, Portugal durch Anleihen für England gewonnen, in der Türkei verfolgte man durch Begünstigung der Umwälzung das gleiche Ziel, und selbst Italien und Österreich versuchte man durch Mittel der verschiedensten Art zu einer Revision ihres Verhältnisses zu Deutschland und England zu bewegen. Und überall war es der König selbst, der die feinen Fäden spann, die zur politischen Isolierung Deutschlands und zu seiner wirtschaftlichen Erdrosselung dienen sollten, und es hat energischer Anstrengungen bedurft, sie zu zerreißen, ehe sie zu einem festen Gewebe verwoben waren.

Vom deutschen Standpunkte aus kann man diese emsige Geschäftigkeit, die König Eduard so manches Jahr hindurch entfaltete, um Deutschland einzukreisen, gewiß nur lebhaft beklagen, und manche bittere Stunde, manch bange Sorge knüpft sich für uns an seinen Namen. Für England dagegen war seine Wirksamkeit zweifellos in hohem Maße verdienstvoll, und sie wird dort die volle Anerkennung des gesamten Volkes finden. Als der König zur Regierung gelangte, war England isoliert — in Deutschland war man leider auf Chamberlains Pläne nicht eingegangen —, heute bei seinem Tode ist England mit einer großen Anzahl von Mächten in Freundschaft verbunden, von denen es früher das ‚treulose Albion' gescholten wurde. Nur zwischen Deutschland und England hängen tiefe, schwere Wolken des Mißtrauens, von Übelwollen und Haß erzeugt und genährt! Gewiß trägt an diesem traurigen Verhältnis der beiden Großmächte zueinander die vom Könige verfolgte Politik ein gerüttelt Maß von Schuld. Trotzdem wollen wir aber an der Bahre des Königs bezeugen, daß er im Leben kein Feind Deutschlands noch seines Volkes gewesen ist. Ernstlich hat er wohl nie an einen Krieg gegen Deutschland gedacht, sein Streben ging vielmehr dahin, durch eine übermächtige Koalition Deutschland zur Einschränkung seiner Rüstungen, und besonders jener zur See, zu zwingen, um ihm dadurch die Mittel zu nehmen, Expansionspolitik großen Stils zu treiben und sich die Öffnung neuer Märkte oder die Aufrechterhaltung des Prinzips der offenen Tür mit Gewalt zu erzwingen. Denn darauf war letzten Endes die Politik des Königs gerichtet: er wollte im Interesse Englands die wirtschaftliche Konkurrenz Deutschlands unschädlich machen! Daß dies nicht ohne eine politische Schwächung Deutschlands zu erreichen war, erkannte natürlich König Eduard genau, und er hat sich ernstlich genug darum bemüht, sie zu erreichen. Aber trotzdem scheint es, daß ihm der Gedanke eines Koalitionskrieges gegen Deutschland nicht sympathisch war. Gewiß nicht aus sentimentalen Bedenken, wohl aber aus sehr realpolitischen Erwägungen. Endete ein französisch-russischer Krieg gegen Deutschland und seine Verbündeten mit einem Siege der beiden England befreundeten Mächte, so würde nach der Niederwerfung Deutschlands die britische Politik sehr bald überall in der Welt auf die selbstbewußte Anmaßung Frankreichs und Rußlands stoßen, die, wenn sie mit Deutschland nicht mehr zu rechnen haben werden, als weit schwierigere Konkurrenten Englands auftreten dürften. Würden aber Deutschland und Österreich aus einem solchen Kampfe als Sieger hervorgehen, so müßte Englands Position überhaupt unhaltbar werden. Deshalb wollte vermutlich der König von einer Entscheidung durch die Waffen nichts wissen, bei der England auf keinen Fall etwas gewinnen, wohl aber viel verlieren konnte. Ihm lag mehr daran, Deutschland einzuschnüren und durch eine starke Koalition an dem Gebrauch seiner Machtmittel zu hindern. Diese Richtung der Politik des Königs hat man vermutlich in Frankreich und Rußland schon lange durchschaut, und seitdem hat in der Republik die Neigung zu einem Angriffskrieg gegen Deutschland merklich nachgelassen, die unter Delcassé so bedenkliche Blüten trieb. Hätte König Eduard damals des französischen Staatsmannes deutschfeindliche Offensivpolitik entschlossen unterstützt, so ist es fraglich, ob Delcassé von seinen Kollegen allein wegen der deutschen Vorstellungen zum Rücktritt genötigt worden wäre. Aber trotz aller persönlichen Verstimmungen gegen Deutschland wollte der König nicht durch einen

Krieg die günstige Lage aufs Spiel setzen, in die er durch seine Bündnis- und Freundschaftspolitik England versetzt hatte; er beabsichtigte weder Frankreich noch Rußland die Hegemonie in Europa zu verschaffen, nachdem es ihm glücklich gelungen war, die Entwicklung Deutschlands zur Weltmacht zu unterbinden. Aber eines fehlte der Politik des Königs zu einem vollen Erfolge doch: es war nicht geglückt, Deutschland zur Einschränkung seiner Seerüstungen zu veranlassen! Seitdem Österreich es abgelehnt, sich zu einer Pression auf den Verbündeten gebrauchen zu lassen, bestand für die britische Politik keine Möglichkeit mehr, dies Ziel zu erreichen. Und dieser Mißerfolg hat England wohl mit dazu veranlaßt, den Gedanken Chamberlains eines militärischen und wirtschaftlichen Zusammenschlusses der Kolonien mit dem Mutterlande wieder mit erhöhtem Nachdrucke aufzunehmen und zu verfolgen.

Die heftigen Parteikämpfe, die unter der Regierung König Eduards in Großbritannien ausbrachen, knüpfen sich an den von Chamberlain im Jahre 1903 unternommenen Versuch, eine völlige Umgestaltung der britischen Handelspolitik und den Übergang vom Freihandels- zum Schutzzollsystem anzubahnen. Auch hier sehen wir wieder das Bestreben, dem englischen Volke neue große Ziele zu weisen, die neben einer produktiven äußeren Politik in der Herstellung einer möglichst engen Verbindung des Mutterlandes mit den Kolonien bestehen. Vor zwanzig und mehr Jahren war man geneigt, das britische Weltreich als eine ephemere Erscheinung zu betrachten, und glaubte, die großen britischen Kolonien würden mit der Zeit alle den Weg der Vereinigten Staaten wandeln. Aber die Entwicklung war gerade umgekehrt; ein neuer Bundesstaat soll nach dem gleichartigen Wunsche Englands und der großen Kolonien ins Leben gerufen werden, der das britische Inselreich und die fernsten Kolonien als einzelstaatliche Teile umfaßt, ein ‚Größerbritannien', das sich zollpolitisch gegen das Ausland abschließt, sich dafür aber gegenseitig Zollvergünstigungen gewährt. Das setzt natürlich den Übergang Englands zur Schutzzollpolitik voraus, und ehe die Pläne durchgeführt werden können, die auch nur die britische Kolonialkonferenz des Jahres 1907 erwogen hat, muß dieser Schritt getan sein. Durch jene Konferenz ist die imperialistische Bewegung in England wieder mit besonderem Nachdruck in den Vordergrund gedrängt worden, die eng mit dem Namen Chamberlains verbunden bleibt und heute besonders rein und kräftig in der konservativen Partei zur Entfaltung gelangt. Der britische Liberalismus, der untrennbar an die Manchesterschule und den Cobdenismus gebunden ist, vermag dem überragenden Reichsproblem nicht gerecht zu werden, das während der Regierungszeit König Eduards ungemein an Anhang und Werbekraft im Volke gewonnen hat. Mit dem parlamentarischen Siege der Unionisten, der vielleicht nur noch eine Frage der Zeit ist, wird die Reichseinheit wohl zur Tatsache werden; damit aber auch der Übergang zur Schutzzollpolitik, und das ist der eigentliche, tiefere Grund zu den scharfen Verfassungskämpfen, die seit Bannermans Resolution gegen das Oberhaus im Jahre 1907 von Asquith in diesem Jahr bis dicht vor die Entscheidung geführt worden sind. ‚Hie Freihandel, hie Schutzzoll' lautete die Parole bei dem Streit ...

In Deutschland hat der verstorbene König einige Male geweilt, er ist in Kiel und Kronberg mit seinem Neffen, dem deutschen Kaiser, zusammengetroffen und hat dem Kaiserhofe acht Jahre nach seinem Regierungsantritt seinen Antrittsbesuch in Berlin abgestattet. Dem deutschen Volke aber ist er innerlich nicht näher getreten. Er kann nicht als dessen Feind gelten, aber er war doch Haupt und treibende Kraft einer mächtigen Koalition von Gegnern des deutschen Volkes und seiner Entwicklung! Die frühere Bitterkeit, mit der man in Deutschland wohl von dem König sprach, ist mit der Zeit in dem Maße gewichen, wie die Pläne des Königs ihren drohenden Charakter für uns Deutsche verloren ..."

Verbürgt ist von Eduard VII. das ihn ehrende Wort, daß er nicht eher die Königskrone tragen wolle, als bis die Greuel des Burenkrieges beendet seien. Und wie hat seine Regierung es dann verstanden, nicht nur Frieden zu schließen, sondern auch zu stiften



Darbende Ehre

„Wir Deutsche fürchten Gott und sonst nichts auf der Welt." Zu diesem Worte bemerkte der bekannte Leipziger Staatsrechtslehrer Karl Binding in einem älteren Vortrage über Ehre und Beleidigung: „Bismarck hat eins dabei vergessen: des Deutschen ewige Angst, seine Ehre könne ihm jeden Augenblick von jedem frivolen Gesellen geraubt werden, seine bebende Sorge, sie sei vielleicht schon durch das Naserümpfen oder das spöttische Wort eines Laffen in die Brüche gegangen. Wen diese Angst schütteln kann, der darbt der Gewißheit seines Werts: ihm hat jene Wahrheit noch nicht die Seele gestählt. Wie weiß er von der wahren Ehre wenig!" ... „Dieser ewige Argwohn, daß es jemand auf unsere Ehre abgesehen hätte, diese Angst, daß über Nacht ein Hauch mit ihr durchgehen könnte, sie sind für den Völkerpsychologen kein Zeichen der Stärke eines Volkes, sondern der Überreiztheit; er muß darin etwas Ungesundes, eine Schwäche des individuellen Selbstgefühls erblicken."

Die schwächliche Überreiztheit, gegen die Binding sich hier wendet, äußert sich, wie die „Frankf. Ztg." des weiteren ausführt, seit einigen Jahren wieder einmal kraß in dem stürmischen Verlangen mancher Volkskreise nach einer Verschärfung der Beleidigungsstrafen. „Das geltende Strafgesetzbuch bedroht die Beleidigung, abgesehen von den für leichtere Fälle bestimmten Geldstrafen, mit Gefängnis bis zu zwei Jahren, und es nimmt keine noch so geringfügige Beleidigung von der Strafbarkeit aus. Von diesen Strafbestimmungen machen die Gerichte in vielen Fällen sehr ausgiebigen Gebrauch, und es ist eine Legende, die durch die ewige Wiederholung nicht wahrer wird, daß die wegen Beleidigung verhängten Strafen im allgemeinen zu milde seien. Dem Ruf nach schärferen Beleidigungsstrafen, in den in gewissem Sinne seltsamerweise auch Binding einstimmt, sollte daher von allen besonnenen Kriminalpolitikern umgekehrt die Forderung einer Abschwächung der jetzigen Bestimmungen entgegengestellt werden, einer Milderung für die Fälle, in denen die sogenannte Beleidigung in Wahrheit eine verdienstliche Kritik war, und einer allgemeinen Straflosserklärung für Lappalien, deren hochnotpeinliche Behandlung der Würde des Gerichts nicht entspricht. Wenn heute eine Frau Müller oder Schulze ihre Hausgenossin, über die sie vielleicht mit Recht erzürnt ist, im Ärger ein ‚dummes Frauenzimmer' nennt, und die so Gescholtene zum Kadi läuft, so muß der Richter mit ernsthafter Miene eine Beweisaufnahme stattfinden lassen, sich liebevoll mit dem Klatsch und Tratsch einer solchen Staatsaffäre befassen und dann im Namen des Königs ein gestrenges Urteil fällen. Was ginge verloren, wenn solche Scheltworte ungesühnt blieben, deren Rubrizierung als Beleidigung den ganzen Beleidigungsparagraphen nur diskreditieren kann? Es macht sich in der Fülle solcher Beleidigungsklagen, mit denen der deutsche Richter sich abplagen muß, eine häßliche Unart des deutschen Volkscharakters aufdringlich geltend: am Morgen schimpft man, und zum guten Teil mit Recht, über Polizei und Bevormundung; wenn aber dann nachmittags die eben noch Einträchtigen sich über irgend etwas veruneinigen, dann können Polizei und Staatsanwalt nicht schnell genug zu Hilfe gerufen werden. Die Erlösung der Gerichte von der Untersuchung solcher Nichtigkeiten ist die wichtigste Reform, die an den Beleidigungsbestimmungen vorzunehmen wäre.

Nun werden freilich zwei Spezialgründe angeführt, die die Notwendigkeit schärferer Beleidigungsstrafen dartun sollen. Die einen erblicken in einer scharfen Bestrafung der Ehrverletzung das einzige Mittel zur Beseitigung des Duellunfugs. Namentlich die Anti-Duell-Liga steht auf diesem Standpunkt, und ebenso die Freunde des Duells erklären den Zweikampf so lange für unentbehrlich, als die persönliche Ehre, wie sie sagen, vor Gericht schutzlos bleibe. Was es mit dieser Schutzlosigkeit auf sich hat, lehrt ein Blick in das Strafgesetzbuch und die Praxis unserer Strafrichter. Es ist begreiflich, daß zur Verteidigung des Duells der Vorwand der an-

geblichen Unzulänglichkeit des Beleidigungsparagraphen benützt wird; wie aber können die Gegner des Duells eine Beseitigung dieser gröbsten Ausgeburt eines überreizten Ehrbegriffs davon erwarten, daß man diesen Ehrbegriff durch eine Verschärfung der Beleidigungsstrafen aufs neue sanktioniert? Schwere und frivole Beleidigungen mögen strenge geahndet werden — das Gesetz ermöglicht es heute schon —, aber die ungesunde Empfindlichkeit einzelner Volksteile darf für die kriminelle Behandlung der Beleidigung nicht maßgebend sein.

Beliebter noch als der Hinweis auf die Bekämpfung des Duells ist in neuester Zeit ein anderer Gesichtspunkt: es sei, so heißt es, notwendig, das Privatleben des einzelnen davor zu schützen, daß es ohne Not in die öffentliche Diskussion hineingezogen werde, und hierzu sei eine strengere Fassung der Beleidigungsvorschriften unerläßlich. Die Tendenz dieses Gedankenganges, einen wirksamen Schutz des Privatlebens herbeizuführen, ist sicher berechtigt. Es ist in der Tat ein widerwärtiger Auswuchs eines an sich sehr gesunden Öffentlichkeitsbetriebes, wenn Dinge, die die intimste Sphäre des Privatlebens betreffen, und auf deren Kenntnis die Öffentlichkeit nicht den allergeringsten Anspruch hat, mit brutaler Rücksichtslosigkeit auf den öffentlichen Markt gezerrt werden. Der erste Prozeß der Frau Janina Borowska bot ein Beispiel hierfür. Es handelte sich in diesem Prozeß darum, ob Frau Borowska Spionagedienste bestimmter Art geleistet habe. Da die Gegenpartei hierfür keinerlei Beweis erbringen konnte, suchte sie die Schwäche ihrer Position dadurch zu verdecken, daß sie die privaten Beziehungen der Gegnerin zum Gegenstand einer schonungslosen Verhandlung machte. Man mag darüber nachdenken, wie man derartigen frivolen Angriffen auf den Hausfrieden begegnen und wie man vor allem dem gemeingefährlichen Treiben der Revolverpresse auf den Leib rücken kann; die Vorschläge, die die kleine Novelle zum Strafgesetzbuch in dieser Beziehung macht, geben jedenfalls keine brauchbare Handhabe hierfür. Die Novelle will einmal die in den §§ 186 und 187 des geltenden Strafgesetzbuches für üble Nachrede und Verleumdung angedrohten Geldstrafen beträchtlich erhöhen und ferner für eine Reihe von Fällen den Wahrheitsbeweis ausschließen. Öffentliche Beleidigungen, in erster Linie also Beleidigungen durch die Presse, sollen nämlich ohne Rücksicht auf Wahrheit oder Unwahrheit strafbar sein, wenn sie lediglich Verhältnisse des Privatlebens betreffen, die das öffentliche Interesse nicht berühren. Eine Beweisaufnahme soll in diesem Fall nur mit Zustimmung des Beleidigten zulässig sein. Diese letzte Bestimmung ist offenbar eine Frucht der Erkenntnis, daß eine allgemeine Ausschließung des Wahrheitsbeweises unmöglich ist, weil sie dem Beleidigten die Möglichkeit einer begründeten Rehabilitierung nähme. Auch über die Unmöglichkeit einer allgemeinen Bestrafung von Beleidigungen, die lediglich Verhältnisse des Privatlebens betreffen, ist sich der Verfasser des Entwurfs ohne Zweifel im klaren; denn sonst würde er seinen Vorschlag nicht auf Fälle beschränkt haben, die für die Öffentlichkeit kein Interesse besitzen. Was aber ist unter ‚öffentlichem Interesse' in diesem Zusammenhange zu verstehen? Das ist ein unklarer und gefährlicher Begriff, der in Wirklichkeit den Absolutismus des Richters stabiliert. Der Entwurf vergißt über dem Bestreben, den Beleidigten möglichst zu schützen, vollständig, daß es auch berechtigte Interessen des Beleidigers gibt, die ebenfalls Berücksichtigung beanspruchen können.

Es ist töricht, von solchen Strafparagraphen eine Besserung der öffentlichen Sitten zu erhoffen. Aber der unbegrenzte Respekt vor der heilenden Wirkung von Strafgesetzen ist ja ebenfalls charakteristisch für manche kriminalpolitischen Draufgänger der Gegenwart. Binding hat in seinem Vortrage über den Zweikampf auch hierüber ein gutes Wort gesagt. ‚Wir leben', so führte er aus, ‚in einer Zeit verhängnisvollster Überschätzung der Macht der Gesetzgebung — einem fatalen Erbe aus der Periode des Naturrechts. Leben und Leidenschaft bäumen sich auf auch gegen die gute Satzung, und das Strafgesetz soll noch entdeckt werden, das nicht nur die Verbrecher, sondern auch das

Verbrechen selbst überwunden hätte. Kann man doch scherzhaft sagen, das Strafgesetz lebe vom Verbrechen.‘ Auch der Beleidigungsparagraph wird weiterhin von der Beleidigung leben, wie immer man ihn auch fassen mag; aber man muß verhindern, daß er nicht zugleich von der unbedingt notwendigen Kritik einer freien und ihrer Verantwortung sich bewußten Presse lebe.“



Wer sind die „Besten?“

In der Monatsschrift „Die Volkshochschule“ (Berlin NW., Verlag Sturm) teilt Walter Bloem unser modernes Publikum in drei verschiedene Bestandteile auf: 1. Ungebildete, 2. Fachwissende mit einem dünnen Firnis „allgemeiner“ Bildung, der nur schlecht das allgemeine Banausentum zudeckt, und 3. die kleine Gemeinde der Hochkultivierten, die sich wieder aus den zwei wesensverschiedenen Gruppen der eigentlichen Geisteselite und der Luxuskultivierten zusammensetzt. Für welche dieser Gruppen nun, fragt der Verfasser, schafft der Künstler — schafft vor allem der Dichter? —

„Vor dem Auge des Träumers, des Schwärmers steht der Poet als Führer seines Volkes — des ganzen Volkes ... ein Blick auf die Wirklichkeit des Lebens scheint zu beweisen, daß es das nicht gibt. Alle Volksbildungs- und Volksunterhaltungsbestrebungen dringen in die zähe Schicht der Ungebildeten nicht tiefer hinein als der Arm eines Mannes in einen träge quirlenden Morast ... Und fast noch unzugänglicher als die Masse des eigentlichen Volkes ist die Masse des Bildungsphilisteriums, das völlig versunken ist in Geldmacherei, Spezialistentum und Fachsimpelei ... Demnach scheint es, als bliebe nur eine einzige Gruppe, die etwas wie ein ideales oder überhaupt nur mögliches Publikum darstellen könnte: die Oberschicht der Intellektuellen ... Und tatsächlich ist in den letzten Jahrzehnten auf allen Kunstgebieten eine immense Produktion entstanden, die sich ausschließlich an die hochkultivierte Oberschicht wendet. Die sachlichen Vorwürfe, die sie behandelt, wie die Formsprache, deren sie sich bedient, haben einen so exklusiven Charakter, daß ihre Schöpfungen überhaupt nur in jenen Zirkeln verstanden werden können, für die Masse der Durchschnittsgebildeten oder gar des Volkes aber überhaupt nicht in Betracht kommen. Immer enger schließt sich so der Kreis der nur für die Oberschicht schaffenden Künstler und ihres kleinen Publikums zusammen und gegen die Außenwelt ab, und so ist das Phänomen der ‚Kunst-Kunst‘, der ‚Literaten-Literatur‘ entstanden, dem heute ganze Kunstschulen, große Verlagsunternehmungen, Zeitschriften, kritische Gruppen ausschließlich dienstbar sind.

Und doch gibt es Künstler, gibt es Dichter, die sich ein höheres Ziel gestellt haben als die Anbetung der Intellektuellen. Es gibt Phantasten unter ihnen, die immer noch von einer Wirkung aufs Volksganze träumen. Die sich einbilden, daß es leichter und billiger sei, die Sprache der Erlesenen zu sprechen, die sanktionierten Formen der Tempelgemeinde nachzubeten, als zum Gesamtvolk zu reden ... Wirklich, es ist die höhere, die schwerere Aufgabe, nach einer Aussprache mit dem Volksgenius zu trachten ... Aber ist dieser Genius nicht am Ende doch ein Phantom, eine imaginäre Größe? Gibt es vielleicht gar nichts Gemeinsames zwischen den Kindern einer Zeit, eines Volkes, einer Sprache? Nichts, was nach der Aussprache drängt, nichts, was den Mund des Poeten ersehnt, um Offenbarung, Erfüllung zu werden?! Ach, es gibt gemeinsame Not, gemeinsame Sehnsucht — nur die Intellektuellen wissen nichts von ihr. Wollen nichts von ihr wissen. Halten sich an den alten Ästhetenabscheu vor dem profanum vulgus und fragen wenig danach, ob ihr Schaffen draußen im Leben der Nation ein Echo findet ... Ihnen genügt völlig der Beifall des engen Zirkels, in dem ihr Streben sich bewegt,



und wenn man sie darauf hinweist, daß sie nicht den leisesten Kontakt mit der Gesamtheit ihrer Volksgenossen haben, so lächeln sie überlegen und weisen darauf hin, daß selbst der Abgott der Menge, daß Schiller nur „den Besten seiner Zeit" habe genugtun wollen ...

Den Besten seiner Zeit! Ja, wer sind denn die Besten einer Zeit? Sind es ihre literarisch, ihre künstlerisch Feinstgebildeten?! Wer kann denn Anspruch erheben, zu den Besten seiner Zeit gezählt zu werden?! Doch wohl, wer den klarsten Blick für die seelischen und auch für die wirtschaftlichen Bedürfnisse der großen, namenlosen Massen der Mitlebenden hat — wer in seinem Herzen Saiten trägt, die mitschwingen mit dem Sehnsuchtsleben wortloser, führerloser Millionen ... und wer schließlich das erlösende Wort, die befreiende Tat findet, die Angst in Gewißheit, ratloses Tasten in aufrecht zielsicheres Schreiten verwandelt. Was sind die literarischen Modelaunen, die Sensationsbedürfnisse winziger Adeptenzirkel gegen diese gestaltlose Bangigkeit, dieses ängstliche Harren der Kreatur?! Die Besten einer Zeit — das sind die mutig selbstlosen Forscher auf allen Gebieten der reinen und angewandten Wissenschaft, die nicht nur um Mehrung des toten Tatsachenballastes bemüht sind, nein, die als ehrfürchtige Diener des Lebens seine Aufwärtsstrebungen bewußt zu fördern trachten. Das sind die weitschauenden Politiker, die sich unbekümmert um der Parteien Haß und Gunst für den Ausgleich sozialer Gegensätze, für eine gerechte Verteilung der Staatslasten und des Ertrags der nationalen Produktion einsetzen. Geistliche, welche sonder Menschenfurcht die luftige Brücke zwischen Glauben und Wissen fester zu zimmern beflissen sind. Offiziere, die in ihrem Befehlsbereich Respekt vor dem kostbaren Material zu verbreiten wissen, das die Nation den Händen der militärischen Erzieher anvertraut hat. Jugendbildner, die unser Unterrichtswesen vom tötenden Schema zu erlösen und mit dem Geiste quellenden Lebens zu erfüllen eifern.

Das sind die Besten der Zeit — diese und noch manch andere Kategorien demütiger Diener im Tempel des Lebens. Das und nicht die Snobs der Premieren und ästhetischen Cliquen, das sind die Besten. Denen genug zu tun, denen wirklich etwas bringen und bieten, das ist des Poeten Aufgabe."



Bauerndichter?

Karl Vogt, aus dessen Nachlaß der „März" mancherlei veröffentlicht, erzählt darin von einem bemerkenswerten Zusammentreffen mit dem bekannten Schweizer „Bauerndichter" Jeremias Gotthelf:

„Ich besuchte einmal mit meinem Freunde Fritz Jenni in Bern, seines Zeichens Buchhändler und Redakteur eines radikalen Witzblattes ‚Der Guckkasten', das damals viel Staub aufwirbelte, den bekannten Schriftsteller Jeremias Gotthelf, der als ehrsamer Pfarrer Bitzius in Lützelflüh, einem Dorfe des Emmentales, amtierte. Er nahm uns sehr freundlich auf, erklärte aber sofort Jenni, der gern ein Werk von ihm verlegt hätte, daß er, als ‚urchiger Konservativer' mit dem ärgsten ‚radikalen Scheusale' des Kantons Bern unmöglich in Geschäftsverbindung treten könne. Jenni meinte, daß ein von einem Berner verfaßtes, bei einem Berner verlegtes Werk doch im Kanton Bern einen bedeutenden Absatz finden müsse. ‚Einbildung,' rief Bitzius, ‚Irrtum, Aberglauben! Meinen Sie, ein Bauer lese Dorfgeschichten? Fällt ihm gar nicht ein! Ritter- und Räuberromane à la Spieß und Cramer (bekannte Räuber- und Gespenstergeschichtenverfasser) lesen allenfalls die Weiber und Mädchen, und die Männer, wenn sie überhaupt etwas lesen, buchstabieren in dem ‚Hinkenden Boten' Geschichtchen aus

den Kreuzzügen oder den Indianerkriegen. Als sie im Dorfe erfuhren, daß der Jeremias Gotthelf ein und dieselbe Person sei mit ihrem Pfarrer Bitzius, hätten sie mich fast von der Pfarre verjagt mit Spießen und Stangen. Nein, meine Geschichten werden in den höheren, gebildeten Kreisen gelesen, aber nicht von Bürgern und Bauern!'"

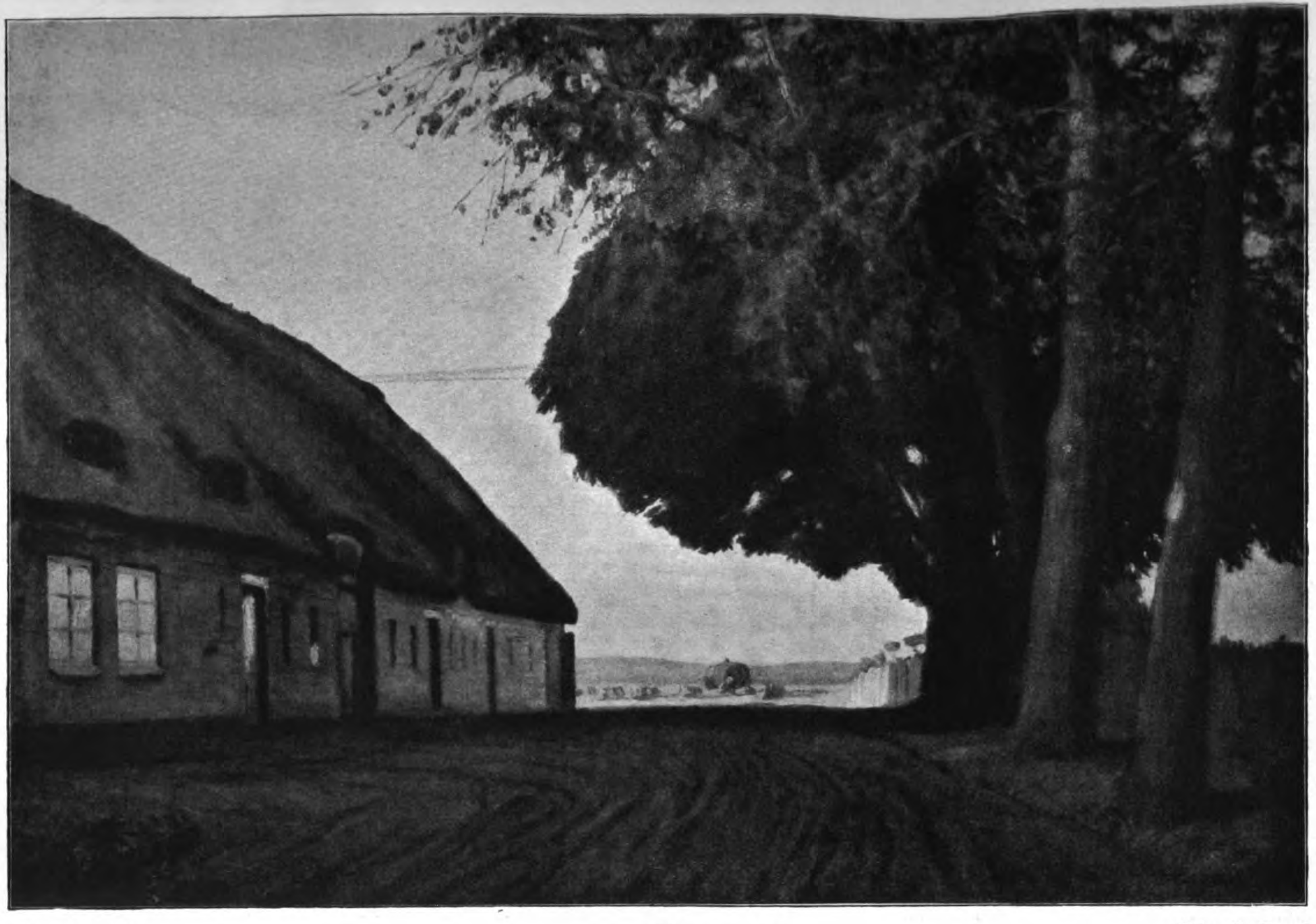


Vom Gehorchen der Kinder

Mahnworte, die um so bemerkenswerter sind, als sie zunächst an die Leser des „Vorwärts" gerichtet sind: Wir dürfen uns nicht verhehlen — und wer je Kinder zu erziehen hatte und es sich dabei sauer werden ließ, weiß das — daß es sich bei der Erziehung z. B. des Kindes beim Übergang ins erste Lebensjahr, wo der Bewegungsdrang und die Lust, die Welt einer Umgebung zu entdecken, sehr groß sind, um nichts weniger als einen regelrechten Kampf zwischen Eltern und Kind handelt. Dabei kann man die Bemerkung machen, daß, je ernster wir es in diesem Kampf nehmen und alle Mittel äußerer Übermacht verschmähen, desto stärker nicht nur der Einfluß auf das Kind, sondern auch der ungewohnte Einfluß des Kindes auf uns ist. Bei dieser äußerst wichtigen Erziehung des Kindes zum Gehorsam spielt die Intelligenz der Eltern eine viel geringere Rolle als der Charakter. Daß dabei Verhältnisse, wie sie in Arbeiterfamilien oft unvermeidlich sind, wie die notgedrungene Abwesenheit des Vaters, oft auch noch der Mutter hindernd und lähmend im höchsten Grade wirken, das liegt auf der Hand. Deshalb ist auch die Kindererziehung nur ein großer ungeheuer wichtiger Teil der sozialen Frage überhaupt.

Aber es gilt, mit den derzeitigen Umständen zu rechnen, und da ist vor allem auf die große Gefahr hinzuweisen, die bei der Erziehung zum Gehorsam zu umgehen ist, nämlich einerseits das schwächliche Nachgeben der Eltern, weil es „doch noch so ein kleines Kind ist", oder andererseits grobes Zufahren und Zuschlagen, weil es „doch so ein böses Kind ist".

Die innere Arbeit bei der Erziehung des Kindes zum Gehorsam erfordert außerordentlich viel Hingabe und Charakterstärke. Kein einjähriges Kind weiß z. B., weshalb es eine gefüllte Kaffeetasse nicht angreifen soll, weshalb es nicht an seinen Lieblingsplatz, die Kohlenkiste, gehen soll usw. Der bekannte theoretische Rat, alle Gegenstände zu entfernen, die das Kind nicht berühren soll, scheitert an der Praxis des häuslichen Lebens. Es gibt nur eines: dem Kind klar zu machen, daß es dieses und jenes eben nicht tun darf und zwar unter keinen Umständen tun darf. Das „warum" kann ihm unmöglich erklärt werden. Es ist in dieser Beziehung noch gänzlich unzugänglich, obwohl es Mütter genug gibt, die eine direkt unsinnige Meinung von der Einsicht ihres Sprößlings haben, und auf alle Enttäuschungen in dieser Richtung mit Hieben antworten. Am allerbesten ist die Erzwingung des Gehorsams durch einen bestimmten, ruhigen Zuruf. Kinder sind außerordentlich empfänglich für Stärkeunterschiede der Stimme und Modulation der Sprache. Das schneidende energische Wort „Nein", immer im richtigen Moment ausgesprochen, kann Wunder wirken. Es handelt sich dabei nur darum, daß die Eltern konsequent sind. Verhängnisvoll ist es, wenn man in diesem Alter von einem Jahr, wo das Kind das Ja und Nein des Lebens zu lernen hat, morgens verbietet, was man ihm nachmittags erlaubt. Man verwirrt so den kleinen Menschen und untergräbt selbst seinen Einfluß. Nützt Zuruf oder energisches Wegholen nichts, dann gibt es nur noch einen Ausweg: die Hand. Aber vorher sollte man alle nur mögliche Geduld aufwenden. Je seltener der Schlag, desto tiefgehender wirkt er. Das blöde Wort: „Wir sind auch gehauen worden und sind etwas geworden!" das man überall hört, in Arbeiterkreisen wie in der Bourgeoisie, ist eine namenlos rohe Entschuldigung für mangelnde Geduld.



Ein Gutshof — Otto H. Engel

Bei der Erziehung des Kindes zum Gehorsam ist der natürliche Schutz der Wille der Eltern, die das Beste ihrer Kinder suchen, und an diesem Willen muß es erstarken lernen, bis es aus Einsicht selbst sein Bestes suchen kann. Dabei darf aber niemals der Wille des Kindes gebrochen werden, wie es in der „guten alten Zeit" hieß. Im Gegenteil, er soll so stark als möglich werden. Das kann er nur — um modern zu reden —, in Angliederung an eine Macht und an eine Organisation. Das ist die Familie....

So sehr man des Kindes freie Persönlichkeit zu achten hat, und so sehr der Gedanke zu verwerfen ist, Kinder seien „Eigentum" der Eltern, so sehr müssen wir von dem kleinen Weltbürger in seinem eigensten Interesse verlangen, daß er die Ordnung der Familie respektieren lernt, in die er hineingeboren ist. Daß bei alledem das Kind nicht durch fortwährendes Verbieten und Nörgeln Schaden leidet, sondern auch im Gehorsam seine Bewegungsfreiheit hat, das ist das schwerste Stück der Selbsterziehung der Eltern, die immer mit aller Kindererziehung Schritt für Schritt einhergehen muß.



Die Sterblichkeit an „Blinddarmentzündung"

Außerhalb der ärztlichen Kreise, so liest man im Unterhaltungsblatt des „Vorwärts", gebraucht man diesen Ausdruck auch für die Appendizitis, weil dieser Begriff nur auf umständliche Weise als Entzündung des wurmförmigen Blinddarmfortsatzes ausreichend wiedergegeben werden könnte. Der Unterschied ist natürlich sehr bedeutend, weil dieser Fortsatz nur ein verhältnismäßig kleines, unwichtiges Anhängsel des Blinddarmes ist und ohne Schaden und Gefahr beseitigt werden kann, wenn nicht die Entzündung schon weiter um sich gegriffen hat oder andere ungünstige Umstände hinzukommen. Ein Arzt, der eine ungewöhnlich ausgedehnte Erfahrung in diesen Operationen besitzt, Dr. Le Grand Guerry, hat im „Journal der Amerikanischen Medizinischen Vereinigung" eine Abhandlung über die Sterblichkeit an Appendizitis auf Grund von 545 Operationen, die er in den letzten vier Jahren ausgeführt hat, veröffentlicht. Von diesen Kranken starben nur zwei, was den außerordentlich geringen Verlust von 0,3 % ergibt. Der Sachverständige teilte jene große Zahl von Operationen in mehrere Gruppen, um die Sterblichkeitsgefahr nach den verschiedenen Umständen zu untersuchen. Bei 240 der Fälle handelte es sich um chronische Entzündung, die in einer Ruhezeit operiert wurden. Von diesen Kranken starb kein einziger, und der Arzt meint, daß solche Patienten überhaupt eine sichere Aussicht auf Heilung durch die Operation haben, wenn nicht unvorhergesehene Unglücksfälle eintreten. Zu der zweiten Gruppe gehören 92 Fälle akuter Erkrankung, die innerhalb von höchstens 36 Stunden nach deren Eintritt operiert wurden. Hier scheint die Schleunigkeit des Eingriffes entscheidend zu sein, und der Chirurg empfiehlt, daß dieser stets sofort vorgenommen werden sollte, sobald das Leiden sicher erkannt ist. Alsdann ist die Aussicht gleich günstig wie bei der vorigen Gruppe, und nur in dem dritten Fall, daß akute Erkrankungen erst am dritten oder vierten Tage operiert werden, wächst die Lebensgefahr. Leider ist diese Verzögerung sehr häufig, denn von jenen 545 Fällen stellten 213 den Arzt vor diese Aufgabe. Bekam er den Kranken überhaupt erst am dritten oder vierten Tage zu sehen, so wurde nicht sofort operiert, sondern die Zeit der größten Gefahr abgewartet und der Eingriff erst einige Tage später vorgenommen. In diesem Punkte bestehen bei den Chirurgen noch große Meinungsverschiedenheiten, aber Dr. Le Grand hat die Überzeugung gewonnen, daß er seinem Verfahren die geringe Sterblichkeit zu danken hat. Er bekennt, daß er mit diesem Standpunkt auch dem Kranken gegenüber oft eine schwierige Stellung hat, weil dieser gewöhnlich die sofortige Operation verlangt und Mißtrauen gegen den zögernden Arzt schöpft. Die Zahlen sprechen jedenfalls deutlich zugunsten dieses Verfahrens, und die beiden einzigen Todes-

fälle, die Dr. Le Grand Guerry zu beklagen hatte, bezogen sich auf einen Kranken, der gleichzeitig an Nierentuberkulose litt, und auf einen anderen, eines erst siebenjährigen Mädchens, das erst am zehnten Tage zu ihm gebracht wurde.



Gesellschaft

Grundbedingung jedes persönlichen Verkehrs und daher auch der wahren Geselligkeit, führt Dr. Oskar Ewald (Wien) in der „Frankf. Ztg." aus, ist ein bestimmter Grad von Muße, von Zeitverschwendung, die allerdings von Zeitvergeudung sorgsam unterschieden werden muß. Wir empfinden es als Mangel an Takt, als beleidigende Störung, wenn jemand in unserer Gesellschaft fortwährend auf die Uhr sieht, um auf dem Zifferblatt gleichsam den Verlust ängstlich zu berechnen, den er durch die Unterbrechung seiner täglichen Beschäftigung erleidet. Der peinliche Eindruck geht aus dem richtigen Gefühl hervor, daß es zwar möglich sein mag, Zeit in Geld auszudrücken, nicht aber, den unschätzbaren Wert der persönlichen Aussprache in Minuten und Stunden zu berechnen. Wie sinnreich ist der Gruß des Tirolers, der an Stelle einer banalen Höflichkeitsphrase die wohlwollende Aufforderung setzt: Laßt Euch Zeit! Denn, so muß man erklärend hinzufügen, sonst nützt Euch die Gesellschaft der schönsten Berge nichts.

Der rastlose Kampf ums Dasein, die Erschwerung und zu gleicher Zeit die Erhöhung der äußeren Existenzbedingungen, sie haben es mit sich gebracht, daß wir uns daran gewöhnt haben, unser Leben mehr und mehr nach der Uhr einzurichten. Wir zählen die Stunden, die Viertelstunden, die Minuten, sogar die Sekunden. So wertvoll die Tugend der Pünktlichkeit ist, wenn sie dem freien Antriebe entstammt, — wo sie zum äußeren Zwange erstarrt, da droht sie den Menschen in eine Maschine zu verwandeln. Das monotone Ticktack der Pendelbewegung scheint aber der beherrschende Rhythmus des modernen Lebens zu werden. Wir haben keine Zeit mehr: diese Klage hallt von allen Wänden und Ecken wider. Und deswegen geht die Geselligkeit zurück und alles, was direkt oder indirekt mit ihr zusammenhängt. So zum Beispiel die Kultur des Briefes, die früher in so hoher Blüte stand. Zwischen dem Briefe, der Postkarte und dem Telegramm besteht heute kein prinzipieller Unterschied mehr, bloß ein Unterschied im Umfang und in der Art der Versendung. Der Depeschenstil ist der Stil der brieflichen Mitteilung überhaupt geworden. Man beschränkt sich auf die Wiedergabe dürrer Tatsächlichkeiten, auf die mechanische Aneinanderreihung von Begebenheiten, die für den Schreiber oder den Empfänger von praktischer Bedeutung sind. Diese Briefe sind von einer Adresse an die andere, nicht mehr von einem Ich an ein Du gerichtet. Was einer erlebt hat, mag noch von Wichtigkeit sein, sofern es ja äußere Folgen nach sich ziehen kann. Wie er es erlebt hat, ist unwesentlich, nebensächlich, ist quantité négligeable geworden, und es wäre Zeitverlust, damit das Postamt zu beschweren. Von solchen Voraussetzungen aus ist aber ein wertvoller Briefwechsel unmöglich. Denn der Brief ist nichts anderes als Geselligkeit in Distanz, und deshalb ist er den Gesetzen unterworfen, von denen die Geselligkeit beherrscht wird. Man muß vor allem Zeit haben, um einen ordentlichen Brief zu schreiben, und die nimmt man sich heutzutage höchstens noch, wenn man einen Geschäftsbrief oder — einen Liebesbrief verfaßt. Desgleichen das Tagebuch, das den Menschen der Vergangenheit ein unabweisbares Bedürfnis war, uns dagegen anmutet wie ein Mobiliar aus uralter Zeit, dem wir ein aus Wehmut und Ironie gemischtes Gefühl entgegenbringen. Auch das Tagebuch ist auf das innerste Prinzip der Geselligkeit gegründet: es ist der intime Verkehr, den ein Mensch mit seinem eigenen Selbst pflegt, und als solcher die wahre Grundlage jedes anderen Verkehrs. Wie reich müssen die Erlebnisse dieser Menschen gewesen sein, die sich keinen Tag zur Ruhe begeben konnten, ohne Zwiesprache mit sich selber

zu halten und in weihevoller Andacht jede noch so geringfügige Entwicklung und Bereicherung ihres Wesens zu verzeichnen. Es war ein Leben, das in die Tiefe ging, während sich das unserige mehr in der Breitendimension entwickelt. Und da wir uns in der Hingabe an die lockende, blendende Außenseite der Dinge von den Wurzeln unserer Individualität immer mehr lösen, droht uns auch die unterirdische Verbindung, die zwischen den verschiedenen Individualitäten bestand, zu entschwinden. Was davon übrigbleibt, ist bloß der Schein, die Veranstaltung, die im selben Maße verwirrend große Formen annimmt, in dem sie des idealen Gehalts verlustig ging. Wie einfach, aber dafür wie innerlich, wie ganz vom Mittelpunkt des persönlichen Daseins her dirigiert waren die Zusammenkünfte der früheren Menschen! Ein Stückchen Brot, etwas Käse und Honig, das war die Tafel, die Epikur in seinen stillen Gärten dem Kreise der edelsten Geselligkeit, die das Altertum kannte, zu bieten vermochte. Wir dagegen bedürfen stets eines Objektes, das uns vereinigt, wie es das Objekt ist, das im wirtschaftlichen und sozialen Getriebe überhaupt die Herrschaft über den Menschen gewonnen hat. Wenn es nicht ein prunkvolles Zimmer ist, in dem man sich versammelt, oder ein prächtiges, mit dem raffiniertesten Komfort ausgestattetes Etablissement, so ist es vielleicht ein Gegenstand der äußeren Natur, eine Landschaft, ein Sportplatz, ein Berg, also wieder ein Objekt, das die Interessen absorbiert und eine intimere Fühlungnahme der einzelnen Personen unmöglich macht. Es ist insbesondere der Sport, der heute an Stelle des Verkehrs tritt oder diesem, wo er in Gemeinschaft betrieben wird, eine neue Richtung gibt. So wertvoll, so unentbehrlich indessen der Sport für die moderne Menschheit geworden ist, als das wirksamste Mittel der Entlastung von dem Drucke der Großstadt und ihrer Verhältnisse, zu einem Ersatz für die Geselligkeit kann er niemals werden, er ist seinem spezifischen Wesen nach sogar ungesellig, da das menschliche Interesse in einem und demselben Zeitpunkte sich nicht teilen läßt, da es sich entweder für das eine oder das andere entscheiden muß ...

Der Einfluß von Ideen auf die Gesellschaft stehe in keinem Widerspruch zu der Forderung, daß nicht sachliche, sondern *persönliche* Interessen sie beherrschen müssen, wenn eben die Gesellschaft sich von einem Verein oder einer gelehrten Körperschaft unterscheiden wolle. Es stünden ja nicht abstrakte Ideen in Frage, nicht kalte Begriffe, sondern äußerst konkrete Gedanken, die sich in den lebendigen Fluß des Gespräches auflösen lassen. Gedanken, wie sie die Antike, die Renaissance und besonders das achtzehnte Jahrhundert, das Zeitalter Rousseaus und Voltaires, beseelten. Wenn es an solch einem geistigen Mittelpunkte mangelt, tritt oft das entgegengesetzte Extrem des Personenkultus hervor, das ebenso schädlich ist wie die gesellschaftliche Anarchie. Eine Gesellschaft, in der bloß *einer* das Wort führt, weil ihn die blinde Verehrung der anderen wie einen Fetisch umgibt, entspricht nicht besser ihrem Zwecke als eine Gesellschaft, in der überhaupt keiner das Wort führt, die sich völlig in konventionelle Gespräche zersplittert. Die Verfassung, deren sie bedarf, ist weder die schrankenlose Ochlokratie, die Tyrannei der Masse, noch die Alleinherrschaft, sondern einzig und allein ein gesunder Parlamentarismus. Auch wer kein anderes Ziel kennt, als in Gesellschaft zu glänzen, den Salonlöwen zu spielen, verfehlt deshalb ihren wahren Sinn. Denn er setzt voraus, daß alle anderen sich damit begnügen, ihm zuzuhören, sich von ihm unterhalten zu lassen, er will nicht, daß ein Zweiter überhaupt zu Worte kommt. Auch hier tritt zutage, wie wenig sich die *Eitelkeit* mit der Geselligkeit verträgt. Diese verlangt im Kleinen wie im Großen Unterordnung und Hingabe. Deshalb bleibt es, auch jenseits von den kleinlichen Allüren der Eitelkeit, ein Problem, man darf sogar sagen *das* Problem des gesellschaftlichen Verkehrs, möglichst viele ausgeprägte, interessante Individualitäten auf demselben Boden zu vereinigen, ohne daß es doch zu ernsten Reibungen und Konflikten zwischen ihnen kommt. Dies ist um so schwieriger, als bedeutende Menschen einander zwar unleugbar stärker anziehen, aber auch stärker abstoßen als unbedeutende. Es gibt ein Mittel, diese Reibung zu vermindern, und das ist die Gemeinschaft in großen, die Zeit erfüllenden Ideen, Gefühlen, Stimmungen. Noch wirksamer aber

als vermittelndes und ausgleichendes Prinzip erweist sich hier der Einfluß der Weiblichkeit. Die Frauen, die, von Aspasia bis Rahel Varnhagen, in ihrem Salon die hervorragendsten Geister versammelten, haben beide Fähigkeiten vereinigt: die Fähigkeit, große Männer anzuziehen und an ihre Person zu bannen, und die Fähigkeit, mit dem unwiderstehlichen Zauber ihres Wesens auch die schroffen Gegensätze, die zwischen jenen bestehen mochten, zu versöhnen und die Dissonanzen in feine Harmonien zu lösen. Die Vereinigung dieser Fähigkeiten, die das Genie der Geselligkeit ausmacht, hat den Frauen zu allen Zeiten ihre höchste Machtstellung verliehen, eine Macht, die kein äußerer Rechtstitel erreichen oder ersetzen kann.



Weshalb Schopenhauer „Weiberhasser“ wurde

Aus hinterlassenen Papieren des bekannten materialistischen Naturforschers Karl Vogt veröffentlicht der „März“ auch mancherlei Anekdotisches. Zum Beweise, auf welchen Zufälligkeiten angeblich oft „die sogenannte Weltanschauung“ beruhe, erzählt der verstorbene Verfasser u. a.:

Es war in Roscoff in der Bretagne, wo ich an Seetieren Studien machte. Wir hatten uns ein Haus gemietet und verfügten somit über einen sogenannten Salon, wo sich abends ältere und jüngere Freunde, die zum Teil ebenfalls in der dortigen zoologischen Station arbeiteten, zu gemütlicher Plauderei bei einer Tasse Tee und einer Pfeife „Caporal“ zusammenfanden. So saßen wir eines Abends zusammen, mein Freund Charles Martins, der berühmte Reisende, mit seiner Frau, einer hochbejahrten Dame aus Arles, die sich aber immer noch viel auf ihre „griechische Nase“ zugute tat, Victor Considérant, der bekannte Phalansterist, der höchst anziehend über alles sprach, nur nicht über Sozialismus und Fourierismus, und einige jüngere Naturforscher. Ich weiß nicht, wie es kam — aber das Gespräch fiel auf Schopenhauer, der den Franzosen als typischer Weiberhasser weit bekannter ist denn als Philosoph und von dem Considérant behauptete, er habe den alten Mönchsspruch: Mulier animal venenosum! (die Frau ein giftiges Geschöpf) in philosophische Phrasen übersetzt. „Schopenoär!“ fiel Madame Martins ein. „Ich habe ihn als junges Mädchen gekannt! In Arles oder Avignon! Er war wahnsinnig in meine Schwester verliebt, die eine noch viel schönere Nase hatte als ich, und wir hänselten ihn nach Herzenslust! Welcher Holzbock! Und der, sagen Sie, sei ein Weiberfeind geworden? Na! das tut mir leid! Da haben wir es doch wohl zu weit mit ihm getrieben!“ — „Was bildest du dir nur ein?“ sagte Martins, „Schopenhauer war ein Philosoph, und der wird sich doch nicht durch das Geschäker einiger junger Gänschen“ ... — „Bah! Bah!“ fiel Madame Martins ein, „Philosoph hin, Philosoph her! Sagt nicht schon Lafontaine in seinen Fabeln:

Amour! Amour! Quand tu nous tiens,
Il faut bien dire: Adieu, prudence!

Jetzt, wo du mir sagst, er sei ein berühmter Philosoph geworden, bleibe ich erst recht bei meinem Satze: wir haben ihn durch unsere Neckereien und Hänseleien, die freilich oft zu weit gingen, denn meine Schwester war zu Schelmenstreichen sehr aufgelegt, zum Weiberfeinde gemacht, und das hat auf seine Philosophie abgefärbt.“ — „Sie haben vollkommen recht, Madame!“ sagte Considérant mit einer leichten Verbeugung. „Wir alle geben Ihnen recht: gegen die schönen Mädchen von Arles mit ihren griechischen, reizenden Näschen hält keine Philosophie stand. Aber Sie hätten unrecht, sich Vorwürfe zu machen, denn dieser Philosoph war zugleich ein ausgezeichneter Schriftsteller, und seine Weiberfeindschaft, deren Grund wir künftig bei Ihrer Schwester suchen werden, hat uns manche wundervolle Seiten gebracht, die wir immer mit Vergnügen lesen werden, wenn wir auch nicht der Meinung des Verfassers sind.“



Bismarck und Moltke

Die Aufstellung der Moltkebüste in der Walhalla bei Regensburg veranlaßt die „Hamburger Nachrichten“, aus ihrem Erinnerungsschatze über das Verhältnis der beiden Männer zu plaudern. Daß es zwischen ihnen in ihrer langen ruhmreichen Zusammenarbeit gelegentlich nicht an Meinungsverschiedenheiten gefehlt hat, sei selbstverständlich. Sie sind u. a. vorgekommen während des böhmischen Feldzuges, wo der damalige Ministerpräsident Bismarck den Marsch auf Preßburg erzwang und damit große diplomatische wie militärische Gefahren beseitigte. Sie sind auch vorgekommen während der Belagerung von Paris, und zwar gelegentlich der Frage der Beschießung dieses „Mekkas der Zivilisation“. Sie sind ferner im Jahre 1875 vorgekommen, wo der Große Generalstab, an der Spitze Moltke, eine Kriegserklärung an Frankreich für nötig erachtete, während Fürst Bismarck gegen diese Einmischung der Militärs in die Politik beim Kaiser Protest einlegte. Sie sind endlich vorgekommen in der Frage des Nordostseekanals. Aber alle diese Meinungsverschiedenheiten, die in der verschiedenen Beurteilung des jeweilig politisch oder militärisch Erforderlichen wurzelten, wurden stets ausgeglichen durch die Höflichkeit, „dieses nützliche Öl, das die menschliche Verkehrsmaschine am Knarren hindert“. Niemals sind die Beziehungen zwischen Bismarck und Moltke dadurch ernstlich und dauernd getrübt worden. Der Fürst legte auch stets den größten Wert darauf, allen falschen Auffassungen entgegenzutreten, die in bezug auf sein Verhältnis zu Moltke laut wurden. Zum Belege wollen wir folgendes anführen: Am 26. Oktober 1890 feierte Moltke seinen neunzigsten Geburtstag. Verschiedene Blätter hatten eine Meldung des Berliner Korrespondenten des Pariser „Temps“ weiter verbreitet, wonach der Kaiser den Fürsten Bismarck eingeladen habe, zu der Feier nach Berlin zu kommen und an ihr teilzunehmen. Der Fürst ließ diese Nachricht in der Morgenausgabe der „Hamburger Nachrichten“ vom 26. Oktober 1890 als irrtümlich bezeichnen, aber zugleich das herzliche Verhältnis zwischen Moltke und sich betonen. In dem Artikel hieß es unter anderem: „Man darf sicher sein, daß es lediglich Rücksicht auf seinen ihm die Teilnahme an großen Festlichkeiten nicht erlaubenden Gesundheitszustand gewesen ist, welche den Fürsten abgehalten hat, aus eigenen Antrieben nach Berlin zu kommen und seinen langjährigen Genossen persönlich zu beglückwünschen. In den fünfundzwanzig Jahren ihrer gemeinsamen Tätigkeit für des Vaterlandes Wohl haben sich zwischen dem Fürsten Bismarck und dem Grafen Moltke naturgemäß persönliche Beziehungen entwickelt, die ihnen gegenseitig höchste Achtung und herzliches Wohlwollen sichern. Wie eng sich Fürst Bismarck mit dem Grafen Moltke verbunden gefühlt hat, das hat er im Jahre 1888 nach Kaiser Wilhelms Tode gezeigt, als er im Reichstage in tiefer Bewegung zu Moltke die Worte sprach: ‚Des Dienstes ewig gleichgestellte Uhr hält uns im Gleise!‘ Und wie der Fürst den greisen Feldmarschall noch jetzt verehrt, wird jedem, der die Räumlichkeiten des Friedrichsruher Schlosses gesehen hat, zur Vorstellung gelangt sein. Nicht weniger als drei Bildnisse Moltkes schmücken die Zimmer, in verschiedener Gestaltung, als Büste und als Gemälde.“ Wir selbst sind oft genug Zeugen davon gewesen, mit welcher Wärme und Anerkennung Fürst Bismarck seines alten Freundes „Molk“ — so sprach der Fürst den Namen fast immer aus — gedachte. Begreiflich waren es meist Erinnerungen historischer Art, die dazu den Anlaß gaben. Mit großer Vorliebe pflegte der Fürst im Gespräch der ewig denkwürdigen Szene zu gedenken, die sich im Juni 1870 zutrug . . . Als Moltke und Roon beim damaligen Grafen Bismarck zu Tisch saßen, traf die Emser Depesche in der Abekenschen Fassung ein. Der Bundeskanzler las sie beiden Gästen vor, diese machten lange Gesichter über die „Schamade“, legten Messer und Gabel nieder, denn der Appetit war ihnen vergangen. Darauf setzte sich Graf Bismarck an den Nebentisch und nahm die berühmte Redaktion des Emser Textes durch Zusammenstreichen vor. Aus der Schamade wurde die Fanfare, wie es Moltke damals nannte. Als der Kanzler die Depesche seinen beiden Genossen dann wieder vorlas, nahmen die „beiden

alten Blutvergießer" ganz vergnügt ihre Messer und Gabeln wieder auf und aßen vergnügt weiter. Auch sonst sprach der Fürst oft und gern über seinen Ruhmesgefährten. Unseren Aufzeichnungen darüber entnehmen wir folgende Äußerungen des großen Staatsmannes: „Moltke war eine kühle Natur. Des Dienstes ewig gleichgestellte Uhr war für ihn ganz maßgebend. In vielem waren wir sehr verschieden. Er war, wie es im Goetheschen ‚Fischer' heißt, stets ‚kühl bis ans Herz hinan'. Ein Durchgänger war er nie. Ich habe eigentlich nur einen Scherz von ihm gehört. Das war in sehr ernster Stunde. Er war bei mir zu Tisch; ich glaube, es war am 15. Juni 1866. Da fragte ich ihn, ob wir nicht 24 Stunden eher losschlagen könnten, als ausgemacht. Er nahm einen Bleistift zur Hand und rechnete. Nach einer Weile Nachsinnens sagte er einfach ‚Ja!' ‚Also los!' meinte ich. Als er dann gehen wollte, drehte er sich zwischen Tür und Angel noch einmal um und fragte mich: ‚Wissen Sie denn schon, daß die Elbbrücke bei Dresden gesprengt worden ist?' ‚Das ist ja sehr betrübend', war meine Antwort. ‚Aber nur mit Wasser; sie war staubig!' Mit diesen Worten war Moltke triumphierend zur Tür hinaus. Er war immer zu haben, und immer, Tag und Nacht, erschien er mit militärischer Pünktlichkeit, stramm, sauber, sogar die Stiefel waren gewichst, selbst wenn es im Felde und nachts um zwei oder drei Uhr war."



Der Halleysche Komet

Wie unser Mitarbeiter Hans Dominik im „März" feststellt, ist das Jahr 1910 ein Kometenjahr par excellence. „Seit 1835, seit der nach dem Engländer Halley benannte Komet aus der Sonnennähe wieder in Weltraumfernen in wörtlichem Sinne abdampfte, wartete man auf seine Wiederkehr, die rechnungsmäßig bereits seit Jahrzehnten auf den Frühling 1910 festgesetzt war. Aber noch vor dem Auftauchen des Halleyschen Sternes wurde ein andrer Komet gesichtet und unter der Bezeichnung 1910 A in die Sternkataloge eingetragen.

Oho! wird der mißtrauische Leser rufen, woher wissen denn die Herren Astronomen, daß der Komet 1910 A ein andrer als der Halleysche war? Woher haben sie die unterscheidenden Merkmale? Wenn beispielsweise der Halleysche Komet nicht prompt eingetroffen und am 20. April mit fahrplanmäßiger Pünktlichkeit durch sein Perihel gegangen wäre, wäre dann nicht der Komet 1910 A in den Verdacht geraten, der Halleysche Komet zu sein?

Die Beantwortung dieser an sich gewiß nicht unberechtigten Frage führt uns sofort in medias res, zwingt uns, die Geschichte der Kometenforschung zu betrachten und das unsterbliche Verdienst Halleys zu beleuchten.

Auf das äußere Ansehen der Kometen können wir uns bei der Identifizierung nicht verlassen. Derselbe Komet wechselt seine Gestalt oft im Zeitraum weniger Tage so sehr, daß jede Ähnlichkeit zwischen seinen verschiedenen Phasen verloren geht. Des weiteren muß jeder Haarstern, soviel wir heute wissen und übersehen, bei seinem jedesmaligen Passieren der Sonnennähe ganz gehörig Haare lassen, und so sieht derselbe Komet auch bei seiner jedesmaligen Wiederkehr verändert aus. Während die Planeten, wie Mars, Uranos und so weiter, ein stets gleichbleibendes markantes Aussehen haben, an dem man sie in jedem Fernrohr auch ohne weitere rechnerische Festlegungen sofort wiedererkennt, verwandeln die Kometen beständig ihr Äußeres, wie es Nick Carter, Sherlock Holmes und Genossen nicht besser verstehen.

Wenn wir das vagabondierende Volk der Kometen festlegen wollen, so müssen wir ihnen schon einen sicheren Paß oder Steckbrief ausstellen, und der Erste, der das konnte und tat, das war eben der englische Mathematiker und Astronom Halley, ein Zeitgenosse und Mitarbeiter des großen Isaak Newton. Bis in die Zeit Newtons hinein galt im allgemeinen die alte aristo-

telische Auffassung, daß die Kometen nicht Gestirne, sondern irdische Erscheinungen wären, ähnlich etwa wie das Nordlicht. Man hielt sie für böse und schlechte Ausdünstungen der Erde, und sehr nahe lag es dann, wenn die Schlechtigkeit der Erde sozusagen zum Himmel stank, auch die zugehörigen Strafen, wie Krieg, Pestilenz und so weiter, vorauszusehen. So kamen diese Kometen oder Typhone (schlechte Winde) zunächst einmal in den Ruf von Unheilverkündern, und speziell der Halleysche Komet wurde zu verschiedenen Jahrhunderten für die Eroberung Trojas, die Kriege Alexanders des Großen, den Tod Julius Cäsars, die Eroberung Englands durch die Normannen und mancherlei mehr verantwortlich gemacht. Es bedarf wohl nicht des Hinweises, daß diese Zusammenhänge zwischen irgendwelchen Gestirnen und menschlichen Dingen bei dem gegenwärtigen Stande der Wissenschaft nicht nur nicht behauptet werden können, sondern daß ihre Behauptung das Gebiet des groben Unfugs streift. Um so bedauerlicher ist es, wenn trotzdem im Jahre 1910, und zwar nach Christi Geburt, Veröffentlichungen wie beispielsweise diejenige von August Zöppritz erscheinen, in denen auf Grund der Gestirnstellungen und speziell des Halleyschen Kometen, nicht nur eine Wetterprognose über das Jahr 1910 gebracht wird, sondern auch noch Krankheiten, die in jedem Monat besonders grassieren sollen, angegeben werden.

Wir wissen heut', daß ein Komet aus Masse besteht, und daß er daher, wie jeder mit Masse behaftete Körper, den allgemeinen, zuerst von Isaak Newton gefundenen Gravitationsgesetzen gehorchen muß. Diese Gesetze und ihre analytisch-mechanische Auswertung hatte Newton in einem Manuskript niedergelegt, welches den Titel trägt: ‚Philosophiae naturalis principia mathematica'. In dieser Abhandlung hatte Newton klipp und klar bewiesen, daß Körper, die einmal der Gravitation, der Anziehungskraft eines andern Körpers, stetig ausgesetzt sind und die ferner eine bestimmte Eigengeschwindigkeit besitzen, sich notgedrungen auf einem der drei Kegelschnitte, das heißt auf einer Ellipse, einer Parabel oder einer Hyperbel bewegen müssen, und daß ferner der Stern, um den sie gravitieren, in einem der Brennpunkte dieser Kurven stehen müsse. Jeder Kegelschnitt ist dann aber nach den Fundamentalsätzen der analytischen Geometrie durch drei Punkte fest bestimmt, und durch drei Beobachtungen muß daher jeder Stern in bezug auf seine Bahn festgelegt, müssen seine Bahnelemente bestimmt werden können.

Das alles stand in den Newtonschen Prinzipien. Aber Newton war eine bescheidene, in sich gekehrte und Konflikte scheuende Natur. Er hat viele wertvolle Manuskripte verbrannt, und er hätte vielleicht auch die Prinzipien vernichtet, wenn sein Freund und Schüler Halley nicht energisch eingegriffen hätte.

Wir erleben es ja öfter, daß ein Forscher, der eine gewaltige und weltbewegende Wahrheit gefunden hat, nach solcher epochalen Entdeckung gewissermaßen in sich selbst zusammensinkt, von der Riesenarbeit erschöpft, jeden Konflikt meiden möchte und sich scheut, die letzten logischen Konsequenzen seines Werkes zu ziehen. Das gilt wohl für die zweite Lebenshälfte Luthers. Es gilt für Kant, der seiner kritischen Vernunft die praktische Vernunft folgen ließ, und es gilt in unsern Tagen für das Verhältnis von Darwin und Haeckel, wo der Jünger energisch und zielbewußt die Lehre des Meisters ausgebaut hat. Der Jünger Newtons wurde Halley. Selbst recht vermögend, setzte er den Druck der ‚Philosophiae naturalis principia mathematica' auf eigne Kosten durch, und weiter berechnete er die Bahnen und Bahnelemente der Kometen von 1531, 1607 und 1682. Die Resultate stimmten geradezu verblüffend überein. Wenn das wirklich drei verschiedne Kometen gewesen wären, dann hätten sie genau dieselbe Bahn ungefähr an derselben Stelle beschreiben müssen. Folgerichtig kam Halley zu dem Schluß, daß es sich in allen drei Fällen um ein und denselben Kometen handeln müsse, der eine weit gestreckte Ellipse beschreibt und durchschnittlich alle fünfundsiebzig Jahre die Sonnennähe, das Perihel, passiert. Nach der Festlegung der Bahnelemente war es nun ein leichtes, die Wiederkehr des Kometen auf das Jahr 1759 vorauszusagen. Das war ein Termin, den weder der im

Jahre 1656 geborene Halley noch der 1643 geborene Newton erleben konnten. Sie ruhten längst in ihren Gräbern, als der Halleysche Komet am 12. März 1759 prompt durch sein Perihel ging.

Die unsterbliche Tat Halleys bestand darin, daß er einen Kometen, und mit dem Individuum schließlich auch die ganze Art, fest in die Sternenwelt eingereiht und festgelegt hatte. Er hatte glänzend die Universalität des Gravitationsgesetzes bewiesen, und er hatte, rein dynamisch betrachtet, die Kometen als Spezialfälle der Bewegung von Massen um ein Gravitationszentrum festgenagelt. Um die Sonne kreisen die Planeten in schwach elliptischen Bahnen, die Kometen in stark exzentrischen Bahnen, solange sie Ellipsen beschreiben, und dann haben wir es mit periodisch wiederkehrenden Kometen zu tun. Oder aber sie laufen auf Parabeln und Hyperbeln (in der Kurvengleichung nur eine geringe Änderung eines Koeffizienten), und dann kommen sie aus dem Unendlichen, umsegeln einmal die Sonne, und das, was der feurige Riesenball nicht an ihnen zerstiebt und verpufft hat, geht wieder in die Unendlichkeit ab.

Rein dynamisch sind die Grenzen zwischen Kometen und Planeten sogar schwankend geworden, seitdem der Berliner Astronom Gustav Witt im Jahre 1898 den Planetoiden „Eros" entdeckte, der eine stark exzentrische Bahn um die Sonne beschreibt, so exzentrisch, daß er bald zwischen Erde und Sonne, bald zwischen Erde und Mars steht. Ein solider Felsbrocken übrigens von rund vier Meilen im Durchmesser, dessen Zusammenstoß mit der Erde viel unangenehmer sein würde als alle Kometenschwänze zusammen.

Der Halleysche Komet kam 1759 wieder. Er passierte, auf Tage genau vorausberechnet, am 16. November 1835 zum zweitenmal nach Halleys Tode das Perihel und er ging zum drittenmal am 20. April 1910 durch dasselbe. Dem Leser wird es auffallen, daß die Umlaufszeiten nicht jedesmal genau gleich sind. Sie müßten es sein, wenn der Komet absolut reine Ellipsen beschriebe. Aber dazu kommen die Störungen, die kleinen Bahnveränderungen durch die Gravitationswirkung der großen Planeten, speziell des Jupiter, der das Einfangen von Kometen gewerbsmäßig betreibt, schon manchen Kometen ruiniert hat und die Bahnen fast aller Kometen zum mindesten ein wenig modifiziert. Der Mathematiker findet dann in seiner Bewegungsgleichung die sogenannte Störungsfunktion. Der Mann, der die Gleichungen zahlenmäßig auswerten soll, hat Monate hindurch Zahlenrechnungen zu machen, um jene kleinen Verunreinigungen der einfachen Ellipse festzustellen.

Rein dynamisch, rein bewegungstechnisch ist der Halleysche Komet heut' für uns sehr uninteressant geworden. Gelöste Aufgaben und gelöste Rätsel reizen nicht mehr. Es ist wohl bekannt, wie Leverrier lediglich aus den Störungen der Uranosbahn die genaue Bahn eines störenden Körpers, eines noch unbekannten Außenplaneten, errechnete, und wie man nach seinen Angaben den derzeit äußersten Planeten Neptun fand. Heut' interessiert uns jener Planet, einstmals das Fanal höchster menschlicher Intelligenz, nur noch sehr wenig. Dem Halleyschen Kometen wird es ähnlich gehen. Um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts war er hoch aktuell. Allmählich haben wir uns an ihn gewöhnt, und Interesse bietet er heut' nicht mehr dynamisch, sondern astrophysikalisch.

Da ist zunächst der Kometenschweif, über den die Menschheit sich seit Jahrtausenden den Kopf zerbrochen hat. Wir wissen, daß er stets der Sonne abgekehrt ist. Wenn wir einmal annehmen, daß an einem festen Kometenkern oder -kopf lange Locken oder Bänder befestigt wären, und daß von der Sonne nach allen Richtungen hin ein kräftiger Wind bliese, dann müßten sich die Locken so einstellen, wie es der Kometenschweif in Wirklichkeit tut. Nun liegt es auf der Hand, daß es sich hier um keinen mechanischen Wind, um keine Luftströmungen handeln kann, denn der Weltraum ist ja nur von reinem Lichtäther erfüllt. Es kann sich nur um Drucke oder Strömungen dieses Äthers handeln. Nun haben aber der englische Physiker Maxwell mathematisch-theoretisch und der Russe Lebedew experimentell nachgewiesen, daß das Licht, jene Art der Ätherschwingung, welche auf unsre Netzhaut den Eindruck der Helligkeit hervorruft, eine Druckkraft ausübt, welche von der Lichtquelle abgekehrt ist und parallel mit den Licht-

strahlen verläuft. Dieser Druck ist sehr gering. Bereits Maxwell hat nachgewiesen, daß nur sehr kleine Körper, von der Größe etwa unsrer Bakterien, so von ihm beeinflußt werden, daß sie unabhängig von der Schwerkraft dem Lichte folgen und in den Weltraum losgehen. Lebedew stellte sich ein gröberes und ein ultrafeines Kohlenpulver her und füllte damit zwei Sanduhren. Bei Dunkelheit liefen beide Pulver glatt durch die Uhren. Stellte man sie aber auf eine Glasplatte, unter der eine starke elektrische Lampe montiert war, so fiel nur noch das gröbere Pulver, während der Strahl des feineren durch das Licht fortgetrieben wurde.

Diese Beobachtungen und Feststellungen sind in mehr als einer Beziehung interessant. Der Lichtdruck der Sonne ist beispielsweise vollauf hinreichend, um Bakterien von unsrer Erde her fuderweise zum Mars und andern äußeren Planeten hinzutreiben. Es erscheint danach die Befruchtung eines Planeten durch einen andern wenigstens in der Richtung des Lichtes durchaus wahrscheinlich. Weiter wird der Lichtdruck auch für den Kometenschweif verantwortlich gemacht. Da kommen aus der Sonnenferne allerlei Dinge angetrieben, die in ihrer Gesamtheit als Komet verbucht sind. Gesteintrümmer, Nickeleisen, Silikate, und was sonst in Meteoriten und Sternschnuppen vertreten zu sein pflegt. Altmaterial im Sinne Frankenthals. Der ganze Haufen bildet infolge der gegenseitigen Anziehungskraft einen kugelförmigen Klumpen, der frei im Weltraum schwebt und der Sonnenanziehung zufolge auf einem Kegelschnitt dahinsegelt. Außer den festen gesteinartigen Stoffen finden wir auch allerlei glitzerndes Eis- oder Glasartiges dazwischen. Erstarrter Wasserstoff und Sauerstoff. Kohlenwasserstoffe, wie Sumpfgas und Azetylen, die hier krachhart gefroren sind.

Vor fünfunddreißig Jahren, also im Jahre 1875, stand dies Aggregat in seiner Sonnenferne. Weit über die Bahn des Neptun war es hinausgetrieben. Einem Menschen würde von dort aus die Sonne nur noch wie ein besonders heller Fixstern erschienen sein. Mit der mäßigen Geschwindigkeit von etwa drei Meter in der Sekunde trieb das Ganze durch den Weltraum. Seine Temperatur mußte dem absoluten Nullpunkt, der zweihundertdreiundsiebzig Grad unter den Nullpunkten von Réaumur und Celsius liegt, bis auf Bruchteile eines Grades nahegekommen sein. Langsam trieb die Kugel, die mit einem Kometen keinerlei Ähnlichkeit hatte, der Sonne mit quadratisch gesteigerter Geschwindigkeit wieder entgegen. Die Bahnen des Neptun, Saturn und Uranos, diejenigen von Jupiter und Mars wurden passiert, und aus dem blassen Fixstern wurde wieder die Sonne. Deren Strahlen fielen auf das gläserne Scherbenwerk und erhitzten es. Da besannen sich Wasserstoff und Kohlenwasserstoff auf ihre gasförmige Natur. Sie begannen zu fließen und zu verdunsten. Der ganze Klumpen begann zu schmoren wie ein Bratapfel, und während er, die Erdbahn schneidend, der Sonne immer näher kam, brach das Kohlenwasserstoffgas nach allen Seiten aus seinen Poren heraus. Aber die Sonnenstrahlen, die es befreit hatten, boten ihm nun auch Einhalt. Nicht nach allen Seiten durfte es frei wegströmen. In einer Richtung nur peitschten es die Sonnenstrahlen als lang leuchtenden Kometenschweif in den Weltraum fort. Über viele Tausende von Kilometern erstreckte sich der glänzende Gasstrom. Immer weiter verdampften erstarrte Gase und wurden vom Lichtdruck in die Tiefen des Weltraums zu neuer Erstarrung zurückgejagt.

Die Fahrt ging weiter über die Bahn der Venus hinaus. Da wurde es auch dem Silikat und dem Eisen ein wenig schwül zumute. Der Klumpen, den Sonnenstrahlen ohne jeden Wolkenschutz in solcher Nähe ausgesetzt, bekam eine Temperatur, die etwa drei- bis vierhundert Grad betragen mag. Was immer die Steinbrocken an Gasen eingeschlossen enthielten, was an feinstem Staub und Pulver in der Masse trieb, das wurde durch Wärme und Licht in den Kometenschweif gejagt. Und außerdem überwog hier die Sonnenattraktion so stark die Attraktion der einzelnen Trümmer unter sich, daß der ganze Klumpen seine kugelförmige Gestalt zu verlieren drohte und sich bedenklich zu recken und in die Länge der Kegelschnittbahn zu strecken begann.

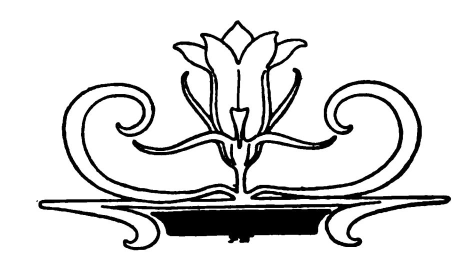
Als der Halleysche Komet am 20. April die Sonnennähe passiert hatte, da war er einigermaßen zerbeult und geschwächt. Ein großer Teil seiner gasförmigen Bestandteile war als wabernde

Lohe in den Weltraum vertrieben, und seine festen Bestandteile hatten sich in die Länge verstreut. So zog er wieder in die Sonnenferne ab, um sich durch ein halbes Jahrhundert wieder abzukühlen und zu sammeln.

Im Gegensatz zu Sonnen und Planeten sind die Kometen verhältnismäßig kurzlebige Körper. Der Halleysche Körper hält die Sache schon seit ein paar tausend Jahren aus, weil er der Sonne nicht allzu nahe kommt, immer noch außerhalb der Merkurbahn bleibt. Aber schöner ist er noch nach keinem Perihel geworden, und seinem Schicksal wird er schließlich auch nicht entgehen. Dem Schicksal aller periodischen Kometen.

Die lösen sich im Laufe der Zeit in Meteoritenschwärme auf. Was irgendwie wegdampfen kann, das dampft als Schweif weg, und der Rest zieht sich immer mehr in die Länge, bis wir schließlich einen Kegelschnitt, eine Ellipse oder einen Kreis erhalten, der ziemlich gleichmäßig mit dem Geschiebe besetzt ist. So ist es mit dem Bielaschen Kometen schon gegangen, und so wird es mit einer Reihe anderer ebenfalls gehen. Kometen, die im Perihel der Sonne sehr nahe kommen, die tief in die Merkurbahn einschneiden, erleben unter Umständen nur eine einzige Sonnenumsegelung, weil dann in der Blauweißglut des Perihels auch Eisen und Silikate in den Schweif verdampfen.

Für den Astrophysiker bietet jeder Komet eine erdrückende Fülle interessanter Fragen. Es kann heut' nicht mehr fraglich sein, daß Gas, das heißt wägbare Materie, durch den Lichtdruck frei in den Weltraum getrieben wird, und sofort drängt sich die Frage auf, wo es dort bleibt, wie, wann und wo es sich wieder kondensiert. Das Studium der Kometen zwingt uns gebieterisch, die Frage anzuschneiden, wie sich die Gase im Weltraum verhalten, die kondensiert und gefroren natürlich der Gravitation folgen, in gasförmigem Zustande aber dem Lichtdrucke nachgehen ..."





Die hier veröffentlichten, dem freien Meinungsaustausch dienenden Einsendungen sind unabhängig vom Standpunkte des Herausgebers

Hat Jesus gelebt?

(Vgl. Aprilheft S. 49)

I. Der Hauptgrund der Verteidiger der Geschichtlichkeit Jesu ist nicht ein geschichtlicher, sondern ein theologischer. Diese Männer haben durchweg die Neigung, die Bedeutung und Wirksamkeit großer Persönlichkeiten aufzubauschen und in ihnen die alleinigen Triebkräfte und Träger der Weltgeschichte zu sehen. Da ist es denn nur noch ein Schritt, und sie streichen das Dasein einer den Weltprozeß bestimmenden, über die Individuen übergreifenden Vernunft, einer „Vorsehung“ aus, die sie schon vorher zur bedeutungslosen Formel im Munde jener Helden der Menschheit herabgesetzt haben.

II. Das geschichtliche Dasein Jesu ist nichts weniger als „über allen Zweifel sichergestellt“. Von den Klassikern der römischen Literatur, die angeblich jenes Dasein bezeugen sollen, scheiden Sueton und Plinius aus, jener, weil er überhaupt nicht von Christus, sondern von einem gewissen „Chrestus“ spricht, bei dem es sehr zweifelhaft ist, ob damit wirklich Christus oder ein beliebiger jüdischer Anführer gemeint ist, dieser, weil er nur von Christen und von Christus als einem Gotte spricht, dem von seinen Anhängern Hymnen gesungen würden. Was aber die Stelle des Tacitus betrifft, so steht ihre Echtheit durchaus nicht fest und würde, selbst wenn dies der Fall wäre, doch nichts für den geschichtlichen Jesus beweisen, da sie erst zu einer Zeit geschrieben ist, als die Tradition über den letzteren bereits vorhanden war und die ersten drei Evangelien schon fertig vorlagen. Auch Johannes Weiß hat den Zeitungsberichten zufolge bei seinen Christusvorträgen gelegentlich der Ferienkurse in Berlin zugestanden, daß absolut einwandfreie Berichte über Jesus aus der profanen Literatur bislang nicht nachgewiesen seien.

III. Wer schon den Evangelien skeptisch gegenübersteht, wird an Paulus erst recht keinen Zeugen für den geschichtlichen Jesus finden. Das Leiden und Sterben Jesu Christi, von welchem Paulus in seinen Briefen handelt, ist nur dasjenige eines Gottmenschen, nicht dasjenige einer historischen Persönlichkeit, und von jenem, nicht von dieser sind die denkbar stärksten geistigen und religiösen Einflüsse ausgegangen.

IV. Daß Paulus die Christusgestalt geschaffen habe, ist nicht von Drews behauptet worden. Vielmehr hat er ausdrücklich betont, daß Paulus diese Gestalt einem bereits vorhandenen Kultus oder Mythenkomplex entnommen, sie nur religiös vertieft und zum Mittelpunkte seiner metaphysischen Weltanschauung und Erlösungslehre erhoben habe. Sofern er hierbei zugleich mit dem jüdischen Gesetz gebrochen und ihm dadurch erst die Möglichkeit verschafft hat, Weltreligion zu werden, ist Paulus allerdings der „Stifter des Christentums“ im Sinne einer vom Judentum verschiedenen neuen Religion gewesen. Neben den von ihm gegründeten Ge-

meinden gab es zahllose andere, so auch zu Rom, deren Entstehung aus der sog. jerusalemischen Urgemeinde in so kurzer Zeit nach dem Tode Jesu aber zugestandenermaßen zu den größten Rätseln der neutestamentlichen Forschung gehört. Gleichzeitig mit Paulus wirkten zahlreiche andere „Apostel Jesu Christi“ und trugen die Botschaft von Jesus dem Messias, denn das bedeutet Christus, durch das ganze römische Reich. Mag die „Urgemeinde in Jerusalem“ immerhin der „Kristallisationspunkt des ältesten (vorpaulinischen) Christentums“ gewesen sein, so geht doch hieraus nicht hervor, ob ihr Jesus ein historisches Individuum oder eine Gottheit war, wie derjenige des Paulus. Nichts ist unsicherer als die Anfänge des Christentums zu Jerusalem, da die bezügliche Darstellung in der Apostelgeschichte romanhaft ausgeschmückt und mit unverkennbaren Mythen durchsetzt ist. Auch Paulus selbst mußte bei aller Selbständigkeit und Freiheit seines Auftretens und christlichen Denkens der Bedeutung der „Urgemeinde“ Rechnung tragen; ob aber deswegen, weil sie aus „Verwandten und Jüngern Jesu von Nazareth“ bestand, das eben ist die große Frage.

V. Die Einzelheiten in den Evangelien, die angeblich nicht späteren Ursprungs sein können, weil sie den Anschauungen schon der folgenden Jahrzehnte (?), geschweige Jahrhunderte geradezu widersprechen sollen, sind keineswegs so beschaffen, daß die Kritik vor ihnen verstummen müßte. Da die Evangelien den ursprünglichen Gott oder Gottmenschen Jesus gerade als Menschen hinzustellen bestrebt waren, mußten sie ihm natürlicherweise auch menschliche Züge leihen. Markus 10, 18: „Was heißest du mich gut? Niemand ist gut denn der einige Gott“ ist ein Gemeinplatz der gesamten antiken Philosophie seit Plato. Markus 15, 34: „Mein Gott, warum hast du mich verlassen?“ ist dem 22. Psalm entnommen, dem die Kreuzigungsgeschichte auch sonst in ihren Einzelheiten nachgebildet ist. Markus 9, 1: „Es stehen etliche hier, die werden den Tod nicht schmecken, bis daß sie sehen das Reich Gottes mit Kraft kommen“ drückt nur die allgemeine Erwartung der Christengemeinde in den ersten Jahrhunderten n. Chr. aus. Das angeblich „harte Urgestein geschichtlicher Tatsachen“ erweist sich überall vor der Sonne der Kritik als zerfließende Butter.

Wenn es der Wille ist, der nach Herrn Hof- und Schloßprediger Konsistorialrat Chr. Rogge bei Drews den Weg zu seiner Leugnung eines geschichtlichen Jesus bahnt, so ist es auch auf seiten seiner theologischen Gegner nichts anderes als der Wille, der sie veranlaßt, an der Geschichtlichkeit Jesu festzuhalten und ihre Augen krampfhaft der Kritik gegenüber zu verschließen. Wenn Drews eine „dogmatische Natur“ ist, so sind es jene Gegner erst recht, da es doch eben die Aufgabe der Theologie ist, die Wahrheit der neutestamentlichen Schriften zu verteidigen und zu begründen, selbst auf die Gefahr hin, daß sie die Tatsachen dabei vergewaltigen, um Raum für ihren „Glauben“ zu bekommen. Haben sie es doch den Einsichten z. B. der modernen Naturwissenschaft gegenüber nur zu oft wie jener Professor gemacht, dem seine Schüler seinem System widersprechende Tatsachen entgegenhielten. Sie wurden mit der Antwort abgefunden: „Um so schlimmer für die Tatsachen.“ Darum werden sie auch trotz aller Anstrengungen, ihre religiöse Weltanschauung mit der heutigen Wissenschaft in Übereinstimmung zu bringen, keinen dauernden Eindruck auf unsere Zeit machen, die zu sehr gewöhnt ist, nach Wirklichkeiten zu fragen. Ja, selbst in der Propaganda für ihre Weltanschauung werden sie sich durch ihre offensichtlichen Übertreibungen, z. B. in der Aufbauschung des Wertes der Persönlichkeit, ihre sophistischen Umdeutungen und Anbequemungen der christlichen Anschauung an die moderne Denkweise und ihre dilettantenhafte Philosophie nicht nützen, sondern schädigen.

Es handelt sich bei dem Kampfe um die Geschichtlichkeit Jesu in der Tat um einen Kampf der Weltanschauungen, des Pantheismus und Theismus. Nur befindet sich Herr Konsistorialrat Rogge vollständig auf dem Holzwege und beweist damit gerade keine genauere Kenntnis von Drews, den er im übrigen als starren Dogmatiker hinzustellen beliebt, wenn er ihm einen „naturhaften monistischen Pantheismus“, etwa im Haeckelschen Sinne, zuschreibt und gegen diesen seinen „ethischen“ Theismus meint ausspielen zu können. Denn Drews ist selbst ethischer

oder vielmehr idealistischer, nicht naturalistischer Pantheist, der Vertreter einer solchen Form des Pantheismus, welche die Ethik nicht aus-, sondern einschließt und gerade darin seine Stärke hat, daß er sie in autonomer und antieudämonistischer Form begründet, wozu der „ethische Theismus“ unter keinen Umständen imstande ist. Dieser Pantheismus des absoluten Geistes, wie Drews ihn im Anschluß an E. v. Hartmann in seinem Buche „Die Religion als Selbst-Bewußtsein Gottes“ ins einzelne näher durchgeführt und für die Religion fruchtbar zu machen versucht hat, ist so weit entfernt, „alles Einzelne aufzulösen, alles Persönliche in das große All aufgehen zu lassen“, daß er vielmehr gerade der Persönlichkeit erst einen wahren metaphysischen Halt verleiht und an der Wirklichkeit und dem Werte der menschlichen Persönlichkeit mit derselben Entschiedenheit festhält wie an dem Dasein Gottes. Nur dagegen wendet sich dieser Pantheismus, daß man die Persönlichkeit zu einer unzerstörbaren Zentralkraft, zu einem Absoluten aufbauscht und sich in einer phrasenhaften Verherrlichung der menschlichen Persönlichkeit ergeht, um dadurch in seiner Weltanschauung Raum für den Widerspruch eines persönlichen Gottes und für die „einzigartige“ Persönlichkeit eines zwischen Gott und Mensch unklar schillernden angeblich historischen Jesus zu erlangen.

Prof. Dr. Arthur Drews (Karlsruhe)



Zum Kapitel „Ein Traumdichter“

Nachdem mein Buch „Bedingt das Grab die Vernichtung unserer Persönlichkeit?“ im Jahre 1907 erschienen, nachdem es damals an etwa 150 der hervorragendsten deutschen Zeitungen zur Rezension verschickt, nachdem es in etwa 1000 Exemplaren abgesetzt worden war: da endlich entdeckte — 3 Jahre später — auf den im Februarheft des „Türmers“ erschienenen Aufsatz hin Pastor G. Kittel aus Altencelle (Hannover), daß die 50 Gedichte des im Buche besprochenen Traumdichters einer Gedichtsammlung entstammen, die unter dem Titel „Gedichte von Eduard Eyth“ bei der Chr. Belserschen Buchhandlung in Stuttgart im Jahre 1843 erschienen sind. (Auch von andern Seiten sind wir auf diesen Zusammenhang hingewiesen worden. D. Red.) Ich wandte mich sofort an die betreffende Buchhandlung, ließ mir ein Exemplar kommen, und erhielt ein solches von der II. Auflage des Eythschen Buches aus dem Jahre 1851. Zugleich schrieb mir die Buchhandlung, es seien noch weitere Exemplare auf Lager. Seit 1851 wurde also die II. Auflage nicht abgesetzt. Ein Zeichen, wie wenig das Eythsche Buch beachtet wurde, und wie wenig es infolgedessen bekannt ist.

Eine Genugtuung ist es auch für mich, daß sowohl ein Herr Ritter, Bibliothekar in Straßburg, als auch der mit L. zeichnende Herr, der den Artikel über mein Buch im Februarheft des „Türmers“ brachte, in der „Straßburger Post“ (Nr. 182 und 195) inzwischen öffentlich festgestellt haben, daß Eduard Eyth (nicht zu verwechseln mit Max Eyth) als Dichter ganz unbekannt geblieben, und daß sein Buch, dem unsere 50 Gedichte entnommen zu sein scheinen, eine ganz unbekannte Größe ist.

Und dies Buch soll nun ausgerechnet ein einfacher junger Mülhauser, der, wie ich es in meinem Buche Seite 87 und 88 schilderte, in Frankreich erzogen wurde, der für deutsches W e s e n (nicht nur für deutsche Literatur!) aber auch gar nichts übrig hat, der in seinen Mußestunden autodidaktisch italienisch lernt und französischen Sprachunterricht erteilt, der politisch sein Herz der blauweißroten Trikolore zugewendet hält, während Eyth einen deutschen Patriotismus dokumentiert, durch den sich das ehemalige Medium geradezu angewidert fühlt — gerade dieses Buch soll also dieser ganz unliterarische junge Mann benutzt haben, um durch Rezitieren der oft sehr schwierigen 50 Gedichte in somnambulem Tiefschlaf uns — und eigentlich

erst recht sich selber — jahrelang zu äffen! Und das alles obendrein ohne jeden vernünftigen Zweck, und ohne die geringste Aussicht auf Befriedigung irgend welcher Interessen, die ihm seine Mediumschaft tatsächlich nie, in keiner Weise, geboten hat!

Nein, so einfach ist des Rätsels Lösung denn doch nicht.

Zuerst erhebt sich nun die Frage: ist vielleicht ein Zirkelteilnehmer im Besitze der Gedichtsammlung, und hat er die Gedichte dem Medium suggeriert? Sie erledigt sich sofort durch die Tatsache, daß die Teilnehmer an den Sitzungen wechselten, und daß selbst ich nicht immer dabei war.

Da dieser Weg also nicht gangbar ist, galt es nun, vor allem eine Erklärung vom Medium selber zu erhalten, ferner, wenn irgend möglich auch ebensolche von seiten eines kompetenten ehemaligen Zirkelmitgliedes. Beides habe ich inzwischen erhalten.

Am 12. Februar 1910 wurde in meiner und dreier Zeugen Anwesenheit vom Medium folgende schriftliche Erklärung abgegeben:

„Heute abend erschienen bei Herrn H. Wagner, Züricher Straße 7, die Herren:

1. C. M., ehemaliges Medium.
2. Heinrich Boehler, Lehrer in Mülhausen, ehemaliges Zirkelmitglied.
3. Lucien Müller, Mülhausen, ehemaliges Zirkelmitglied.
4. Eduard Loehr, Dornach O.-Els.

In deren Gegenwart erklärt hiermit das ehemalige Medium schriftlich, nachdem ihm die Eythsche Gedichtsammlung vorgelegt worden ist, auf Ehrenwort, daß er das Buch zur Zeit, als er Medium war, noch nie gesehen, die Gedichte weder gelesen noch gehört hatte. Das Medium erklärt sich ferner bereit, vorstehende Aussage eventuell eidlich zu erhärten.

Unterschrift des Mediums.

Als Zeugen obiger eigenhändiger Unterschrift des Mediums zeichnen die Anwesenden;

H. Wagner. Heinr. Boehler. Lucien Müller. E. Loehr.“

Sofort nach Entdeckung der angeblichen „Quelle“ unserer Gedichte hatte ich mich auch brieflich an Dr. med. von Langsdorff, zurzeit in Philadelphia, Amerika, gewandt. Wer ist dieser Dr. von Langsdorff?

Er war des öfteren Teilnehmer an unseren Sitzungen, und da er zugleich Arzt ist, wird er wohl auch von Gegnern als „kompetent“ anerkannt werden. Aber nicht nur Arzt ist er. Auch ein Kämpfer für Freiheit und Wahrheit war er sein Leben lang. Anno 1848 war er Stadtkommandant von Freiburg im Breisgau, auf seiten der Revolutionäre. Von den Preußen zum Tode verurteilt, entkam er in Frauenkleidern über Kehl nach Straßburg, und ging von dort nach Amerika. Dort lernte er den Okkultismus kennen, und als Mann von unbeugsamer Wahrheitsliebe schloß er vor den Tatsachen nicht die Augen, sondern studierte dies neue Gebiet gründlich. Nach der Amnestie kehrte er nach Baden zurück, um vor einigen Jahren, 80 Jahre alt, im Dienste transzendentaler Studien nochmals nach Amerika zu wandern. Welche körperliche, welche geistige Rüstigkeit, aber auch welcher Idealismus!

Dieser alte Achtundvierziger mit schneeigem Haar und jugendfrischem Herzen also ist es, der unseren Sitzungen beiwohnte, und von ihm erhielt ich nun am 28. Februar 1910 eine vom 18. Februar 1910 datierte, vom öffentlichen Notar Arnold Katz in Philadelphia beglaubigte Erklärung, die ich hier folgen lasse:

Erklärung.

„Unterzeichneter bezeugt hiermit, daß er im Spätjahr 1904 einige spiritualistische Sitzungen bei Herrn Henry Wagner, approbiertem Apotheker und praktischem Heil-Magnetiseur in Mülhausen, Elsaß, beigewohnt und von den Experimentalstudien und magnetischen Proben an einem 18jährigen, die deutsche Sprache unvollkommen sprechenden, akademisch nicht gebildeten jungen Manne, den deutlichen Eindruck bekommen, daß die im Trance-

Zustand diktierten Gedichte unmöglich durch Betrug oder Täuschung irgend welcher Art entstanden sein konnten. — Nach Vorlesung der Gedichte war das, durch magnetische Gegenstriche wieder in den normalen Zustand gebrachte Medium höchst erstaunt darüber, daß er der unbewußte Verfasser gewesen. Auch hatte er absolut kein Verständnis für die teils philosophischen, religiösen, politischen, sozialen, geschichtlichen, teils lyrischen und mystischen, in Form und Inhalt tadellosen Dichtungen.

In vollster Überzeugung, daß nur eine gründliche Kenntnis der transzendentalen Wissenschaft, genannt ‚Moderner Spiritualismus' zur Erklärung solcher Vorkommnisse führen kann, bezeugt

Dr. med. Georg von Langsdorff, Philadelphia, Pa., 18. Februar 1910, seit über 50 Jahre spiritistischer Forscher und spiritualistischer Schriftsteller."

Damit wäre die Sache eigentlich „erledigt". Ich glaube aber, die Skeptiker, die sich durch dokumentarische Erklärungen allein noch nicht überzeugen lassen, noch kurz auf zwei Punkte hinweisen zu müssen.

Aus den Anmerkungen zu den Gedichten in meinem Buche geht hervor, daß wir auch „Gelegenheitsgedichte" erhielten. Um öfters bei passender — vom wachen Medium aber gar nicht vorauszusehender — Gelegenheit ein passendes Gedicht vom Stapel lassen zu können, hätte das Medium die ganze Eythsche Gedichtsammlung auch im Wachzustande auswendig wissen müssen. Sie enthält aber auf 386 Druckseiten 149 Gedichte! Wer lernt nun für nichts und wieder nichts 386 Druckseiten Gedichte in einer Sprache, die ihm zuwider ist? Aber selbst einen Moment dies zugegeben: beim Diktat lag das Medium in Tiefschlaf. Sein Unterbewußtsein müßte dann blindlings den Absichten seines Tagesbewußtseins gehorcht haben. Das gibt es aber einfach nicht im Trans, was ich deutlich genug in meinem Buche nachwies. Man erinnere sich hier daran, wie sich das Medium über den deutsch-patriotischen Schluß des Gedichtes „Napoleon auf Helena" ärgerte! Ein krasserer Gegensatz zwischen den Tendenzen des Tages- und denen des „Unterbewußtseins", oder richtiger „Erichs", läßt sich nicht denken!

Und nun noch eins: die Verständnislosigkeit des Mediums vielen Gedichten gegenüber, die ich ja schon in meinem Buche erwähnte (S. 94), und die auch Dr. von Langsdorff so stark betont. Von dieser Verständnislosigkeit war bei „Erich" nichts zu merken. Im Gegenteil. „Erich" war durchaus keine „phonographische Platte", die einfach Gedichte rezitierte, sondern „Erich" war eine durchaus klassisch gebildete Persönlichkeit, die sich, außer dem Diktieren der Gedichte, mit uns unterhielt und deren Wissen das unsere bedeutend überragte. Diese Tatsache setzt also entweder voraus, daß das Medium nicht nur das ganze Eythsche Buch auswendig konnte, sondern daß es auch ein Dauerstudium über alle die Dinge, die „Erich" in seinen Gedichten berührt, betrieben habe — oder: Erich ist nicht identisch mit dem Medium. Die klassische Bildung, die ein solches Studium hätte zeitigen müssen, fehlt aber dem wachen Medium gänzlich — ergo bleibt nur die letzte Möglichkeit: Erich war eine jenseitige Intelligenz.

Hier darf nun nicht unerwähnt bleiben, daß Erich selber von sich aussagte, er bringe die Gedichte fertig in einem Buche mit (s. mein Buch S. 157 und 158!). Und schließlich hat sich Erich immer selber als jenseitige geistige Persönlichkeit bezeichnet (s. mein Buch S. 95). Es ergeben also die Aussagen Erichs in jeder Hinsicht ein logisches Ganzes.

So stehen wir also nun tatsächlich vor einem intellektuellen Beweis für die Existenz jenseitiger geistiger Persönlichkeiten.

Mülhausen im Ober-Elsaß. H. Wagner

*

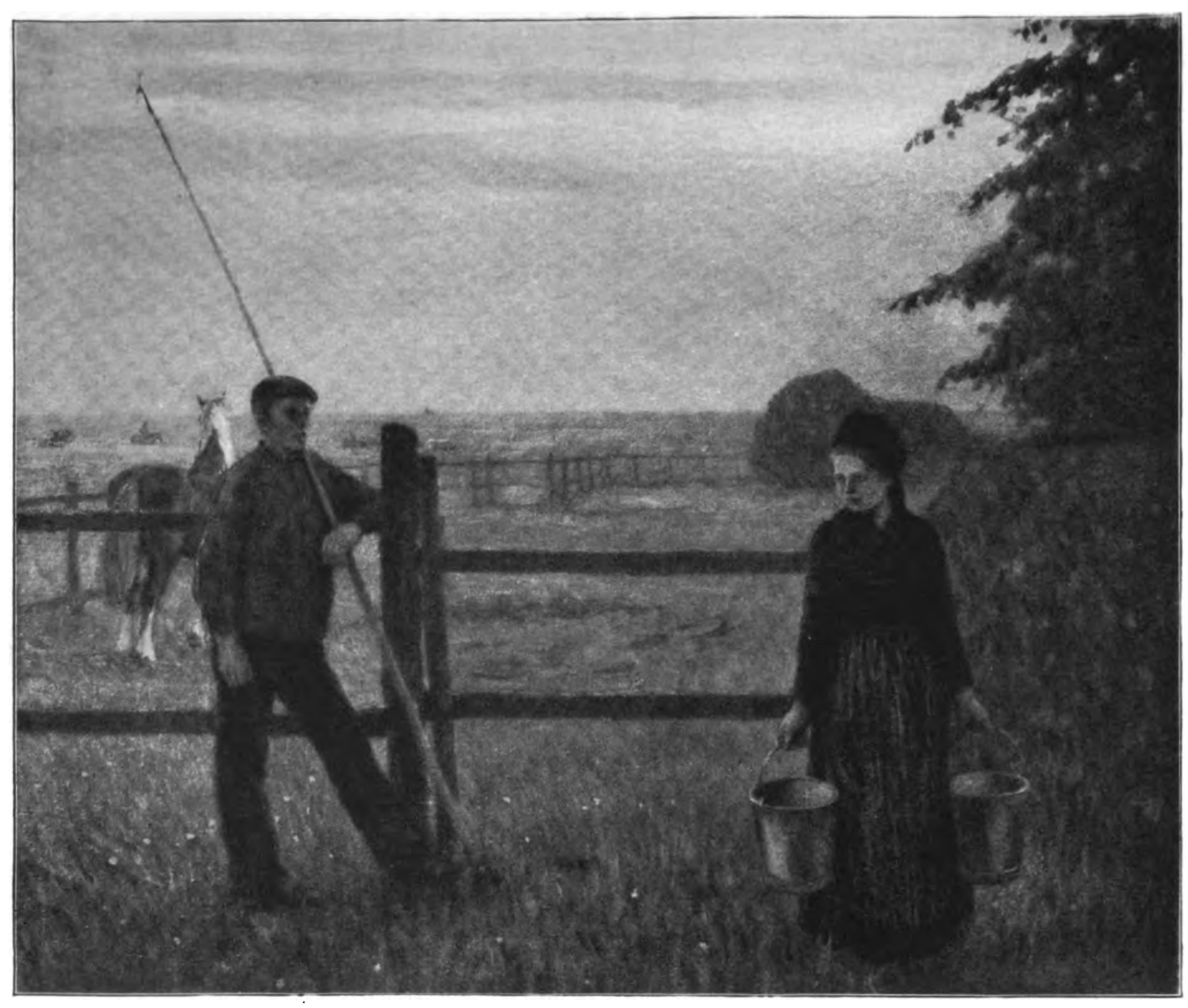


Nachwort der Redaktion. Wir haben den Verfasser jenes ersten Aufsatzes im Februarheft des „Türmers" gebeten, hierzu das Nachwort zu übernehmen. Unser Mitarbeiter, der, bei aller Sachkenntnis, weder spiritistischen noch antispiritistischen Tendenzen huldigt, hat inzwischen das Medium und die Zirkelteilnehmer kennen gelernt, einer Sitzung beigewohnt und schreibt uns darüber folgendes:

„Der Laie wird dergleichen Phänomena als Schwindel bezeichnen; der psychische Forscher wird sie aus dem Unterbewußtsein erklären; der Spiritist nimmt eine jenseitige Intelligenz an. Die Auffassung des Laien scheidet in diesem Falle wie in zahlreichen anderen gutbeglaubigten Fällen ohne weiteres aus. Es bleibt die Frage: Unterbewußtsein oder jenseitige Intelligenz? In England beschäftigte sich schon seit Jahren eine bedeutende Gesellschaft für psychische Forschung (Myers) mit diesen Erscheinungen; dort sind wissenschaftliche Männer wie Crookes und Wallace auf Grund ihrer Forschungen Spiritualisten geworden. In Frankreich versuchen Gelehrte wie Flammarion, Rochas, Richet diese Vorkommnisse zu deuten, mit Hinneigung zu spiritualistischer Auffassung. In Deutschland hat sich seinerzeit Zöllner in einem vergeblichen Kampfe zerrieben. Vor lauter ‚exakter Wissenschaft' sind wir hierin ein befangenes Volk geworden; unsere Forschung hat geradezu Angst vor der Möglichkeit, es könnte auf experimentellem Wege ein ‚Übersinnliches' festgestellt werden — jenes fatale Übersinnliche, das man bisher der Philosophie und Religion überließ und aus dem modernen, wissenschaftlich geschulten Bewußtsein möglichst auszuschalten trachtete.

Für den tiefer Gegründeten, der seine Weltanschauung geistig und seelisch erlebt hat, ist die Frage eines etwaigen experimentellen Beweises nicht entscheidend. Ob dergleichen gelingen oder mißlingen möge, das ist eine Sache für sich. Und so habe ich mir diese Sitzung mit vorurteilsfreien Augen angesehen.

Das Medium wird mit magnetischen Strichen in Tiefschlaf versetzt. Es liegt schlaff im Sessel. Plötzlich ein Zucken, ein Arbeiten im Körper, ein vermehrtes und lautes Atmen — es ist, als ob ein elektrischer Strom in die schlaffe Körpermasse eindränge. Und plötzlich spricht der gemütliche Ober-Elsässer und Halbfranzose unter mühsamem Atmen und mit geschlossenen Augen ein leises, aber deutliches Hochdeutsch. Der Gesichtsausdruck verändert und veredelt sich. Er spricht die erste Strophe des Beethoven-Gedichtes (‚Klangparadies, dem Pöbelvolk verschlossen') und fragt dann: ‚Weißt du, wer ich bin?' Alle freuen sich, die unsichtbare Individualität begrüßen zu dürfen; aber die Kraft läßt nach, das Medium sinkt wieder in sich zusammen — und der unsichtbare Gast ist fort, trotz alles Bittens des Magnetiseurs und der Teilnehmer. Pause. Das Medium liegt stumm. Dann wieder ein Stoß und ein Zucken, der Wind fährt wieder in die Segel, es füllt und hebt sich — und ein wieder ganz andres Wesen formt sich den Gesichtsausdruck. Es ist ein feiner Gelehrtenkopf. Er spricht einige Worte über den Wert der wissenschaftlichen Forschung; man fragt ihn, wo er herkomme. ‚Man hat mich hieher geschickt, es sind noch nicht fünf Minuten verflossen.' Es ist eine langsame, ausgesucht feine, ja vornehme Sprachweise, leise, mit einer charakteristischen Handbewegung. Er richtet das Gesicht (immer mit geschlossenen Augen) auf mich und fragt: ‚Diese Physiognomie — wo hab' ich sie nur schon gesehen?' Ich frage zurück, ob ich störe, er schüttelt den Kopf, stützt die Stirn in die Hände und fragt sich selber leise: ‚Wo nur? Wo nur?' Aus einem kurzen Gespräch stellt sich heraus, er habe zwar Bücher geschrieben, aber nicht veröffentlicht; er sei eine Art ‚verkanntes Genie' gewesen — und schon ist seine Kraft erschöpft, das Medium sinkt zusammen und liegt wieder als leere Masse. Der Magnetiseur, ebenso wie wir anderen, ist machtlos, ihn festzuhalten. Manchmal versucht man durch Kettenbildung der Hände oder durch Handauflegen des Magnetiseurs auf den Kopf des Mediums die magnetische Kraft zu verstärken. Wieder jenes Zucken: mit einem leisen sonderbaren Lachen, als käme das Gelächter aus einem Nebenzimmer, kündet sich ein neuer Besucher an, der verwundert in elsässischer Mundart fragt: ‚Ja in was für eine Gesellschaft bin ich denn da gekommen?' Er hat ein eigentümlich höhnisch-



Abend in der Marsch — Otto H. Engel

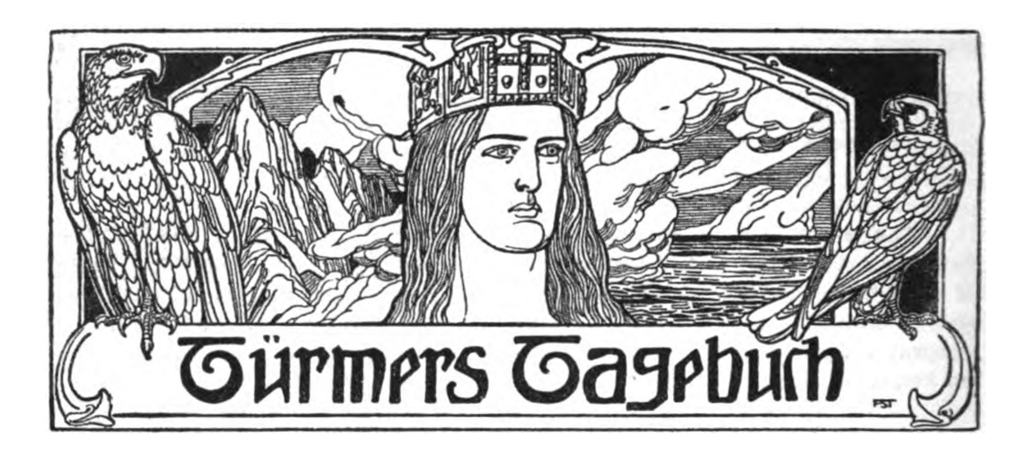
verächtliches Lachen, mit stoßweis durch die Nüstern ausgestoßenem Atem, in einer bitteren Gemütsstimmung; er scheint lustige Gesellschaft zu lieben. Man fragt ihn, wer ihn führe. ‚Mein Vater', sagt er. ‚Wohin?' — ‚Ins Verderben', lacht er bitter. Auf einige weitere Fragen hat er nur ein bitter-verächtliches Atmen und Lachen, und wirft die Worte hin: ‚Das ist dumm gefragt — adje — da geh' ich wieder fort'. Und verschwunden war er.

Und ‚Erich'? Anfangs, wie gesagt, schien er anwesend zu sein. Aber mit dem entzückten Ruf: ‚Die weiße Dame!' und ‚Einen Augenblick!' entschwand er wieder. Zum Schluß wurde die Sache dramatisch. Plötzlich rief es aus dem heftig erregten Medium: ‚Schnell das Medium wecken! Schnell! Schnell! Der Schwarze dort kommt! Schnell!' — ‚Wer spricht das?' — ‚Steffen! Schnell, schnell!' — ‚Ja wohl, Steffen, ich will's ja gern wecken, aber du mußt zuvor den Körper des Mediums verlassen.' Es geht ein Rucken und Zucken durch den Körper, der nun ruhiger wird. Und Wagner ruft sehr laut und auf Französisch dem Medium seine Befehle ins Ohr, bläst und streicht — und in der Stube steht wieder, die Augen reibend und etwas dumpf und verwundert, der junge Mülhäuser, der sich dann noch eine Stunde beim Tee in jovialer Weise unterhält und für die Sitzung selber, zu der er sich nur aus Gefälligkeit hergegeben hat, kein besonderes Interesse verrät.

Ob die scharf individualisierten Traumgestalten, die in solchen Medien auftauchen und wieder entschwinden, da wir ihre Gesetze noch nicht kennen, aus dem ‚Unterbewußtsein' entstammen oder ‚jenseitige Intelligenzen' sind: darauf spitzt sich nun die Frage zu. Ich maße mir nicht an, hier ein abrundendes Wort zu sprechen." —

So weit unser Mitarbeiter. Wir teilen diesen zurückhaltenden Standpunkt und überlassen die Klärung dieser Fragen der psychologischen Forschung.





Selbsterniedrigung — Fügsame Tatsachen — Die Heimkehr des verlorenen Sohnes

Nicht wie bei anderen, minderen Völkern ist sittliche Entrüstung bei uns ein leicht verflackernd Strohfeuer. Nein, wenn deutsche Mannen sittliche Entrüstung packt, dann bricht sie aus dem tiefsten Grunde ihres sittlichen Bewußtseins heraus, dann ist sie eine zehrende, Erze schmelzende Glut.

So pflegen unsere Sonoren national zu versichern.

Es scheint aber, unterstellt der sozialdemokratische Abgeordnete Wolfgang Heine im „März“, — „es scheint, daß auch dieser schöne nationale Stolz nur eine Selbsttäuschung war.

Im allgemeinen gilt das nicht als deutsche Eigenschaft. Wir rühmen uns die Dinge gelassener anzusehen und ruhiger zu beurteilen, dann aber, wenn uns wirkliche Entrüstung ergreift, sie aus dem tiefsten Grunde des sittlichen Bewußtseins herausbrechen zu lassen, als nachhaltige unaufhaltsame Glut.

Wie stark und allgemein war der Sturm im November 1908, den das englische Kaiserinterview und was damit zusammenhing, entfacht hatten, wie tobte sich die Entrüstung aus über den Kaiser, das Kabinett, und am meisten über die beschämende Stellung des Reichstags, die dabei aller Welt offenbar wurde.

Mit hoher kaiserlicher Erlaubnis wagte der Präsident Graf Stolberg drei Tage lang den deutschen Volksvertretern den Maulkorb abzunehmen, den sie sich selbst angelegt und vierzig Jahre freudig getragen hatten. Drei Tage lang wurden über Ministerverantwortlichkeit und die Notwendigkeit, den Reichskanzler vor ein Staatsgericht ziehen zu können, die besten Dinge gesagt, und auch der Kaiser selbst nicht geschont. Dabei hielt sich — abgesehen von einigen antisemitischen Rodomontaden — die Form der Auseinandersetzung durchaus auf der Höhe, die einer Kulturnation ziemt.

Aber jeder fühlte, daß das nicht genug wäre. Nicht nur, daß nach drei Tagen die alte Praxis wieder eintrat, die über die Person des Trägers des persönlichen Regiments kein Wort gestattet und über Kanzler, Staatssekretäre und Bureau-

kraten kein kräftiges. Das schlimmste war, daß nach drei Tagen die Debatte schloß mit den simplen Worten: ‚es ist kein Redner mehr gemeldet‘. Keine Abstimmung, kein zusammenfassender Ausdruck dessen, was alle bewegte.

Dieser Ausgang nach so großen Worten war eine Schmach und wurde allgemein so empfunden, aber das ließ sich damals nicht abwenden. Die Geschäftsordnung bestimmt, daß bei Interpellationen keine Anträge gestellt werden dürfen. Als der Reichstag sich seine Geschäftsordnung gab, hat er selbst sich nicht getraut, sich das Recht zu einem Votum über die Regierungspolitik beizulegen. Das war die Stimmung in der Zeit der Bismarckschen Herrschaft: ‚Hunde sind wir ja doch‘. Jetzt forderten fast alle Redner und die Presse, daß der Reichstag diese Fessel abstreife, um sich einen stärkeren Einfluß auf die Regierung zu sichern.

Und wie leicht wäre das gewesen! — Seine Geschäftsordnung hat der Reichstag sich selbst gegeben, und eigenmächtig kann er sie ändern, in jedem Moment. Wie flink war es geschehen, als 1902 die Zolltarifmehrheit die Geschäftsordnung änderte, um die Obstruktion zu erdrosseln.

Eine Sitzung der Geschäftsordnungskommission, eine des Plenums hätten auch diesmal genügt, das Verbot der Beschlußfassung bei Interpellationen aufzuheben. Unbeschadet aller sonstigen Verbesserungen, die man noch an der Geschäftsordnung vornehmen mochte.

Aber sofort setzte die verräterische Politik des Zentrums ein. Schon wer am 10. November 1908 das Augurengesicht von Hertlings gesehen hatte, wußte, daß dem Zentrum nicht ernsthaft an Erweiterung des Ansehens und der Macht des Parlaments gelegen war. In der Kommission begann die Verschleppungstaktik, der werdende schwarzblaue Block warf seine Schatten voraus. Zunächst wurden einen Monat lang die Verhandlungen ausgesetzt, weil Herr Gröber verhindert wäre, dann wurden sie endlos hingeschleppt. Es hat keinen Zweck, das ekelhafte Spiel durch zwei Winter im einzelnen zu verfolgen.

Vor einigen Tagen ist ein Beschluß der Kommission herausgekommen, der sich schon in seiner Fassung als ein jämmerliches beschämendes Kompromiß darstellt. Im ersten Satze werden Anträge bei Interpellationen grundsätzlich verboten. Nachher werden wieder ‚bei Interpellationen, über die Tätigkeit des Reichskanzlers, für welche dieser dem Reichstage verfassungsrechtlich verantwortlich ist‘, Anträge zugelassen, die sich über die Billigung des Verhaltens des Reichskanzlers aussprechen; also nicht solche, die eine Mißbilligung enthalten.

Das ist weniger als eine Halbheit. Ein Gesetz über die Verantwortlichkeit des Reichskanzlers fehlt noch immer, und der Bundesrat würde sich hüten, einem zuzustimmen, das eine ernsthafte Machterweiterung des Reichstags bedeutete. Bleibt also nur Artikel 17 der Reichsverfassung, wonach der Kanzler für die von ihm gegengezeichneten kaiserlichen Akte die Verantwortung übernimmt. Alles andere ist streitig, namentlich wie weit der Kanzler für von ihm allein vorgenommene Handlungen eine staatsrechtliche Verantwortung trägt. Das sind aber die wichtigsten Fälle, die eigentlich die Richtung der Regierungspolitik bestimmen. Kann der Reichstag über sie keine Beschlüsse fassen, so gelangt er auch nicht zu einem Einfluß auf die Regierung. Die Publikation des Daily Tele-

graph, die den Anstoß zur ganzen Aktion gegeben hatte, würde nicht unter den Kommissionsbeschluß fallen, und Debatten wie die des November 1908 würden immer noch denselben würdelosen Ausgang nehmen müssen.

Dem Zwecke größeren parlamentarischen Einflusses sollte auch die Zulassung kleiner Anfragen nach englischem Vorgange dienen. Auch diese sind in der Kommission erst möglichst beschnitten und endlich ganz abgelehnt worden. Voraussichtlich wird die Legislaturperiode ablaufen, ohne daß das Geringste geschehen ist. Der große Aufwand an Worten ist schmählich vertan, eine Erhebung wirklicher nationaler Einmütigkeit ist ihrer Frucht beraubt, eine große Gelegenheit unwiederbringlich verpaßt. Alles durch die Schuld parlamentarischer Intriganten.

Was bedeutet das aber im Vergleich zu der Entehrung, die der preußische Landtag sich selbst mit dem Knebelungsparagraphen der Geschäftsordnung gegen die Minderheit zufügt.

Man braucht wirklich nicht brutalen Ton auf der Tribüne, der sich so überaus schnell abstumpft, zu lieben; aber die Ängstlichkeit der Parlamentspräsidenten jedem freien Wort gegenüber streift oft ans Lächerliche. Die unaufhörliche Anwendung des Ordnungsrufes bei den kleinlichsten Anlässen bringt dies Mittel parlamentarischer Geschäftsleitung um Würde und Wirkung. Sie führt zu Gleichgültigkeit auch gegen begründete Rügen und schafft dadurch erst den Boden für wirkliche Verrohung des Tons; eine Weisheit, die jeder simple Schulmeister den disziplineifrigen Präsidenten sagen könnte. Schlimmer als lächerlich aber ist, daß darin die Sorge zum Ausdruck kommt, nach oben anzustoßen. „Sie dürfen einem Beamten nicht das und das nachsagen“, das ist die typische Formel auch bei sachlichster Kritik der Bureaukratie. Derselbe Herr von Kröcher aber nimmt sich im Reichstage heraus, der Sozialdemokratie, also seinen Volksvertreterkollegen das Recht abzusprechen, etwas andres als ‚Objekt der Gesetzgebung‘ — natürlich eines Strafgesetzes — zu sein. Wirft ein Minister den sozialdemokratischen Abgeordneten ‚Phrasen‘ vor, so hört der Präsident nichts, gibt der Abgeordnete dasselbe Wort zurück, so ruft er ihn zur Ordnung. Zieht der Präsident selbst höhnisch die ‚Königstreue‘ der Sozialdemokratie in die Debatte, und bezeichnet ein Abgeordneter das als einen ‚alten Witz‘, so heult Kröchers Meute über ‚Verhöhnung der Königstreue durch die Sozialdemokratie‘. Protestieren die Betroffenen gegen diese Ungerechtigkeit und Falschheit, so verlangt der Präsident nach Gewaltmitteln.

Der Landtag hat sich beeilt, sie ihm zu geben. Zwar nicht im vollsten Umfange. Die Ausschließung von Sozialdemokraten — gegen andre wird die Bestimmung nicht angewendet werden — auf längere Zeit war vorläufig nicht durchzusetzen; sie wäre ebenso unvereinbar mit der preußischen Verfassung als mit dem noch darüber stehenden Reichsstrafgesetzbuch, das in § 105 und 106 die Verhinderung der Ausübung des Mandats mit Zuchthaus bedroht, und das nur mit Zustimmung des Reichstages beseitigt werden könnte. Aber der Ausschluß für die Dauer der Sitzung — prinzipiell ebenso unzulässig — ist beschlossen worden.

Es kommt hierbei gar nicht darauf an, was in anderen Ländern Rechtens ist. Ein souveränes Volksparlament mag auch über seine Mitglieder

stärkere Macht beanspruchen können, weil die Gefahr des Mißbrauchs gegen die Minderheit geringer ist. Wo dies Recht von Alters her gilt, mag man sich dabei bescheiden können. Ganz anders aber liegt es, wenn in erregten Zeiten eine ungeheure Mehrheit solche Maßregel neu einführt, mit der ausdrücklichen Spitze gegen die winzige Zahl von sechs Abgeordneten einer Partei, die kaum ihren ersten Schritt in die Volksvertretung getan hat, von der eine ungerechte Gesetzgebung sie vierzig Jahre überhaupt ausgeschlossen hatte.

Mit einem solchen Knebel des freien Wortes hätte — so sollte man meinen — die Majorität eigentlich genug haben können.

Aber um das Maß voll zu machen, richten der Präsident und die Kommission des Landtags selbst an die Regierung die Bitte, das zu tun, was jedes andre Parlament als die tiefste Beschimpfung ansehen würde, ihnen Polizei in den Sitzungssaal zu schicken, um Abgeordnete zu fesseln und hinausschleppen.

Das sieht fast aus wie eine perverse Neigung zur Selbstentehrung, aber der Zusammenhang ist wahrscheinlich anders. Es entspricht der konservativen Auffassung, die ‚Würde' des Parlaments in Äußerlichkeiten der Form zu suchen, die Würde des Parlamentariers aber, ja die ganze Volksvertretung zu verachten."

Was könne auch den „Junkern" daran liegen, das Ansehen des Landtags hochzuhalten? — „Sie fühlen, daß ihre Herrschaft selbst im preußischen Dreiklassenhaus nicht mehr auf so festen Füßen steht. Sie hoffen, daß ihre Gewalt über die Regierung Preußens und damit des Reichs ihnen bleibt, auch ohne Parlamentsmehrheit, ja, daß sie besser auf den ihnen geläufigen Wegen und durch ihre Mittel der Vetterschaft und der Erregung von Furcht und Mißtrauen vor dem Volke gewahrt bleibt. Widerliche Gewaltszenen in den Räumen des Landtags, die den Gedanken der Volksvertretung erniedrigen, wären ihnen durchaus nicht unerwünscht, vielmehr ein Mittel für ihre Pläne....

Wahrhaftig, jetzt wäre einmal eine echte, wahre Entrüstung des deutschen Volkes am Platze: nicht ein hastig verglimmendes Strohfeuer, sondern eine scharfe Flamme, die diese Schmach wegfräße. Dazu aber würde ein größeres Verständnis für die parlamentarische Würde im Volke gehören, als die Parlamente selbst bewiesen haben.... Die Wahlen finden im Sommer 1911 statt; wird die Asche dann noch heiß sein, so daß sie sich zur Glut entfacht?"

Außer der Gewaltmaßnahme der Ausschließung und Ausweisung, erinnert die „Frankf. Ztg.", forderte der konservative Antrag auch eine Einschränkung der Redefreiheit. Dessen habe man sich schließlich doch geschämt. „Dagegen ist durch den nun gefaßten Beschluß dem Präsidenten die Ermächtigung gegeben worden, ‚bei besonders großer, die Würde des Hauses schädigender Verletzung der Ordnung' den Abgeordneten für den Rest des Tages von der Sitzung auszuschließen. Die Geschäftsordnungskommission hatte das Ausschließungsrecht bis auf zwölf Tage ausgedehnt; das hat man denn aber doch nicht aufrecht erhalten können. Zu dem Ausschließungsrecht ist die Befugnis des Präsidenten hinzugefügt worden, den ausgeschlossenen Abgeordneten aus dem Sitzungssaal und von den Tribünen entfernen zu lassen und seinen Wiedereintritt zu verhindern, und wie man weiß, hat der

Präsident v. Kröcher mit Hilfe der Geschäftsordnungskommission die Ermächtigung vom Ministerium des Innern erhalten, jederzeit den Polizeileutnant des nächsten Reviers mit mehreren Mann zum Schutze seiner Präsidialgewalt herbeizutelephonieren. Die Vertretung des preußischen Volkes ist damit durch Konservative und Zentrum der Polizeigewalt unterstellt worden. Im eigenen Hause dieser Volksvertretung soll die Polizei an die Erwählten des Volkes Hand anlegen dürfen! Das sei kein Ausnahmegesetz, sondern damit solle verhindert werden, daß das Ansehen, die Würde und der gute Ruf des Hauses verletzt werde; so sagte der konservative Redner. Ihm hat Albert Träger nachdrücklich entgegengehalten, daß durch diese Bestimmungen die Würde des Hauses gerade aufs tiefste verletzt wird. Man kann sich in der Tat keine ärgere Entwürdigung vorstellen, als sie die reaktionäre Mehrheit dem Abgeordnetenhause hier zugefügt hat. Es war eine Aktion gemeinen Hasses, gedacht als Ausnahmegesetz, wenn das jetzt auch bestritten wird. Die Schmach dieses Beschlusses wird an seinen Urhebern stets haften bleiben.

An beschönigenden Ausreden hat es natürlich nicht gefehlt. Nur ein Vorbeugungsmittel mit abschreckender Wirkung sollte es sein, da man nicht dulden könne, daß Abgeordnete ihren Gegnern oder der Regierung Injurien an den Kopf würfen. Der das sagte, der konservative Abgeordnete v. Ditfurth, leistete sich im gleichen Atemzuge die denkbar größte Injurie gegen die sozialdemokratischen Abgeordneten, die er verhöhnte, daß sie wegen ihrer persönlichen Sicherheit selbst sich nicht bei den Straßendemonstrationen sehen ließen und die Tapferkeit nur markierten. Der ‚unparteiische‘ Präsident v. Kröcher erteilte ihm dafür keinen Ordnungsruf, und als Herr v. Ditfurth zu der Beschimpfung den weiteren beleidigenden Vorwurf der Verletzung aller Regeln des Anstandes fügte, da begnügte sich der Präsident mit der Bemerkung, daß solche Vorwürfe unzulässig seien. Ein sozialdemokratischer Redner hätte für ähnliche Äußerungen wahrscheinlich zwei Ordnungsrufe erhalten.“

Gewiß, es sei manchmal die Ordnung des Hauses verletzt worden und so manche erregte Szene vorgekommen. Wenn aber Frhr. v. Zedlitz behauptet habe, seit 30 Jahren sei nicht ein solches Verhalten vorgekommen, wie das der sozialdemokratischen Abgeordneten, so sei das einfach unwahr. Gerade konservative Abgeordnete hätten sich schon die schlimmsten Ausschreitungen zuschulden kommen lassen, ohne daß damals der Präsident eine Verschärfung der Geschäftsordnung für notwendig hielt: „Wir haben schon früher einmal jene Sitzung aus dem Jahre 1888 erwähnt, in der Eugen Richter sich über die konservativen Preßangriffe gegen die Kaiserin Friedrich aussprach, und in welcher die Konservativen ihn niederzubrüllen suchten, bar allen Anstandes und jeder Würde. Niemals hat irgend eine andere Partei sich so weit vergessen. Und dieselbe Partei, die sich damals in ‚unartikulierten Lauten‘, wie es Präsident v. Köller nannte, erging, die hat wiederum die Würde des Hauses so weit vergessen, daß sie Polizeibüttel in das Haus einläßt. Und mit ihr Hand in Hand geht das Zentrum unter Verleugnung aller früheren Traditionen. 1879, als die Regierung durch eine Vorlage eine Verschärfung der Geschäftsord-

nung des Reichstags forderte, da wandten sich die Zentrumsführer Frhr. v. Heereman und Windthorst am entschiedensten dagegen. Heereman erklärte, daß das Recht der Ausschließung eines Mitgliedes aus der Versammlung mit der Wahl durch das Volk in Widerspruch stehe, und daß durch solche Ausschließungsbestimmungen tatsächlich das Wahlrecht zerstört werde. Die Epigonen lassen das heute nicht mehr gelten.

Auch die Hinweise auf andere Parlamente sind nicht beweiskräftig. In England z. B. sind die Voraussetzungen andere, die Befugnisse des Parlaments viel weitgehender, und keinesfalls läßt es sich von außen etwas hineinreden. Wie würdelos war es von der Geschäftsordnungskommission, daß sie von den Ministerien des Innern und der Justiz Gutachten über die eigenen Angelegenheiten des Hauses einholte, Gutachten gegen die eigenen Mitglieder des Hauses. Mit dem gleichen Rechte könnte man den Henker zum Richter bestellen. Diese Gutachten sind ja auch danach gewesen. Der Minister des Innern stellt dem Eingreifen der Polizei nichts in den Weg, er würde vermutlich sogar nichts dagegen haben, wenn die Polizei ohne Anrufen des Präsidenten einschritte. Und der Kommissar des Justizministeriums beweist alles, was man wünscht: das Haus könne seine Geschäftsordnung beliebig festsetzen, die strafgesetzlichen Bestimmungen der §§ 105 und 106 träfen nicht zu, weil es sich bei der Ausweisung um kein rechtswidriges Verhalten, sondern um Anwendung des Hausrechts handle, und wer ihr nicht nachkomme, mache sich des Hausfriedensbruches und bei Widersetzlichkeit gegen die Polizei des Widerstandes gegen die Staatsgewalt schuldig. So viel Worte, so viel Unrichtigkeiten. Allerdings hat nach der preußischen Verfassung das Abgeordnetenhaus die Disziplin im Hause durch die Geschäftsordnung zu regeln; aber selbstverständlich darf diese Regelung nicht dem Gesetz widersprechen und erst recht nicht einem Reichsgesetz, da bekanntlich Reichsrecht Landesrecht bricht. Die §§ 105 und 106 Str.-G.-B. belegen mit schwerer Strafe die gewaltsame Entfernung von Abgeordneten aus dem Parlament und ihre gewaltsame Verhinderung, sich dorthin zu begeben oder zu stimmen. Danach ist jede Ausschließungsbestimmung der Geschäftsordnung gesetzwidrig und jede Mithilfe der Polizei zu ihrer Durchführung ein Verbrechen. Wer sich der Polizei dabei widersetzt, übt lediglich Notwehr gegen eine polizeiliche Ungesetzlichkeit. Einen Hausfriedensbruch der Abgeordneten im Parlament gibt es gar nicht, da sich dort alle im eigenen Hause befinden."

Ganz in diesem Sinne äußerte sich der nationalliberale Abgeordnete Boisly, ein Landgerichtsdirektor, dem man doch wohl auch einige Gesetzeskenntnis zutrauen sollte. Sehr richtig stellte er an den Anfang seiner Ausführungen im Landtage die Frage, ob denn diese Maßregeln überhaupt so unbedingt notwendig seien. „Seit etwa 60 Jahren gilt unsere jetzige Geschäftsordnung, und wir haben in dieser Periode außerordentlich aufgeregte Zeiten gehabt. Ich erinnere an den Armeekonflikt, an den Kulturkampf. Immer wieder haben sich die Wogen beruhigt, und die Parteien sind sich wieder näher getreten. Wirkliche Ungezogenheiten fallen immer nur auf das Haupt derjenigen, die sie begehen. Seit etwa 40 Jahren

sind Sozialdemokraten im Reichstage, und in den ersten Jahren, wo sie dort waren, haben Kämpfe und Ausschreitungen stattgefunden, die weit über das hinausgingen, was in diesem Hause vorkam. Das Gesetz von 1879, das die Regierung vorlegte, wurde abgelehnt und auch später hat nur eine ganz unbedeutende Verschärfung der Geschäftsordnung stattgefunden. Man hat sich im Reichstage vollständig ineinander eingelebt, und es geht auch ohne solches Gesetz. Die dort getroffene Abänderung der Geschäftsordnung ist vollkommen wirkungslos, das wissen Sie ja alle. Damals aber hat auch die Regierung ausdrücklich gesagt, daß ihrer Ansicht nach das Haus nicht befugt sei, die Geschäftsordnung in einer Weise zu ändern, daß sie eine Ausweisung von Abgeordneten ermögliche. Den jetzigen Anträgen halten wir es nicht für möglich, stattzugeben; sie sind auch gar nicht geeignet, ihren Zweck zu erreichen. Nach meiner Meinung widersprechen diese Anträge dem Gesetz und dem Recht und entbehren darum der gesetzlichen Gültigkeit. Unsere Geschäftsordnung enthält an keiner Stelle auch nur die geringste Andeutung dafür, daß das Haus befugt sei, Mitglieder an der Ausübung ihrer Rechte, wenn auch nur ganz vorübergehend, zu hindern. Ich erkenne hier keinen Unterschied an zwischen einer Hinderung auf kurze Zeit und einer dauernden Ausweisung. Wo besteht irgend eine gesetzliche Vorschrift, welche einen solchen Unterschied rechtfertigen könnte? Ob ich ein Mitglied auf eine Stunde, für den Rest einer Sitzung, auf 6 oder 12 Tage oder für die ganze Legislaturperiode ausschließe, das mag unter Umständen für die Anwendung eines bestehenden Gesetzes einen großen Unterschied ausmachen, kann aber nicht das Recht zur Ausschaltung selbst irgendwie begründen. Wir sitzen hier nicht wie die Mitglieder irgendeiner Gesellschaft auf Grund eines Statuts, welches Vorschriften enthält, wie ungehörige Mitglieder behandelt werden können; unsere Geschäftsordnung ist kein Statut. Wenn in der Verfassung geschrieben steht, das Haus hat sich seine Geschäftsordnung selbst zu geben, so ist — und darüber sind sich alle Staatsrechtslehrer vollkommen einig — dem Hause nicht das Recht gegeben, irgendwelche Bestimmungen zu treffen, welche gegen die Verfassung oder gegen irgend ein anderes Gesetz verstoßen. Unsere Geschäftsordnung ist gültig nur, soweit sie im Rahmen der Gesetze Preußens und des Deutschen Reiches zulässig ist. Ich bestreite es auf das entschiedenste, daß wir befugt seien, gegenüber Mitgliedern, die sich ungebührlich benehmen, das Hausrecht zu gebrauchen. Das Hausrecht hat man nur gegen einen Fremden, welcher nicht auf Grund eines eigenen Rechtes befugt ist, im Hause zu verweilen. Selbst wenn von mehreren Miteigentümern eines Hauses einzelne beschließen, einen anderen, der ihnen unbequem ist, auszuweisen, sie dürfen es nicht. Auch wenn er gegen den Willen der Majorität verbleibt, wird er sich niemals des Hausfriedensbruches schuldig machen. Ich gehe weiter. Hier sitzen im Hause Herren, welche nicht Mitglieder des Hauses sind: die Minister und ihre vortragenden Räte. Hat der Präsident etwa oder hat dieses Haus im Falle des Konflikts etwa das Recht, diese aus dem Hause zu verweisen? Niemals! Sie würden ihnen sagen: Wir sind hier als Abgesandte des Königs, aus eigenem Recht, und können uns nicht einmal dem Willen des Präsidenten und

des Hauses unterwerfen, wenn wir es auch wollten. Ebenso sind wir nicht Mitglieder hier auf Grund der Geschäftsordnung, sondern auf Grund der Verfassung und des Willens unserer Wähler. Wir können uns nicht dem unterwerfen, daß wir das Haus verlassen, denn wir würden damit das Recht unserer Wähler verletzen. Das ist auch in einer Beziehung in den Vorschlägen selbst anerkannt. Es heißt dort, daß, wenn während der Entfernung eines Mitgliedes eine irgendwie zweifelhafte Abstimmung vorkommt, diese später wiederholt werden soll. Das Recht des Abgeordneten beschränkt sich aber nicht auf die Abstimmung, sondern er hat auch das Recht, an der Beratung teilzunehmen, allerdings im Rahmen der Geschäftsordnung. Wenn sich jemand an die Geschäftsordnung nicht hält, so kann ihm das Wort entzogen werden. Aber das Recht, hier zuzuhören, kann ihm von der Majorität des Hauses nicht entzogen werden. Herr Roeren hat nicht erwähnt, daß Herr v. Heeremann im Jahre 1879 sich nicht bloß gegen die Regierungsvorlage gewandt hat, sondern auch auf das allerentschiedenste betonte, daß niemals dem Hause ein Recht zustehe, Mitglieder auch nur vorübergehend zu entfernen. Er nannte das einen inneren Widerspruch, da das Parlament nicht Rechte aus sich selbst habe, sondern lediglich den Volkswillen zum Ausdruck bringen solle. Daß Sie sich hier auf Geschäftsordnungen anderer Länder berufen, wundert mich sehr, da Sie doch sonst jede Verweisung auf das Ausland mit größter Entrüstung zurückweisen. Ich berufe mich auf die Geschäftsordnungen des Auslandes schon deswegen nicht, weil ich ihre gesetzlichen Grundlagen nicht kenne. In Amerika enthält die Verfassung ausdrücklich solche Vorschriften, in England die gesetzeskräftige Gewohnheit. Wenn Sie uns ein Gesetz vorlegten, das uns das Recht gibt, solche Ausschließungen vorzunehmen, dann können wir über die Frage de lege ferenda (bei Schaffung eines neuen Gesetzes) sprechen. Augenblicklich können wir es nicht. Wir wollen doch nur durchführbare Beschlüsse fassen. Das Zentrum will ja die Beschlüsse erheblich abschwächen, aber es hält doch den Gesichtspunkt aufrecht, daß eine Ausweisung erfolgen könne. Auf den Reichstag darf es darauf nicht Bezug nehmen, denn wenn die dort bestehende Bestimmung auch einmal gegen den Abgeordneten Singer angewandt wurde, so hat dieser sich einfach nicht gefügt. Er ist im Hause geblieben, und dabei hat es sein Bewenden gehabt. Ich bestreite entschieden, daß der Präsident in der Lage ist, von dem Hausrecht Gebrauch zu machen und eventuell die Polizei zur Entfernung eines widerspenstigen Abgeordneten hinzuzuziehen. Die Voraussetzung des Hausfriedensbruches ist, daß der sich nicht Entfernende sich der Widerrechtlichkeit seines Verweilens bewußt ist. Solange der Richter es auch nur für möglich hält, daß der Ausgewiesene an sein Recht geglaubt hat, kann er ihn nicht bestrafen. Ich habe meinen Augen nicht getraut, als ich las, daß der Vertreter des Ministers des Innern es selbst als unzweifelhaft zugab, daß der Präsident im Hause die Polizeigewalt ausübe. Auch die Angestellten des Hauses sind nicht Beamte, und selbst wenn ihnen diese Eigenschaft verliehen würde, wären sie niemals Polizeibeamte. Wie steht es nun aber, wenn die Polizei wirklich zugezogen würde, wenn hier ein Polizeileutnant erschiene? Der Vertreter des Ministers des Innern hat gesagt, er werde auf Wunsch des Präsidenten die nächste Polizeiwache anweisen, dem Präsidenten

einen *Polizeileutnant* und *Schutzleute* zur Verfügung zu stellen. Wenn sie herkommen, sind sie dann Untergebene des Präsidenten? Niemals kann ein Polizeibeamter, das werden auch Sie zugeben, bei Ausübung seines Amtes der Untergebene eines Mannes sein, der keine eigene Polizeigewalt ausübt. Wenn der Polizeileutnant herkommt, hat er auf Grund eigener Entschließungen vorzugehen und er trägt die volle Verantwortung für das, was er tut, nicht nur seinen Vorgesetzten, sondern auch dem Gerichte gegenüber. Das Amt der Polizei ist, die nötigen Anstalten zur Erhaltung der öffentlichen Ruhe, Sicherheit und Ordnung und zur Abwendung der dem Publikum oder einzelnen Mitgliedern desselben bevorstehenden Gefahren zu treffen. Darüber hinaus darf die Polizei *niemals* gehen, und das Oberverwaltungsgericht hat erklärt, eine Gefahr liege nur vor, wo Leib, Leben, Gesundheit oder Vermögen eines zu Schützenden gefährdet seien; nur dann sei polizeiliches Einschreiten gerechtfertigt. Nun denken Sie sich einmal den Fall, der Präsident habe den Saal räumen lassen, es stehe aber hier noch ein Abgeordneter, der ihm den Gehorsam verweigert und den Saal nicht verläßt. Nun kommt der Polizeileutnant und soll ihn hinausbringen. Dann muß er prüfen, ob hier der Fall einer Gefährdung eines anderen, seines Lebens, seiner Gesundheit oder seines Vermögens vorliegt. Dann kann er nur sagen: eine Störung der öffentlichen Ruhe und Ordnung liegt hier nicht vor, ich kann hier nichts tun. Wenn er es trotzdem täte, dann würde er außerhalb des Amtes der Polizei handeln, und der Widerstand gegen ihn wäre *kein Widerstand gegen die Staatsgewalt*; die Notwehr würde ihm unter allen Umständen zuzubilligen sein. So ist es, und nun kommt der *§ 106 des Strafgesetzbuchs* hinzu, der denjenigen mit *Zuchthaus* bedroht, welcher einen Abgeordneten abhält, hier sein Amt auszuüben. Gewiß ist gesagt worden, es könne keine Rede davon sein, daß der Präsident hiergegen verstoße, denn er handle bei der Ausweisung in gutem Glauben; aber wie steht es um den Polizeibeamten? Wer auch nur einen Zweifel an seiner Befugnis hat, der verstößt gegen das Gesetz, und wenn er gegen die Vorschriften seines Amtes handelt, dann kann gar kein Zweifel sein, daß er mit dem vollen Dolus handelt, dann macht er sich eines Verbrechens gegen den § 106 schuldig. Wenn Sie diese Vorschriften annehmen, dann fürchte ich, werden die Herren bei der ersten Gelegenheit einen Ausweisungsbeschluß provozieren, aber sie werden ihm nicht Folge geben, sie werden hier bleiben, bis die Polizei gerufen wird. Und wenn nachher Widerstand geleistet wird, werden sie zunächst *bei der Staatsanwaltschaft Anzeige* erstatten auf Grund des § 106, und wenn die Staatsanwaltschaft ablehnt, dann werden sie bis an das *Kammergericht* gehen und dessen Entscheidung fordern. Es gibt noch Richter in Berlin beim Kammergericht, und ich bin überzeugt, daß diese Richter vollkommen unabhängig davon, ob die Antragsteller Sozialdemokraten oder andere sind, *lediglich nach Pflicht und Gewissen urteilen werden.* Wenn sie dann zu der Überzeugung kommen, daß hier ein Verbrechen vorliegt, dann muß die Staatsanwaltschaft Klage erheben, und die Sache wird vor einem Schwurgericht verhandelt. Wenn dies nicht geschieht und ein Strafantrag gegen diese Herren gestellt wird, dann wird das Schöffengericht und die Strafkammer verhandeln

und vielleicht kommt die Sache an das Reichsgericht. Nun denken Sie sich einmal die Folgen! Wir beschließen hier und nachher entscheiden die Gerichte: diese Beschlüsse sind ungültig und gesetzwidrig. Was wäre das für ein Triumph für die Sozialdemokratie! Wie wird sie dann erst über uns herfallen und höhnen, und dann wird nicht nur die Autorität des Hauses, sondern die Autorität des ganzen Staates auf das tiefste geschädigt. Ich kann nicht verlangen, daß Sie unbedingt meinen Rechtsausführungen folgen; aber wenn Sie auch nur den geringsten Zweifel haben an der Rechtmäßigkeit dessen, was Sie beschließen wollen, dann unterlassen Sie es lieber! Justitia fundamentum regnorum! Gerechtigkeit muß auch hier oberste Richtschnur bleiben, und was wir vor dem Gesetz nicht unbedingt vertreten können, das müssen wir unterlassen."

Nach diesen, wie jeder gerecht Denkende zugeben muß, doch nur rein sachlichen, mit besten Gründen gestützten Darlegungen verzeichnet der Parlamentsbericht „Lärm rechts". Und von der selben Seite: „Patron der Sozi"!! Wer also ohne Rücksicht auf die eigene oder eine andere Partei Recht und Gesetz als „oberste Richtschnur" erklärt, der ist in den Augen jener staatserhaltenden „Zurufer" ein „Patron der Sozi"! Sehr schmeichelhaft für die — „Sozi"! In einem besseren Lichte und das von einer noch unverdächtigeren Seite konnten sie ja gar nicht präsentiert werden.

Mit Recht erklärte der greise Abgeordnete Traeger, daß hier „ein Präjudiz aufgestellt werde, dessen Tragweite und Wirkungen sich noch gar nicht übersehen ließen". — Im Jahre 1879, erinnerte er weiter, „fühlte Fürst Bismarck, der gern ganze Arbeit machte, das Bedürfnis, das damals erlassene Sozialistengesetz auch auf das parlamentarische Gebiet auszudehnen. Er legte deshalb dem Reichstag ein Gesetz vor, das die Strafgewalt des Reichstages über seine Mitglieder festsetzen sollte. Dieses Gesetz wurde damals mit großer Majorität abgelehnt, weil es einen Eingriff der Regierung in die Ordnung des Hauses darstellte. Zum erstenmal tauchte in diesem Gesetz der Gedanke einer Ausschließung aus dem Reichstag auf, einer Ausschließung auf eine bestimmte Zeitdauer, die allerdings bis zum Ende der Legislaturperiode sollte erstreckt werden können. Gegen diese Bestimmung setzte die Opposition ein, aber nicht nur deshalb, weil man in dem ganzen Gesetz einen Eingriff in die Rechte des Reichstages erblickte, sondern weil man diese Maßregel als eine verfassungswidrige Beschränkung der Rechte der Abgeordneten ansah. Der Zentrumsführer Frhr. v. Heereman hat unter dem lauten Beifall des Zentrums damals erklärt, daß nach der Verfassung eine derartige Ausschließung unzulässig sei. Das ist auch durchaus richtig. Wir sind nicht zusammengetreten aus eigener Machtvollkommenheit, wir suchen uns die Leute, die zu uns gehören sollen, nicht aus, sondern das Volk setzt dieses Haus zusammen. Es ist das Repräsentantenhaus, und wir haben kein Recht, gegen den Willen des Volkes das vom Volk herrührende Recht des einzelnen Abgeordneten in irgend einer Weise zu trüben oder zu beseitigen. Die Richtigkeit dieses Gedankens findet ihren Ausdruck schon in der Bestimmung, daß, wenn eine Abstimmung, bei der das Votum des Ausgeschlossenen entscheidend gewesen sein würde, in seiner Anwesen-

heit stattgefunden hat, wiederholt werden muß. Aber das ist nicht der Kern der Sache, ob eine Stimme maßgebend ist oder nicht. Die Wähler haben vielmehr einen Anspruch darauf, daß ihre Stimme bei jeder Abstimmung abgegeben wird, gleichviel welcher Erfolg damit verbunden ist. Damals wurde also das Gesetz im Reichstag abgelehnt und nur eine Resolution wurde angenommen, die die Geschäftsordnungskommission ersuchte, sich mit der Frage zu beschäftigen, wie man in wirksamer Weise Ordnung herstellen könne. Erst 1895 hat sich der Reichstag wieder mit dieser Frage beschäftigt. Das in der Kommission aufgetauchte Projekt der Ausschließung hatte jedoch keine Mehrheit und vor allen Dingen war von einer gewaltsamen Entfernung oder einer Zuhilfenahme anderer Behörden auch nicht einmal die Rede. In einem solchen Fall hatte der Präsident lediglich das Recht, die Sitzung vorläufig zu schließen. Das hielt damals auch der Abgeordnete Roeren für vollständig ausreichend. Der Vertreter des Ministers des Innern stellt jetzt das Abgeordnetenhaus gewissermaßen unter den besonderen Schutz des benachbarten Polizeibureaus. Er sagte aber weiter, er könne sich nicht dafür verbürgen, daß die Polizei nun auch die Bewachung des Sitzungssaales übernimmt. Also: die Hinausweisung des widerspenstigen Abgeordneten mit dem größten Vergnügen, aber die Abwehr des Ausgewiesenen und wiederkehrenden Abgeordneten, das können wir nicht. . . . In dem Moment, wo ein Polizeibeamter die Schwelle dieses Hauses zu dem Zweck betritt, einen Abgeordneten aus diesem Hause zu entfernen, ist die Würde des Hauses nicht gewahrt, sondern auf das tiefste verletzt. Ich würde es auf das schmerzlichste empfinden, wenn ich als Volksvertreter einem Hause angehörte, das unter polizeilicher Aufsicht steht und gegen das die polizeiliche Exekutive angewendet wird. In Deutschland gibt es nur zwei Parlamente, die die Entfernung von Abgeordneten aus dem Sitzungssaal erlauben, und zwar die von Braunschweig und Reuß älterer Linie. Aber auch diese Parlamente kennen keine Maßregeln, die Ausschließung durchzuführen, sondern der Präsident kann nur die Sitzung aufheben. Das genügt nach meiner Ansicht vollständig. Im französischen Kammergebäude befindet sich eine Parlamentswache unter einem Offizier zur Verfügung des Präsidenten, die die Beseitigung des widerspenstigen Abgeordneten zu besorgen hat. Während der Oberst diesen Posten hat, ist er von jeder weiteren militärischen Disziplin entbunden und steht allein unter der Disziplin des Präsidenten. Also die Verhältnisse liegen doch ganz anders als hier. Für ein preußisches Herz ist der Gedanke ja beinahe unfaßbar, daß ein wirklicher Oberst zur Verfügung des Parlamentspräsidenten steht. Das ist in Preußen schon gar nicht möglich, wenn der Präsident etwa dem Oberst im militärischen Rang untergeordnet ist. Auch England hat das Bestreben, diese Vorgänge innerhalb des Parlamentsgebäudes sich abspielen zu lassen. Der Oberst ist Beamter des Parlaments, steht unter dem Kommando des Präsidenten und die Aktion vollzieht sich im Hause, während wir nach einer alten deutschen Schwäche die Polizei bei allen diesen Sachen für absolut unentbehrlich halten. Wenn ein Kneipier bei einem Skandal in seiner Budike nach der Polizei telephoniert, so ist das auch nichts anderes, als wenn hier der Präsident nach der



Polizei telephoniert. Wenn der Präsident sich in derselben Lage wie der Budiker befindet und dasselbe Mittel ergreifen muß, so halte ich das ebenso für eine Herabwürdigung des Ansehens des Abgeordnetenhauses wie des Präsidenten selbst.... Vollständig irrig wäre es, anzunehmen, daß so etwas erst durch die Sozialdemokraten hier eingeführt worden wäre. Dem Fürsten Bismarck gegenüber — ich will die beiden Staatsmänner absolut nicht miteinander vergleichen — sind ganz andere Szenen aufgeführt worden als Herrn v. Bethmann-Hollweg gegenüber. Nun wird gesagt, der Ton sei schlechter geworden, er sei verroht. Die Verschlechterung des Tones ist eine allgemeine und sehr bedauerliche Erscheinung und erstreckt sich auf unsere gesamten gesellschaftlichen Maßregeln. Wir sind hier doch keine Mädchenschule! Wir sind Männer von Fleisch und Blut mit der ganzen Leidenschaftlichkeit der Männer, die von ihrer Überzeugung durchdrungen sind. Wenn da einmal die Schranken der guten Erziehung durchbrochen werden, dann kann man das nur der Mangelhaftigkeit der menschlichen Natur zur Last legen. Der eine haut aufs Pult, der andere ruft Pfui, der dritte zischt und der vierte gibt unartikulierte Laute von sich. Die Sache hat noch ein Bedenken. Man darf solche Maßnahmen nicht treffen gegen eine einzelne Partei. Hier aber hat man nur die Sozialdemokratie im Auge, obgleich seit Priamus' Tagen in Ilium und außer Ilium gesündigt worden ist. Der Zorn ist immer ein schlechter Ratgeber gewesen. An die Hilflosigkeit unseres Präsidenten vermag ich nicht recht zu glauben."

Man habe schließlich gesagt, die Strafe solle nur angedroht werden. Wenn es aber nur darauf ankäme, dann könne man ja auch die Todesstrafe nur androhen.

Alles vergeblich. Warum? — Darum! Die Sache war bereits längst beschlossen, das Geschäft gemacht. Und zwar zugestandenermaßen vor dem grausamen „Exzeß", durch den angeblich das halbe Bäckerdutzend sozialdemokratischer Abgeordneter im preußischen Landtage dem Faß den Boden ausgeschlagen haben soll. Die Kreuzzeitung selbst hat es am „Lendemain" festgestellt. Wenn jemals einer, so fand dieser historische Augenblick ein ihm gewachsenes Geschlecht:

„Es war in der Debatte über den Eisenbahnetat. ‚Genosse' Leinert hielt eine lange ‚Anklagerede' gegen die Regierung. Er sprach in den bekannten anmutigen Wendungen: von Peitsche und Zuckerbrot, von jeglichem Mangel an Humanität in der Eisenbahnverwaltung u. a. m. Minister v. Breitenbach trat diesen unmotivierten Angriffen mit Ruhe entgegen, er machte dem sozialdemokratischen Redner mit Recht den Vorwurf, er gebrauche Phrasen, und er gab die Erklärung ab, Eisenbahnarbeiter, die sich zur Sozialdemokratie bekennten, würden entlassen werden. Das war der Anlaß zu jenem ungeheuren Skandal, der so ausartete, daß der Präsident es ablehnte, Ordnungsrufe zu erteilen, die doch nichts nützten. Es gebe kein Mittel, so bemerkte Herr v. Kröcher, Ruhe zu schaffen. Es müsse eine Geschäftsordnung gemacht werden, mit der solchem Skandal begegnet werden könne.

Eine solche Geschäftsordnung ist auch schon in Vorbereitung.

In der Kommission hat ... ein konservativer Antrag Annahme gefunden, der ... dem Präsidenten scharfe Mittel in die Hände gibt, um unverbesserliche Ruhestörer zum Schweigen zu bringen. Nach den gestrigen sozialdemokratischen Exzessen wird man erwarten dürfen, daß eine sehr bedeutende Mehrheit im Plenum die Kommissionsbeschlüsse bestätigt."

Die „Erwartung" hat denn auch nicht getäuscht. Wie konnte sie auch, nachdem doch der arme, hilflose, ach so schüchterne Präsident, Herr Jordan von Kröcher, vor der Handvoll Sozis, wie die „Kreuzzeitung" tränenden Auges schluchzt, „die Waffen strecken mußte"! Oh, oh! Der selbe Jordan von Kröcher, der seinerzeit zur Rettung des Vaterlandes nach dem „starken", wenn auch dummen Mann verlangte, und dessen freundliches Wort, die Sozialdemokratie dürfe „nur Objekt, nicht Subjekt" der Gesetzgebung sein, noch ebenso unvergessen ist.

Daß die sozialdemokratischen Abgeordneten sich wiederholt und gröblich gegen die Ordnung des Hauses und den parlamentarischen Anstand vergangen haben, werden sie wohl selbst nicht leugnen. Insbesondere hat sich der Abgeordnete Liebknecht öfter zu Maßlosigkeiten hinreißen lassen, die in ihren grotesken Superlativen einen starken Stich ins Komische hatten. Dieser fleißige und sicher sehr gesinnungstüchtige Herr unterliegt nur zu leicht Empfindungen persönlicher Gereiztheit und Gekränktheit, und so fällt es Satans List und Tücke gar nicht so schwer, ihn aus dem Konzept zu bringen und auf jenes Glatteis zu locken, auf dem vom Erhabenen zum Lächerlichen nur ein bedauerlich kurzer Schritt ist. Aber gerade das dürfte den Gegnern der Partei doch nicht so sehr auf die Nerven fallen, so tief zu Herzen gehen. Sollten sie wirklich so wenig Sinn für — Schadenfreude haben, die ja bekanntlich die reinste aller Freuden sein soll?

Hätte wohl der verstorbene Reichstagspräsident Ballestrem vor den paar Männerchen „die Waffen strecken müssen"? Wäre es unter einem Präsidium wie dem seinigen zu solchen persönlichen Schärfen auf beiden Seiten gekommen? Wer die Verhandlungen ohne Voreingenommenheit verfolgt hat, wird nicht behaupten können, daß Herr Jordan von Kröcher als tadellos Unparteiischer seines Amtes gewaltet hat, und gerade Herr Jordan von Kröcher hätte doch wahrlich nach seiner ganzen bekannten parteipolitischen Stellung und seinen ebenso populären parteipolitischen Lapidarsätzen allen Grund und alle Ursache gehabt, es mit dieser seiner obersten Vertrauenspflicht doppelt ernst zu nehmen. Vielleicht — und das nehme ich an — kann er einfach aus seiner Haut nicht heraus. Aber dieses Unvermögen hätte ihm doch nachgerade zum Bewußtsein kommen oder — wenn auch das ihm versagt war — von seinen politischen Freunden zum Bewußtsein gebracht werden müssen. Glaubte er persönlich mit den ihm gegebenen Mitteln der Lage nicht mehr gewachsen zu sein, so lag es für den Präsidenten einer parlamentarischen Körperschaft allemal näher, sein Amt in die Hände eines anderen, vom Hause zu wählenden Mitgliedes zu legen, als in die eines Polizeileutnants und der Schutzleute vom nächsten telephonisch erreichbaren Polizeirevier. Man mag da beschönigen und „begründen", wie man wolle: die bloße Tatsache des Schickens nach der Polizei, die freiwillige Unterstellung der eigenen Mitglieder eines angeblich souveränen Volkshauses unter die Polizei-

gewalt durch eben dieses Haus, — das ist über die Maßen kläglich, das ist blamabel! Und ein Hohn und ein Gelächter dazu!

* * *

Der letzte und tiefste Grund dieser Unverträglichkeit mag bei den Maßgebenden des Hauses wohl die Empfindung sein, daß Sozialdemokraten da „überhaupt nicht hineingehören". Und wär's nur einer, so wäre auch dieser schon zuviel und vom Übel. Die Bestimmungen, die das Herrenhaus für die Wahlreform vorgesehen hat, lassen diese Tendenz mindestens im Prinzip erkennen. Für das Herrenhaus, mit Ausnahme einzelner weniger Mitglieder, handelte es sich nur um „Einlösung" eines gegebenen königlichen Versprechens. Das Herrenhaus hat auch offen und ehrlich ausgesprochen, daß es sonst keinerlei Interesse an irgend welcher Wahlreform habe, eine solche vielmehr für völlig überflüssig und im Prinzip schon verfehlt halte. Jenes königliche Versprechen aber, so wird behauptet, werde durch die Fassung des Herrenhauses in der Tat eingelöst. Es war bekanntlich in der Thronrede vom 20. Oktober 1908 enthalten und hatte folgenden Wortlaut:

„Mit dem Erlaß der Verfassung ist die Nation in die Mitarbeit auch an den Geschäften des Staates eingetreten. Es ist mein Wille, daß die auf ihrer Grundlage erlassenen Vorschriften über das Wahlrecht zum Hause der Abgeordneten eine organische Fortentwicklung erfahren, welche der wirtschaftlichen Entwicklung, der Ausbreitung der Bildung und des politischen Verständnisses sowie der Erstarkung staatlichen Verantwortlichkeitsgefühls entspricht. Ich erblicke darin eine der wichtigsten Aufgaben der Gegenwart. Ihre Bedeutung für das gesamte Staatsleben erfordert umfassende Vorarbeiten, die von meiner Regierung mit allem Nachdruck betrieben werden."

Daß diesen Absichten und Verheißungen nun durch die Beschlüsse des Herrenhauses genügt worden sei, dagegen wendet sich der Abgeordnete F. Hoff im „Tag" mit ebensoviel Sachlichkeit wie Entschiedenheit:

„Abgesehen von der Bemerkung über ‚eine der wichtigsten Aufgaben der Gegenwart', mit der die Beschlüsse des Landtags und die Vorlage der Regierung in einem unlöslichen Widerspruch stehen, werden in der Thronrede für die ‚organische Fortentwicklung' des preußischen Wahlrechts vier Kriterien angedeutet. Es soll 1. der wirtschaftlichen Entwicklung, 2. der Ausbreitung der Bildung, 3. der Ausbreitung des politischen Verständnisses und 4. der Erstarkung staatlichen Verantwortlichkeitsgefühls entsprechen. — Untersuchen wir einmal in möglichst objektiver Weise, ob davon in dem Regierungsentwurf oder in den Beschlüssen des Landtags im Ernste die Rede sein kann.

Da muß es zunächst auffallen, daß der an erster, also auch wohl an maßgebendster Stelle aufgestellte Gesichtspunkt der Berücksichtigung der ‚wirtschaftlichen Entwicklung' völlig unter den Tisch gefallen ist. In der Begründung des Regierungsentwurfs ist zwar von den Personen die Rede, welche nach ihrer ‚Bildung', ‚Einsicht' und ‚Erfahrung' hochstehen, wobei offenbar an die unter 2 bis 4 genannten Gesichtspunkte gedacht ist; von der wirtschaftlichen Entwicklung ist nirgends die Rede. Daß die in Aussicht genommene und schließlich auch in veränderter Gestalt zum Beschluß erhobene ‚Maximierung' — von der

bezeichnenderweise nur die Staatseinkommensteuer, nicht aber die für das ‚staatliche‘ Wahlrecht eigentlich kaum in Betracht kommende Kommunalsteuer und die nur ‚verlangte‘, häufig aber nicht ‚erhobene‘ Grund-, Gebäude- und Gewerbesteuer betroffen wird — der wirtschaftlichen Entwicklung der letzten 60 Jahre gerecht wird, ist in keinem Stadium der Verhandlungen ernstlich auch nur behauptet worden. Und dennoch ist diese ‚wirtschaftliche Entwicklung‘ eine Tatsache von geradezu unabsehbaren Konsequenzen. Sie hat nicht nur seit Bestehen des Dreiklassenwahlrechts fast eine Verdopplung der in den jetzigen preußischen Landesteilen lebenden Bevölkerung mit sich gebracht, sondern sie hat zugleich auch die wirtschaftliche und finanzielle Grundlage des preußischen Staates und die Beschäftigung seiner Bewohner in einem Umfange verschoben, wie er früher nicht einmal geahnt werden konnte. Aus dem reinen Agrarstaat Preußen ist ein Land geworden, in dem (nach der Berufszählung vom Jahre 1907) nur noch 28.65 v. H. in der Landwirtschaft beschäftigt sind, während die übrigen 71.35 v. H. in nichtlandwirtschaftlichen Berufen Leben und Unterhalt finden müssen. Große Städte, ganze Industriebezirke sind entstanden, welche den Staat durch die Steuern und die Überschüsse der Eisenbahnen finanziell tragen, ja für den agrarischen Osten sogar noch einen großen Teil der ursprünglich als Kommunallasten gedachten Abgaben (Volksschullasten) aufbringen. Dieser wirtschaftlichen Entwicklung, welche für einen derartigen Zeitraum ohne Beispiel in der Geschichte Preußens dasteht, aber kann, wie Herr Professor Adolf Wagner zutreffend im Herrenhause ausführte, nur durch eine anderweitige Festsetzung der Wahlkreise, welche mit der Verteilung des politischen Einflusses auf die verschiedenen Landesteile identisch ist, entsprochen werden. Solange diese nicht — und zwar in einem wirklich ausreichenden Umfange — erfolgt, bleibt in dem Versprechen der Thronrede ein noch gar nicht in Angriff genommener Rest, der durch nichts hinwegdiskutiert werden kann.

Wenn aber ferner der Anschein erweckt werden soll, daß durch die Beförderung der Akademiker, Offiziere und der Träger gewisser Ehrenämter in die 1. bzw. 2. Klasse und der Abiturienten höherer Lehranstalten, der Rektoren und einiger Träger von Ehrenämtern ‚zweiten Grades‘ in die 2. Klasse der ‚Ausbreitung der Bildung und des politischen Verständnisses sowie der Erstarkung staatlichen Verantwortlichkeitsgefühls‘ entsprochen werde, so kann gegen eine solche Interpretation der Thronrede nur der entschiedenste Widerspruch erhoben werden. Von einer sinngemäßen Interpretation kann dabei jedenfalls nicht die Rede sein.

Als ‚Bildungsträger‘ im engeren Sinne darf man wohl in erster Linie die Akademiker, Offiziere, Rektoren und Abiturienten ansprechen, während die Träger der Ehrenämter mehr unter der Fahne ‚Einsicht‘ und ‚Erfahrung‘ segeln. Nun ist es aber absurd, gerade bei den oben angeführten Gruppen von einer ‚Ausbreitung der Bildung‘ reden zu wollen. Sie waren im allgemeinen auch vor 60 Jahren ‚gebildete‘ Leute, wenn auch ihre Bildung hier und da einen etwas anderen Inhalt gehabt haben mag. Was die letzten 60 Jahre gebracht haben, ist eine Ausbreitung der Bildung gerade in die hier nicht erwähnten Schichten des Volkes: in den Bauern-, Kaufmanns-, Handwerker- und



Sommers Ende | Otto H. Engel

Arbeiterstand, sowie in die Kreise des mittleren Beamten- und des Lehrerstandes. Wer daher wirklich der ‚Ausbreitung der Bildung' bei der Wahlreform in loyaler Weise gerecht werden und dabei an den Grundlagen des Dreiklassenwahlrechts festhalten will, hätte zum mindesten den Weg beschreiten müssen, der in den Anträgen der Fortschrittlichen Volkspartei und der Nationalliberalen angedeutet war, wonach in der ersten bzw. zweiten Abteilung mindestens 20 bzw. 30 oder doch 10 bzw. 20 % der Urwähler sein müßten. Durch Annahme eines solchen Vorschlages wäre der entscheidende Einfluß auf die Wahlen auf eine breitere Grundlage gestellt und allen Städten ein ihrer erhöhten Bildung entsprechender größerer Einfluß auf die Wahl gesichert worden.

Ganz ähnlich liegen die Dinge bezüglich des ‚politischen Verständnisses' und des erstarkten ‚staatlichen Verantwortlichkeitsgefühls'. Auch hier haben die letzten 60 Jahre in allen Schichten der Bevölkerung — gottlob, möchte man sagen — eine Vorwärts- und Aufwärtsentwicklung gebracht, wenn diese auch nicht immer den jeweiligen Machthabern in Regierung und Parlament bequem gewesen sein mag. Diesen Gesichtspunkten durch Privilegierung der Träger gewisser Ehrenämter entsprechen zu wollen, ist ebenfalls absurd.

Die Thronrede konnte mit ihren allerdings dehnbaren und unklaren Ausdrücken nur dahin interpretiert werden, daß dem Volk als solchem, den breiten Schichten der erwerbenden und produzierenden Stände ein erhöhter Einfluß auf den Ausfall der Wahl gesichert werden sollte. Worauf aber läuft die ganze Aktion in der Praxis hinaus? Auf eine weitere Schmälerung der Rechte derjenigen Volksteile, welche weder ein akademisches Studium noch das Abiturientenexamen hinter sich gebracht und dabei weder dem Offizierstande angehört haben, noch zu den privilegierten ‚Ehrenämtern' herangezogen worden sind. Auch politische Privilegien lassen sich nicht im leeren Raum konstruieren. Sie können nur konstruiert und statuiert werden auf Kosten und zu Lasten der nichtprivilegierten Volkskreise. Dem Einnahmekonto auf der einen muß notwendig ein Ausgabekonto auf der anderen Seite gegenüberstehen. In diejenigen oberen Abteilungen, die bis jetzt von dem Bauern-, Kaufmanns-, Handwerker-, Arbeiter- oder Beamtenstand allein oder zusammen beherrscht wurden, treten nunmehr die ‚Privilegien' hinein und berauben jene ganz oder zum Teil ihres Einflusses. Wenn das eine organische ‚Fortentwicklung' sein soll, so ist es, vom Standpunkt des Volkes wenigstens, eine solche nach rückwärts.

Für derartige Dinge aber hat das Volk ein feines Empfinden, da hier neben dem materiellen Recht vor allen Dingen auch die Frage der staatsbürgerlichen Ehre hineinspielt. Bis jetzt war es zwar fatal, aber doch immerhin keine Schande, der dritten Abteilung anzugehören, weil ein schlechter Geldbeutel an sich keine Schande ist. In Zukunft aber wird es heißen: ‚Nr. 1 du hast nichts, Nr. 2 du bist auch nichts — darum staatsbürgerlich minderwertig, ab in die dritte Klasse!' Wer daher glaubt, durch ein derartig zurechtgeschustertes Wahlrecht, das dazu wegen des Fehlens der geheimen und direkten Wahl die weitesten Volkskreise nach wie vor von der Teilnahme an der Wahl praktisch ausschließt, Beruhigung schaffen zu wollen, gibt sich

einer gefährlichen Selbsttäuschung hin. Den wahren Bedürfnissen des Volkes wird dadurch ebensowenig entsprochen wie dem Geiste, Sinn und Wortlaut der Thronrede vom 20. Oktober 1908."

Was hier dargelegt wird, stützt sich freilich nur auf Tatsachen, nicht auf Wünsche und Ambitionen. Und so werden sich einstweilen wohl, wie's bei uns zulande so zu gehen pflegt, die armen Tatsachen fügen müssen.

* * *

Es ist nämlich bei einigem guten Willen gar nicht so schwer, sich mit unbequemen Tatsachen abzufinden und sie an die Wand zu drücken, daß sie in der Tat „quietschen", wie es angeblich Bismarck mit den unbotmäßigen Nationalliberalen im Sinne hatte. Für das königlich preußische Justizministerium und das königlich preußische Ministerium des Innern unterlag es ja auch keinerlei Zweifel, daß preußische Volksvertreter aus ihrem eigenen Hause von Schutzleuten herausgeworfen werden dürften. Ich glaube nämlich nicht, daß der führende Polizeileutnant in solchem Falle selbst Hand anlegen würde, er wird das wohl seinen Leuten überlassen, die darin mehr Übung und Geschick haben. Und doch steht dem der bekannte Paragraph des Strafgesetzbuches entgegen, die nüchterne Tatsache, daß das Reichsgesetz eine gewaltsame Behinderung von Abgeordneten in der Ausübung ihres Amtes mit Zuchthaus bedroht.

Eine weitere solche bedauerliche, aber weiter nicht störende Tatsache ist, daß nach einem Urteile des Oberverwaltungsgerichts Versammlungen unter freiem Himmel, sowie Umzüge auf öffentlichen Straßen und Plätzen *in der Regel zu genehmigen* und *nur dann* zu verbieten sind, wenn aus Gründen *lokaler* Natur, *nicht* also etwa aus irgend welchen *allgemeinen* Erwägungen, *naheliegende* Gefahr für die öffentliche *Sicherheit* (nicht „Ordnung"!) befürchtet werden muß. Diesen Bestimmungen hätten also auch die Maifeiern der Sozialdemokratie — man halte sie für so überflüssig wie man will — zweifellos unterliegen müssen. Der preußische Minister des Innern aber, Herr von Moltke, hat unter dem 16. April d. Js. an die Regierungspräsidenten den folgenden Erlaß gerichtet, der dann von ihnen vorschriftsgemäß an die Landräte, Polizeipräsidenten und Bürgermeister weitergegeben wurde:

„Da die Maifeiern den gleichen demonstrativen Charakter haben wie die aus Anlaß der Wahlrechtsvorlage in letzter Zeit hervorgetretenen sozialdemokratischen Straßenkundgebungen, werden die Grundsätze zur Anwendung zu bringen sein, welche für Veranstaltungen der letzten Art gelten. Danach sind Umzüge auf öffentlichen Straßen und Plätzen *in der Regel zu versagen*. Abgesehen davon, daß Kundgebungen dieser Art die *allgemeinen* Verkehrsverhältnisse in empfindlicher Weise beeinflussen und besonders geeignet sind, auf recht weite Kreise der Bevölkerung *beunruhigend und erregend* (!) zu wirken, erscheint ihnen gegenüber nach bisherigen tatsächlichen Ereignissen die Annahme (!) gerechtfertigt, daß das unbotmäßige Verhalten und das aufreizende Eintreten der Teilnehmer die öffentliche Sicherheit im Sinne des § 7 des Reichsvereinsgesetzes gefährden."

Ganz Europa wundert sich nicht wenig — in frischester, heiterster Erinnerung an die Berliner „Wahlrechtsspaziergänge"! — über die „bisherigen tatsächlichen

Ereignisse" des Herrn von Moltke, die so ganz, ganz anders gewesen sein müssen, als die männiglich bekannten und belachten. Aber Herrn von Moltkes persönliche Auffassung dieser Vorgänge ist für die Beurteilung der gegebenen Frage schon im Prinzip unerheblich, da hierbei — immer nach dem Urteil des preußischen Oberverwaltungsgerichts — Erwägungen allgemeiner Natur gänzlich auszuschalten sind. Herr von Moltke erklärte freilich im Abgeordnetenhause, es sei ihm außerordentlich angenehm, daß der Erlaß in die Öffentlichkeit gekommen ist. Diese außerordentliche Annehmlichkeit, bemerkt die „Frkf. Ztg.", hätte sich der Herr Minister ja selbst verschaffen können, da es ihm ja freistand, den Erlaß selbst zu veröffentlichen. „Er hat dies nicht getan, und so darf man vielleicht annehmen, daß es ihm noch etwas mehr als außerordentlich angenehm gewesen wäre, wenn der Erlaß gar nicht veröffentlicht worden wäre. Nach der Auffassung des Herrn Ministers ist freilich gegen den Erlaß nichts einzuwenden. Er hat, das war der Sinn seiner Rede, die örtliche Prüfung, die das Gesetz vorschreibt, nämlich die Prüfung der Frage, ob ein Umzug wegen Gefahr für die öffentliche Sicherheit nicht zu genehmigen sei, nicht etwa unterbinden wollen, sondern nur allgemeine Direktiven zur Vornahme der Prüfung gegeben. Diese Direktiven gingen dahin, daß Umzügen ‚der Regel nach die Genehmigung zu versagen ist'. Damit ist also die örtliche Prüfung ganz und gar nicht unterbunden, es ist nur vorgeschrieben, wie diese Prüfung — auszufallen habe. Wem wird man denn einreden, daß ein solcher Erlaß anders als so wirken müsse? Wir leben doch in Preußen. Es kommt hinzu, daß der Erlaß die rechtliche Sachlage überhaupt auf den Kopf stellt. Das Oberverwaltungsgericht hat vor kurzem in einem bestimmten Falle entschieden, daß die Genehmigung von Versammlungen unter freiem Himmel und von Umzügen auf öffentlichen Straßen oder Plätzen nur dann versagt werden dürfe, wenn Gefahr für die öffentliche Sicherheit zu befürchten sei, daß aber dabei Ausführungen allgemeiner Natur keine Bedeutung hätten, sondern Tatsachen und Gründe lokaler Art vorliegen müßten, nach denen eine nahe Möglichkeit der Gefährdung der öffentlichen Sicherheit anzunehmen sei. Die Sache ist also ganz klar: Umzüge sind grundsätzlich erlaubt, die Verbote sind die Ausnahmen. Herr v. Moltke läßt aber einen Erlaß ergehen, der mit anderen Worten besagt: Umzüge sind grundsätzlich verboten, Genehmigungen sind Ausnahmen. Das ist eine vollständige Umkehrung der Rechtslage, zumal da der Minister die öffentliche Gefahr nicht aus lokalen Tatsachen deduziert und auch gar nicht deduzieren könnte, sondern aus allgemeinen Betrachtungen über die Natur der Sozialdemokratie, die für die Rechtsfrage keine Bedeutung haben, und zumal da die Sozialdemokratie, wenn sie schon eine Gefahr darstellte, doch jedenfalls keine nahe, sondern eine sehr entfernte Gefahr wäre. Und wie steht es mit dem Hagener Fall? Der Oberbürgermeister von Hagen hat keine Gefahr bemerkt, der Minister aber hat ihm vorgeschrieben, daß er eine zu bemerken habe. Kennt der Herr Minister in Berlin die Hagener Verhältnisse besser als der Oberbürgermeister, der in Hagen sitzt? Man ersieht auch daraus, welchen Wert die Regierung den örtlichen Tatsachen und Gründen beilegt, die das Gesetz erfordert. Mit juristischen Finessen kann man ja manches deichseln, aber die unbefangene Meinung

kann darüber nicht im Zweifel sein, daß der Erlaß des Ministers zum Vereinsgesetze im Widerspruch steht. Man mag über Maifeiern denken, wie man will, aber wenn etwas der Regel nach erlaubt ist, dann darf man es eben nicht der Regel nach verbieten."

Es ist nach alledem nicht mehr anzunehmen, daß Herr von Moltke es mit seinem Rücktritt noch sehr eilig hat. Die Angriffe, an denen es der sozialdemokratische Redner im preußischen Abgeordnetenhause nicht fehlen ließ, konnten ihm ja nur erwünscht sein. Angriffe von dieser Seite hat ein preußischer Minister, der Wert auf ein langes Amtsleben legt, so nötig wie das tägliche Brot. So hielt es denn auch Herr von Moltke zunächst für übrig, darauf zu erwidern. „Hatten ihm," fragt bissig der „Vorwärts", „die um Heydebrand verboten, einem Sozialdemokraten Rede und Antwort zu stehen? Erst als der konservative Junker v. Brandenstein die Regierung gerüffelt hatte, weil sie ausnahmsweise einmal das Reichsvereinsgesetz richtig angewandt und auch der Berliner Sozialdemokratie Versammlungen unter freiem Himmel gestattet hatte, hielt es Herr v. Moltke für angebracht, zu einer ‚Rede' auszuholen. Aber weit entfernt davon, sich gegen die Angriffe der Konservativen zur Wehr zu setzen, die der Regierung vorgeworfen hatte, sie paktiere mit der Sozialdemokratie und bereite den sozialdemokratischen Führern Triumphe, bettelte der Minister demütig und wehmütig bei Herrn v. Brandenstein um gut Wetter. Seine Räte hatten ihm eine Ausrede zurechtgestutzt, die er, so gut oder schlecht es ging, verlas, und die deutlich zeigt, daß Herr v. Moltke nichts ist als eine Puppe in der Hand der Reaktion. Er verteidigte seinen ungesetzlichen Erlaß mit einer Spitzfindigkeit, die einem Talmudisten alle Ehre gemacht hätte, aber er nahm seinen Ausführungen selbst jede Bedeutung dadurch, daß er sich als politischen Minister bezeichnete. Nicht der Wortlaut des Gesetzes, nicht die Absicht des Gesetzgebers sind für ihn maßgebend, sondern politische Gründe sind es, die ihn bei seinem Tun und Lassen beeinflussen. Aus politischen Gründen, d. h. weil die Junker es ihm befehlen, verbietet er allgemein die Aufzüge, wenn Sozialdemokraten sie veranstalten, aus politischen Gründen hält er sich für verpflichtet, einheitliche Grundsätze für die Abwehr der sozialdemokratischen Bestrebungen aufzustellen, unbekümmert darum, ob sie rechtlich zulässig sind oder nicht. Die Junker befehlen es und Herr v. Moltke tanzt gehorsam nach ihrer Pfeife.... Die Junker jubelten Beifall; sie gaben dem Minister zu verstehen, daß sie ihm seine Seitensprünge verzeihen, da sie nunmehr hoffen, daß er nie wieder über ihre Köpfe hinweg eine Anordnung treffen wird."

Die Heimkehr des verlorenen Sohnes! Nun braucht der Ärmste nicht mehr Treber zu essen: gar lieblich erduftet dem Reuigen auf bekränzter Schüssel der Festbraten, das frisch geschlachtete „rote Borstentier"....

Ich muß aufhören. Ich fühle, daß ich heute dem „Ernst der Situation" nicht gewachsen bin. Im Gegenteil, es überkommt mich eine unwiderstehliche wilde Lustigkeit, wenn ich so die immer wieder „neuesten, allerneuesten" Schlager preußischer Politik ausrufen höre. Es fällt verfl.... schwer dabei ernst zu bleiben. Und bloß „markieren" möchte man den „nötigen Ernst" doch auch nicht. Also —!





Zu den Meeren Gottes

Von neuer religiöser Lyrik

Von

Dr. Emil Hadina

Es geht eine Sage von der verlorenen Kirche. Im Walde tief, dem hellen Tag fern abgerückt, liegt sie gebettet in stille Einsamkeit. Kein Weg, der zu ihr führte, nur schweigende Wildnis, tief atmende Ewigkeit. Doch Begnadete hören den dumpfen Klang ihrer Glocken, eine Sehnsucht wird laut und lauter in ihrer Brust, vergessene Götter steigen auf mit segnenden Händen. Und die Geladenen suchen über Wirrnis und Wildung nach dem Heiligtum des Waldes, sie singen, und in ihre Lieder klingen die Glocken der verlorenen Kirche ...

Man sagte uns: Die Glocken, sie rufen nicht mehr. Man sagte uns: Die Lieder der Suchenden sind verstummt. In unsrer Zeit mit ihrem blendenden Licht. Was Nacht und Dunkel war, ist hell geworden; wo Heinzelmännchen und allerlei kleines Dämonengesindel ihr Wesen trieben, breitet die moderne Technik ihre leuchtenden Bahnen; Ahnen und Sehnen und seliges Glauben sind zum Kinderspielzeug geworden. Wo ist da noch Raum für die Rätsel der verlangenden Seele, für die Glockenklänge der verlorenen Kirche, für Psalmen und Sehnsuchtslieder der suchenden Waller?

Und doch ist Raum. Unsre Kunst, unsre Dichtung, unsre gesamte Ausdruckskultur schließt heute als bedeutsamen Faktor wieder das religiöse Moment in sich. Freilich: hier könnten Täuschungen mitlaufen. Vielleicht ist der darstellenden Kunst, vielleicht auch dem Drama und dem Roman am Religiösen mehr das Gefühlauslösende wertvoll; vielleicht klammern sie sich nur an ihre Probleme, um ihren dichterischen und künstlerischen Vermittlungswert auszuschöpfen; vielleicht besitzt der Dramatiker, der Christus zum Helden seines Werkes macht, der Autor eines Gottsucherromans in der e i g e n e n Seele gar kein heißes religiöses Sehnen. Kaum anzunehmen, aber möglich. Der v e r l ä ß l i c h s t e Gradmesser ist immer die L y r i k. Sie kennt keine verschlungenen Pfade, kein schweres Baugerüste,

keinen Umweg der Gefühle. Sie blüht frei und gradlinig aus der Seele des Dichters, und der sanfte Tau auf ihrem Blütenkelch sind still geweinte, echte Tränen.

Und auch sie kennt wieder religiöse Klänge, wir haben heute neue religiöse Lieder. Gott und Christus und all die stillen Wunder des Lebens sind neuerdings Werte der Dichtkunst. Und klingen sie bei den meisten Lyrikern nur mit, als Stimmen heiliger Stunden, neben einer überwiegenden Mehrzahl rein weltlicher Dichtungen; hatten wir also bisher wohl religiöse Gedichte, noch nicht große religiöse Dichter: so besitzen wir in Gustav Schüler den Mann, der es zu werden verspricht.

Schon zweimal ist Schüler mit Gedichtsammlungen auf den Plan getreten („Meine grüne Erde", Dresden 1904, Karl Reißner, und „Andacht und Freude", Schmargendorf 1904, Verlag Renaissance). Still und bescheiden, ohne viel Tamtam. Und doch mit starker Wirkung auf die, deren Ohr für echte Lyrik geschult ist. Natur, Heimat und Liebe waren der Inbegriff seiner Lieder. Dazu Gott. Das war das Neue, Zukunftversprechende. Hier klang das Schönste seiner Seele aus — das Schönste, das er damals besaß. Sein Gottsuchen oft stürmend, ertrotzend, der Verzweiflung nahe. Dann wieder selig-still, voll Kinderglück:

„Ich habe Gott gesucht und fand ihn nicht.
Ich schrie empor und bettelte ins Licht.
Da, wie ich weinend bin zurückgegangen,
Faßt's leise meine Schultern: ‚Ich bin hier.
Ich habe dich gesucht und bin bei dir.'
Und Gott ist mit mir heimgegangen"

Bisweilen glückt ihm schon eine schlichte Innigkeit, die an die schönsten Gaben eines Novalis, eines Matthias Claudius erinnert:

„Du brauchst ihn nicht zu nennen,
Wie's Kinderlippen tun;
Er ist, drum ist er namenlos:
Du legst dich still in seinen Schoß,
Er wird dich dennoch kennen,
Er heißt dich lächelnd ruhn —
Du brauchst ihn nicht zu nennen,
Wie's Kinderlippen tun.

Du brauchst ihm nicht zu danken,
Der Liebe dankt man nicht;
Man nimmt sie, wie man Sonne nimmt,
Man schwimmt auf ihrem Meer und schwimmt,
Man nimmt sie, wie die Ranken
Das goldne Morgenlicht —
Du brauchst ihm nicht zu danken,
Der Liebe dankt man nicht!"

Dann wieder leuchtet ein heitrer Sonnenglanz, eine feierliche Fröhlichkeit über den Versen, als wäre Paul Gerhardt neu unter die Sänger getreten. Der alte Gott selbst blickt lächelnd drein.

„O Atem erster Frühe,
O Strom der Sonnenglut,
Nun wache auf und glühe,
Nun brause, Lebensblut!
Die Wälder traumverhangen
Schaun groß ins neue Licht;
Die Felder stehn im Prangen,
Wie reich, sie wissen's nicht.

Mein Herz, auf, ihn zu grüßen,
Ein neuer Tag bricht an,
Leg ihm dein Werk zu Füßen,
Damit er's segnen kann.
Daß er mit seiner Gnade,
Daß er mit Glanz und Tau
Dich, meine Seele, bade
Wie dort die grüne Au."

Beide Gedichte hat Schüler nebst mehreren anderen in seine jüngste Liedersammlung übernommen („Auf den Strömen der Welt zu den Meeren Gottes", Leipzig 1908, Verlag Fritz Eckardt. Schülers seither erschienene „Balladen" liegen auf anderem Gebiete und sind für uns hier belanglos). Diese zeigt den Dichter um Hauptes länge gewachsen, seine Arme markiger, doch Aug' und Herz noch gleich glühend und gottesbange. Die Gedanken energischer zusammengefaßt, die Bildlichkeit im ganzen sinnlicher und einfacher, die Sprachgewalt zwingender, kühner. Das Register seiner Töne zeigt einen Reichtum, eine Abtönungsfülle, die kein lebender Lyriker umfassender besitzt. Von den leisen Hauchen einer anhebenden Sehnsucht bis zum wilden Schrei wahnsinnigen Verlangens, von Akkorden tiefster Gottesliebe bis zu zerfetzenden Disharmonien verzweifelnden Höhnens, von brünstiger Sinnenglut bis zur stillen Reinheit einer gotterretteten Seele. Oft ist er irrend, unklar, sich selbst widersprechend: aber immer suchend, ringend, gottesdurstig. Immer der große, ehrlich kämpfende Mensch, voll heißen Sehnens nach Klärung und Heiligung, voll tiefen Verlangens nach den Meeren Gottes.

In drei gewaltigen Akten baut sich sein lyrisches Drama auf. „Natur und Leben" nennt er den ersten. Zunächst ein paar Jahreszeitstimmungen. Mainacht und Junimittag, Frühling und sonniger Herbst mit wenig Zeilen angedeutet. Auch das Winterbild klingt freundlich aus:

„Die noch vom Mai ein süßes Sagen wissen,
Das sind die Seligen: denn ihr Sterben lebt."

Und in dieser Natur er selbst, der Bauernsohn, mit seiner treuen Heimatliebe und seinem Väterstolz:

„Mein Stamm sind Bauern, steifgenackte Schar,
Durch weite, breite Zeitenfluchten hin."

Sie wissen ein stolzes Lied zu singen:

„Unser die Erde. Wir bauen das Feld.
Wir sind uns eigene Herrn."

Vater und Vaterhaus, das Hüttendörfchen und der Heimatfluß, Heimatglück und ewig verlorenes Heim kehren öfters wieder. Doch die Welt ist weiter und das Leben reicher. Einige Bilder führen in andere Zeit und fernes Land. Dabei spielt Freude am Sinnentollen, Grausamen, Gräßlichen mit. Schon manche Worte von Liebe, der Liebe, die unfrei und unglücklich macht. Und schon vereinzelte Klänge der Gottessehnsucht, des Sternenglaubens.

Der Liebe ist der zweite Teil der Sammlung eingeräumt. Einige Mädchenlieder mit viel Anklängen ans Volkslied; meist Klagen der Verlassenen. Sonst ist der Sprechende immer der Dichter, der von seiner Liebe beichtet. Er preist in prunkender Sprache die Schönheit der Geliebten: ihre dunklen Augen sind wie ein Psalm, den ein Erlöster singt; ihre Schönheit ist das Purpurkleid für seine Seele, ihre Lieblichkeit das grüne Eiland, drauf sein Leben weidet; ihr Glanz der Palast, um den sein Schatten schweift. Sie ist so schön wie eine fremde Stadt mit lockend lichten Türmen. Sie ist Nachtigallensang, hinausgejauchzt und jählings festgebannt. Und er wirbt um sie im Wachen und im Träumen. Er besitzt sie, be-

sitzt ihre glühenden Glieder und taumelt vor Lust. Er geht von ihr, sie läßt ihn. Der Abschied in verschiedenen Möglichkeiten durchgekostet: sie wurden zwei, einer fremd dem andern; es kam eine Zweite; er hat sie fortgewiesen in Herrscherlaune; der Tod hat sie genommen. Die Liebe war ihm zur Fessel geworden. Höheres, Ewiges ist sein Sehnen. Durch allen Sinnenrausch stöhnte er nach Befreiung:

„In jeden Faden schling' ich ein Gebet,
Daß Gott mich gnädig von dir heilen wolle."

Zu vollerem Leben sollte ihn die Liebe kräftigen, zu freierem Lichtflug:

„Begnade mich, daß ich die Schönheit sehe
Und ihre Wunder voller fassen kann:
Auf Erden Erde, in den Lüften Glanz,
Im Licht das Licht und doch der Mücken Tanz,
Im Meer das Meer, wo leichte Wolken gehn,
Die Sonnenglut mit Rosenprunk umspann.

Mach du mich groß, daß ich in Liebeskraft
Die Liebe lebe, die die Welt umspannt,
Daß ich den Staub umgolde, daß er glüht,
Und jedes Herz entzünde, daß es blüht,
Bis sich aus Sehnsuchtsnöten mächtig schafft
Das neue, heilige, erlöste Land!"

Dies heilige, erlöste Land ist auch die Sehnsucht des dritten Teils, den er „Gott" nennt. „All unsre Zeit ist ein Geschrei nach Gott." So setzt es machtvoll ein.

„Die Menschheit fiebert, Geister glühn empor,
Mit Schwung getränkt, mit Kräften, stürmisch großen.
Schon stehn sie hin bis an der Himmel Tor,
Mit Lustgeschrei die Pforten einzustoßen."

So stürmend, trotzend, fast fordernd spricht er oft zu Gott. Nächtelang ringt er mit ihm.

„Beinahe die halbe schneevergrabene Nacht
Hab' ich an meinem Fenster verbracht.
Ich habe in der starrenden Wacht
An dich gedacht:
Gott!
Gott! Das Wort knirscht schrill wie Kies,
In den man rostige Spaten stieß."

Doch nicht immer tönt die Sturmharfe. Auch in weichen, still-innigen Weisen fleht er zu Gott.

„Der du auf den dunkeln Wegen
Deine Kinder traulich leitest,
Der du deinen Brudersegen
Hehr und herrlich auf mich breitest:

Hilf mir von des Staubes Stiegen
Auf den Lichtweg, wo du wohnest,
Wo die Sonnenzelte liegen,
Da du Sehnsucht herrlich lohnest."

Und wie ein Mystiker verlangt er nach den Balsamwellen der Gottesnähe und will die heiligen, hellen Gottesaugen in sich fühlen.

Es gibt Stunden, da er verzagt. Da er stumpf, wie gebrochen ins Schwarze schaut. Da er die Faust hebt gegen den großen Peiniger. Doch er ringt sich weiter und läßt Gott nicht. Und findet Stunden beglückendster Gottesnähe.

„So bin ich an dich gebunden.
Innig wachsend rinnen Wellen
Mir aus deinen Händen her.

Ach, wie füllen sich die Stunden,
Meines Wesens Ströme quellen
Ruhig in dein großes Meer."

Und der ihn zu Gott zu geleiten weiß, der beste Führer zum Vater ist Jesus. Sein „Bruder" Jesus, sein „Hirte" Jesus, dem er mit der Liebesglut des Mystikers ergeben ist.

„Laß mich deine Hand berühren,
Daß ich gehe, wo du gehst;
Du sollst mich nach Hause führen,
Bis vor Vaters Tür du stehst.
Bis du sagst mit guten Worten:
‚Schau des Vaterhauses Pforten!'

Laß mich deine Hände fassen
Und dann eilen, geisterstill,
Weil ich aus den trüben Gassen
Heute noch nach Hause will. —
Eh' der Tag hinabgeglommen,
Sind wir schon nach Haus gekommen."

Noch vor wenig Jahren las ich die Klage, daß das Bibelwort: „Singet dem Herrn neue Lieder" heute verhallt scheine. Hier sind sie. Lieder des modernen Menschen, der zum alten Gott spricht. Wir haben neue Lieder, wir haben neue Sänger. Noch klingen selig-bang die Glocken der verlorenen Kirche, noch sind Begnadete, die ihre Sprache verstehen und ihr Sehnen in Liedern neu erklingen lassen. Und in den Herzen aller klingt es ergreifend mit, das Heilige hebt sich langsam aus den Gründen der Seele und von den Meeren Gottes kommt es wie segnendes Leuchten.



Ferdinand Freiligrath

Zu seinem 100. Geburtstage am 17. Juni 1910

Der Name Freiligrath lebt in jedem Gebildeten fort als eine Reminiszenz aus den Schultagen. In stillem Behagen wird jeder zurückdenken an die Stunden, in denen er vor andächtig lauschenden Klassenkameraden den „Löwenritt" oder „Die Trompete von Gravelotte" mit flammendem Pathos zum Vortrag brachte. Und wenn er seinem Gefühl Rechenschaft ablegen wollte, so würde er auch die Erklärung finden für die Frage, warum gerade diesen beiden Gedichten seine Vorliebe galt. Es glüht in ihnen, obgleich mehr als drei Jahrzehnte zwischen ihrer Entstehung liegen — ein und dasselbe Feuer: die Flamme sprühender Begeisterung, die das leicht entzündbare Gemüt der heranwachsenden Jugend immer in lohenden Brand tauchen wird und die auch dem reifen Menschen stets warm das Herz durchflutet.

Aus zwei verschiedenen Lebensabschnitten stammen beide Gedichte: aus der Sommerzeit der Jugend und aus den Tagen des heranbrechenden Alters. Ja, es ist merkwürdig, daß die wenigen Gedichte Freiligraths, die heute noch unter dem Volke weiterleben, alle in diesen beiden Altersstufen entstanden sind. Von dem reifen Manne ist nichts übriggeblieben, was eine Existenzdauer bis in unsere Zeit behauptet hätte. Trotzdem stand der Dichter Freiligrath in den

Mannesjahren auf seiner höchsten Stufe, und wenn wir jetzt zu seinem hundertsten Geburtstage den Kranz um seine tote Stirn winden wollen, so dürfen die Gedenkworte nicht etwa dem Dichter des „Löwenritts“ gelten, sondern dem Manne, der sein Talent kühn in den Dienst des im Bureaukratenjoche schmachtenden Volkes stellte, dem Sänger der Freiheit.

Das Schaffen eines Dichters läßt sich nicht, wie das oft üblich ist, in einzelne, scharf begrenzte Perioden einteilen; am wenigsten das Schaffen Freiligraths, das eine ununterbrochene Entwickelungsreihe darstellt und in jeder Phase eng mit den Einflüssen des Lebens zusammenhängt. So ist Freiligrath schon in seinen ersten dichterischen Versuchen, der Wüsten- und Löwenpoesie, wie er selbst eingesteht, ein durchaus revolutionärer Dichter: „es war die allerentschiedenste Opposition gegen die zahme Dichtung wie gegen die zahme Sozietät“ (Brief an Brockhaus vom 9. Juli 1852). Dieses „Revolutionäre“ tritt in Freiligraths Jugenddichtung in zwei Erscheinungen zutage: erstens in der Auffassung der Poesie als einer Welt des Anschaulichen und zweitens in der bunten Farbengebung der Bilder und Kühnheit der Stoffwahl. Nicht das innere Erlebnis gab ihm den Anlaß zu dichterischer Gestaltung, sondern irgendein phantastisch geschautes Bild oder irgendeine Begebenheit, in die er dann seine jeweilige Stimmung übertrug. Sein eigenes Ich hielt er so viel als möglich von dem Stoff fern. Darum fand er auch Brentanos lebhaften Beifall, der ja den Standpunkt vertrat, daß es unstatthaft sei, mit seinen eigenen Schmerzen zu „krebsen“, und es treulos, eitel und buhlerisch schalt, wenn ein Dichter seine eigenen Erlebnisse vor der Welt prostituiere. Dieses alles gibt uns das Recht, Freiligrath einen malerisch empfindenden Dichter zu nennen. Mit seinem scharfen kritischen Blick hat er diese seine Eigenart selbst erkannt und in einem Briefe an August Schnezler sich darüber geäußert: „Ich bin mehr Maler als Dichter, schildere in meinen Liedern mehr, als daß ich Gefühl und Reflexion entwickeln und erwecken sollte, und eben darum werde ich immer wenigstens einseitig bleiben.“ Das Malerische in Freiligraths Jugendgedichten wird auch noch durch das Schwelgen in üppigen Farben besonders hervorgehoben. Er häuft förmlich die Farben zusammen und sucht dabei immer möglichst grelle Kontraste zu gewinnen.

> Im gelben Sandmeer glänzt ihr Rasen,
> Gleichwie inmitten von Topasen
> Ein grüner, funkelnder Smaragd.

oder:

> Sieh, auf dem glatten Wasserspiegel ruht
> Die untergehende Sonne rot wie Blut:
> So lag das Haupt des Täufers in der Schale.

In dieser blendenden Farbengebung erinnern Freiligraths Gedichte sehr an die Bilder von Gallait und Bièfve, die ja auch jener Zeit angehören. Aber auch an Rubens gemahnen häufig die kühnen, aus dem Orient geschöpften Stoffe, die breite üppige Ausmalung, das Versenken in eine farbenduftige Blumenromantik und der zuweilen erklingende mittelalterliche Schlachtenlärm. Es wäre wohl der Mühe wert, nachzuprüfen, ob Freiligrath bei seinem Aufenthalt in Holland nicht direkt Anregungen von den Gemälden des großen Meisters empfangen hat.

Alle diese Momente zusammengenommen bewirkten jenen großen Erfolg, den Freiligraths erste Gedichtsamlmung im Jahre 1838 erntete. Wohl tönte auch hier und da ein abfälliges Urteil. Der scharfsinnige Heine hatte sofort in Freiligrath einen Antipoden erkannt und seine Gedichte als „Janitscharenmusik“ verurteilt. Aber der größte Teil der Lober war doch auf des Dichters Seite, und Gutzkow pries ihn sogar als den „deutschen Victor Hugo“.

Am meisten kritisch hat gewiß der Dichter selbst seinem Jugendschaffen gegenübergestanden. Dafür sprechen die Verse, mit denen er von seiner Löwen- und Wüstenpoesie entschlossen Abschied nimmt:

> „Zum Teufel die Kamele,
> Zum Teufel auch die Leun!
> Es rauscht durch meine Seele
> Der alte deutsche Rhein!
>
> Es rauscht mir um die Stirne
> Mit Wein- und Eichenlaub;
> Er wäscht mir aus dem Hirne
> Verjährten Wüstenstaub.“

Und in dem Gedicht „Freistuhl zu Dortmund“ faßt er ernstlich die Absicht:

„Ans Herz der Heimat wirft sich der Poet,
Ein anderer und doch derselbe.“

In der Heimat sah es aber damals schon traurig aus. Die Wolken, die das Gewitter von 1848 heraufbeschworen, begannen sich immer drohender über dem deutschen Lande zusammenzuziehen. Bis dahin hatte Freiligrath wenig von dem Pulsschlag seines Volkes vernommen. Er war in stiller Abgeschiedenheit unter streng bürgerlichen Verhältnissen aufgewachsen, und als sein Auge aufmerksam zu werden begann für das ihn umgebende grollende Leben, da zog er in die Fremde, nach Holland. Der Bildungsdrang seiner Jugend richtete sich mehr auf das Fernliegende, und darum wählte er sich Bücher, die ihm dieses Fremde, Exotische, näher brachten. Der ungeheure Reichtum an geographischen, naturgeschichtlichen, ethnographischen Namen in seinen Gedichten ist nur auf diese große Belesenheit zurückzuführen. Kurzum, durch sein Leben und Dichten ging ein kosmopolitischer Zug. Erst als er 1832 nach Deutschland wieder zurückkehrte und in Barmen, dann später am Rhein mit auserlesenen Männern der Nation, wie Immermann, Simrock, Kinkel, Auerbach, Geibel, Levin Schücking und vielen anderen in freundschaftliches Verhältnis trat, erwachte in ihm das deutsche Herz. Und im Grunde genommen war er ein begeisterter Patriot. Das hat er mit seiner Revolutionslyrik, aus der die Verzweiflung über sein geknechtetes Deutschland in herzzerreißenden Tönen spricht, das hat er ferner 1870 mit seinen Jubelliedern bewiesen. „Daß ich mit jeder Faser meines Herzens deutsch bin“, schreibt er während des großen Krieges, „und mich in aller Sorge stolz und gehoben fühle durch das einige, einheitliche Vorgehen Deutschlands, brauche ich dir nicht zu sagen.“ — Man kann Freiligraths Teilnahme an der Bedrängnis des Volkes nur dann recht verstehen, wenn man die Gedichte aus dem Ende der dreißiger und Anfang der vierziger Jahre liest, die er 1849 in der Sammlung „Zwischen den Garben“ herausgegeben hat. Wer aufmerksam auf den Ton dieser Gedichte hinlauscht, der wird schon den verhaltenen politischen Groll in der Seele des Dichters vernehmen. Noch redet er keine offene Sprache, aber durch die Blume macht er bereits seinem Gefühl Luft.

„Der Rhein, den noch neuerlich Heine
Den Brutus der Flüsse genannt,
Der Rhein — nun ihr wißt, was ich meine!
Hoch Brutus und rheinisches Land!“

Es ist ein Beweis dafür, wie lange Freiligrath sich gescheut hat, ein politischer Dichter im wahren Sinne des Wortes zu sein. Noch 1841 vertritt er den Standpunkt, daß die politische Poesie, insofern sie eine diplomatische ist, nichts tauge und „von der patriotisch-politischen wohl zu distinguieren“ sei. „Die Poesie soll sich eben an das Ewige, Bleibende halten und nicht immer mit dem verfluchten Dreck und Schund unsres kläglichen, miserablen Menschen und Staatslebens zu schaffen haben“. Und an Levin Schücking schreibt er bald darauf: „Ich bin, hol' mich der Teufel, weder servil noch retrograd (jeder echte Dichter ist von selbst ein Mann des Fortschritts), aber eh' ich zugebe, daß das ewig heitere Reich der Poesie fortan nur ein Streitplatz für wüstes Parteigeschrei und politische Debatten sein soll, lass' ich mich lieber in Stücke hauen.“ Freiligrath stellte sich also in direkten Gegensatz zu Herwegh, der diese Art der Poesie pflegte und das Banner der radikalen Partei hochhielt. Daraus folgte dann eine polemische Reiberei, in der Freiligrath und Geibel von Herwegh im „Duett der Pensionierten“ angepöbelt wurden. Herwegh hatte ausgerufen:

„Partei! Partei! Wer sollte sie nicht nehmen,
Die noch die Mutter aller Siege war!
Wie mag ein Dichter solch ein Wort verfemen,
Ein Wort, das alles Herrliche gebar?“

Das war die Antwort gewesen auf Freiligraths Gedicht „Aus Spanien“, in dem er die Parole ausgab:

„Der Dichter steht auf einer höhern Warte,
Als auf den Zinnen der Partei.“

Jeder Parteigeist war also Freiligrath zuwider. Darum ist auch die häufig diskutierte und von der Sozialdemokratie energisch verfochtene Frage, der Dichter sei einer ihrer Vorkämpfer gewesen, vollständig haltlos. Wie sehr fern er einem solchen Bestreben stand, das geht deutlich hervor aus einem Briefe an Levin Schücking, in dem er „Herweghs Jungenhaftigkeit" scharf verurteilt: „Diese Buben gebärden sich, als ob sie allein das Heil uns bringen könnten, und tragen nur dazu bei, daß wir ein doppelt Schloß ans Maul kriegen. Dabei ihr kavalieres Losdreschen aufs Christentum, ihr frivoles Kokettieren mit Sozialismus und Kommunismus, ihre Impietät gegen alles Ältere usw. — Difficile est, satyram non scribere." Außerdem spricht ja auch seine patriotische Gesinnung dafür, daß er der Sozialdemokratie nicht zugetan sein konnte. Freilich für das unterdrückte, in seinen Rechten geschmälerte Volk ist er stets mannhaft eingetreten; und er hat auch in seiner ironischer Anspielung auf Schillers Losungswort

„Drum soll der Sänger mit dem König gehen",

die scharfe Antwort gegeben:

„Guten Morgen denn! — Frei werd' ich stehen
Für das Volk und mit ihm in der Zeit!
Mit dem Volke soll der Dichter gehen —
Also les' ich meinen Schiller heut'!"

Auch für das soziale Elend der untersten Schichten hat er ergreifende Worte gefunden, und wie in seinen patriotischen Altersgedichten manche Vorklänge zu Liliencrons Kriegslyrik erklingen, so lassen einige aus den „Neueren politischen und sozialen Gedichten", das „Lied vom Hemde", die „Armenhausuhr", das „Lied des Proletariers" bereits den Beginn einer neuen lyrischen Gattung, der Armeleutepoesie, vorahnen. Der Wirklichkeitssinn, der Freiligrath in seinen Jugendtagen so fremd gewesen war, hat sich bei zunehmendem Alter immer stärker entfaltet und schließlich sogar fast einen naturalistischen Dichter aus ihm gemacht.

Freiligrath ließ seine Freiheitslieder erschallen, als er sah, daß der geeignete Moment gekommen war, als es galt, nicht mehr für eine Partei, sondern für das gesamte Volk das Wort zu ergreifen. Bis zum letzten Augenblicke hatte er noch gehofft, daß sich alles zum besten wenden würde. So sehr baute er auf Friedrich Wilhelm IV. Die Hoffnung erfüllte sich jedoch nicht, und nun hielt ihn auch nichts mehr zurück. Auf das Gnadengeld, das ihm der König ausgesetzt hatte, leistete er Verzicht. So warf er endgültig den Fehdehandschuh hin. Bis in die entferntesten Winkel des Reiches drang sein Ruf „Deutschland ist Hamlet". Bis in die entferntesten Winkel verbreitete sich sein „Glaubensbekenntnis", das der Welt zum erstenmal seine politische Gesinnung verkündete. Wie tiefen Widerhall im Gemüt eines jeden freiheitlich denkenden Deutschen müssen damals seine Verse geweckt haben, aus denen es jauchzend klang:

„Das ist die rechte Feldmusik,
Geht ein Poet der Welt zu Leibe;
Am eignen Herd ein mutig Stück,
Gespielt von seinem lieben Weibe!
Füllt kühnes Klingen ihm das Haus,
Dann singt er doppelt freud'gen Schalles:
Deutschland und Freiheit über alles."

Im „Glaubensbekenntnis" hatte er noch einen gemäßigten Ton angeschlagen. Als er aber in die freiwillige Verbannung gezogen war, da wurde sein Ton schärfer. Sein Pegasus verwandelte sich in ein Schlachtroß, wie Ernst Ziel in seiner Charakteristik Freiligraths treffend sagt. Vorher hatte er noch den alten Fritz im Himmel über seinen schwächlichen Nachkommen wettern und schimpfen lassen, jetzt steigt die zürnende Nemesis in Gestalt der Revolution hernieder, und Freiligrath schreit die Losung hinaus:

„Die Republik, die Republik!
Wohlan denn, Rhein und Elbe!
Donau, wohlan — die Republik!
Die Stirnen hoch, hoch das Genick!

Eu'r Feldgeschrei dasselbe:
Die Republik, die Republik!
Vive la République!"

Und wie sonderbar das Schicksal spielt! Fast zwei Jahrzehnte später, die der Dichter unter Entbehrungen und arbeitsschweren Stunden fern in der Verbannung zugebracht, kehrt er in die Heimat zurück, gefeiert und geehrt. Seine Vaterstadt prangt im Blumenschmuck ihm zu Ehren, und überall, wo er erscheint, jubeln ihm die Herzen entgegen. Fürwahr ein würdiges Dichterlos: nach lebenslangem Kampfe ein herrlicher Sieg.

Ja, überblickt man das Leben Freiligraths, so wird man staunen über seine Fülle und Vielgestaltigkeit. Es scheint, als ob sein ganzes Leben ein einziges langes Wandern gewesen wäre. Aber nicht eine Wandersucht, wie sie den armen Lenau durch die Welt gejagt hat, trieb Freiligrath ruhelos von Ort zu Ort, sondern eine innere Schicksalsmacht. Er selbst hätte am liebsten wohl schon früh ein ständiges Heim erobert, denn er war im Grunde seines Wesens doch eine zur Behaglichkeit neigende Natur; allein die Notwendigkeit des Erwerbes gönnte ihm keine Rast, wenn er sich ungestört seinem Dichten widmen wollte. Und immer wieder hat er dann in solchen Fällen an dem Kaufmannsberufe, zu dem er von Kindesbeinen bestimmt war, einen Retter in der Not gefunden. Immer wieder jedoch lenkte ihn die Muse fort von dem innerlichst gehaßten „Geschäft" zu dichterischer Betätigung. Wenn er dann auch nicht aus dem eigenen Quell seiner Phantasie schöpfte, so suchte er wenigstens die Dichter fremder Nationen uns nahezubringen. In dieser Hinsicht ist er einer der bedeutendsten Vermittler ausländischer Poesie geworden. Die Gedichte eines Victor Hugo, Alfred de Musset, Lamartine, Burns, Longfellow, die er teilweise verdeutscht hat, sind Meisterwerke der Übersetzerkunst.

So schwankte Freiligraths Leben zwischen Abneigungen und Neigungen beständig hin und her.

„Tagelöhner und Poet
Eine beider Würden Kränze."

So hat er selbst gesungen. Kein Wunder, daß er unter diesen Umständen bei seiner leidenschaftlichen Natur ein starker Stimmungsmensch war, ja, daß er zuweilen sogar an hypochondrischen Anfällen litt. „Mein Leben wird nie ein harmonisches, in sich gerundetes werden", klagt er einmal seinem Freunde Schücking. Aber trotzdem hat er jedem Ungemach stets getrotzt und nie den Mut völlig verloren. Sein Humor und sein Freundschaftsgefühl halfen ihm das Leidvolle seines Lebens ertragen. Es haben wohl selten einen Dichter so viele Freunde umstanden wie Freiligrath; die Besten seiner Zeit haben sich um seinen Tisch geschart. Und als es an der Zeit war, dem alternden Dichter die letzten Tage zu Ruhetagen zu gestalten, haben sie nicht gezögert, mit tätigem Wort das Volk an seine Dankespflicht zu erinnern. Der ungeheure Erfolg, den Rittershaus' Aufruf in der „Gartenlaube" hatte — er brachte Freiligrath ein Nationalgeschenk von 58631 Talern —, zeigte, wie tief im Volke die Liebe zu seinem Dichter wurzelte. Dürfen wir eines solchen Mannes, den seine Zeit so warm ins Herz geschlossen, jetzt, nach hundert Jahren seiner Geburt, nicht von neuem in Ehren gedenken? — Gewiß, wenn sein Werk uns auch heute zum größten Teile fremd geworden ist, so sollen wir doch nicht vergessen, daß eine ernste Epoche des deutschen Volkes in seinem Schaffen lauten Widerhall gefunden hat; und in diesem Sinne seien wir eingedenk der Verse, die Freiligrath zum Vorwort seiner eigenen Gedichtsammlung gewählt hat:

„Mög' euch das Werk behagen:
Es half in diesen Tagen
Den Kummer mir ertragen
Um das zertretne Vaterland."

Dr. Valerian Tornius



Johann Gottfried Seume

Zu seinem 100. Todestage 13. Juni 1910

Johann Gottfried Seume wurde am 29. Januar 1763 zu Posema im Kreise Weißenfels als der Sohn eines wohlhabenden Landwirts geboren. Nach einer harten Jugend bezog er die Universität Leipzig, um hier Theologie zu studieren. Religiöse Zweifel bewogen ihn, dem Studium zu entsagen und in die Welt zu gehen. Als ein Opfer des berüchtigten Menschenschacherers Friedrich II. von Hessen-Kassel wurde er an die Engländer verkauft, in deren Sold er an dem nordamerikanischen Freiheitskriege teilnahm. Hierauf kam er in preußische Dienste, denen er sich im Jahre 1787 durch eine List entzog. Jetzt nahm er in Leipzig seine Studien wieder auf. Im Jahre 1792 trat er ins russische Heer ein. Er erhielt eine Offiziersstelle bei den Grenadieren. Als Adjutant des Generals Igelström machte er den blutigen Aufstand der Polen im Jahre 1794 mit. 1796 kehrte er wieder nach Leipzig zurück. Seinen Unterhalt erwarb er durch Stundengeben und schriftstellerische Arbeiten. Von Leipzig aus unternahm er im Jahre 1802 seine bekannte Fußreise durch Österreich, Italien, die Schweiz und Frankreich. Am 13. Juni 1810 starb er auf einer Badereise in Teplitz.

Seume ist ein Schriftsteller, dessen Bedeutung lediglich in seinem Charakter liegt. Er war ein grundehrlicher Mensch von rauhem Wesen und stolzem Unabhängigkeitsgefühl. Ein geschworener Feind aller Heuchelei sagte er in unerschütterlicher Wahrheitsliebe, was er über Menschen und Dinge dachte. Schon als Knabe bestand er hartnäckig auf dem, was er als recht erkannt hatte. Weder Drohungen noch Strafen konnten ihn bewegen, die Wahrheit zu verleugnen. Seine Überzeugung vertrat er gegen jeden. Als er seinen orthodoxen Glauben wanken fühlte, gab er das Studium der Theologie auf. Er wollte lieber einer unsichern Zukunft entgegengehen, als eine sichere, aber innerlich unwahre Existenz gründen.

Diese Wahrheitsliebe, die den Grundzug seines Wesens bildet, spiegelt sich auch in seinen Werken wider und verleiht ihnen einen eigenen Reiz. Er ist kein Dichter. Härten und Rauheiten, Ecken und Kanten sind für seine Lyrik wie für sein ganzes Wesen bezeichnend. Die meisten seiner Gedichte sind ohne Plan und deshalb zu lang, wodurch sie ermüdend wirken. Sie haben oft einen harten Fluß des Verses und etwas Rauhes, beinahe Rohes im Ausdruck. Aber es ist doch eine Fülle von starken und originellen Gedanken darin. Und was er singt, so hart es auch klingen mag, ist wahr. Ebenso weist sein Drama „Miltiades“, das einzige, das er geschrieben, große Mängel in der Anlage und auch in der Ausführung auf.

Seume ist eben kein Dichter, sondern vor allem Schriftsteller. Als solcher hat er Tüchtiges geleistet. Neben einigen kleineren Schriften über russische Verhältnisse haben vor allem seine beiden Reisebeschreibungen, „Spaziergang nach Syrakus“ und „Mein Sommer 1805“, und dann seine Abhandlungen über die politischen Verhältnisse der damaligen Zeit seinen Namen begründet. Im „Spaziergang“ beschreibt er seine schon oben erwähnte Fußwanderung durch Italien. Er entwirft begeisterte Schilderungen der Schönheiten des Landes. Voll Entzücken beschreibt er die üppige Pracht kampanischer Fluren, den Genuß, den ihm die Besteigungen des Ätna und des Vesuv bereitet haben, den Eindruck, den die ewige Stadt auf ihn gemacht. Vom Gotthard gibt er folgendes Bild: „Kornfelder wogen um seine Füße, Herden weiden um seine Knie, Wälder umgürten seine Lenden, wo das Wild durch die Schluchten stürzt, Ungewitter donnern um seine Schultern, von denen die Flüsse nach allen Meeren herabstürmen, und das Haupt des Adula schwimmt in Sonnenstrahlen.“ Offnen Blickes beurteilt er Land und Leute, bald rühmenden Lobes, bald scharfen Tadels voll. Das große Elend der Bevölkerung erregt sein Mitleid. Voller Entrüstung macht er den Staat und die Geistlichkeit für die vielen Mißstände im öffentlichen Leben verantwortlich. Über Rom fällt er das harte Urteil: „Rom ist oft die Kloake der Menschheit gewesen, aber nie mehr als jetzt. Es ist keine Ordnung, keine Justiz,

keine Polizei, auf dem Lande noch weniger als in der Stadt." In „Mein Sommer 1805" schildert er die russischen Verhältnisse. Der freiheitliebende Mann ist empört über die Unterdrückung und Entrechtung, die er hier fast überall findet.

Die letzten Jahre seines Lebens waren ausschließlich politischer Tätigkeit gewidmet. Auf jede Weise suchte er in dem deutschen Volke nationales Empfinden zu erwecken. Unerschrocken deckte er die Schäden auf. So kühn und grimmig war seine Sprache, daß er für sein Tagebuch, „Apokryphen" genannt, und für die Vorrede zu einer Untersuchung schwieriger Stellen des Plutarch keinen Verleger finden konnte. Die Grundwurzel alles Übels sah er in den Privilegien. Er verlangte die Beseitigung der Fronen und gleiche Pflichten und Rechte für Bauer und Edelmann, damit endlich der so nötige Gemeingeist in dem Volke wach werde. „Durch Tötung der Privilegien würde ein vernünftiges bürgerliches Recht entstehen, und dieses würde die Grundlage zu einem besseren allgemeinen Staatsrechte werden."

Die Zerrissenheit und Uneinigkeit der deutschen Stämme, das Verhalten der deutschen Fürsten tadelte er auf das schärfste. „Die Feinde sind nur stark", sagt er an einer Stelle, „durch unsere physische und moralische Schwäche, die unsere Schuld ist. Überall ist unter dem Volke schmutzige Selbstsucht. Unter unsern Fürsten herrscht Mißtrauen. Einer freut sich über das Unglück des andern, wird ohnmächtig durch Trennung, greift unüberlegt nach jedem kleinlichen Vorteil des Moments und bringt sich und die Nation an den Rand des Verderbens." Ein anderes Mal heißt es: „Ein Deutscher muß jetzt fast nur in dem Andenken an seine Nation leben. Hier ist ein Österreicher, dort ein Sachse, dort ein Bayer, hier ein Hesse und so weiter bis zur Legion der kleinen Fürstenkinder, aber nirgends ein Deutscher."

Schonungslos hielt er Gericht über die Armeen und ihre Führer. Einige Tage vor der Schlacht bei Jena schrieb er die Worte: „Knaben stehen dort, wo Männer stehen müßten." Als die Schlacht geschlagen war, klagte er: „Was das Volk mit einem tüchtigen und kräftigen Feldherrn vermag, haben schon unsere Feinde ausreichend bewiesen, was dagegen Feldherrn und ihr törichter Ehrgeiz ohne das Volk, ist durch unsern Untergang veranschaulicht worden." Bei einer anderen Gelegenheit bemerkte er voll ingrimmigen Schmerzes: „Seit Friedrich II. gibt es nur wenige Männer, die mit Ehren in das Buch der Geschichte eingetragen werden können."

„Eins sei das Volk, eins die Oberherrschaft, eins die Staatsgewalt, eins die Autorität und Majestät des Vaterlandes", war seine Forderung. Davon erwartete er alles. Prophetisch sprach er die Worte: „Sobald wir Deutschen eine Nation sind, sind wir die erste."

Hundert Jahre sind seit seinem Todestage verflossen. Seine Voraussagung ist in Erfüllung gegangen. Wir sind eine Nation geworden. Ob wir auch schon die erste geworden sind?! Dankbar gedenken wir jetzt des Ahnen, der in schwerer Zeit sonder Furcht und Zagen seinen Weckruf erschallen ließ. Sein Wunsch war, nach seinem Tode noch einige Zeit in deutschen Herzen fortleben zu können. Mögen diese Zeilen dazu beigetragen haben, dem einsamen Wanderer Freunde zu gewinnen. Denn er ist ihrer wert.

Willy Braubach



Zwei Tote

Der Aufsatz „Laboremus" (Türmer-Maiheft), in dem Alfred Wien das Leitmotiv des dichterischen Schaffens Björnsons zu lebensfröhlichem Klingen brachte, ist zur Totenklage geworden: der nordische Recke, der seit Monaten gegen den Tod rang, ist dem übermächtigen Gegner am 26. April erlegen. Inzwischen hat das norwegische Volk den Dichter wie einen König begraben, und die ganze Welt hat mit den Kranzspenden ihrer Huldigung sein Grab geschmückt.

Da der erwähnte Aufsatz sicher ausspricht, was uns Deutschen in Björnsons künstlerischem Schaffen am wertvollsten ist, erübrigt es sich, hier nochmals darauf einzugehen. Gern aber geben wir einigen Abschnitten der mehr literargeschichtlichen Würdigung Raum, die der führende norwegische Kritiker Karl Naerup, der von der Familie auch mit der Gesamtausgabe der Werke Björnsons betraut worden ist, in der Frankfurter Zeitung veröffentlicht hat.

„Seit der Zeit, da Björnson — am Beginn der fünfziger Jahre des vorigen Jahrhunderts — als junger Student seine kritischen Artikel im ‚Morgenblad' schrieb, bis zu der Stunde, da er noch auf dem Sterbebett einen letzten Artikel über unseren ewigen Sprachenkampf auszuarbeiten begann, — in all dieser Zeit ist dieser Mann und dieser Name auch nicht einen Augenblick aus dem Bewußtsein des norwegischen Volkes getreten. Er war für sein Land der Lehrer und Erzieher großen Stils. Er war sein immer wachendes Gewissen, der Verkünder neuer Werte und der Verteidiger der alten.... Redner, Denker, Agitator, Parteigründer und Parteiführer ebensosehr wie Dichter. Kaum in einem anderen Lande hat eine einzelne Persönlichkeit eine so alles andere verdunkelnde und überragende Rolle gespielt. — — —

Am 8. August 1857 brachte Illustreret Folkeblad das Schlußkapitel von ‚Synnöve Solbakken', und einen Monat später erschien diese Erzählung als Buch. Mit dieser feinen, keuschen und seelenvollen Bauernnovelle trat Björnson in die Literatur. Nun, ganz Idyll und Unschuld war dieses Werk nicht, aber einen friedlicheren oder anmutigeren Beginn eines mächtigen dichterischen Schaffens kann man kaum finden. Und das Norwegen, das in dieser Jugenddichtung voll klassischer Schönheit und Vollkommenheit vor uns aufsteigt, liegt da als das Land der Märchen hinter den grauen Bergen — in des Winters Weiße und in des Sommers Leuchten, in Sonntagsstille, im Morgentau, ein Arkadien des jungen Tages, weit fort und hoch über der dem Alltag verfallenen Welt.

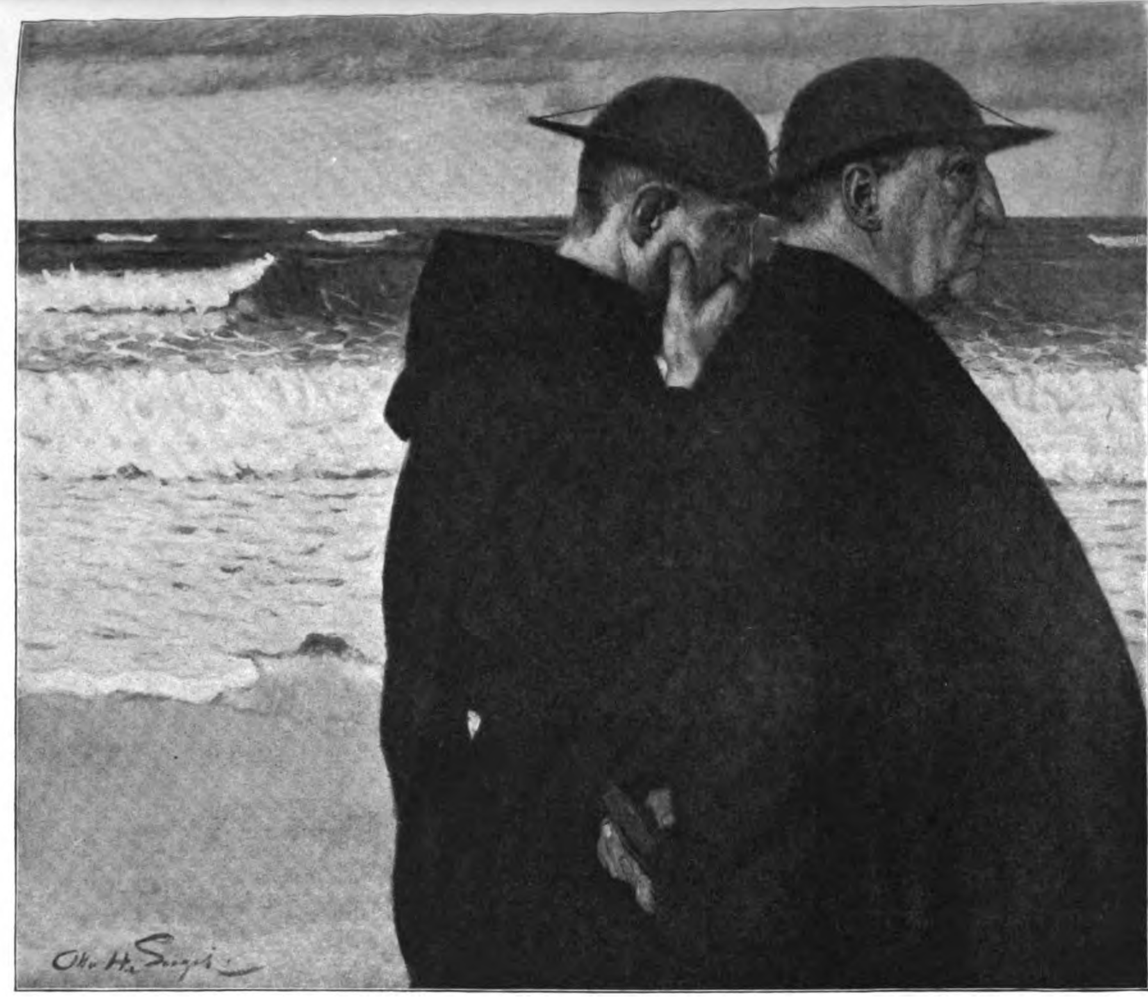
Für die Zeitgenossen des jungen Dichters stand weder diese noch seine späteren Bauernnovellen in dem idyllischen Glanze, in dem sie uns erscheinen. Ein so genialer Schriftsteller wie der Volksdialektpoet A. O. Vinje fand in der Erzählung ‚Arne' allen Schmutz und alles Elend des Lebens angesammelt. Er behauptete, nie etwas Häßlicheres gelesen zu haben als das dritte und vierte Kapitel dieser Novelle. So strenge war die Forderung nach der Reinheit der Dichtkunst in jenen Tagen!

Für uns tönt ‚Arnes' träumerischer und gedankenvoller Sehnsuchtsklang gleich einem Ruf aus einsamer, angstbedrückter Seele. Es ist, als ob wir daraus den gewaltigen, alles verzehrenden Drang nach der Ferne hören, das bittere, gedankenschwere Grübeln, die aufruhrslüsterne und zugleich sentimentale Schwärmerei, die bei jenem entsteht, der gefesselt in einer armen und gedrückten Gesellschaft weilt. Und so war Norwegen selbst in der Mitte des vorigen Jahrhunderts. Wie fern und fremd erscheint uns jetzt dieses Landstädtchenreich, wo nichts blühte als Kirchturmspolitik und Pietismus!

Nein, Björnsons Bauernnovellen ‚Arne', ‚Synnöve', ‚Der Vater', ‚Ein fröhlicher Bursche' und so weiter sind gewiß nicht Idyllen im romantischen Sinne. Eher gleichen sie Homers Gedichten. Es steckt viel Ewigwahres und Ewiggeltendes in diesen Schilderungen der Entfaltung der menschlichen Urkräfte in einer primitiven Gesellschaft. Auch hinter den ‚Hohen Bergen' gewahrt man da etwas von dem Hauch der Urgefühle aus den Kinderzeiten der Menschheit. Aber gerade das ist so bezeichnend für Björnson, daß er sich sogar in dem Rahmen dieser friedlichen Dichtungen als Protestler und Friedensstörer geltend machte. Selbst diese zarten, keuschen, seelenvollen Schilderungen aus dem Bauernleben hatten für viele etwas von der verletzenden Kraft, die das sicherste Merkmal einer wirklich neuen und ursprünglichen Kunst ist.

* * *

Am 8. Dezember 1832 wurde Björnstjerne Björnson auf dem Priesterhof Björgan in Kvikne geboren, im nördlichen Österdalen, einer der am meisten wetterumstürmten und unfreundlichsten Gegenden des Landes. Dieser unheimliche Ort sollte indessen nicht sein eigent-



Der Spaziergang — Otto H. Engel

liches Kinderheim bleiben. Als er sechs Jahre alt war, wurde sein Vater nach Naesset in Romsdalen berufen, und hier empfing der werdende Dichter Natureindrücke ganz anderer Art.

Auf Naessets Priesterhof — sagte er selbst —, einem der schönsten Gehöfte im Lande, das breitbrüstig dallegt, zwischen zwei Fjorden mit grünbewachsenen Bergen über sich, mit Wasserfällen und Gehöften auf dem gegenüberliegenden Ufer, wellige Wiesen und Leben im Talgrunde, und weit vorne am Fjorde Landspitze an Landspitze sich in die See drängend und ein großes Gehöft auf jeder, — hier auf Naessets Priesterhof, wo ich am Abend stehen und das Spiel der Sonne über Berg und Fjord betrachten konnte, bis ich dem Weinen nahe war, als ob ich etwas Böses begangen hätte, — und wo ich, auf meinen Skiern gleitend, in dem einen oder anderen Tal plötzlich, wie verzaubert durch eine Schönheit oder Sehnsucht, innehalten mußte, unfähig, dies alles zu erfassen, von dem Gefühle tiefster Freude hinübergeschleudert, in Trauer und tiefste Beklemmung, — hier wuchs ich heran.

Und ‚Romsdalens widerspruchsvolles Land‘, wie er es später genannt hat, hat auch seinen Geist geprägt. Das Strenge und das Milde gingen bei ihm Hand in Hand. In seinen ersten Dichtungen findet man die ‚zartesten Gefühle in die sprödeste Form gegossen‘ (G. Brandes). Die Menschen dieser Werke waren oft starke, reichbegabte Menschen, die keine Gelegenheit fanden, ihre Kräfte zu erproben. All diese: Arne, Harpad, Gjaela, Halte, Hulda haben das Gefühl, im Kerker zu sitzen. Es gärt und brütet in ihnen. Es sind schweigsame, verschlossene, leidenschaftliche Seelen, aber im tiefsten Innern besitzen sie einen unbeugsamen Mut und eine ruhige Kraft, die sie erlöst über die schwersten Geschicke trägt.

Am mächtigsten von diesen Menschenbildern wirkt die dramatische Trilogie ‚Sigurd Slembe‘, — dieser geächtete, verlassene Königssohn, der niedergeschlagen wird, weil er dem Gesetze ergeben ist, aber dessen stolzer Tod für alle Sünden und alle Schwachheit Versöhnung erzwingt.

Eine Gestalt gleich Henrik Darnley in dem lyrisch-phantasievollen und lebensstarken Drama ‚Maria Stuart in Schottland‘ offenbart plötzlich die starke Neigung des Dichters zur Schilderung schwacher und willenloser Charaktere, ja beinahe die Lust, diese zu verherrlichen als die tiefsten und reichsten Naturen, vielfach interessanter und wertvoller als die robusten Sieger auf der Lebensbühne. Später finden wir oft diese Benachteiligten und Unterdrückten in Björnsons Dichtungen. Wir gedenken Magnhilds in der Erzählung gleichen Namens, der Frau Atlung in ‚Staub‘, Ragni Kallem in ‚Auf Gottes Wegen‘, des weißen, fröstelnden, zitternden Singvögeichens, so rührend und unschuldig und wehrlos wie ein erst flaumbedecktes junges Vögelchen; es erfriert unter den tausend kalten Blicken und dem feigen, grausamen Geschwätze, das vereint das norwegische Moralklima bedeutet. Und zuletzt ist dies Paul Lange in ‚Paul Lange und Tora Parsberg‘, ein moderner Hamlet-Typus, wankelmütig, unentschlossen, stimmungsumtaumelt, aber unter einer Oberschicht von Gespaltenheit und Schwäche: ein warmes und getreues Herz. Niemals — glaube ich — hat Björnson mit tieferem Seherblick und größerer Innigkeit einen Charakter geschildert als diesen Politiker, der in den Tod gejagt wird von den Ganzpolitikern, ‚jenen mit dem gesunden, mordlüsternen Wolfsgeheul der Wälder‘. Paul Langes Selbstverteidigung ist wie ein einziger Schmerzensschrei über des Lebens kalte Grausamkeit und blinde Regellosigkeit, die ewigen bösen Gewalten, die die Besten in den Staub treten. Aber alle diese Geopferten und Überwundenen sehen wir wie in einer Silhouette gezeichnet in Darnleys Monolog:

‚William, die Welt verachtet die Schwachen, sie bewundert die Kraft, selbst wenn die Kraft das Böse ist. Sie bewundert den Teufel . . . O, wenn sie den Schwachen verstehen könnte! Er ist schwach, weil etwas in ihm ist, an dem er treu hängt, eine Sehnsucht, eine Erinnerung, eine Liebe. Er weiß, das ist sein Verderben, er versucht es hundertfach, sich davon zu lösen, aber sein Gefühlsleben ist zu tief, er sinkt und hält aus, hält fest . . . Des Bösen Beständigkeit ist nicht Treusinn, vielmehr Trotz, und doch bewundert sie ihn! . . .

... Der Böse verhärtet sich in seinem wahnsinnigen Treiben, er verschanzt sich hinter dem Haß und bricht alle Brücken ab. Diesen bewundert die Welt! ... Die Menschen wollen großen Kampf sehen, großen Sieg oder großen Fall! ... Sie gewahren nicht die unendliche Strahlenbrechung in der Seele des Schwachen.'

* * *

Als Sprachkünstler, Sprachentwickler und Sprachformer besaß Björnson die Macht und Berufung des Genies schon bei dem Beginne der Repliken seines ersten Schauspiels ‚Zwischen den Schlachten', das scharfumrissen und kernig wie die Sagen der Heldengeschichten ist, in vollendeter Meisterschaft. Und seine erzählende und beschreibende Prosa in ‚Arne' und ‚Synnöve' bedeuten einen kühnen Versuch der Umbildung der dänisch-norwegischen Reichssprache in die Tonart von Asbjörnsen-Moes Wiedergabe der Volksmärchen. Aber das strömende Erneuernde und Verjüngende in Björnsons Prosa war seine reiche und ursprüngliche lyrische Begabung. Als Lyriker verfügte Björnson über einen so fein abgetönten Vortrag und eine so reiche Mannigfaltigkeit des Ausdruckes wie kein anderer norwegischer Dichter — Wergeland nicht ausgenommen. Im Anschlag hat er eine pathetische Kraft gleich Wagners Ouvertüren, und in dem Aufbau und im Formen der Dichtung hat er eine plastische Anschaulichkeit gleich Victor Hugo. Schon im Jahre 1859 hatte er seinen großzügigen Vaterlandssang ‚Ja, wir lieben dieses Land ...' (in der Vertonung Nordraaks die norwegische Nationalhymne) geschrieben. Und schon in den nächsten Jahren folgen seine lyrischen Meisterwerke wie ‚Olav Trygvason', ‚Sang an Welhaven', ‚Das Meer', ‚Bergliot', ‚Er darf nicht hinaus ...', ‚Arnljot Gelline' u. a. m.

Dieses letztangeführte großartige Epos erschien anfangs der siebziger Jahre. Durch dieses und das unmittelbar nachfolgende Heldensagen-Drama ‚Sigurd Jorsalfar' nimmt Björnson für immer Abschied von den historischen Themen, — er ist von nun ab ausschließlich mit dem Leben und den Problemen der Gegenwart beschäftigt. Er schreibt die Schauspiele ‚Ein Fallissement', ‚Der Redakteur', ‚Der König', ‚Das neue System' und ‚Leonarda', sowie die Erzählungen ‚Magnhild', ‚Kapitän Mansana' und ‚Staub'. In dem letzteren findet man die ersten Resultate seiner neuen religiösen Anschauungen und Vorstellungen in dichterische Form gebracht, das, was später in seinem größten Werke ‚Über unsere Kraft' vollen Ausdruck erhalten hat. Der Grundgedanke ist: Wie muß es uns nicht verstört, verwirrt und irre machen, untüchtig zu unserer Arbeit und unsicher in der Welt, in der wir leben, wenn wir als Kinder lernen, daß das irdische Leben nichts ist im Vergleiche zu dem Leben im Jenseits, daß Mensch zu sein nichts dagegen bedeutet, ein Engel zu sein, daß lebend sein nichts bedeutet gegenüber dem Totsein! Wie bezeichnend ist es für Björnson, daß er auf die praktisch-moralischen Fragen so direkt losgeht. Es fällt ihm gar nicht ein, über das Metaphysische zu grübeln: Woher und Wohin? Er kennt und weiß nur: ‚Das Nichtzuverstehende blieb immer zurück und mit ihm das Unendliche, aber das darf uns nicht länger schrecken und begraben!'

In ‚Über unsere Kraft' sind die gleichen Stimmungen und Gedanken, vertieft und konzentriert zu einer explosiv-dramatischen Handlung, deren tragischer Ausgang den wuchtigsten Angriff auf jede dogmengebundene Religion enthält, ja sogar auf jede supranaturalistische Erklärung der Weltordnung.

* * *

Es sind viele Werke Björnsons, die ich in dieser kurzgefaßten Übersicht genannt habe. Und ihrer noch mehr wurden gar nicht erwähnt. Welche Höhe er auch in seinen Meisterwerken erreicht hat, er selbst wäre als erster bereit, einzuräumen, daß er auch schwache Arbeiten geschaffen hat. Er selbst könnte dies um so leichter gestehen, als er immer behauptet hat, daß die Kunst nicht das alles Verschlingende in seinem Dasein war, nicht der Altar, auf dem er sein ganzes Lebenswerk geopfert habe. Seine Wirksamkeit hat sich — dessen waren wir mehr als einmal Zeuge — auf alle möglichen Gebiete erstreckt, und man findet kaum eine einzige Seite des mensch-

lichen Wissens, die er nicht gestreift hätte, — vielleicht mit Ausnahme der Mathematik. Und gilt es die Welt des Handelns, so war sein Tatendrang noch umfassender. ‚Ich habe mehr gelebt als gedichtet', sagte er an einer Stelle, und dieses Wort ist die möglichst kurze Form der Erklärung für viele Eigenschaften und Eigentümlichkeiten in seiner Dichtung."

Dieses Wort gibt wohl auch die Erklärung für Björnsons internationale Wirkung. Die ungeheure Lebenskraft, die wir alle in diesem Manne spürten, gab ihm das Recht, zu jeder Frage Stellung zu nehmen, und verschaffte ihm auch dann achtungsvolles Gehör, wenn man ihm nicht zustimmen konnte. In diesem engen Zusammenhang mit dem Leben liegt aber auch die ungeheure Überlegenheit einer solchen Natur über alle Ästheten, und die durch dieses Leben bekundete Auffassung der Kunst als stets im Gesamtleben stehender Kulturkraft ist ein wertvolles Gegengewicht gegen die l'art pour l'art-Spielerei, die von so manchen andern Norwegern in unser Schrifttum mit hineingetragen worden ist.

* * *

Es wirkt für den ersten Augenblick als bloßer Kalenderzufall oder als Illustration für die Buntheit der Ernte des Schnitters Tod, daß neben dem feierlichen Björnson der Spaßmacher Mark Twain in diesem Nachrufe steht. Aber nicht nur darin haben die beiden ein Ähnliches, daß auch der Amerikaner bis über sein siebzigstes Jahr hinaus die ganze Welt mit sich zu beschäftigen verstand, vielmehr wird gerade, wer den tiefsten Urgründen nachspürt, finden, daß die ursprünglichste Kraft Mark Twains in einer aufs höchste gesteigerten Erlebensfähigkeit beruhte, genau wie bei Björnson. Die beiden haben die Lebenseindrücke denkbar verschieden zurückgestrahlt, aber sie sind sich darin gleich, daß eigentlich nichts sie gleichgültig ließ, daß es sie zwang, zu allem Stellung zu nehmen. Und beide haben es erreicht, daß man auf diese Stellungnahme achtete: der nordische Prediger und Agitator fand leidenschaftliche Zustimmung oder Bekämpfung, der amerikanische Clown löste befreiendes Lachen oder ärgerliches Achselzucken aus. Gleichgültig konnte man beiden gegenüber nicht sein. Im Grunde waren sie auch beide Moralisten: der eine entwickelte seine idealen Leitbilder, der andere stellte den Mitmenschen ihre Zerrbilder vor. Beide haben im eigenen Leben den ungeheuren Drang zur Tat bekundet: Björnson immer auf der Linie des der Öffentlichkeit gehörenden Volksführers; Mark Twain im tollen Zickzack des immer für sich stehenden Querkopfs. So wirkt auch Björnsons Gesamtschaffen als Epos, während das des Amerikaners in lauter Anekdoten sich auflöst, so daß er schließlich selber zu einer Art lebendigen Anekdotenbehälters wurde, in den jeder Beliebige seine grotesken Einfälle hineinsteckte. Man sollte über diesen Anekdoten nicht vergessen, daß Mark Twain auch in zusammenhängenden Werken einer der besten Sittenschilderer der neuen Welt gewesen ist, wobei es den Unterhaltungsbüchern „Abenteuer Tom Sawyers", „Huckleberry Finn", „Pudd'nhead Wilson", ebenso wie den Reiseschilderungen „Leben am Mississippi" usw., nichts schadet, daß so viele Leuchtkugeln des Humors und Witzes aufblitzen, mögen sie auch zuweilen dem Leser recht unsanft an den Kopf geworfen werden. K. St.



Der Volks-Goethe

Schon Herman Grimm ist in einem Aufsatz „Goethe in freier Luft" (Deutsche Rundschau XXV, 11) dafür eingetreten, daß die große Persönlichkeit des unvergleichlichen Menschen und Dichters Goethe dem gesamten deutschen Volk gehöre. Aus der Enge der Gelehrtenstube wollte er Goethes Werk hinaustragen ins Volk, in die Herzen schlichter Leute. Diesem Gedanken ist man häufig in Fachkreisen ziemlich energisch entgegengetreten. Wer Goethe nicht von selbst fände, so klang es aus dem Lager zünftiger Gelehrsam-

keit, könnte auch mit Engelzungen nicht zu ihm bekehrt werden. Das ist nun zwar im gewissen Sinne richtig, aber man hat doch keine Ursache, sich verständigen Popularisierungsversuchen Goethes zu widersetzen. Diese Versuche, Goethe den breiten Massen des Volkes näher zu bringen, können natürlich keine Goethepopularität künstlich züchten; sie können aber Mittel und Wege finden zur ständigen Vergrößerung der Gemeinde, die in Goethe den Zentralpunkt der gesamten neueren Geisteswissenschaften erblickt. Die kalte Goethestatue früherer Forscher ist heute wohl endgültig abgetan; wir empfinden Goethe heute als einen warmherzigen Menschen.

Unsere heutige Zeit ist empfänglich für Goethesche Kultur, und deshalb wird die sechsbändige Volksausgabe von Goethes Werken reichen Segen stiften. Dieser „Volks-Goethe" ist langsam gediehen. Sorgsam hat Erich Schmidt als Präsident der Goethe-Gesellschaft dem Unternehmen von den ersten Anfängen an sein reges Interesse gewidmet. Anfangs war geplant, die Auswahl in zwei Bänden bei Böhlau in Weimar erscheinen zu lassen. Damals wurden 6000 ℳ für die Vorbereitungen bewilligt. Jetzt endlich ist der lang ersehnte „Volks-Goethe" in einer umfangreichen Auflage im Inselverlag erschienen. Zu den Herstellungskosten hat die Goethe-Gesellschaft nicht weniger als 20 000 ℳ beigesteuert. Nur durch dieses erhebliche Opfer war es möglich, daß die sechs umfangreichen, schmucken Bände für ganze 6 ℳ verkauft werden können. An Volksbibliotheken und Bildungsvereine sollen Exemplare umsonst abgegeben werden. Die Mitglieder der Goethe-Gesellschaft haben das Werk als Weihnachtsspende 1909 erhalten.

Die Auswahl ist durch Erich Schmidt erfolgt, der dankbar vielseitigen Rat anerkannt hat. Der erste Band enthält Gedichte und den gesamten Faust. Wenn sich auch viele Stellen im zweiten Teil der Faustdichtung dem Verständnis weiterer Volkskreise entziehen, so wollte man doch keinem Käufer der Goethe-Ausgabe die Gelegenheit nehmen, sich mit dem Werk zu beschäftigen. Der zweite Band bringt Götz, Clavigo, Egmont, Iphigenie, Tasso und die übrigen dramatischen Arbeiten und Entwürfe. Band III ist der Prosa gewidmet und enthält u. a. die Leiden des jungen Werther, die Wahlverwandtschaften, Hermann und Dorothea, die Novelle. Band IV wird angefüllt durch Wilhelm Meisters Lehrjahre, Band V durch „Dichtung und Wahrheit". Band VI endlich gibt in fünf Abschnitten mit feinem Verständnis gewählte Proben aus dem übrigen Schaffen des Dichters: Biographisches, Zur Literatur, Zur Kunst, Zur Naturwissenschaft, Sprüche. Jeder Band verfügt über die notwendigsten Erläuterungen und über ein Wörterverzeichnis, das man als hübsche kleine Vorarbeit zu dem noch immer vermißten großen Goethe-Wörterbuch bezeichnen darf. Das Wörterverzeichnis will durchaus populären Bedürfnissen entsprechen und erklärt deshalb sämtliche Fremdwörter. Daran wird derjenige keinen Anstoß nehmen, der weiß, daß Biographie Lebensbeschreibung, Dressur Abrichtung heißt. Ein Band mit charakteristischen Proben aus den Briefen, Tagebüchern und Gesprächen wäre bei einem „Volks-Goethe" nicht überflüssig. Auch eine bescheidene Bibliographie könnte jedem Weiterstrebenden nur wertvoll sein. Die Einleitung im ersten Bande ist das Muster einer gedrungenen Goethebiographie. In jeder Hinsicht korrekt. Aus jeder Zeile quillt eine genaue Kenntnis des Dichters. Ob die Biographie aber im Ton den Bedürfnissen des einfachen Mannes mit Volksschulbildung entspricht, darf bezweifelt werden. Man hat den Eindruck, als kenne Erich Schmidt seinen Goethe besser als das Volk. Es ist eine Tatsache, daß ehrliche Begeisterung beim Volke einen stärkeren Widerhall findet als der trockene Vortrag tiefgründigen Wissens. Aber diese Einwendungen können die Freude nicht mindern an dem „Volks-Goethe", dessen Erscheinen in der Geschichte der Goetheliteratur ein Ereignis bedeutet.

Herman Krüger-Westend





Vom deutschen Mietshause

Von

Eugen Kalkschmidt

Langsam erst, dann mit zunehmender Geschwindigkeit ist im Laufe der letzten Jahrzehnte eine soziale Lebensfrage in den Lichtkreis der öffentlichen Aufmerksamkeit getreten: die Frage unsrer städtischen Behausung. Wer sie genauer zu erfassen sucht, der hält alsbald mehr als nur eine „Frage“, er hält ein ganzes Bündel von recht schwierig verwickelten Problemen in der Hand. Von allen Seiten steigen sie auf; was aussah wie eine Geschmacksfrage, worüber man sich ästhetisch entrüstete, enthüllt sich plötzlich als ein wirtschaftliches Problem erster Ordnung, als ein Teil der großen sozialen Not, als rassenhygienisch, ethisch, nationalpolitisch gleich wichtig. Denn je zahlreicher das Stadtvolk wird, desto mehr muß es zum Träger der völkischen Entwicklung werden, und desto bedeutsamer wird die Beantwortung der Frage: wie wohnt dieses Volk? Wie wohnt es im Hause; wie in dem Haus der Häuser, in der großen Stadt?

Diese Frage soll hier beantwortet werden, so gut es mit kurzen Worten geschehen kann. Es ist kein Zufall, daß es gerade jetzt versucht wird, wo die erste *Allgemeine Städtebau-Ausstellung* ihre Pforten in Berlin geöffnet hat. Die Lehren dieses höchst wertvollen Versuches sollen uns im zweiten Teile beschäftigen. Vorerst betreten wir den engeren Kreis, wo das deutsche Mietshaus, die steinerne Einzelzelle des städtischen Raumkörpers, steht und entsteht, als ein Typus der deutschen Wohnkultur der Gegenwart.

Neun Zehntel aller Bauten in unseren Städten, den mittleren und großen Städten zunächst, sind Massenmietshäuser. Es ist ganz nützlich, dieser Tatsache einmal bewußt ins Gesicht zu sehen. Man muß an sie erinnern, das ist das eigentlich und zunächst Merkwürdige an ihr. Man erstaunt, daß es wirklich neun Zehntel sein sollen, denn dann bestände ja die Großstadt beinahe ganz aus diesen modernen Raumzellen. Und doch denkt man so wenig an sie, wenn man an eine große Stadt denkt und ihr Erinnerungsbild aufbaut. Berlin: das sind die Linden mit Schloß, „Lustgarten“ und Brandenburger Tor; ist die Hoch-, Untergrund- und Ring-

bahn; ist Wertheim und einiges andere, aber die Stadt zahlloser Mietskasernen von Köpenick bis Zehlendorf — nun ja, das ist sie schließlich auch; aber man denkt nicht daran, man übersieht diese gewaltige, füllende Masse mitten zwischen den Sehenswürdigkeiten. Denn Mietskasernen, die haben wir zu Hause auch, und zwar sehr häufig im Berliner Stil. Wie müssen wir im Übersehen von Massen geübt sein, wenn wir neun Zehntel des Volumens einer großen Stadt aus unserer Vorstellung von eben dieser Stadt glatt wegstreichen können, ohne Wesentliches zu vermissen.

Oder aber: diese neun Zehnteile sind für das Stadtbild nicht wesentlich. Sie schaffen Entfernungen, und Entfernungen links und rechts mit hohen Fenstermauern besetzt, vermitteln den Respekt vor der quantitativen Größe einer Stadt. Die längste Straße ist so und so lang, man braucht zwei Stunden, um sie zu durchwandern; das größte Haus enthält so und soviel hundert Bewohner, mehr als ein beliebiges Dorf — das sind so quantitative Großstadtvorstellungen, die unsere Zeitungen gern nach amerikanischem Muster zum besten geben. Und der ungläubig staunende Zeitgenosse, der hinter dem Berge wohnt, oder auch in der Großstadt selbst, ohne sie recht zu kennen, — sagt nicht ohne einigen Stolz: da kann man sehen, wie wir uns entwickeln.

Wie ist es aber um das Wesen und den Wert dieser Quantitäten bestellt? Um beim Mietshause zu bleiben: es hat Wohnungen in allen Größen und Preislagen, hat Vorder- und Hinterhaus, einen oder mehrere Lichthöfe, deren Dunkel je nach der Bauvorschrift, die während der Erbauung des Hauses galt, größer oder geringer ist; es hat, selbstverständlich, alle technischen Einrichtungen, Wasserleitung, elektrisches und Gaslicht, Warmwasserleitung und Zentralheizung. Was ihm fehlt, ist vielleicht nur eine hübsche Fassade? Aber vielen Leuten gefällt sie sehr gut, weil jedes Fenster seinen Girlandenschmuck hat und der Balkon oder die Loggia auch. Übrigens baut man jetzt wieder schlichter, denn der Geschmack ist nicht mehr so für die Stuckornamentik und sehr gegen alles, was irgendwie nach Stil riecht. Gut, also lassen wir den Stil fort, sagen die Bauunternehmer. Die Hauptsache ist ja schließlich auch der Grundriß: daß der teure Boden, die Bauparzelle sowohl in der Breite, der Tiefe wie in der Höhe gehörig ausgenutzt werde, möglichst vielen Leuten ein gemeinsames Obdach biete, und doch den baupolizeilichen Vorschriften genüge. Nun, im Laufe der Jahre macht man schon seine Erfahrungen, weiß, worauf es ankommt. Es bildet sich eine typische Grundform heraus, die innerlich und äußerlich mit kleinen Abweichungen nur wiederholt zu werden braucht, und das Massenmietshaus ist fertig. In langen Reihen säumt es die schnurgeraden Straßenfluchten der neuen Stadtviertel, schafft es die berühmten Entfernungen, füllt es den städtischen Grundriß, meist ohne jeden Ehrgeiz, ein besseres als ein möglichst „herrschaftliches“ Gesicht zu machen.

Über dieser versteinerten Grimasse ist im Lauf der letzten Jahre soviel ästhetische Tinte, tapfere Schulmeistertinte vergossen, es ist heftig gegen sie debattiert, ganze Lichtbilderbatterien sind gegen sie abgeprotzt worden, daß es mit dem Teufel zugehen müßte, wenn aus den Ruinen der Abbrüche oder aus jungfräulichem Vorstadtboden nicht neues baukünstlerisches Leben sprießen wollte. Viel ist es ja noch nicht, aber immerhin, wenn man den Band durchblättert, in dem Albert Geßner



(Das deutsche Miethaus. Ein Beitrag zur Städtekultur der Gegenwart. 220 Abb., 150 S. F. Bruckmann, A.-G. München. 8 M geb.), der Urheber der bekannten Mietshäusergruppe in Charlottenburg, gute und anregende deutsche Mietshäuser im Bilde mit Grundrissen sammelt, so wird man sich freuen, manches Wohlgelungene neben manchen noch ungeformten Tastversuchen anzutreffen. Außer dem Herausgeber, der auf diesem Felde bereits einen wohlverdienten Ruf genießt, fällt besonders ein größeres Bebauungsprojekt des Breslauers Konrad Helbig auf. Im allgemeinen aber beklagt Geßner mit Recht die Gleichgültigkeit der Architekten einer so wichtigen, modernen Bauaufgabe gegenüber. Das blinde akademische Ideal, die halbe Welt mit Monumentalbauten zu bevölkern, werde sorgsam konserviert, und darüber versäume man, das Notwendige und Nützliche zu tun. Ich meinerseits möchte fragen, wie viele der Herren akademischen Baukünstler denn überhaupt von einer Hochschule eine Ahnung davon mit in die Praxis genommen haben, wie man ein simples Haus, ein städtisches Massenmietshaus baut?

Nein, die Architekten sind im allgemeinen unschuldig an der Entstellung unserer ehrwürdigen Städtebilder durch moderne Mietspaläste und -Kasernen. Da haben andere Leute vorgesorgt: Bauunternehmer, aus dem ehrenwerten Stande der Maurer- und Zimmermeister hervorgegangen, mit etwas Gewerkschulbildung und handfester praktischer Erfahrung ausgerüstet —, Leute, die wissen, was sie wollen; und bauen, wie es verlangt wird. Von wem verlangt wird? Vom Publikum? Ja, zum Teil auch von dem. Aber der stille und heimliche Gebieter über unsere moderne Stadterweiterung ist neben der gestrengen Bureaukratie, die die recht stattlichen Paragraphen der Bauordnung handhabt, der Kapitalismus, genauer: jene Art der freien Wertspekulation, die in Grund- und Bodenwerten den einträglichsten Handel der jüngsten kapitalistischen Wirtschaftsperiode getrieben hat und fröhlich weiterbetreibt.

Wenn Deutschland heute mit mehr als sechzig Milliarden Mark Bodenverschuldung rechnen und dafür jährlich 2½ Milliarden Zinsen tragen muß, wenn drei Viertel dieses ungeheuren Betrages auf die Wertsteigerung des städtischen Bodens entfällt und volkswirtschaftlich unproduktiv ist, wenn an eine Schuldentilgung dieses äußerst fiktiven „Nationalvermögens“ trotz überhoher Mietspreise nicht gedacht werden kann, so hat sich die Nation bei jenen spekulativen Köpfen zu bedanken, die seit den Gründerjahren das Bodengeschäft als eines der sichersten Spekulationsgeschäfte betreiben. Gefährlich ist es nur für jene Teilnehmer, die nicht aushalten und abwarten können. Sie werden lächelnd von ihren Genossen verschluckt, sozusagen, nach Analogie der hungrigen Wölfe, die es mit ihresgleichen ebenso halten sollen. Dabei stellen sich denn Gewinne ein wie diejenigen der „Berlinischen Bodengesellschaft“, die im Jahre 1907 35 %, 1908 sogar netto 100 % Dividende verteilen konnte. Und trotz des öffentlichen Wehgeschreis über solche Millionengewinne schwillt die Gründungstätigkeit im Bodengeschäft an. In den ersten vier Monaten des Jahres 1909 wurde ein Kapital von 31 Millionen Mark gezeichnet, gegen 27,21 Millionen Mark des Vorjahres.

Genug der Zahlen, sie sollen nur andeuten, welche Mächte den Preis des Bodens und mehr als das in der Hand haben. Geld regiert die Welt. Wie sollte



sich ein Bauunternehmer, der seine Bauparzellen schon aus der dritten oder vierten kundigen Geschäftshand einzuhandeln pflegt, dem Gesetz der kapitalistischen Schwere entziehen können? Er handelt seine Parzellen sogar zumeist oder doch häufig schon mit fertiger Bauzeichnung ein, und hat nun nicht viel mehr zu tun, als die Materiallieferungen so billig zu vergeben, daß ihm beim Verkauf des Hauses an den sogenannten Eigentümer ein anständiger Profit erwächst. Das Haus ist in neun unter zehn Fällen ein Massenmietshaus, denn etwas Besseres rentiert sich auf dem verteuerten Spekulationsboden nicht mehr. Die Masse muß es eben bringen, wie so oft im wirtschaftlichen Leben. Die großen Geldkaufleute, die am Anfange dieser Unternehmerkette stehen und natürlich als Heilbringer der Menschheit gelten möchten, weil sie, wie Baumeister Solneß, Heimstätten für Menschen errichten wollen, wissen sehr genau auch aus den oft widersinnigen Anforderungen der Baupolizei Kapital zu schlagen. Wenn wir breite Straßen von 22 m und mehr, noch dazu in großer Zahl, abtreten und diese Straßen pflastern und kanalisieren sollen, dann müßt ihr uns auch fünf Geschosse und den geschlossenen Baublock gestatten, sagen sie zur Behörde. Bitt schön, sagt sie, unserthalben. Wenn nur unser kostspieliger Bebauungsplan strikte eingehalten wird. — Also ist die Mietskaserne stabilisiert, bevor sie noch errichtet ist. Die Bauzeichnung, die schnell fertige, erleichtert die Verkaufsverhandlungen als bequeme Vorarbeit.

Und diesen klugen Geldkaufleuten mutet Geßner nun zu: sie möchten doch so freundlich sein und an ihre Darlehen für Bauzwecke die Bedingung knüpfen, daß die Bauprojekte ästhetisch einwandfrei, also künstlerisch durchgearbeitet würden. Ob sie das tun werden, ohne die Aussicht auf ferneren Gewinn? Mit anderen Worten: sie werden sich dafür bedanken, oder es nur dann tun, wenn für die künstlerische Mitarbeit ein höherer Mietzins herausgeschlagen werden kann. Denn anders wird sich der Bauunternehmer zu derlei Zutaten unter keinen Umständen verstehen. Und so sind es allemal die Konsumenten der Wohnung, deren Fell man gerbt. Mich dünkt, sie sind aber nachgerade gegerbt genug.

Vergleicht man nun die neueren, die baukünstlerischen Reformversuche des Massenmietshauses mit dem bestehenden mehr oder minder schauderhaften Kasernensystem, so wird man nicht ohne Dankbarkeit die Mühe der Architekten um eine mehr *häusliche* Gestaltung anerkennen. Aus der primitiven bauordnungsmäßigen Reihung von Raumzellen hinter einer zusammengestohlenen Prachtfassade soll wieder ein Raumorganismus werden, der lebt, sich bewegt, atmet, zurücktritt, sich aufreckt und eine anständige Mütze aufhat. Die letztere, das behütende, krönende Dach hat man den Mietskasernen bekanntlich als unnötig mehr und mehr entzogen, hat ihnen den bekannten flachen Palastdeckel mit Sims und Konsolen auferlegt und damit die Perspektive neudeutscher Großstadtstraßen so unsagbar öde gemacht. Aber auch dort, wo ein ehrliches Satteldach angestrebt wurde, hinderte in Berlin und all denjenigen zahlreichen Städten und Städtchen, die Berlin erfolgreich nacheifern, laut Geßners Hinweis die Verordnung, daß Straßendächer nicht höher als 45 Grad aufsteigen dürfen. Natürlich, es sollte das Licht nicht behindert werden. Der Erfolg für das Schaubild war aber der, daß diese tiefgeneigten Dächer auch vom äußersten Fleck auf der Straße gegenüber nicht mehr zu sehen sind.

Aber die Baupolizei sorgt eben für das hygienisch einwandfreie Schaubild, wird man einwenden. Deshalb verlangt sie die „gesunden" breiten Straßen, die der Wind durchpfeift und vom ungesunden Staube reinigt, auf daß er sich ins Innere der Gemächer zurückzieht, wo die Straßenpolizei nicht mehr für ihn verantwortlich ist. Und überhaupt: auf die Außenwirkung kommt es an. Deshalb gestattet man eine so ausgedehnte Hofbebauung in mehreren Seiten- und Querflügeln, deshalb gruppiert man die Wohnungen so, daß eine Querlüftung gar nicht mehr möglich ist, deshalb sieht man strenge darauf, daß die Haushöhe die Straßenbreite nicht übersteigt, und läßt es wohlwollend geschehen, daß die Bauten an den Höfen um sechs Meter höher sein dürfen als die Hofbreite. Doch wohl niedriger? Nein: höher. Deshalb erlaubt man „Lichthöfe" von mindestens zehn Quadratmetern, und der Erfolg ist, daß ein solcher Lichtschacht bei der erlaubten Mindestbreite von zwei und der üblichen Durchschnittshöhe von 25 Metern vier von den fünf Geschossen weder genügend Licht noch Luft zuführt. Auf die Außenwirkung kommt es an. Und auf die Feuersicherheit. Doppelte Brandmauern, die bei Reihenhäusern zwar nicht viel Zweck haben, aber das Bauen hübsch verteuern; pompöse Stiegenhäuser, die viel Raum fressen, bei Bränden im Erdgeschoß sofort voll Rauch stehen und für die Rettung der gefährdeten oberen Stockwerkbewohner keinen Pfifferling mehr wert sind, als schmale Treppen: mit diesen und ähnlich klugen Vorschriften betätigt sich die akkurate behördliche Fürsorge. Bis vor nicht langer Zeit bestand sie auch auf einer ganz abnormen Zimmerhöhe, weil ein Raum von 3,5 Metern und darüber gesünder, nämlich luftiger sein sollte, als einer von 2,5 Meter. Dem Publikum leuchtete diese imposante Palasthöhe dermaßen ein, daß es sich noch heute bäuerlich behandelt vorkommt, wenn es in 2,75 Meter hohen Stuben und ohne Doppeltüren hausen soll. Daß diese Räume bei guter Lüftung ebenso „hygienisch" und viel billiger zu bauen wie zu heizen sind, wird nur sehr allmählich eingesehen.

Wir haben mit alledem den volkstümlichsten Typus des Mietshauses, die Mietskaserne zu umschreiben versucht; sie, die eigentlich kein „Haus" mehr ist, keine „Hausung" mehr gibt, sondern ein Massenquartier darstellt, eine Unterkunft für die Nacht. Der wahrhaft moderne Großstadtmensch braucht ja wohl auch nicht mehr, als er heute an seinen Wohnungswinkeln besitzt. Eingepfercht wie das liebe Vieh sitzt er zwischen seinen vier Wänden. Sein Leben genießt er nicht hier, sondern anderswo: auf der Straße, im Wirtshause. Nicht auch bei der Arbeit? Aber was für eine Befriedigung kann das Teilchen mechanisierter, spezialisierter Arbeit schaffen, die heute von den Millionen Händen maschinenmäßig, als technische Präzisionsarbeit geleistet werden muß?

Grade deshalb aber gewinnt heute die städtische Wohnungsfrage eine volksethische und soziale Bedeutung wie nie zuvor in Deutschland. Es gilt, grade für die enterbte, von den Segnungen der Natur und des lebendigen Bodens abgedrängte Masse in den städtischen Mietskasernen den Gedanken des Heims neu zu verwirklichen. Zu dieser Masse zählt nicht nur das Arbeiterproletariat, sondern der gesamte Mittelstand, der äußerlich etwas besser, innerlich aber genau so übel dran ist mit seinen Wünschen nach menschenwürdiger Behausung wie die kleinen und

geringsten Mieter. Für sie alle gilt es eine neue Orientierung des städtischen Wohnungsproblems. Denn ein Problem mit recht ergiebigen Fragezeichen rein materieller Art und Interessenschwere liegt hier vor. Von der ideellen Seite her aber muß es angepackt werden wie alles, was Bestand haben will.

Werner Sombart meinte vor kurzem ziemlich melancholisch: unter der heutigen kapitalistischen Kultur seien die Leute eigentlich doch leidlich zufrieden. Amerika, das Land des am weitesten vorgeschrittenen Kapitalismus, mache einen ganz befriedigten Eindruck in allen seinen Bevölkerungsschichten. Ich kann dieses Urteil nicht nachprüfen, für Deutschland aber bestreite ich seine Richtigkeit. Nein: zufrieden sind wir nicht, wirklich nicht. Höchstens etwas stumpfer als früher. Aber das ist wahrhaftig kein Fortschritt zur rechten Zufriedenheit hin.

Was wir wollen, ist uns wohl nicht immer bewußt, aber wo's uns fehlt, das wissen wir. Es ist die Freudigkeit. Wir sind ein unfrohes Volk geworden, trotz des Lärms unserer Festlichkeiten. Trotz der Unsumme von Arbeit, die wir leisten. Wir sind sozial verbittert, politisch verzankt; dabei unsicher im nationalen Auftreten, weil das Bewußtsein unserer volklichen Gemeinschaft, weil das Elementargefühl, das die natürlichen nationalen Instinkte nährt, getrübt ist. Und ich behaupte, daß mindestens ein voller Monat vom Winter dieses Mißvergnügens auf unsere freudlose, städtische Mietshausexistenz zurückzuführen ist. Wir haben zu wenig Ausgleich von der Berufsarbeit, wir hocken zu viel. Daher das anschwellende Bedürfnis nach gesundem Sport. Aber schließlich: die Gesundung der Familie ist noch wichtiger. Daß sie in der Großstadt schon bedenklich schwache Formen angenommen hat, ist kein Geheimnis mehr. Wie wenig ich dieserhalb übrigens zum Verfluchen der großstädtischen Entwicklung neige, habe ich in meinen „Großstadtgedanken" (München, Callwey) auszuführen versucht. Das Buch ist unter den Tisch gefallen, wie so manches andere auch. Aber soll es deshalb dem Verfasser verwehrt sein, es wieder hervorzuholen?

Wir haben vom Massenmietshaus gesprochen, und nicht viel Gutes. Ließe sich nicht ein Familienmietshaus denken und schaffen, das Besseres verspräche?

Ganz gewiß. Es gibt Gegenden in Deutschland, wo dieses erträglich behagliche Wohnhaus für zwei, vier, allenfalls sechs Familien besteht, wo es nach alter Wohnungsgewohnheit fortentwickelt ist, indem man einfach den Grundriß des Kleinbürgerhauses für eine Familie, der Teuerung des Bodens nachgebend, vervielfältigte. In den Rheinlanden, besonders am Niederrhein, verfuhr man so. In den großen Städten wie Köln, Krefeld, Aachen, Barmen, Essen, Elberfeld schwankt die Behausungsziffer zwischen 13 und 19 Personen pro Wohngebäude. In Bremen beträgt sie (1905) gar nur 8 Personen. Dagegen warten auf: Berlin mit 77,5, Charlottenburg mit 65, Breslau mit 52, Posen mit 43, Stettin und Hamburg mit je 37 Bewohnern. In England, dem Eldorado des Einfamilienhauses, bewohnen (1901) nur 5,4 Städter durchschnittlich ein Haus, und Belgien, das Land der konzentriertesten schweren Industrien, weist (1900) mit 5,3 Bewohnern eine ähnlich erstaunliche Glücksziffer auf. Nebenbei bemerkt, ist in beiden Ländern die Tendenz zur Erwerbung eines eigenen Heims auch unter den kleinen

Leuten außerordentlich rege. Die dortigen Bodenverhältnisse, in die der würgende Preisdruck der Spekulation nicht eingreifen konnte, ermöglichen den Erwerb ohne Schwierigkeit.

Sind wir da nicht ungemein bescheiden, wenn wir von der nächsten Entwicklung unserer Städte ein Familienmietshaus erhoffen und fordern, das in der Mitte steht zwischen dem Eigenhaus oder der „Villa", und der Mietskaserne?

Diese Selbstbescheidung empfehle ich nicht um der guten und sittsamen Außenwirkung willen, sondern weil sich, zunächst wenigstens, nicht viel mehr erreichen läßt. Ein Übergang und eine entsprechende Lebenszeit für ihn muß die große und allgemeine Rückkehr zum Einfamilienhause, diese wichtigste Aufgabe unserer inneren Ansiedlung, schnell aber sicher einleiten, wenn unser städtisches Wohnungselend nicht zu einer schweren Gefahr für Volk und Staat werden soll. Wenn wir hören, daß z. B. in München am 1. November 1909 anstatt der normalen 3 % nur 0,59 % an leeren Wohnungen vorhanden waren, daß unter diesen nur 272 Kleinwohnungen (1—3 Zimmer) sich befanden — und was für welche! —, so dürfte es klar sein, daß diese Gefahr näher ist, als mancher denkt. Städte wie München, in denen ein Viertel aller Bewohner noch nicht über 15 Kubikmeter Schlafraum verfügt, sind Kasernenstädte der Prostitution, der Tuberkulose, der sittlichen und körperlichen Degeneration. Da hilft kein Hoffen und Harren, da hilft nur ein entschlossenes Handeln.

Wieweit dieses möglich ist, und wieweit es schon geschieht oder geschehen ist, darüber sei mir ein zweites Wort an dieser Stelle erlaubt.



Die Ausstellung der Berliner Sezession

Da ich jene mehr gesellschaftlichen Ereignisse des Berliner Kunstlebens, bei denen „man gewesen sein muß", grundsätzlich meide, lernte ich die Rede, mit der Max Liebermann die diesjährige Sezessionsausstellung eröffnete, erst aus den Zeitungen kennen. Sie war eine Überraschung in ihrer „konservativen" Haltung. Aber andererseits erweckten einige Sätze dieser Rede Hoffnungen für die Ausstellung. Es hieß da unter Hinweis auf den inneren Streit, der im vergangenen Winter die Sezessionsgruppe in Berlin zu spalten drohte: „Mit Recht hießen die früheren Berliner Ausstellungen akademische Ausstellungen. Sie wurden nicht nur von der Akademie geleitet, sondern bei der Zulassung der Werke war die akademische Korrektheit ausschlaggebend. Die Erkenntnis, daß dieser Grundsatz nicht ausreichend sei, hat wesentlich zur Gründung der Sezession beigetragen. In unseren Ausstellungen sollte bei der Auswahl neben der akademischen Korrektheit, die sich von selbst versteht, das Gewicht auf den künstlerischen Wert des Werkes gelegt werden." Und an anderer Stelle: „Unsere Zeit ist trotz aller staatlichen und privaten Unterstützungen nicht kunstförderlich, weil der Gang der künstlerischen Entwicklung heutzutage umgekehrt erfolgt: der junge Künstler sucht da zu beginnen, wo das Genie aufhört; anstatt sich zuerst in den Besitz aller vorhandenen Ausdrucksmittel zu setzen, will er von vornherein neue schaffen. Das hat zu einem Verfall der absolut notwendigen handwerklichen Grundlage geführt. Das Existenzrecht der Berliner Sezession erhält dadurch eine neue Begründung: wir wollen uns wieder auf die handwerkliche Grundlage besinnen, auf die Grundlage aller Kunst."

Ich halte mich mit voller Zustimmung an die beiden Punkte, daß die „akademische Korrektheit“, was doch wohl heißen soll: Richtigkeit der Zeichnung, Gründlichkeit und Ehrlichkeit der Arbeit, Gediegenheit der Technik, sich von selbst verstehe, und daß eine gute handwerkliche Grundlage Voraussetzung aller gesunden Kunstübung sei. Vielleicht versteht Liebermann unter handwerklicher Grundlage gleich mir noch etwas mehr; jedenfalls berechtigt eine aus der Geschichte gewonnene Auffassung des Begriffes „handwerkliche Grundlage der Kunst“ dazu, unter dieser auch das Verhältnis zwischen Künstler und Publikum mitzubegreifen. Der Handwerker arbeitet im Auftrage, und wenn er keinen Auftrag hat, also gewissermaßen in den Zwischenzeiten, arbeitet er für vorhandene Bedürfnisse. Er schafft nicht seine Möbel ins Blaue hinein, sondern überlegt: Was kommt für die vorhandenen Wohnungen in Betracht? Was können jene Leute, die ich als Käufer meiner Arbeit betrachten kann, überhaupt brauchen?

Fühle ich mich so mit den theoretischen Gesichtspunkten, die Liebermann in seiner Rede entwickelte, zum ersten Male einverstanden, so habe ich noch niemals die Wirklichkeit als in so schreiendem Gegensatz zu den verkündeten Grundsätzen gefunden, wie beim Besuche dieser Ausstellung, von der ich ein geradezu körperliches Unbehagen, eine nur selten empfundene seelische Gedrücktheit mitgenommen habe. Nur ein bescheidener Teil der hier ausgestellten Bilder erfüllt jene „selbstverständliche“ Forderung der akademischen Korrektheit. Noch geringer ist die Zahl jener Bilder, die von irgendeinem engeren Verhältnisse ihrer Schöpfer zum Empfinden und Bedürfen der Umwelt zeugen. In ganz erschrecklichem Maße dagegen herrscht hier eine Malerei, die um jeden Preis auffallen will, oder die einem blutlosen Artistentum verfallen ist, oder die endlich in jenem bösen Sinne akademisch ist, daß sie überkommene Rezepte gedankenlos und sinnlos anwendet. Denn ob diese Rezepte an einer Schule gelehrt oder ob sie aus Bildern Ed. v. Munchs, van Goghs u. a. herausdestilliert sind, bleibt sich ja gleichgültig.

Das innere Gefallen, die wirkliche Freude an Kunst kann nur aus einer gewissen Gleichgestimmtheit zwischen dem sie Schaffenden und ihrem Betrachter entstehen. Hier spielt also die subjektive Anlage auch des Kritikers eine große Rolle. Aber nicht davon spreche ich, wenn ich sage, daß wenigstens zwei Drittel der hier ausgestellten Bilder für mein Gefühl nicht ausgestellt werden durften. Sondern ich urteile rein objektiv, daß infolge technischer Unzulänglichkeit, wegen eines geradezu schrecklichen Nichtkönnens und gänzlicher Unselbständigkeit im Geschaffenen ein Drittel nicht ausstellungsreif ist, daß aber eine gleich große Zahl der Bilder auch nicht einmal jenes Interessantsein aufbringt, das auch die verfehlte Leistung erreicht, wenn sie nur wenigstens in irgendeiner Weise etwas Persönliches oder Eigenartiges zeigt. Was schon in den letzten Jahren auch die unentwegten Pressefreunde der Sezession mit Bedauern feststellten — daß der künstlerische Nachwuchs versage —, zeigt sich in diesem Jahre noch viel erschrecklicher. Und dazu kommt — ich wiederhole Meinungsäußerungen dieser sezessionsfreundlichen Kritiker —, daß auch die „bewährten Größen“ der Sezession sich in dieser Ausstellung in absteigender Linie bewegen.

Nie noch ist mir so stark, wie in dieser Ausstellung, das Empfinden gewesen, daß unsere Künstlerschaft seit Jahr und Tag durch falsche Propheten auf üble Bahnen gedrängt worden ist. Nie noch habe ich so bitter vorwurfsvoll empfunden, daß die Art, wie die Presse seit Jahren alles irgendwie Sensationelle, Pikante, Interessante ausführlich behandelte, während sie das Gediegene, Einfache, Tiefe überhaupt nicht erwähnte oder mit verächtlicher Handbewegung als veraltet abtat, Künstlerschaft und Publikum um die Ehrlichkeit des inneren künstlerischen Lebens gebracht hat. Und niemals ist es mir so bitter aufgestiegen wie diesmal, wie bedeutende Talente durch diese ganze Art verdorben worden sind.

Auch in einer Kunstausstellung ist es oft lehrreicher und psychologisch wertvoller, die Zuschauerschaft zu beobachten, als die Bilder. Die Grundbeobachtung, die ich dabei mache, ist, daß die unbefangene Kunstaufnahme beim Laien fast völlig verloren gegangen ist. Man hat

geradezu Angst, seine Freude oder Abneigung vor einem Bilde auszusprechen. Denn es geht einem nun schon seit Jahren so, daß, was man hübsch fand, am nächsten Tag in der Kritik als Schmarren oder Kitsch behandelt, was einen durch die Tiefe der Empfindung ergriff, als herkömmliche Sentimentalität bezeichnet wurde; beim Laien gute Arbeit, bei der Kritik trockenes Akademikertum; dort Schlumperei, hier kühner Impressionismus; dort Mißfallen oder gar Abscheu erregende Stoffe, hier interessanter Lebensausschnitt; dort befremdende Farbenspielerei, hier Offenbarungen einer neutönigen Palette; dort unwahre Verzeichnungen, hier rein malerisches Sehen; dort Unklarheit und Verschwommenheit der Motive, hier tiefdringende Seelenanalyse usw. usw. Immer kam es nachher anders, als man es selber empfunden hatte. Und, du lieber Gott, man blamiert sich doch nicht gern! Dabei stand natürlich überall das Wörtlein „modern" dabei, und wie es selbst für die vernünftigste Frau ein schier körperlicher Schmerz ist, als „unmodisch" gescholten zu werden, so empfinden es auch viele Männer, vor allen Dingen aber die ganze Jugend, wie einen Peitschenhieb, wenn man ihnen Mangel an modernem Empfinden vorwirft. Es hilft dann nicht, wenn man die Leute damit zu trösten sucht, daß die Modernität in der Kunst noch viel rascher wechsle, als die Mode in den Frauenkleidern. Es hilft nichts, wenn man immer wieder darauf hinweist, daß ein großer Teil unserer öffentlichen Kritik ganz offenbar von der Nervenkrankheit eines Sensationsbedürfnisses erfaßt ist, infolge derer ein steter Wechsel der Empfindungsweise die immer mit der gleichen Sicherheit und Dreistigkeit abgegebenen Urteile einfach hin und her peitscht. Selbst wenn man auf bekannte Beispiele hinweist, wenn man z. B. zeigt, wie ein so einflußreicher Kunstschriftsteller wie Meier-Graefe immer wieder die Altäre verbrennt, vor denen er wenige Tage zuvor geopfert hat, hilft es nicht. Der Modernitätstaumel wütet weiter. Die Leute fühlen sich offenbar einfach arm und leer, wenn sie nicht durch eine Erscheinung aufgeregt werden. Sei das alte Kunst, sei es neue, sie wird in irgendeiner Form vor die Öffentlichkeit gebracht, daß sie nun als etwas ganz Neues wirken soll, das man bisher nicht verstanden habe, das neue Offenbarungen bringe. Fünf Wochen lang ist alle andere Kunst an dieser neuesten Sensation gemessen nichts, nachher wird diese Welle von einer anderen verdrängt. Und nun kommt der Katzenjammer. Mit derselben Maßlosigkeit, mit der man vorher die Bedeutung einer Erscheinung überschätzte, wird sie dann herabgewürdigt. Das Komische bei der ganzen Erscheinung ist, daß dieselben Leute dann klagen, unserem Kunstleben fehle die Ruhe und Stetigkeit.

Wie schon gesagt, das Publikum wird durch dieses Verhalten zur Heuchelei großgezogen. Es muß so und so vielen Erscheinungen gegenüber höchste Bewunderung, ja tiefste Ergriffenheit heucheln, die es einfach nicht empfinden kann. Es kann einem ganz weh werden, wenn man in den Ausstellungen sieht, wie junge Gymnasiasten gerade vor den gesuchtesten Absonderlichkeiten sich begeistert gebärden; wenn man sieht, wie junge Damen mit besonderer Andacht die gewagtesten und geschmacklosesten Darstellungen nackter Körper studieren. Denn, nicht wahr, es wäre ja der größte Frevel und die ärgste Rückständigkeit, wenn man überhaupt noch glaubt, daß in der Kunst etwas unmoralisch sein könne! Und Kunst muß das hier Gezeigte doch sein, sonst wäre es nicht in einer Kunstausstellung!

Ich will beileibe nicht mit den obigen Ausführungen dem sogenannten Laienurteil in der Kunst allzu schweres Gewicht beilegen. Ich weiß ganz gut, daß dieses Laienurteil hundertmal von der Entwicklung Lügen gestraft worden ist. Aber ist es etwa dem Urteil der Fachkritik besser ergangen? Hat sich diese Kritik nicht ebensooft, beinah ebenso sicher den wirklich bedeutenden Erscheinungen gegenüber blamiert, wie das sogenannte Volk? Ja haben wir nicht von einer ganzen Reihe der bedeutendsten Genies, z. B. von Wagner, aber doch auch von Böcklin es ausdrücklich bestätigt, daß sie bei unbefangenen Laien, die treu ihrem Empfinden gemäß geurteilt hätten, viel eher Verständnis gefunden haben? Wer sagt uns denn, daß nicht auch in jenen Fällen, wo das „Volk" sich auch gegen wirkliche Größe in der Kunst gewendet hat, die Irreführung durch die Kritik daran schuld war?



Ich weiß des ferneren, daß gerade der Laie vielfach der Kunst gegenüber eine sehr anmaßende Stellung einnimmt. Indem er sich darauf beruft, daß „Gefühl alles sei“, nimmt er für sich ein starkes Gefühlsvermögen in Anspruch und folgert auch daraus die Berechtigung zum Urteilen. Er will nicht einsehen, daß selbst bei vorhandener Anlage diese der Pflege und Ausbildung bedarf, weil sie sonst verkümmert. Und wie die höchste schöpferische Anlage nicht dazu ausreicht, ein Kunstwerk zu schaffen, wenn die Schulung dazu fehlt, so reicht auch die schönste natürliche Empfangsfähigkeit nicht zu fruchtbarem Genusse ohne diese Schulung, die gewiß nicht unbedingt mit historischem und technischem Wissen verbunden zu sein braucht, aber dann wenigstens einer Art Gymnastik entsprechen muß: insofern gerade das Kunstempfinden oft Gelegenheit hatte, sich zu betätigen, und diese Gelegenheit mit Leidenschaft und Hingabe wahrnahm.

Das alles ist mir wohl bewußt. Aber wenn ich auch gern davon absehe, daß bei der berufsmäßigen Kritik eine Unmasse Leute mitsprechen, denen nicht nur die besondere Anlage für den Beruf fehlt, sondern oft genug auch die rein wissenschaftliche Schulung, so bleibt bestehen, daß dem Kunstkritiker andere Gefahren auflauern, denen er sehr leicht unterliegt, wenn ihn nicht seine Gesamtbildung dagegen schützt. Ein wesentlicher Teil dieser Gesamtbilduug aber ist die Fähigkeit, mit dem Volke zu empfinden. Ein Kritiker, der nicht ein so starkes Kulturbewußtsein in sich trägt, daß er in aller Kunst nur eine Äußerung dieser Kultur sieht, daß er ferner alle Kunstoffenbarung auch nach ihren Werten für die Volkskultur einschätzt, verfällt notwendigerweise einer Einseitigkeit des Urteils. Diese braucht ihn nicht daran zu behindern, über kunsttechnische Dinge sehr wertvolle Urteile abgeben zu können, für rein artistische Zusammenhänge feines Fühlen zu bekunden. Aber sie macht ihn untauglich zum Kunstkritiker für die breite Öffentlichkeit. Warum nur man nicht einsehen will, daß auch für die wissenschaftliche und künstlerische Tätigkeit die Gesetze der großen Relativität gelten?! daß es ein ganz anderes ist, ob ich über Kunst vor Berufskünstlern oder zu Laien in der Tagespresse spreche! Dabei führen alle diese Leute Goethe im Munde, der doch gerade das leuchtendste Beispiel ist für die Art, alle Erscheinungen des Lebens im Zusammenhang mit dem Gesamtleben und jeweils von jenem Standpunkte aus zu beurteilen, auf dem diejenigen durch ihre Lebensumstände stehen müssen, zu denen er spricht. Hier liegt die fluchwürdige Wirkung einer Kritik, die bei der vor der breitesten Öffentlichkeit, vor ausgesprochenem Laientum abgegebenen Beurteilung von Kunstwerken mit Maßstäben arbeitet, für die dem Laien notwendigerweise das Verständnis fehlen muß. Hier hat alles Geschwätz von Internationalität der Kunst, von der überragenden Bedeutung rein technischen Könnens seine Ursache.

Die ungeheure Macht der Presse, die mit der Verleumdung das gemein hat, daß alle ihre Werturteile dadurch vergröbert und vergrößert werden, daß sie durch den Mund von Tausenden von Lesern gehen, hat auch auf die Künstlerschaft selber verhängnisvoll gewirkt. Ach, sie geben es ja nie zu, daß sie der Kritik etwas nachfragen! Und doch, wie hängen sie an den wenigen Zeilen; wie leicht werden sie beirrt durch eine schroff vorgetragene Meinung, wie schwer verletzt durch die Aburteilung; wie leicht auf eine falsche Bahn gedrängt, wenn sie einsehen müssen, daß nur wenig dazu gehört, um das Gefallen oder doch wenigstens die Aufmerksamkeit der Kritik zu gewinnen.

Ja, die Aufmerksamkeit! Nur nicht totgeschwiegen werden! Die ärgste Bekämpfung ist wertvoller! Dadurch wird man wenigstens „interessant“! Und so machen denn in der Tat die meisten Künstler den Eindruck, daß sie nur danach ringen, aufzufallen; daher die zu großen Formate, daher diese Absichtlichkeit in der Wahl der Vorwürfe und in ihrer Ausführung. Daher das übermäßige Betonen von Einzelheiten, wo doch erst durch das stille Untertauchen derselben der Gesamteindruck jener Harmonie erzielt werden könnte, die von Natur aus jeder Künstler verlangt. Daher das Weiterarbeiten nach einmal erprobten Rezepten mit steter Verschärfung der Bestandteile, die sich einmal als wirksam erwiesen haben.



O, ich weiß, sie haben es nicht leicht. Unsere bildenden Künstler führen einen verzweifelten Existenzkampf. Vielleicht wird nirgendwo so bitter um eine bescheidene Daseinsmöglichkeit gekämpft, und in keinem Berufe wird das Recht und die Möglichkeit zur Arbeit schwerer erworben als in der Kunst. Also es lassen sich Entschuldigungsgründe genug beibringen für viele der so betrüblichen Erscheinungen. Ich begreife nur nicht, daß die Künstler nicht allmählich dahinter kommen, daß sie mit dieser Art doch nichts erreichen. Denn man kann auch von den ausführlichsten Kritiken nicht leben, und die Künstler müßten allmählich wissen, daß, wenn auch die Proklamation als interessante Erscheinung für ein, zwei Jahre etliche Modenarren in der Kunstkäuferwelt zum Erwerb einiger Bilder bestimmt, diese Interessantheit nur von recht kurzer Dauer ist. Dagegen zeigen alle Erfahrungen des nüchternsten Kunsthandels, daß niemals ihren Wert einbüßen und daß immer noch zuerst Käufer finden Bilder, die in handwerklichem Sinne gut gearbeitet sind. In dieser gediegenen Kunstarbeit liegt ein ökonomischer Wert, der dauerhafter und sicherer ist, als alles Interessantsein. Es liegt auch ein moralischer Wert darin. Ich kann mir wohl denken, daß es sehr tüchtige Kunstarbeiter gibt, die in dem Sinne keine echten Künstlernaturen sind, als ihr Persönlichkeitsgehalt nur schwach ist, als sie keine seelischen oder geistigen Offenbarungen mitzuteilen haben. Aber ich kann mir diese gediegene Arbeit, die doch Liebe voraussetzt, nicht vorstellen, ohne einen ganz beträchtlichen inneren Besitz an einem vielleicht recht schlichten und alltäglichen Empfinden, aber doch an Empfinden. Dieser Kunstwert ist unter Umständen nur gering; aber das Geringe ist doch wenigstens wahr. Jene Kunst aber, die sich so protzig gebärdet, ist dagegen von vornherein verlogen durch die ganze Art der Einstellung, unter der sie entstanden ist, mag auch die Anlage des betreffenden Künstlers von Hause aus viel größer sein. —

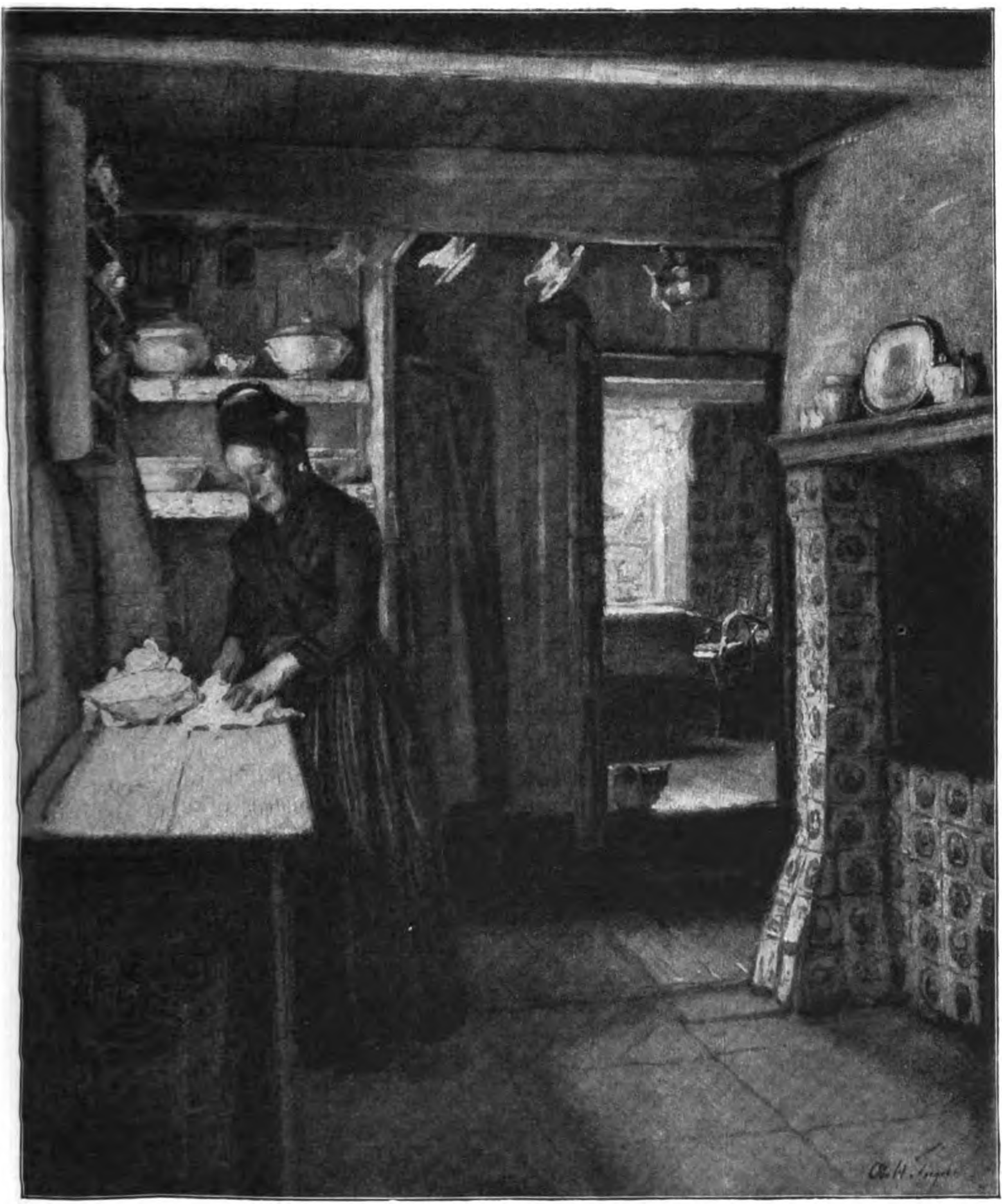
Wenden wir uns nun den einzelnen Bildern zu, so ist es natürlich schwierig, ohne die Hilfe der Anschauung der Originale oder wenigstens von Abbildungen seine Urteile zu begründen. Immerhin darf man ja wohl damit rechnen, daß sehr viele Leser den größten Teil dieser Bilder in Berlin oder in anderen Ausstellungen zu sehen bekommen werden.

Als Hauptstück der Ausstellung wird von Liebermann im Vorworte Edouard Manets „Erschießung Kaiser Maximilians von Mexiko“ gepriesen: „Nie, vielleicht mit einziger Ausnahme Goyas, ist einem Maler gelungen, die Wirklichkeit ohne irgendwelchen literarischen Beigeschmack so rein und restlos in malerische Werte umzusetzen.“ Wir sind es von Liebermann gewohnt, daß er seine Vorliebe für die französischen Impressionisten in einer ebenso überschwenglichen wie scheinbar jeden Widerspruch ausschließenden Weise ausspricht. Letztes Jahr hat er ein Werk von Cézanne, das den meisten von uns die völlige Ohnmacht dieses Franzosen zur Komposition kundtat, als geniale Offenbarung hingestellt; diesmal sollen wir diese ungeheure Leinwand Manets, die vor einiger Zeit für den Preis von 90000 ℳ in den Besitz des Mannheimer Museums übergegangen ist, als einzigartige Tat hinnehmen. Es ist dabei eine bedenklich leere Phrase, wenn hier gerühmt wird, die Wirklichkeit sei „ohne irgendwelchen literarischen Beigeschmack rein und restlos in malerische Werte umgesetzt“. Man kennt Liebermanns merkwürdig gespanntes Verhältnis mit dem Begriff Phantasie. Manet wollte doch offenbar einen großen historischen Moment darzustellen. Man wird aber gern beistimmen, daß vor seinem Bilde den Beschauer auch nicht eine Ahnung davon überkommt, daß es sich bei der Erschießung eines Menschen um etwas handelt, was schließlich nicht bloß um des malerischen Sehens willen geschieht. Es ist auch nicht die Spur von einem starken Miterleben seitens des Malers vorhanden, und darum löst sich im Beschauer auch nicht die Spur irgendeines starken Mitempfindens aus. Vermutlich versteht Liebermann das Literarische derartig. Dann aber bleibt es erst recht im denkbar äußerlichsten Sinne literarisch, wenn ein Künstler lediglich um irgendwelcher farbiger und zeichnerischer Probleme willen sich auf einen solchen Vorgang beruft, den er obendrein doch selber gar nicht gesehen hat. Denn so ist doch das Historische erst recht ein Vorwand. Ich will gern zugeben, daß die Illustration eines Geschehens um des Geschehnisses willen kein künst-

lerischer Standpunkt ist; aber es ist sicher ebensowenig ein künstlerischer Standpunkt, ein großes menschliches Erleben als Vorwand zu wählen, um einige kunsttechnische Manöver daran auszuführen. So völlig gleichgültig sind doch auch menschliche, seelische und geistige Werte selbst für die Malerei nicht. Und keine Kunst der Farbengebung vermag uns über die geistige Leere dieser ungeheuren Leinwand hinwegzuhelfen. Auch rein malerisch bleibt noch manches Bedenken bestehen. Es stehen nicht alle Figuren frei in der Luft. Der eine Soldat klebt ganz an der Wand; die Gewehrläufe sind zum Teil verzeichnet. Aber grade der Vergleich mit Goya läßt uns doppelt empfinden, daß diesem Bild die Leidenschaft der Teilnahme fehlt; und wenn Zola im Hinblick auf Manet seine Definition des Naturalismus als „die Natur durch ein Temperament gesehen" gefaßt hat, so muß hier gesagt werden, daß dieses Temperament Manets lediglich in der Pupille des Auges, nicht aber im Menschentum Manets gelegen habe. Ich kenne den klassischen Ausspruch Liebermanns, daß beim Malen der übrige Kerl von Mensch in der Ecke zu stehen habe. Aber so weit sind wir Deutsche doch noch nicht. Wir verlangen auch vom bildenden Künstler Persönlichkeit. Und von dieser können wir das geistige Erfassen und seelische Mitempfinden bei der Darstellung eines Vorganges nicht trennen.

Von den anderen bekannten französischen Impressionisten sind Claude Monet, Renoir und Cézanne vertreten. Ihre Werke sind für uns immer „interessant". Es stellt sich das Fremdwort unwillkürlich ein, weil es eine uns innerlich fremde Kunst ist, die unserem Herzen nichts gibt. Wir mögen dabei vor allem beim Erstgenannten die eigenartige Schärfe und die feine Differenziertheit seiner Sehweise noch so sehr bewundern. Ach ja, um die Herzenssache! — Vor zwei Landschaften in dieser Ausstellung blieb ich aufatmend stehen. Sie waren so groß erfaßt, so tief erfühlt in ihren ganz einfachen Naturausschnitten. Es war so, daß unser Empfinden gleich mitsprach, mitlebte, so wie wir es mit der Natur selber tun. Diese beiden Landschaften waren von Hans Thoma. Was haben eigentlich Thoma, Oberländer und noch etliche andere in dieser Umgebung zu tun? Wie sie hineingekommen sind, wissen wir ja. Es geschah damals als Protest gegen die Art, wie die große Ausstellung jede andere Meinung vergewaltigte. Aber die Berliner Sezessionsausstellungen sind doch etwas ganz anderes geworden, als man vor zwanzig Jahren wollte. Sie sind nicht minder einseitig, ihr Vorstand waltet nicht minder tyrannisch, als es ein Anton von Werner in seinen schlimmsten Tagen getan hat. Die paar ganz anders gearteten Ehrenmitglieder, die man sich damals als Aushängeschild gewann, wirken heute denkbar „fehl am Ort". Und für ihresgleichen und die zahlreichen Nachfolger in ihrem Geiste, die unser Deutschland doch heute glücklicherweise hat, ist kein Platz in diesen Räumen.

Mit größeren Sammelausstellungen sind der Schwede Anders Zorn und die Deutschen Hugo von Habermann und Wilhelm Trübner vertreten. Keinem von ihnen geschieht mit der Häufung ihrer Werke ein Gefallen. Sieht man ein einzelnes Bild von Zorn, so freut man sich der Frische seiner Auffassung und der derben Gewandtheit seines Zupackens. So in Massen gesehen, kann man sich des Eindruckes der Virtuosität nicht erwehren, und man fühlt, wie gering die Skala der seelischen Empfindungen ist, die er mitzuerleben vermag. Wilhelm Trübners malerisches Können, die Fähigkeit, einen Naturausschnitt, aber auch einen Pferdeleib, ja auch einen Menschen greifbar in den Raum hineinzustellen, sind bewundernswert. Aber wie selten nur wirkt das Grün, in dem er die ganze Welt sieht, wirklich überzeugend. Und die immer wiederkehrende Behandlung des menschlichen Porträts zur Vorführung des Spiels grüner Lichter auf Gesicht und Gewand wirkt nachgerade als Manie. Wir wollen Trübner ja gern zugeben, daß die Menschen unter grünem Laube so aussehen, wenn auch notgedrungen das Festhalten eines in der Natur stets bewegten Farbenwertes sofort als Übertreibung wirken muß; aber kein Mensch wird doch leugnen, daß diese Art von Bildnissen auf die Dauer geradezu unerträglich geschmacklos wirkt. Dank einigen prächtigen Landschaften (Seeufer mit drei Bäumen und die Bilder vom Starnberger See) nehmen wir glücklicherweise auch harmonischere Eindrücke mit.



Friesische Küche — Otto H. Engel

Ganz traurig aber stimmt einen die Ausstellung v. Habermanns. Wir haben sicher in Deutschland nur wenige Künstler gehabt, die das reine Malhandwerk in so vollendeter Weise beherrschen wie dieser Künstler. Aber bei keinem anderen sehen wir auch in so erschreckender Weise eine „interessante" Auffassung gewisser weiblicher Typen zu einem Schema erstarren. Diese Mischung aus Korkzieher- und Bandwurmlinie, in die er die weiblichen Körper hineinzwängt, zusammen mit dem lüstern-vampirhaften Ausdruck der Gesichter, wirkt in dieser Häufung geradezu erschreckend, und staunend bleibt man vor einigen älteren Bildnissen stehen, die mit großer, breiter, an spanischen und holländischen Bildern geschulter Sicherheit hingesetzt sind. Einige in ihrer einfachen Auffassung und der feinen Art, wie der einheitliche Gesamtton durch glücklich aufgesetzte glühende Farbentöne gehöht ist, unvergeßliche Landschaften rufen in einem fast das Gefühl einer Tragik dieser Künstlerentwicklung hervor.

Von den bekannten Mitgliedern der Berliner Sezession enttäuscht Corinth dieses Mal doppelt, weil er einen nicht einmal durch Brutalität ärgert. Slevogt beweist mit seinem Hörselberg aufs neue, was wir ja schon lange wissen, daß die sogenannten Sezessionisten in der Fähigkeit der Komposition hinter den alten Akademikern weit zurückstehen. Einige gut gemalte Einzelheiten der in allen möglichen Stellungen kauernden Akte können dafür nicht entschädigen, daß die Gestalt der Venus von einer langweiligen Bedeutungslosigkeit ist — ein aus einem Zigarettenplakat weggelaufenes Pariser Modell —, daß Tannhäuser kleinlich wirkt und die Beleuchtung des Ganzen als bengalische Theatermache erscheint.

Liebermann behauptet natürlich immer eine beträchtliche malerische Höhe, obwohl die steten Wiederholungen seiner „Reiter am Strande" nicht dazu dienen, das Gefühl eines reichen Besitzes wachzurufen. Viel gerühmt wird das Bildnis Naumanns. Ich kann mir nicht helfen, es ist nicht mehr als eine sehr lebendige Momentphotographie. Und das Bild Dehmels ist noch nicht einmal das.

Martin Brandenburgs Phantastik greift mit dem Bild „Fallende Blätter" zu einem recht groben Mittel, und auch seinem „Märchen" fehlt die Poesie. — Baluschek hat sich mit seinem „Sommerfest in der Laubenkolonie" eine außerordentliche Arbeit gemacht. Es ist ihm aber nicht gelungen, die vielen perspektivischen Schwierigkeiten der Zeichnung überzeugend zu lösen, ganz abgesehen davon, daß er immer wieder die doch auch in Berlin noch vorhandenen deutschen Gesichter in einer merkwürdigen Mischung von wendisch-slawischen Zügen darstellt.

Manche Dinge sind bitterbös. So die immer roher punktierten Landschaften von Paul Baum; ein Bildnis Max Reinhards von Benno Berneis. Geschmacklos roh wirken die Akte von Weiß. Ob man bei dem so auffällig begünstigten Max Beckmann noch die Hoffnung hegen darf, daß es ihm noch einmal gelingen wird, sich aus der unreifen Maßlosigkeit, in der er noch steckt, herauszuringen? Sehr glücklich wirken die Brüder Hübner; Ulrich mit seinen Landschaften, vor allem dem einen Bilde des Hamburger Hafens mit dem Blick auf Altona, und Heinrich mit seinen nur im Format etwas zu groß geratenen Interieurs. Auch eine Maienlandschaft von Rudolf Schramm-Zittau habe ich mit Vergnügen gesehen, und an den stillen Landschaften des früh verstorbenen Otto Reiniger innige Versenkung in die Natur aufs neue miterlebt. Ludwig von Hoffmann dagegen wirkt erschrecklich leer, und Dora Hitz kann als Schulbeispiel dafür dienen, wohin die absichtliche Betonung einer technischen Eigenart allmählich führt.

Ferdinand Hodler zeigt dann, daß auch die geistige Absichtlichkeit in der Kunst verhängnisvoll ist. Seit Jahren kann man verfolgen, wie dieser hochbegabte Schweizer auf seiner krampfhaften Suche nach Stil zu immer gewaltsameren Mitteln greift und immer schulmeisterlicher wird. Bei all diesen Bildern habe ich das Gefühl: mit solch einer Schematisierung der Natur könnte man Schülern die Augen öffnen für die große Linie, wenn man will, für den Rhythmus in der Natur. Der Rhythmus läge dann hier in einer gewissen Wiederholung gleichartiger Bewegungsmotive der Linie in der Landschaft, in der Wolkenbildung usw. Aber ein derartiges Schema nun als fertiges Kunstwerk hinzustellen, ist doch eine arge Zumutung.

Und zu welchen Unwahrheiten verführt das krampfhafte Herausarbeiten einer großen Linie in der Bewegung! Da ist ein Mäher. Hodler will zeigen, wie die die Mitte des Sensengriffes haltende rechte Hand mit den beiden Schultern und dem zurückgesetzten linken Bein ein großes halbes Oval bildet, in dem das rechte Bein als senkrechte Linie steht, von der aus die Sense im rechten Winkel abgeht. Zur Ausführung einer monumentalen Freske wäre diese Erkenntnis der großen Linienführung an dieser Figur eine außerordentlich wertvolle Vorstudie. Mehr niemals. Denn so, wie sie hier dargestellt ist, wirkt sie als Vergewaltigung. Und die geradezu groteske Verzeichnung in den Beinen und die hilflos wirkende Art, wie die Sense hinausstarrt, können durch die nun aufdringlich wirkende geometrische Figur doch nicht wettgemacht werden. Deckt man sich aber den Körper zu, so sieht man auf einmal, daß die eingezeichneten Füße überhaupt zu dieser Figur nicht passen; die könnten ebensogut einem Tänzer gehören wie dem Schnitter. — Dann ist hier ein Holzhauer, der auch wieder so als Linienexempel dient. Ein gewandter Turner mag es einmal versuchen, diese Stellung einzunehmen. Das linke Bein weit vorwärts nach der Seite gestreckt, das rechte Bein so zurück, daß nur der Fuß eben mit den Zehen die Erde berührt, dann die beiden Arme mit der Axt hoch hinauf nach links, und zwar so, daß die linke Hand am Stiel über die rechte gehalten wird. So haue man dann, wenn man kann, nach einem ganz weit rechts stehenden Baume! Die ganze Haltung ist Unsinn, aber wahrscheinlich liegt gerade darin der Stil.

Ach nein, es war kein schönes Erlebnis, der Besuch dieser Sezessionsausstellung; zu beneiden sind nur die Karikaturisten, die hier eine schier unerschöpfliche Ausbeute finden werden.

Karl Storck



Otto Heinrich Engel

Der Schöpfer der Bilder, die das vorliegende Türmerheft schmücken, gehört zu jenen nicht allzu zahlreichen deutschen Künstlern, die in den verschiedenen Lagern, in die unsere deutsche Künstlerschaft gespalten ist, ein gefestigtes Ansehen genießen. Das ist der Erfolg, dessen eine ruhige, den erkannten Zielen ohne Lärm, aber in strenger Selbstzucht zustrebende Persönlichkeit fast immer sicher ist. Eine Kunst, die auf gründliches technisches Können sich stützt und in lauterer Wahrhaftigkeit, ohne jeden Ehrgeiz aufzufallen, frei von aller Sucht mehr zu scheinen, als sie ist — eine solche Kunst, sage ich, behauptet sich siegreich, gewinnt eine treue Gemeinde und zwingt auch allen anderen Achtung ab. Man wird auf diese Weise niemals zum Wortführer einer Bewegung, wird niemals zur Tagesberühmtheit, noch gar zu einer Sensation; aber dafür gewinnt man sich den ehrlicheren, dauerhafteren, menschlich und künstlerisch wertvolleren Erfolg, „den Besten seiner Zeit genug zu tun".

Man fühlt es Otto Heinrich Engels Kunst an, daß sie nicht aus schweren äußeren und inneren Kämpfen geworden ist; sein Lebens- und Entwicklungsgang bietet das Bild eines sicheren Aufwärtsschreitens auf dem als richtig erkannten Wege.

Der Künstler ist am 27. Dezember 1866 als Pfarrerssohn zu Erbach im Odenwald geboren, kam aber mit den Eltern schon in den frühesten Knabenjahren nach Berlin, das seine dauernde Heimat geblieben ist. Neigung und Talent zur Malerei offenbarten sich früh, brachten auch mancherlei Störung in die Laufbahn des Gymnasiasten, so daß sein Vater sich noch vor deren völligem Abschluß entschied, seinen Sohn den ersehnten Künstlerberuf ergreifen zu lassen. 1886 kam er auf die Berliner Akademie, von der ihn, trotzdem er bei Paul Meierheim und dem Architekten Kuhn manche Anregung fand, doch der allzu schematische Unterrichtsgang wegdrängte. In Karlsruhe und München vollendete er seine Studien. In der bayrischen Kunststadt hat er den trefflichen Unterricht des ja als Maler nicht gerade berühmt gewordenen,



aber als Lehrer ganz ausgezeichneten Paul Höcker genossen. In Münchener Ausstellungen der Jahre 1891 und 1892 sah er dann auch jene dänischen Bilder, die seinem Schaffen eine starke und glücklicherweise nicht äußere, sondern innere Anregung gaben. Man könnte das viel mißbrauchte Wort „Heimatkunst“ hier anwenden, wenn man seine Bedeutung dahin umschreibt, daß ein Künstler sich mit ganzer Seele in die Art einer Landschaft und ihrer Bewohner einlebt, so daß beide auch in seiner Kunst zu der Einheit zusammenwachsen, die sie in der Wirklichkeit so lange bilden, als beide nicht durch äußere Einflüsse um ihre beste Art betrogen werden.

Schon die ersten Bilder, die seit 1893 in den Ausstellungen erschienen, bezeugten die gefestigte ruhige Art dieses Künstlers, der mit offenen Augen die Kunstbewegungen um sich herum verfolgte, wie alle anderen auch mit dem Impressionismus sich lebhaft beschäftigte, aber trotz allem treu seine Art bewahrte. Auch Italien hat ihn nicht auf seinem Wege beirrt, und selbst ein aus dortigen Anregungen entstandenes Bild, wie der „Spaziergang“ (1889, s. Abb.), verkündet die deutsche Art des Malers und schließt sich mit den anderen Bildern zur Einheit zusammen. Das Bild ist bei aller Unaufdringlichkeit gleich reich an scharfer Erkenntnis menschlicher Charaktere, an sicherer Beherrschung eines außerordentlich sorgsam gewählten Naturausschnittes, an rein technischem Können wie an hohem Gefühl für die Werte der Linie und der Farbe. Die beiden Köpfe der Geistlichen, als Menschentypen und als Silhouette unvergeßlich, geben ohne alle Aufdringlichkeit überzeugend den mehr behaglichen, gutmütigen Seelsorger der ihm anvertrauten Gemeinde und den asketischen Diener der Kirche. Man erkennt aus diesen beiden Gestalten, daß der Künstler auch für das Bildnis starke Kräfte mitbringt, trotzdem er sie nur gelegentlich in der Darstellung ihm besonders nahestehender Menschen bisher erprobt hat. Und so alltäglich an sich der dargestellte Vorgang ist, fühlt man aus ihm heraus eine Begabung für große Komposition, für das Einstellen starker Linien und breiter Flächenwirkung. Engel hat diese Eigenschaften vor allem in seiner „Beweinung Christi“ bewährt.

Uns vertraut und in steigendem Maße darum geliebt wurde der Künstler aber durch seine Darstellungen friesischer Natur und friesischen Lebens. Er hat mehrere Jahre hindurch die Sommerzeit auf der Insel Föhr zugebracht, hat sich tief in die Natur dieses gegen die wilde Nordsee auch intime und weiche Landschaftsreize behauptenden Ländchens versenkt, und hat ein außerordentlich inniges Verhältnis zu den abgehärteten und doch empfindungstiefen Bewohnern gefunden. Allbekannt sind seine Gestalten friesischer Mädchen in ihrer malerischen Sonntagstracht. Er hat die Bewohner in ihren ähnliche Reize wie die holländischen Häuschen ausstrahlenden Wohnungen dargestellt, hat Leid und Freud verkündet, wie es diesen Inselbewohnern im allgemein menschlichen Wechsel beschieden ist.

In alledem liegt etwas von stiller Größe, die sich mit einer idyllischen Grundstimmung sehr gut verträgt. Man sehe etwa unser Bild „Ein Gutshof“. Da wirkt das niedere Gebäude in seiner traulichen Bescheidenheit gewiß nicht heroisch, und auch ein ausgefahrener Sandweg hat nichts Heldenhaftes. Die Landschaft, in die sich der helle Blick auftut, ist einfach, und doch — wie sich die massigen Baumwipfel gegen das Haus stellen, wie der dunkel beschattete Weg dazwischen hinausführt in das weite lichte Land: das alles ist von unleugbarer Größe und voll jener Monumentalität, die einer unberührten Natur immer eignet. Der „Abend in der Marsch“ betont auch im Inhalt stark das Idyllische; die Stimmung ist weich, und auch ohne das Gegeneinander von Jüngling und Mädchen würde man wohl Stunde und Umwelt als einstimmend zur Liebe empfinden. Und doch haftet dem Bild nichts an von kleinlichem Genre, weil unser Empfinden vom Einzelschicksal weggelenkt wird in das große Empfinden dieser weit hingelegten, gerade in ihrer Gleichförmigkeit so stark den Eindruck des Dauernden erweckenden Natur. So liegt auch über des „Sommers Ende“ die zwingende Stimmung einer gewissen Wehmut. Das alles ist so selbstverständlich: daß die Ernte nun heimgefahren wird, die zuerst in grüner Saat und dann in goldenen Halmen stand; daß die dichten Scharen der Sommervögel zur Fernfahrt rüsten; daß breite Wolkenschichten sich nun zu ständigerem Aufenthalt am blauen Himmel

auftürmen — das alles ist so sicheres Gesetz, daß darum nicht weiter zu hadern ist. Es ist ja auch nicht Trauer, die uns überkommt, es ist eher jene Wehmut, die sogar etwas Beglückendes hat, weil wir gerade dann den Besitz des Schönen besonders reich und stark empfinden, wenn wir daran gemahnt werden, daß es vergänglich ist.

Die beiden farbigen Bilder „Abendfriede" und „Nach dem Sturm" lassen uns dann auch den hervorragenden Meister der Farbe erkennen, den wir in Otto Heinrich Engel verehren, ohne daß er jemals zu den Betonern des „nur Malerischen" usw. gehört hätte. Für den Naturfreund wie für den malerischen Reizen nachspürenden Bildbetrachter ist es gleich fesselnd und lehrreich, hier den gleichen Naturausschnitt zur gleichen Tagesstunde, aber unter verschiedenen Lebensbedingungen zu betrachten. Wie der Sturm in dem alten gefällten, aber nicht bezwungenen Baume die Formen verändert hat; wie die durcheinandergewühlten Zweige in einer Art von nachhallender Aufregung von der schweren Heimsuchung künden, die sie überstanden haben; wie der Grasboden in jedem Grashalme von diesem Lebensereignis der Natur draußen erzählt, erschließt einen tiefen Blick in dieses Leben der Natur. Schwerer noch arbeitet draußen das Meer. Noch haben sich die Wogen nicht beruhigt. Es wühlt noch in den Tiefen. Die Farbe aber der Welt strahlt in einem Reichtum düsterer Töne, der bei aller Pracht nirgendwo Ruhe gewährt. Diese dramatische Schönheit der Natur kann nicht lange bestehen, sie wäre auch nicht lange zu ertragen. In ihr selber liegt die Sehnsucht nach dem Zustande des Friedens, der Harmonie, der aus dem anderen Bilde so beglückend zu uns spricht.

Nur einen kleinen Ausschnitt aus dem reichen bisherigen Schaffen Otto Heinrich Engels geben unsere Bilder wieder. Man wird schon aus ihm die Vielseitigkeit und Tiefe dieser Künstlertätigkeit erkennen. An äußeren Anerkennungen hat es Engel nicht gefehlt. Seine ruhige und grade Persönlichkeit ist auch im öffentlichen Kunstleben in glücklicher Wirksamkeit hervorgetreten, als er zwei Jahre hintereinander die Leitung der Großen Berliner Ausstellung innehatte und es in äußerst lobenswerter Weise erreichte, den künstlerischen Wert dieser riesigen Veranstaltungen zu heben. Auch die goldene Medaille zeichnet ihn aus; das Wertvollste aber, was ihm geworden ist, ist doch sicher diese allgemeine Achtung, ja Liebe zu seiner Kunst und der Persönlichkeit, die sie geschaffen.

K. St.





Robert Schumann

Zu seinem 100. Geburtstage 8. Juni 1910

Von

Dr. Karl Storck

Es gibt einige wackere Naturen, die gerade auf der Grenze des Genies und des Talentes stehen, halb zu tätigem, halb zu idealischem Streben ausgerüstet — dabei von brennendem Ehrgeize. Sie fühlen alles Schöne, Große gewaltig und wollen es aus sich wieder erschaffen, aber es gelingt ihnen nur schwach; sie haben nicht wie das Genie eine Richtung nach dem Schwerpunkt, sondern stehen selber im Schwerpunkte, so daß die Richtungen einander aufheben. Bald sind sie Dichter, bald Musiker, bald Maler; am meisten lieben sie in der Jugend körperliche Tapferkeit, weil sich hier die Kraft am kürzesten und leichtesten durch den Arm ausspricht. Daher macht sie früher alles Große, was sie sehen, entzückt, weil sie es nachzuschaffen denken, später aber ganz verdrießlich, weil sie es doch nicht vermögen. Sie sollten aber einsehen, daß gerade sie, wenn sie ihren Ehrgeiz früh einzulenken wissen, das schönste Los vielartiger und harmonischer Kräfte gezogen; sowohl zum Genusse alles Schönen, als zur moralischen Ausbildung und zur Besonnenheit ihres Wesens scheinen sie recht bestimmt zu sein, zu *ganzen* Menschen."

Der zwanzigjährige Schumann schrieb diese Sätze aus Jean Pauls „Titan" in einem Briefe an seine Mutter, als ihm selber „auf das Haar ähnlich". Mehrere Jahre später schrieb er an seine Braut Klara: „Es *afficiert mich alles*, was in der Welt vorgeht: Politik, Literatur, Menschen; über alles denke ich nach meiner Weise nach, was sich dann durch die Musik Luft machen, einen Ausweg suchen will. Deshalb sind auch viele meiner Kompositionen sehr schwer zu verstehen, weil sie an entfernte Interessen anknüpfen, oft auch bedeutend, weil mich alles Merkwürdige der Zeit ergreift und ich es dann musikalisch wieder aussprechen muß. Darum genügen mir dann auch so wenig Kompositionen, weil sie, abgesehen

von allen Mängeln des Handwerks, sich auch in musikalischen Empfindungen der niedrigsten Gattung, in gewöhnlichen lyrischen Ausrufungen herumtreiben."

Schumann hat den Hellseherblick, mit dem er so manches bedeutende Talent, manches Genie aus einem kleinen Bruchteil ihres Schaffens sofort deutlich erkannte, auch sich selber gegenüber bewährt. Seine eigenartige Erscheinung ist in den obigen Sätzen umschrieben.

Die geschichtliche Forschung bestätigt die Erfahrung, die fast jeder persönlich machen kann, daß bedeutende musikalische Veranlagung sich fast immer mit einer auffallenden Einseitigkeit im Menschen verbindet. Die Musik ist nach ihrem Gehalte und in ihren Ausdrucksmitteln von den Bedingungen des wirklichen Lebens losgelöst: — ihre Sonderstellung den anderen Künstlern gegenüber, ihre unvergleichliche Macht beruht nach Schopenhauer geradezu auf diesem Freisein von aller irdischen Beschwernis — so ist es leicht begreiflich, wenn Menschen, in denen diese Musik als Macht schaltet, durch sie gewissermaßen in einer anderen Welt festgehalten werden. Darum hat sich die Musik auch länger denn eine andere Kunst, als ein im wesentlichen f o r m a l e s Spiel entwickeln können und sich damit begnügt, Empfindungen allgemeiner Art, man möchte sagen, die Grundtypen des Empfindungslebens auszusprechen. Der Persönlichkeitsgehalt fast aller älteren Musik liegt darum wesentlich in formalen Eigenschaften, in der Art der Melodiebildung, in eigenartigen harmonischen Wendungen. Weniger tritt uns aus aller älteren Musik der Komponist als eigenartiger Mensch, als von anderen verschiedene Individualität entgegen.

Die erste große Ausnahme ist hier Beethoven, der in seinem Leben stufenweise den himmelstürmenden Titanen, den eigene Welten der bestehenden gegenüberstellenden Prometheus und den in die Tiefen der Weltseele niedersteigenden und aus ihr die Pflicht zur beglückenden Tat sich holenden Faust darstellt, endlich aber dem ihn Verstehenden das wunderbare Erlebnis bringt, diese drei hehrsten Kräfte der Menschheit zur Einheit verbunden zu sehen. Nun ist es merkwürdig, allerdings der landläufigen Auffassung Beethovens durchaus entgegengesetzt, daß auch dieser Mann von sich gleich Schumann hätte sagen können: „Es afficiert mich alles: Politik, Literatur, Menschen." Die Briefe Beethovens offenbaren uns einen Mann, der von der ganzen Welt um ihn her, von ihren Leiden und Freuden, ihrem Suchen und Finden, vom Streben der Besten und von den Lastern der Schwachen erfaßt und ergriffen wird. All dieses ungeheure Erleben sucht sich auch bei ihm in Musik auszusprechen. Darauf vor allen Dingen beruht die ungeheure Macht, die Beethoven auf uns gewonnen hat. Seiner Musik gegenüber konnte die beliebte Definition als „tönend bewegte Form" nicht mehr ausreichen; hier war die Musik zum Aussprachemittel eines Menschen, zum Ausdruck eines ungeheuer reichen Menschentums geworden.

Auf der gleichen Linie steht dann als gleich hochragender Gipfel Richard Wagner. Nicht darum so eigenartig, weil er die verschiedenen Künste zur einen in sich verband, sondern weil er durch und mit seinen Kunstwerken die K u l t u r s e i n e s V o l k e s schaffen wollte. Die Schriften Wagners beweisen es, daß ihm dieses Kunstwerk durchaus in unlösbarer Einheit stand mit seinen Vorstellungen

von sozialer und religiöser Kultur. Die Musik dieser Männer kann nicht sein ein Schmuck des Lebens, sie will auch nicht ein Teilausdruck des Lebens sein, sondern Widerspiegelung der Gesamtheit dieses Lebens; sie teilt mit, wie sich die gesamte Welt im Brennpunkt einer einzigen universalen Musikerseele spiegelt.

Man kann keinen anderen Musiker in diesem Zusammenhange mit den beiden genannten Riesen zusammenstellen, als Robert Schumann. Und wenn man zugeben muß, daß er mit seiner künstlerischen Bedeutung nicht in die ungeheure Höhe der beiden hinaufreicht, so muß man doch sagen, daß er zwischen den beiden notwendig ist. Und zwar nicht nur notwendig für uns als Musikempfangende, sondern auch für die Entwicklungslinie der Kunst selber. Das offenbart sich äußerlich darin, daß, während Beethoven die Gabe des Wortes nur in begrenztem Maße verliehen, die Fähigkeit, schriftlich seinen vollen Wert mitzuteilen, fast ganz versagt war, Schumann gleich Wagner ein großer Schriftsteller und, wenn er auch nur selten die äußere Form der Poesie wählte, ein bedeutender Dichter war. Damit erst konnte jene innere Verschmelzung von Poesie und Musik, die keineswegs mit der äußeren Verbindung von Wort und Ton zusammenfällt, zur Tatsache werden; jene Verschmelzung, von der die Romantik träumte, ja die eigentlich das Wesen der Romantik ausmacht.

Beethoven steht gleich Goethe vor dieser Romantik. Wie im Großen von Weimar lebte auch in ihm ein starkes romantisches Fühlen, so daß er auch gleich Goethe für die nachfolgenden Romantiker ein Gott im Reiche der Kunst blieb, trotzdem er wiederum gleich Goethe von den äußeren Merkmalen der Romantik, ihrer Ironie, Sprunghaftigkeit und Weltverlorenheit nichts an sich hatte. Wagner andererseits konnte erst nach der Romantik kommen. Er ist als Mensch, aber auch in seinen Kunstwerken, nicht denkbar ohne die kritischen Kräfte des „jungen Deutschlands", ohne das soziale revolutionäre Fühlen, ohne die ganz andere Art von Nationalbewußtsein, die gerade aus der Kritik der staatlichen Zustände herauswuchs und sich bezeichnenderweise in einer Revolution mit nationalen Zielen (1848) entlud.

Schumann dagegen steht ganz in der Romantik; er ist wohl ihre glücklichste Verkörperung. Ich muß noch einmal auf Jean Paul zurückgreifen, den Schumann vor allen Dingen liebte, dessen Werke auf ihn nicht nur künstlerischen, sondern auch höchsten moralischen Einfluß geübt haben. Jean Paul stellte als Lebensgesetz auf: „Ich konnte nie mehr als drei Wege, glücklicher, nicht glücklich zu werden, auskundschaften. Der erste Weg, der in die Höhe geht, ist: so weit über das Gewölke des Lebens hinauszudringen, daß man die ganze äußere Welt mit ihren Wolfsgruben, Beinhäusern und Gewitterableitern von weitem unter seinen Füßen nur wie ein eingeschrumpftes Kindergärtchen liegen sieht. Der zweite ist: gerade herabzufallen ins Gärtchen und da sich so einheimisch in eine Furche einzunisten, daß, wenn man aus seinem warmen Lerchennest heraussieht, man ebenfalls keine Wolfsgruben, Beinhäuser und Stangen, sondern nur Ähren erblickt, deren jede für den Nestvogel ein Baum und ein Sonnen- und Regenschirm ist. Der dritte endlich, den ich für den schwersten und klügsten halte, ist der, mit den beiden andern zu wechseln."

Hätte Jean Paul auf seinen größten deutschen Zeitgenossen hingesehen, so hätte er nicht den Wechsel mit den beiden Wegen als das höchste Lebensziel bezeichnet, sondern die Vereinigung beider. Goethe hatte diesen dritten Weg gefunden und war so zu einer unvergleichlichen Harmonie des Lebens gelangt. Die Romantik aber hat es in den glücklichsten Fällen zu diesem Wechsel gebracht. Die meisten unter ihnen hatten nur den Wolkenflug verstanden, und wenn sie mit diesem am wirklichen Leben gescheitert waren, so hatten sie in der Regel nur noch Auswege gefunden: entweder die Flucht vor dem Leben oder jene unfruchtbare, ja heuchlerische romantische Ironie, die eine Art Notwehr gegen die Lebenswirklichkeit darstellte, aber jedem schweren Ansturm gegenüber jämmerlich versagte. So zeigt uns denn ja auch keine andere Kunstperiode so viele gescheiterte bedeutende Anlagen, wie gerade die Romantik.

Nun, Schumann verstand es, mit den beiden Wegen zu wechseln. Das kam daher, daß er wahrscheinlich dank der Schule Jean Pauls die Doppelnatur in sich erkannt hatte. Er hat das dadurch ausgesprochen, daß er die beiden Richtungen, die er in seinem Geistesleben verspürte, den kühnen vorwärts drängenden Stürmer und den sinnigen und versonnenen Träumer als Florestan und Eusebius personifizierte. Und hier zeigt sich sogar ein Hauch Goetheschen Geistes, denn in seinen Schriften strebt Schumann die Vereinigung der beiden an in der Gestalt des Raro. Aber die Gestalt ist nicht so lebendig wie die beiden anderen und auch im Musiker Schumann begegnen wir ihr kaum. Vielleicht daß er sich im Ringen um diese Einheit zu sehr verzehrt hat. Aber auch die Gesamtpersönlichkeit Schumanns zeigt die Doppelnatur. Der Träumer und Wolkenflieger war im praktischen Leben durchaus Bewohner der Enge, der wohlumfriedeten Stille. Als ihm Klara einmal schrieb, sie möchte ihn auf einem „rechten Fleck", etwa als Kapellmeister sehen, antwortete er ihr: „Ich wünsche mir keinen besseren Ort, als ein Klavier und dich in der Nähe." Aber andererseits war dieser Mann, der für sich selber im praktischen Leben keinen gangbaren Weg fand und sich nur schwer ein bescheidenes Haus bauen konnte, ein großer geistiger Organisator. Er hat mit seiner „neuen Zeitschrift für Musik" die ganze musikalische Kritik umgewandelt; er hat hier mit glänzender Feder der Musik die große Kulturstellung in der Welt erkämpft; er hat in der engen Schreibstube einen außerordentlich scharfen Blick für die großen öffentlichen Bedürfnisse der Musik bekundet. So manches, was er angeregt hat für die Organisation des Musikerstandes, die Einrichtung des Konzertlebens, die Herausgabe und Ausstattung von Musikwerken, fängt erst heute an, langsam in die Tat umgesetzt zu werden.

So sehen wir, wie die verschiedensten Kräfte in Schumann lebendig waren. Und der tragische Ausgang seines Lebens zeigt auch äußerlich, daß es ihm nicht gelungen war, das Problem, das ihm gestellt war, glücklich zu lösen. Woran liegt es nun, daß wir trotzdem Schumann gegenüber nicht das Empfinden eines Zerrissenen, nicht einmal eines Problematischen haben, wie bei so manchen anderen bedeutenden deutschen Künstlergeistern? Die Antwort ist einfach. Es waren nur gute Kräfte, die in Schumann walteten, alle für sich wertvoll, alle wunderbar wirkend innerhalb der ihnen gezogenen Grenzen. Und nur das Problem, sie zur

höheren Einheit zusammenzubringen, hat Schumann nicht gelöst. Daran ist er zugrunde gegangen; aber wir haben darunter nicht zu leiden, weil das, was er uns innerhalb der Grenzen gegeben hat, an sich ein köstlicher, dauernd wertvoller Besitz ist.

Noch eines kommt hinzu. Was uns Schumann und seine Kunst so wertvoll macht, das ist die Reinheit seines Wesens, die lautere Wahrheit seiner Natur und seiner Kunst. Es gibt keine höhere Sittlichkeit in der Kunst, als diese unbedingte Wahrhaftigkeit eines Menschen in allem, was er mitteilt, und in allem, wie er es mitteilt. Darin liegt der eigenartige Zauber, den Schumanns Musik auf uns ausübt. Vor allem in den kleineren Werken decken sich Inhalt und Form durchaus. In den kleineren mehr als in den größeren, weil Schumanns Phantasie so außerordentlich beweglich war, weil sie „von allem afficiert" wurde und deshalb zu einem raschen Wechsel der Empfindung neigte, der innerhalb großer Formen leicht als Sprunghaftigkeit wirkt, so daß der Hörer nur schwer zu folgen vermag. In den kleineren Gebilden aber, zumal in seinen Werken für Klavier, füllt seine leidenschaftliche Empfindung die Form so restlos aus, daß man hier sagen muß, der Inhalt habe sich erst die ihm gemäße Form geschaffen. So ähnlich, wie es Schumann auch einmal in einem Briefe ausdrückt: „Form — ich kümmere mich nicht um sie, ich mache es bloß."

Weil Schumann so unbedingt wahrhaftig war, ist er so ganz deutsch. Er, der wie wenige schaffende Künstler die Fähigkeit des Sich-einfühlens in andere Künstlerart bewährt hat, hat doch so gar nichts von anderen übernommen. Er ist ganz er selber, in jedem Stücke sofort erkenntlich, später unendlich oft nachgeahmt, aber niemals erreicht. So wird er dauernd, wie kein zweiter Musiker, der Poet im deutschen Hause bleiben; ein unvergleichlicher Freund, zumal stiller Dämmerstunden, in denen der scheue Vogel Phantasie leichter seine Schwingen hebt und selber dann gern die beiden Wege wählt: hinaufzufliegen weit über die Welt hinaus in die Wolken oder auch sich einzubauen in ein ganz kleines, enges, wohlumfriedetes Glück.



Zu unserer Notenbeilage

Pfingsten, das liebliche Fest, singt uns J. A. P. Schulz mit einer echt sommerfröhlichen Weise ein. Wenn unsere Leser sich einmal die drei Strophen am Klavier werden durchgespielt und durchgesungen haben, so werden sie die Erfahrung machen, daß ihnen das Lied so sicher im Gehör liegt, daß die Weise sich ihnen einstellt wie ein richtiges Volkslied. Und wenn es heute noch löbliche Sitte wäre, draußen im Freien im fröhlich hüpfenden Reigentanz die Freude an wonniger Natur auszuleben, so wäre hier eine Melodie gegeben, die sich recht dafür eignet, von den Tanzenden selbst gesungen zu werden.

J. A. P. Schulz ist der, man darf wohl sagen, genialste Vertreter jener „Berliner Schule" der deutschen Liederkomposition, die im zweiten Drittel des 18. Jahrhunderts in gleichem Maße uns von der Herrschaft der französischen Chanson wie der älteren langatmigen und schwerfälligen Ode befreite und die herrliche Neublüte des deutschen Liedes vorbereitete. Der besondere Grundsatz dieser Berliner Schule war, daß das Lied so gestaltet sein müsse, daß es auch der

instrumentalen Begleitung entbehren könne. Diese Forderung ist verhältnismäßig leicht zu erfüllen, wenn der Gesangsatz selbst mehrstimmig ist. Nur ganz wenigen Komponisten aber ist es gelungen, die Art des echten Volksliedes so zu treffen, daß sie auch in einer einstimmigen Melodie etwas so Geschlossenes und in sich Fertiges zu schaffen vermögen, daß diese als ein Ganzes wirkt und vom Sänger ohne jedes Gefühl der mangelnden Begleitung gesungen werden kann.

So wie Schulz hat kaum ein anderer diese echte Volkstümlichkeit erreicht. Daß ihn dazu nicht nur die natürliche Begabung, sondern auch ein eifriges grundsätzliches Streben befähigte, beweisen die Vorreden, die er zu seinen verschiedenen Liedersammlungen schrieb, insbesondere jene zur zweiten Auflage seiner „Lieder im Volkston", die zuerst 1782 und dann wieder 1784 erschienen waren. Es ist ihm hier in der Tat gelungen, in seine Lieder den Schein des Bekannten hineinzubringen, in dem „das ganze Geheimnis des Volkstones liegt". Allerdings darf es nur der Schein des Bekannten sein, nicht das Bekannte selbst. Es ist jedenfalls außerordentlich schwierig, in dieser einfachen Melodiebildung eigenartig zu sein. „Nur durch eine frappante Ähnlichkeit des musikalischen mit dem poetischen Tone des Liedes; durch eine Melodie, deren Fortschreitung sich nie über den Gang des Textes erhebt, noch unter ihn sinkt, die, wie ein Kleid dem Körper, sich der Deklamation und dem Metro der Worte anschmiegt, die außerdem in sehr sangbaren Intervallen, in einem allen Stimmen angemessenen Umfang und in den allerleichtesten Modulationen fortfließt; und endlich durch die höchste Vollkommenheit der Verhältnisse aller ihrer Teile, wodurch eigentlich der Melodie diejenige Rundung gegeben wird, die jedem Kunstwerk aus dem Gebiete des Kleinen so unentbehrlich ist, erhält das Lied den Schein, von welchem hier die Rede ist, den Schein des Ungesuchten, des Kunstlosen, des Bekannten, mit einem Wort: den Volkston, wodurch es sich dem Ohre so schnell und unaufhörlich zurückkehrend einprägt."

Schulz hat in zahlreichen seiner Lieder diesen Zweck vollkommen erreicht, und manches derselben lebt noch heute, ohne daß uns der Komponist bekannt ist; so das stimmungsvolle Abendlied „Der Mond ist aufgegangen", „Sagt, wo sind die Veilchen hin?" und viele andere. Schulz hat seine Lieder selber mit einer Klavierbegleitung versehen, diese aber so einfach gehalten, daß sie für sich nur in seltenen Fällen Reize bietet. Freilich war damals noch ein Abglanz der älteren Generalbaßkunst lebendig, und man darf wohl annehmen, daß, wenn Musiker diese Liedlein sangen, sie die Instrumentalbegleitung reichlicher gestalteten, zumal sie ja auch vom „galanten" Klavierspiel der französischen Klaviermusik her die Anwendung von zahlreichen „Agréments" in Verzierungen, Vorschlägen und Trillern aller Art gewohnt waren. Es ist darum sicher ein glücklicher Gedanke, die vielen köstlichen Melodien des deutschen Liederschatzes vor Schubert dadurch unserer Hausmusik zuzuführen, daß man die Klavierbegleitung mehr unserem heutigen Verlangen nahebringt. Unser Ohr ist nun einmal an vollere Klänge gewöhnt, und diese beeinträchtigen ja keineswegs den eigenartigen Charakter der betreffenden Melodien. Für Schulz hat sich dieser Aufgabe Bernhard Engelke mit Glück unterzogen, und man wünschte seiner fünfundzwanzig Lieder umfassenden Sammlung, die er im Steingräberschen Verlage zu Leipzig herausgegeben hat, eine Fortsetzung, die sich ja keineswegs auf Schulz zu beschränken brauchte. Diese ganze Liederkunst des 18. Jahrhunderts bietet in der Schlichtheit ihres Empfindens und der ganz auf kernhafte Melodie gestellten Gesundheit des Ausdrucks ein wirksames Gegengewicht gegen unser neuestes allzu differenziertes Liedschaffen.

Schulz erfreute sich zu Lebzeiten liebevollster Wertschätzung bei hoch und niedrig. Seine Volkstümlichkeit wird bezeugt durch die hohe Zahl der Subskribenten, die seine Liedersammlungen fanden, und auch sein Lebenslauf verlief äußerlich glücklich. 1747 in Lüneburg geboren, zeigte er schon als Kind starke musikalische Begabung und kam mit achtzehn Jahren nach Berlin in die strenge Schule Kirnbergers. Er ist dann als Musiklehrer durch mancher Herren Länder gekommen und hat aus fremder Singweise, zumal aus der französischen, sehr viele Anregungen

für seine so echt deutsch anmutende Singart gewonnen. 1776 war er Musikdirektor in Berlin, 1780—87 Opernkapellmeister des Prinzen Heinrich in Rheinsberg und danach sieben Jahre in der gleichen Stellung beim König von Dänemark in Kopenhagen. Seine schwächliche Gesundheit zwang ihn zur Rückkehr, und er ist schon 1800 gestorben.

* * *

Von den anderen Liedern unserer Notenbeilage schließen sich die beiden von Fritz Jürgens in Ausdruck und Melodiebildung auch so knapp und einfach wie möglich an die Texte an. Von dem jungen Komponisten hoffen wir bald noch andere Schöpfungen vorführen zu können, in denen sich zeigt, daß sein tiefes Einleben in die dichterischen Vorlagen ihn mit größeren Dichtungen auch zu eindringlicheren und reicheren Musikbildungen führt. — H. Rades warm empfundene Vertonung der „Juninacht" Schönaich-Caroloths weckt die wehmütige Erinnerung an diesen allzufrüh von uns geschiedenen vornehmen Dichter.





Meine Truppen, Deine Truppen

Wenn die Tagespresse einen von regierenden Herren gepflogenen Meinungsaustausch veröffentlicht und mag er auch nur in einer einfachen Mitteilung und ihrer Beantwortung bestehen, so geschieht es in den meisten Fällen auf deren unmittelbare Veranlassung. Selten, daß sie der Veröffentlichung nur zugestimmt haben. Stets aber liegt die Absicht vor, die Regierten von dem in Kenntnis zu setzen, was sie sich selber zu sagen hatten. Ob die regierenden Herren jedoch diesen damit das Recht zugestehen wollen, sich über das Vernommene ein Urteil zu bilden und es auszusprechen? Oft macht es den Eindruck, als wenn sich nach ihrer Ansicht die Regierten nur auf die Kenntnisnahme des Mitgeteilten zu beschränken haben. Sonst würden die Herrscher in der Veröffentlichung ihres Meinungsaustausches sicherlich mehr Vorsicht walten lassen, vornehmlich alles ausschalten, was falsch verstanden oder Anstoß erregen kann. Ihr vermeintliches, die Unfehlbarkeit verbürgendes Gottesgnadentum bewahrt sie auch bei den Loyalsten aller Loyalen nicht vor der Kritik ihrer Handlungen und Äußerungen.

Die gebotene Vorsicht mußte auch vermißt werden in der Veröffentlichung des Austausches von Telegrammen zwischen dem Deutschen Kaiser einerseits und dem Prinzregenten von Bayern und dem König von Sachsen andererseits über die Leistungen der bayrischen und sächsischen Truppen bei den Besichtigungen, die Wilhelm II. gegen Ende April d. Js. in den Reichslanden vorgenommen hat. Beiden Herrschern hatte der Kaiser mitgeteilt, daß er *ihre* Truppen in vortrefflicher Verfassung gefunden habe; und während der Prinzregent von Bayern in seinem Dank für die Mitteilung nur von „den *bayrischen* Truppen" sprach, denen die Anerkennung des Kaisers zuteil geworden sei, lehnte sich der König von Sachsen in der Antwort unmittelbar an den Text des kaiserlichen Telegrammes an. „*Es freute mich*," so lautete es wörtlich, „*aufrichtig, daß meine beiden Regimenter Dein Wohlgefallen gefunden haben.*" Klingt es nicht gerade so, als wenn die doch nur unter der Kommandogewalt der Fürsten stehenden Truppen ihr persönliches Eigentum wären? Zum Beweise dessen aber, daß es nicht zutrifft, bedurfte es nicht erst der Richtigstellung des Prinzregenten, so willkommen sie auch im übrigen sein muß. Wer auch nur einigermaßen mit der Zeit mitgegangen ist, weiß, daß nur die von den Herrschern selber besoldeten Haustruppen ihnen gehören, alle übrigen Truppen im Deutschen Reiche Eigentum der Regierten sind, die das Geld für sie aufbringen. Ja, streng genommen, hat der bescheidenste Steuerzahler an dem deutschen Heere ein weit größeres Besitzrecht als die steuerfreien regierenden Herren, die zu seinem Unterhalt auch nicht einen Nickel beizutragen brauchen und auch tatsächlich nicht beitragen. Unmöglich kann für diese aber ein Eigentumsrecht daraus abgeleitet werden, daß ihnen die Regierten die Kommandogewalt über die Armee überlassen haben, und das um so weniger, als ihnen die Ausübung dieser Gewalt vom Steuerzahler durch eine mehr als reichliche Zivilliste vergütet wird. Nur Widerspruch konnte die ungerechtfertigte Beanspruchung

deutscher Truppen als persönliches Eigentum in den Telegrammen des Deutschen Kaisers und des Königs von Sachsen in dem urteilsfähigen Teile unseres Volkes wecken, und er wird auch nicht dadurch abgeschwächt, daß der Prinzregent von Bayern sich an dieser Beanspruchung nicht hat beteiligen wollen.

Sehr loyal veranlagte Leute werden es natürlich für töricht halten, Staub über den Gebrauch von einigen besitzanzeigenden Fürwörtern aufzuwirbeln; diese Fürwörter wären den beiden Herrschern in die Feder geflossen, ohne daß sie sich etwas Besonderes gedacht hätten. So harmlos ist die Sache denn doch nicht. Es ist nicht das erstemal, daß im fürstlichen Austausch von Telegrammen deutsche Truppen als „Meine" und „Deine" hingestellt worden sind, auch nicht das erstemal, daß der Prinzregent von Bayern mit beabsichtigter Deutlichkeit zu verstehen gegeben hat, daß die bayrischen Truppen nicht „seine" Truppen sind. Als Kaiser Wilhelm II. vor den Kaisermanövern im Jahre 1908 bei Metz über das XVI. Armeekorps die Parade abgehalten hatte, telegraphierte er an den Prinzregenten ähnlich wie dieses Mal: „Es gereicht mir zur Freude, Dir mitteilen zu können, daß ich bei der heutigen Parade Deine Infanterie-Brigade und Dein Fußartillerie-Regiment in derselben hervorragenden Verfassung wie bisher gefunden habe". Und die Antwort hierauf lautete ebenfalls ähnlich wie heute, es hätte den Prinzregenten mit Freude erfüllt, daß die „bayrischen Truppen" in den Augen des Kaisers so gut bestanden hätten. Und wie heute hatte sich auch damals im Volke heftiger Widerspruch gegen die unzutreffende Bezeichnung deutscher Truppen in dem Telegramm des Kaisers geregt, dem auch hier Ausdruck geliehen worden war. Wenn diese Bezeichnung in den veröffentlichten Äußerungen des Kaisers immer wiederkehrt, wiederkehrt auch nach dem hiergegen erhobenen Protest, und jetzt auch ein anderer regierender Herr von seinen Regimentern spricht, so ist dies ein untrügerischer Beweis dafür, daß verschiedene deutsche Fürsten tatsächlich noch die Auffassung haben, die unter ihrer Kommandogewalt stehenden Truppen seien ihr persönliches Eigentum. Dies ist aber für die Regierten keineswegs belanglos, und sie haben allen Grund, sie richtig zu stellen, so oft sie ihr begegnen.

Günther von Vielrogge



Das Urheberrecht am neugefundenen „Wilhelm Meister" Goethes

Eine hochinteressante Rechtsfrage ist entstanden. Man hat ein Manuskript aufgefunden, das zwei Mitglieder der Familie Schultheß in Zürich nach einem Goetheschen Original abgeschrieben haben, nach einem unveröffentlichten Original Goethes. Nun zerbricht man sich die Köpfe darüber: Wer besitzt das Urheberrecht daran, die Besitzer der Handschrift oder die etwa noch existierenden Nachkommen Goethes, oder aber gibt es keinen Besitzer dafür, weil Goethe länger als dreißig Jahre tot ist?

Nach dem früheren Urheberrechtsgesetz erlosch ein Autorrecht unbedingt dreißig Jahre nach dem Tode des Verfassers. Später hat man in bezug auf nachgelassene Werke eine bedenkliche Erweiterung geschaffen, die im Gesetz von 1901 festgelegt ist und in § 29 lautet: „Der Schutz des Urheberrechts endigt, wenn seit dem Tode des Urhebers dreißig Jahre und außerdem seit der ersten Veröffentlichung des Werkes zehn Jahre abgelaufen sind. Ist die Veröffentlichung bis zum Ablaufe von dreißig Jahren seit dem Tode des Urhebers nicht erfolgt, so wird vermutet, daß das Urheberrecht dem Eigentümer des Werkes zustehe." Diese letztere Bestimmung soll selbstredend den Erben des Autors zugute kommen, kann aber auch zugunsten des zufälligen Besitzers der Papierblätter gedeutet werden, worauf das Manuskript geschrieben ist. Professor Kohler meint indes, dies würde nicht allzuviel schaden, weil der Nachweis des überkommenen Autorrechts, der allerdings unerläßlich ist, nicht leicht zu erbringen sein würde.

Nun besagt aber § 62 desselben Gesetzes: „Die ausschließlichen Befugnisse des Urhebers (selbstredend auch seiner Erben) eines geschützten Werkes bestimmen sich nach den Vorschriften dieses Gesetzes, auch wenn das Werk vor dessen Inkrafttreten entstanden ist." Daraus würde sich nach Professor Kohler der Schluß ergeben, daß, selbst wenn das Werk vor Jahrhunderten entstanden ist, die Erben des Autors ein Recht nach dem gegenwärtigen Gesetze hätten, und dieses Recht würde sich nach § 29 darin kundgeben, daß ihnen ein zehnjähriges Erstveröffentlichungsrecht zustünde. Hierbei ist nur übersehen, daß der § 62 ausdrücklich ein geschütztes Werk annimmt, und daß hier wohl eine Übergangsbestimmung getroffen werden sollte. Goethes „Wilhelm Meister" gehört aber selbstredend längst nicht mehr zu den geschützten Werken.

Von einem Urheberrechte der Inhaber der Handschrift bzw. Abschrift kann wohl nicht die Rede sein. Sehr treffend bemerkt der berühmte Rechtslehrer: „Wie, wenn von einem Werke mehrere Handschriften existieren und diese nun als Eigentum verschiedenen Personen zustehen, sollen diese sich in das Autorrecht teilen?" Diese Frage wird hier glücklich vermieden, da ein auf Goethe zurückzuführendes Autorrecht der Handschrifteneigentümer nicht in Frage kommt.

Anders liegt die Sache in Hinsicht auf das Erbrecht, falls noch Erben Goethes leben sollten. Wenn auch entgegengehalten würde, daß zuzeiten Goethes noch kein Urheberrecht bestand, und daß folglich ein solches sich nicht vererben könne, so würde doch der zitierte § 29 zu beachten sein, der auch einem nachgelassenen Werke eine Schutzfrist gewährt. Es würde ferner in Betracht zu ziehen sein, daß laut § 62 sich die Befugnisse des Urhebers nach dem neuen Urheberrechtsgesetze bestimmen, selbst wenn das Werk vor dem Inkrafttreten des Gesetzes entstanden ist.

Die Rechtsfrage dürfte daher so liegen, daß, wenn Erben Goethes noch leben, diesen ein zehnjähriges Urheberrecht zusteht. Leben keine Erben, so kann das Werk von jedermann gedruckt und verlegt werden, dem die Handschrift zur Verfügung steht. Es ist der Fall möglich, daß der Besitzer der Handschrift diese nur unter der Bedingung herleiht oder veräußert, daß ihm eine Geldentschädigung zuteil wird, welche höher bemessen werden könnte als diejenige, die Goethe selbst bei Lebzeiten als Autor für das Originalmanuskript erzielt haben würde.

Paul Hennig



Berliner Theater

Ein interessantes Experiment war die Aufführung des Euripideischen Hippolyt durch die akademische Bühne. Eine besondere Bedeutung erhielt sie dadurch, daß Ulrich von Wilamowitz-Möllendorf sie durch eine „Conférence" einleitete. Der Gelehrte ist ein Meister der Causerie. Er hat im Gegensatz zu Mommsens scharfgeschnittenen und geprägten Zügen des Kopfes auf einer römischen Münze etwas Mild-anmutvoll-Heiteres, etwas von griechischer Sophrosyne in seinem jugendlichen Antlitz unter dem weißen Haar.

Er machte also den Prologus in seiner geschliffenen glitzernden Art.

Er führte aus, daß er den Hippolyt eigentlich für unaufführbar halte, und charakterisierte dann die Mittel, durch die man versuchte, ihn der modernen Bühne zu erobern. Er forderte schließlich die Hörer auf, sie sollten das Werk unbefangen menschlich, frei von allem philologischen Ballast genießen. Das blieb nun freilich ein frommer Wunsch.

Fesselnd für uns ist in diesem Drama die Psychologie des Jünglings Hippolyt. Vertiefter ist sie als in Racines Phädra. Hier leistet Hippolyt der Liebesraserei der Phädra nur deswegen Widerstand, weil er eine andere begehrt.

Bei Euripides aber sehen wir einen spröden, herben Jünglingsmenschen in Erz und Waffen, unerweckt, rein, mit schamhafter Scheu vor dem Weibe. Den reinen Toren mittel-

alterlicher Epen ist er verwandt, die der Sinnenlust und der gierigen Frau Welt sich enthalten, um nicht sich in der Frauen-Umarmung zu „verliegen“. Sie weihen sich der hohen Minne, und der allerhöchste Frauendienst gilt der Jungfrau Maria. Eben erst sahen wir in Stuckens Mysterium Gawân, wie der Gralsritter die irdische Versuchung bestand und in Madonnas Gnaden einging.

Mit den himmlischen Mächten ist auch das Begebnis bei Euripides verknüpft. Aphrodite treibt Phädra zu Begierde, und Artemis die Virgo, die Unnahbare, die gewappnete Jägerin, sie ist die Göttin des ritterlichen Hippolyt.

Euripides führte die Göttinnen redend und handelnd auf die Szene, als Personifikationen von Lebensmächten, die widerstreitend um die Seelen der Menschen ringen.

Die Bearbeitung hat nun diese jenseitigen Figuren gestrichen und ihre Einwirkung nur durch zwei Altäre markiert. Die Absicht war, damit die Handlung menschlich näher zu bringen. Doch blieb die Absicht recht kurzsichtig. Die Verkettung menschlicher Begebnisse mit dem Schicksalswillen der Überirdischen ist bei Euripides eine so fest geschlossene, daß ein Eingriff hier eine Verstümmelung bedeutet, und daß aus dem Eliminieren der Gottheiten Lückenhaftigkeit und Mangel an treibenden Ursachen peinlich fühlbar wird. Verlegenheiten ergeben sich daraus. So muß die Rede der Artemis, die Theseus das unheilvolle Geschehn deutend aufhellt, und die daher unentbehrlich ist, einer Dienerin übertragen werden. Und noch mehr der Zwiespältigkeiten stellen sich störend ein.

Das wirkliche Ergebnis des Abends war eigentlich technisch-dekorativer Natur, es war die Bekanntschaft mit dem Fortunyschen Kuppelhorizont. Es ist der vollkommenste Bühnenhimmel, der bis jetzt erreicht wurde, mittelst einer optischen Klaviatur, die registerartig gehandhabt wird, lassen sich auf ihm Wolkenbildungen und Lichtphänomene voll changierender Mannigfaltigkeit projizieren und damit die stärksten Stimmungserregungen wecken.

Zwei mäßige Shaw-Abende sind zu verzeichnen. Allzu kritiklos werden die dramatischen Schnitzel und Späne des witzigen Iren in Berlin ans Licht gebracht.

Im Lessingtheater sah man die angebliche Groteske „Heiraten“. Shaw selbst hat das gar nicht einmal für das Theater bestimmt. Er nannte es eine „Diskussion“ über die Ehe.

Es kommen in diesem Traktat natürlich kluge und feine Worte vor. So verkündet ein Bischof voll milder wissender Güte: Das Ehegesetz wird niemals göttlich werden können, solange es nicht menschlich gestaltet ist.

Im allgemeinen überwiegt aber das Possenhafte und ein äußeres Einfallsjonglieren, etwa in der Art: Heiraten ist verkehrt, Nichtheiraten noch verkehrter.

Und possenhaft sind auch die Figuren; hohle Mannequins, die ohne eigenes Wesen nur Sprechmaschinerien für die Shawschen Witze sind.

Der Sinn des schillernden Hin- und Hergeredes mag — wenn man ihn betriebsam suchen will — der sein, daß es für die Heiraterei, der trotz Widerstrebens doch die Menschlein fast insgesamt verfallen, keine Systeme und Programme gibt, daß das gescheiteste Debattieren und Theoretisieren zu nichts nütze ist, sondern daß jedes Paar die schwierige Lebenssache auf eigene Fasson von neuem zu lösen versuchen müsse.

Nur eine Harlekinade, ein Satyrspiel zur Candida ist der Einakter „Wie er ihren Mann belog“, spielend zwischen Frau, Gatten und dem Dritten, dem Dichter. Der leugnet, daß die aufgefundenen Liebesgedichte der Frau zugehören. Darüber wird der Gatte noch wütender, denn jetzt ist auch seine Eitelkeit noch gekränkt, da der Poet, der in seinem Haus verkehrt, mit seinen Versen eine andere Dame anschwärmt. In einem Boxmatch entlockt er dem schwächlicheren Lyriker dann doch das Geheimnis der wahren Muse, ist befriedigt und läßt die Poesien in einer Luxusausgabe drucken.

Bei Reinhardt machte den Schluß die Pantomime Sumurûn, von Freksa nach orientalischen Motiven zusammengestellt. Das Motiv von den Irrfahrten und den gro-



testen Schicksalen der scheintoten Leiblichkeit eines Buckligen ist mit der Liebes- und Eifersuchtstragödie zwischen dem jungen Teppichhändler, dem alten Scheich und der schönen Sumurûn verknüpft. Es gab farbenschillernde Traumbilder aus Tausendundeiner Nacht, anfangs nur genrehaft und monoton, dann aber voll sich steigernder Spannung atemlosen Geschehens, einem erregenden Stakkato-Rhythmus und einer leidenschaftlichen mimischen Darstellung urtriebhafter Affekte.

Und wie auf dem japanischen Theater schritten die überlebenden Personen von der Bühne fort über den schmalen, blütenbekränzten Podiumpfad, den „Blumenweg", durch das Parkett. Und der Pierrot oriental zog über der Szene, wo die Getöteten in ihrem Blute lagen, schreckensbleich den Vorhang.

Felix Poppenberg



Spielen oder erleben?

„Gestern abend spielte Fräulein H. die Hebbelsche Judith — nein, sie spielte nicht die Rolle, sie erlebte sie vielmehr." Diese wundervolle Phrase schleppt sich nun schon seit Jahr und Tag in endlosen Variationen durch die Zeitungsspalten vom stolzen Weltblatt bis zum armseligen Provinzialblättchen herab. Die Redewendung ist damals aufgekommen, als die Duse zuerst in Deutschland Sensation erregte. Es mochte gerechtfertigt sein, für eine neue künstlerische Offenbarung auch ein neues Wort zu prägen, und man ließ sich in diesem Zusammenhang die kühne Metapher gern gefallen. Sie nun aber von jedem Duodezkritiker gedankenlos auf jeden Dutzendschauspieler angewandt zu sehen, ist für halbwegs geschmackvolle Leute ein unerträgliches Ärgernis. Bei Licht besehen, stimmt die Sache überhaupt nicht. Ein Künstler kann eine Rolle gar nicht durchleben, am allerwenigsten dann, wenn er sie im Jahr einhundertmal wiedergibt. Sogar die Duse wird es nicht zustande bringen, die von ihr unzählig oft gespielte Rolle der Silvia Settala immer noch zu „erleben". Dies ist aber auch durchaus nicht nötig. Der Schauspieler braucht vielmehr beim Publikum nur den Schein zu erwecken, als ob er seine Rolle erlebe. Auf Schein, auf Täuschung beruht ja doch alles in der Bühnenwelt. Ein Künstler, der sich so vollständig an seine Rolle verliert, daß er seine eigene Person mit der darzustellenden verwechselt, wird damit schwerlich die erwartete Wirkung erzielen. Auch während der Vorstellung darf er das Bewußtsein seines von der Kunstaufgabe abweichenden Ichs nicht aufgeben. Es hilft ihm gar nichts, wenn er sich vollständig mit seiner Rolle zu identifizieren vermag, ohne zugleich die Fähigkeit zu besitzen, dies zum entsprechenden künstlerischen Ausdruck zu bringen. Er spielt nicht für sich, sondern für das Publikum, und da dieses die szenischen Vorgänge aus der Distanz, aus der Perspektive betrachtet, müssen von ihm auch die inneren Erlebnisse und Empfindungen in einer auf die Fernwirkung berechneten Weise, also stilisiert, gezeigt werden. Dazu bedarf es jedoch des kontrollierenden und zügelnden Kunstverstandes, der nicht bloß beim Rollenstudium, sondern auch während der Darstellung selbst zur Anwendung kommen muß. Die rechte arithmetische Mitte zwischen Temperament und Virtuosität ist es, was die höchsten Leistungen auf dem Gebiete der Schauspielkunst zeitigt. — Wenn sich unsre Theaterrezensenten einmal darüber klar werden wollten, so würden sie vielleicht endlich der abgestandenen Phrase vom Erleben einer Rolle, in die sie sich so hoffnungslos verliebt haben, den Laufpaß geben. Am sichersten freilich wird sie dadurch ausgeschaltet, daß bald eine andere kritische Redeblume gezüchtet wird, hinter deren geistreichem Scheine sich die Gedankenarmut ebenso bequem verstecken kann.

R. Kr.

Verantwortlicher und Chefredakteur: Jeannot Emil Freiherr von Grotthuß, Bad Oeynhausen in Westfalen.
Literatur, Bildende Kunst, Musik und Auf der Warte: Dr. Karl Storck, Grunewald b. Berlin, Hohenzollerndamm 96.
Druck und Verlag: Greiner & Pfeiffer, Stuttgart.



Studie zu einem Kinderfeste Otto H. Engel



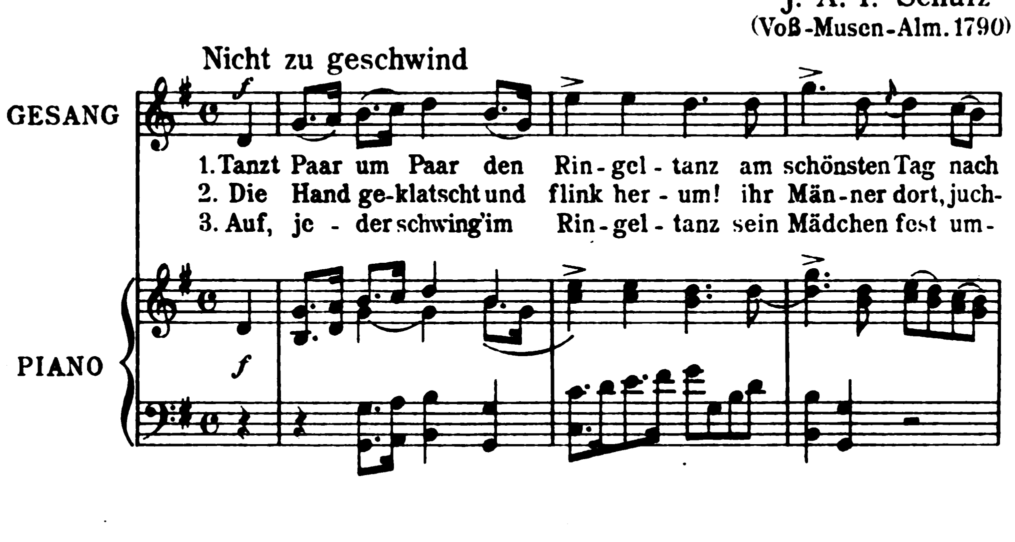
XII. Jahrg. Juni 1910 Heft 9
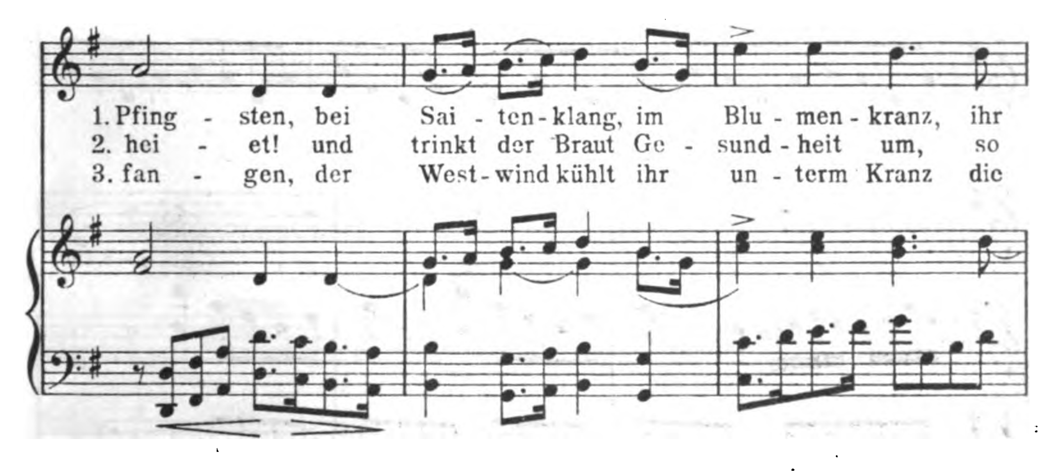
Pfingstreihen

(Johann Heinr. Voß)
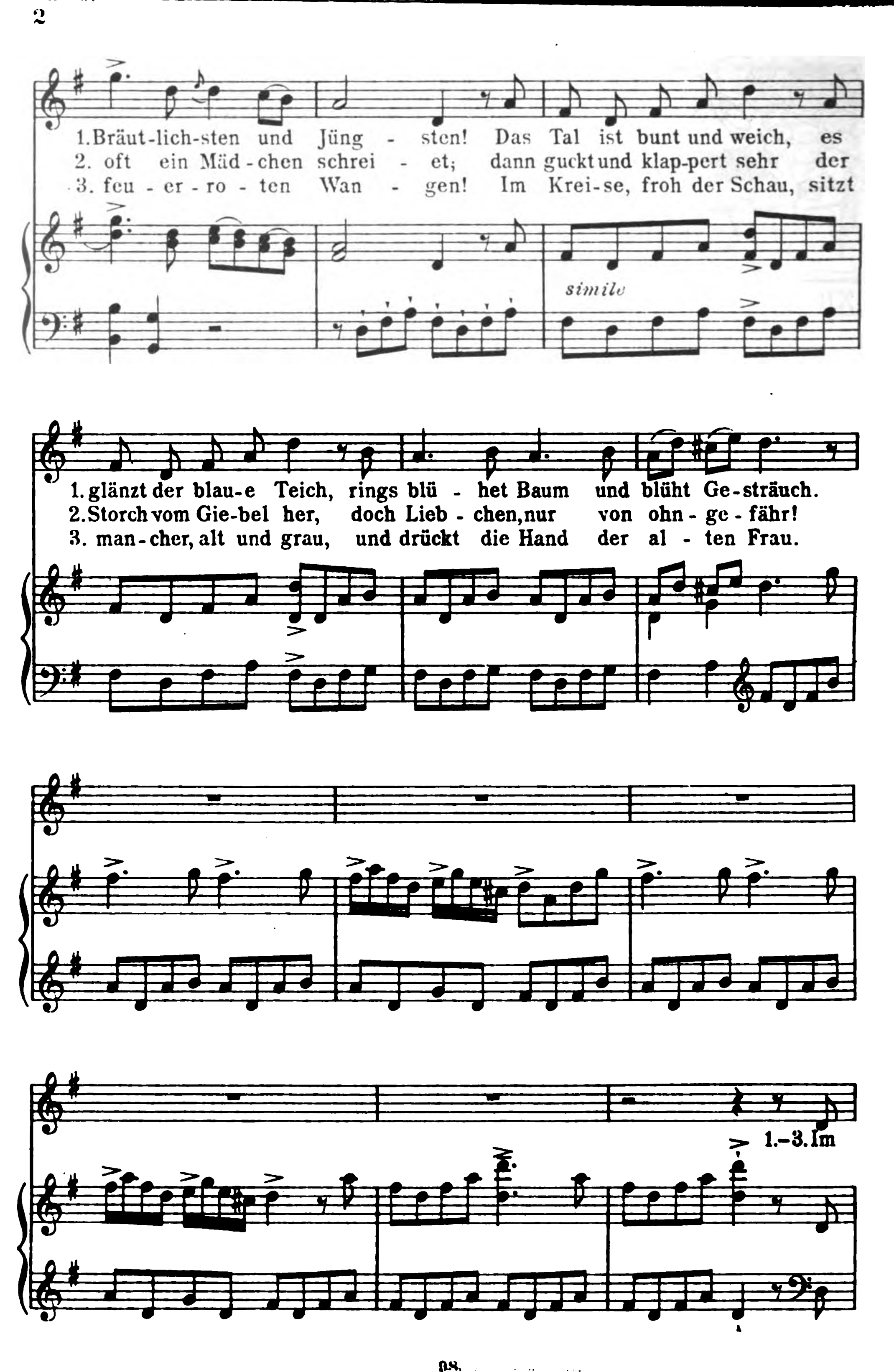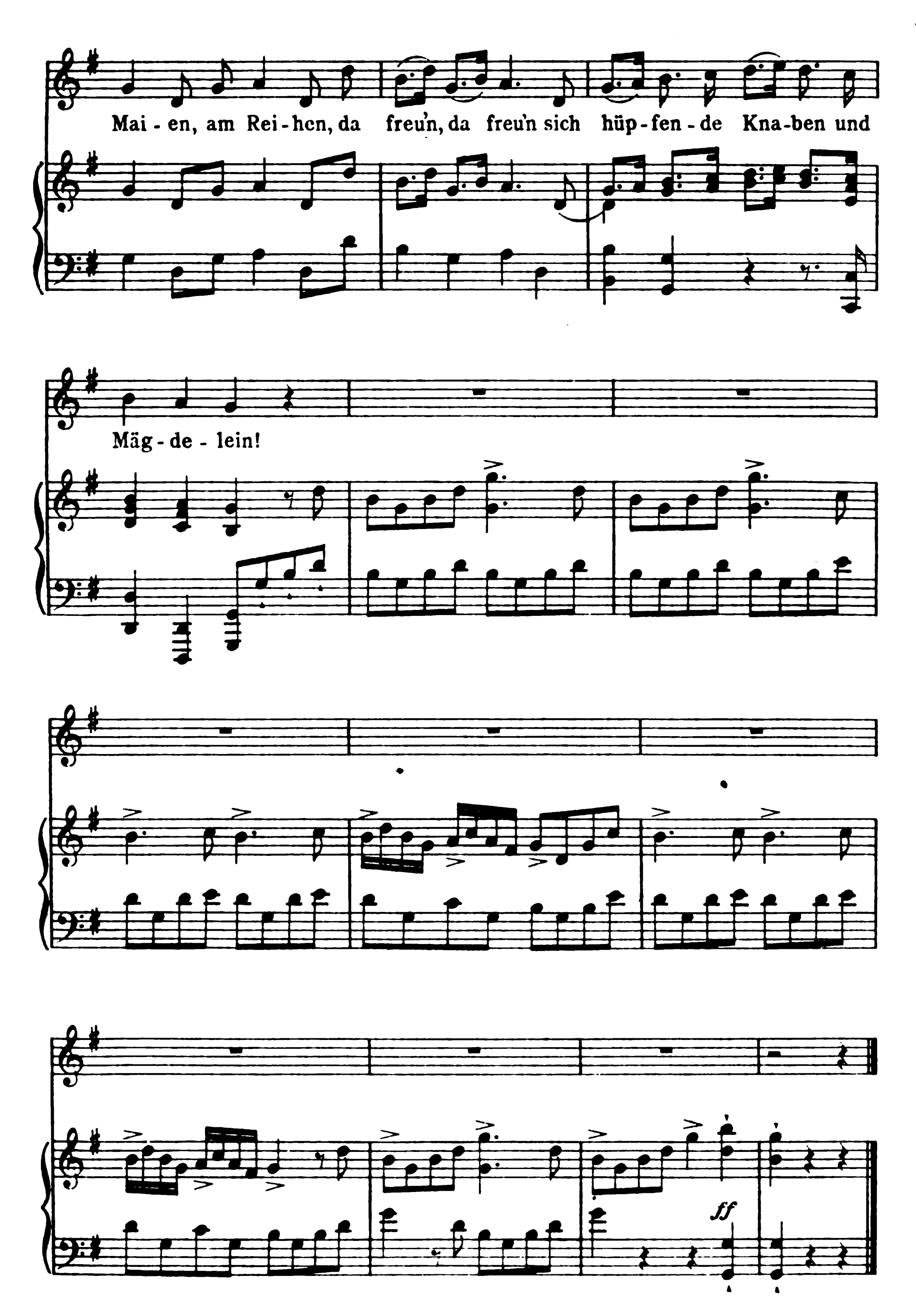


J. A. P. Schulz
(Voß-Musen-Alm. 1790)
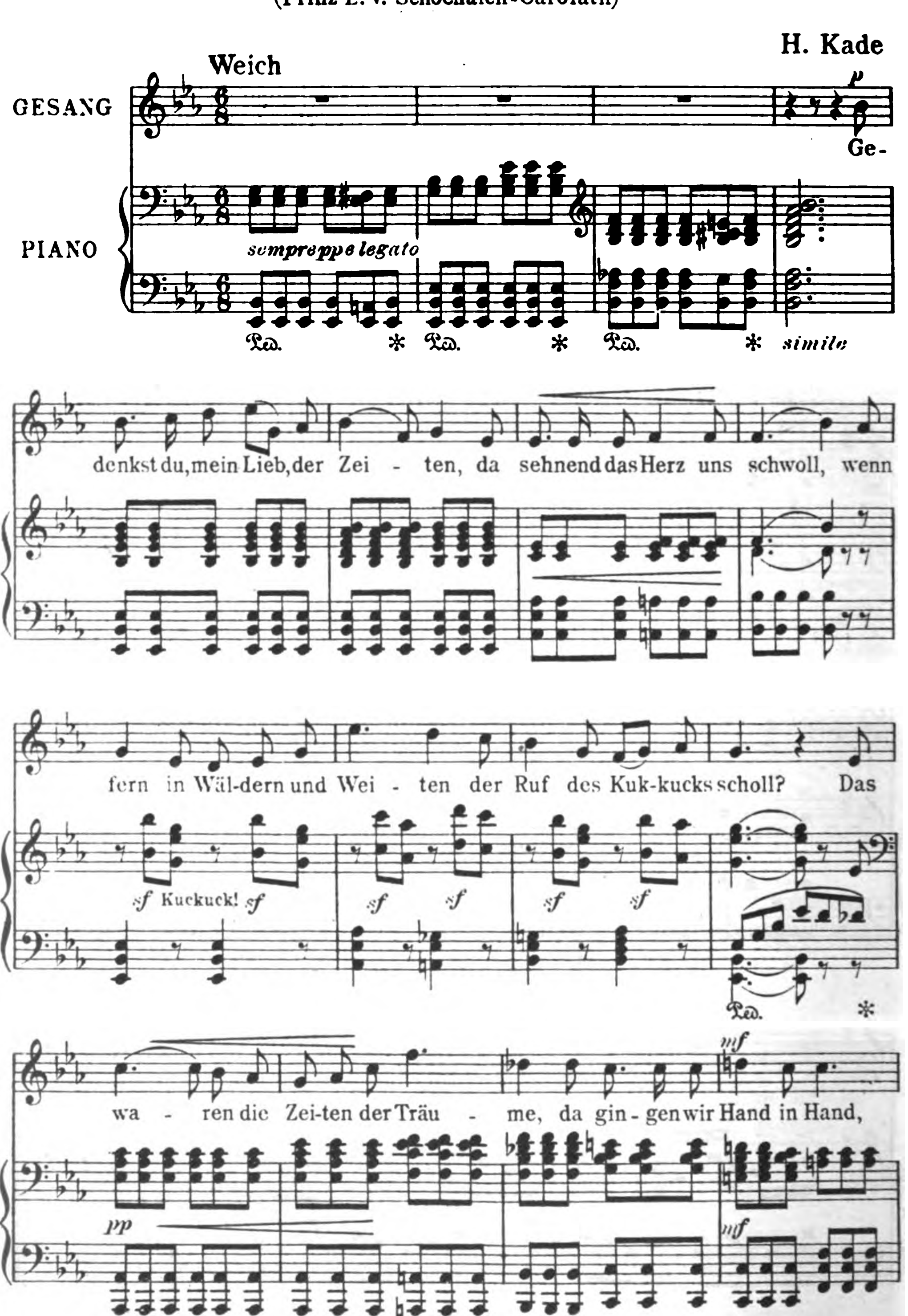




Mit freundlicher Erlaubnis von Steingräbers Verlag in Leipzig entnommen aus „Lieder im Volkston" für eine Singstimme mit Klavierbegleitung von J. A. P. Schulz. In Auswahl neu herausgegeben und bearbeitet von Bernh. Engelke.


1. Bräut-lich-sten und Jüng - sten! Das Tal ist bunt und weich, es
2. oft ein Mäd-chen schrei - et; dann guckt und klap-pert sehr der
3. feu - er - ro - ten Wan - gen! Im Krei-se, froh der Schau, sitzt
simile
1. glänzt der blau-e Teich, rings blü - het Baum und blüht Ge-sträuch.
2. Storch vom Gie-bel her, doch Lieb - chen, nur von ohn - ge - fähr!
3. man-cher, alt und grau, und drückt die Hand der al - ten Frau.
1.–3. Im
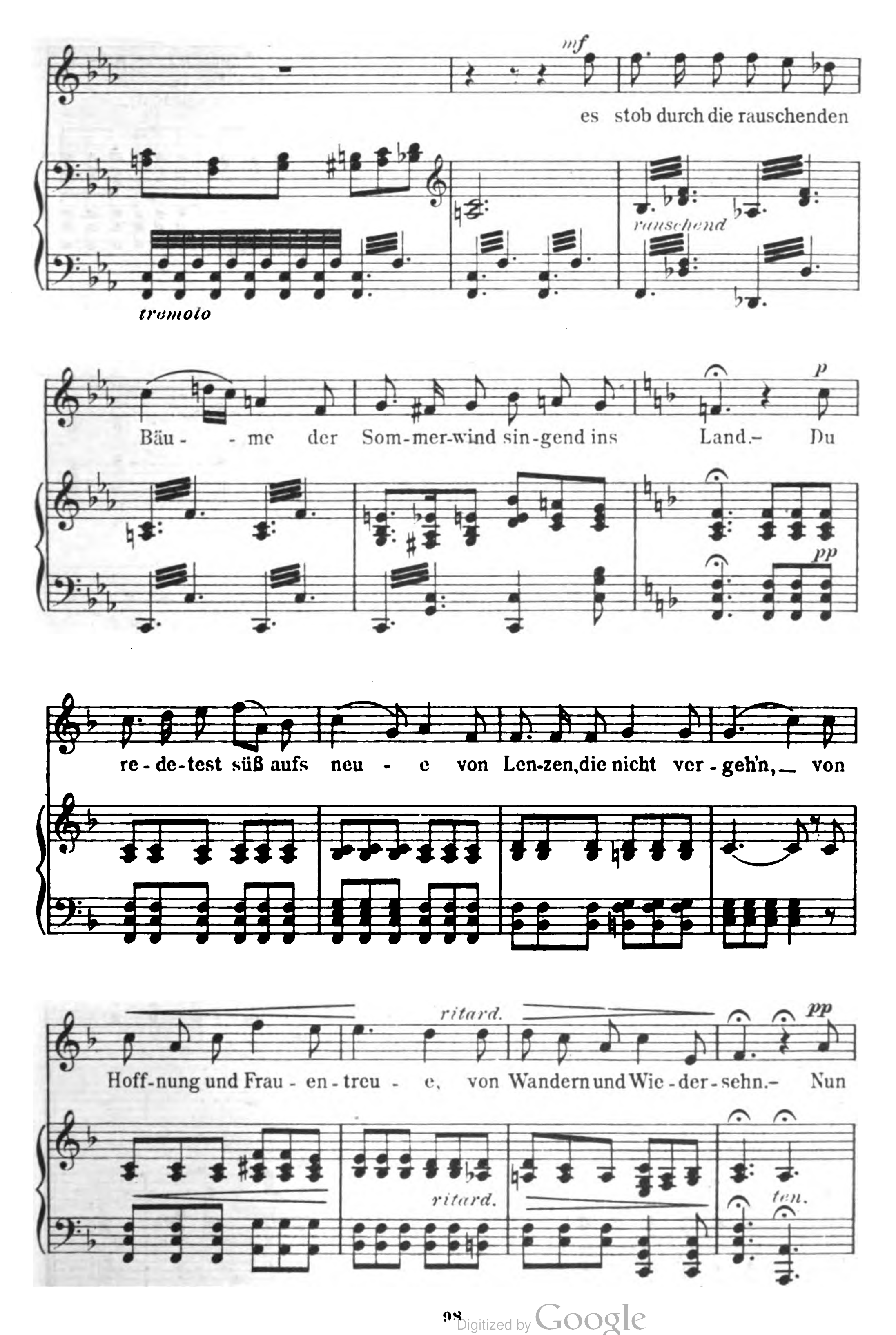

Mai - en, am Rei - hen, da freu'n, da freu'n sich hüp - fen - de Kna - ben und
Mäg - de - lein!
ff
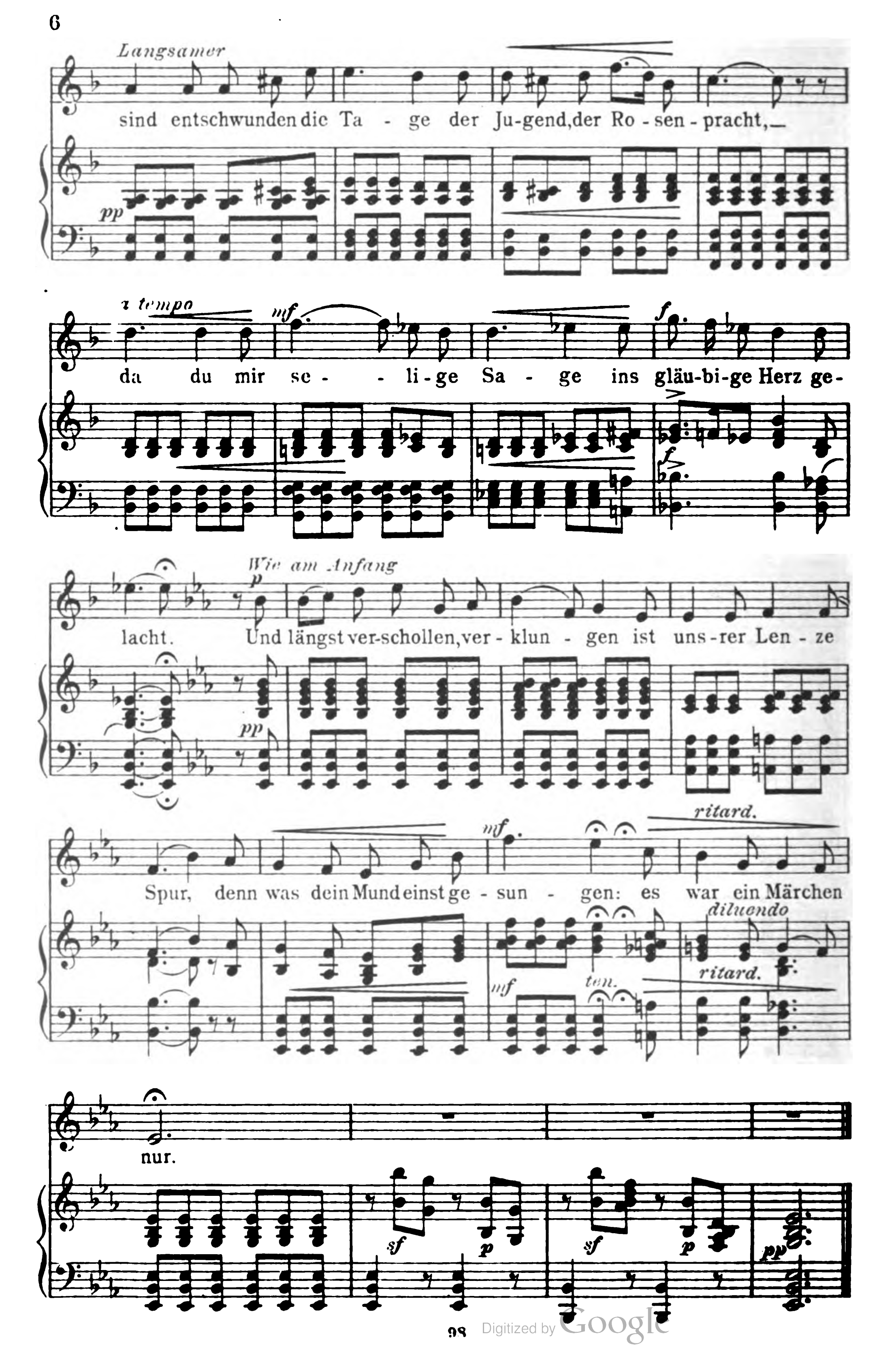
Aus Junitagen*)
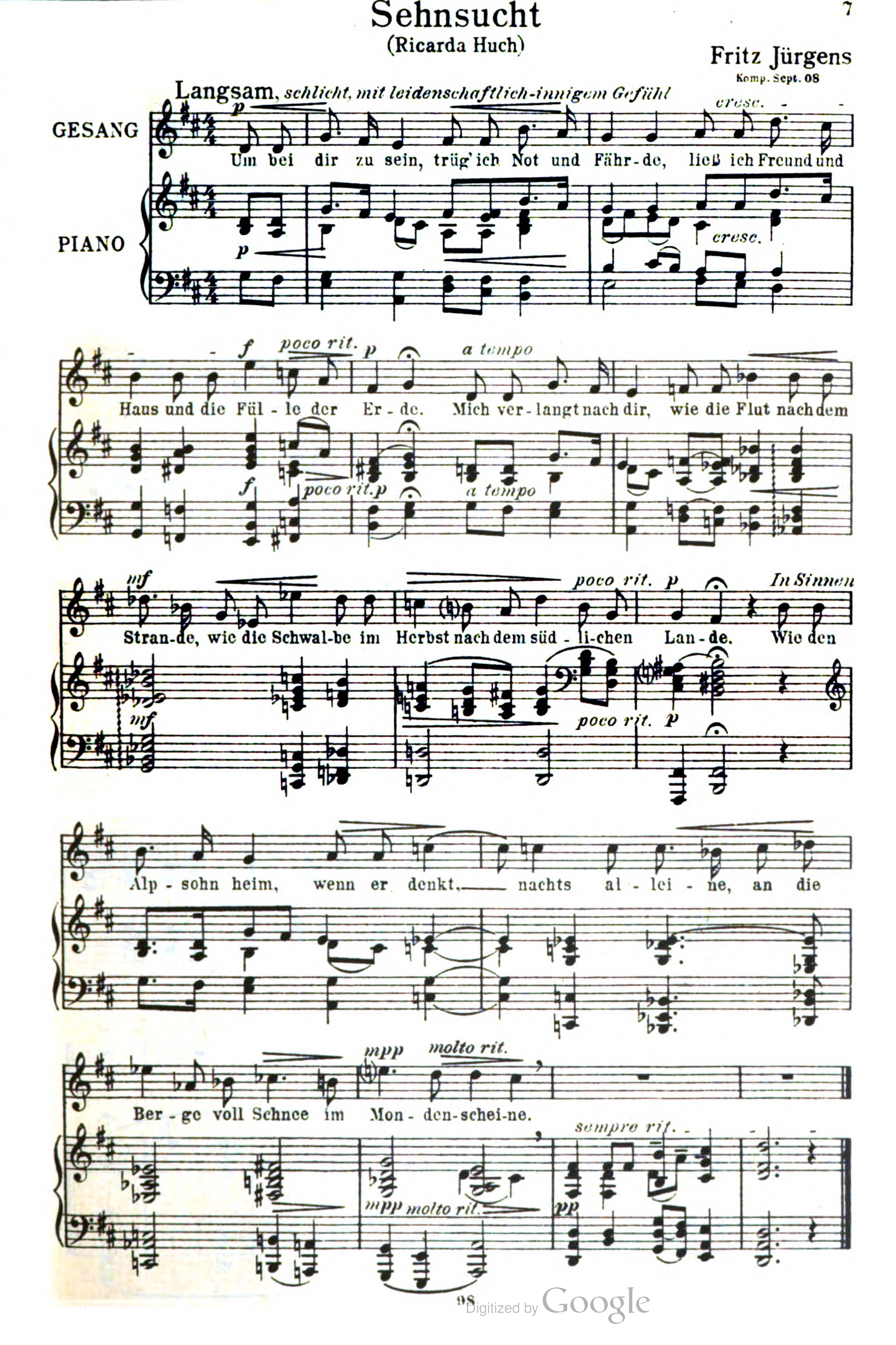
(Prinz E. v. Schoenaich-Carolath)



*) Nachdruck verboten!
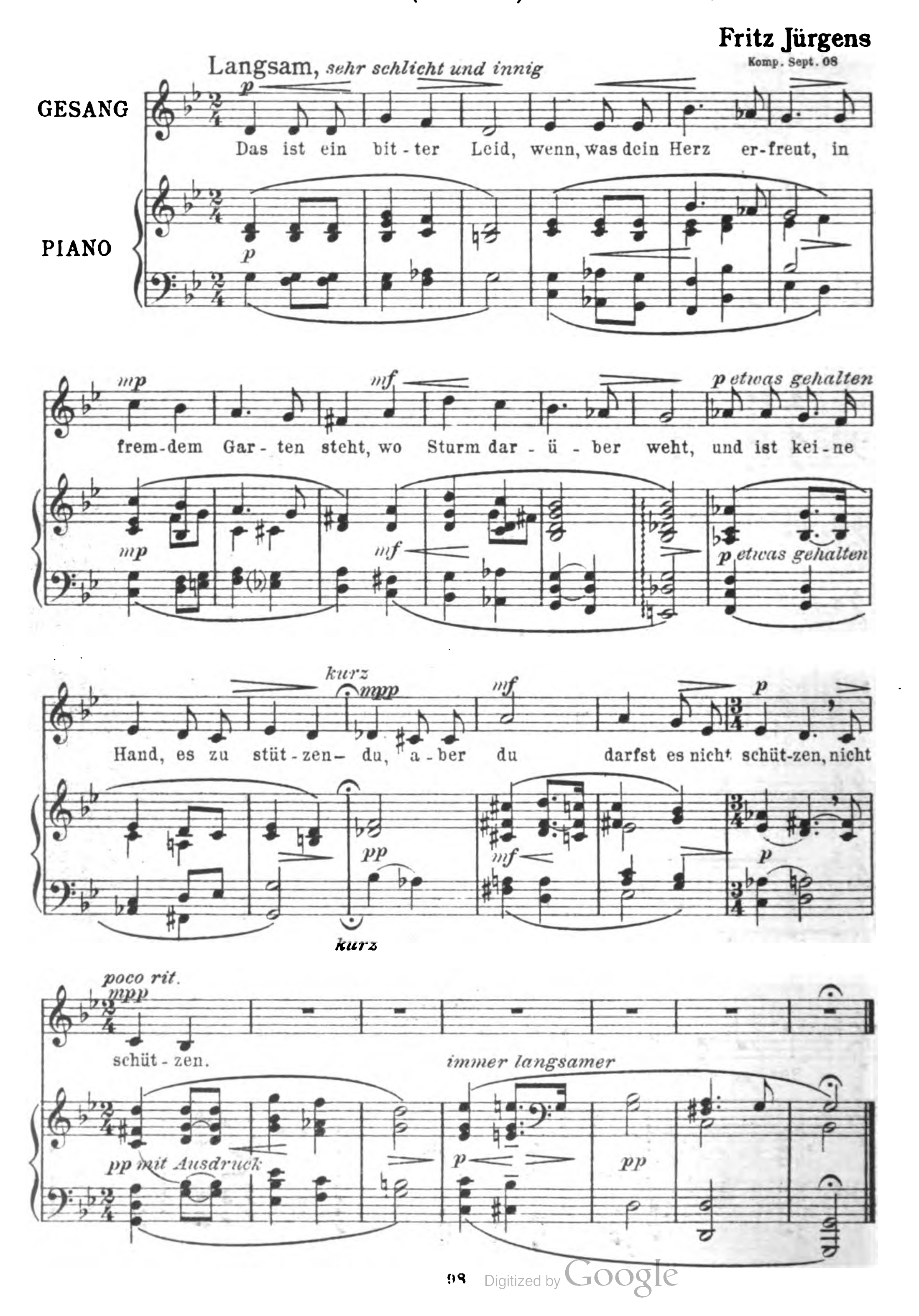

mf
es stob durch die rauschenden
rauschend
tremolo
Bäu - - me der Som-mer-wind sin-gend ins Land.- Du
p
pp
re - de-test süß aufs neu - e von Len-zen, die nicht ver - geh'n, — von
Hoff-nung und Frau - en - treu - e, von Wandern und Wie - der - sehn.- Nun
ritard.
pp
ritard.
ten.

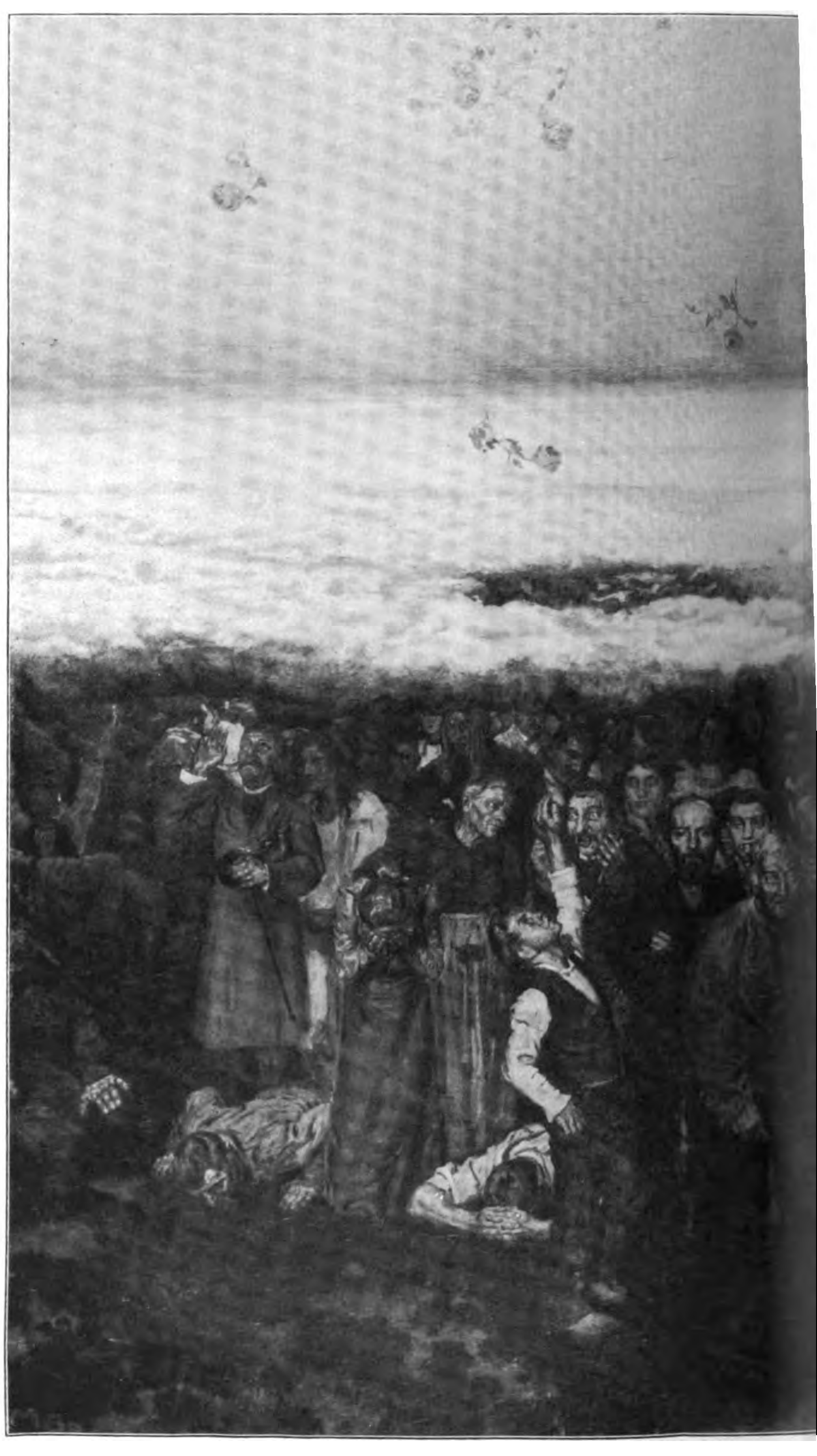

Langsamer
sind entschwunden die Ta - ge der Ju-gend, der Ro - sen - pracht, —
pp
a tempo
mf
f
da du mir se - - li - ge Sa - ge ins gläu-bi-ge Herz ge-
f
Wie am Anfang
p
lacht. Und längst ver-schollen, ver - klun - gen ist uns-rer Len - ze
pp
mf
ritard.
Spur, denn was dein Mund einst ge - sun - gen: es war ein Märchen
diluendo
mf
ten.
ritard.
nur.
sf
p
sf
p
pp


7
Sehnsucht
(Ricarda Huch)
Fritz Jürgens
Komp. Sept. 08
Langsam, schlicht, mit leidenschaftlich-innigem Gefühl
GESANG
PIANO
Um bei dir zu sein, trüg' ich Not und Fähr-de, ließ ich Freund und
cresc.
Haus und die Fül-le der Er-de. Mich ver-langt nach dir, wie die Flut nach dem
poco rit.
a tempo
Stran-de, wie die Schwal-be im Herbst nach dem süd-li-chen Lan-de. Wie den
poco rit.
In Sinnen
Alp-sohn heim, wenn er denkt, nachts al-lei-ne, an die
Ber-ge voll Schnee im Mon-den-schei-ne.
molto rit.
sempre rit.
98

In fremdem Garten

(Anna Klie)





Schicksal



Martin Brandenburg



XII. Jahrg. Juli 1910 Heft 10

Das starre und das bewegliche System in der Politik

Von

O. Umfrid

Es mag sein, daß in der Luftschiffahrt das starre System den Vorzug vor dem beweglichen verdient. Ein Zeppelinscher Ballon ist bekanntlich noch aktionsfähig, auch wenn ihm einige Kammern zerschlagen sind; ein Groß oder Parseval ist unter Umständen durch einen einzigen Leck, der das unteilbare Ganze trifft, verloren. Anders auf dem Gebiet der internationalen Politik. Die Starrheit, die die deutsche Politik kennzeichnet, ist überholt von der Glätte der englischen Staatskunst, wie sie speziell von Eduard VII. verstanden und ausgeübt wurde. Nicht umsonst ist dem verewigten englischen König vor allem die Gewandtheit nachgerühmt worden. Er mag große Fehler gehabt haben: die Gabe der geschickten Anpassungsfähigkeit werden ihm auch seine Feinde nicht absprechen können.

Wir Deutsche sind ein schwerfällig Volk auch in der Politik. Wir sind bis heute über Bismarck nicht hinausgekommen, obwohl die Zeiten seit den Tagen des eisernen Kanzlers wesentlich andere geworden sind. Wir sehen, wie die Welt sich wandelt, wie Nordamerika zur Weltmacht heranwächst, wie Japan in den Kreis der Großmächte tritt, wie Panamerika und Ganzasien beginnen, als gewichtige Faktoren in die Weltgeschichte hereinzutreten, — wir schärfen unser Schwert und halten unser Pulver trocken und verlassen uns auf den von Bismarck gegründeten

Dreibund, ohne zu merken, daß uns nunmehr andere Aufgaben gestellt sind als vor 30 und 40 Jahren, und daß wir zu ihrer Durchführung auch andere Mittel benötigen als diejenigen, die sich damals bewährten. Die Internationalisierung der Verhältnisse vollzieht sich in immer ausgedehnterem Maße, die Abhängigkeit der einzelnen Nation von der Gesamtheit der übrigen wird sowohl in wirtschaftlicher als kultureller Beziehung immer größer; die einseitig nationale Interessenpolitik immer schwerer durchführbar: tut nichts, wir vertrauen auf unser scharfes Schwert und auf den Dreibund. Die Finanzlage wird immer schwieriger, die Rüstung immer kostspieliger, das Leben immer teurer; die Schraube ohne Ende dreht sich immer aussichtsloser, zielloser, sinnloser in die Höhe; wir wissen immer noch nichts anderes als Schwert und Pulver und Dreibund.

Es ist nicht anders: Eduard VII. hat die Zeichen der Zeit besser erkannt als wir. Er sah, daß mit einseitig nationaler Interessenpolitik nichts mehr zu erreichen war, da begann er, mit der ihm eigenen Glattheit wirkliche Weltpolitik zu treiben. Die Überzeugung, daß in einem englisch-französischen Konflikt oder einem russisch-englischen Krieg nichts zu gewinnen sei, was der blutigen Opfer würdig wäre, bewog ihn dazu, eine Versöhnungspolitik zu inszenieren, die dazu führte, daß die Franzosen die Niederlage von Faschoda vergaßen, und daß die Russen den Weg nach Indien — nicht mehr studierten. Der Gedanke, daß ein in furchtbarem Kriegsringen unterworfenes unversöhntes Volk ein Pfahl im Fleisch des Siegers sei, machte ihn zum Protektor der erst jüngst vergewaltigten Buren und befähigte ihn, dieses neugewonnene Volkselement als willigen Bestandteil mit seinem Riesenreich zu verschmelzen. Die Hoffnung, die in Europa vorherrschende Spannung beseitigen zu können, trieb ihn zu dem Versuch, die Brücken zwischen Italien und Frankreich schlagen zu helfen und die Frage eines Rüstungsstillstandes den europäischen Mächten mundgerecht zu machen. Der Einblick in die Tatsache, daß sich vielleicht in Ostasien die Geschicke der Weltmächte entscheiden werden, veranlaßte ihn zum Abschluß des in England zunächst gar nicht populären und doch so zukunftskräftigen Bündnisses mit Japan. Man hat die ganze Politik Eduards VII. unter dem einseitigen Gesichtswinkel einer von ihm beabsichtigten Einkreisung Deutschlands betrachtet. Die Akten über diese Frage sind noch nicht geschlossen. Merkwürdig ist es immerhin, daß sämtliche hochangesehene Vertreter der englischen Nation, die durch das deutsch-englische Freundschaftskomitee auf den gastfreundlichen Boden unsres Vaterlands herübergeholt und über die angeblichen Einkreisungstendenzen ihres Königs interpelliert wurden, die deutschen Fragen jedesmal mit einem verständnislosen Lächeln beantworteten, — doch ein relativ deutliches Zeichen davon, daß dergleichen Absichten zwar in der mißtrauischen Phantasie der sich gefährdet glaubenden Deutschen, nicht aber in dem politischen Bewußtsein des englischen Volks vorhanden waren. Der Vorwurf der sogenannten Einkreisungspolitik wird aber immer nebelhafter, wenn man sich daran erinnert, daß den Deutschen schon zu Zeiten Chamberlains ein Bündnis von England angetragen wurde, daß aber die hochweise deutsche Politik damals den Antrag abgewiesen hat, weil „wir nicht die Toren sein wollten, die sich dazu hergeben würden, den Engländern bei ihren kontinentalen Zettelungen die Kastanien aus dem Feuer zu holen". Nachdem

die englische Politik diese Abweisung von seiten Deutschlands erfahren hatte, blieb für Eduard VII., wenn er seine Friedenspolitik zielbewußt verfolgen wollte, gar nichts anderes übrig, als zunächst um Deutschland herum zu arbeiten. Dieses Herumarbeiten aber rief unsern Argwohn wach. Das deutsche Mißtrauen wurde bekanntlich durch das Verhalten des französischen Ministers Delcassé und durch die Marokkoaffäre verschärft. Noch heute kann man in vielgelesenen deutschen Blättern die fabelhafte Geschichte von den 100 000 Engländern aufgetischt bekommen, die zur Unterstützung eines französischen Angriffs — in Kiel hätten landen sollen. Wir Deutsche nehmen so etwas gutgläubig hin; in Frankreich und England glaubte und glaubt kein Mensch an einen derartigen politischen Hansbunkenstreich. Die Hunderttausend wären ja wohl, wenn sie überhaupt in Kiel ans Land gestiegen wären, kaum über Kiel hinausgekommen. Solche Dummheiten aber macht kein englischer Theaterkönig, — viel weniger ein wirklich begabter Monarch auf Großbritanniens Thron.

Daß die deutsche Regierung bei dem Handel um Marokko ignoriert wurde, mag eine politische Taktlosigkeit gewesen sein. Will man die Sache erklären, so muß man sich daran erinnern, daß Frankreich den Briten in jener kritischen Zeit die uralten französischen Ansprüche auf Ägypten abgetreten hat, und daß die Zustimmung Englands zu einer etwaigen französischen Okkupation Marokkos nur als ein Äquivalent für den Verzicht auf das Pharaonenland angesehen werden mußte, das ganze Abkommen aber als ein zwischen Frankreich und England abzuschließendes Handelsgeschäft zu betrachten war, so daß die Beteiligten glauben konnten, es habe hier kein Dritter dreinzureden.

Es liegt mir ferne, die Politik Eduards VII. als eine völlig uneigennützige schildern zu wollen. Was ich sagen will, ist aber zweierlei. Einmal: man tut dem verewigten König sicher Unrecht, wenn man glaubt, daß er es auf eine Erdrosselung Deutschlands abgesehen hatte. Der Versuch einer Abwehr von etwaigen deutschen Angriffsgelüsten, deren Vorhandensein man an der Themse sich nun einmal einbildete, ist nicht identisch mit Vernichtungsplänen, die gegen uns geschmiedet worden wären. Zum andern: man könnte aber von König Eduard lernen, die Politik etwas „weltmännischer" einzurichten. Der Strom der Zeit drängt uns über die Grenzen der einseitig nationalen Interessenpolitik hinaus. Wer mit dem Strom schwimmen will, der muß nicht bloß das eigene Land, er muß vielmehr die zum Zusammenschluß drängende Gesamtheit der Staaten ins Auge fassen.

„Das Alte stürzt, es ändert sich die Zeit, und neues Leben blüht aus den Ruinen." Dies Schillerwort gilt auch auf dem Gebiet der hohen Politik. Es ist noch gar nicht lange her, da meinte man: eine Frage wie die ägyptische könne nur mit dem scharfgeschliffenen Schwert entschieden werden; indessen wurde sie auf dem Weg des Vertrags geschlichtet. Vor 10 Jahren konnte noch ein großer Deutscher sagen: „Es ist selbstverständlich, daß noch ein todesblutiger Kampf zwischen England und Rußland um den Besitz Asiens ausgefochten werden muß." Niemand denkt heute, in der Zeit der russisch-englischen Entente, noch daran, daß dieser Kampf entbrennen werde. Warum sollte die britisch-deutsche Rivalität die Welt in Flammen

setzen und jenen grauenhaften Brand entfachen, der niemand etwas hilft und niemand stärkt, der nichts als Trümmer hinterlassen und der Welt das Schauspiel brudermörderischen Wahnsinns geben wird? Sollte nicht der neue englische König das Friedenstestament aus der Hand seines Vaters, des großen Peace-makers, übernommen haben mit der Aufgabe, der beinah fertigen Kette der Völker-Ententen als letzten Ring noch das deutsch-englische Bündnis einzufügen? Es ist möglich, daß der Vorschlag an uns herantritt. Möge er dann offene Ohren und vorurteilsfreie Geister finden, damit nicht einmal gesagt werden muß: es war ein großer Augenblick, aber er fand ein kleines Geschlecht.

Das eine muß heute schon ausgesprochen werden: das bewegliche System hat sich in der Politik dem starren überlegen gezeigt, und etwas mehr Anpassungsfähigkeit würde dem Deutschen wohl anstehen.



Der Standpunkt

Von

Reinhard Volker

Unten auf der Sohle des Tales, dichtgedrängt, standen sie beisammen: die alte Birke, deren grauschwarze Borke tiefgefurcht und zerrissen war, und um sie herum, glatt und jugendlichschlank, die Schar ihrer Kinder.

Da standen sie, wohlbewahrt vor den rauhen Lüften der Höhe, in nahrhafter Erde, zufrieden mit dem, was die Niederung bot, und alle sehr klug und wohlunterrichtet.

Sie wußten genau, und konnten sich tagelang davon unterhalten, daß Buchfinks heuer ein faules Ei im Neste gehabt, daß neulich der Kuckuck bei Grasmückes zu Besuch gewesen, daß Vater Maulwurf das Reißen habe und Mutter Waldmaus schon wieder in guter Hoffnung sei, und daß sich gestern zu später Stunde der Kauz mit der Ohreule im hohlen Weidenstamme getroffen hatte.

Ein einziger Sproß des Geschlechts war abseits gewachsen, oben am Rande des Talabhanges, wohin vorzeiten einmal ein Birkennüßchen verschlagen worden war. Einsam stand er auf seiner Warte, schutzlos, in steinigem Boden; doch je höher er wuchs, um so trotziger wurzelte er sich ein, um so weiter öffnete sich ihm die Welt.

Frisch brauste der Wind ihm um Stirn und Glieder, und er reckte sich hoch, und er rauschte.

„O du schöne, weite Welt!“ rauschte er begeistert und streckte die schimmernden Arme sehnsüchtig aus, „o ihr wogenden Felder, ihr Dörfer und Städte! Sei gegrüßt, du silberner Strom, und du schneegekröntes Gebirge, und drüben du, du klare, erdumgürtende Meeresflut!“ —

Die Ahne schüttelte bedenklich das Haupt. Im jüngeren Birkicht aber erhob sich spöttisches Wispern und ein rotbraunes Besenstielchen kicherte überlegen: „Bei dem kann's im Oberstübchen nicht richtig sein!“





Oberlin

Roman aus der Revolutionszeit im Elsaß

von

Friedrich Lienhard

(Fortsetzung)

Zweites Kapitel

Religiöse Märtyrer

In der Frühe des nächsten Morgens, als der erste Hauch des Tages über das spärliche Sommerkorn flog und im Steintal das Wetzen der Sicheln erklang, stand Viktor bereits am raschen, kalten Wiesenwasser, das hinter dem Hause zu Tal schoß. Er wusch sich Kopf, Hals und Brust im elektrischen Naß, das mit den Kräften der Erde geladen war. Dann nahm er sein Frühstück ein: Milch und Brot.

Der Genesende hatte mehr und mehr auf den Körper achten gelernt und sich zur Natur in ein gesünderes Verhältnis gestellt. Sie war ihm nun nicht blos ein Botanisierfeld. Es gingen magische Ströme vom Körper hinüber zu den Tätigkeiten der Seele und des Geistes. Alle drei waren ihm fortan der Ehrung und Sorgfalt wert, weil sie miteinander zu wirken berufen waren. Er mied erhitzende Speisen und berauschende Getränke, die beide in der Revolution eine so verhängnisvolle Rolle spielten; er hütete sich vor zu schwerem und reichlichem Essen und hütete sich vor zu vielem Sitzen.

„Gesundes Leben ist harmonische Bewegung," hatte er unlängst in sein Notizbuch geschrieben. „Seitdem meine seelischen Kräfte harmonisch um einen festen Punkt zu kreisen begonnen haben, empfinde ich das Bedürfnis nach Rhythmus in allem. Blutumlauf und Sternenumlauf — ist es nicht derselbe pulsierende Rhythmus? Die Jahreszeiten in ihrem Wechsel, das Anschwellen und Vergehen der Pflanzen — Rhythmus! Und sollte nicht auch unser Schicksal seinen Rhythmus haben? Liegt nicht allem Geschehen eine geheime Melodik zugrunde? ... Ich bin übrigens einem Geheimnis auf der Spur. In drei Stufen staffelt sich des Menschen Bau empor. Den unteren Rumpfpartien sind die tierischen Funktionen anvertraut; dem Herzen die seelische Arbeit; dem Kopf aber das Geistige. Also Körper,

Seele, Geist — Erdgebiet, Seelenregion, Himmelreich — so staffelt sich das empor. Wer zu viel aus den unteren Rumpf- und Sumpfpartien lebt, wird auch Seele und Geist zur Materie herabziehen und zu Sklaventum erniedrigen. Sünden von dort verderben den ganzen Organismus. Und umgekehrt. Es ist die Absicht dieser planmäßigen Gliederung, daß nach und nach der Mensch in das Geistige emporwachse — genau so wie die Pflanze aus Wurzeldünger und Stengelgebilde emporwächst in die Blüte. Wurzel, Stengel, Blüte — dreieinig auch die Pflanze! Es soll ein Italiener namens Dante ein dreiteiliges Lebensgedicht geschrieben haben: Hölle, Läuterung, Paradies. Wurzel und Stengel sind die Wege zur Blüte, wichtige Wege, ehrenwerte Wege: aber das Ziel ist die Blüte, die Frucht, der Geist. Es ist das Haupt, auf dem die Krone glüht, die Krone des Sieges!"

* * *

Der übermüdete Abbé Leo Hitzinger lag bis in den hellen Vormittag hinein schlafend auf seiner Holzbank. Er hatte das Bett verschmäht und sich mit einer Decke begnügt, die jetzt in wirrer Verwicklung um den Schläfer herumhing.

Viktor setzte sich vor seinen Gast und betrachtete ihn nachdenklich.

Dieses knochige Gebilde war nicht schön. Eine niedrige Stirn, eine aufgestülpte Nase, ein fleischiger Mund ließen ihn etwas beschränkt und fast häßlich erscheinen; aber eine gewisse Kühnheit der Linien gab dem Gesicht dennoch einen imponierenden Zug. Sein Löwenkopf zuckte gern empor, herausfordernd, gleichsam die Mähne nach dem Nacken werfend. Und über das dumpf melancholische Gesicht verbreitete sich von den Augen aus ein Schimmer von Kindlichkeit, als ob der Träger dieser Züge in einer steten horchenden Verwunderung durch die unverstandene Welt ginge und auf etwas wartete. Er war von Natur ein Draufgänger und Soldat, dem Kommando gehorsam, und hätte im Mittelalter unter der Kutte den Panzer getragen. Aber hinter diesen sinnlichen Rauheiten suchte sich eine sehr zarte Seele zu entknospen.

Viktor beneidete schier den Schlafenden. Es war in diesem Menschen Einfalt, sofern ihm Probleme höherer Ordnung nie das Herz beschwert und den Geist gefurcht hatten. Er diente mit List und Leidenschaft seiner Kirche und überließ ihr die Verantwortung.

„Da ruhst nun auch du, mein guter Leo," so sann er vor sich hin, „am Ufer der Revolution, in einem neuen Land und Zustand! Welche Gebilde der Astrologie knüpfen denn wohl dein Geschick so sonderbar an das meine? Auch ich will zur edlen Einfalt hindurchdringen, aber in den mir gemäßen Formen. Ich will auch das letzte Rätsel, den Tod, als einen klar vertrauten Freund empfinden, nicht als ein Problem. Wer hat denn die Mär erfunden, das Leben sei voller Probleme? Das Herz nur ist voller Probleme, nicht das Leben. Gib meinem Herzen klare Ruhe, mein Gott, so wird auch um mich her klare Ruhe sein."

Es klopfte jemand an das niedere Fenster. Ein Waldwart aus Rothau kam vorüber und streckte ein Briefchen herein von Demoiselle Brion. Mit großer, schöner Schrift sprach sie Viktor nochmals ihren Dank aus für die gestrige Predigt, entschuldigte sich, daß man so rasch wieder nach Rothau zurück mußte, und deutete alsdann Abbys Wünsche an.

„Der erste Wunsch ist schon erfüllt," murmelte Viktor. „Den zweiten werden wir sofort seiner Erfüllung zuführen."

Er ahnte, daß Addys Ende nahe sei. Bekümmert setzte er sich hin und schrieb in diesem Sinne zwei Briefe: den einen nach Barr an Frau Frank, den andern nach Imbsheim.

Inzwischen erwachte Hitzinger. Er rieb sich die Augen und beschaute mit verwunderten schwarzen Augen den Schreibenden und die Umgebung.

Als er sich dann zurechtgemacht und gestärkt hatte, nahmen sie beide den Weg unter die Füße und wanderten ins Pfarrhaus.

Unterwegs sprachen sie von Addy. Der evangelische Theologe und der katholische Priester, die hier nebeneinander durch Waldersbach schritten, waren einig in einer verehrungsvollen Liebe zu diesem fremdartigen Geschöpf, das nur halb der Erde angehörte.

„Es ist zwar", bemerkte Viktor, „wieder mehr Sicherheit ins Elsaß eingekehrt, wenn auch nicht für euch Priester. Der neue Repräsentant Foussedoire hat bereits eine Anzahl Gefangene aus dem Seminar entlassen. Ich könnte es allenfalls wagen, Addy wieder nach Barr zu bringen; aber ihr Zustand erlaubt keine Reise mehr. Ach, Leo, es ist mein Verhängnis, daß ich Wunden empfangen muß, ohne mich wehren zu können: wie das ganze Land in dieser Vergewaltigung durch die Pariser Parteien. So schmilzt uns nun auch Addy unter den Händen hinweg. Meine Wunde an der Schulter ist noch nicht ganz ausgeheilt; mein Mut zum Leben oft noch angefochten. Hier in diesem stillen Steinland Galiläa, wo ich dies alles so recht durchdenken konnte, bin ich vorerst ohne Möglichkeit der Betätigung am großen Ganzen. Ich hätte ohne den festen Punkt, der Oberlin heißt, schwerlich das Gleichgewicht behalten. Wahrlich, Leo, ich habe in den letzten Jahren eine Gemütskrankheit durchgemacht, die ich nach außen hin nur wenig merken ließ. Nun kämpfe ich mich langsam ins Helle durch.... Du wirst übrigens an Papa Oberlin nichts besonders Auffälliges entdecken. Es ist sein Dasein an sich selber, das beruhigend wirkt."

„Auch ich hab' harte Knochen gebissen," versetzte Viktors Kamerad. „Aber was so von außen kommt, pah, das ist Kinderspiel gegen den Satan von innen. Ein Saint-Just oder Robespierre haben mich weiter nicht entsetzt; denn ich hatte selber so ein paar Bluthunde in mir. Die Zwillinge — du kennst sie — haben mir schon vor der Firmung mehr getan als alle Republikaner zusammen. Ich bin aussätzig, Viktor, ich bleib' aussätzig. Durch die Gefahren der Revolution ist dann der Löwe in mir aufgewacht; also hat mir die Revolution Wohltat erwiesen. Ich lag vor dem Kruzifix auf den Knien und bat Gott, mich im Dienst der Kirche zu verbrauchen und als Märtyrer sterben zu lassen. Dann fing das Schöne in meinem Leben an, nämlich jene Stunden, in denen ich verfolgten Gemeinden und einsamen Sterbenden als Priester beistehen durfte. Und Gott hat mir zu gleicher Zeit ein Menschenbild gesandt. Ein Menschenbild, Viktor, an dem ich meine eigene Unwürdigkeit so recht hab' abmessen können. Ich darf dir's ruhig sagen, Viktor: an ihre Reinheit denkend, hab' ich manchmal bitterlich über mich geweint. Und die Viertelstunde gestern in ihrem Häuschen — — Größeres kann es hienieden

nicht geben. Jetzt noch eine treue Amtsführung, so lang's noch glückt — und dann, wenn's Gott erlaubt, einen Märtyrertod. Viktor, 's ist schwer, dies Leben! Aber der gestrige Tag wiegt alles auf. Ich kann dankbar sterben."

Der entführte Abbé, der breit und wiegend in seinen derben Stiefeln neben dem zierlichen und schlanken Viktor einherschritt, sprach mit bewegter Stimme. Sie waren schon noch einmal nebeneinander einhergewandert, diese Schulkameraden, die so verschiedenartig durch die Welt liefen und sich nun in Oberlins und Abbys Hochland wiederum trafen. Aber damals, auf der Straße von Kolmar, hatte am Himmel und in den Herzen schwefelgelbe Gewitternacht gelauert, und unstete Geister waren auf drohenden Blitzen vorübergeritten; jetzt war ein freundlicher Sommertag um sie ausgebreitet, und über ihnen, im höchsten Ätherblau, drängten sich die Engelsköpfe weißer Wölkchen.

Und wieder erwog Viktor den Gedanken, daß die Millionen Menschen durcheinandergehen und aufeinanderwirken nach ähnlichen Gesetzen wie die Millionen Sonnen, Planeten und Kometen. Solche, die günstig aufeinander gestimmt sind, berühren sich durch tausend belanglose andere Menschen hindurch mit strahlender Kraft. Und so geht ein Netz von strahlendem Leben durch die Menschheit. Aber es gibt auch zerstörende Zusammenstöße, Verbrennungsprozesse, wenn ein Gestirn seinen Rhythmus verliert und von der Gnade verlassen ist . . .

Sie betraten das Pfarrhaus. Und hier hatte der sinnenstarke Leo wieder so viel zu schauen und zu horchen, daß Mund und Augen und hochgerunzelte Stirn eitel Staunen ausdrückten.

Er vergaß dabei sogar, daß er noch wenige Minuten zuvor, beim Gang durch das Dorf, einen Augenblick erbleicht und heftig erschrocken war. Es war nur ein Bildchen gewesen, ein Schattenriß; aber es war wirksam genug. Vor einem entfernten Wirtshause, oben in der Dorfgasse, hielten zwei Berittene: es war die Uniform der Gendarmerie. Der eine saß zu Pferd, den Arm in die Seite gestützt, der andere war abgesprungen und hielt ein Glas Wein in die Sonne, ehe er es hinabstürzte. Das war alles. Der verkleidete Priester ließ sich nichts merken, wußte jedoch, daß also die Todfeinde aller Verfemten und Verfolgten in seiner Nähe waren.

Sie trafen im Pfarrhause die Rothauer Gesellschaft, aber ohne Frau von Dietrich und Demoiselle Brion. Statt ihrer war Frau von Oberkirch mit ihrer Tochter Marie mitgekommen, um den Bürgerpfarrer zu begrüßen. So war das ohnehin gefüllte Haus samt den beiden Gärtchen sehr belebt. Aber die rastlos geschäftige, strahlend freundliche Haushälterin Luise Scheppler, die aufmerksamen Kinder und der Hausherr selber mit seinen einnehmenden Manieren widmeten sich ihren Besuchern mit einer so natürlichen Freundlichkeit, als wäre dergleichen eine selbstverständliche und alltägliche Sache.

Das Pfarrhaus von Waldersbach liegt neben der kleinen Kirche mit dem schlanken, spitzen Türmchen inmitten des Dorfes. Betrat man das damals noch ganz neue Gebäude, so fielen zunächst die Sprüche auf, die von allen Türen leuchteten. Sie stellten die geistige Stimmung der Bewohner dar. „Eins ist not" — „Der Engel des Herrn lagert sich um die, so ihn fürchten" — „Beständige Güte,

sanftmütige Festigkeit, unveränderliche Liebe" ... Das Haus glich überhaupt ein wenig einem Museum. Da hingen an den Wänden Karten, die Oberlin selbst gemalt, getrocknete Pflanzen, die der Heil- und Kräuterkundige selber gesammelt hatte; dann Insekten- und Steinsammlungen; Hörner von verschiedenen Tieren; dazwischen ein Christuskopf oder ein Gemälde von Johannes dem Evangelisten; auf einem Schrank ein Totenschädel mit genauen Strichen und Zeichnungen nach der Gallschen Schädellehre, welcher der Pfarrer ebenso zugetan war wie der Lavaterschen Physiognomik; mehrere Büchergestelle mit deutschen und französischen Werken; Bildnisse, selbstgefertigte Zeichnungen und anderes mehr.

Der merkwürdige Pfarrer ging in seinem langen Rock mit zugeknöpften Aufschlägen und in runder Perücke mit kleinem Zopf durch die Zimmer und erklärte seinen Besuchern in fesselnder Weise die einzelnen Gegenstände. Nichts von Eitelkeit oder Pose, aber auch nichts von falscher Demut oder Frömmelei war in seiner natürlichen Würde. Von seinen edelkräftigen Gesichtszügen ging ansteckende Wärme aus. Das Geistige der inneren Welt und das Natürliche der sichtbaren Dinge verband sich bei ihm auf die ungezwungenste Weise.

„Wissen Sie," sagte er, als sie den Saal betraten, wo die Zöglinge versammelt waren, „womit wir uns vorhin beschäftigt haben? Sie sehen da Kleistertöpfe und farbiges Papier; wir waren nämlich grade beim Buchbinden. Das Papier haben wir selber gefärbt. Ist es nicht eine angenehme Farbe? Für mich ist die Natur und selbst das Himmelreich ohne Farbe unvorstellbar. Der Regenbogen z. B., kann es ein köstlicheres Schauspiel geben? Farben haben eine geheime Bedeutung; jeder Mensch hat seine Grundfarbe. Aber die Farbe aller Farben ist weiß: denn alle anderen Farben sind darin enthalten, wie im weißen Sonnenlicht die Farben des Regenbogens. Darum verspricht unser Herr Jesus Christus den Überwindern weiße Kleider: wohl deshalb, weil der Gereifte, welcher das Recht hat, weiße Kleider zu tragen, damit alle anderen Farben in sich vereinigt; wie er ja alle Stufen und Stimmungen in Leid und Freude vorher durchgemacht und überwunden hat."

Hieran schloß sich ein teilweise neckisches Gespräch. Man stellte jedes einzelnen Lieblingsfarbe fest, woraus man dann Schlüsse auf seinen Charakter zog. Von Hitzingers dunklem Blau einer dumpfen Frömmigkeit bis zu Viktors geistigem Rosarot, vom Orangegold der Frau von Oberkirch bis zum Violett und Lila der jüngeren Mädchen und zu Périers strahlendem Grün waren fast alle Farben vertreten.

„Es gibt viele Mittel, um einen Charakter von mehreren Seiten ins Klare zu setzen," fügte Oberlin hinzu, nachdem er Oktavie wegen ihrer Vorliebe für ein violett überhauchtes lichtes Blau gelobt hatte. „Eins meiner Hauptmittel ist der Schattenriß: die Silhouette. Ich stand einmal mit einem französischen Bischof am Fenster meines Zimmers; da machte mir dieser Herr über die Charaktere der Vorübergehenden, die er doch noch gar nicht kannte, erstaunlich richtige Bemerkungen. ‚Woraus schließen Sie das?' fragte ich. Nun, er schloß das aus der Schädelform, aus dem Profil, aus den Blicken und Bewegungen. Ich spürte nach und fand alles bestätigt. Sehen Sie, hier habe ich mir mehrere Folianten mit Schatten-

rissen meiner Gemeindeglieder gefüllt. Aber ich muß Ihnen freilich bekennen: manchmal stimmt es auch nicht, manchmal wird manch verinnerlichter und delikater Mensch nach seinem ererbten ungünstigen Schädel oder Körper beurteilt und auf das schmählichste verkannt. Man muß eben die Sehorgane der Seele ausbilden. Und da schaut man oft ganz andere Verhältnisse, als wenn man nur so mit körperlichen Organen oder bürgerlichen Vorurteilen seine Mitmenschen ins Auge faßt. Weltliche Wissenschaft ist wertvoll; aber Weisheit der Seele steht eine Stufe höher."

Dann verteilte sich die Gesellschaft im zwanglosen Weiterwandern. Viktor blieb bei Oktavie und Frau von Oberkirch, die von ihren Kerkerleiden erzählte; Demoiselle Seitz, im Freundeskreise „Pallas" genannt, ging mit Luise Scheppler, Henriette und Augustin Périer durch die Wirtschaftsräume; die jungen Mädchen gaben sich mit Oberlins Töchtern ab. Und so war das ganze Haus ein Bienenkorb; und des Summens war kein Ende. Hitzinger aber schritt mit Oberlin im Garten hin und her, offenbarte sich ihm als katholischer Pfarrer und teilte ihm die geheime amtliche Handlung mit, die er gestern vorgenommen hatte.

Der Pfarrer blieb erstaunt stehen. Aber er nahm die Tatsache genau so auf, wie der Abbé erwarten durfte.

„Ich selbst," sprach er, seine Beziehungen zum Katholizismus andeutend, „bin mit dem bedeutenden Abbé Grégoire von Embermênil befreundet und stehe mit den Katholiken der Umgegend in einem herzlichen Verhältnis. Ich nenne mich einen katholisch-evangelischen Geistlichen; denn die ganze Urkirche durch tausend Jahre und noch mehr haben wir mit den Katholiken gemeinsam. Mein Landsmann Tauler ist mir ebenso lieb wie mein Landsmann Spener; und heilige Männer wie Augustinus und Franziskus sind jedem edlen Protestanten verehrenswert. Früher gab es für die Katholiken unserer Gegend nur zweierlei Menschen: Katholiken oder Ketzer. So machten sie sich das Leben eng und die Gewissen schwer. Da ich ihnen aber gesprächsweise oftmals dartun konnte, daß wir nicht an Luther, sondern an Christus glauben, daß unsere Glaubensgrundsätze gemeinsam sind, daß die ‚katholischen Briefe' eines Petrus, Jakobus oder Johannes ebensogut in unserer Bibel stehen, daß Werke der Liebe auch für uns die maßgebenden Beweise eines inneren Glaubenslebens sind, obwohl wir nicht glauben, uns damit den Himmel zu verdienen — nun, so verwunderten sich diese katholischen Christen außerordentlich, daß wir doch sozusagen auch Christen seien. Und so leben wir in unserer Ecke in Frieden miteinander. In meiner Kirche sind oft Katholiken, Lutheraner und Kalvinisten zu gemeinsamer Andacht vereinigt. Erst vor kurzem hat ein junger katholischer Geistlicher zu einem andern gesagt: wenn er wüßte, daß alle protestantischen Pfarrer so gute Katholiken wären wie der Pfarrer von Waldersbach, so würde er nicht einen Augenblick zaudern, uns Brüder zu nennen. Denn sieh, mein lieber Bruder Hitzinger, das ist eben unser Unglück: wir kennen einander zu wenig."

Leo Hitzinger war ein Mensch von treuem Empfinden; er konnte sich an einer geistigen Erörterung nicht gut beteiligen; doch waren in ihm starke Instinkte und ein Drang zu stummer Verehrung. Er fühlte auch hier die edle Gesinnung und empfand dem Pfarrer gegenüber eine rasche und starke Zuneigung. Keiner von

beiden ahnte, daß Pfarrer Oberlin schon vor Jahren, mit Viktor auf der Perhöhe wandernd, grade von diesem katholischen Theologen gesagt hatte, er sei dem Reiche Gottes näher als der damals noch recht hochmütige und im Übelnehmen verhärtete evangelische Kandidat Hartmann. Nun wanderte Leo selber neben Oberlin und schaute ihn häufig und heftig nickend an, schweigend, nur aufnehmend, mit den sprechenden Augen eines treuen Hundes. Nicht mehr die Weihe des gestrigen Tages lag über dem jungen Priester; doch schwoll ihm gleichsam wieder die Brust zu neuen Heldentaten; und aus dem geistig nicht bedeutenden Priester war etwas wie ein heroischer Zug herauszuspüren.

Als man wieder in Oberlins großem Studierzimmer beisammen saß, wurden aus einem Karton Losungen der Herrnhuter gezogen. Frau von Oberkirch, in deren intelligentem Gesicht zudringende Teilnahme und vornehme Zurückhaltung wechselten, hatte den Vortritt; sie tauchte die lange und spitze Hand in die Papiere und zog das Wort heraus: „Befreie uns nun wieder, nachdem du uns so lange plagtest, nachdem wir so lange Unglück leiden.“ Hier war die Deutung naheliegend. Oktavie ergriff den einfachen Spruch: „Ertraget euch untereinander!“ Und geübt in einer bewußten Selbsterziehung, nahm sie sich vor, dieses Spruches und des Pfarrers von Waldersbach in ihrem Leben oft und gern zu gedenken. Und so zogen auch Augustin Périer und alle anderen ihre Lose. Jeder las seinen Spruch laut vor; und unter Oberlins Mitwirkung wurden Bemerkungen daran geknüpft. Viktor erhielt das sinnreiche Wort (Ps. 84): „Wohl den Menschen, die dich für ihre Stärke halten und von Herzen dir nachwandeln; die durch das Jammertal gehen und machen daselbst Brunnen! Und die Lehrer werden mit viel Segen geschmückt.“ Durch das Jammertal gehen und für die durstigen Karawanen Brunnen graben — „o, welch ein ehrenvoller Beruf, welch ein anschaulich Geleitwort!“ rief Oberlin. „Und grade für das Segenswerk des Erziehers!“

Leo Hitzinger war bescheidenerweise der letzte. Ihm blieb ein Wort aus der Offenbarung des Johannes aufgespart (7, 14): „Diese sind es, die gekommen sind aus großer Trübsal und haben ihre Kleider gewaschen und haben ihre Kleider helle gemacht im Blute des Lammes —“ ein Wort, das sich später der Greis Oberlin neben Psalm 103 als Leichentext wählen sollte. Niemand hatte den etwa nach einem Knecht oder Kutscher aussehenden Bürger Hitzinger sonderlich beachtet; er hatte bisher kaum den Mund aufgetan; von Viktor war er mit den Worten „mein Freund Hitzinger“ vorgestellt worden. Aber als er jetzt mit rauher und tiefer Stimme langsam den Spruch der Versammlung vorlas, stieg das gestrige Erlebnis weich und melodisch wieder aus seinen Tiefen empor; der Spruch hatte seine Wunde berührt; er schluckte vor Gemütsbewegung und konnte kaum zu Ende lesen. Oberlin bemerkte es und nahm sogleich das Wort; er deutete den Versammelten taktvoll an, daß „unser Gast“ während der Revolution Schweres erduldet und mitangesehen habe. Man kam auf die religiösen Verfolgungen zu sprechen. Jemand hatte in Kolmar Genaues von der Hinrichtung des Priesters Joseph Thomas aus Gebweiler vernommen. Dieser milde, bereits ältere Mann hatte sich in der Revolution geheimer Seelsorge gewidmet; er war von Verwandten verraten und vor Gericht geschleppt worden; ein Gendarm hatte ihn, den Schweigenden, der katho-

lische Familien verraten sollte, mit Fäusten und mit dem Säbel schwer mißhandelt; doch er verriet nichts und wurde, halbtot von Mißhandlungen und Blutverlust, auf das Blutgerüst geschleppt und enthauptet. Er war nicht der einzige, der in dieser Weise als Märtyrer starb. Abbé Hitzinger saß während dieser Erzählung stumm und mit schwerem Atem neben Oberlin und starrte seinen Spruch an.

Der Pfarrer legte dem verkappten Geistlichen den Arm auf die Schulter.

„Bürger Hitzinger, weißt du auch, wie es dort in der Offenbarung Johannis weiterheißt? Hinter dem schönen Spruch von den weißen Kleidern, den dir das Los geschenkt hat, kommt folgender Vers: ‚Darum sind sie vor dem Stuhl Gottes und dienen ihm Tag und Nacht in seinem Tempel' — beachte dies starke, trostvolle ‚Darum'! Eben weil sie aus großer Trübsal siegreich hervorgegangen sind, heißt es nun: darum sind sie vor dem Stuhl Gottes. Und dann schließt sich ein Satz an, der zu deinem gestrigen Texte und deinem heutigen Losungswort paßt, lieber Viktor: ‚Sie wird nicht mehr hungern noch dürsten; es wird auch nicht auf sie fallen die Sonne oder irgend eine Hitze: denn das Lamm wird sie weiden!' O meine Freunde, glaubt ihr denn, daß ein Mensch, dem dies alles durch tausendfältige innere Bestätigung als Gewißheit in der Seele glüht, jemals unglücklich sein kann? Die Märtyrer unter Nero haben gesungen auf ihren Scheiterhaufen — versteht ihr wohl? Gesungen! Stephanus hat den Himmel offen gesehen; und auf dem Berge Tabor sprachen die Jünger und Christus mit den Geistern eines Mose und Elias — — will jemand glauben, daß dies alles Einbildungen seien? O nein, meine Freunde, es ist hinter dem Sichtbaren ein gewaltiges Unsichtbares, ein Reich, strahlender als das unsere, dem göttlichen Lichte näher!"

Und das Gespräch nahm eine Wendung in das Übersinnliche. Frau von Oberkirch spielte lebhaft mit ihrer Perlenkette und hatte längst die großen und klugen Augen auf eine sonderbare Karte geheftet, die an der Wand hing.

„Ich entziffere da Namen wie Neues Jerusalem und Berg Zion," sagte sie. „Ist es neugierig, wenn ich nach dem Sinn dieser Karte frage? Sind es vielleicht — wenn ich mich knapp und pointiert ausdrücken darf — gemalte Ideen von Swedenborg?"

„Gemalte Ideen von Swedenborg — schön gesagt!" rief Oberlin. „O, wer das vermöchte! Wer Swedenborgs weitläufige und tiefe Gedanken und Gesichte in anschauungskräftige Bilder zusammendrängen könnte, in farbenstarke Kunstwerke, die alle Welt einzuführen vermöchten in das Reich Gottes, in die Gewißheit, daß es keinen Tod gibt! ... In der Tat, die Karte, die dort an der Wand hängt, ist eine einfache, von mir selbst gemalte Landkarte des Jenseits."

„Des Jenseits?"

„Es ist eine Veranschaulichung der verschiedenen Stufen oder Bleibstätten im Jenseits."

„Verschiedene Stufen? Ist denn nicht das Jenseits entweder Himmel oder Hölle?"

„O nein! Man hat leider in der jetzigen Christenheit gewaltig springende Begriffe vom Jenseits. Alle Entwicklung geht stufenweise, so hier auf Erden und so drüben im Geisterland."

„Unsere Freundinnen möchten darüber so brennend gern Näheres hören," bemerkte Demoiselle Seitz, die Oberlins Anschauungen kannte.

„Es ist darüber nichts zu berichten, was nicht schon von der Bibel und vielen Sehern und weisen Männern der ganzen Geistergeschichte ausgesprochen worden wäre," bemerkte der Pfarrer. „Aber diese Wahrheiten sind nur für stille und gesammelte Gemüter. Hier im abgelegenen Steintal haben viele das Ferngesicht ins Reich der Geister; und wir verkehren im Innern oder im Gesicht unbefangen mit unseren Toten — wenn das Wort ‚Tote' überhaupt hier angewendet werden darf. Denn sie sind mindestens so lebendig wie wir. Nur ihre Daseinsform ist eine andere. Was aber die Landschaften des Jenseits anbelangt, so sind das keine räumlich abgezirkelten Orte, sondern es sind Zustände, die jeder einzelne Geist selber erwirbt oder verschuldet. Die Entwicklung unserer Seele zu immer größerer Reinheit und Vollendung hört auch drüben nicht auf; und je nach unserer Entwicklungsstufe bilden wir dort mit den Geistesverwandten, die in gleichem Zustand sind, seelische Landschaften oder Nationen oder Gruppen — ihr könnt ja das nach Belieben benennen. Wer ein Engel wird, trägt den Himmel in sich und strahlt ihn aus in Liebe und Weisheit wie ein von ihm ausgehendes glänzendes Seelenlicht. Je mehr solcher selbstleuchtender Gestalten, um so schöner ist der Himmel."

„Demnach verfertigt sich die Seele selber das Gewand, das sie einst tragen wird?"

„So ist es. Aus der Summe ihrer Kräfte und Tugenden bildet sich ihr endgültiger Zustand, das Resultat ihres Lebens; sie legt den Körper ab und tritt in ihrem recht eigentlichen Wesen unentstellt hervor. Von großen und schönen Seelen geht ein unbeschreiblicher Glanz aus. Die Stärke ihrer Leuchtkraft ist der Gradmesser ihres Wertes."

Alle saßen mit verwundertem Gemüt um den ruhig plaudernden Geistlichen. Doch Oberlin wandte sich wieder der nahen Wirklichkeit zu und sprach weiter über religiöse Verfolgungen. Er zog Hitzinger ins Gespräch. Und der bisher stumme Abbé wurde nach und nach lebendig. Frau von Oberkirch war auf diesen Unbekannten mit den großen Schwarzaugen und dem kühnen Kopf aufmerksam geworden; sie ermunterte durch geschickte Fragen zum Sprechen und lockte ihn aus sich heraus; Hitzinger ging ungekünstelt, ja ungestüm auf die Lockung ein und erzählte von den Verfolgungen in Rappoltsweiler und Umgegend während der Schreckenszeit.

„Das muß man gesehen haben!" rief er. „Man muß es erlebt haben, wie da ein Dutzend oder mehr Augustiner in der ersten Morgenfrühe, wo noch alles schläft, weinend aus dem Kloster hinwegschleichen, ausgetrieben von der Behörde, an ihrer Spitze der Älteste, ein einundachtzigjähriger Greis, gestützt auf den Prior und Subprior. Sie haben Gutes getan, haben ihre Gemeinde geliebt und sind geliebt worden; jetzt jagt man sie fort im Namen der Freiheit und zieht ihre Güter ein. Das Kloster wird in einen Kerker verwandelt und füllt sich fortan im Lande der Freiheit mit Gefangenen. Oder stellt euch vor, wie eine Rotte betrunkener Patrioten und Speckreiter mit Äxten und Brecheisen nach der Dusenbachkapelle zieht und das Heiligtum zerhackt, verbrennt, verwüstet! ... Ja, so ist es leider:

die schöne Kapelle, an der mein Herz hing, liegt ganz in Trümmern. Zwar hat die Volksmenge gejammert, hat dort durch den Wald hin gekniet und gebetet; aber mit Kolbenstößen hat man sie auseinandergejagt, und niemand hat den Greuel hindern können. Oder da weiß ich ein Dorf im Ried, bei Markolsheim; ein sterbender Greis bittet um die letzte Ölung. Der Sturm peitscht den ohnedies heftigen und gefährlichen Rheinstrom; es ist eine bitterkalte Nacht; doch der Schiffer-seppel mit zwei Freunden entschließt sich, fährt mit seinem Nachen über den Rhein und holt einen Priester, der dort in einem badischen Dorf immer für die elsässische Riedgemeinden bereitstand. Es war eine Fahrt auf Tod und Leben; wir sind um ein Haar ertrunken — aber es gelang zuletzt doch. Wiederum war es einmal, daß ein verfolgter Priester einem Betrüger in die Hände fiel, der ihn für teures Geld nachts ins Badische hinüberzuführen verspricht; der Bösewicht steckt den Lohn ein, fährt aber den Verfolgten nur bis auf eine Kiesinsel im finstern Rhein — ‚so, das ist Baden!' — und rudert wieder zurück; dort auf der öden Insel hat der Ausgesetzte unter eisigem Sturm und Regen drei Tage gehungert, hat sich vergeblich durch Rufen bemerkbar zu machen gesucht und wäre zugrunde gegangen ohne eine badische Schildwache, die im letzten Augenblick den Halbtoten ans Ufer geholt hat. Ein andermal hatte ich — hatte derselbe Priester in einem Bauernhause nächtlich die Messe gelesen für das heimlich versammelte Dorf und wollte nun in der Frühe das Haus verlassen, als Metzgerbursche verkleidet. Da halten die Gendarmen im Hof und besetzen alle Zugänge! ‚Ihr seid denunziert, Seppel, heraus mit dem Pfaffen, den ihr versteckt habt!' — ‚Ich?' sagt der Joseph. ‚Nun wohl, sucht ihn!' Sie durchsuchen das Haus mit Lärm und Zorn — und ich stehe derweil in meiner Metzgerbluse und feilsche um ein Kalb. Danach ging ich langsam davon. Sie haben mich nicht erkannt. Gott hatte mich zu anderem aufbewahrt."

So erzählte der Abbé.

Und jedermann wußte nun, wes Standes der sonderbare Fremdling war. Die Maske war von seinem Wesen gefallen; er bemühte sich nicht, sie wieder aufzuheben. In seinem groben dunklen Bürgerfrack stand der Priester inmitten der weißen Damenkleider, mit ungestümen Gebärden seine eigenen Unbilden erzählend.

Da ging ein Ruck durch die Gesellschaft. Rasch und laut ward an die Türe gepocht. Die Karte des Steintals, die dort hing, flankiert von Bibelsprüchen, zitterte heftig. Oberlin erhob sich; alle schauten nach der Türe. „Herein!" Die schwarzkattune Kappe und das rotbackig gesunde, eckige, ausdrucksvolle Gesicht der Luise Scheppler wurde sichtbar.

„Gendarmen halten im Hof!"

Alles sprang auf. Der elektrische Augustin Périer schlug auf das Knie und schnellte an die Tür, als wollte er gewaltsam den Zugang versperren. Verstörte Gesichter hefteten sich auf den evangelischen Pfarrer und den erbleichten katholischen Priester.

„Wen suchen sie?" fragte Oberlin gefaßt.

„Ein unbeeidigter Priester hätte sich ins Steintal geflüchtet. Sie wollen Haussuchung halten."

„Sag ihnen, sie möchten heraufkommen."

Luise ging. Oberlin nahm den todblassen Leo an der Hand, öffnete die Türe seines Schlafzimmers und schob ihn hinein. „Ganz ruhig bleiben!" Kaum hatte er wieder geschlossen, so stampften auch schon Reiterstiefel die Treppe herauf. Der Pfarrer hatte nur noch Zeit, mit gepreßten Händen gen Himmel zu rufen: „Rette ihn, Vater, rette uns! Ich weiß, daß du Gebete erhörst!" Und zu den anderen: „Betet unterdessen!" Da bebte auch schon unter kräftigem Anpochen die Türe, an deren oberem Querbalken der Spruch stand: „Der Engel des Herrn lagert sich um die, so ihn fürchten."

„Herein!"

Ein Gendarm stand im Zimmer.

„Entschuldige, Bürger Oberlin!" sprach der schnauzbärtige Sundgauer. „Wir sind einem ungeschwornen Priester auf der Spur, der uns das Leben sauer genug macht. Du mußt gestatten, daß wir uns deine Gäste genauer ansehen und dein Haus untersuchen."

Die Zeder stand ruhig. Es ging hier auf Tod und Leben. Jedermann wußte das. Um so wichtiger war es, daß niemand die Fassung verlor.

„Du meldest dich ein wenig ungestüm an, Bürger Gendarm. Indessen bist du in Ausübung deiner Pflicht; und die Pflicht ist jedem Christen und jedem Republikaner heilig. Durchsuche denn also mein Haus! Dieser junge Bürger aus Grenoble ist in Rothau zu Besuch — —"

„Hier, Bürger Gendarm, ist mein Militärschein," bemerkte Périer mit ausgesuchter Eleganz. „Ich bin zum Dienst nach Paris einberufen und du ersiehst daraus, daß ich Urlaub habe bis zur Ablegung meines Examens."

„Und dies," fuhr Oberlin fort, „ist ein ehemaliger Soldat, der hier im Steintal seine Wunde ausheilt — —"

„Wir kennen den Mann, den wir suchen," unterbrach der Wachtmeister. „Meine Pflicht schreibt mir vor, das Haus — —"

Er blickte nach den Seitentüren.

„Das Haus zu durchsuchen," fiel Oberlin ein, faßte den Gendarmen am Arm und öffnete die Stubentüre. Und mild und fest zugleich forderte er ihn auf: „Folge mir, ich werde dich führen." Es ging Suggestion von ihm aus.

Der Soldat war durch die erstarrte, gleichsam feierliche Haltung der Gesellschaft, die kein Auge von ihm wandte, etwas außer Fassung geraten. Er folgte dem Pfarrer auf den Korridor hinaus. Die Gesellschaft war allein und brach sofort in die fieberhafteste Aufregung aus; ein Gewirr von Vorschlägen und beruhigenden Worten und „leise, leise, um Gotteswillen leise!" drohte alles zu verderben. Hier war es Viktor, der mit harter Energie und gepreßten Zähnen von einem zum andern ging, die unruhigsten seiner ehemaligen Zöglinge mit eisernem Griff am Arm packte und zischte: „Schweigt! Betet! Es geht um den Kopf!" Seine Festigkeit machte Eindruck. Hände falteten sich: die Mädchen von Birkenweier beteten, Tränen der Angst in den verstörten Augen.

Und hinter der Tür, in Oberlins Schlafgemach, lag Leo Hitzinger. Er lag auf den Knien und stammelte mechanisch, keiner Andacht fähig vor Erregung, seine

lateinischen Gebete, ein Kredo, ein Sanktus, ein Sündenbekenntnis, wie es ihm in den Sinn flog, und starrte dabei auf die Türe, an der mit Kreide etliche Namen geschrieben waren. Ein Öffnen und Schließen ging unten durch das ganze Haus; im Hof drängten sich die verängsteten Kinder; der zweite Gendarm hielt am Hoftor Wache; die Pferde stampften auf den Steinplatten.

Und dann kam Oberlin mit dem untersuchenden Gendarm zurück. Er, der Pfarrer, hatte die Führung; der andere trottete bärenhaft hinter ihm her.

„Du hast nun das Haus durchsucht," sprach Oberlin mit immer gleicher Gefaßtheit. „Hier ist noch mein persönliches Schlafzimmer: willst du auch dieses sehen?"

Und der Pfarrer trat an sein Schlafgemach und öffnete ganz langsam die Türe, den Wachtmeister fest und gebietend ins Auge fassend. Dieser warf nur einen flüchtigen Blick in den sichtbaren Teil des Schlafzimmers und versetzte dann verdrießlich:

„Es genügt. Ich bitte um Entschuldigung. Es ist mir selber ärgerlich. Wir waren dem Kerl durch das ganze Weilertal auf der Spur, haben ihn aber hier im Steintal aus den Augen verloren. Nichts für ungut."

„Du hast deine Pflicht getan," versetzte Oberlin, geleitete ihn die Treppe hinunter zu seinem Kameraden und bot ihnen etwas zu essen an. Sie dankten; sie wären nicht hungrig; und sie stiegen auf und ritten davon.

Nun stürmten die Kinder und die Zöglinge mit Luise Scheppler fragend und aufgeregt die Treppe hinauf. Dort, in der großen Studierstube, die sich auf diese Weise mit Menschen füllte, fiel der Pfarrer ebenso wie alle Anwesenden auf die Kniee nieder und entlastete sich und seine Gäste in einem herzbewegenden Dankgebet. Der gerettete Abbé hatte die Türe des Schlafzimmers leise geöffnet: Leo kniete im Rahmen der Türe mit den Betenden. Alle waren blaß vor Erregung. Und als sie sich dann erhoben und den Abbé mit Glückwünschen umdrängten, murmelte er mit bebendem Ernst: „Diesmal noch, das nächste Mal nicht mehr."

Oberlin war besonnen genug gewesen, den beiden Reitern durch die Gärten hinab seinen Knecht nachzujagen; er sollte von fern erkunden, wohin sie sich entfernten. Der Knecht kam zurück und meldete, daß sie nach Fouday und von dort ohne Aufenthalt ins Tal nach Rothau hinausgeritten seien. Hitzinger hatte keine Ruhe mehr; er war aufgestört und keine Stunde länger zu halten; im Haslacher Tal, bei Nideck — sprach er — hielten sich einige verfolgte Priester auf, die müsse er besuchen. Hartmann holte Leos Knotenstock und Bündel; man versah ihn reichlich mit Speisen; und binnen kurzem war er, der unstete Gesell, nach eindringlichem Abschied wieder auf der Wanderschaft.

„Hat denn dieser merkwürdige Mensch," rief Frau von Oberkirch, als er mit Oberlin und Viktor die Stube verlassen hatte, „dessen Augen mich entzücken und der von irgend einer Urrasse abstammt, nirgends eine Heimat?"

„Ich vermute, daß er die Kirche seine Heimat nennt," versetzte Périer.

Der Pfarrer und Viktor begleiteten den Flüchtling in den Hof.

Leo strömte über von Dankbarkeit. Er sprach von jenem anderen Falle, wo er dem alten Hartmann heimliche Pflege zu verdanken hatte; er pries sein Schick-

sal, das ihn so oft mit guten Menschen zusammengeführt habe, wobei er zaghaft an Abby Grüße auftrug.

„Mein Bruder," sprach Oberlin, „du hast dir durch diese heimlichen Amtierungen eine schwere Bürde auferlegt. Hättest du diese Opfer und Entsagungen übernommen, um dir etwa durch fromme Werke den Himmel zu verdienen, du wärest wohl fern vom Reich Gottes. Denn Himmel und Hölle sind weder Lohn noch Strafe, sondern Anziehungen; wohin die reine oder unreine Seele sich mächtiger gezogen fühlt, da ist ihr Ort, ihr Zustand, ihre natürliche Heimat. Du aber tust deine Werke, weil du dich mächtig gezogen fühlst vom Reinen. Aus dieser Liebe heraus dienst du deiner Kirche. Was auch dein Schicksal sein möge: sei gesegnet um dieser Liebe willen, mein tapferer Bruder!"

Und Oberlin schloß den bewegten Priester in die Arme. Viktor tat dasselbe. Und so verließ der Abbé das evangelische Pfarrhaus.

„Viktor," sprach Oberlin, als sie in das Haus zurückschritten, „ich wollte diesem gläubigen Gemüt nicht wehe tun. Sonst hätt' ich ihm ohne Umschweife bekennen müssen: hör einmal, mein Lieber, ich billige nicht den Standpunkt deiner Bischöfe. Welch ein System von Verstellung, von Unwahrhaftigkeit, von Heimlichkeit wird durch diesen Kampf gegen die Regierung gezüchtet! Wie manche Familie hat in Lebensgefahr geschwebt! Wie mancher mußte sein Haupt lassen, weil sich ungeschworene Priester bei ihm verborgen hielten! Ist es wirklich der Mühe wert, solche Gewissenskonflikte zwischen Geistlichkeit und Regierung heraufzubeschwören? Und wird nicht durch Erregung der Leidenschaften und des Fanatismus mehr gesündigt, als wenn das Reich Gottes groß und still, von diesen politischen Dingen unberührbar, seine Herzensarbeit fortsetzte, so gut es eben geht? ... Die Revolution ist freilich ein häßlich Werk, das ist wahr. Aber auch die Scheuer- und Putzarbeit am Samstag ist ein häßlich Werk. Da wird Wasser ausgegossen, Staub ausgeklopft, geputzt, gefegt, gebürstet — der Hausherr entsetzt sich. Aber der Sonntag kommt, es glänzt alles blank und frisch, und ist vielleicht besser, als es am Freitag war."

Der Abbé, der sich mit solchen oder ähnlichen Gedankengängen nie belastet hatte, sondern seine Kraft in dienendem Gehorsam verbrauchte, schritt unterdessen zur Perhöhe hinan. Oben im Sommerwind und Ginsterduft wandte er sich nach links und verschwand im Walde von Solbach.

Drittes Kapitel

Abbys Tod

Regen und Gewitter waren mit großen Melodien über das Steintal gezogen. Die Blumen in den Gärtchen standen gebückt und tropfend. Wasser und Wässerchen rannen von allen Seiten grau und schmutzig zu Tal.

Die Regengüsse verlangsamten sich in ein traurig Rieseln. Stimmen der Wehmut schienen über Land zu wandern; um die Dächer der verregneten Hütten her war ein Seufzen und ein Tasten. Auch dieses verstummte. Dann spannte sich

eine tiefgraue glatte Wolkendecke vom Climont bis nach den Bergen von Fouday und Rothau herüber. Und darunter war eine feierliche Stille.

Eines Morgens begegnete Viktor einer Frau aus Fouday, die das zweite Gesicht besaß. Die Seherin hatte die Hacke auf der Schulter und ging oben auf der Böschung, schwarz und scharf hervorstechend vom Hintergrunde des Wolkenhimmels.

„Eure Freundin wird binnen wenigen Tagen hinübergehen," sagte sie nach etlichen Wechselworten mit ruhiger und freundlicher Bestimmtheit. „Es sind befreundete Geister um sie tätig, besonders ihre Mutter."

Viktor erschrak. Aber er ließ sich nichts anmerken.

„Danke vielmals, Concorde," erwiderte er, grüßte und setzte seinen Weg nach Fouday fort.

Seine Seele war lange schon auf das Unabänderliche eingestellt. Er übte sich, dem Tod ins Auge zu schauen als einem gottgesandten Führer in eine neue Daseinsform. Nach seiner Weise war er in den letzten Monaten wieder in ein beschauliches Einsammeln und Botanisieren geraten. Die energische Hälfte seines Wesens ruhte. Doch es genügte bei seiner Doppelnatur nunmehr ein einziges Wort oder ein unscheinbares Vorkommnis: und der Träumer war wieder straff und zur Tat bereit.

Taten waren angesichts des unabwendbaren Sterbens dieses holdseligen Geschöpfchens nicht zu verrichten. Aber die Sterbende war sein Sorgenkind; die Tat bestand darin, daß man diesem Ereignis gewachsen war. Oft hatte ihn Furcht überschauert, wenn er den Gedanken ins Auge faßte: Addy wird sterben, und ich werde machtlos zusehen. Jetzt aber, dem nahen Ereignis gegenüber, fühlte er sich von Furcht befreit und mit Feierlichkeit erfüllt.

Die Silhouette der Seherin, die sich in dunklem Ernst vom Horizont abhob, blieb lange in ihm haften.

„Warum sind diese Leute von einer so freundlichen Festigkeit?" fragte er sich. „Nicht der Tod und nicht das Hinter-dem-Tod erschüttert ihren sicheren Frieden ... Daß dieses feine Seelchen Addy zu nichte werde, auch ich kann mir's nicht vorstellen. Ich g l a u b e an Unsterblichkeit, Gott, ich glaube! Jedoch meine Anschauung verlangt über Glauben und Theorie hinaus noch unerschütterlichere Gewißheiten. Ich will zu Hause sein in jenem unbekannten Reiche und gleichwohl der Erde treu bleiben, die der Ort meiner Lebensarbeit ist."

Die Geisterseherei des Steintals und die Swedenborgischen oder apokalyptischen Anschauungen Oberlins hatten ihn zwar gelegentlich beschäftigt. Jetzt aber bekam er Gelegenheit, die Probe aufs Exempel zu machen und seines Glaubens Kraft zu beweisen. Seit seines Vaters Tod hatte der Vorgang des Sterbens an Schärfe und Bitterkeit für ihn verloren. Er spürte, wie sich ihm die scheinbare Nacht des Jenseits unter solchen persönlichen Erlebnissen in einen neuen Tag verwandelte, wie sich sein Auge daran gewöhnte, auch dort im scheinbar gestaltlosen Nichts Fülle von Gestaltung zu ahnen.

Inzwischen waren weder Frau Frank mit Leonie, noch der lebensvolle Hans mit seinem regsamen Käthl im Steintal eingetroffen. Die jungen Hanauer waren durch dringende Feldarbeit abgehalten. Und ein leidiger Unfall, eine Fußver-



stauchung, hielt Frau Johanna fest; sie sandte vorerst nur einen feinen südländischen Wein und stellte ihren oder Leonies Besuch in baldige Aussicht. Im Frühling hatten sie Addy besucht und längere Zeit im Steintal geweilt; es war damals die Hochflut der Robespierreschen Herrschaft, und eine Rückkehr der Leidenden nach Barr war nicht ratsam. So ließen sie das Kind in Oberlins und Viktors Hut; es fehlte nicht an mannigfacher und zarter Umhegung der Kranken, von Oberlins Töchtern bis zu Katharina Scheidecker und ihren Nachbarinen; und jede Woche kamen von Barr Briefe oder kleine Sendungen ...

Addy saß, in Kissen gebettet, in ihrem Lehnstuhl, unfern vom immer offenen Fenster. Ein Stück grauen, glatten Himmels umrahmte die bleiche Gestalt; sie saß mit geschlossenen Augen und gefalteten Händen. Wieder war sie, wie einst im Sommergarten zu Barr, in ihr blaßgrünes Kleid gehüllt und hatte ein weißes Tuch um die Schultern, das Viktor noch von ihrer Mutter her kannte.

„Mein lieber Freund," flüsterte Addy und nahm Viktors Hand, „mein lieber, lieber Freund! Wie treu bist du zu mir!"

Er setzte sich neben sie auf einen Schemel und behielt ihre Hand. Sie war sehr matt, schloß die Augen und schien lächelnd wieder einzuschlummern.

Frau Catherine hatte ihm erzählt, daß Addys Zustand zwischen Herzkrämpfen, erschöpftem Schlummer und überaus klarem, heitrem Wachen abwechsle. Aber so schwer auch die Anfälle seien, so schiene sie doch rasch wieder erholt zu sein und keine Schmerzen zu leiden; meistens liege sie in einem milden Halbschlummer und lächle vor sich hin.

So lag sie auch jetzt. Und als sie nach einer kleinen Weile die Augen wieder aufschlug, war ein Ausdruck von Verwunderung darin.

„Wenn ich schlafe, steht sie dort am Fenster," sagte sie leise. „Und wenn ich die Augen öffne, ist sie wieder fort."

„Wer denn, Addy?"

„Meine Mutter."

Viktor schwieg. Catherine, die sich in der Nähe beschäftigt hatte, verließ geräuschlos das Zimmer und ging ihrer Arbeit nach.

Beide waren nun allein, und Addy wandte sich dem Freunde zu.

„Du sollst das Kästchen an dich nehmen, Viktor, wenn ich gestorben bin. Es liegt in der Schublade. Den kleinen Schlüssel trag ich am Halse neben dem Medaillon. Das Medaillon sollst du auch behalten. Sie will es so, und ich will es auch."

Viktor wurde einen Augenblick von Rührung übermannt. Er lehnte sanft den Kopf an ihre Schulter.

„Meine gute kleine Addy!"

„Mein guter Viktor!"

„Es ist mir so leid, Addy, daß Frau Frank und Leonie nicht kommen können."

„Grüße sie alle. Sie sind freundlich zu mir gewesen. Auch den guten Priester — ich weiß seinen Namen nicht mehr — — den Abbé. Ich bin seitdem so ruhig."

Sie verfiel wieder in ihr traumhaftes Lächeln. Durch das einfache Bauernstübchen verbreitete sich eine feine Stille. Viktor erhob sich möglichst leise aus seiner etwas unbequemen Stellung und setzte sich ihr wieder gegenüber, doch nahe genug,



daß sie die Stimme nicht anzustrengen brauchte, und ihre Hand in der seinen behalten konnte.

Und schon bewegte sich wieder Abbys marmorschönes Köpfchen. Sie schaute auf ihre linke Hand und zog einen Ring vom Finger. Und den Ring betrachtend, sprach sie leise, mühsam und manchmal stockend:

„Du hast mir von deinem Ring erzählt. Das hat mich immer so gefreut. Dieses hier ist ein kleiner, echter Diamant. Nicht wahr, er ist sehr schön? Viktor, ich will ihn dir anstecken — wie die Braut dem Bräutigam den Ring ansteckt. Und doch nicht ganz so: denn du sollst ihn nicht behalten."

Und noch einmal entfaltete das vornehme Kind ihre unvergleichlich reizvolle Anmut des Lächelns und der Bewegungen, als sie nun seine Hand ergriff und den Finger suchte, an den wohl der Ring passen möchte. Ihr Leiden schien auf einen Augenblick fortgezaubert; es war die adlige Französin, die mit dem ihr eigenen bestrickenden Wesen und fast schelmisch seine Finger absuchte und graziös plaudernd den kostbaren Reif anprobierte.

„Ist dies der rechte? Nein, er paßt nicht, er will den Ring nicht. Auch du nicht — der auch nicht — meine Freunde, wir müssen uns wohl an den kleinsten von euch halten — richtig, am kleinsten Finger paßt er ausgezeichnet. Nicht wahr, Viktor? Ist es nun nicht, als hätt' ich mich meinem Liebsten anverlobt? Du bist mein Liebster, du! Indes, ich sagte dir, du darfst ihn nicht behalten. Du sollst ihn an eine Freundin weitergeben, auf die ich manchmal — leider — ein wenig eifersüchtig war. Weißt du, wen ich meine? Rat' einmal!"

Viktor litt unter diesem Gespräch.

„Liebe Abby, hab' ich dir jemals Ursache gegeben, anzunehmen, daß mir jemand teurer sei als du?"

„Aber sie," versetzte Abby. „Sie hat dich lieb: — Leonie."

„Abby!"

„Sie hat's nicht gesagt — sie weiß es vielleicht noch gar nicht — aber es ist so. Und warum soll sie nicht? Sie ist gesund — und ich muß sterben."

Wieder, wie damals in Barr, ging ein Seufzer durch das stille Zimmer. Aber diesmal leise, zart und langsam; das Schwere war überwunden. Des jungen Mädchens Lebensleid lag in diesem Seufzer, aber auch der Sieg. Über ihr Gesichtchen zuckte noch einmal der Schmerz. Sie lehnte die Schläfe ins Kissen und schloß die Augen. Dann, nach einer langen Pause, fuhr sie fort:

„Viktor, wenn du ihr den Ring gibst, sag' ihr, daß ich ihr gut bin. Ich bin ihr sehr, sehr gut, trotzdem ich manchmal etwas eifersüchtig war auf ihre Gesundheit. Ach, ich war immer eifersüchtig — ihr habt es nur nicht gemerkt — schon auf meine Mutter war ich eifersüchtig. Papa hat uns zu wenig lieb gehabt. Daher kommt es vielleicht. Wir wollten doch auch gern geliebt sein."

Es war nur ein Hauchen, so leise sprach sie und so wehvoll.

„Abby, wir haben dich sehr lieb."

„Ihr habt mich sehr lieb ... Aber das ist 's nicht ganz" ...

Sie brach ab und blieb mit geschlossenen Augen liegen. Ihre Worte hatten einen so traurigen Klang, und dieses Stimmchen war so melodisch, aus so zer-

brechlich feinem Metall, daß Viktor seine Bewegung nicht mehr zu meistern vermochte. Er winkte Catherine heran, die durch das Fenster im Garten sichtbar war, und ging bei ihrem Erscheinen lautlos hinaus. Draußen rang er stumm die Hände. O Gott, wie elend war dieses Kindes Mutter gestorben! Wie elend siecht es nun selbst dahin! O du Gott der Liebe, wie bist du unbegreiflich!

So erging er sich in Klagen. Und um ihn her im spätsommerlichen Gärtchen standen die hohen Sonnenblumen und hielten die großen, schweren, goldenen Fruchtscheiben unbeweglich ins matte Licht. Leise Tropfen zitterten manchmal noch von einzelnen Blumen. Die Welt war stumm und still. Das Hochlandstal wartete in Ergebung, ob sich die graue Wolkendecke endlich löse und der Lichtfülle dahinter Zugang verstatte.

Nicht lang hernach kam Pfarrer Oberlin das Tal herab, begleitet von einem seiner Lehrer. Als Viktor des wohlbekannten Mantels ansichtig ward, der dem mittelgroßen Manne bis fast auf die Knöchel reichte, stürzte er hinaus und Oberlin entgegen.

„Abdy stirbt!"

Der Pfarrer beruhigte ihn. „Wir wollen ihr den Übergang nicht erschweren, Viktor, sondern uns auf Lob und Dank stimmen." Und er warf seinen Mantel ab und begab sich mit dem Begleiter, der ärztlich gebildet und arzneikundig war, in Abdys Stübchen.

Viktor blieb diesseits der angelehnten Türe. Und um ihn versammelten sich die Kinder, denen des Pfarrers Besuch bemerkbar geworden war. Drinnen sprachen sie sachlich, freundlich und fast heiter; dann sprach Oberlin ein Gebet; auch die Kinder in der Wohnstube sanken auf die Knie und falteten ihre Händchen, wobei die Größeren den beiden Kleinen ermunternd zunickten. Und während des Gebets lichtete sich der abendliche Himmel. Er ließ einen Sonnenstreif herüberfallen, so daß es wie ein Entzücken durch Abdys schönheitsfrohe Seele ging, obwohl sie, die mit geschlossenen Augen saß, die willkommene Sonne nicht eigentlich sah, sondern vielmehr in sich einsog mit dem ganzen durchsichtigen Körperchen, dessen Verwandlung in Licht bereits begonnen hatte.

Hernach traten Oberlin und sein Begleiter wieder aus der Kammer, durch deren nun voll geöffnete Türe strahlendes Abendsonnenlicht in die Wohnstube und auf die immer noch knienden Flachsköpfchen fiel.

„So ist's brav, ihr Kleinen! Betet brav, denn gute Engel sind im Hause und wollen Tante Abdy abholen! ... Begleite mich, Viktor! Wir wollen nun unsre Kranke ruhen lassen."

Der Pfarrer verabschiedete sich vom zurückbleibenden Lehrer und der treuen Pflegerin und schritt mit Viktor langsam die Straße nach Rothau hinaus. Die sogenannte „pont de charité", die Liebesbrücke, die er einst mit seinen Bauern selber gebaut hatte, war beschädigt. Man arbeitete an ihrer Ausbesserung, und der Pfarrer wollte die Arbeit besichtigen.

Die Abendsonne war hindurchgedrungen und warf einen duftigen, nur angedeuteten Regenbogen von ätherischen Farben an die gegenüberliegende Wolkenschicht. Das Tal war in eine zauberhafte Beleuchtung getaucht.

Und Oberlin erzählte in dieser Helle von seinen persönlichen Erfahrungen bezüglich Tod und Jenseits.

„Ich habe kein Buch geschrieben, Viktor, und ich werde kein Buch schreiben. Die Dörfer und Seelen dieses Steintals sind die Blätter, auf die ich schreibe. Doch ist mein Haus, das weißt du ja, ein Museum und eine Bibliothek praktischer und geistiger Dinge. Ich lese meine Bücher genau, mit Stift oder Feder in der Hand, mache Randglossen oder Auszüge und führe Tagebuch. So habe ich zum Beispiel den großen Swedenborg ebenso gründlich studiert wie Botanik, Anatomie, Heilkunde und Galls Schädellehre. In diesem Durst nach mannigfaltigem Wissen sind du und ich einander verwandt, lieber Viktor; und Swedenborg selber war nicht nur Seelenforscher, sondern auch ein wahrhaft genialer Naturforscher ... Nun also, aus Lektüre und aus Erlebnis sind auch meine Erfahrungen über das Jenseits herausgewachsen. Als ich hieher ins Steintal kam, fand ich hier Leute, die das Ferngesicht oder Feingesicht in die Geisterwelt besitzen. Es mag vielleicht mit der Abgeschiedenheit unsres Tales oder mit dem Magnetismus der hiesigen Erde zusammenhängen; man sagt ja Ähnliches von Bewohnern der Shetlandsinseln oder schottischer und norwegischer Täler. Ich jedenfalls eiferte anfangs mit soldatischem Ungestüm und den Waffen des Gebildeten gegen diesen vermeintlichen Aberglauben. Aber die Leute erwiderten lächelnd: ‚Aberglauben? Aber wir glauben oder behaupten ja nichts, wir schauen ja nur'... Kurz, es war nichts zu machen."

„Ich kenne Kants scharfsinnige Schrift gegen Swedenborg," bemerkte Viktor.

„Die ‚Träume eines Geistersehers'? Ja, sie mag sehr scharfsinnig sein. Aber hier handelt es sich nicht darum, ob man das Dasein von Amerika scharfsinnig beweist oder hinwegbeweist: man reist selber hinüber und erzählt dann davon. Unsre Seher hier im Steintal machten mir Mitteilungen, die mich überraschten; es war etwas Gemeinsames in ihrem Schauen, eine innere Ordnung, ein geheimer Sinn. Es stimmte mit dem überein, was ich in mystischen Werken gelesen hatte, von denen diese einfachen Leute nichts wußten ... Die hinübergeschiedenen Seelen machen in den Regionen der Atmosphäre verschiedene Zustände durch, bis hinauf in das Vorparadies und in das göttliche Licht. In den unteren Regionen ist noch Schwere, sie haften noch an den Sorgen oder Lüsten der Erde; nach und nach aber, entsprechend ihrer Vergeistigung und Läuterung, folgen die Geister höheren und feineren Anziehungen. Edle Menschen, die nicht beschwert sind von Laster und Leidenschaften, steigen sofort nach dem Tod in die lichteren und leichteren Bezirke auf, die ihrem feinen seelischen Magnetismus entsprechen ... Ich habe nach dem Tode meiner Frau — es ist über ein Jahrzehnt her — neun Jahre lang mit ihrer Geisterperson verkehrt. Ich habe unzählige Male, meist im Halbtraum morgens um eine bestimmte Stunde, mit ihr gesprochen über Dinge, die meinen Geist beschäftigten oder mein Herz beschwerten. Dann hörten die Erscheinungen plötzlich auf. Und es kam ein Mann aus Belmont zu mir, der das Gesicht hat, und teilte mir mit, er hätte meinen verstorbenen Sohn in der Jenseitswelt gesprochen und von ihm erfahren, die Mutter könne fortan nicht mehr erscheinen, weil sie in eine höhere Sphäre emporgestiegen sei."

Viktor, der in stiller Trauer, aber horchbegierig neben dem ungewöhnlichen Manne einherschritt, warf hier die Frage ein:

„Wie unterscheiden sich denn aber gewöhnliche Träume, die meist so verworren sind, von eigentlichen Visionen?"

„Einem Menschen," erwiderte der Geisterseher, „der nichts Ähnliches erfahren hat, diesen Unterschied begreiflich zu machen, ist fast ebenso schwer, als wollte ich einem Blinden den Unterschied zwischen blauer und grauer Farbe verdeutlichen. Keine Beschreibung ersetzt hier die Anschauung. Der Unerfahrene wird dies als Einbildung oder Aberglauben ablehnen. Mag er es tun! Es ist für den Glauben nicht entscheidend und es verhilft nicht zur Seligkeit, ob man dergleichen annimmt oder auf sich beruhen läßt. Ich streite daher hierüber mit niemandem."

„Ein liebes Weib von einem Tag auf den andern verlieren," bemerkte Viktor ablenkend, „muß eine ungeheure Erschütterung sein."

„Wahrlich, ja!" rief sein Begleiter. „Wer so etwas durchgemacht und verarbeitet hat, der ist Schwerstem gewachsen. Als mein blutjunger Sohn der Kugel erlag, war es zwar ein herber Schmerz. Aber als uns ein befreundeter Geistlicher besuchte, glaubte er mich und meine Familie in tiefster Trauer zu finden, war jedoch sehr erstaunt, uns so ruhig und gefaßt zu sehen. Warum denn niedergeschmettert sein? Wissen wir doch, daß mein Sohn ebenso wie meine Gattin in andren Sphären eine andre Aufgabe zu erfüllen hat. Doch damals, vor elf Jahren, war es sehr, sehr schwer. Denn Mann und Weib bilden ein Ganzes; und dies Ganze wurde jäh und heftig auseinandergerissen. Da ist es kein Wunder, lieber Viktor, wenn ein Teil von ihr in mir zurückblieb und sie Jahre dazu brauchte, bis sie sich ganz aus mir herausgelöst hatte. Es gibt nach Swedenborg Ehen, die im Himmel geschlossen werden; es sind das unzertrennliche Kameraden, die einander im Emporstieg helfen, gleichsam Doppelsterne. Manche sind nur vorübergehend einander zugesellt, weil sie einander grade zu einer bestimmten Zeit zu gegenseitiger Einwirkung — oft auch heftiger Art — brauchen. So ist es manchmal auch mit Freundschaften. Das Förderliche, was diese Freundschaften wirkten, bleibt; die Personen selbst gehen wieder neue Verbindungen ein. Und so ist es auch mit Feindschaften oder Leiden. Das ganze Weltsystem ist ein Netz von wechselseitigen Einwirkungen, um jeden einzelnen und zugleich das Ganze vorwärts zu treiben, der uns innewohnenden Bestimmung entgegen. Unsre Bestimmung aber und unser Seelenziel ist das himmlische Jerusalem. Du wirst mich allmählich genügend verstanden haben, um zu wissen, daß dies kein geographischer Ort ist im irdischen Sinne, sondern ein Vollendungszustand. Jerusalem, du hochgebaute Stadt, wollt' Gott, ich wär' in dir!"

Viktor fing an, mit Oberlins Augen zu schauen. Er begriff, daß sich seinem Begleiter biblische Namen wie Jerusalem, Berg Zion, Kanaan und dergleichen zu sinnbildlichen Bezeichnungen formten, hinter denen sich seelische Zustände verbargen. Nun verstand er jene Karte, die in Oberlins Studierzimmer neulich Verwunderung erregt hatte. Aus dem Sodom und Gomorra der Sünde emporzubringen in die Burg Zion eines neuen und himmlischen Jerusalems: war es nicht ein sofort verständlicher Entwicklungsweg? Das Überraschende bestand für ihn darin, daß bei dieser großzügigen Entwicklung der leibliche Tod gar keine Rolle spielte,

gar nicht wichtig schien; der Tod wurde nur als eine Veränderung der Daseinsform empfunden, nicht aber als eine Änderung des Seelenzustandes und des Seelenwertes. Denn Himmelreich oder Hölle — so führte der Schüler Swedenborgs aus — gehen mitten durch die Menschheit hindurch; und jeder von uns gehört schon auf Erden einer bestimmten Gruppe an, je nach seinem Reifezustand; und so befinden sich in diesen geistigen Gruppen oder Nationen sowohl verkörperte als auch entkörperte Geister; denn sie verbindet nicht der Ort, sondern die geistige Verwandtschaft.

„Welch ein lebensvolles Universum!“ rief Viktor. „Welch eine himmlische Geographie!“

Und er blieb stehen, umflossen und durchdrungen von dem mächtig herüberbrandenden Abendlicht und dem inneren Lebensfeuer, das jenem äußeren Lichte Antwort gab. An seinem kleinen Finger blitzte Addys Diamant; und am Nachbarfinger der bescheidene bürgerliche Bergkristall mit dem Gelübde-Wort.

„Eros!“ rief er. „Das ist Eros, der Gott der Liebe, den aber Plato als den Drang nach Vollendung deutet! So sprach mir einst der edle Humboldt, so spricht nun Vater Oberlin und deutet mir dies als den Wanderdrang nach dem himmlischen Jerusalem. Es ist die Liebe, die alle Gestirne treibt und als Lebensfeuer in allen Menschenseelen tätig ist, heftig und unedel in gemeinen Naturen, aber harmonisch in gereiften. Sie führt uns zueinander und läßt uns umeinander kreisen, sie zieht uns hinan in die Ursonne, in die Gottheit. Denn Gott ist die Liebe! In ihm leben, weben und sind wir!“

„Ja, wie das schon Sankt Paulus herrlich gesagt hat,“ erwiderte Oberlin. „Und der große Fackelbringer der Liebe ist der Logos — das heißt: das offenbarende Wort, gestaltet und Fleisch geworden in Jesus Christus, der ausging aus dem Vater, wie ein Strahl ausgeht aus der Sonne ... Viktor, und laß dir wiederholen, was ich an jenem Sonntag in Ergänzung deiner Predigt gesagt habe: groß und gut ist der Kantisch geschulte Willen — aber größer ist die Gnade. Jene männliche Kraft treibt uns titanenhaft empor; diese aber kommt uns wie eine Jungfrau liebend und gütig von oben entgegen und zieht uns hinan. Beides ist wichtig; das letztere aber ist die Erfüllung. Um sie zu empfangen, braucht es nur — ‚nur‘, sage ich, Viktor, aber es wird spät und schwer gelernt — des stillehaltenden Vertrauens, wie die Kinder vertrauen. Den Kindern gehört darum das Himmelreich, denn in ihrem rührenden Vertrauen sind sie rein — so rein wie dort unten in Fouday Addys reines Seelchen, das nun heimkehrt in das ewige Licht.“

Beide Männer schwiegen bewegt. Denn mit ihren Gedanken verband sich wieder Addys Leidensbild und gab ihrer Geistigkeit eine zarte, warme Menschlichkeit.

Oberlin dachte an das liebste Menschenkind, das er selber hatte sterben sehen.

„Meine Frau und ich“, sprach er, „waren oft so beschäftigt, daß wir uns nur im Vorübereilen in einer besonderen Art die Finger zu berühren pflegten. Ich erkannte sie später bei ihren Geisterbesuchen an dieser flüchtigen, aber herzlichen Grußform. Aus Nutzwirkung besteht alles Leben; auch in der jenseitigen Welt. Auch dort sind Schulen, wenn ich so sagen darf; auch dort sind belehrende oder

warnende Wechselwirkungen zwischen reifen und unreiferen Geistern. Ich sah dort Schulen, die in ungemein reizenden Gärten und Landschaften abgehalten werden. Die Schüler waren munter und freudig. Es ist dort auch ein besondres Kinderland: und in zierlichsten Kleidern von himmlischen Farben leuchten die versammelten kleinen Seelen, unterwiesen von Engeln, bis sie herangewachsen sind für reifere Bezirke. Alle Engel haben übrigens die Stufen des Menschentums durchgemacht, sind also ehemalige Menschen und fühlen darum Menschliches nach. Ich sah einmal meine Frau in Gegenwart eines erhabenen Greises, der einem hohen Offizier glich, junge Seelen unterrichten. Sie kam gewöhnlich, um mich nicht zu erschrecken, um eine bestimmte Zeit zu mir: meist morgens um drei Uhr. An der Leidenschaftlichkeit, mit der ich sie anfangs festzuhalten suchte, merkte ich, daß ich an ihr noch mehr hing als an Christus. Dann wurde mir im Gesicht bedeutet, daß sie sich von den Anziehungen des Fleisches gelöst habe. Und nach und nach begegneten wir uns mit einer herzlichen Feierlichkeit, mit einer innigen Freundschaft, die durch eine früher noch nicht ausgebildete gegenseitige Ehrfurcht veredelt war ... An allen unsren kleinen oder größeren Sorgen hat sie teilgenommen. Einmal hat sie sogar meine Obermagd drei Nächte hintereinander im Traum gewarnt, unser ganzer Vorrat wertvollen Weines sei in Gefahr, auszulaufen. Die Magd wird unruhig, läuft in den Keller, findet nichts, wird abermals gemahnt — und entdeckt endlich, daß Reifen gesprungen sind und das kostspielige Naß um ein Haar verloren gegangen wäre. Einmal führte sie mich im Jenseits in das Studierzimmer eines verstorbenen Professors. Ich sah dort außer bekannten Instrumenten viele unbekannte. Es wäre da noch viel zu erzählen. Und dann also blieb sie plötzlich fort. Ihre Kleider waren, ihrer wachsenden Reife entsprechend, immer glänzender geworden. Nun suchte um jene Zeit Joseph Müller aus Belmont seinen Onkel Morel in der andren Welt; er wurde durch meinen verstorbenen ältesten Sohn zu ihm geführt; und von meinem Sohn erfuhr er hierbei, wie ich dir schon sagte, daß meine Frau in eine höhere Wohnung der Seligen aufgestiegen sei und sich mir fortan nicht mehr sichtbar machen könne.“

Sie waren an der beschädigten Brücke angekommen. Viktor wandelte traumhaft neben dem merkwürdigen und doch so natürlich sprechenden Geisterseher und schaute wie verwundert auf, als irdische Menschen um ihn her die Mützen zogen, inmitten von Balken, Steinen und silberklar schimmerndem Granitkies, zwischen denen sie arbeiteten.

Der Pfarrer erkundigte sich nach dem Fortgang der Arbeit und ließ eine Handvoll Sand und Kies durch die Finger gleiten. „Wie schön ist das, Leute! Läßt sich damit nicht eine prächtige Brücke bauen?“ Und Viktor an der Hand fassend, schritt er ein wenig mit ihm abseits, aus dem Geräusch der Schaufeln hinweg, und schloß das Gespräch ab.

„Ich will dir auch noch sagen, wie sie gestorben ist. Am Abend waren wir noch still und traulich beisammen; sie war leidend, aber wir besorgten keine Gefahr. In der ersten Frühe stürzt meine Magd herauf und klopft mich wach: ‚Madame ist krank‘. Totmüde hör' ich es kaum und schlafe weiter; und wieder kommt sie herauf: ‚Madame ist sehr krank‘. Ich eile hinunter: da sitzt sie auf dem Bett, hat die Füße

im Wasser, den Kopf an die treue Luise Scheppler gelehnt und atmet schwer. Ich nehme das teure Haupt in die Arme und vernehme in ihrer Brust ein Knacken und Knistern, als ginge etwas entzwei; lege sie endlich sanft in die Kissen und fühle den Puls. Kein Puls! den Herzschlag: kein Herzschlag! Der Arzt kommt; ich lasse ihn bei der Sterbenden, eile auf den obersten Boden und werfe mich vor Gott auf die Knie, betend, stammelnd, weinend um ihr Leben. Doch sieh, es drängt sich mir immer nur der Spruch auf die Lippen: ‚Lobet den Herrn, alle Heiden! Preiset ihn, alle Völker!' Dann ging ich gefaßt hinunter; ich wußte nun, daß sie gestorben war. Gestorben? O, nein: gleich am ersten oder zweiten Abend, wie ich mich in meinem Schlafzimmer entkleiden will, erscheint mir ihre Gestalt, wirft sich mir um den Hals und sagt: ‚Ich werde erstaunend viel um dich sein' — und ist verschwunden. Wunderbar hat mich diese Erscheinung gestärkt! ... Doch nunmehr gute Nacht, mein tiefer, ernster, vielgeprüfter Freund! Du mußt durch viele Anfechtungen hindurch, aber du wirst fest werden. Nicht traurig sein, mein Freund, sondern vielmehr ein herzhaftes, fröhliches: ‚Lobet den Herrn!' Und wenn im Elsaß wieder reinere Luft ist: Arbeit! Schöpferische Arbeit!"

Und der Pfarrer packte selber eine Hacke und ging seinen Bauern mit ermunterndem Beispiel voran.

* * *

Viktor, der noch nicht recht ausgeheilte Soldat, war von diesen Gesprächen und Ereignissen äußerst ergriffen und ging bewegt nach Hause. „Süße Addy!" rief er aus, einmal über das andre die Hände faltend, wie im Gebet, als er in seiner Kammer wieder einsam hin und her ging, „wenn du nun hinüberkommst in jenes Reich der Antwort aus unsrem Lande der Fragen, so bitte für mich bei den Wissenden, so sende mir helfende, überzeugende Engel! Denn ich bin noch nicht zum Glauben dieses Mannes hindurchgedrungen."

Doch er war gereifter, als ihm selber vorerst bewußt war. Eine unruhvolle Nacht, in der sich die Gedanken peitschten wie der Wasgenwald im Novembersturm, war das letzte Anzeichen einer absterbenden kleinmütigen Lebensstimmung. Diese Tage waren eine Krisis. Oberlins Wesen, trotz alles Befremdlichen seiner persönlichen Vorstellungsart, entfaltete immer mehr seine werbende Persönlichkeitskraft. Ein Neues ging in Viktor auf: eine edle Sicherheit und vertrauende Ruhe, ein Lebensmut, ein Glaube an die geheime Leitung alles Schicksals.

In der Frühe des nächsten Morgens brachte ein reinlich gekämmtes Kind der Catherine Scheidecker aus unschuldigem Munde die Nachricht, daß Adelaïde von Mably in der Nacht einem Herzkrampf erlegen sei.

Viktor vernahm die Todeskunde ohne Erschrecken. Es war in ihm eine erhabene Stille. Oberlins Wort drängte sich auch ihm auf die Lippe: „Lobet den Herrn, alle Heiden! Preiset ihn, alle Völker!" Und zu Frau Salome, seiner Wirtin, sprach er schlicht: „Addy ist zu ihrer Mutter heimgegangen."

Als er in Frau Catherines Hütte hinunterkam, lag Adelaïdens schuldlos Körperchen bereits in weißen Kleidern auf dem Lager, mit einem freundlich ausdruckslosen Lächeln, von Blumen umkränzt und mit weißen Astern in den gefalteten Händen. Viktor stand lange vor der friedevollen Gestalt, vor dieser er-

lösten Seele, deren Erdenwandel so eng mit seinen Sorgen und Schicksalen verwachsen gewesen. Aber es kam keine Träne in sein Auge. „Leb' wohl, kleine Addy!" sagte er zart und strich ganz leise über die weißen Hände.

Das Medaillon und das Schlüsselchen hatte sie selbst noch am Abend abgenommen; ein Bild ihrer Mutter sollte mit ihr begraben werden. Man fand auf ihren schön geordneten und mit Bändern anmutig zugeknüpften Papieren obenan Briefe an ihre Freunde, nach ihrem Tode zu öffnen. In Gegenwart Oberlins wurden die nötigen Verfügungen getroffen; und man beriet sich über Eilboten, die etwa nach Barr und vielleicht auch nach Imbsheim zu senden wären. Auf das letztere verzichtete man um der weiten Entfernung willen; über das Hochfeld nach Barr zu reiten, bot sich Viktor selber an. Er hatte nun, aufatmend von einem langen Druck, ein Bedürfnis nach starker körperlicher Ausarbeitung und Bewegung.

So entzog er sich den nüchternen Vorbereitungen, die um den entseelten Körper her noch zu treffen waren. Er begab sich nach Rothau und bestellte sich im Gasthof das Pferd, das ihm schon öfter gedient hatte. Durch das Tal der Rothaine gedachte er emporzudringen und dann durch jene ausgedehnten Nadelwälder zwischen Hochfeld und Odilienberg auf weichen Graswegen das Gebirge zu durchreiten, um über Hohwald und Andlau nach Barr zu kommen.

Aber ihm waren in Rothau selbst Überraschungen vorbehalten, die zuletzt die Reise überflüssig machten.

Während man das Pferd besorgte, begab sich Viktor in das Dietrichsche Schloß, um die Todesnachricht persönlich zu überbringen.

Er vernahm, daß die jungen Damen mit Demoiselle Seitz beim Unterricht waren. Aber im Garten sah er drei Gestalten wandern, die zu seiner eigenen Trauer stimmten. Es war die einst so anmutig bewegliche Witwe des Maire Dietrich, nunmehr in düstrer Witwenkleidung; im gebückten Greis daneben erkannte er den Stettmeister, ihren vornehmen Schwiegervater, im Jüngling zu ihrer Linken ihren Sohn Fritz. Es war ein unfroh Wandern. Sie blieben von Zeit zu Zeit stehen und besprachen sich untereinander, wobei der Jüngling der lebhafte Anreger schien, sichtlich bemüht, den gebrochenen Greis, der vor kurzem erst das Gefängnis verlassen hatte, ermutigend emporzurichten.

Man begrüßte sich. Viktor brachte seine Nachricht an.

„Das liebe Kind ist gut aufgehoben," sagte die Witwe gefaßt. „Sie ist Emigrantin geworden in das Land der wahren Freiheit. Wir andren ringen noch ... Wir besprachen hier soeben die etwa noch möglichen Maßnahmen, meinen verstorbenen Gatten wenigstens von der Liste der Emigranten streichen zu lassen. Wenn es uns nicht gelingt, sind wir unsres Vermögens verlustig."

Viktor beglückwünschte den alten Stettmeister zur wiedererlangten Freiheit.

„Freiheit?" erwiderte der Greis gedehnt, hob das bedeutende und würdige Haupt empor und warf einen spähenden Blick auf den Hauslehrer von ehedem. „Sie sind der Sohn des braven Hartmann, mit dem ich eingetürmt war. Waren Sie nicht dabei, als ich mich hier mit meinem Sohn über das liberale Prinzip unterhielt? Nun, und jetzt? Was anderes als das liberale Prinzip hat ihn denn getötet? Hab' ich nun recht behalten oder nicht?!"

Der Alte stieß den schweren Stock auf und fuhr fort:

„Geben Sie acht, junger Mann, was sich nun im Laufe der nächsten hundert Jahre ereignen wird! Der Absolutismus des Pöbels wird den Absolutismus der Könige ablösen. Europa wird ein großes Parlament werden; der Schuft und Intrigant hat darin dasselbe Stimm- und Schwatzrecht wie der edelste Mann. Dies wird man Gleichheit nennen. Und mit den heuchlerischen Phrasen ‚Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit' wird die Masse der Brutalen die Minorität der vornehmen Naturen vergewaltigen. Denn alles handelt sich fortan um Majorität und Partei."

Es lasteten schwere Schatten über dieser einst angesehenen Familie, die noch vor wenigen Jahren das reiche und gebildete Elsaß auf das glänzendste vertreten hatte.

Man streifte das Schicksal der Türckheims, die nun in Erlangen ruhigere Zeiten abwarteten. Viktor vernahm dann Zusammenhängendes über die letzte Lebenszeit des hingerichteten Maires von Straßburg. Die Pariser Richter hatten ihm dieselben beschuldigenden Fragen vorgelegt wie die Richter in Besançon: er habe rebellische Priester beschützt, er habe die Volksgesellschaft in Straßburg verfolgt, er habe mit Lafayette konspiriert, er habe mit den Feinden Briefe gewechselt — und was des längst widerlegten Unsinns mehr war. Dietrich antwortete das erstemal energisch. Am nächsten Tage dieselbe Szene vor einem neuen Richter und dem damals am übelsten berüchtigten öffentlichen Ankläger. Des unglücklichen Mannes erbitterte Feinde traten als Zeugen gegen ihn auf: unter ihnen der soeben gefangen in die Abtei gebrachte Eulogius Schneider, der heftig wider den Mitgefangenen aussagt. Nun ist Gegenwehr umsonst. Dietrich schweigt. „Ich weiß, daß mein Los entschieden ist", bemerkt er bloß. Man sprach das Todesurteil. Und der Verurteilte, müde der langen Haft, wünschte sofort hingerichtet zu werden; einem Mitgefangenen zu Liebe, dem derselbe Gang zur Guillotine bevorstand, wartete er bis zum nächsten Tage, wo er dann ruhig in den Tod ging.

Dies erzählte man in demselben Rothau, in dem einst Viktor jener hoffnungsfreudigen Tischgesellschaft beigewohnt hatte.

„Man hat ihm wenigstens die Geige gelassen", bemerkte Frau Luise Sibylle. „Er hat im Gefängnis viel komponiert. Und seine letzten Briefe sind mein Heiligtum. Ach, wir haben manchmal in früheren Jahren unsrer Ehe mehr nebeneinander als miteinander gelebt, wie es eben der große Ton des Pariser Hofwesens mit sich brachte. Aber das Leid hat uns gereift. Noch in Besançon war ich immer bei ihm, bis sie ihn dann nach Paris wegführten und ich ohnmächtig oben auf dem Stubenboden liegen blieb."

„Das französische Königtum hat den Ammeister Dominik Dietrich in den Kerker gesteckt, die französische Republik hat den Bürgermeister Dietrich getötet," schloß der alte Stettmeister das Gespräch mit harter Stimme. „Ich habe von dieser Welt genug."

Und der Greis schritt am Arm seines Enkels in das Haus zurück.

Viktor schied von dieser Stätte der Trauer. Sein Leid um Addy erweiterte sich: durch die ganze Nation ging ja derselbe Schmerz.

Und als er vom Schloß nach dem Gasthof ging, kam er an einer Gruppe von Bürgern vorbei, die vor einer Schmiede standen und erregt eine Neuigkeit besprachen. Der kräftige Schmied, ein kirchentreuer Katholik, wetterte nicht wenig. Viktor blieb aufhorchend stehen und wurde sofort in die leidenschaftliche und bekümmerte Erörterung mit hineingerissen. Man sprach von einem aufregenden Ereignis, das sich, dem Gerücht nach, am Schneeberg abgespielt hatte. Dort, in einer Höhle, hatten sich vier katholische Priester verborgen gehalten: sie waren entdeckt und von Gendarmen erschossen worden.

Hartmann fuhr zusammen. Hitzinger?! ... Er stellte Fragen über Fragen. Es waren keine Namen zu erfahren; doch war ihm sofort die Tatsache gewiß, die sich später bestätigte: den Abbé hat sein Schicksal erreicht!

„Ist dort nicht das Haslacher Tal und die Burg Nideck?"

„Freilich," erwiderte der erzählende Schmied und zeigte mit der klobigen Faust in die Ferne, „sie sagen, daß dort Riesen gehaust haben, und daß einmal die Riesentochter eine Schürze voll Bauern heimgebracht habe, weil sie das für Spielzeug gehalten. Dort hatten sich die frommen Männer versteckt und sind auf der Flucht totgeschossen worden."

Viktor, der mit so ruhevoller Andacht von Addys Totenbett geschieden war, fand sich wieder den leidenschaftlichen Erregungen der Welt ausgesetzt. „Will denn" — rief er — „dieser Tag Schmerz auf Schmerzen häufen?!"

Doch im Gasthof wartete eine Überraschung. Nicht sein Pferd war angeschirrt, wohl aber hielt vor dem Tor ein Wagen, der ihm bekannt schien, mit zwei wohlgenährten Schimmeln, die ihm erst recht bekannt waren. Und wahrhaftig! Als er die Steintreppe hinaufstieg, sprang oben mit einem jubelnden Ruf Leonie Frank aus der Türe! Das herrlich gewachsene, tannengerad und federnd einherschreitende Mädchen strahlte vor Gesundheit und Freude und schüttelte dem Verblüfften immer wieder beide Hände. Und hinter ihrem großen, mit Efeu und Wildrosen gezierten Mädchenhut tauchte in hellgrünem hanauischen Bauernrock und elsässischer Haube „'s Käthl von Bischholz" und der lange Jean oder „Hans von Uhrweiler" mit der Adlernase und den hellen Augen auf, beide mit ihren rotbraun gesunden Bauerngesichtern trefflich zu Leonies rosigen Wangen stimmend. Sie hatten sich, nach brieflicher Verabredung, in Mutzig getroffen und waren in diesem Augenblick in Rothau angekommen, wollten sich erfrischen und dann weiterfahren, um Addy zu überraschen. Frau Frank, immer noch leidend, war zurückgeblieben.

Und so umwogte nun den plötzlich wieder auflebenden Viktor eine dreifache Gesundheit und sang ein Hohelied vom Leben. Doch das Lied verwandelte sich freilich schroff genug in erschrockenen Ernst und in Laute der Wehmut, als er nun möglichst schonend Addys Heimgang erzählte. Also zu spät gekommen! Leonie, zum erstenmal ohne ihre Mutter unterwegs, sah sich vor eine harte Probe der Selbständigkeit gestellt; sie verstummte jäh und konnte ihre Tränen nicht bemeistern. Und die schmerzliche Tatsache: „Addy tot!" machte auch dem guten Jean zu schaffen. Käthl, die der Entschlafenen ferner gestanden hatte, schien besonders darüber bekümmert, daß sie nun keine Trauerkleider anzuziehen habe; und die Aussicht, sich

mit den Kleidern einer Steintälerin behelfen zu müssen, war für die junge Bäuerin, die auf Etikette hielt, recht wenig erbaulich.

„Wir Lebenden wollen den Kopf nicht hängen lassen, sondern uns um so lieber haben,“ ermunterte Viktor.

Man erwog einen Augenblick einen Besuch auf dem Schloß. Aber besonders Leonie war dazu nicht in der Stimmung und bat in ihrer schüchternen Art, man möge lieber gleich „zu Abdy“ fahren.

Und so bestieg man den Wagen und fuhr zu Abdy. Es war Viktor, bei aller innerlichen Trauer, nach den wechselnden Ereignissen der letzten Tage und nach so viel zarter Krankenpflege, heute zum ersten Male wieder lebenswarm zumute, als er nun Leonie gegenübersaß und dem Plaudern der Ehefrau Katharina zuhörte.

Leonie selber schwieg. Sie verbarg ihre Gemütsstimmung hinter einem Lächeln, wobei sich ihr wehmutstilles Gesicht wunderbar verschönte; oder sie nickte, um nicht unaufmerksam zu scheinen, zu Katharinas lebhaften Erzählungen. Und sie suchte durch dieses höflich aufrechterhaltene Lächeln die Tränen zu verbergen, die in übermächtigem Aufquellen immer wieder die blauen Augen füllten.

(Fortsetzung folgt)



Das Leben

Von

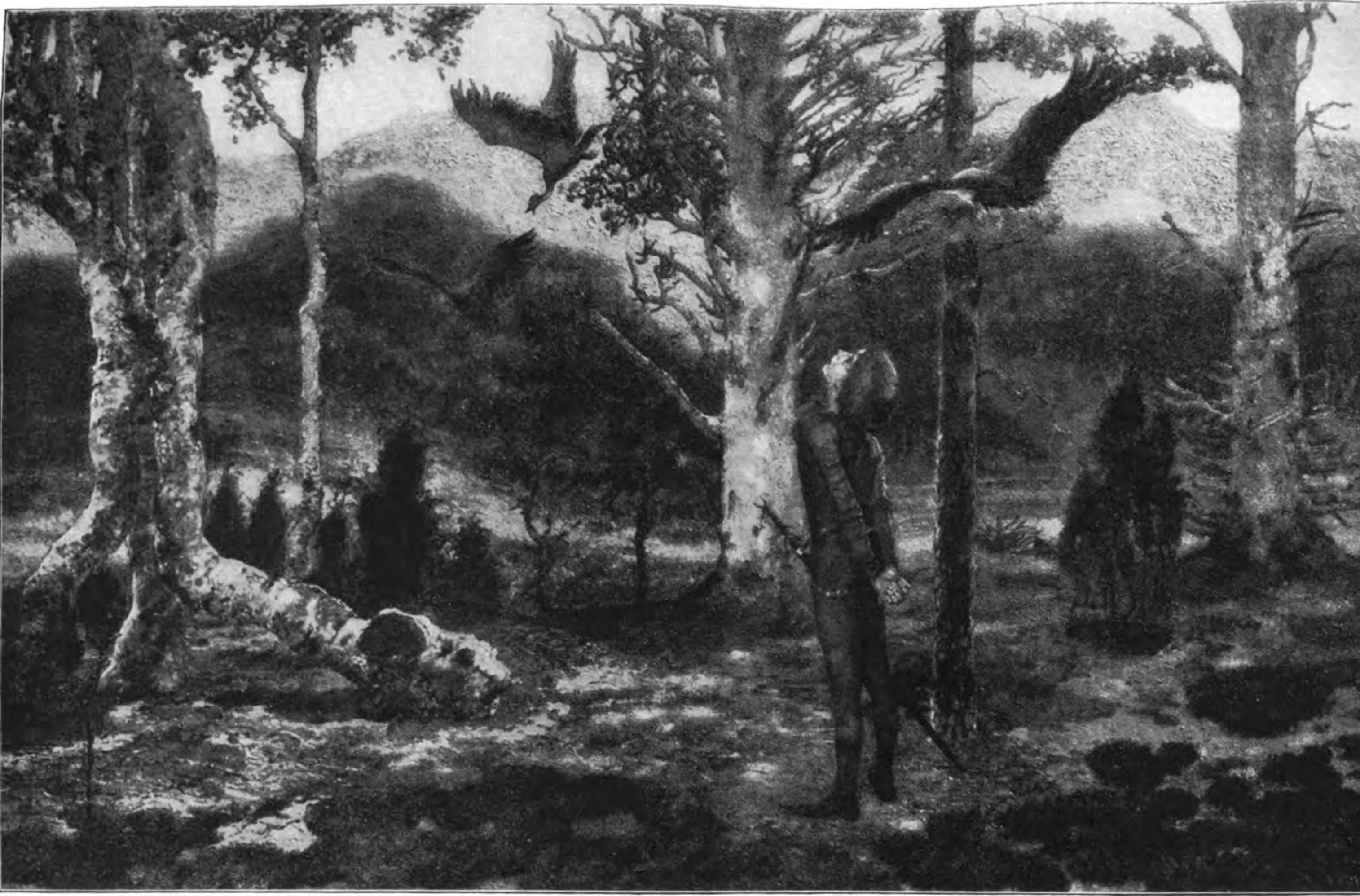
Otto Agnes

Das Kleefeld ist purpurn aufgeblüht,
Ein Meer, das rot wie Blut erglüht.

Die Lerche sah es und jubelte hell
Und schluchzte der Wonnen, der Lieder Quell.

Ich ging in Trauer den Weg entlang.
Mir träumte von einer Sichel Klang.





Parsifal — Martin Brandenburg



Königin Luise

(† 19. Juli 1810)

Von

Friedrich Lienhard

Die Königin hatte veilchenblaue Augen und eine rosige Gesichtsfarbe. Ihre Geburt fiel in den März (10. März 1776); und noch in demselben Frühlingsmond war ihr Tauftag. Es ging ein Veilchenduft durch die alte Garnisonkirche von Hannover, wo damals ihr Vater, der Herzog Karl von Mecklenburg, im Dienste seines Schwagers Georg III. von England das Kurfürstentum verwaltete. Die Taufpaten trugen Veilchensträuße, das Taufbecken war bekränzt mit Veilchen, und in einem Veilchenschmuck ruhte das Kind. Aber die Königin liebte auch die Rose, die Blume der Liebe. Der Vergleich mit einer Rose stieg oft in Geburtstags- und Preisgedichten auf. Noch Max von Schenkendorf sang zu ihrem Tode: „Rose, schöne Königsrose, hat auch dich der Sturm getroffen?" Und während der Fremdherrschaft erschien Iffland auf der Berliner Hofbühne zum Geburtstag der Königin (1808) mit einer frischen Rose an der Brust, und ihm folgten mit ebensolchem Schmuck die übrigen Mitglieder. Es ging ein Jubelsturm durch das Haus, das die Anspielung verstand, was vom französischen Gouverneur als eine feindliche Kundgebung aufgefaßt wurde und dem Schauspieler etliche Tage Hausarrest eintrug.

Veilchen und Rose! Ein frommes, inniges Blau und eine leuchtende Lebenslust! Eine reine Seele und ein heiter-lebhaftes Naturell, das lieben, tanzen, singen, aber auch herzbrechend weinen, zürnen, hassen und verachten konnte: so steht sie vor uns, die Königin der Preußen, die Königin aller Deutschen.

Ihre äußere Gestalt war nicht von einer regelmäßigen, durchaus klassischen Schönheit. Ihr Hals z. B. neigte zu einer leichten Anschwellung, so daß sie oft mit dem bekannten Schleier unter dem Kinn zu Festlichkeiten erschien. Manche fanden ihre Füße und Hände zu groß. Aber ihr Wuchs war herrlich, ihr Gang von einer schwebenden Anmut, ihre Stimme von einem warmen Herzenston; sonnenhafte Blau-Augen strahlten aus einem Gesicht von rosig schöner Farbe, ihr matt-

blondes Haar war von reichster Fülle, und in ihrem Blick und Benehmen lag bei aller Heiterkeit eine innige Ruhe, Sanftheit und Güte. Dies alles, und eben noch dazu das unbestimmbare Geheimnis wahrer Schönheit, das machte sie zugleich lieblich und majestätisch. Es ging ein Zauber von ihr aus, eine Magie. Von Menschen dieser Art geben daher Bilder nur einen unzulänglichen Begriff; denn ihr Eigenstes entfaltet sich eben in der lebenswarmen, atmenden Bewegung, im Gespräch, in der Handlung, wenn die Strahlungen von innen die Züge durchleuchten. Ähnliches sagt man von Friedrich dem Großen, den gleichfalls kein Bild einwandfrei wiedergibt.

* * *

Welch eine Seele hatte sich hier verkörpert!

Prinzessin Luise, früh der Mutter beraubt, wurde in Süddeutschland aufgezogen: am Darmstädter Hof bei der Großmutter. So nahm ihr Deutsch etwas von der pfälzischen Mundart an, was zu der Herzlichkeit ihres Naturells wunderschön stimmte. Man erzog sie und ihre Geschwister einfach, sparsam und vor allen Dingen natürlich; ihr Wesen wurde nicht in Etikettenzwang eingeschnürt oder entstellt. Zwar kam keine bedeutende, keine ebenmäßig durchgeführte Bildung hierbei heraus; aber ihre Herzens-Genialität blieb ungebrochen. Und so blieb Luise ein „Fräulein Husch“ bis in die Verlobung und in die Ehe hinein. „Morgen wollen wir tanzen, trinken, singen, spielen und recht lustig sein, et je serai die tolle Luise, votre chère petite promise“, schreibt sie an ihren Verlobten, den Kronprinzen. Französisch war damals die Hofsprache; die junge Braut übersprang die Satzung und stellte ein lustiges Gemisch von Französisch und Deutsch her. „Bientot herzeliebes Weibchen Louise“, lautet einmal die Unterschrift in einem dieser Briefe. Es ist Geist vom Geiste der Frau Aja, der Mutter Goethes, mit der sie sich bei einem Besuche in Frankfurt vortrefflich verstand. Aber auch ernste Töne tauchen auf. „Sicher wird Gott mir Kraft geben, mich führen und nicht verlassen. Meine heißen Gebete werden ihn rühren und meine frommen und tugendhaften Grundsätze mich vor dem Bösen bewahren. Seien Sie überzeugt, daß ich Sie liebe und verehre, daß ich alles in der Welt tun werde, Ihnen zu gefallen und Sie glücklich zu machen, seien Sie mein Beistand und mein Freund und mein Rat. Sie werden keine Undankbare an mir finden.“

Es erwuchs zwischen diesen beiden Menschen — dem trockenen, gewissenhaften, im Umgang schwerflüssigen Kronprinzen und der genial-beweglichen Luise — ein wunderbar inniges Verhältnis. Er brauchte sie zur Ergänzung, wie sie ihm manche ergänzende Einwirkung verdankte. Aber anregender war Luise; sie hatte mehr schöpferische Herzensenergie. Ihre ungeschulte, durch Leiden emporreifende Naturkraft war den meisten Männern, Fürsten, Königen um sie her überlegen, auch dem schwärmerischen, charakterlich nicht ausgeglichenen Alexander von Rußland, der durch eine mehr gefühlsmäßige als besonnen vertiefte Freundschaft dem Königspaar nahestand. Daß die Königin sich in Politik einmischen mußte, lag eben an der geringen Schöpferkraft der Männer ihrer Umgebung. Ihr Gebiet war das Herz.

Man muß bedenken, daß diese königliche Frau schon mit vierunddreißig Jahren gestorben ist, frühe schon in Drangsalen gereift, für ihr Vaterland besorgt

bis in den letzten Augenblick. Der König neigte oft zu gänzlicher Entmutigung und Erschlaffung; Luise schwebte als seine beste Freundin um ihn her und widmete ihm den größten Teil ihres Tagewerks. „Opfer und Aufopferung ist mein Leben", schrieb sie an ihren Vater. „Ich kann und darf in dieser Krisis den König nicht verlassen, er ist sehr unglücklich und bedarf einer treuen Seele, auf die er sich verlassen kann." Sie zog mit ihm gen Jena; sie wäre dort in den Kriegswirren Thüringens fast gefangen worden; Friedrich Wilhelm III. hatte sich so an ihre Gegenwart gewöhnt, daß er sie kaum von der Seite lassen mochte. Beides waren reine und liebevolle Naturen. Und als sie starb, lag der Gatte vor ihrem Bett und rief schluchzend: „Du bist ja mein einziger Freund, zu dem ich Zutrauen habe!"

Ihrem Gatten und ihren Kindern gehörte sie; aber sie empfand ihre Familie als einen Teil der Nation; und so erweiterte sich ihre Liebesfähigkeit und dehnte sich über die ganze Nation aus. Es war kein Zwiespalt zwischen der Fürstin, der Mutter und der Gattin.

Leicht drängt sich bei Betrachtung dieser fürstlichen Frau der Gedanke an eine andere Fürstin auf: an Frau Elisabeth von der Wartburg. Auch diese Heilige auf dem Thron hatte in ihrer Jugend ein überaus heitres, liebend alle Welt umarmendes und dann wieder in tiefer Frommheit sich sammelndes Natur-Temperament. Sie war frühreif, was Genialität der Empfindung anbelangt; sie war von reinem, jungfräulichem Empfinden auch als Mutter; sie hat schwerste Drangsale und Prüfungen erlitten und bestanden; und sie hatte einen guten, treuen, fürsorglichen Gatten und Behüter wie Luise. Früh vollendet war auch sie; nur vierundzwanzig Jahre hat sie gelebt. Aber welche Anregungen gingen von ihrer Lebens- und Liebes-Energie aus!

Wir Deutschen sollten zwei so seelengeniale Frauen wie Elisabeth von der Wartburg und Luise von Preußen immerdar hochhalten. Es ist Priesterliches um diese Frauen; in ihrem reinen Priestertum ist zugleich Poesie und Seherkraft. Wir brauchen Iphigenie nicht in Hellas zu suchen. Das sind hier Frauen jener unvergänglichen Art, von denen Tacitus sagt, daß ihnen, nach der Empfindung der Germanen, etwas Göttliches innewohne.

* * *

Das klassische Zeitalter hat edle Frauen gezeitigt; und unsre großen Dichter haben sie edel gestaltet. Von Klopstocks Meta bis Goethes Marianne von Willemer oder mancher tapfern Braut und Frau der Freiheitskriege lernten wir in Dichtungen, Briefen und Denkwürdigkeiten solche prachtvolle Frauencharaktere kennen, verehren und lieben. Königin Luise ist eine Blüte jener Art von Frauen, die vom Gemüt aus ihre Genialität ausstrahlen und in der Nation das Schöpferische wecken und entflammen helfen. Es ist gar nicht abzumessen — weil es ein zu feiner Faktor ist — wie weit Luisens anmutvolles Dasein, Leiden und früher Tod mitgewirkt haben mag an der seelischen und sittlichen Zornwucht der Befreiungsschlachten.

Sie hat besonders Schiller geliebt und in Weimar (1799) seinen Wallenstein gesehen, wobei sie den Dichter persönlich begrüßte. „Die Königin ist sehr graziös und von dem verbindlichsten Betragen", schrieb Schiller an Freund Gottfried Körner nach Dresden (9. August 1799). Auch in Berlin (13. Mai 1804) hat ihn die



Königin empfangen, umgeben von ihren beiden ältesten Söhnen. Es ist reizvoll, zu bedenken, daß also hier in Gegenwart der königlichen Mutter Luise der künftige erste deutsche Kaiser, Prinz Wilhelm, dem Dichter des „Tell“ und markantesten Vertreter des schöpferisch-deutschen Idealismus gegenüberstand. Wir spürten im Wesen dieses Edelmanns auf dem Throne etwas nachwirken von dem Geiste, den einst Schiller verkündet und den Königin Luise in Leben umgesetzt hat. Der Dichter und die Königin, beide sind früh gestorben. Aber die jungen Freiwilligen von 1813 hatten Schillers Werke im Tornister. Und Theodor Körner, Schillers Patenkind, der Sohn jenes hilfreichen Dresdener Freundes, feierte in seinen Schlachtliedern immer wieder die Königin. So spricht er vor Rauchs Büste:

„Du schläfst so sanft! Die stillen Züge hauchen
Noch deines Lebens schöne Träume wieder.
So schlummre fort, bis deines Volkes Brüder,
Wenn Flammenzeichen von den Bergen rauchen,
Mit Gott versöhnt die rost'gen Schwerter brauchen,
Das Leben opfernd für die höchsten Güter.
Kommt dann der Tag der Freiheit und der Rache,
Dann ruft dein Volk, dann, deutsche Frau, erwache,
Ein guter Engel für die gute Sache!“

So gehört Luise unmittelbar zu jenen Geistern, die an den Gemüts- und Geisteskräften jenes Zeitalters veredelnd gewirkt haben. Man nannte das damals „Humanität“; auf deutsch heißt das Edelmenschentum. Das äußerte sich bei Schiller und Goethe in poetischer Gestaltungs-Energie; bei Kant oder Friedrich dem Großen in Energien der Vernunft und des sittlichen Willens; bei Mozart und Beethoven in musikalischen Rhythmen. Diesen Meistern kongenial war die Gemütskraft der Königin Luise. Solche Gestalten sind Brennpunkte, in denen sich seelische Sonnenstrahlen sammeln: Sonnen-Energie, nach einem schönen modernen Wort des Physikers Ostwald. Sie sind tatsächliche Sonnenkinder; ihr Schutzgott ist Apollo, der Sonnengott, oder der strahlende Baldr, der scheinbar zwar dem düsteren Loki erliegt, in Wahrheit aber siegreich wiederkehren wird.

Am Tag von Tilsit (6. Juli 1807) traten Baldr und Loki sich gegenüber: Engel und Dämon, Luise und Napoleon. Der Geist Europas war in diese zwei Gestalten polarisiert. Hier der geniale Hasser und Vernichter, der Erbe der brutalen Revolution, eiskalt, ganz Verstand, Berechnung, Willen, Egoismus großen Stils; dort die anmutigste aller Mütter, voll von Liebe für ihr Volk, durchdrungen von dem edlen Trieb zu beglücken, Wunden zu heilen, Tränen zu trocknen.

Der Dämon hatte die äußere Macht in Händen und blieb der Stärkere, obwohl die schöne Königin Eindruck machte. Aber der bittere Tag, der zunächst auf eine Demütigung hinauslief, war dennoch nicht umsonst. Das Bild der leidenden und so oft beleidigten Königin hat manches junge Kriegerherz entflammt. Hier trat eine geheime Energie in Kraft, mit der jener Realpolitiker Napoleon zu wenig rechnete: die „deutsche Ideologie“, vor der ihm oft unbestimmt graute, mächtiger als seine Bulletins, mächtiger als seine mathematische Feldherrn-Genialität. Der Königin Geist wirkte mit an den Siegen von 1813. Sie gehört zu Schiller und Goethe:

sie gehört aber auch zu Blücher und Gneisenau. „Ach, hätte das doch die Königin Luise erlebt!“ rief Gneisenau nach dem Sieg bei Leipzig. Und auf dem Montmartre stellte Blücher (30. März 1814) mit Befriedigung fest: „Luise ist gerächt“.

Denn man stelle sich diese Frau nicht als eine weichlich Seufzende vor; sie war vielmehr, trotz ihrer endlosen Tränen des Kummers, recht sehr der Kraft des Verabscheuens fähig. Nicht freilich im Sinne jener leidenschaftlichen Weiber auf dem Fürstenthron, wie sie die Merowingerzeit oder die Renaissance emporgetrieben hat, nicht im Sinne einer Katharina von Medici oder einer Maria Stuart. Weitab von alledem lag die germanische Art dieser lichten Herrin. Die kalte Brutalität der französischen Diplomatie und Kriegsführung entpreßte ihrem Gemüt Tränen der Entrüstung: heiligen Zorn. „Und man lebt und kann die Schmach nicht rächen!“ ruft sie, als sie sich von Napoleons Bulletins und dem „Telegraphen“ des Berliner Juden Julius Lange beschimpft sah. „Wo sind die Feldherrn hin, die sich im Siebenjährigen Krieg unsterblich machten?! ... Danzig! Danzig ist dahin, seit gestern in französischen Händen! in diesen verhaßten, über alles gräßlichen Händen!“ ... „Und man bleibt leben bei solchem horreur!“ ... „Nun, es lebt doch noch ein Gott, der wird ihm schon den Lohn geben, den er verdient!“ ... „Werdet Männer“, ruft sie ihren Söhnen zu nach der Niederlage von Jena und Auerstädt, „und geizet nach dem Ruhm großer Feldherrn und Helden! Wenn euch dieser Ehrgeiz fehlte, so würdet ihr des Namens von Prinzen und Nachkommen des großen Friedrich unwürdig sein. Könnt ihr aber den niedergebeugten Staat nicht wieder aufrichten, so sucht den Tod, wie ihn Louis Ferdinand gesucht hat!“ ... Es ließe sich eine Blütenlese von Stellen sammeln, in denen sich das Heldische in dieser Königin, die Zornkraft, ebenso temperamentvoll geäußert hat wie ihre Empfindungsfähigkeit der Liebe. Aber Zürnen war nicht ihr Lebenselement; sie litt bitterlich darunter. Bismarck hat einmal über Luisens politische Betätigung das schöne Wort gesprochen: „Unsere Königin Luise trieb auch Politik, aber eine Politik mit reinem Herzen. Ihr Vaterland wollte sie groß, reich und mächtig machen. Kein irdisches Wesen habe ich höher geachtet. Wenn doch unsre vornehmen Damen solche Politik wieder treiben wollten! Sie sollen dem Manne nicht ins Handwerk pfuschen, aber sie sollen ihn beeinflussen, besänftigen und zum Guten führen.“

Zürnen war nicht ihr Lebenselement. Immer wieder schnellte sie in ihren natürlichen Zustand empor, in fröhliches Lieben und Geliebtwerden. Ihr Wesen war Freudigkeit. Wenige Wochen vor ihrer Todeskrankheit, als sie nach Mecklenburg ins Vaterhaus reisen darf, jubelt sie auf wie in den Tagen der Brautzeit: „Ich bin so glücklich, wenn ich daran denke, daß ich Euch beinahe acht Tage in Strelitz sehen werde, daß ich ordentlich Krampolini kriegen könnte. Ich verkneip' mir aber wahrhaft die Freude, weil so oft, wenn ich mich gar so ausgelassen gefreut habe, ein Querstrich gekommen ist, und solche Kreuz- und Querstriche wären vraiment affreux jetzt ... Hussasa, tralala, bald bin ich bei Euch! ... Heute ist es warm und windig, und in meinem Kopfe sieht es aus wie in einem illuminierten Guckkasten. Alle Fenster mit gelben, roten und blauen Vorhängen sind hell erleuchtet. Hussa! Teufelchen. Wir bringen keinen Arzt mit; wenn ich den Hals breche, so klebt mir ihn Hieronimi (der mecklenburgische Leibarzt) wieder ein.“ Dies schreibt

sie noch im Juni 1810, vier Wochen vor ihrem ungeahnt frühen Tode! Es war die ihr gemäße natürliche Lebenslust, die nach all dem Leid in solchen Augenblicken wieder heraussprang, kindlich, unbefangen und ungebrochen.

* * *

Eine wesentliche Grundkraft dieser edlen Frau war ihre Religiosität. „Ich tue nichts als singen und tanzen", heißt es zwar in einem Brautbriefe. „Die alten Scharteken, nämlich die Wägen fahren vor, und ich, ich habe keine Lust in die Kirche zu gehen. Gott verzeihe mir's. Adieu Altesse royale de mon cœur. Ich muß fort in die Kirch gehen, sonst schlägt mich mey alt Großmäme!" Und als sie hört, daß ihre künftige Oberhofmeisterin, die treffliche Frau von Voß, als heiter galt, meint sie: „Ich hoffe, man wird an unsrem Hofe mehr lachen als weinen."

Aber es kam anders. „Die göttliche Vorsehung leitet unverkennbar neue Weltzustände ein, und es soll eine andere Ordnung der Dinge werden, da die alte sich überlebt hat. Wir sind eingeschlafen auf den Lorbeeren Friedrichs des Großen, welcher, der Herr seines Jahrhunderts, eine neue Zeit schuf. Wir sind mit ihr nicht fortgeschritten, deshalb überflügelt sie uns." Sie empfindet Napoleon als ein „Werkzeug in des Allmächtigen Hand", als eine „Geißel der Völker". Sie empfindet ihre und ihres Volkes Leiden als Prüfungen, als Absichten der Vorsehung; sie sucht ihr Leid umzuschmieden in das Gold der Weisheit. Und die tanzlustige junge Königin sitzt am Klavier und spielt Choräle; sie liest den 126. Psalm — „Wenn der Herr die Gefangenen Zions erlösen wird" —; sie liest überhaupt die Bibel, sie holt aus großen Dichtern und Denkern Trost und Kraft. Und so wächst ihr innerer Wert, während sie gleichzeitig eifrig versucht, die Lücken ihrer Bildung auszufüllen. Nicht wehleidig wird sie, dazu hat sie viel zu viel Temperament; ihre tränenvolle Trauer setzt sich in Tat um, in Arbeit, in Mitsorge, in klärendes und energievolles Gebet um Einsicht und Entschlossenheit. Sie bringt (Ostern 1809) „alle weltlichen Angelegenheiten Gott zum Opfer unter tausend Tränen" ... „Ich stehe in seiner Hand; es fällt kein Haar von meinem Haupt, er weiß es. Er wird mich stärken, daß ich ohne Murren als sein Kind, als eine wahre Christin mich finde in seine Ratschlüsse" ... „Nur der Glaube hält mich aufrecht und hindert mich zu murren. Inmitten all dieses Unglücks bitte ich Gott, mein Herz nicht der Menschlichkeit zu verschließen und meinen Charakter nicht zu verhärten, denn dann allein werde ich unglücklich und verloren sein ohne Gnade und Barmherzigkeit." Und in denselben Wochen (April 1809) schreibt sie an die Kaiserin Elisabeth von Rußland: „Die Krone hat für mich nicht jenen großen Reiz, den sie wohl für andre besitzt, wie ich zu behaupten wage. Verstehen Sie mich recht! Es ist nicht der große Vorzug, den ich glaube zu besitzen, und wenn es auch sehr stolz und anmaßend klingt, so verzeihen Sie einer sehr unglücklichen Königin, die zu deutlich voraus siehet, daß sie bald in die Lage versetzt sein wird, ganz allein auf ihren innern Wert beschränkt zu sein."

Das ist demütig und ist zugleich stolz gesprochen. Die gute Königin hatte einst die Äußerung getan, sie sei „nicht zur Königin geboren"; aber darin hatte sie unrecht. Wie auch die Fachpolitik über die Einzelheiten der damaligen politischen Ratlosigkeit und das Eingreifen der Königin urteilen mag: sie war zur Königin

geboren. Sie war selbstlos, sie war groß in ihrer Liebe zum Ganzen. Sie unterzog sich willig jeder Pflicht der Repräsentation, wenn es sein mußte, und verbarg ihren schneidenden Kummer unter einem lächelnden Gesicht. „Das Herz war mir zerfleischt — ich habe getanzt! Ich habe gelächelt, ich habe den Festgebern Angenehmes gesagt, und ich wußte vor Unglück nicht wohin.“ So schreibt sie von ihrem vorletzten Geburtstag (1809). Aus diesem Pflichtgefühl ist sie nach Tilsit geeilt; so hat sie sich ihren Pflichten gewidmet als Mutter, als Gattin, als Königin.

Als sie starb (19. Juli 1810) ging ein großer Schmerz durch Deutschland. Blücher war „wie vom Blitz getroffen“. „Gott im Himmel“, rief er, „sie muß zu gut for uns gewesen sind!“ Und Steffens, damals in Halle, schrieb: „Der Schmerz malte sich auf allen Gesichtern. Ein Gefühl schien jeden zu durchdringen, als wäre die letzte Hoffnung mit dem Leben der angebeteten hohen Frau entwichen. Der Feind, sagte man sich, habe die Schutzgöttin des Volkes getötet.“

Die Schutzgöttin des deutschen Volkes: — so empfinden wir auch heute diese Edelfrau und gedenken ihrer in Dankbarkeit und Verehrung.



Aphorismen

Von

Toni Harten-Hoencke

Der Verstand ist ein unzuverlässiger Kontrolleur des Gefühls. Hat er ein halbes Menschendasein lang seine Pflicht getan, so fehlt er vielleicht gerade im entscheidenden, wichtigsten Augenblick des Lebens und läßt den, der Felsen auf ihn gebaut, am schmählichsten im Stich.

Viel sicherer betreut sich schon das Gefühl durch sich selbst. Den Überschwang kontrolliert am besten die Empfindung für Maße, die Leidenschaft der Sinn für wahre Größe, die Lust eine Kenntnis edler Freuden, den Zorn das Gefühl für Formenschönheit.

Der Verstand an sich ist eben nichts. Er ist nur dazu da, Handlangerdienste für das Gefühl, die ursprüngliche Lebensäußerung, zu tun, das heißt: dieses durch Erkenntnis zu klären und durch solche Klärung nach der guten Seite hin zu stärken und zu entwickeln.

*

Leben ist Widerspruch, weil es Bewegung ist und keine Bewegung sein kann ohne Widerstand, das heißt Gegenbewegung.

Ich bin ein Widerspruch, weil das Leben ein Widerspruch ist. Und ich bin die Lösung des Widerspruchs, weil ich ihn als solchen erkenne und als das Wesen aller Dinge für notwendig und gut erkenne.





Aus dem Tagebuch eines Dorfkaplans

Novelle

von

Robert Hellwig

Ich bin kein Streiter! Mein ganzes Wesen ist erfüllt von Frieden. Und von einer großen, heiligen Sehnsucht nach ihm!

Seit drei Jahren bin ich Geistlicher. Nicht aus eigenem Antrieb, sondern weil es meine Mutter so bestimmt hatte. Wohl hat sie mich in keiner Weise überredet, aber weil ich wußte, daß es von meiner frühesten Kindheit an ihr Traum war, einen Priester aus mir zu machen, habe ich mich ihrem Wunsche auch nicht widersetzt. Auf diese Weise kam ich gar nicht in die Nöte einer Berufswahl und ging getrost meinen Weg.

Unter schweren Entbehrungen brachte sie, die arme Lehrerswitwe, von ihrer kärglichen Pension die Mittel zu meinem Studium auf, ohne fremde Hilfe in Anspruch nehmen zu müssen. Mein Eintritt ins Priesterseminar war trotz der glückseligen Stimmung meiner Mutter für mich ein schwerer Schritt. Nicht daß die Welt mit ihren Freuden mich gelockt hätte; ich bin von je ein stiller, in mich gekehrter Mensch gewesen, den persönlicher Ehrgeiz nicht übermäßig plagt, ein Durchschnittsmensch, der als Schüler und später als Student immer anständig mitkam, ohne sich auch nur im geringsten hervorzutun.

Meine jetzige Stellung ist die eines Kaplans in der Pfarrkirche eines oberbayerischen Gebirgsdorfes. Zu des Pfarrers Entlastung bin ich hieher gekommen. Er ist schwer gichtleidend und infolgedessen nicht mehr in der Lage, seinen Seelsorgerpflichten in der weitverstreuten Gemeinde nachzukommen. Er übernimmt die gottesdienstlichen Verrichtungen; Seelsorger bin ich. Das sagt mir zu. Ich liebe die Menschen, gar besonders das schlichte Landvolk, das treu und bieder seine Tage hinlebt in harter Arbeit, häufig noch dazu in bitterer Not. Und alle fühlen es, daß ich ihnen von ganzem Herzen gut bin.

Dies Heftchen lege ich an, um meine Erinnerungen als Seelsorger niederzuschreiben. Es soll kein Buch, keine fortlaufende Geschichte meines Lebens sein, nur Betrachtungen und Gedanken, niemand als mir selbst zur Freude und zur Erbauung.

* * *

Zu meinen täglichen Gängen zählt der zum Häusler Niedermeier. Dort liegt seit zwei Jahren ein dreizehnjähriges Töchterlein schwer krank danieder. Das arme Kind hat an beiden Beinen offene Wunden, die, wahrscheinlich tuberkuloser Natur, wohl auch jede Hoffnung auf Genesung ausschließen. Die Kranke leidet geradezu übermenschlich. Und doch hängt das Marei mit aller Zähigkeit der hoffenden Jugend an diesem Jammerleben. Kaum verstehen kann ich das: zumal das Mädchen im Elternhaus mit den Ihren in harter Armut darbt.

Mir tut's gar weh, daß ich den braven Leuten nicht helfen kann, aber mein Gehalt ist klein und den teile ich mit meiner Mutter. Das einzige, was ich der kleinen Kranken bringen kann, ist Wein und Kuchen, der von meiner reichlichen Mahlzeit stets übrigbleibt.

Marei hat mich gern und erwartet mich immer mit Sehnsucht: ich bin ja der einzige, der Abwechslung in die Öde ihrer Schmerzenstage bringt. Dann erzähle ich ihr. Wie leuchten da ihre Augen, wenn ich aus dem reichen Schatz der biblischen Geschichte die bekannten Dinge ausschmücke, oder wenn ich von den Wundern aus „Tausend und eine Nacht" berichte. Die Mutter, eine äußerst brave, fleißige Frau, hört ab und zu auch etwas hin, aber sie mag die „heidnischen" Geschichten nicht. Um so lieber begehrt das Marei sie! Wie mag die kleine Dulderin in schmerzlichen Nächten von all den Herrlichkeiten träumen! Vielleicht macht die Fieberphantasie sie gar selbst zur Prinzessin, die der Erlösung durch den fremden Prinzen entgegenharrt. Der Erlösung! Armes Marei! Dein Erlöser ist der Tod!

* * *

Ob ich mit dem Marei auch bete? frägt mich eines Abends der Pfarrer.

„Gewiß, wohl auch!" entgegnete ich. „Meistens aber erzähle ich Märchen. Sie hört's gar gern!"

Ich bemerke sogleich, daß der Pfarrer nicht damit einverstanden ist. Er rügt nicht gerade, aber er macht mich freundlich darauf aufmerksam, daß es nicht rätlich wäre, die Phantasie des einfachen Kindes zu erhitzen. Ihm erschiene es weit angezeigter, das Marei auf die Ewigkeit vorzubereiten, der es näher stehe als es ahne.

Ich neige mich schweigend und gehe auf meine Stube. Draußen ist eine wundervolle Sternennacht. Alle Lichter im Dorf sind erloschen; nur aus Mareis Kammer funkelt das kleine Lämpchen herüber.

Wie eine schwere Last legt es sich auf meine Seele. Ich soll also das ahnungslose Kind auf sein nahes Ende vorbereiten, soll den ergebungsvollen Frieden seines Herzens vernichten und es der Verzweiflung und der Angst preisgeben? Also will es mein Vorgesetzter, und ich weiß bestimmt, daß ich dies nicht kann. Du mein Herr und Heiland, der du selbst die Qualen der Todesangst gelitten, verlangst auch du es von mir? „Liebe deinen Nächsten" ist dein erstes, heiligstes Gebot. Ist es nicht liebevoll, eine bangende Seele sanft und unbemerkt hinüberzugeleiten über die dunkle, geheimnisvolle Schwelle? Die Kirche verbietet mir diese Schonung — — die göttliche Lehre schreibt sie mir vor?

Was soll ich tun? — Ich bin mutlos und verzagt.

* * *



Nun ist es Winter. Erst lange Nebelwochen und kaum ab und zu ein Sonnenblick dazwischen, nun ungeheure Schneemassen, die unser Dorf beinahe vergraben, mit Frost und Rauhreif.

Wunderbar schön ist diese kalte, weiße Pracht, wenngleich sie mir armem Stubenhocker die Glieder gar oft verklammt und ich mich in meinem Stübchen, das nur einen sehr mangelhaften Ofen hat, kaum zu erwärmen weiß.

Der Pfarrer hütet das Bett: alle seine Pflichten liegen allein auf meinen Schultern, und manchmal wird es mir beinahe zu viel. Auch die weiten Gänge auf schlechten, verwehten Steigen fallen mir schwer. Aber die Schwachen und Kranken rufen.

Die Bauern verlangen in kranken Tagen weit öfter nach dem Geistlichen als nach dem Arzt. Wie freue ich mich, daß ich mir bei meinen Universitätsfreunden, die meistens Mediziner waren, manches angeeignet habe, was mir jetzt von Wert ist. „Unser Kaplan kennt sich aus“, heißt es bald. Man sagt mir auch, daß der Doktor im nahen Marktflecken auf mich schelte: ich verderbe ihm die Praxis. Wenn er sähe, wie sauer oft der Taler zusammengespart werden muß, den ein einziger ärztlicher Besuch kostet! Der Geistliche geht umsonst. Darf man es ihm verargen, wenn er mit dem Gottestrost, den er bringt, ein bißchen leiblichen Rat mitträgt?

* * *

Seltsam! Trotz der großen, körperlichen Strapazen weitet sich mir die sonst enggewesene Brust, meine Wangen blühen.

Das macht die herrliche, reine Bergluft. — Wenn ich so durch den winterlichen Wald gehe, erfüllt mich niegekanntes Glück! Welche Ruhe, welche Reinheit in der Natur! Alle meine inneren Kämpfe kommen zum Schweigen! Die große Ruhe kommt auch über mich — —.

* * *

Einmal schickt mich der Pfarrer in des Dorfes letztes Haus.

„Da wohnen zwei alte Leute,“ sagt er. „Seit Jahr und Tag hat man keines von ihnen in der Kirche gesehen. Sagen Sie ihnen, daß meine Langmut nun zu Ende geht!“

In der niedrigen, muffigen Stube finde ich die zwei Säumigen beisammenhocken. Ich setzte mich zu ihnen, ohne von dem Zwecke meines Besuches zu sprechen: nur erzählen lasse ich mir. Da rollt sich mir das ganze Jammerleben von Not und Armut, auch von Vereinsamung auf. Die Frau ist einseitig gelähmt und geht an der Krücke, der Mann hat seit dem letzten Feldzug einen Stelzfuß, nun ist er noch dazu alt und gebrechlich. Eine große Schar von Kindern haben sie großgezogen: die sind alle draußen in der Welt, teils verkommen, teils in den selben kümmerlichen Verhältnissen, die ihnen vom Vaterhause her bekannt und gewohnt sind.

Einsam, krank, an manchen Tagen hungernd, sitzt das alte Paar in der Hütte, die so baufällig ist, daß bei jedem heftigen Regenguß die Stube unter Wasser steht. „Hart ist's,“ sagt das Weib. „Kein's von uns ist noch was nutz!“

Aber sie sagt das nicht mit Tränen oder Klagen: sie lächelt dabei.

„Wird etwan schon so sein müssen!“— meint der Mann. „Unser Herrgott wird schon wissen warum!“ Und auch er kann lächeln.

Ich aber muß in Demut mein Haupt beugen vor diesen ärmsten meiner Pfarrkinder. Gottvertrauen und Mut zum Ausharren in so hoffnungslosem Elend — das beweist eine Seelengröße, die mir noch nicht begegnet ist. Vor Staunen und Bewunderung vergesse ich ganz die beiden Alten an den pflichtschuldigen Kirchenbesuch zu mahnen. Bei denen ist Jesus alltäglicher Tischgast, und wenn sie auf das dürftige Lager dort in der Ecke sinken, ist sicher er es, der ihnen die treuen Augen zu wohltätigem Schlummer schließt.

Wahrhaftig, die zwei Menschen bedürfen keiner Ermahnung und keines Trostes! Wenn mir in der folgenden Zeit bange werden möchte, will ich zu ihnen wandern. Ich bedarf des Zuspruchs und der Tröstung mehr als diese beiden: denn sie sind die Glücklichen. Sie sind die Armen im Geiste, und ihrer ist das Himmelreich!

* * *

Die Winterabende sind lang und erschienen mir gewiß einsam, wäre mein Pfarrer nicht ein so vortrefflicher Gesellschafter. Da sitzen wir denn in seiner warmen Stube: er noch dazu in Decken gehüllt, Jungfer Regine mit dem Strickstrumpf mir gegenüber.

Prächtig weiß der alte Mann zu erzählen, und sein schönes, ausdrucksvolles Gesicht belebt sich, wenn er von seiner Jugend spricht. Bewegte Zeiten hat er mit durchgemacht, dabei hat sich sein Verstand und seine Auffassungsgabe bewunderungswürdig geklärt. Aber dadurch ist auch sein Urteil hart und streng geworden, auch gegen sich selbst ist er ein unnachsichtiger Richter. So kasteit er sich auf das schärfste, oft zum Schaden seines geschwächten Körpers, so sitzt er Nächte lang über seinen Büchern in Selbstbetrachtungen, den Schlaf siegreich bekämpfend.

Ob all das gut und von Nutzen ist, weiß ich nicht: zu unwürdig bin ich, ihn, der geistig so hoch über mir steht, zu beurteilen. Aber Stunden um Stunden lehne ich an meinem Fenster und schaue, wie draußen im Mondenglanz die stille, winterliche Welt ihren großen Frieden träumt, und grüble.

Mir ist's, als würde ich irre an meiner heiligen Mission. Ist's Priesteramt, zu richten? Tausend innere Stimmen sagen mir's: Gott ist die Liebe! Wie er ist, so sollen seine Diener auch sein. Liebe, Güte, Milde. Hat der alte Mann recht oder meine innere Stimme? Demnach zöge er dahin, ich dorthin, und wir beide, die wir doch denselben Zweck verfolgen, gingen zweierlei Wege?!

* * *

Nein, in dieser Stimmung mag ich nicht mehr an meinem Tagebuch schreiben. Da laufe ich lieber draußen im fußhohen Schnee herum, bis ich todmüde bin. —

Nicht grübeln! Geh deine Wege und schau nicht rechts noch links. Dein einziger Führer sei das Herz in deiner Brust!

* * *

Die Zeit der Osterbeichte ist da.

Sie sei schwer und anstrengend und brächte viel Ärger, meint der Pfarrer. Auch da ist er ein unerbittlicher Richter und mehr als einmal kommt es vor, daß sich Beichtkinder in meinen Beichtstuhl flüchten, weil er ihnen die Absolution verweigert.

Ich habe noch keinen ungetröstet von mir gehen lassen.

Diese Priesterpflicht ist mir die liebste. Hier öffnet sich jedes Herz ohne Scheu, draußen im Leben bekäme ich kaum die Hälfte zu hören, und wenn sie mir auch noch so sehr vertrauen, die guten Menschen, so bin ich schließlich doch nur ihresgleichen. Hier bin ich als Stellvertreter Gottes gleichsam ein höheres Wesen. Ob dieser Herzenseinfalt muß ich sie segnen!

Das Marei sollte auch beichten: die Mutter hat es ihr beigebracht und dann nach mir geschickt.

Wie ich in die Stube trete, sitzt die kleine Kranke aufrecht im Bett, in Tränen gebadet. „Muß ich wirklich sterben, Herr Kaplan?“ wimmert sie mir entgegen.

Ich setze mich liebevoll zu ihr und streichle das magere Händchen. „Es ist Ostern vor der Tür, mein Kind, da beichten doch alle katholischen Christen!“

Aber sie weicht meinen Trösterhänden aus: Fieber und Angst glühen aus ihren Augen.

„Sagen Sie mir's, ob ich wirklich sterben muß — wirklich schon sterben!?“

„Wer spricht denn davon, Marei?“ beruhige ich. „Gott kann dir noch ein langes Leben schenken, er ist ja so gut und barmherzig!“

Diese und ähnliche Worte tun dem armen Kinde wohl. Ich merke, daß hier schon in des Pfarrers Sinn vorgearbeitet worden ist. Wie sie bangen um die Seele dieses Engels!

„Ich leb' so gern!“ haucht das gute Kind und ein Hoffnungsstrahl durchleuchtet sein Schmerzensantlitz.

Und ich? — Statt ihr die Beichte abzuhören, wie es doch meine Pflicht gewesen wäre, — ich erzähle der Sterbenden die Geschichte von Asem und der Geisterkönigin.

Die Mutter kommt herein, stumme Frage im Blick. Ich muß mit dem Kopf schütteln, und wie sie mich später vors Haus geleitet, vertröste ich sie auf den andern Tag.

Schweren Herzens komme ich heim im Bewußtsein einer Unterlassungssünde: ich wage es nicht, von dem Vorfall mit meinem Pfarrer zu sprechen! Weiß ich doch im voraus, was er sagen wird: überreden! wird er sagen. Und ich kann's nicht, werd's niemals können, angesichts dieser bittenden Kinderaugen. — Gott, mein Gott, du siehst, ich bin kein Streiter! Ich bin ein schwacher Mensch, dem es an Mut gebricht, seine Pflicht auf sich zu nehmen. Habe Nachsicht und Geduld mit deinem armen Diener!

* * *

Heute habe ich im Beichtstuhl eine merkwürdige Bekanntschaft gemacht. Kam da ein junger Mensch, kaum achtzehn Jahre alt, der sich der Lauheit im Glauben mit so leidenschaftlicher Zerknirschung zeiht, daß es mich erschreckt. Ich frage ihn eingehend, wieso er zu solchen Gedanken kommt; aber ich kann nicht klug daraus werden. Nur so viel wird mir verständlich, daß er Mareis Bruder ist, was natürlich mein Interesse an dem seltsamen Menschen erhöht.

Meinen Vorschlag, öfter zu mir zu kommen, erfüllt er getreulich: wöchentlich geht er zur Beichte. Eines Tages erschien er sogar im Pfarrhof und verlangt, mit mir zu sprechen. Da führte er so aufgeregte, religiöse Gespräche, daß ich meine liebe Not hatte, ihn einigermaßen zur Ruhe zu bringen. — Immer wilder, immer

verworrener werden seine Selbstanklagen, und bald kann ich nicht mehr im Zweifel bleiben, daß ich es mit einem Geisteskranken zu tun habe.

Ich rede einmal mit seiner Mutter über den Fall. Sie weint herzbrechend: bemerkt hat sie es schon lange mit geheimer Sorge, aber was könne man tun? — „In einer Anstalt wäre der arme Bursche am besten aufgehoben," sagte ich darauf. Da starrt sie mich schreckensbleich an und ruft verzweifelt, daß sie es nie zugeben würde, daß man ihr Kind einsperre. Meine Gründe hört sie nicht an. Auch meinem Einwand gegenüber, daß Andres geäußert habe, er müsse alle Leute töten, die Gott nicht lieben, und er deshalb gemeingefährlich sei, bleibt sie taub. „Ich lass' meinen Buben nicht einsperren," von diesem Ausspruch bringe ich die unglückliche Mutter nicht mehr ab.

Es ist der hellste Unverstand, der aus ihr spricht: und doch, wie kann ich sie in ihrem Mutterschmerz begreifen! Ist doch das Marei im Begriff, sie zu verlassen, und nun kommt einer, der von ihr fordert, sie sollte sich auch von ihrem Sohn trennen; nein, das ist wirklich zu viel verlangt von ihr!

Zu schwer suchst du sie heim, mein Gott! Wohl sind sie wunderbar, deine Wege, gern will ich dies anerkennen, wenn ich sie auch nicht immer verstehen kann.

* * *

Bei Gelegenheit erzähle ich dies dem Pfarrer. Er zuckt die Achseln: „Das kommt *Ihnen* vielleicht nur so vor!" und er betont das „Ihnen" besonders, wobei ein leichter Spott in seinem Gesicht spielt. „Wenn man alle glühenden Glaubenshelden ins Irrenhaus gesperrt hätte, so hätte es wohl auch niemals Märtyrer gegeben!"

Seine Bestimmtheit schließt für mich jede Entgegnung aus, und so spreche ich von da ab nie mehr von Andres, der Sache ihren Lauf lassend.

* * *

Ich war bei meiner Mutter. — Wie verschwindet bei ihr alle meine Not. Sie ist verjüngt in ihrem Glück: und das wäre schon noch ganz anderer Opfer wert. Wer weiß, ob ein anderer Beruf mich auch so ganz befriedigt hätte! Überall ist Kampf, wohin ich auch blicke! Und wo ist der Friede, nach dem mein Herz oft so brennend verlangt?

Wenn ich in das stillselige Antlitz meiner Mutter schaue, glaube ich den Widerschein davon zu lesen! Ihr Leben war eine Kette der Mühsal und Entbehrung für mich — — —. In selbstloser Liebe allein liegt der Friede! Wie schön und erhebend ist diese Erkenntnis! Wie stärkt sie mich so wunderbar!

Und wie lieblich versteht die alte Frau zu träumen! Von der Zeit, wenn ich Pfarrer sein werde! Wie sie dann bei mir sein, mich pflegen und behüten werde, wie damals, als ich noch ihr kleines Kind war! Und wie sie in Haus und Garten schalten und walten wolle — — o, sie hätte noch Kräfte genug dazu — — und wie sie die Kirche schmücken und die Paramente imstand halten wolle, und schließlich so gern und freudig sterben werde, von ihrem guten Sohn zur Reise gestärkt und in die Erde gebettet.

Was waren das Tage, Tage, die mich weit über den Alltag erhoben! Und getrost trete ich den Rückweg an!

Allzu lange wird die Pfarre ja nicht auf sich warten lassen, und dann erfüllen sich der geliebten Frau alle ihre bescheidenen Wünsche!

* * *

Und nun ist's Frühling!

Wie eine Vorahnung ist es längst in der Luft gelegen, und dann, plötzlich über Nacht, war er da in seiner jungfrischen Herrlichkeit!

Stundenlang bin ich draußen im Gras gelegen, mit allen Sinnen lauschend auf das holde Erwachen rings umher, und niemals am Altar, nicht einmal beim „Alleluja" der Auferstehungsfeier habe ich Gott so inbrünstig gelobt, wie an diesen glückseligen Tagen!

Nein, Mensch, du bist nicht sterblich! Mit tausend Zungen ruft's die wiedererstandene Erde! Unaussprechlich süß und tröstend ist dieser Glaube! Es ist ein Gott, es muß ein Gott sein! Und der ist gut, der schafft und erweckt, der wird dich auch erwecken zu einem schöneren Ziele!

Ich wandle wie im Rausche! Alle möchte ich an mein hochklopfendes Herz drücken, allen möchte ich's zurufen: Freuet euch, freuet euch, euer Schöpfer ist euch nahe! Wenn ihr ihn hier im jungen Lenz nicht erkennt, o, dann sucht ihr ihn vergeblich in euren Kirchen!

Ja, so hätte ich rufen mögen, nicht überdenkend, was mein Pfarrer dazu gesagt hätte. Ich gab in den ersten Maitagen ihm ohnedies Anlaß genug zur Unzufriedenheit.

Denn, indessen alles draußen in Wald und Flur so wunderherrlich erstand, ging drinnen im Krankenstübchen ein junges Leben zu Ende.

Mit Schmerz hab' ich's längst kommen sehen. Täglich fand ich Mareis Wangen schmaler, ihre Augen leuchtender und den Körper so schwach, daß er alle Bewegungsfähigkeit verloren hatte. Weinend sah's auch die Mutter, der Vater, Andres! Und der Arzt gab ihr nur mehr wenige Tage!

Andres, der weit öfter als mir lieb ist, zur Beichte kommt, bat mich flehentlich, seine Schwester zu versehen, damit sie nicht unbußfertig abscheiden müsse. Ich versprach es, wenn möglich, zu tun.

Gestern abend stand es recht schlecht um das Marei. „Diese Nacht wird das gute Kind erlöst," hat der Doktor beim Weggehen gesagt.

Ich finde die trostlose Mutter in der Küche und setze mich zu ihr an den Herdrand. — Salbungsvolle Worte fallen mir in solchen Stunden nicht ein: ich sage nur, was jeder andere auch sagen würde. Zu heilig ist der Schmerz: Worte lindern auch nicht. Laßt ihm sein Recht an die Seele, deren Bestimmung es ist, zu kämpfen und zu leiden. All die erhabenen Tröstungen des Heilandes fallen hier auf dürres Erdreich. Wartet, bis das erste Weh ausgetobt, dann sprecht Gottes Wort: wie Tau wird es das betrübte Herz erquicken. —

In der Nacht erlöschen die glänzenden Augensterne Mareis für immer. Ich halte das sterbende Kind in meinen Armen, bis es vorüber ist. Ihr letztes Wort ist: „Eine Geschichte, Herr Kaplan, bitte!" Ich möchte ihr den Willen tun, aber ich weiß, sie hört mich nicht mehr. Die Eltern und Andres sprechen laut die Sterbegebete: auch das hört sie nicht mehr, Gott sei dafür gelobt.

Eingeschlafen ist sie an meiner Schulter. Ohne Qualen, ohne Beängstigungen! Der Herr hat's gnädig mit ihr gemacht!

Es dämmert der Morgen, wie ich die Kleine zurück aufs Lager bette: und da liegt sie nun wie ein schlummerndes Bild!

Das Marei ist heimgegangen ohne Wegzehrung: und ich bin schuld daran.

Mach's auch gnädig mit mir, Herr!

* * *

Wie ich, an der Stelle der fassungslosen Mutter, den Todesfall im Pfarrhof vermelde, frägt mich der Pfarrer, wann das Marei die Sterbsakramente empfangen.

„Sie hat sie nicht empfangen!“ sagte ich ruhig aber fest.

Da fällt des Pfarrers Hand schwer auf die Lehne seines Armsessels. „Und weshalb nicht, wenn ich fragen darf?“ Die Zornadern schwellen auf seiner Stirne an.

„Sie hätte gar so gern gelebt; ich hatte den Mut nicht, ihr die Hoffnung zu rauben!“

„Den Mut nicht!“ seine Augen blitzen. „Herr Kaplan, höre ich recht! Den Mut nicht, Ihrer Pflicht als Priester zu genügen?“

Auf diese vielleicht gerechte Anschuldigung verläßt mich einen Augenblick meine Ruhe.

„Ich erachte es als meine allererste Pflicht, meinem Nächsten dienlich zu sein! Ich habe dem Kind das Sterben erleichtern wollen, Herr Pfarrer!“

„Wie? Und aus diesem Grunde ließen Sie diese arme Seele unbußfertig —“

„Herr Pfarrer!“ Meine Ruhe und Sicherheit ist mit einem Schlage wieder da. „Glauben Sie wirklich — als Priester frage ich Sie — und zwar ohne Zeugen —! Glauben Sie im Ernst, daß das Marei eine Sünderin war, die der Buße bedurfte?“

Der Pfarrer fährt heftig auf. „Als Priester frage ich Sie — — haben Sie nicht in erster Linie Ihren Vorschriften zu genügen? Sie sind ein schwacher Mensch, Kaplan, ein Spielball Ihres Gefühles — — und das muß anders werden. In solchen Fällen hat ein echter Diener Gottes alle Überredungskünste anzuwenden. Das ist Pflichtsache, an der nicht zu deuteln ist!“

„Meine erste und heiligste Pflicht ist die Erfüllung von Gottes Gebot, das da heißt: liebe deinen Nächsten wie dich selbst!“

„Herr Kaplan,“ und der Pfarrer richtete sich mit einer abweisenden Bewegung gerade auf: die Strenge seines Gesichtes wird zur Härte. „Mit Worten will ich nicht streiten: ich halte mich an meine Vorschriften. Sie haben Ihre Pflicht als Seelsorger vernachlässigt, und ich als Ihr Vorgesetzter habe das Recht, Sie darob strenge zu tadeln. Gehen Sie jetzt!“

Ich gehorche.

In meinem Stübchen werfe ich mich auf mein Bett und liege da in dumpfem Brüten, ich weiß nicht wie lang! Etwas wie Trotz will sich in meinem friedfertigen Herzen erheben!

Da klingt plötzlich der leise, zitternde Ton eines Glöckleins durch die Stille des Frühlingsmorgens, es ist das Zügenglöcklein für Marei.

Und mein Groll verfliegt. Während ich die Hände falte, kommt über mich, den gemaßregelten Kaplan, ein großes Freuen. Es ist mir, als wehten auf den Klängen Grüße herein aus weiter, weiter Ferne, Grüße von dem erlösten Marei, das nun mit seinen unschuldsvollen Kindesaugen die Herrlichkeit des Paradieses schaut.

* * *

Könnte ich diese Siegesgewißheit auch den Angehörigen der Toten beibringen!

Die Mutter, ich fühle es bald, ist nur deshalb so überaus fassungslos, weil ihr Marei hat unbußfertig von hinnen gemußt. Auch meine Worte von himmlischen Freuden und Wiedersehen am Grabe beruhigen sie nicht. „Wenn sie nur noch hätte beichten können!“ sagt sie ein ums andere Mal. Auch der rauhe, arbeitserschöpfte Vater bangt um die Seele seines Kindes. Andres schaut mich feindselig an und gibt mir keine Antwort mehr, wenn ich mit ihm rede. In seinen Augen bin ich freilich schlimmer als ein Mörder. Auch zur Beichte kommt er nicht mehr; man sagt, er ginge ins Nachbardorf.

Der Vorfall wird allenthalben besprochen, und rasch ist man fertig mit dem Urteil. Ich merke bald, daß man mir nicht mehr mit dem offenen Vertrauen entgegenkommt: das Mißtrauen gegen meine amtliche Würde ist erwacht, und das tut weh.

Aus meiner erst so frohen Zuversicht werden bange Zweifel. Ach! ich bin ein schwacher Mensch; der Pfarrer hat wohl recht! Ein Teilchen nur von all der streitenden Kraft, die in der Welt um ihr Recht kämpft, ach, hätt' ich ein Teilchen nur! O, daß mir alles mangelt, um ein Streiter Gottes zu sein!

* * *

Der Sommer zieht ins Land.

Auf Mareis Grab blühen die Rosen, und die Gemüter haben sich beruhigt, selbst die Mutter hat wieder das Lächeln gelernt. Ich habe nicht abgelassen, immer und immer wieder den Weg zu ihrem Herzen zu suchen, und es gelang mir, sie zu überzeugen, daß ihr Marei nun bei Gott sei, ohne jede Vorstrafe bei Gott im Himmel.

Ich bin so glücklich und dankbar, daß mir dies gelungen ist: denn spricht die trauernde Mutter mich frei, so ist das einem allgemeinen Urteilsspruch gleichbedeutend. Selbst mein Pfarrer hat nicht mehr das Recht, mich zu verdammen.

Übrigens trägt er mir nichts nach; sein Benehmen ist wie vordem: nur manchmal will es mir scheinen, als ob er mich mit einem mitleidigen Blicke streife. Vielleicht denkt er dabei gleich dem Pharisäer in der heiligen Schrift: „Ich danke dir, Herr, daß ich nicht bin wie dieser da!“

* * *

Eine Episode aus meinem Leben — Gott sei Dank, daß es nur eine Episode war! — muß ich hier noch einfügen: sie fällt hinein in die Juni-Rosentage.

In der Post sind Fremde eingezogen. Es ist dies für mein weltfernes Dörflein ein Ereignis, und die ganze Aufmerksamkeit der Einwohner ist auf die Stadtleute gerichtet. Ein alter Herr ist's mit seiner Tochter, ein Kunstmaler, der seinen Studien lebt.

Stets habe ich mich für Kunst interessiert, und nun seit ich weit weg von der Stadt so gar keine Anregung auf diesem Gebiet fand, so wagte ich es, mich bescheidentlich dem Landschaftsmaler zu nähern. Dieser fand Freude an meinem geäußerten Gefallen an seiner Tätigkeit, und so wurde ich gebeten, soweit es meine Zeit erlaubte, an seinen Arbeitsstunden im Freien teilzunehmen.

Fräulein Paula ist natürlich stets mit dabei.

Oft gleiten meine Blicke, ohne daß es mir so recht bewußt wird, von der Leinwand auf das halbgesenkte, blonde Mädchenhaupt.

Sie ist sehr schön! Sie erinnert mich an irgend eine Madonna, die ich irgendwo gesehen, nur fröhlicher, weltlicher ist ihr Lächeln! Das ist wie Sonnenschein, und erquickt meine einsame Seele ganz wunderbar.

Das Gefühl der Geschwisterliebe habe ich nie gekannt, aber ich meine, es jetzt kennen zu lernen!

Ihr Zutrauen wächst von Tag zu Tag: ich muß erzählen aus meinem Leben, — und ich weiß nicht, wie es kommt, — eines Tages gewähre ich Vater und Tochter einen vollständigen Einblick in meine Seele.

In der Nacht flieht mich der Schlaf beharrlich. Endlich stehe ich auf und trete ans offene Fenster. Das Mondlicht liegt auf der stillen Straße, und betäubender, schwüler Rosenduft strömt aus dem Pfarrgarten zu mir herauf.

Mir ist seltsam verträumt zu Sinn, wie noch nie im Leben. Wie ein süßes Erinnern an etwas, was ich nie erlebt, nie gesehen und doch so mächtig empfunden! Und ich sinke in die Kniee, um zu weinen wie ein Kind.

Von da ab ist mir oft schwer zumute. Es duldet mich nicht mehr im Zimmer, mehr als je suche ich einsame Wege. Ich fühle mich zerfahren und unsicher; zuweilen befällt mich eine unbestimmte Angst, wie die Vorahnung einer nahen Gefahr, zuweilen singt es und klingt es in mir, als wär' mein Herz ein Saitenspiel!

Ich kenne mich selbst nicht mehr!

Oft aber will es mich bedünken, als sähe mich der Maler mit ernsten, prüfenden Blicken an.

Eines Abends — wir sind allein im Vorgärtchen der „Post" — sagt er plötzlich:

„Wir reisen morgen ab!"

Ich fühle ordentlich, wie ich erblasse.

„Es ist besser so!" fährt er fort, ohne eine Antwort abzuwarten. „Glauben Sie nicht auch, Herr Kaplan?"

Ich stammle ein paar Worte, — vielleicht der Zustimmung, vielleicht der Verneinung — ich weiß es nicht zu sagen.

„Dann möchte ich auch, daß Sie jetzt gleich von Paula Abschied nähmen!" sagt er mit Ruhe. „Ein offizieller Abschied war mir von je verhaßt. Paula, kommst du? Der Herr Kaplan will dir Adieu sagen!"

Sie kommt.

Umflossen vom Abendlicht steht sie da, die verkörperte Anmut und Lieblichkeit! Und ein herzzerreißendes Weh erfaßt mich, wie wir uns die Hände zum letzten Male reichen.

Dann laufe ich fort in den Wald hinein, wie einer, der seine Heimat verloren, und kehre erst spät am Abend zurück.

Am andern Morgen, während ich meine Messe lese, reisen sie ab.

Nach Wochen erst wurde mir klar, vor welch einem Abgrund ich gestanden!

So ist die Liebe an mir vorbeigegangen.

* * *

Jüngst bin ich Zeuge eines Gespräches geworden, das von nachhaltigem Eindruck für mich wurde.

Ich sitze in der Laube, vor mir eines der alten Kirchenbücher, die mir von der ältesten Geschichte meines Dorfes berichten. Aber meine Gedanken schweifen ab, denn oben mir zu Häupten im Laub zwitschert ein Fink. Dem muß ich ein wenig zuhören.

Im Pfarrgarten, mitten im üppigsten Sommerblumenflor, wandelt der Pfarrer, in seiner Linken das Brevierbuch. Auch er hört den Finken, aber nur kurze Zeit lauscht er, dann ist er wieder in Andacht versunken.

Plötzlich sehe ich, wie er das Buch einsteckt und, so schnell es seine leidenden Beine erlauben, an den Zaun eilt.

Dort steht ein junger Mann in eleganter Kleidung und lüftet vor dem alten Herrn den Hut.

„Ich täuschte mich also nicht?“ ruft der Pfarrer. „Du bist es wirklich, Friedel Stromberger?“

Der Angeredete bejaht und reicht seine Hand über den Zaun, so frei und gleichmütig, als gäbe er sie seinesgleichen, nicht dem gestrengen Herrn. Ich weiß es, daß ihm dies nicht ungerügt hingehen wird, wie ich meinen Pfarrer kenne.

„Hat dich doch nun das Heimweh zurückgetrieben?“ fragt er den jungen Mann.

Der entgegnet lachend:

„Heimweh? Nein, Heimweh nicht, Herr Pfarrer. Meine Heimat war nicht danach, daß man Weh drum kriegen könnte!“

Mißbilligend schüttelt der Pfarrer den greisen Kopf.

„Du sprichst dir leicht, Stromberger!“

„Ehrlich, Herr Pfarrer! Hab' ich nicht etwa recht? Übrigens bin ich nur auf der Durchreise hier auf einen ganz, ganz flüchtigen Besuch. Man sieht doch schließlich gern einmal den Fleck Erde, der einen geboren hat!“

„Deine Eltern sind tot —“

„Und die Geschwister verdorben und verkommen. Das Haus ist abgerissen, die elende Klitsche, und der Grund verkauft. Das hab' ich schon herausgefragt. An das Einst erinnert nichts mehr als die alte Straße, die Kirche und Sie — Herr Pfarrer. Um dessentwillen freue ich mich, daß ich doch hergekommen bin!“

„Hast du das Grab deiner Eltern —“

„Gewiß, ich hab's besucht: aber versöhnlicher sind meine Gedanken vor dem Hügel nicht worden. — Geht es Ihnen übrigens gut, Herr Pfarrer?“

Der alte Mann gibt knappen Bescheid über sich und sein Befinden, dann gehen noch ein paar gleichgültige Gegenreden hin und her — und dann sehe ich, wie die beiden sich trennen.

„Leb wohl, Stromberger! Es hätte mich gefreut, dich weniger verstockt wiederzufinden!"

„Ich und verstockt! Herr Pfarrer! Wenn ich damals nicht fortgelaufen wäre ... ein Lump wäre aus mir geworden. Amerika hat mich schaffen gelehrt!"

„Das war gerechte Strafe!"

„Strafe? Ist rechte, ehrliche, harte Arbeit nicht ein Segen? Und Strafe? Verdiene ich sie, weil ich solchen Eltern fortlief, denen ich nichts verdanke, als das nackte Leben! Nein, Herr Pfarrer, die Schuld liegt nicht an mir! Wenn ich ein tüchtiger Kerl geworden bin, dann verdanke ich mir's selbst, ganz allein mir selbst! Das macht mich so stolz und frei! — Aber wie ich merke, ich rede Ihnen nicht recht, und verletzen möchte ich Sie nicht in Anbetracht der alten Zeiten. Leben Sie recht wohl, Herr Pfarrer."

Damit geht er: den Hut im Nacken, die stolze Stirn der Sonne preisgegeben. Er schaut sich nicht um, wie er den Weg dahinschreitet auf Nimmerwiederkehr.

Der Pfarrer ist zurückgetreten, die bekannten Zornesadern auf der Stirn. So kommt er zu mir in die Laube, läßt sich auf die Bank fallen und macht seiner Empörung Luft. Und da erfahr' ich, daß der Fremde, eines der zahlreichen Kinder einer Häuslerfamilie, seinen Eltern mit vierzehn Jahren durchgebrannt ist. Wohl war der Vater ein Säufer, die Mutter eine schmutzige, liederliche Person, sein Heimathaus eine verkommene elende Hütte gewesen, wo bitterste Armut und Schande tagtäglich Gast war! Aber trotzdem! Wie hat ein Sohn das Recht, sich über die, die ihm das Leben gegeben, derart zu äußern? Wäre er drüben geblieben in seiner vielgepriesenen neuen Welt! Was wollte er denn nach zwanzigjähriger Abwesenheit noch hier? Nur um den hochmütigen, großen Herrn zu spielen? Nur um sich vor ihm, dem alten Mann, der ihm die Taufe und die erste Kommunion gespendet, prahlerisch auf die Brust zu schlagen: „Sieh her, was ich bin durch eigene Kraft!" das war denn doch zu frech und anmaßend!

Ich nickte schweigend.

Dann wurden wir zu Tisch gerufen. Nach dem Essen ging das Poltern wieder an. Ich meinte recht zu tun, indem ich für den Friedel ein gutes Wort einlegte. Da wandte sich der Zornesausbruch gegen mich.

„Natürlich Sie, Herr Kaplan! Sie ergreifen natürlich wieder die Partei des Schuldigen! Das ist so Ihre Art, gutzuheißen, was ich verdammen muß!"

„Ich heiße es nicht gut, Hochwürden! Aber im Grunde handelte der damals Vierzehnjährige in einer Art von Selbsthilfe: es ist nur staunenswert, wie klar das Urteil des Knaben schon war. Sie sagten doch vorhin selbst, daß die Eltern nichts weniger als achtbare Leute —"

„Und das vierte Gebot, Herr Kaplan?" wetterte der Pfarrer und richtete sich hoch auf.

„Mir ist es heilig, wie alle göttlichen Gebote, Hochwürden. Habe ich doch auch eine Mutter, die der innigsten Verehrung würdig ist. Aber auch die Eltern haben ihre Pflichten, und wenn sie diese so gröblich verletzen, so ist begreiflich, ja entschuldbar, wenn sich die Kinder —"

„Herr Kaplan! Ich erschrecke über Ihre Ansichten!“ und flammenden Blickes wandte er sich, um in seine Studierstube zu humpeln. An der Tür rief er mir nochmals bebend vor Aufregung zu: „Sie hätten alles eher, denn ein katholischer Priester werden sollen!“

Ich blieb allein, niedergeschmettert von dem Vorwurf, der mich trifft, weil — — mir der Gedanke im geheimen schon so oft nahe getreten.

Ich glaube, ich liebe eben die Menschen in ihren Mängeln und Schwächen viel zu sehr! —

Erst als schon der Morgen graute, fand ich den ersehnten Schlummer.

* * *

Das sind bleierne Tage ohne jegliche Abkühlung. Die Feldfrüchte und die Wiesen fangen an zu verdorren; da und dort versagt ein Brunnen. Die Ältesten des Dorfes können sich einer solch anhaltenden Dürre nicht erinnern.

Schwer liegt's mir in den Gliedern, schwer auf der Seele, als bereite sich ein Unheil vor. Der alte Herr befindet sich auffallend wohl. Er begegnet mir mit der gewohnten Ruhe, wie man mit einem Kranken verfährt, der der Schonung und des Mitleids bedarf. Wie hinfällig muß ich ihm in meiner Charakterschwäche erscheinen. Ich zähle eben in seinen Augen nicht mehr mit.

Ich will's nicht merken lassen, aber das nagt doch an mir.

* * *

Eines Nachts werde ich zu einem Sterbenden geholt.

Es wäre ein fremder Bettler, der seit zwei Tagen in der Scheune des Wirtshauses liege, sagte man mir. Warum sie mich nicht eher gerufen? fragte ich. Er habe es nicht haben wollen: er möge die Doktoren nicht und die Pfaffen auch nicht, habe er gesagt, der wüste Kerl!

Ich trete mit dem Allerheiligsten und dem Meßner in die Scheune.

Auf dem Stroh, in Lumpen gehüllt und in eine alte Pferdedecke, liegt der Kranke. Eine kleine Stallaterne beleuchtet sein gräßlich entstelltes Gesicht.

Das Antlitz spricht zu mir eine furchtbare Sprache. Nicht allein die Sprache der Schuld und der Angst vor dem Tode —!

Der Sterbende liegt in den letzten Zügen: ich kann ihm nur noch die letzte Ölung reichen. Ein Krampfgefühl droht mir dabei den Hals zuzuschnüren; mechanisch verrichten meine Hände ihren Dienst.

In demselben Augenblick stapft der Doktor über die Schwelle: er ist auf dem Weg zum nächsten Dorf und will im Wirtshaus einen Imbiß nehmen trotz der späten Stunde. Da sagen sie ihm von dem Kranken.

Wie er sich niederbeugt, entfährt ihm ein halbunterdrückter Fluch. Dann sind wir zwei, Arzt und Geistlicher, plötzlich überflüssig geworden.

Ein Größerer ist an das armselige Lager getreten.

„Hinaus!“ herrscht der Doktor die Leute an, die uns neugierig nachgedrängt.

Und um den Toten wird's still — nur die Stallaterne knistert.

Draußen nimmt mich der Doktor beiseite.

„Sie haben doch hoffentlich Karbol oder Lysol oder so was?“

Ich bejahe.

Und nun bricht er los in seiner überderben Art: „Das ist mir eine nette Geschichte! So ein dreckiger Lumpenkerl! Wir müssen gleich die strengsten Vorsichtsmaßregeln treffen, sonst haben wir in acht Tagen die allerschönste Epidemie! Pfui Teufel noch einmal!“

„Die Blattern! Also wirklich!“ rufe ich erschüttert.

„Ja, die schwarzen Blattern!“

* * *

Es hat nichts mehr geholfen, was der Doktor auch angeordnet hat. Die Epidemie war nun einmal eingeschleppt. Kaum eine Woche nach dem Todesfall legt sich der Knecht des Wirtes, dann der Posthalter selbst. Am neunten Tag ist das ganze Haus an den Blattern erkrankt.

Die Tage der Aufregung und des Schreckens vergesse ich mein Leben lang nicht.

Der Bürgermeister, ein alter Bauer mit wetterhartem Gesicht, behält den Kopf oben in all dem Wirrwarr und der Angst, in denen sich mit einem Male mein stilles Dorf befindet. Er läßt am Eingang des Ortes eine Tafel anbringen mit der Warnung: „Hier herrschen die schwarzen Blattern“. Auch am Wirtshaus hängt das Schild, das das Haus als verseucht bezeichnet. Der Doktor, der gewissermaßen auch unter Quarantaine steht, hat sich im Untergeschoß bei uns einquartiert. Der Bote mit der Nachricht an seinen „Hausdrachen“, daß der Doktor nicht heimkehren werde, ist der letzte, der unser Dorf verlassen darf. Bursche und Brief sind gründlich desinfiziert. Die Post legt ihre Sendungen am Eingang des Dorfes nieder. Wir sind vollständig abgeschnitten von der Außenwelt.

Der Doktor möchte die Schutzpockenimpfung mehrfach anwenden, aber er stößt auf Hindernisse. Manche fürchten sich vor dem Impfen mehr als vor der Epidemie selbst. Ich unterziehe mich willig der Prozedur. Auch Jungfer Regine erklärt sich sofort bereit.

„Was soll werden, wenn sich die schreckliche Sucht ausbreitet und wenn wir auch krank werden? Ich halt's mit dem Herrn Kaplan!“

Die Sicherheit, nun immun zu sein, und ein ganz neues, fremdes Kraftgefühl helfen mir getrost das gemiedene Wirtshaus betreten, und ohne jegliche Scheu übernehme ich den Samariterdienst. Die Angst der von der Krankheit Betroffenen ist groß, zumal nach weiteren zwei Tagen der Knecht stirbt. Ich begrabe ihn nächtlicherweile neben dem fremden Bettler. —

Aber dabei bleibt es nicht.

Kaum eine Woche ist vergangen: jedes Haus mit sehr wenig Ausnahmen hat seinen Kranken.

Der Doktor hat alle Hände voll zu tun: sein kaltblütiger Mut ist bewunderungswürdig. Er nennt die Epidemie eine leichte: sie verlaufe regelmäßig, wenn sich auch die Fälle mehren und noch mancher „daran glauben muß“.

Die nächste, die es trifft, ist Mareis Mutter. Bei ihr geht's rasch: die Kräfte sind ohnehin aufgezehrt, den Rest hat ihr Mareis Tod und Andres Flucht gegeben.

Der Bursche ist verschwunden, wie weggewischt. Vielleicht ist ihm ein Unglück zugestoßen: unberechenbar sind Irre ja immer. Daß er Ungewöhnliches im Schilde führte, habe ich ja schon längst bemerkt.

Was hätte die Sterbende drum gegeben, den Sohn nochmals zu sehen!

Auch sie begrub ich bei ihrem Marei: ihr Sarg kam auf den ihres Lieblings zu liegen. Ihr habe ich die letzte Wegzehrung reichen können. Sie wird den Segen teilen mit ihrem Kind, sagte sie mir mit einem guten Lächeln, das mir ins Herz schnitt.

Aber mir bleibt keine Zeit zum Nachdenken. Die Arbeit mehrt sich stündlich.

Bald ist die Hälfte der Einwohnerschaft von der Seuche ergriffen, indes sich die ersten Patienten erholen.

Der Posthalter bietet sich mir als freiwillige Hilfe an. Stets ist er herrisch gewesen und uns Geistlichen nicht sonderlich gewogen: die Todesangst hat ihn zahm und demütig gemacht.

Ich nehme es an, denn die Pflichten wachsen mir über den Kopf. Einmal in der Nacht bin ich mit schmerzenden Gliedern und einer unaussprechlichen Beklemmung erwacht. Und da machte ich eine sonderbare Entdeckung: ich prüfte die Kraft meines Willens und diese siegte — über die Hinfälligkeit des Körpers. Die Sorge um mein eigenes Leben habe ich damit endgültig abgetan. Wenn diese Gnade schon dem Schwachen zuteil wird, wieviel leichter mag der Starke sich mit der Angst abfinden! Oder ist es dennoch nicht so?

Mein Pfarrer hat sich nicht impfen lassen.

„Feigheit," hat er gemurmelt, wie der Doktor mich und Regine behandelte. „Will Gott mich verschonen, so verschont er mich ohnedies!"

„A bah!" machte der Doktor grob. „Bleiben Sie mir mit Ihren salbungsvollen Sprüchen vom Leib in einer solchen Zeit. Es handelt sich um Vorbeugung, der sich jeder vernünftige Mensch gerne unterzieht. Wie, Herr Kaplan?"

Ich schwieg natürlich.

Dem Pfarrer stieg wieder einmal das Blut zu Kopf.

„Wie können Sie sich unterstehen —"

„Ja — ich bin so frei!" höhnte der Dotter fast roh. „Nehmen Sie sich lieber Ihrer Pfarrkinder an, die am Verzweifeln sind!"

„So, Sie muten mir zu in meinem Alter, daß ich —"

Der Doktor lachte rücksichtslos.

„Freilich! Sie lassen das lieber Ihren Kaplan machen. Na, recht haben Sie ja schließlich, der ist jung und — fürcht't sich nit! Die Klugen brauchen aber Sie — gerade Sie — nicht feig schelten, sonst werd' ich wirklich nochmal grob!"

Er ging und schmetterte die Türe hinter sich ins Schloß.

Regine, die sich dem Arzt gezeigt hatte, streifte sich zitternd die Bluse über den entzündeten Arm und schlüpfte in die Küche; ich wurde abgerufen und so blieb der Zürnende allein. Ich weiß nicht, wie und an wem er seine Wut ausgelassen hat.

* * *

Es mochten vier Tage vergangen sein, schreckliche Tage, an denen Gottes Hand schwer auf uns allen lag — ich fand kaum mehr ein Stündchen der Rast, zu Bett kam ich ohnehin nicht mehr — da war die Angst der heimgesuchten Leute aufs höchste gestiegen.

Überall schreckensbleiche, verzweifelte Gesichter, Tote im Haus, Kranke wimmernd in ihren Betten, ein vollständiges Einschlafen allen Betriebes.

„So darf's nicht weitergehen!" sagte ich einmal zum Doktor.

„Was wollen Sie denn?" antwortete er mir. „Das ist doch nicht so arg? Krank sind jetzt rund fünfundsiebzig Personen, tot erst zehn! Ich versichere Sie, das ist die geringste Sterblichkeit in solchen Fällen!"

Er wußte nicht, wie schauerlich die Beerdigungen in den schwülen Augustnächten waren, die mir allein oblagen. Vor Grauen geschüttelt habe ich oft die Funktion ausgeführt. Ein Kind, dessen Eltern sich am Grabe wie rasend gebärdeten, war das letzte, das ich beerdigte. Da trug ich's nicht mehr.

Ich bat den Pfarrer, die Begräbnisse für den hellen Tag zu gestatten, weil meine Nerven auf die Dauer versagen mußten, und weil die Zeremonie im nächtlichen Dunkel das Entsetzen der Gemeinde nur unnötig erhöhe. Auch bat ich ihn, am nächsten Tage den verzagenden Menschen von der Kanzel aus Mut zuzusprechen.

„Sie sind ein Meister des Wortes, Ihnen ist es ein Leichtes, Herr Pfarrer!" schloß ich mein Gesuch.

Da erst sah ich ihn an. Er war gebeugt und in sich zusammengesunken, was er vordem nie gewesen. Die wenigen Tage, die ich ihn nicht gesehen — der Doktor und ich essen in der Kammer neben der Küche — haben ihn um Jahre gealtert.

Täusche ich mich, wittere ich wirklich an jedem Menschen das Nahen der Krankheit? Oder ist er in der Tat so verändert?

„Sie können getrost bei Tag beerdigen, wenn Sie es für vorteilhaft halten — und krank dürfen Sie nicht werden!" sagte er mit müder Stimme. „Leider sind meine Beine wieder so schlimm, daß ich nicht in der Lage bin, selbst zu predigen. Bitte, vertreten Sie mich auch darin!"

„Ich habe mir so viel von Ihrer Predigt erhofft!" entgegnete ich, wahrhaft betrübt. Er lächelt und dabei gleitet ein weher Zug des Schmerzes über sein Gesicht: die Einsamkeit tut dem Mann nicht wohl.

Dies erkennend, rufe ich einem schnellen Einfall folgend: „Ich werde tun, wie Sie wünschen. Vielleicht darf ich mir heute abend einige Informationen bei Ihnen holen. Ich werde in frischen Kleidern nach dem Abendessen ein wenig heraufkommen, wenn — wenn es Ihnen nicht unangenehm ist, Herr Pfarrer!"

Er senkt den Kopf ein wenig, sagt aber schnell: „Ja, tun Sie das — tun Sie das!"

An der Tür werde ich noch einmal zurückgerufen.

„Sagen Sie, Herr Kaplan, wie fängt das Übel denn eigentlich an?"

Ich antworte, wie ich's vom Doktor gehört: „Mit Fieber, Frost, Gliederschmerzen und Schlingbeschwerden, Hochwürden!"

„So — so —! Ich danke Ihnen!" —

Wie ich am Abend zu ihm will, liegt er zu Bett. Die Beine wären wieder entsetzlich; er könne mich leider nicht informieren: ich möge es nur machen, wie es mir beliebe!

* * *

Und ich mache es so!

Es wurde eine kuriose Predigt. Der Doktor spöttelte weidlich darüber: „Sie sind mir ein sonderlicher Heiliger. Statt mit Ihren Redensarten aufzuwarten,

geben Sie Verhaltungsmaßregeln für Blatternfälle. Wissen Sie was? Sie wären ein tüchtiger Arzt geworden, wenngleich Sie auch so an Ihrem Platz sind. Ich kann die Pfaffen ja nicht ausstehen, — aber vor Ihnen, trotz aller Feindschaft — Hut ab!"

Das derbe Lob freut mich! Wahrhaftig, noch nichts hat mich im Leben so gefreut, seit dem Tage meiner Primiz, wo ich meiner Mutter — —

O Gott, das ist der einzige, wirklich schwarze Punkt in dieser Trübsal und Kümmernis! Sie weiß nichts von mir, ahnt nicht, daß Krankheit und Tod mich umlauern, und träumt ihren frommen Traum von der Pfarre und ihrem geistlichen „Herrn Sohn"!

Ihrethalben möcht' ich am Leben bleiben, ihrethalben laß den Kelch an mir vorübergehen, Herr!

* * *

Eines Nachts wird uns Schwergeprüften endlich eine Erleichterung zuteil in Form eines heftigen Gewitters mit wolkenbruchartigem Regen, nach dem wir und die verdorrte Erde wochenlang geschmachtet. Die Temperatur kühlt merklich ab und bei Gesunden und Kranken beginnt Mut und Zuversicht zu wachsen, — da trifft das Dorf eine neue Schreckenskunde: der Herr Pfarrer ist von der Seuche ergriffen worden.

Mir fährt's wie ein Schlag durch die Glieder, als mir Regine eines Morgens mit dem Frühstück die Nachricht bringt, daß sie soeben den alten Herrn in heftigstem Fieber gefunden. Als ich tieferschüttert an sein Bett trete, winkt er mir nur einen schwachen Gruß mit der Hand.

„Ich habe die Krankheit nun auch, nicht wahr, Herr Kaplan, ich habe sie auch?" sagt er mit schwacher Stimme.

„Sie wird gut vorübergehen!" tröste ich im Brustton der Überzeugung. „Sie verläuft ja im allgemeinen so milde!" Er zuckt die Achseln. Da tritt der Doktor ein.

„Na, natürlich!" sagt er in seiner rauhen Art. „Hätten Sie sich impfen lassen, wie's noch Zeit war. Aber natürlich, auf unsereins hört der gestrenge Herr nicht! Jetzt heißt's eben Geduld haben, Hochwürden — und Ordre parieren! Und das fällt einem — Herrscher immer schwer. Wer nicht hören kann, muß fühlen!"

Ich mache den unzarten Reden des Arztes ein rasches Ende, indem ich ihn mit einer Geste bitte, zu gehen. Er schaut mich zwinkernd an, gibt Anordnungen und empfiehlt sich.

Der alte Mann wendet sich zur Wand und schweigt. —

Jungfer Regine weicht nicht mehr vom Krankenbett: ihren Platz am Herd und die Zubereitungen der Kraftsuppen für die gesamten Patienten hat sie ihrer rasch herbeigeeilten Nichte, einer ebenso energischen wie freundlichen Person, übertragen.

Meine freie Zeit sitze ich am Leidensbett meines Amtsbruders. Meine Hilfe tut oft not, denn der Zustand verschlimmert sich rapid und der Kranke ist sehr unruhig, besonders in der Nacht. Der Doktor macht kein Hehl daraus, daß der Fall sehr ernst aussieht.

Ich habe nicht mehr Zeit zum Beten: nun finde ich kein Stündchen der Ruhe mehr. Zudem kommen zwei neue Sterbefälle zu den zehnen. Meine Gemeinde strömt täglich in die Kirche, um mich reden zu hören: gebieterisch verlangen das

die kummergebeugten Menschen. Ich fühle es, wie notwendig ihnen mein Zuspruch ist — ein neues Band knüpft mich an die guten, vertrauensvollen Leute.

Nachts schicke ich die alte Regine zur Ruhe und wache.

In der dritten Nacht fallen mir vor Übermüdung die Lider zu. Als ich erwache, sehe ich den Kranken aufrecht im Bette sitzen: fieberhaft pflücken und zerren seine Finger an der Decke. Seine Augen sind starr aufgerissen und das Gesicht ist mir zugekehrt.

„Herr Kaplan!" sagt er röchelnd. „Bitte — zu mir setzen!"

Ich gehorche.

Er faßt meine Hand mit seinen beiden glühenden Händen.

„Nicht wahr, ich — ich werde nicht sterben!" flüstert er gequält.

Und ich muß der Stunde gedenken, wie ein junger Mädchenmund auch so um sein Leben gebettelt und wie mir dann die scharfe Verurteilung von eben jenem zuteil geworden, der so krank vor mir liegt.

Wie ein Feuerstrom jagt es mir zur Stirne. Jetzt kannst du's ihm vergelten! schreit's in mir, jetzt sei unbarmherzig, jetzt tue deine Pflicht, geh und hole die Sterbsakramente.

Doch der Anfall weicht von mir: ich sehe die bangen, flehenden Augen und denke an Marei — — und kann nicht. Wie ich damals nicht gekonnt, so kann ich's auch heute nicht. Ein übermächtiges Gefühl des Mitleids und der Liebe wallt in mir auf: den totgeweihten Körper fest in meine Arme schließend, sage ich die edelste, die verzeihlichste der Lügen:

„Nein, Hochwürden, Sie werden leben!"

Da leuchtet das einst so schöne, nun so verheerte Greisenantlitz auf in heller Freude:

„Glauben Sie wirklich, Herr Kaplan?" Und dann wie ein sterbender Hauch: „Es ist am Ende doch schön zu leben, nicht wahr?"

Mich umfaßt im Sterbezimmer dasselbe hohe, heilige Gefühl wie damals, als Marei den letzten, befreiten Atemzug getan, und ich streichle das arme Gesicht des Greises.

Meine Hände wischen Tränen fort aus diesen ehedem so scharfen, stolzen Augen! Was mögen diese Tränen in dieser Stunde nicht alles aus dieser Seele weggewaschen haben!

Endlich wendet er sich mir zu: „Ich habe Ihnen unrecht getan," sagt er leise. Welche gewaltige Überwindung mußte dies Geständnis dem gewaltigen Mann gekostet haben. „Ja, ja!" fährt er fort, wie ich abwehren will. „Sie haben sich in der Not mutig gehalten, und ich nannte Sie einen Schwächling. Gott segne Sie für alles, jetzt wird auch für uns zwei ein schönerer Morgen anbrechen!"

„Ja, Herr Pfarrer, ja!" sage ich tiefbewegt. Bald darauf fällt der Kranke in Schlaf, ein Lächeln auf den Lippen.

Wie ich von meinen Morgenbesuchen nach Hause komme, ist er tot. Dasselbe Lächeln steht auf seinen Zügen, die frohe Hoffnung auf den schöneren Morgen.

An seiner Leiche finde ich nach Wochen endlich wieder Stimmung und Worte zum Beten!

* * *

Und seltsam! Kaum hatte sich der Hügel über dem greisen Priester geschlossen, so erlosch auch die Epidemie. Die Kranken erholten sich auffallend rasch, und kein neuer Fall trat auf.

Es dauerte nicht mehr lange, so verschwand auch die schauerliche, schwarze Tafel am Eingang des Ortes, der Doktor zog wieder ab, und wir waren der Welt wieder zurückgegeben.

Ob wir aufatmeten! Mir war's zumute, als erwachte ich aus einem furchtbaren Traum. — Alles kehrt zur gewohnten Arbeit zurück und eine Demut und Freudigkeit ist in all den schlichten Menschen, daß es zu meinen schönsten Erholungen gehört, ihnen bei der Feldarbeit zuzusehen. Die Ernte ist freilich so gut wie vernichtet. Aber dafür ist das Grummet in dem kühlen, regnerischen Herbst, der alle schädlichen Dünste von uns wegjagt, zu staunenswerter Höhe gewachsen. Sogar über Platzmangel in den Scheunen klagen die Bauern.

Der Himmel hat seinen Segen den Schwergetroffenen nicht versagt, und die sichtbare Gnade erhebt die Herzen der vor kurzem so Gebeugten zu den besten, dankbarsten Gefühlen. Langjährige Feindschaften werden geschlichtet, der Reiche spendet freiwillig den Armen, und das Verhältnis vom Herrn zum Knecht bessert sich zusehends.

Mir kommt jeder mit offenem Vertrauen entgegen.

Der Bürgermeister bittet mich eines Tages, wie ich aus der Sakristei trete, ein feierliches Dankfest mit Tedeum wegen glücklicher Abwendung der Gefahr in der Kirche abzuhalten.

Ich aber zeige auf die dreizehn frischen Grabhügel um mich herum und sage: „Ein Jubelfest geziemt uns nicht, Oberhofer. Aber eine Totenfeier, wenn Ihr die wollt, die will ich Euch halten.“

Der wackere Alte schüttelt mir die Hand und ruft in der ihm eigenen, kräftigen Art:

„Sie treffen doch immer das Richtige! Und wenn's nach mir ginge, würden Sie und kein anderer unser Pfarrer!“

* * *

In der Nacht kann ich nicht schlafen. Mutter, liebe Mutter! Du und deine Hoffnungen stehen an meinem Lager!

Am nächsten Tag kommt schon die Deputation. Mir gehen die Augen über, wie mich der Bürgermeister im Namen der Gemeinde bittet, um die vakante Pfarre des Ortes einzugeben.

Ich verspreche es! O, wie gerne verspreche ich es!

Mutter, liebe, liebe Mutter! — —

Das Totenfest wird abgehalten.

Wehmut und Hochgefühl reißen mich zu einer tiefempfundenen Kanzelrede hin.

Die Stille tiefster Ergriffenheit liegt dabei über dem dichtgefüllten Gotteshaus! — Und ich weiß nun, allen, ohne Ausnahme, habe ich zu Herzen gesprochen, alle schauen zu mir auf, wie vertrauende Kinder zu ihrem Vater!

* * *

„Meine teure Mutter!

Das Dekret ist da! Ersehnt habe ich's, wie ein Kind den heiligen Christ — und nun ist es da! Dein Sohn ist Pfarrer! Deine Träume haben sich also erfüllt, du glückliche Mutter! Und (das will ich dir nur noch gestehen, und davon soll künftighin nicht mehr die Rede zwischen uns sein) dies alles hat mich mit meinem Beruf ausgesöhnt. Anfangs waren Not und Zweifel groß! Ich möchte mich nicht weiter darüber auslassen! Aber da hat der Muttersegen wieder einmal ein Haus gebaut, ein starkes, mächtiges Haus, das auf sicheren Grundfesten steht und dem kein Sturm etwas anhaben kann! — Dein Sohn ist aus innerster Überzeugung Priester, aufs tiefste durchdrungen von seiner hohen Mission!

Und Gott wird seinen Segen zu einem so heiligen Wollen geben!

Meine Pfarrkinder hängen mit Liebe und Zutrauen an mir: sie werden mir bis ans Ende meines Lebens die schweren Tage zugute halten, die ich mit ihnen getragen. Wie furchtbar die Zeit war, von der ich dir in meinem letzten Brief ausführlich berichtet habe, weiß ich erst jetzt, seit ich so überaus glücklich bin!

Leider muß ich jetzt meinen Brief unterbrechen, weil ich soeben zu einem alten Mann gerufen werde, der zu sterben fürchtet. Hoch oben auf einem einsamen Hof wohnt der Greis. Und vor Nacht kann ich nicht zurück sein! — Auf morgen denn!"

* * *

Hier endet das Tagebuch des Dorfkaplans.

Ich fand es in dem Schreibtisch einer alten Lehrerswitwe, deren Nachlaß ich von Gerichts wegen zu ordnen hatte.

Ein Zeitungsausschnitt lag dabei, folgenden Inhalts:

„Ein schreckliches Unglück suchte gestern unser Dorf heim. Der allgemein beliebte und geachtete, eben ernannte Pfarrer unseres Ortes, Pfarrer Georg Stegmüller, wurde erschossen aufgefunden. Die furchtbare Tat geschah auf einem einsamen Steg, unweit eines Einödhofes, wohin der Geistliche die Sterbsakramente gebracht. Man ergriff den Täter unmittelbar. Er ist ein Bursche, namens Andreas Niedermeier, der dem so schmählich ums Leben Gekommenen aus unbekannten Gründen feindlich gesinnt war. Man spricht von einem Racheakt, in Wahrheit aber handelt es sich um die Tat eines Irrsinnigen, der, von religiösem Wahn befallen, der Landesirrenanstalt überliefert wurde. Unsere Gemeinde verliert in unserem Pfarrer einen seltenen Priester, dessen Wirken ein großer Segen genannt werden muß und dessen Name unauslöschlich in unseren Herzen steht. Die allgemeine Trauer teilt noch eine schmerzgebeugte Mutter."

Ich ließ das Blatt sinken und sah empor!

Da hing sein Bild! Nie vergeß ich's! Ein nicht schönes, aber ein liebes, gutes Jünglingsgesicht, das aus seinem Rahmen gar still und friedvoll auf mich herunterlächelt.

Nein, Streiter für seine Kirche ist der nicht gewesen! Er war nur ein Mensch, freilich in des Wortes vollster Bedeutung! Als Märtyrer für seinen Glauben ist er ja wohl nicht dahingegangen. Nur an seiner M e n s c h l i c h k e i t ist er gestorben!





Die Konstitution im Fabrikbetriebe

Der moderne Großbetrieb weist in seiner heutigen Gestaltung Erscheinungsformen auf, die der Konstitution im Leben des Verfassungsstaates nahekommen. Ebenso wie hier die absolute Gewalt des Herrschers abgelöst wurde durch die Mitregierung des Volkes, so gehört im Privatunternehmen die Zeit der Vergangenheit an, wo der Arbeitgeber in allen Fragen des Arbeitsverhältnisses seinen Willen diktierte und der Arbeiter ihn wortlos als Gesetz hinnahm. Eine solche Verteilung der Gewalten war möglich, solange der Arbeitgeber als der Stärkere dem einzelnen Arbeiter gegenüberstand und dieser kein Mittel in der Hand hatte, um sich mit Aussicht auf Erfolg zur Wehr zu setzen. Dieses Verhältnis hat sich in jüngerer Zeit zugunsten des Arbeiters verschoben, er ist in seinen Kräften dem Arbeitgeber ebenbürtig geworden, ihm in manchen Fällen überlegen.

Diese Verschiebung des Machtverhältnisses ist eine Folge der Koalition. Der einzelne Arbeiter war nichts, die Vereinigung der Arbeiter ist eine Macht. Der Arbeiter ist der alleinige Besitzer der Ware Arbeitskraft, die der Arbeitgeber braucht. Solange der Arbeiter unorganisiert war, wurde diese Ware regellos angeboten und war meist im Überangebot vorhanden; infolgedessen bestimmte der Arbeitgeber in erster Linie ihren Preis. Die Macht der Organisation liegt darin, daß sie das Angebot der Ware Arbeitskraft auf dem Arbeitsmarkt reguliert, eventuell das Angebot zurückhält oder ganz unterbindet und dadurch den Arbeitgeber zwingt, die Ware zu teurerem Preise zu kaufen als bisher, d. h. höhere Löhne zu zahlen. War es früher der einzelne Arbeiter gegenüber dem Arbeitgeber, so ist jetzt der einzelne Arbeitgeber gegenüber der Koalition der Arbeiter machtlos; denn läßt er den Betrieb ruhen, weil er den Forderungen der Arbeiter nicht nachgeben will, so produziert indessen sein Konkurrent weiter, verdrängt ihn vom Markt und nimmt ihm die Existenz. Infolgedessen muß er nachgeben und höhere Lohnforderungen bewilligen. Was heute ihn trifft, ereilt morgen seinen Konkurrenten. Aus seinem Schaden lernt dadurch auch der Arbeitgeber erkennen, daß ebenso wie der Arbeiter auch er ein Interesse an der Koalition hat, daß der Arbeiterorganisation die der Arbeitgeber gegenübertreten muß.

Von diesem Zeitpunkt an tritt das Verhältnis zwischen Arbeitgeber und Arbeiterschaft in ein neues Stadium. An die Stelle der häufigen Kämpfe tritt ein Friede mit Gewehr bei Fuß. Beide Lager kennen ihre eigene Stärke und achten die des Gegners. Ein Kampf bedeutet jetzt für beide Teile eine tiefe wirtschaftliche Erschütterung, sein Ausgang ist ungewiß. Von selbst ergibt sich der Versuch, Streitfragen zunächst im Wege einer Aussprache zwischen Bevollmächtigten beider Organisationen aus der Welt zu schaffen. Löhne, Arbeitszeiten und sonstige

aus dem Arbeitsverhältnis entspringende Fragen werden durch Vertrag geregelt. Es entstehen die Tarifverträge, die in mehr oder weniger fortgeschrittener Form für einen kleineren oder größeren Teil eines Gewerbes eine Norm für alle Fragen des Arbeitsvertrages festlegen, und für deren Achtung sich die beiden Organisationen einsetzen.

Mit dieser Regelung hat sich eine neue, einschneidende Umwandlung in dem Verhältnis zwischen Arbeitgeber und Arbeiter vollzogen. Der Übergang vom Absolutismus zur Konstitution ist erfolgt. Der Arbeitgeber setzt nicht mehr willkürlich die Bedingungen des Arbeitsvertrages fest, sie werden ihm auch nicht durch eine Arbeiterkoalition abgezwungen, sondern der Arbeitgeber erkennt die Berechtigung der von den Arbeitern gewählten Vertretung an, bei der Festsetzung der Arbeitsbedingungen mitzusprechen. Beide Kontrahenten betrachten sich als gleichberechtigt, und im Wege der Vereinbarung findet für eine bestimmte Zeitdauer die Regelung der Lohn- und Arbeitsbedingungen statt. Hier werden außerdem Einrichtungen getroffen, mit dem Zweck, den Frieden im Gewerbe und die Durchführung der vereinbarten Abmachungen zu sichern, die eine noch weitere Stärkung des konstitutionellen Prinzips darstellen. Es werden Kommissionen oder Schiedsgerichte geschaffen, die bei Streitfragen aus den tariflichen Abmachungen zu entscheiden haben. In diesen Schiedsgerichten sitzen Arbeitgeber und Arbeiter in gleicher Anzahl und sprechen Recht sowohl über den Arbeiter wie den Arbeitgeber. Diese Gestaltung stellt die fortgeschrittenste Form des gewerblichen Konstitutionalismus dar, sie findet sich am vollkommensten in den Gewerben, in denen bei Arbeitgebern wie Arbeitern die umfassendsten und bestdisziplinierten Organisationen vorhanden sind. Als vorbildlich muß in dieser Beziehung in Deutschland das Buchdruckgewerbe bezeichnet werden, wo dank der zwischen dem „Deutschen Buchdruckerverein" als der Arbeitgeberorganisation und dem „Verband der Deutschen Buchdrucker" als der Arbeiterorganisation geschlossenen Vereinbarungen seit dem Jahre 1891, also seit nahezu 20 Jahren, gewerbliche Kämpfe vermieden worden sind.

Ebenso wie im Gewerbe, so hat das konstitutionelle Prinzip auch im Einzelbetrieb, insbesondere im modernen Großbetrieb, bereits Eingang gefunden. Auch hier ist der Arbeiterschaft ein gewisses Mitbestimmungs- und Mitberatungsrecht auf gewissen Gebieten des Arbeitsvertrages, insbesondere hinsichtlich der Festsetzung der Lohnhöhe und der Dauer der Arbeitszeit, eingeräumt worden. Entweder in regelmäßigen periodischen Zwischenräumen oder von Fall zu Fall finden hier Besprechungen zwischen dem Arbeitgeber oder seinen Vertretern und den Arbeitern bzw. ihren Bevollmächtigten statt. Je größer der Betrieb ist, je mehr die direkten Beziehungen zwischen dem Arbeitgeber und seinen Arbeitern aufhören, desto mehr wird eine Arbeitervertretung zur Notwendigkeit, durch die der Arbeitgeber seine Anordnungen, soweit sie Teile des Arbeitsvertrages bilden, seinen Arbeitern übermittelt oder deren Wünsche, soweit sie dieses Gebiet angehen, entgegennimmt. Gustav Schmoller hat dies in treffender Weise in seinen Ausführungen „Über Wesen und Verfassung der großen Unternehmungen" folgendermaßen zum Ausdruck gebracht:

„In jedem größeren Werke, in welchem durch die Zahl der Leute der persönliche Verkehr und der Meinungsaustausch zwischen Unternehmer und Arbeiter aufhört, muß eine Vertretung der Arbeiter, ein Ausschuß derselben, ein Ältestenkollegium geschaffen werden, das einmal im Monat mit dem Unternehmer und seinen Beamten in einer Abendstunde um einen Tisch herum sich zusammensetzt, um über das gegenseitige Verhältnis in den Formen moderner Höflichkeit und mit Freimut sich auszusprechen."

In der Praxis wird diese Aufgabe den Arbeiterausschüssen zugewiesen, die durch die Novelle zur Gewerbeordnung vom Jahre 1891 auch eine gewisse gesetzliche Organisation erhalten haben, wenngleich die Bestrebungen zu ihrer Schaffung noch bedeutend weiter zurückreichen. Zum ersten Male wurde der Gedanke, obligatorische „Fabrikausschüsse" zu schaffen, im volkswirtschaftlichen Ausschuß des Frankfurter Parlaments im Jahre 1849 befürwortet, ohne jedoch hier eine Mehrheit zu finden. Anfangs der siebziger Jahre wurden dann in einigen

Fabriken Versuche mit der Einführung von Arbeiterausschüssen gemacht, die zu befriedigenden Ergebnissen führten, und von der Mitte der achtziger Jahre ab finden sich in zwei Arbeitgebern, Wilhelm Öchelhäuser und Richard Roesicke, zwei Männer, die in der Öffentlichkeit für die weitere Ausbreitung des Gedankens und seine gesetzliche Regelung eintreten. Einen letzten ausschlaggebenden Anstoß erhält die Frage aber erst durch den großen Bergarbeiterstreik im westfälischen Ruhrkohlenrevier vom Mai 1889, in dem die Errichtung von Arbeiterausschüssen eine der Hauptforderungen gewesen war. Die Februarerlasse Kaiser Wilhelms vom Jahre 1890 enthalten darauf die Mahnung: „Für die Pflege des Friedens zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern gesetzliche Bestimmungen über die Formen in Aussicht zu nehmen, in denen die Arbeiter durch Vertreter, welche ihr Vertrauen besitzen, an der Regelung gemeinsamer Angelegenheiten beteiligt und zur Wahrnehmung ihrer Interessen bei Verhandlungen mit den Arbeitgebern und mit den Organen der Regierung befähigt werden." Die Novelle zur Gewerbeordnung vom Jahre 1891 brachte dann die Arbeiterausschüsse, allerdings nicht in der ausgebildeten Form, wie es von den Verfechtern der Idee gewünscht worden wäre. Es wurden nicht obligatorische Ausschüsse, die in jedem Betrieb mit einer bestimmten Anzahl Arbeiter hätten eingeführt werden müssen, sondern nur fakultative Ausschüsse geschaffen, die von den volljährigen Arbeitern der Fabrik oder der betreffenden Betriebsabteilung aus ihrer Mitte in unmittelbarer und geheimer Wahl gewählt werden sollten.

Die Entwicklung der Arbeiterausschüsse hat dann nicht den erhofften Umfang angenommen. Zwar wurden unmittelbar nach der Schaffung des Gesetzes eine größere Anzahl von Arbeiterausschüssen gewählt, diese gewannen jedoch in ihrem überwiegenden Teil nur geringe Bedeutung und gingen in kurzer Zeit wieder ein. Infolgedessen ist heut' die Anzahl der Arbeiterausschüsse im Verhältnis zur Zahl der vorhandenen Betriebe eine geringe. Wenn auch genaue ziffernmäßige Nachweise hierüber aus neuerer Zeit nicht vorliegen, so ist doch nach Schätzungen aus Berichten der Gewerbeinspektoren ihr Vorkommen auf nicht mehr als 10 % aller Betriebe mit mehr als 20 Arbeitern zu bemessen.

Die Ursachen für die mangelhafte Entwicklung der Arbeiterausschüsse liegen in erster Linie darin, daß sowohl bei Arbeitgebern wie Arbeitern jene Stufe sozialpolitischen Empfindens noch nicht erreicht ist, die die Voraussetzung für eine wirklich fruchtbare Tätigkeit der Ausschüsse ist. Arbeitgeber wie Arbeiter haben im Grunde genommen immer noch eine gewisse Abneigung gegen diese Institution, die Arbeitgeber, weil sie darin eine Beschränkung ihrer Herrenrechte erblicken, die Arbeiter, weil sie fürchten, durch den Ausschuß und seine Beschlüsse in ihrer Bewegungsfreiheit beschränkt zu werden. Beide Parteien suchen den Ausschuß zum Werkzeug für ihre Sonderwünsche zu machen. Wo Ausschüsse gebildet werden, sieht daher der Arbeitgeber häufig in ihnen mehr oder weniger ein Mittel, mit ihrer Hilfe die Arbeiter auf Dinge festzulegen, zu denen die Masse sich nicht verstanden hätte, während der Arbeiter vom Ausschuß das Durchdrücken von Forderungen, namentlich auf dem Lohngebiet, erwartet, die er sonst nicht erreicht hätte. Da eine solche Wirksamkeit nicht Aufgabe eines unparteiischen Ausschusses sein kann, so enttäuscht er meist beide Parteien und hört nach kurzer Tätigkeit entweder von selbst auf zu existieren, oder er scheitert daran, daß einer der Beteiligten sich weigert, seine Beschlüsse zu befolgen.

Ein Arbeiterausschuß, der eine wirklich fruchtbare Tätigkeit entfalten soll, muß vom Vertrauen beider Teile getragen werden. Beide Teile dürfen in ihm nicht ein Werkzeug erblicken, Sonderzwecke durchzusetzen, sondern eine Art Unparteiischen-Kollegiums, das einen Schiedsspruch fällt, wenn Differenzen in irgendeiner Angelegenheit vorliegen. Beide Teile müssen — und das ist die Achillesferse der heutigen Ausschüsse — bereit sein, sich der Entscheidung des Ausschusses zu fügen, auch wenn sein Spruch der einen Partei unrecht gibt. Lohnforderungen gehören überhaupt nicht vor das Forum des Ausschusses. Er soll niemals einer Partei dienen, sondern vermittelnd über beiden stehen.



Es geht aus dem vorher Gesagten hervor, daß ein Arbeiterausschuß sich nicht durch Dekret oder Gesetz in einen Betrieb hineinsetzen läßt, sondern daß er von selbst als ein Bedürfnis, das von beiden Seiten empfunden wird, herauswachsen muß. Deshalb erscheint die Schaffung von obligatorischen Ausschüssen durch Gesetz für Betriebe bestimmter Größe ohne besonderen Wert, da diesen Ausschüssen das Vertrauen der Beteiligten fehlt und sie doch nur eine Scheinexistenz führen würden.

Es ist bereits gesagt worden, daß in größeren und großen Betrieben das Bedürfnis vorhanden ist, Vermittlungsinstanzen zwischen der Betriebsleitung und den Arbeitern zu besitzen. Es ist hier dem Arbeitgeber oder seinem Bevollmächtigten unmöglich, die Wünsche eines jeden Arbeiters zu hören, daher entsteht von selbst die Notwendigkeit, daß die Angehörigen des Betriebes oder der einzelnen Abteilungen Vertreter, sogenannte Vertrauensleute, wählen, die ihre Wünsche gegenüber dem Arbeitgeber vertreten. Der Arbeitgeber hat dann nur mit dem Vertrauensmann zu tun, der die Anliegen seiner Kollegen vorbringt, sie begründet und ihnen die Entscheidung übermittelt. Es liegt im Namen der Vertrauensleute, daß sie das Vertrauen ihrer Auftraggeber besitzen sollen, ihre Tätigkeit wird sich aber nur dann fruchtbringend gestalten können, wenn sie auch das Vertrauen des Arbeitgebers besitzen. Dazu wird es erforderlich sein, daß zu Vertrauensleuten Arbeiter gewählt werden, die längere Zeit im Betriebe tätig sind und seine Eigenheiten kennen und die ferner auch ein gewisses Lebensalter erreicht haben. Es ist eine durch die Praxis bestätigte Erfahrung, daß Vertrauensleute, die diesen Bedingungen entsprechen und die daher einen gewissen Maßstab für das Mögliche besitzen, am besten geeignet sind, die Interessen ihrer Kollegen zu vertreten. Die Fälle überwiegen jedoch, daß nicht die älteren und besonnenen, sondern junge Leute gewählt werden, die ihre Aufgabe nicht darin sehen, sich mit einer im Rahmen des Betriebes möglichen Besserung zu bescheiden, sondern die glauben, durch radikales Auftreten und überspannte Forderungen mehr zu erreichen. Dies hat häufig zur Folge, daß der Arbeitgeber überhaupt jede Verbesserung ablehnt, und daß dann entweder gar nichts erreicht wird, oder daß es zum Ausbruch eines Arbeitskampfes kommt. In den großen Arbeiterorganisationen, die die Institution der Vertrauensleute eingeführt haben, wird daher ausdrücklich darauf hingewiesen, daß nur besonnenen Personen das Amt des Vertrauensmanns übertragen werden soll, die sich des ihnen erteilten Vertrauens in jeder Weise würdig erweisen und sich bewußt sind, daß sie neben der Vertretung der Rechte ihrer Kollegen auch dem Prinzipal gegenüber gewisse Pflichten haben. Die Aufgabe der Vertrauensmänner soll nicht sein, Differenzen zu schaffen, sondern bestehende und auftauchende zu schlichten.

Durch die Institution der Vertrauensleute ist auch die Basis für die Schaffung des Arbeiterausschusses gegeben. Die Vertrauensleute vertreten die Angelegenheiten ihrer Abteilungen, es gibt aber, namentlich in einem größeren Betriebe, eine Summe von Angelegenheiten, die die Allgemeinheit der Arbeiterschaft des Betriebes angehen, und für die ein besonderer Vertrauenskörper vorhanden sein muß. Das Nächstliegende würde sein, daß die Vereinigung der Vertrauensleute diese Körperschaft, den Arbeiterausschuß, bilden würde. Dieser Weg ist aber nicht immer gangbar, einmal deshalb, weil die Gesamtzahl der Vertrauensleute den Ausschuß leicht zu umfangreich gestalten würde, und ferner deshalb, weil, wie erwähnt wurde, die Vertrauensleute nicht immer die älteren und besonnenen Elemente unter der Arbeiterschaft darstellen. Wenn dies noch hingehen mag, wo es sich um die Vertretung einer einzelnen Abteilung handelt, so ist es ausgeschlossen bei einem Kollegium, dem der Arbeitgeber das Recht einräumt, in einer Reihe von Betriebsfragen mitzuberaten und eigene Wünsche geltend zu machen. Hier können nur wirklich besonnene Elemente zusammenkommen, die auf Grund ihrer Lebenserfahrung und langjähriger Tätigkeit im Beruf und im Betriebe in der Lage sind, den Grad der Durchführbarkeit von Wünschen ihrer Mitarbeiter richtig einzuschätzen, und die andererseits auch Selbständigkeit genug besitzen, übertriebene und unberechtigte Forderungen beider Seiten abzulehnen. Es kann festgestellt werden, daß in Gewerben und Betrieben, in denen die Arbeiter-



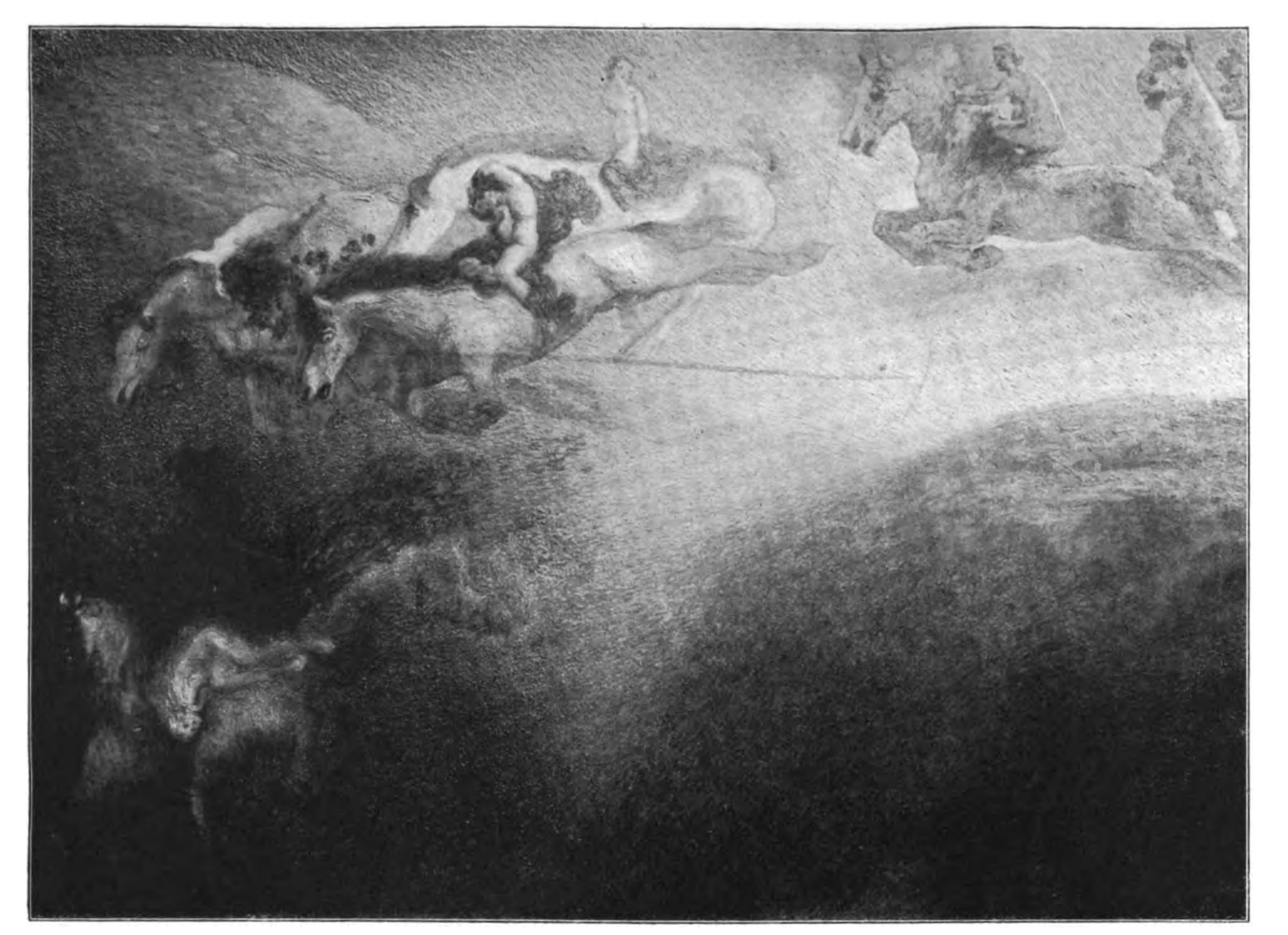
schaft die Zweckmäßigkeit einer Arbeitervertretung erkannt hat, auch diejenigen Arbeiter in der Majorität sind, die dann ihre Stimmen den wirklich geeigneten unter ihnen für die Entsendung in den Ausschuß geben.

Selbst die bestorganisierten Ausschüsse stehen aber heute noch auf schwachen Füßen, weil ihnen die Machtmittel zur Durchführung ihrer Beschlüsse fehlen. In letzter Linie sind alle Entscheidungen des Arbeiterausschusses für das Personal doch nur insoweit bindend, als dieses sie für sich als gültig anerkennen will; erklärt die Mehrheit, einer Entschließung nicht Folge geben zu wollen, so gibt es dagegen kein Rekursmittel, der Ausschuß ist wertlos geworden. Diese Entwicklung nehmen aber heute weitaus die Mehrzahl aller Arbeiterausschüsse. Die Arbeiter sind bereit, sich den Beschlüssen des Ausschusses zu fügen, soweit sie zu ihren Gunsten ausschlagen. Sobald aber der Ausschuß in einer Frage von größerem Gewicht auf Grund seines tieferen Einblicks in die Verhältnisse zu einer Entscheidung kommt, die den Arbeitern unrecht gibt, ist meist bereits beim erstenmal, sicher aber beim folgenden sein Schicksal besiegelt. Den Mitgliedern wird vorgeworfen, daß sie nicht die genügende Festigkeit gegenüber dem Arbeitgeber besäßen, und der Beschluß für ungültig erklärt.

Hier gibt es nur zwei Wege, um solche Resultate zu vermeiden. Entweder die Aufgaben des Ausschusses werden auf gleichgültigere Dinge, Begutachtung eventuell vorhandener Wohlfahrtseinrichtungen u. dgl. beschränkt, oder aber es werden Kautelen errichtet, um den Beschlüssen des Ausschusses Geltung zu verschaffen. Der erstere Weg hieße dem Ausschuß seine eigentliche Aufgabe nehmen und ihn ziemlich wertlos machen; hält man an dem Gedanken seiner Existenz fest, so kann nur der zweite in Betracht kommen. Der Gesetzgeber vermag, solange der Ausschuß eine freiwillige Einrichtung ist, nicht einzugreifen, es bleibt nur das eine Mittel, daß die Organisation den Arbeiterausschuß anerkennt und seine Beschlüsse stützt. Wenn Verstöße gegen Entschließungen des Arbeiterausschusses in gleicher Weise behandelt werden wie solche gegen die Gesetze der Organisation, und wenn den Betriebsangehörigen dies bekannt ist, so erscheint damit die zurzeit stärkste Garantie für das Bestehen und das erfolgreiche Wirken des Ausschusses gegeben. So macht die Organisation auch hier ihren Einfluß geltend, und zwar in dem Sinne, Streitfragen im Wege der Aussprache zu beseitigen, wo früher entweder eine widerspruchslose Unterordnung der Arbeiter stattfand oder aber ein Arbeitskampf ausbrach, der beiden Teilen Wunden schlug.

Diese Entwicklung läßt auch die Aussichten der Arbeiterausschüsse für die Zukunft günstiger erscheinen. Als zuerst der Gedanke auftauchte, die Arbeiter in gewissen Fragen des Arbeitsvertrages zur Beratung mit heranzuziehen, waren mit geringen Ausnahmen beide Teile noch nicht reif, diesen Gedanken zu verwirklichen. Der Organisation ist hier der Fortschritt zu danken. Sie hat zuerst den Arbeiter zur Disziplin erzogen. Der Wille der Organisation ist ein Gesetz, das kein Arbeiter zu durchbrechen wagt, darin ist die Organisation ein Vertragsfaktor geworden, der für die Innehaltung seiner vertraglichen Abmachungen einstehen kann. Die Bildung starker Organisationen hat aber auch den Arbeitgeber daran gewöhnt, in Fragen mit den Arbeitern zu verhandeln und über Dinge mit ihnen vertragliche Abmachungen zu treffen, in denen er früher das alleinige Entscheidungsrecht für sich in Anspruch nahm. Der konstitutionelle Gedanke, die Bereitwilligkeit, die Wünsche der Arbeiter zu hören, mit ihnen über ihre Forderungen zu verhandeln, ist heute weit fortgeschrittener, als dies vor zwei bis drei Jahrzehnten, wo Arbeiterausschüsse zuerst befürwortet wurden, der Fall war. Darum werden diese auch bei gleichbleibender Entwicklung der Dinge von selbst immer mehr Eingang in großen Betrieben gewinnen, wenn auch die Erscheinungsform eine verschiedene sein mag. Je umfassender die Organisationen werden, je mehr ein freiheitliches Koalitionsrecht den Zusammenschluß von Arbeitgebern und Arbeitern fördert, desto mehr wird auch das Verlangen wachsen, durch Verhandlungen und Verträge Lohn- und Arbeitsbedingungen für längere Dauer zu regeln, desto selbstverständlicher wird es werden, die Arbeiter in einschlägigen Fragen zur Mitberatung heranzuziehen. Auch





Stunden des Tages — Martin Brandenburg

Schaukel-Engel



Ed. v. Steinle

an Beispielen aus der Praxis fehlt es nicht. Es sei nur auf die Einrichtungen in dem Betrieb von Heinrich Freese hingewiesen, in dem seit langen Jahren der Arbeitervertretung ein Mitberatungsrecht in zahlreichen Betriebsfragen eingeräumt ist und wo die Arbeitsverhältnisse Arbeitgeber wie Arbeiter in gleicher Weise befriedigen. Freese hat seine Erfahrungen neuerdings wiederum in einer kleinen Schrift „Die konstitutionelle Fabrik" (Verlag von Gustav Fischer-Jena) niedergelegt, deren Studium nur warm empfohlen werden kann. Der konstitutionelle Gedanke im modernen Großbetriebe befindet sich heut' im Fortschreiten, und er wird sich immer mehr festigen, je mehr Arbeitgeber und Arbeiter seine Vorteile einsehen lernen.

Dr. Georg Sydow



Blumenfreunde

Es ist nichts Schönres auf der Welt,
Als wie die Blümlein auf dem Feld,
Weiß, blaue, rote — ungezählt.
Rosegger.

„Ja, es war Frühling geworden, heiterster Frühling. Nicht mehr jene ersten herben Tage, wo die Kinder noch mit roten Näschen von den ersten Ausflügen zurückkehren, die ersten Weidenkätzchen in den kleinen kalten Händen, das einzige, was außer ihren strahlenden Augen schon vom Frühling spricht, nein, voller blühender Frühling, wo die Gärten weiß sind von Kirschblüten, Magnolien und zartem Flieder, und die Wiesen gelb von Butterblumen und Hahnenklee, und die Luft lachend blau, wo die Apfelblüte ihren rosigen Hauch dazu tut, und Narzissen und Tulpen aus der weichen offenen Erde flammen, wie die Danklieder aus einer erfreuten Brust, die nun endlich allen Druck von sich genommen fühlt und selig der Sonne entgegenlacht." Wer derart stimmungsvoll und innig schreibt und schreiben kann — die Worte stammen von Gustav Falke und sind den „Kindern aus Ohlsens Gang" entnommen — ist ein Natur- und Blumenfreund. Es sind liebe Menschen von Gemüt und Zartheit des Empfindens, die für die Blumen Auge und Herz offen haben. Ein geistvoller Franzose hat scherzhaft von der Botanik gesagt, daß sie manchmal nur bestehe in einem „injurier des plantes en grec et en latin". Blumenfreunde haben nichts mit Nüchternheit und Prosa gemein, sondern sie fühlen in sich etwas von einem Herzenszug, geradezu von einer Minne, in deren süßem Bann zu sein ihnen täglich neue Freude schafft. Die tiefsten und gewaltigsten Naturen unseres deutschen Volkes, z. B. ein Luther, Goethe, Schiller, Bismarck, Richard Wagner und viele andere sind den Blumen innig zugetan gewesen. Liebhabern der Welt der Blumen sollen im folgenden einige Neigungsgenossen vorgestellt werden.

Von Friedrich Ratzel, dem rühmlichst bekannten Leipziger Geographen, haben wir ein Buch, betitelt: Glücksinseln und Träume. In diesem Werke, dem letzten des so früh uns durch den Tod entrissenen ebenso als Forscher wie als Mensch sympathischen Hochschullehrers, fand ich die schöne Stelle: „Im Grunde ist jede Blüte, die wir so recht anschauen, ein Märchen", und bald darauf heißt es weiter: „Wir sind von unerklärlichen Dingen und Vorgängen umgeben, ob unser Blick in die Tiefe des Sternenhimmels taucht oder über eine Wiese oder nur ein Moospolster hinstreift, nur daß der gestirnte Himmel der blühenden Wiese um uns in vielen Einzelheiten erreichbarer ist als der gestirnte Himmel über uns". Dieser Anschauung entspricht, wenn Ratzel in einem Aufsatz über Naturschilderung einmal gesagt hat: „Wissen genügt nicht, um die Sprache der Natur zu verstehen. Für viele Menschen sind Poesie und Kunst verständlichere Dolmetscher". Der liebenswürdige Ratzel mit seinem blauen deutschen Auge und seinem biederen Händedruck, der selten ohne eine Blume zu sehen war, gehörte zu diesen Menschen.

Eine außerordentlich vielseitige Persönlichkeit ist der Philosoph Theodor Fechner gewesen. Wilhelm von Polenz hat in seinem „Land der Zukunft" die Gedanken Fechners mit gediegenen Goldbarren verglichen, aus denen noch unendlich viel zu münzen ist. Von Fechner besitzen wir eine Schrift: „Nanna. Das Seelenleben der Pflanzen". „Abends, wenn man von der Morgenseite auf eine blumenreiche Wiese tritt, sieht man wenige, vielleicht keine Blumen, weil alle der Sonne zugewendet sind; von der Abendseite prangt dann alles voller Blüten. Auch am Morgen auf der Wiese, wenn es früh ist, sieht man, vom Morgen kommend, keine Blumen, erst wenn die Sonne wirkt, kehren sie sich gegen Morgen". Diese Stelle aus Hegels Naturphilosophie zitiert Fechner, aber als ein Poet hat er sinnig den Vorgang gewendet, wenn er sagt und fortfährt: „Ist das nicht ganz, als wenn die Blumen der Wiese gemeinschaftlich Abendgottesdienst hielten, und dann noch mit dem Gesicht gegen Gott gewendet, einschliefen? Aber Gott will sie nicht fortschlafen lassen; sie sollen immer wieder im Suchen Seiner und im Mitgehen mit Ihm ihre Freude finden. Darum geht er nachts heimlich hinter sie herum und weckt sie morgens mit einem allgemeinen Scheine, und fragt: wo bin ich? und jede dreht den Kopf, bis sie ihn gefunden, und geht nun Tages über mit ihm."

Wer mit den Verhältnissen und dem Leben Fritz Reuters bekannt ist, weiß, daß der große Humorist ein echter Blumenfreund war. In Eisenach war der Garten des Dichters Steckenpferd. Gaedertz B. 3, S. 184 berichtet uns, daß Fritz Reuter zu dem ihn besuchenden Arnold Wellmer sagte, als er den Freund durch den Garten führte: „Kinner hett de leiw Gott mi nich schenkt. Dit hier is min fröhliche Kinnergoren, in den'n mi jeden Morgen von nigen min Hart mit de verslapenen Blaumen upgahn en bläuhn en lachen deiht. Seihn S' des' Moosros' — as'n jungrosig glücklich Mäten in'n Brutkranz!" Zufällig ist mir bekannt geworden, daß Reuter die Malven besonders liebte.

Der in vieler Hinsicht pathologisch aufzufassende Rousseau — neuerdings ist dem Verfasser des Emile in Paul Möbius ein freundlicher und verständnisreicher ärztlicher Beurteiler erstanden — ist Zeit seines Lebens mit der Natur sehr vertraut gewesen. Bei Rousseau fand ich einmal den charakteristischen Satz: „Ich kenne auf der Welt kein Studium, das besser mit meinen natürlichen Neigungen übereinstimmt, als das der Pflanzen, und das Leben, welches ich seit zehn Jahren auf dem Lande führe, ist fast nur ein fortwährendes Botanisieren." Aus des Dänen Jakobsen Novelle Niels Lyhne weiß ich, daß Rousseaus Lieblingsblume die blaue Rankeblume, die Vinca war.

Über Goethe als Blumenfreund läßt sich eine besondere Arbeit schreiben. Als Goethe in Italien war, träumte er von einer botanischen Exkursion nach Indien. Im Jahre 1831 schrieb er seine Geschichte des botanischen Studiums, und in ihr legte er als ein Kenner großen Stiles seine Anschauungen über die Pflanzenwelt nieder. Wie der Weltweise von Weimar über die Blumen dachte, beweist z. B. eine Stelle wie die: „So wiederholt sich denn abermals das Jahresmärchen von vorn. Wir sind nun wieder, Gott sei Dank! an seinem artigsten Kapitel. Veilchen und Maiblumen sind wie Überschriften oder Vignetten dazu. Es macht uns immer einen angenehmen Eindruck, wenn wir sie in dem Buche des Lebens wieder aufschlagen." In dem prächtigen Band Wilh. Bodes „Goethes Leben im Garten am Stern" tritt uns der Dichter in überaus anziehender Weise als ein Naturfreund entgegen. Schön ist es, wenn Goethe die Blumen nennt „Hieroglyphen der Natur, mit denen sie uns andeutet, wie lieb sie uns hat". Vgl. a. a. O. S. 190.

Ein besonderer Verehrer der Blumen war Shakespeare. Shakespeares Kenntnis der Pflanzen ist durch sachkundige Forscher als erstaunlich genau und umfassend erwiesen worden. Vgl. Dilthey in seinem meisterhaften Aufsatz über den Dichter. In Stratford-on-Avon befindet sich hinter des Dichters Wohnung ein Garten, in dem alle die Blumen kultiviert werden, welche in Shakespeares Werken vorkommen. Als am 6. Oktober 1892 Alfred Tennyson, der auch ein großer Blumenfreund war, mit königlichen Ehren in der Westminsterabtei beigesetzt wurde,

wurden verschiedene Blumenkränze aus jenem Shakespeare-Garten in Stratford auf das Grab des Poëta laureatus gelegt.

Leonardo da Vinci ist in jeder Beziehung eine eigenartige Persönlichkeit. Interessant ist er auch als Freund der bunten Kinder Floras. „Man weiß, mit welcher Sorgfalt und Treue er Blumen zu malen pflegte. Das Blatt in der Akademie zu Venedig, welches ganz mit Veilchen und zarten Heckenrosen bedeckt ist, jene anderen Zeichnungen in Windsor, wo Brombeerranken mit Blättern, Blüten und Früchten, Erdbeerpflanzen, Eichenblätter, Ginster und Akeleien in so feiner und genauer Wiedergabe erscheinen, als seien sie von einem Botaniker gezeichnet, — sie alle beweisen, wie sich Leonardo auch in dieses Studium vertiefte. Ja, man hat ihm eine besondere Vorliebe für manche Blumen zugeschrieben, so für Zyklamen und Jasmin." Vgl. O. v. Gerstfeldt. Am Hofe der Sforza. Deutsche Rundschau. 1902/03. Nr. 16.

Nach Max Müllers, des großen Sprachforschers Tod hat dessen Gattin, Georgina Müller, in pietätvoller Erinnerung an den Heimgegangenen ein Büchlein erscheinen lassen, in dem die Denkweise und die Weltanschauung des Oxforder Gelehrten aus seinen Werken und Briefen auszugsweise dargelegt ist. In diesem Buche, in welchem eine erschlossene und geschlossene Menschennatur uns entgegentritt, las ich die Stelle: „Für mich ruht eine wunderbare Schönheit, etwas Geheimnisvolles und Heiliges auf den Blumen".

Ein großer Blumenfreund war Emil Frommel, der Lieblingsprediger Kaiser Weißbarts. „Der Umgang mit der Natur und in ihr mit den Blumen ist ein Schönheitskompendium." Dieser eine Satz zeigt uns den ganzen Mann. Wie er sich auf die Blumen und ihre Pflege versteht, ist aus den Worten zu ersehen, in denen er sagt, daß „ein Kind eine Blume ist. Jede will anders gepflegt sein, die eine braucht fetten Boden, die andere mageren, die eine braucht viel Licht, die andere kann's gar nicht vertragen, die eine braucht viel Wasser und die andere wenig, einige blühen schnell, die anderen langsam — da gilt's eben Unterschied machen, und nur so wird man gerecht, wenn man jedes nach seiner Natur behandelt." Bezeichnend ist auch die Stelle: „Nicht allen alles zu geben, aber jedem das Seine, ist ein Grundgesetz, das schon draußen durch die Natur geht. Neben dem Erhabenen und Majestätischen geht und steht das Kleine, Unscheinbare, und doch fehlt auch ihm der Schmuck nicht."

Zu denen, die an jedem Blütenstern sich begeistern konnten, gehörte auch unser Heinrich Seidel. Mancher schöne Zug ist mir von ihm bekannt geworden, z. B. wie er einmal die Flora seiner Heimat durch Anpflanzung bisher der Landschaft fremder Blumen zu erweitern suchte. Das Motto in Leberecht Hühnchen als Großvater: „Aus Haß und Hader, Tageslärm und Müh'n komm mit mir, wo die stillen Blumen blüh'n" ist für den Dichter bedeutsam, sofern man den Vers als eine Charakterisierung Seidels selber betrachten kann.

In den berühmten Botanic Gardens in Kew bei London ist eine besondere Sehenswürdigkeit die North-Galerie. Sie hat ihren Namen von Miß North, † 1891. Diese mutige Engländerin hat die Tropen, Sumatra, Ecuador usw., nach den verschiedenartigsten Blumen durchsucht und die größte Zeit ihres Lebens dazu verwendet, Blumen zu sammeln und sie an ihrem ursprünglichen Standort zu malen. Die Sammlung in Kew stellt wirklich ein Unikum dar. Lange habe ich in der North-Galerie verweilt. Als ich das stattliche Gebäude verließ, schied ich mit dem Bewußtsein, etwas ganz Außerordentliches gesehen zu haben, das einen Stern im Bädeker wohl verdiente. Leider wird von vielen der Besuch der North-Galerie aus Unkenntnis unterlassen.

Georg Meyer (Wurzen)



Dr. Robert Koch, der Vater der Bakteriologie

Mit Dr. Robert Koch, der am 27. Mai zu Baden-Baden, ein Opfer seiner nimmermüden Arbeit für die Menschheit, verschieden, ist einer der größten Wohltäter der Menschheit dahingegangen. Den enormen Strapazen, die er durchzumachen hatte, den Nachwehen seiner aufreibenden Tropenwanderungen konnte die Gesundheit des rastlos Tätigen nicht länger Widerstand leisten.

Nie vorher hat die medizinische Wissenschaft einen so plötzlichen Fortschritt zu verzeichnen gehabt, als ihn die theoretischen und praktischen Leistungen Dr. Kochs, besonders auf dem Gebiete der Gesundheitslehre, zur Folge gehabt haben. Man weiß nicht, was man an diesem Mann mehr bewundern sollte, den scharfen Geist, die bewundernswerte Gabe, überall den springenden Punkt mit erstaunlicher Klarheit zu erfassen, die opferwillige Hingabe und außerordentliche Arbeitskraft, die keine Furcht vor Mühsalen und Gefahren kannte, keine Rast sich gönnte.

Robert Koch wurde am 11. Dezember 1843 zu Klaustal im Harz geboren. Von 1862 bis 1866 studierte er in Göttingen und war dann einige Jahre als Assistent am Allgemeinen Krankenhaus in Hamburg und als Arzt in Langenlege bei Hannover und in Rackwitz in Posen tätig. Im Jahre 1872 kam er als Kreisphysikus nach Wollstein. Hier legte er den Grund zu seiner Berühmtheit, indem er den Bazillus des Milzbrandes entdeckte und dessen Übertragbarkeit nachwies. Der Botaniker Ferdinand Kuhn in Breslau ermöglichte es ihm, seine Untersuchungen an dem pflanzenphysiologischen Institut entsprechend fortzusetzen. Seinen Arbeiten kamen aber auch andere günstige Momente zugute. Damals wurde besonders durch Weigert und Ehrlich die mikroskopische Färbetechnik entwickelt, und Koch konnte diese Technik, von diesen beiden Männern unterstützt, in die Bakteriologie einführen. Dazu kam dann, daß das Verlangen Kochs nach einem Mikroskop mit großer Aufhellungsfähigkeit zur Konstruktion des Beleuchtungsapparates durch Abbe führte, bei welchem dieser berühmte Jenenser Physiker die übliche Wasserimmersion durch die Ölimmersion ersetzte. So gefördert, schritt Koch von Erfolg zu Erfolg und schuf sich die geeigneten Methoden. Mit seinem Werke: „Untersuchungen über die Ätiologie der Wundinfektionskrankheiten" (1878), in welchem er nachwies, daß die Wundinfektionen auf bestimmte spezifische pathogene Bakterien zurückzuführen sind, war für die Hygiene und Bakteriologie eine neue Ära geschaffen. Dieses Werk ließ den bisher unbekannten Landarzt in die Reihe der ersten Forscher vortreten. Die ganzen wissenschaftlichen Grundlagen für die Bakteriologie waren mit diesem Werk gegeben. 1881 erschien dann im ersten Bande der Mitteilungen aus dem Reichsgesundheitsamt eine zweite Arbeit, welche die „Kultur der Bakterien" behandelte. Diese grundlegenden Leistungen für die heutige bakteriologische Technik bauten sich auf die einfache Beobachtung auf, daß auf einer durchschnittenen Kartoffel Pilze in einzelnen Herden sich fortentwickeln, woraus Koch die Bedeutung des festen Nährbodens erkannte. Er setzte nun den bisherigen, ausschließlich angewendeten flüssigen Nährböden Substanzen zu, durch die der Nährboden festgemacht wurde. Damit war die nützliche Verwendung von Gelatine, Hausenblase, Agar-Agar, Blutserum, die Einführung einfacher, sicherer Arbeitsmethoden gegeben, Koch zum Begründer der modernen Bakteriologie geworden.

Schon im Jahre 1880 war Koch als Regierungsrat in das Reichsgesundheitsamt berufen worden, wo er seine Studien mit allem Eifer weiter verfolgte und u. a. die ganze Lehre von der Desinfektion auf eine ganz neue Grundlage stellte und besonders dem Wasserdampf eine wichtige Rolle zuwies.

Im Jahre 1882 kam die Aufsehen erregende Kunde, daß es Koch gelungen sei, die Ätiologie der Tuberkulose in vollkommen einwandfreier Weise klarzulegen. Es war ein Tag der Begeisterung, als Koch am 24. März 1882 seinen Vortrag in der Berliner Physiologischen Gesellschaft hielt. Kochs Name ward jetzt in der ganzen

Welt bekannt. Nach mühevoller Forschung hatte er den Tuberkelbazillus als den Erreger dieser unheimlichen Krankheit entdeckt.

Im Jahre 1884 ging Koch als Leiter der deutschen Cholerakommission nach Ägypten. Er entdeckte den Kommabazillus als den Erreger der asiatischen Cholera. Seine auf Grund dieser Entdeckung für die Bekämpfung der Cholera in Vorschlag gebrachten Maßregeln wurden von der Internationalen Sanitätskonferenz in Dresden angenommen und haben sich verschiedenen Ortes, so 1892 während der Choleraepidemie in Hamburg, bestens bewährt. Es ist Kochs Verdienst, wenn heute in Europa die einst so gefürchtete Cholera alle ihre Schrecken eingebüßt hat.

Nach Europa zurückgekehrt, wurde Koch durch Zuwendung einer Dotation von 100 000 *M* geehrt und 1885 zum Professor für Hygiene an der Berliner Universität ernannt. 1891 wurde nach seinen Angaben das Institut für Infektionskrankheiten neu begründet und er zum Direktor dieses Reichsinstitutes ernannt. Hier widmete er sich wieder ganz der Erforschung der Tuberkulose. Als im Jahre 1890 die Welt, sehr gegen den Willen Kochs, der sich mit seiner Entdeckung lange noch nicht fertig fühlte und sein Mittel selbst nur als Abhilfe in den Anfangsstadien bezeichnete, von der Mitteilung überrascht wurde, Koch habe im sogenannten Tuberculin ein Heilmittel gegen die Tuberkulose erfunden, erregte dies ungeheures Aufsehen. Koch hatte auf dem Zehnten internationalen medizinischen Kongreß in Berlin die Blutserumtherapie angeregt. Er stellte dann ein neues Präparat, das Tuberculin TR, das durch Zerreiben der getrockneten Leiber der Tuberkelbazillen gewonnen wurde, her. Auf dem internationalen Kongreß in London teilte er dann auf Grund seiner Untersuchungen mit, daß die Rindertuberkulose für die Verbreitung der Tuberkulose unter den Menschen nicht in Betracht komme, daß die Tuberkelbazillen des Rindes ganz andere als die des Menschen sind und den Menschen nicht infizieren. Über Kochs Tuberculin ist ja ein großer wissenschaftlicher Streit entbrannt. Unbestritten bleibt jedenfalls, daß wir da ein verläßliches Mittel zum Erkennen der Krankheit in Händen haben.

Im Jahre 1896 wurde Koch von der Kapregierung gegen die dort wütende Rinderpest zu Hilfe gerufen. Schon innerhalb weniger Monate hatte er ein Mittel gegen diese Krankheit gefunden. Er machte die Rinder gegen die Krankheit immun, indem er ihnen Galle aus der Gallenblase von Rindern, die an der Rinderpest verendeten, einspritzte. Von Südafrika ging er mit einer Expedition nach Indien zum Studium der Beulenpest des Menschen, dann für längere Zeit nach Deutsch-Ostafrika zum Studium der Malaria, deren Übertragung durch Mücken und Heilung durch Chinin er feststellte. Nachdem er noch den Bazillus der ägyptischen Augenkrankheit, der Ruhr und des Typhus gefunden, Mittel gegen die Pferdesterbe entdeckt und seine Malariastudien in Italien, Holländisch-Indien und Neuguinea fortgesetzt hatte, unternahm er eine große Expedition in das Innere Afrikas zur Erforschung der Schlafkrankheit und fand auch da das entsprechende Heilmittel.

Die wohlverdienten Ehren sind diesem eifrigen Forscher nicht ausgeblieben. Er war Mitglied der preußischen Akademie der Wissenschaften und Ehrenmitglied aller bedeutenden in- und ausländischen wissenschaftlichen Gesellschaften, hatte den Titel Exzellenz, 1905 den Nobelpreis erhalten. Auf monatelangen Märschen durch die glühende, wasserlose Sandwüste Afrikas gönnte er sich doch nicht die nötige Rast und mikroskopierte und schrieb, während die anderen schliefen. In dieser aufreibenden Tätigkeit hat er sich die Wurzeln seiner tödlichen Krankheit geholt.

Nachdem Koch einmal die Methode geschaffen, die zur Entdeckung der Krankheitserreger führt, wendete er seine Studien vor allem dem Kampfe gegen die Bakterien zu, suchte sie auf dem Gebiete der Sterilisation und Desinfektion außerhalb des menschlichen Körpers, in Bekämpfung der Seuchen innerhalb des Körpers zu vernichten. „Die große Tat", sagt Prof. v. Hansemann, „die hier von ihm vollbracht wurde, ist die Betonung, daß die Kranken

selbst, die ohne weiteres erkannt und isoliert werden können, eine viel geringere Gefahr darstellen, gerade, weil man sie ohne weiteres erkannt, als die gesunden Bazillenträger, die frei herumlaufen und so die Seuche von Person auf Person, von Ort zu Ort verschleppen. Die Bekämpfung der Seuchen, speziell des Typhus und der Cholera, durch Isolierung der gesunden Bazillenträger, ist später zu einem der maßgebendsten und erfolgreichsten Prinzipien der Seuchenbekämpfung geworden, und ihr haben wir es vorzugsweise zu danken, daß ausbrechende Epidemien im Keime erstickt werden oder daß einzelne Krankheitsfälle verhindert werden, zur Entstehung von Epidemien Veranlassung zu geben."

So haben Kochs Forschungen, von der Chirurgie abgesehen, alle Gebiete der Medizin fortschrittlich beeinflußt. Die Diphtherie wird geheilt, die Krebsforschung hat gedeihliche Wege gewiesen erhalten, anderen Seuchen arbeiten wir siegreich entgegen, auch die Tuberkulose werden wir schließlich wirksam bekämpfen. Wie ausgreifend sind Kochs Lehren praktisch verwertet worden bei der Anlage unserer Häuser, Straßen, Städte, Kanäle, Luftreservoirs, Arbeitsräume, in Austrocknung der stehenden Gewässer, Errichtung von Isolierspitälern, Einhaltung von Quarantänen, Reinigung der Straßen, Überwachung der Märkte usw. usw. Allüberall stoßen wir auf Anregungen und Entdeckungen Kochs, wie sie in solcher Fülle noch kein Forscher zutage gefördert hat. Sie sind Gemeingut der ganzen Welt geworden, haben den Ruhm deutscher Wissenschaft in die weite Welt getragen. Kochs Name wird für immer in hohen Ehren stehen.

Dr. Friedrich Knauer



Ein deutscher Lehrertag

Hocherfreulich ist, was Professor Rein (Jena) im „Tag" aus der zu Pfingsten abgehaltenen deutschen Lehrerversammlung in Straßburg mitteilt:

„Die Versammlungen des Deutschen Lehrervereins sind ihrer Natur nach pädagogische. Aber die Straßburger war in erster Linie eine nationale, so eingehend auch pädagogische Themen behandelt wurden. Es konnte nicht anders sein. Hätten die Menschen nicht geredet, so würden die Steine gen Himmel geschrien haben; die Steine des Münsters, des Thomas-Stiftes und anderer alter Bauten aus deutscher Vorzeit. Alles predigte das herrliche, unerschöpfliche Thema: Elsaß ist wieder deutsch geworden und will es immer mehr werden!

An der Spitze schreitet der deutsche Lehrerstand im Reichsland. Ja, der deutsche Volksschullehrerstand, der viel gescholtene, oft verachtete, oft verfolgte. Seine Geschichte ist bekanntlich eine Leidensgeschichte; auch im Elsaß, ja dort erst recht. Und trotzdem ist der deutsche Idealismus in der elsaß-lothringischen Lehrerschaft nicht zu Boden gedrückt worden. Er hat sich siegreich trotz aller Hindernisse behauptet; er hat die deutsche Fahne entfaltet, frei und offen; rückhaltlos hat er sich der angestammten Sprache und Kultur angeschlossen und hat die Erinnerung an die Zeiten der Fremdherrschaft überwunden. Und er hat es unter allen Berufsständen zuerst getan. Das wird ihm unvergessen sein. Das wird die Geschichtschreibung einst rühmend hervorheben. Sie wird dartun, daß die Lehrerschaft nicht zu denen gehörte, die mit dem Französischen fort und fort kokettierten, mit dem welschen Firnis sich brüsteten und den Bildungsschwindel im Lande unterstützten. Getreu der pädagogischen Losung, die Jugend zur Charakterstärke zu führen, haben die Lehrer selbst erst danach gerungen, vor allem national eindeutig und charaktervoll zu werden, aus der unseligen Zwitterstellung herauszukommen, die den Charakter verdirbt und alle gesunden Verhältnisse durchseucht und vergiftet. Denn so ist es noch im Elsaß. Ein Teil der Bevölkerung, der den Ton angibt, spricht Französisch und ist im Herzen französisch. Er hätte besser auswandern sollen, denn unter der deutschen Herrschaft kann er sich nicht glücklich fühlen. Ein anderer Teil spricht Französisch, hat aber im Herzen Frie-

den mit dem Deutschtum geschlossen und arbeitet sich in die deutsche Kultur hinein. Und wieder ein anderer Teil schwankt haltlos zwischen beiden Lagern hin und her. In jedem Fall gilt aber der Gebrauch des Französischen für vornehmer. Verlobungsanzeigen z. B. werden, auch aus gut deutschen Familien, französisch in die Welt geschickt. Diese merken nicht einmal, wie albern, wie geschmacklos, ja wie charakterlos das ist; wie darin ein Stück Renegatentum liegt, aus dem noch nie etwas Gutes gekommen ist.

Wie erfrischend wirkt dagegen die Luft, die aus dem Elsaß-Lothringischen Lehrerverein weht. Da ist Blut von unserm Blut und Fleisch von unserm Fleisch. Und nun der Zusammenschluß mit dem großen Deutschen Lehrerverein, der damit auf 120 000 Mitglieder angewachsen ist. Eine gewaltige Organisation in der Zeit der Berufsverbände! Eine Organisation, die jedes einzelne Glied mit Stolz und Genugtuung erfüllt; auch mit dem Gefühl, einen starken Rückhalt zu besitzen, und mit dem Bewußtsein, wenn es nötig sein sollte, den großen Verband in eine Kampfesorganisation zu verwandeln. Allerdings niemals in dem Sinne der Vertretung rein egoistischer Interessen. Das verbietet die ethische Bildung, die in dem Ganzen lebt. Sie verhütet Ausschreitungen und Verstöße gegen das Allgemeinwohl. Denn das Vaterland geht über alles.

Daß der nationale Ton als Grundton die gesamte Tagung durchdrang, zeigte sich bereits in dem Präludium, das in der Aula der Universität vor dem Begrüßungsabend gespielt wurde. Das Thema lautete: ‚Das Deutschtum im Ausland und der deutsche Lehrerstand' Es könnte auffallend erscheinen, daß auf dem heißumstrittenen Boden des Reichslands, wo das Deutschtum im Inland noch Sorge genug bereitet, die Blicke über die Grenzen des Reiches hinausgelenkt wurden. Aber der innere Zusammenhang ist leicht erkennbar. Wer mit den Gefühlen inniger Teilnahme die Schicksale der Auslanddeutschen, deren Zahl über dreißig Millionen beträgt, verfolgt, der wird in seinem nationalen Denken immerfort sich erfrischt und gehoben fühlen. Die Überzeugung wird immer stärker werden, daß in dem gewaltigen Völkerringen unserer Tage die hundert Millionen deutscher Volksgenossen eine gewaltige Kultureinheit bilden, in der sie einander stützen und tragen sollen in der Verfolgung großer Aufgaben. . . ."

In dieser nationalen Hochstimmung erhielt sich die Versammlung auch weiter. Wer lernen will, wie germanisiert werden soll, kann's hier.



Die Gesiebten

Es sind die glücklichen Inhaber des Berechtigungsmonopols, die von der Mittelschule vorgenommene Auslese. Diese „Auslese" sei aber fatal unzuverlässig geworden, meint die „Frankf. Ztg.", und wenn sie den Forderungen, die unsere Zeit an die Entwicklung einer jungen Persönlichkeit stellt, nicht mehr entspricht, dann müsse selbstverständlich noch das der Mittelschule verliehene Berechtigungsmonopol für die Gesamtheit unserer Kultur und unseres Staatswesens schädlich wirken.

„Das Recht der höheren Schule, einen jungen Menschen, der sich seiner Begabung und Sinnesrichtung nach als nicht geeignet für die besondere Art ihres Unterrichts und der aus ihm entspringenden Erziehung erweist, überhaupt aus der Bewerbung um den Zugang zu höheren Lebensberufen auszuschalten, kann unmöglich auf die Dauer anerkannt werden. Nicht immer ist das von der Schule als untüchtig bewertete Individuum auch untüchtig für die höheren Stufen unseres sozialen und nationalen Lebens. Der Staat und das ganze Volk lassen sich also dadurch, daß sie die Fiktion einer wissenschaftlichen Ausbildung — mehr bedeutet ja heute die Mittelschulausbildung in der Tat nicht — als Grundlage für eine erste und wichtige Auslese unter unserer aufwärtsstrebenden Jugend festhalten, eine beträchtliche Zahl lebenskräftiger Persönlichkeiten für die wertvollste Kulturarbeit entgehen. Es werden Keime zur Verkümme-

rung gebracht oder gänzlich vernichtet, die gewiß stärkere Pflanzen ergeben hätten als jene, denen eine erkünstelte Aufzucht in der wirklichkeitsfremden, pseudowissenschaftlichen Treibhausluft der höheren Schulen zuteil geworden ist, und sicher ist heute der gerade so oft empfundene und beklagte Mangel an willenskräftigen, selbständigen, furchtlosen Persönlichkeiten in unserem öffentlichen Leben auf jene erste Auslese zurückzuführen, die ausschließlich in die Hand des schon seit langem nicht mehr persönlichkeitsbildenden gelehrten Unterrichts der Mittelschule gelegt worden ist.

Man hat sich im allgemeinen bei uns noch nicht daran gewöhnt, die Frage der Reform unserer Mittelschulen in solchem größeren Zusammenhange zu betrachten, weil man diese Reform lediglich als eine didaktische oder organisatorische, nicht als eine ethische und nationale Angelegenheit auffaßt. Nur die energische Betonung eines einheitlichen ethischen, d. h. erzieherischen Standpunkts aber vermag wirklich lebenskräftige, wirksame und grundlegende reformatorische Gedanken zu erzeugen und eine zuverlässigere Auslese tüchtiger Kräfte anzubahnen. Was bis jetzt an reformatorischen Gedanken teils schon ausgeführt ist, teils zur Ausführung für die Zukunft ins Auge gefaßt wird, läuft im Grunde doch nur auf einen organisatorischen Kompromiß zwischen den von außen her an den Unterricht der Mittelschule gestellten verschiedenartigen Forderungen hinaus, ändert aber an dem gegenwärtig bestehenden Verhältnis zwischen Erziehung und Unterricht nichts wesentliches. Und doch kommt auf dieses Verhältnis alles an. Denn der Unterricht, d. h. die Übermittelung eines bestimmten Wissensstoffes müßte doch nur ein Mittel zur ethischen und nationalen Erziehung sein, während er jetzt zur Hauptaufgabe der Mittelschule geworden ist und die Erziehung fast ganz in den Hintergrund gedrängt hat.

Von drei Seiten her sind im Verlauf des letzten Jahrhunderts an den Unterricht der Mittelschule Forderungen gestellt worden und haben, weil sie sich gebieterisch geltend machten und zum Teil auch erfüllt wurden, den eigentlichen Zweck der Schule, die Erziehung, beeinträchtigt. Zunächst von der wissenschaftlichen Forschung, deren ungeheuer gesteigerter und verfeinerter Betrieb eine möglichst frühzeitig einsetzende Vorbereitung auch schon für die einzelnen Spezialfächer verlangte. Aus dem Streben der Schule, dieser Forderung gerecht zu werden, ist die schärfere methodische Betonung der Einzelheiten des Wissens, die Zersplitterung des Unterrichts in viele Fächer und die zunehmende Mechanisierung des didaktischen Betriebes entsprungen. Eine Forderung hat der Staat an den Unterricht der Mittelschule gestellt, indem er als Gegenleistung für das ihr erteilte Berechtigungsmonopol eine Auslese der Tüchtigen von ihr verlangt, die sich auf eine möglichst weitgehende Uniformierung der Lehrpläne und Lehrziele, auf Beschränkung der individuellen pädagogischen Neigungen und Bestrebungen des Lehrpersonals und auf die Unterdrückung besonderer Begabungen unter den Schülern gründet. Die Erfüllung dieser Forderung mußte notwendig zur Veräußerlichung der Erziehungsaufgabe, zur pädagogischen Dressur und zum Strebertum unter der zum großen Teil auf späteren Broterwerb im Staatsdienste angewiesenen heranwachsenden Jugend führen. Und die dritte, an den Unterricht der Mittelschule gestellte Forderung ist aus der zunehmenden Verbreiterung der allgemeinen Bildung erwachsen, die eine Berücksichtigung von Unterrichtsgegenständen und Fragen erheischte, welche zur Zeit der Blüte des humanistischen Gymnasiums, also bis vor etwa einem halben Jahrhundert, noch nicht in den Bereich des Unterrichts der Mittelschule getreten waren.

Nun ist es aber klar, daß diese drei auf die Mittelschule einwirkenden, zum Teil sogar einstürmenden Mächte weder in dem Maß noch in der Art ihrer an den Unterricht gestellten Forderungen so gleichgestimmt sind, daß eine einheitliche Erfüllung dieser letzteren unter allgemeinen pädagogischen Gesichtspunkten möglich wäre. Weder verlangen Staat und Wissenschaft im Grunde genau ein und dasselbe Lehrziel, noch fügen sich die Ansprüche, die die allgemeine Bildung an die vorbereitende Schulbildung stellt, den von jenen zur Geltung ge-

brachten Bedingungen innerlich gleichwertig an. So hat sich ein äußerliches Aneinanderschweißen verschiedenartiger Forderungen, Ziele und Aufgaben im Laufe der letzten Jahrzehnte in dem Gesamtbau der deutschen Mittelschule notwendig gemacht, und hieraus ist eine pädagogische Verwirrung entstanden, die schon den Erfolg des Unterrichts schwer beeinträchtigt, noch mehr aber den Erziehungsgedanken, der doch die wissenschaftliche Ausbildung mit Blut und Leben durchströmen sollte, fast gänzlich unterdrückt.

Diesen wieder aufzufinden und kräftig in den Vordergrund zu stellen, kann nur gelingen, wenn die Forderungen der drei oben genannten Mächte jede auf das Notwendigste beschränkt und damit zugleich wieder auf die ihnen gemeinsame, einfachste Grundlage gebracht werden. Eine solche Grundlage war in dem neuhumanistischen Gymnasium, wie es vor einem Jahrhundert in idealer innerer Geschlossenheit aus dem Anschauungskreise eines Herder, eines Goethe, eines Wilhelm von Humboldt hervorwuchs, für die wissenschaftliche Ausbildung unserer Jugend gegeben, und ein reicher Strom von echter ethischer und ästhetischer Erziehung ergoß sich aus dieser Schule befruchtend über die Gefilde unserer nationalen Kultur. Aber der an diese ideale Anstalt sich knüpfende schöne pädagogische Traum, die gesamte Bildung eines in ungeheuerer politischer und wirtschaftlicher Vorwärtsentwicklung begriffenen Volkes auf der gleichen, einheitlichen, in ihrem Wesen und in ihrem Wirken immerhin beschränkten klassizistischen Grundlage aufzubauen, mußte von vornherein unerfüllbar erscheinen. Daß er gleichwohl weitergeträumt wurde, daß man fortfuhr, trotz der verschiedenartigen, an unsere höheren Bildungsanstalten gestellten Anforderungen an jener Grundlage festzuhalten und diesen Anforderungen gegenüber lediglich Konzessionen machte, hat den jetzigen Zwiespalt zwischen Schule und Leben herbeigeführt, und zugleich das Suchen nach einer anderen einheitlichen Grundlage für unser höheres Unterrichts- und Erziehungssystem verhindert.

Wir müssen aber in dieses Suchen endlich entschieden eintreten, wir müssen aus jenem Zwiespalt und aus dem Kunterbunt unserer pädagogischen Ziele herauskommen, wenn wir nicht durch die Unfruchtbarkeit des heutigen Mittelschulunterrichts und durch die Unzuverlässigkeit der ihm übertragenen Auslese eine empfindliche Schädigung an unserer gesamten geistigen Kultur erleiden wollen. Vor allem darf die Furcht, daß eine scharfe und einschneidende Kritik des heutigen Bildungswertes der aus früherer Zeit übernommenen Unterrichtsmethode wertvolle Ideale und Bildungsgüter zerstören könnte, uns nicht abhalten, auf eine radikale Reform unseres Mittelschulwesens zu sinnen. Denn alles das, was sich vor einem Jahrhundert noch in höchstem Grade als bildungsfördernd erwiesen hat, kann heute bildungsstörend wirken. Besonders die geisteswissenschaftliche Bildung ist durch das tägliche Zuströmen neuer Gedanken und Gesichtspunkte in einem fortwährenden Flusse begriffen, und der Versuch, ihre Aneignung ein ganzes Jahrhundert lang an dieselben Unterrichtsmethoden zu binden, muß zur Erstarrung führen. So wird z. B. die Antike mit ihren streng geschlossenen Bildungsformen niemals für die Menschheit ihren Bildungswert an sich verlieren, aber dieser kann für eine ganze Folge von Generationen illusorisch werden, wenn die Mittel, das Verständnis für ihr Wesen zu verbreiten, dem jeweiligen Zeitbewußtsein nicht entsprechen. Jede Zeit hat ihre eigene Art, sich mit einer solchen typischen kulturellen Erscheinung, wie es die Antike war, abzufinden und sich in sie einzuleben. Ist es da nicht ganz selbstverständlich, daß wir uns heute fragen, ob die uns durch das neuhumanistische Gymnasium mit ihrer rein sprachwissenschaftlichen Grundlage übermittelte Art, uns der Antike zu bemächtigen, auch noch für uns die zweckmäßigste sei, ob nicht vielmehr unsere heutige Anschauungsweise auf einen ganz anderen Weg, zu ihr zu gelangen, — etwa auf den rein historischen, den kunsthistorischen oder auch den ethnographischen — hindränge?

Die sogenannten unabänderlichen Grundsätze, von denen die fachgemäße Pädagogik in Hinblick auf ihre Methoden so gerne spricht, haben durchaus nichts mit dem eigentlichen Wesen des Bildungsmaterials zu tun. Jeder Gegenstand kann auf ganz verschiedene Arten

der lernbegierigen Jugend übermittelt werden, und die jeweilige Art der Übermittelung muß sich, wenn sie nicht ganz unfruchtbar bleiben soll, der Anschauungs- und Denkweise der jeweiligen Zeitperiode anschmiegen. Auch der Unterricht in den Naturwissenschaften und in der Mathematik kann und muß .... heute auf ganz andere Grundlage gestellt und bedeutend vereinfacht werden, um in der Tat fruchtbar zu wirken. Warum soll also nicht endlich einmal auf allen Gebieten des Unterrichts nach einer gemeinsamen, einheitlichen und unserem heutigen Bildungsbedürfnis entsprechenden Grundlage gesucht werden? Im Grunde ist es ja lediglich die vis inertiae, von der unser gesamter Unterrichtsbetrieb an den Mittelschulen geleitet wird; zugleich eine Zaghaftigkeit und Mutlosigkeit in pädagogischen Kreisen, die sich an den kürzlich im Sächsischen Landtage von einem Oberschulrate vorgebrachten bedenklichen Ausspruch, daß die Schule immer einen Schritt hinter dem Denken der Zeit zurückbleiben müsse, ängstlich klammern und sich hinter dem Begriff der ‚Gründlichkeit' allen Reformgedanken gegenüber verschanzen."



Offene Halle

Die hier veröffentlichten, dem freien Meinungsaustausch dienenden Einsendungen sind unabhängig vom Standpunkte des Herausgebers

Hat Jesus gelebt?

Nun haben die Leser des „Türmers“ beide Seiten gehört, und Rede wie Gegenrede liegen vor ihnen, zum Teil fast mit denselben Worten. Jetzt möge ein jeder sich selbst sein Urteil bilden. Ich sehe dem mit Ruhe entgegen trotz oder vielmehr gerade wegen der witzigen Form, in die die Entgegnung von Drews eingekleidet ist. Gerade diese Nachbildung meiner Ausführungen bis in die einzelnen Worte hinein zeigt deutlicher als vieles andere, daß es sich bei dieser Entgegnung mehr um einen geistvollen Einfall und Blender, als um durchschlagende und überzeugende Gründe handelt. Wer es glauben kann, daß eine Geschichte wie die der Evangelien und Apostelgeschichte, eine Gestalt, die das Leben eines so eigenwüchsigen Mannes wie Paulus in völlig neue Bahnen wirft, aus Phantasiegebilden, Reminiszenzen an Psalmstellen, allgemeinen Erwartungen problematischer Gemeinden zusammengeflossen sei, der glaube es; mit ihm mag ich nicht rechten.

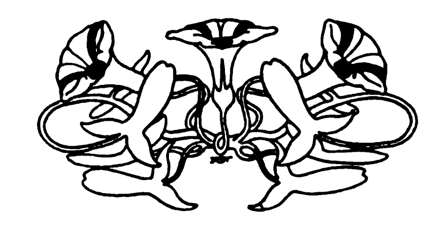
Nur zwei Punkte seien kurz berührt. Nichts liegt mir ferner als Persönlichkeiten und ihre Bedeutung künstlich aufzubauschen. Heroenkult ist mir tief unsympathisch, so gerne sich mein Herz an großen Menschen erhebt. Aber man soll auch nicht die Bedeutung der Persönlichkeit einschrumpfen lassen. Für mein Auge treten in der Geschichte schöpferische Kräfte, neue bahnbrechende Gedanken zuerst mit der Macht der Intuition in einzelnen Männern auf, die darum befeindet, verspottet, verfolgt werden. Sie kämpfen sich durch im Gegensatz zu der trägen Masse, die dann überwunden umschwenkt und ihnen zufällt. So ist zumal in der Religion die Persönlichkeit die treibende Grundkraft, womit nicht gesagt werden soll, daß nicht auch andere Kräfte mitwirken fördernd, hemmend, durchkreuzend. Wie damit die Vorsehung, die uns diese Persönlichkeiten sendet und durch sie wirkt, fortgestrichen werden soll (Drews I), ist mir unerfindlich.

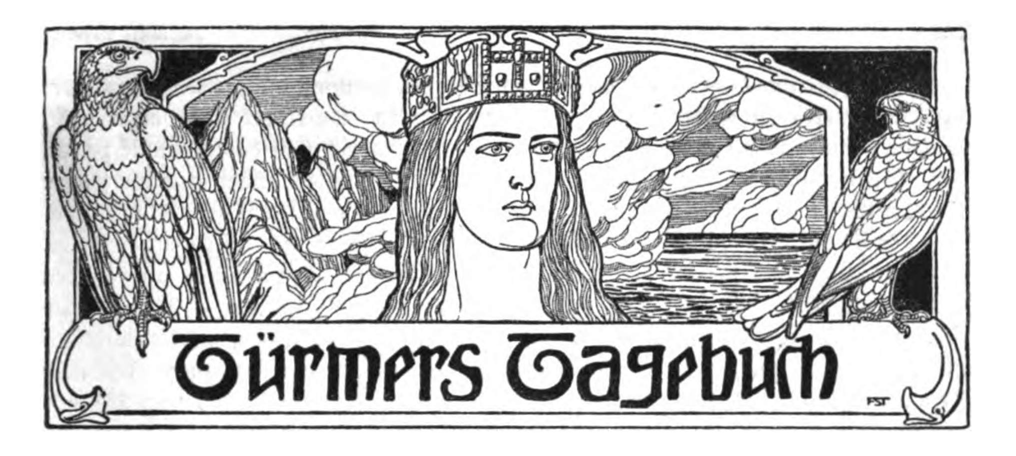
Sodann ist Drews unwillig, daß ich sein Buch auf die Seite des naturhaften Monismus gesetzt habe. Mir sind die tiefgreifenden Unterschiede von ihm und Haeckel wohlbekannt. Ich habe auch an andern Stellen (z. B. Ev. Rundschau f. Pommern) gerade auf seine religiösen berechtigten Motive hingewiesen. Aber schon der Beifall, den er gerade in den Kreisen der „Monisten“ im engeren Sinne findet, sollte ihn stutzig machen. Und verwischt nicht jeder Pantheismus im letzten Grunde die Grenzen von Natur und Geist? Ich habe Drews „Christusmythe“ im Augenblick verliehen und nicht zur Hand, bin also auf Auszüge angewiesen. Da finde ich den Satz: „Das Leben der Welt als Gottes Leben; die leidvolle Entwicklung der Menschheit als göttliche Passionsgeschichte; der Weltprozeß als der Prozeß eines Gottes, der

in jedem einzelnen Geschöpf leidet, kämpft und stirbt, um im religiösen Bewußtsein des Menschen die Schrecken der Endlichkeit zu überwinden ..." Ich sehe ganz von der Phantastik dieser Anschauungen ab; nur darauf sei geachtet: Drews bedrücken Leiden und Schrecken der Endlichkeit. Das sind naturhafte Elemente. Wahres Christentum, wie er meint, ist das nicht. Ihm fehlt jeder Hauch paulinischen, augustinischen, lutherischen Geistes, der in der Unreinheit des Herzens und in der Ohnmacht, ja Verkehrtheit des Willens das eigentliche Elend der Menschheit sieht. Gerade für dieses tiefste, im Kern der Persönlichkeit wurzelnde Erlösungsbedürfnis hat Drews kein Verständnis.

Was ist der Zweck dieser Zeilen? Drews zu überzeugen oder auch nur eine geistige Mensur mit ihm durchzufechten? Das erstere glaube ich nicht, das letztere reizt mich nicht. Mein Zweck kann nur sein, den Lesern dieses Blattes die Gegensätze, um die es sich handelt, klar herauszuschälen, um ihnen eine eigene Stellungnahme zu ermöglichen. In diesen Fragen muß doch jeder zur eigenen Stellungnahme sich durchkämpfen! Was mich betrifft, so sage ich mit Paulus: „Wenn nur Christus verkündiget wird auf allerlei Weise, so freue ich mich darinnen und will mich freuen." Was echt ist, muß Feuerproben bestehen können — und Jesus Christus wird sie bestehen!

Christ. Rogge





Kulturträger — Vom geschundenen und dann verscharrten Mäuslein — Herr von Bethmann paukt sich heraus — Päpstliches, allzu Päpstliches

So sind sie also hin, die königlich preußischen „Kulturträger“, noch ungeboren schon mit der ganzen „Wahlreformvorlage“ im Orkus versunken? Es wär' *zu* schön gewesen, es hat nicht sollen sein. Ewig schade! — Für den Humoristen. Schade um einen der köstlichsten Witze der Geschichte. Aber auch so wird der einzig schöne Einfall dauernder denn Erz Geschlechter überleben und noch den Enkelkindern mit seinem prachtvollen, kernigen Humor sonnige Heiterkeit bereiten. Ausgelassene Freude bemächtigte sich aller Nörgler und Schwarzseher, die Witzblätter hatten goldene Tage, und die sonst auf den Bänken der Spötter saßen: sie überschlugen sich schier vor Entzücken und stellten die allerrespektabelsten Betrachtungen an. „Man kann“, so schrieb z. B. unser Mitarbeiter Paul Harms im „Berl. Tagebl.“, „solange die geltende Auffassung staatlich noch erlaubt ist, das Wort Kulturträger kaum aussprechen, ohne daß einem unwillkürlich der Name *Goethe* in den Sinn käme. Bei diesem Klassiker also würde vor allem die Nachprüfung einzusetzen haben, ob sein bisher unbestrittener Ruf als Deutschlands erster Kulturträger vor den Bethmannschen Kriterien noch fürder bestehen könnte. Der Mann war ja allerlei, für einen Dichter sogar überraschend viel. Das Erstaunlichste an seiner Karriere ist vielleicht, daß dieser dramatische Dichter, der vom Theater unzweifelhaft etwas verstand, es sogar zum Theaterdirektor gebracht hat. Freilich, ob er in dieser Stellung den geläuterten Anschauungen des Bethmann-Hollwegschen Zeitalters der Korrektheit gerecht worden wäre, ist wohl schon nicht über jeden Zweifel erhaben. Er hat zwar nachweislich weder seine Mitglieder angepumpt, noch sich die Vergebung guter Rollen von seinen Schauspielerinnen in jener Münze bezahlen lassen, die — durch alle Wandlungen von der Unkultur zur Kultur — ihren Kurswert behalten hat. Aber man munkelte in Weimar doch so mancherlei. Schon um den Namen der schönen Korona Schröter rankte sich üppig der Klatsch, und es ist zu befürchten, daß das Rechtsschutzbureau der Genossenschaft auf Konzessionsentziehung angetragen hätte.

Vergessen wir aber nicht, daß in der Liste der Bethmannschen sowohl wie der herrenhäuslerischen Kriterien das Theater — in das man laut Grillparzer geht, seitdem man nicht mehr in die Kirche geht — mit Kultur nicht das geringste zu tun hat. Bliebe also noch der Geheime Rat und Staatsminister. Aber auch als solcher ist man noch kein Träger der Kultur, was in Preußen, wo neben dem Militär doch nur der Beamte etwas gilt, eigentlich wundernehmen muß. Ein wahres Glück, daß der junge Goethe sich studierenshalber auf einigen Universitäten aufgehalten hat. Vielleicht rettet ihn das in Zukunft für die Kultur. Er war ja Advokat und Dr. utriusque juris. Leider nur — hat er auf keiner preußischen, nicht einmal auf einer deutschen Hochschule promoviert, denn Straßburg war zu seiner Zeit noch französisch. Es hilft also nichts, den Faustdichter würden wir vermutlich aus der Reihe der Kulturträger als minderwertig zu streichen haben.

Sind seine Ansprüche jedenfalls umstrittener Natur, so steht es um die des Kollegen Schiller noch windiger. Das einzige, was diesen Mann nach altpreußischen — oder vielmehr neupreußischen Begriffen — für die Kultur hätte retten können, wäre sein ursprüngliches Militärverhältnis gewesen. Aber davon wird man lieber nicht reden. Man weiß, wie es endete, und daß von allem anderen als von einem Abschied in Ehren die Rede sein kann. Es ist mehr als fraglich, ob Schiller für die Herrenhaus-Kultur noch als qualifiziert zu betrachten wäre.

Nur mit herabgestimmten Hoffnungen wendet man sich zu einer Erforschung der Qualifikation Lessings. Seine Beziehungen zum Militär — er war bekanntlich eine Zeitlang Sekretär des schneidigen alten Tauentzien — reichen jedenfalls nicht hin, ihn den Trägern preußischer Kultur — immer im Sinn des Herrn v. Bethmann und des Herrenhauses — beizugesellen. Am Anfang seines bewußten Lebens erwarb er die Magisterwürde — ob dazu ein dreijähriges Studium nötig war? Der junge Lessing wußte ja mehr als heute manch alter Gymnasialprofessor — am Ende ward er herzoglicher Hofrat. Nur, Herzöge, zumal wenn sie sich mit Theaterleuten einlassen, sind in Preußen nicht immer wohl gelitten. Außerdem: der Mann war Freimaurer. Damit ist er für die eine der beiden Parteien, in deren Auftrag Herr v. Bethmann regiert, schon erledigt.

Und für die andere der regierenden Parteien — was sind für sie, wenn sie ehrlich sein will, Goethe und Schiller anders, als was sie heute mit einem verächtlichen Achselzucken ‚süddeutsche Liberale' nennt? — Und Lessing? — Ein freisinniger Literat, der mit Juden verkehrte. Tut also Herr v. Bethmann nicht Recht daran, wenn er Kreisdeputierte, Gutsvorsteher und Offiziere a. D., die zehn Jahre in Amt und Würden waren, in ihrer Bedeutung für unsere Kultur höher einschätzt, als man die ‚Ausländer' Goethe, Schiller und Lessing bisher einzuschätzen geneigt war? Gehen wir nach Preußen, da wird die Sache schon ein anderes Gesicht haben.

Da ist erstens der Preußendichter Heinrich v. Kleist. Der war Soldat, Fähnrich und Offizier, allerdings im ganzen nur — sieben Jahre. Und das langt, nach Ansicht des Herrenhauses, bei weitem nicht, um Anspruch auf Rang und Titel eines Kulturträgers zu erwerben. Und sonst war Heinrich v. Kleist, gemessen an Bethmann-Hollwegs Kennzeichen der Qualifikation zum Kulturträger, nichts, rein gar nichts. Und der große Preußenmaler, Adolf v. Menzel? Da er das

Militärmaß nun schon einmal nicht hatte: hat er wenigstens ein Examen gemacht und so den allerbescheidensten Befähigungsnachweis zum Kulturträger erbracht? — Nichts Gewisses weiß man nicht!

Vielleicht sieht es doch im außerpreußischen Deutschland der neueren Zeit besser aus. Da käme unter denen, die man bisher für die eigentlichen Träger unserer Kultur gehalten hat, wohl in erster Linie Bismarcks größter Zeitgenosse in Frage, der dem deutschen Namen die Welt erobert und zur Mehrung deutschen Ruhmes unendlichmal soviel beigetragen hat, als alle regierenden Bundesfürsten und amtierenden Minister zusammengenommen: Richard Wagner. Der Mann war Musiker, nach Examen und Prüfung frage man also lieber nicht. Aber war er wenigstens Mitglied eines Bezirksausschusses? Vorsteher einer Innung? Unbesoldeter Beigeordneter? Seine Biographie vermeldet leider nichts dergleichen. Und dieser Welteroberer im Reiche der Kulturmenschheit würde, wenn er heute noch da lebte, wo in Berlin sein Denkmal steht, als ungehobener Wähler dritter Klasse für die Kultur des Staates, den Herr v. Bethmann regiert und dessen feinste Blüte das preußische Herrenhaus ist, unrettbar verloren gehen ..."

Ja, wer sollte denn nun schließlich zum einzig wahren Kulturträger gekürt werden, wo dieser doch zur Abstufung der absolut erforderlichen drei Wählerklassen so blutig not tat? Das Abgeordnetenhaus wußte Rat: — der Abiturient. Heil dir, Mulus, Heil dir königlich preußischer Expennäler, dreimal Heil dir, weisheitumgürteter Jüngling, Krone und Stern, edelste Blüte preußischer Kultur. Wer wagte wohl die Reife eines Individuums zu bezweifeln, dem ein wohllöbliches königliches Lehrerkollegium diese feierlich attestiert und signiert hat, der ein solches Zeugnis schwarz auf weiß bei sich führt?

Ach, daß es doch immer noch so viel ungläubige Thomasse gibt, so viel skeptische Gemüter, die auf keine Autorität schwören, sich vielmehr von allem erst selbst überzeugen wollen. So hat der tüchtige Ausspruch des preußischen Nationalheiligen St. Elardus von Oldenburg, ruhmreichen Beherrschers von Januschau, dem Magistratsrat Dr. Kremski Veranlassung gegeben, unter gebildeten jungen Leuten beiderlei Geschlechts Umfrage über den Grad ihrer Verfassungskenntnisse zu halten. Das Ergebnis war mehr als grotesk, es überstieg die schlimmsten Befürchtungen, und wenn man auch mit dem „Berl. Tagebl.", von dem es veröffentlicht wird, annehmen darf, daß das Gesamtresultat der Enquete mehr ein zufälliges, daß die Jugend der höheren Stände über die wichtigsten Verfassungsfragen denn doch etwas besser unterrichtet sei, so wird im allgemeinen Herr Dr. Kremski leider recht haben, und man kann sich nur energisch der Forderung anschließen, zu der er am Schlusse seiner Ausführungen gelangt.

Es wurden nur zwei Fragen gestellt:

1. Hat der Kaiser das Recht, den Reichstag durch einen Leutnant und zehn Mann mit Gewalt auseinanderbringen zu lassen, wenn er nicht nach seinem Willen handelt? und

2. Welchen Zweck hat denn überhaupt der ganze Reichstag?

„Um es gleich vorauszuschicken", erklärt Dr. Kremski, „die Kenntnis der gebildeten weiblichen Jugend von unseren Staatseinrichtungen erwies sich



gleich Null. Seminaristinnen, Gouvernanten, ja sogar Lehrerinnen an höheren Töchterschulen erklärten offen, nichts davon zu verstehen. Die meisten fügten noch hinzu, daß sie auch absolut kein Interesse an solchen Sachen hätten. Sieben jüngere Offiziere aus den verschiedensten Gegenden Preußens, die Berliner militärische Institute besuchten, bejahten einstimmig die erste Frage. Einige erklärten, daß sie mit Begeisterung ein derartiges Kommando übernehmen und ‚feste in die Quatschköppe reinpfeffern lassen würden'. Der Reichstag wurde überhaupt von den jungen Herren als ein Feind der Armee angesehen, da er nicht alles bewilligte, was der Kaiser für seine Soldaten haben wollte.

Nun zu den Studenten! Ein Jurist im ersten Semester erklärte frisch, fröhlich und frei: ‚Staatsrecht höre ich erst im fünften Semester. Vorläufig habe ich keine blasse Ahnung davon'. Ein Mediziner im zweiten Semester hatte höchst unklare Begriffe über die Rechte des Kaisers und die Zuständigkeit des Reichstages. Auch er gestand ohne weiteres dem Kaiser das Auflösungsrecht mit bewaffneter Hand hinsichtlich des Reichstages zu. Ein evangelischer Theologe (viertes Semester) meinte, da der Kaiser entschieden das Recht habe, den Reichstag aufzulösen, so könne er ihn auch nötigenfalls mit Waffengewalt auseinanderbringen lassen. Die Aufgabe des Reichstages bestand nach seiner Meinung darin, die Gelder zu den Zwecken zu bewilligen (!), zu welchen sie der Kaiser haben wollte. (Hat er denn damit so unrecht? D. T.) Sonst träte eben die Auflösung ein. Den Vogel schoß aber ein klassischer Philologe ab, der eben auf einer kleinen Provinzialuniversität seinen Doktor geschafft hatte. Der stellte sich den Reichstag als eine Körperschaft mit nur beratender (!) Stimme vor, mit der der Kaiser so umspringen könne wie der selige Tiberius mit dem römischen Senate. ‚Der ganze Reichstag ist überhaupt Mumpitz. Die Regierung macht doch, was sie will'. Daß die eigentliche Reichsregierung beim Bundesrate liegt, wußten nur wenige der Befragten. Einige glaubten, daß in dieser Körperschaft kaiserliche Räte säßen, die den Reichskanzler bei seiner Tätigkeit unterstützten.

Ebenso zeigte sich bei Hörern der technischen, landwirtschaftlichen und tierärztlichen Hochschule dieselbe erstaunliche Unkenntnis der grundlegendsten Begriffe unseres Staatslebens. Als Resultat ergab sich, daß das Wesen der konstitutionellen Monarchie, Mitbeteiligung des Volkes durch gewählte Vertreter an der Regierung und das dadurch bewirkte Mitbestimmungsrecht an der Lenkung des eigenen Geschicks, den meisten der befragten Studierenden ein Buch mit sieben Siegeln war. Daß eine Volksvertretung auch einen starken Schutz gegen Despotismus und Ministerwillkür gewähre, wurde mit Staunen angehört. So sehr waren die jungen Herren von der Vortrefflichkeit der heutigen Regierung überzeugt.

Für die Jugend der höheren Schulen gibt es ja Geschichtsbücher, die schätzungswerte und auch vollkommen ausreichende Überblicke über die preußische und deutsche Verfassung gewähren. Vor mir liegt das in Oberrealschulen eingeführte Geschichtsbuch von Schenk-Koch, VI. Teil, für Untersekunda (von 1740 bis zur Gegenwart), dessen Vorwort sagt: ‚Sechzig von hundert der höheren Schüler treten mit

Abschluß der Untersekunda ins Leben. Sie haben ein Anrecht darauf ..., durch die Vergangenheit hindurch in das pulsierende Leben der Gegenwart hineingeführt zu werden'. Sehr schön und richtig! Leider erklärt aber von etwa einem Dutzend solcher mit dem Einjährigen-Zeugnis entlassenen und sich praktischen Fächern widmenden Zöglingen verschiedener Oberrealschulen nur ein einziger, daß der Geschichtslehrer die Verfassungen besprochen habe. Die übrigen elf sagten übereinstimmend aus, daß die Verfassungen vollständig übergangen worden wären, da der Lehrer so wie so Mühe gehabt hätte, mit seinem Pensum zu Ende zu kommen.

Nicht weniger mangelhaft erwiesen sich die Kenntnisse der Obersekundaner und Primaner unserer neunstufigen höheren Lehranstalten. Über den Unsinn, den man da zu hören bekam, könnte ein ganzes Buch geschrieben werden. Einzelne rühmliche Ausnahmen bestätigen nur die Regel, daß die weitaus größte Mehrzahl der Gymnasiasten und Realgymnasiasten der drei obersten Klassen in tiefster Unkenntnis ihrer staatsbürgerlichen Rechte heranwächst, und zwar in der römischen und der griechischen, aber nicht in der deutschen und preußischen Verfassung Bescheid weiß. Wir werden nur dann zu einem wahrhaft freiheitlichen Staatsleben gelangen, wenn der konstitutionelle Gedanke schon in Fleisch und Blut der gebildeten Jugend übergegangen ist, so daß sie ihn in ihren Reifejahren hegen, pflegen und fortbilden kann. Laut und deutlich muß daher die Forderung aufgestellt werden, daß in jeder Abiturienten-, Fähnrichs- oder Einjährigenprüfung die Kenntnis der hauptsächlichsten Bestimmungen der preußischen und deutschen Verfassung gefordert werde, sowie daß die nach erfolgreichem sechsjährigen Besuch einer höheren neunstufigen Lehranstalt Entlassenen vorher gründlich in dieser Beziehung informiert werden. Es gibt ja kaum etwas Interessanteres als die Einführung ins Verfassungsrecht. Nur muß sie dem Schüler auch interessant gemacht werden!"

Dahingegen lese man nun aber, was das sozialdemokratische Zentralorgan, der „Vorwärts", über den Geschichtsunterricht auf Preußens höheren Schulen zu erzählen weiß: „Wenn der alte Hegel einmal gesagt hat, die Geschichte lehre nur, daß die Menschen noch nie etwas aus ihr gelernt haben, so trifft das auf unsere herrschenden Kreise entschieden zu. Dafür spricht das ganze Verhalten derer, die in Preußen obenauf sind. Dafür spricht auch die Methode, die sie in Anwendung bringen, um ihren Nachwuchs mit den geschichtlichen Tatsachen bekannt zu machen. Der Geschichtsunterricht nämlich, der auf Preußens höheren Schulen erteilt wird, ist darauf berechnet, die unglücklichen Opfer dieser preußischen Pädagogik zur Reserveoffiziergesinnung vorzubereiten, und hat demgemäß mit wirklicher Geschichte gar nichts gemein. Wie der Geschichtslehrer seine Fachkenntnisse den Schülern mitteilt, das hängt gar nicht von ihm ab, sondern dafür hat er genaue Direktiven, die ihn an eine bestimmte Richtschnur binden. Diese Direktiven entstammen der Zeit, als Graf Zedlitz-Trützschler Kultus- und Unterrichtsminister war. Das Zedlitzsche Volksschulgesetz fiel zwar ins Wasser, dagegen wurden aber die in seiner Amtszeit beschlossenen neuen Lehrpläne für die höheren Schulen maßgebend und sind, was wenigstens den Geschichtsunterricht angeht, seit 1892/93 in Kraft geblieben. 1901 kamen allerdings wieder neue Lehrpläne heraus. Ihre

Bestimmungen für Geschichte schufen aber keine neue Grundlage, sondern stellen, von einigen unwesentlichen Änderungen abgesehen, bloß eine neue Auflage der Lehrpläne von 1892 dar. Diese schreiben nun dem Geschichtslehrer nicht nur vor, welche Zeitabschnitte er auf den einzelnen Klassen zu behandeln hat, sondern auch, unter welchen Gesichtspunkten er den Stoff betrachten soll. Und diese Gesichtspunkte sind derartig, daß ein Historiker, der von seinem Fache wirklich etwas versteht, an höheren Schulen gar nicht unterrichten kann, ohne entweder mit seiner Überzeugung zurückzuhalten oder mit seinen Vorgesetzten in Konflikt zu kommen.

Nach den methodischen Bemerkungen der Lehrpläne von 1892 soll zwar der Geschichtslehrer bei der Belehrung über wirtschaftliche und gesellschaftliche Fragen, die er in Untersekunda und Oberprima erteilen soll, jede Tendenz ‚vermeiden'. Das richtige Wort wäre aber verbergen. Soll doch dieser Unterricht dazu dienen, die Schüler ‚zu einem Urteil über das Verhängnisvolle gewisser sozialer Bestrebungen der Gegenwart zu befähigen'. Zu dem Zweck soll in der Geschichte ‚der stetige Fortschritt zum Besseren und die Verderblichkeit aller gewaltsamen Versuche der Änderung sozialer Ordnungen' dargetan werden. Damit wird dem Historiker nun schon zugemutet, die Wahrheit über die wichtigsten geschichtlichen Ereignisse geradezu auf den Kopf zu stellen. Wenn der Lehrer beispielsweise mit dem Verlauf und der Vorgeschichte der französischen Revolution hinreichend vertraut ist, so muß er sich klar darüber sein, daß die Aufgabe, daran die Verderblichkeit aller gewaltsamen Versuche der Änderung sozialer Ordnungen darzutun, ganz verkehrt gestellt ist; in Wirklichkeit müßte es sich darum handeln, an dem Beispiel nachzuweisen die Verderblichkeit aller Versuche, notwendige Änderungen sozialer Ordnungen gewaltsam zu verhindern. Kann doch gar nicht zweifelhaft sein, daß die krampfhaften Versuche der herrschenden Klassen Frankreichs, die unvermeidliche Umwälzung des Rades der Geschichte aufzuhalten oder gar rückgängig zu machen, den gewaltsamen Verlauf der Revolution herbeigeführt haben. Es gibt kein lehrreicheres Material zum Studium der Frage, warum so oft im Laufe der Geschichte an die Stelle der Evolution im Sinne einer schrittweise friedlichen Entwicklung die Revolution im Sinne der gewaltsamen Umwälzung tritt, als eben die große französische Katastrophe. In dem angedeuteten Sinne zum Unterrichtsgegenstand gemacht, würde die Revolutionsgeschichte allerdings den Besuchern der höheren Schulen außerordentlich helfen, politisch denken zu lernen; daraus ginge die Erkenntnis hervor, daß unsere regierenden Kreise auf dem Holzwege sind, wenn sie die gesetzliche Bahn zur Herbeiführung anderer Zustände verrammeln. Dem Lehrer aber, der diese Lehren der Geschichte seinen Schülern mitteilen wollte, würde böse auf die Finger geklopft werden: er darf bloß Legenden erzählen.

Neben der reaktionären Revolutionslegende ist es natürlich die Hohenzollernlegende, deren Vertretung den Gymnasialhistorikern zugemutet wird. Die Einseitigkeit wird dem Geschichtslehrer schon insofern zur Pflicht gemacht, als er von der neueren Geschichte, was wenigstens Obertertia und Untersekunda anlangt, also die Klassen, nach deren Besuch die Mehrzahl der Schüler abgeht, nur deutsche, ‚insbesondere brandenburgisch-preußische Geschichte' behandeln soll: ‚Die außer-

deutsche Geschichte ist nur so weit heranzuziehen, als sie für die deutsche und die brandenburgisch-preußische Geschichte zum Verständnis notwendig ist'. Auf Prima soll etwas mehr über die großen weltgeschichtlichen Vorgänge gesagt, aber auch hier ‚insbesondere' die alleinseligmachende brandenburgisch-preußische Geschichte gelehrt werden. Es ist nun sicher schon schlimm genug, wenn der Umfang, in dem dieser Gegenstand unterrichtet wird, im umgekehrten Verhältnis zu seiner weltgeschichtlichen Bedeutung steht. Dazu kommt nun die reaktionäre Tendenz, die den Erteilern dieses Unterrichts zur Pflicht gemacht wird. Es sollen da die Lebensbilder der betreffenden Herrscher in den Mittelpunkt der Betrachtung gerückt werden: natürlich; denn nach offizieller Lesart haben diese hohen Herren die Geschichte gemacht. Im Anschluß an diese Lebensbilder hat also der Lehrer unsere gesellschaftliche und wirtschaftliche Entwicklung vorzuführen ‚unter Hervorhebung der Verdienste der Hohenzollern insbesondere um die Hebung des Bauern-, Bürger- und Arbeiterstandes'. So heißt es in der Abgrenzung der Lehraufgaben für Untersekunda und wieder für Oberprima; damit der Lehrer diese seine wichtigste Pflicht auch ja nicht vergesse, wird er in den methodischen Bemerkungen nochmals ‚zur Darstellung der Verdienste unseres Herrscherhauses auf diesem Gebiete', nämlich dem sozialpolitischen, angehalten. Interessant ist nun, was bei den Lehraufgaben für Oberprima über diese ‚zusammenfassenden Belehrungen wie in II B' gesagt wird; sie sollen nämlich erfolgen ‚im Anschluß an die Lebensbilder des Großen Kurfürsten, Friedrich Wilhelms I., Friedrichs des Großen, Friedrich Wilhelms III. und Kaiser Wilhelms I.' Ein jeder vermißt natürlich sofort Friedrich I., Friedrich Wilhelm den Dicken und Friedrich Wilhelm IV. Jeder merkt auch die Absicht: diese unbequemen Gestalten sollen mit einem stillen Trommelschlag abgetan werden. Dieser Fingerzeig ist dann überhaupt sehr brauchbar; auch sonst läßt sich totschweigen, was absolut nicht zur Ruhmestat gemacht werden kann. Verlangt werden eben Lobreden, keine Geschichte..."

* * *

... Viel Lärm um nichts! Nicht einmal das von den regierenden Parteien so schnöde umgekrempelte ridiküle Mäuslein der Regierungsvorlage haben die kreißenden elterlichen Berge retten können. Tot geboren, mußte es sich noch eine Radikalkur gefallen lassen, mußte es sich noch das Fell über die Ohren ziehen lassen. Eine grausame Prozedur, so grausam, daß heute noch alle Beteiligten bei der bloßen Erinnerung von Schaudern geschüttelt werden. Und daß alle tief aufgeatmet haben, als das Gräßliche endlich vorüber, der jammervolle Leichnam kläglich verscharrt war. Und das hatte eine preußische Wahlreform, die „Einlösung eines Königswortes" — markieren sollen. „So sehr die einen eine Wahlreform gewollt, die anderen sie perhorresziert haben", durfte die „Frankf. Ztg." feststellen —: „das, was schließlich als positives Ergebnis Gestaltung annehmen sollte, befriedigte im Grunde niemand, und so war allgemeine Freude im Abgeordnetenhause, als schließlich, nachdem in der entscheidenden Frage der Bildung der Abteilungen alles abgelehnt worden war, die Regierung auf die Weiterberatung dieser Vorlage verzichtete. Freude bei den reaktionären Parteien, die hoffen, daß nun weitere Reform-

versuche unterbleiben werden; Freude auf der Linken, welche jetzt die Bahn frei sieht für Durchsetzung weitergehender Reformforderungen, und Freude auch bei der Regierung selbst, die offenbar nur die günstige Gelegenheit abgepaßt hat, um der Koalition von Zentrum und Konservativen zu entgehen.

Wird diese Freude bei allen vorhalten? Diese Frage verbindet sich mit der zweiten, was nun weiter geschehen wird. Wenn es nach den Wünschen der rechtsstehenden Blätter geht, so müßte mit dem jetzigen Ausgang jeder Versuch einer Wahlreform ein für allemal erledigt sein. Die ‚Konservative Korrespondenz' spricht von Bewährung des bestehenden Wahlrechts und möchte das jetzige Ergebnis einstweilen als ein beruhigendes angesehen wissen, wobei sie besonders betont, daß der Wert der indirekten und öffentlichen Wahl wieder deutlich in die Erscheinung getreten sei. Und ebenso fordern die ‚Hamburger Nachrichten', daß die Konservativen wieder auf den Standpunkt des Bekenntnisses zur öffentlichen Wahl zurückkehren und die Position gegen alle weiteren Anfechtungen halten. Also nichts mehr von weiterer Wahlreform, wenn es nach den Wünschen dieser Reaktionäre geht, keine Nachgiebigkeit mehr in irgend einer Richtung. Wenn man das liest, so kommt man zu der Ansicht, daß es den Konservativen des Abgeordnetenhauses niemals auch mit den Konzessionen ernst gewesen ist, die sie scheinbar zusammen mit dem Zentrum zu machen bereit waren, daß alles Taktik war mit dem gewollten Endziel des Scheiterns, um auch dem Anfang einer Reform vorzubeugen, und daß ihre Freunde vom Zentrum dieser Taktik mindestens mit wohlwollender Duldung gegenüberstanden. Auf alle Fälle war ja vorgesorgt, daß der Schemen einer Reform, wozu sie sich scheinbar verstanden, praktisch unschädlich für sie blieb. Die letzte Aktion im Abgeordnetenhause aber ließ darüber keinen Zweifel mehr, daß die Konservativen nicht mehr etwas Positives zustande kommen lassen wollten. So war es zwischen ihnen und dem Zentrum stillschweigend abgemacht, daß sie gegenseitig ihre Anträge über die Abteilungsbildung zu Fall brachten und dann die Herrenhausfassung mit beseitigen halfen. Sie wußten, daß die Zurückziehung der Vorlage dann sofort erfolgen würde, und sie wollten das.

Herr v. Heydebrand, der ‚ungekrönte König von Preußen', ist damit gegenüber dem Ministerpräsidenten v. Bethmann-Hollweg siegreich geblieben. Im Herrenhause hatten seine Versuche, das Kompromiß zu vereiteln, keinen Erfolg gehabt; im Abgeordnetenhause ist die ganze Fraktion dem Kommando ihres Führers gefolgt. Aber nur dann kann dieser Sieg ein wirklicher sein, wenn die Regierung sich widerspruchslos dem konservativen Machtspruch fügt, wenn sie auf jeden Versuch, eine neue und bessere Wahlreform durchzusetzen, verzichten sollte. Was in dieser Beziehung in einzelnen Blättern angedeutet wird, ist natürlich nur Kombination. Vermutlich ist sich die Regierung darüber bis jetzt noch selbst nicht klar geworden. Läßt sie jedoch nun die Dinge einfach gehen, wie es die Konservativen wünschen, so bedeutet das für sie ruhmlose Unterwerfung, und so würde das auch der Meinung Berechtigung geben, daß es ihr selbst mit ihrer Vorlage gar nicht so recht ernst gewesen sei. Es ist ja unzweifelhaft eine Schuld der Regierung selbst, daß der Versuch so ergebnislos gewesen ist, eine Schuld deshalb, weil sie recht unfroh an die Sache gegangen ist, weil offenbar manche Kräfte in der Regierung sogar



dagegen gearbeitet haben, die es denn auch zuwege brachten, daß es nach außen offiziell und offiziös so hingestellt wurde, als ob eigentlich am Wahlrecht gar nichts zu reformieren sei. Aus diesen Erwägungen heraus kam es denn ja auch zu einer Vorlage, die nicht Fisch und nicht Fleisch war, die niemand befriedigte, und bei der man deutlich herausmerkte, daß möglichst an den Parteiverhältnissen nichts geändert werden sollte. Und lau und gleichgültig war auch die Vertretung dieser ‚Reform' und schwächlich das Verhalten gegenüber den Parteien, die sie noch mehr verschlechtern wollten. Was Wunder, daß die Meinung entstand, die Regierung habe nur widerwillig die Bülowsche Erbschaft aus den früheren Blockzeiten übernommen, und daß der schwarz-blaue Block glaubte, er könne mit dieser Regierung nach Belieben umspringen. Dagegen hat der Ministerpräsident erst zum Schluß einige Energie aufgewandt; zu einem entschiedenen Durchgreifen aber ist es nicht gekommen, und das war bei einer so lauen und unzureichenden Vorlage auch unmöglich.

Die eine Lehre hat der jetzige Ausgang mit aller Deutlichkeit gegeben, daß nur eine großzügige Reform, die sich nicht in kleinliche Rechenkunststücke auflöst, Aussicht auf Erfolg und auf Beruhigung der Massen hat. Entschließt sich die Regierung dazu, dann wird der Sieg der Reformgegner nur ein scheinbarer und schnell vorübergehender sein. Im anderen Fall bleibt die Regierung der Besiegte und Unterworfene, und dann hat die konservativ-klerikale Koalition ihren Erfolg gegen die Bülowsche Politik, als deren unangenehmster Bestandteil den Konservativen ja immer das Versprechen der Wahlreform gegolten hat, bis zu Ende durchgeführt. Dies Versprechen hinter dem Herd möchten sie ein für allemal beseitigt wissen. Das heutige Wahlrecht ist ja nach der Meinung des Herrn v. Heydebrand ausgezeichnet — als Mittelstandswahlrecht habe es sich bewährt, so behauptete er im Gegensatz zu den Tatsachen — und nachdem man nun zu diesem ausgezeichneten Wahlrecht zurückgekehrt ist, soll nach den Wünschen der Konservativen in ‚besonnenen Kreisen' Ruhe eintreten. Man wird bald genug merken, wie ‚unbesonnen' das preußische Volk ist, so unbesonnen, daß es, wenn die Regierung gleichgültig und schwach bleibt, aus eigener Kraft eine machtvolle Bewegung zur Durchsetzung einer gerechten Wahlreform schafft, die stärker sein wird als das Übelwollen und Widerstreben, und die von Halbheiten nichts mehr wissen will. Die Regierung hat es noch in der Hand, jetzt die Stimmung für sich auszunutzen, wenn sie bald offen und rückhaltlos sich zu einem entschiedeneren Reformplan bekennt. Das bisherige Objekt des Kampfes war dazu nicht geeignet, und darum war es auch kein Kampf um große Ziele, sondern um kleinliche Mandatspolitik. Nicht wie dem politischen Fortschritt zu dienen sei, sondern wie diese oder jene Partei eine Vermehrung der Mandate erlangen könne, darum wurde gestritten, und welches im ganzen die Wirkung auf den Bestand der Parteien sein würde, das war der Hauptgegenstand der Prüfung. Nach solchem Gesichtspunkt kann man natürlich kein Wahlrecht reformieren und im Volke keine Befriedigung schaffen. Es ist gut, daß dieser kleinliche Handel zerstört und damit all die Unaufrichtigkeit nutzlos geblieben ist, als deren Meister sich wieder Freiherr v. Zedlitz hervorgetan hat. . . ."

* * *

Und die Regierung hat denn auch in der Tat „die Stimmung ausgenutzt", hat sich „offen und rückhaltlos zu einem entschiedenen Reformplan bekannt". Nämlich zu einer „Reform" der — — königlichen Zivilliste. Es konnte ja auch schlechterdings kein günstigerer Augenblick dafür gewählt werden, als just der nach dem Scheitern einer preußischen Wahlreform. Nachdem dergestalt die dringendste Forderung der großen Mehrheit des preußischen Volkes und nicht zuletzt seiner geistig und wirtschaftlich führenden Schichten glatt beiseite geschoben worden, gab es in der Tat keine populärere Forderung, als die einer Aufbesserung der königlichen Finanzen. — Ja, ist es denn etwa nicht an dem? Ist die Erhöhung der preußischen Zivilliste nicht von allen Parteien des Abgeordnetenhauses, ausgenommen die ruppigen paar Sozialdemokraten, mit solcher Begeisterung begrüßt worden, daß sie dicht daran war, ohne vorhergehende Kommissionsberatung schlankweg im Plenum angenommen zu werden?

„Als vor ungefähr anderthalb Jahren" — schärft die „Berl. Volksztg." ein allzukurzes Gedächtnis — „übereifrige Höflinge den Gedanken einer Erhöhung der Zivilliste in die überloyale Presse hineinwarfen, wurde gegen diese Idee allenthalben, auch in konservativen Kreisen, ein solcher Unmut laut, daß die Urheber der grandiosen Idee schleunigst klein beigaben und den Gedanken aus der öffentlichen Diskussion zurückzogen. Jetzt sind die Verfechter der Erhöhung der Zivilliste kühner geworden. Sind es höfische Kreise, die sich dem Kaiser gefällig zeigen wollen; sind es Regierungskreise, die von ähnlichen Absichten geleitet werden; sind es beide Arten von Loyalitätsträgern, die um die Ausführung der Idee einen edlen Wettstreit eingehen wollen — man weiß es nicht. Jedenfalls genügt es, daß die Dinge bereits zur Beratung in den Fraktionen des Abgeordnetenhauses gediehen sind. Ob man glaubt, auf diese Weise die öffentliche Meinung besser als damals überrumpeln und das murrende Volk vor eine vollendete Tatsache stellen zu können? (Alles schon prompt erledigt. D. T.)

Der deutsche Kaiser bezieht außer einem ihm zustehenden ‚Dispositionsfonds' von etlichen hunderttausend Mark als König von Preußen eine Zivilliste von rund sechzehn Millionen Mark. Das sind etwa 15 900 000 *M* mehr, als der höchste Beamte des Reiches unmittelbar nach dem Kaiser, also der Reichskanzler, bezieht. Mit einem sicheren, von jeder störenden Konjunktur vollständig unberührt bleibenden Jahreseinkommen von sechzehn Millionen Mark kann auch eine zahlreiche Familie, selbst mit umfassenden Repräsentationspflichten, sehr gut leben. Der alte Kaiser Wilhelm bezog eine Zivilliste, die um 3 500 000 *M* kleiner war. Gleichwohl hatte er während seiner Regierungszeit 54 Millionen Mark zu sparen verstanden. Man kann dabei nicht sagen, daß er es da, wo es angebracht war, an der Entfaltung des traditionellen königlichen Glanzes hat fehlen lassen. Allerdings, in bezug auf pomphafte Repräsentation hat nach seinem Tode ein Übermaß Platz gegriffen, das seit Jahren sogar in sehr loyalen Kreisen als bedenklich und höchst einschränkungsfähig erachtet wird. Niemand wird wünschen, oder wird es für notwendig halten, daß die Zivilliste erhöht werden müsse. weil etwa noch mehr ‚repräsentiert', noch mehr Glanz entwickelt werden müsse, Ganz im Gegenteil ist man im Volke der Meinung, daß hier aus Zweckmäßigkeits-

und Sparsamkeitsgründen eine Einschränkung dringend geboten ist. Ein übermäßiger Pomp entspricht kaum noch den geläuterten Anschauungen über den Wert oder Unwert äußerer Prachtentfaltung. Man sollte in dieser Beziehung den Vortritt neidlos den amerikanischen Milliardären überlassen. In unserem Volke weiß jedermann, was es heißt, die hohen Steuern für die notwendigen Staatsaufgaben aufzubringen. (Die Krone selbst, auch ihr Privatvermögen, ist von jeder Steuer frei.) Am Haushaltsetat wird aus Sparsamkeitsgründen sogar da geknappst, wo im Interesse der notleidenden Kulturaufgaben ein zehnfach reichlicherer Aufwand von klingender Münze gemacht werden müßte. Dann aber zuckt der Finanzminister nebst den Ressortministern die Achseln. Und nun will man ohne jede innere Notwendigkeit mit vollen Händen wiederum etliche Millionen jährlich mehr hingeben, als bisher? Haben denn die Höflinge, die mit solchen Vorschlägen herausrücken, keine Empfindung dafür, wie eine solche Zumutung gerade in jetziger Zeit auf das Volk wirken muß? Glauben sie wirklich, daß sie auf diese Art dem ‚monarchischen Gefühl', auf dessen möglichst ausgiebiges Vorhandensein im Volke sie doch stets einen gewissen Wert gelegt zu haben scheinen, einen neuen und ersprießlichen Anstoß geben werden? Glauben sie, man wird es im Volke durchweg für notwendig halten, daß die preußische Krone heute über mehr als 50 Schlösser verfügt, deren Unterhaltungskosten ungeheure Summen verschlingen? Oder würde nicht ein Friedrich Wilhelm I., wenn er heute plötzlich das Riesenheer von höchsten und hohen Hofchargen bis zu dem gewaltigen Korps der untersten Hofchargen musterte, imstande sein, hier seine durchgreifende Sparsamkeitspolitik so gut spielen zu lassen, wie er es gegenüber dem Hofstaate seines prunkliebenden Vorgängers getan hat? Und das alles, ohne daß die reale Machtstellung seiner Dynastie und des preußischen Staates auch nur um einen Deut geschwächt oder vermindert worden wäre! ...

Von der Notwendigkeit einer abermaligen Erhöhung der Zivilliste wird sich im Volke niemand überzeugen lassen. Wohl aber wird jeder Steuerzahler mit vollem Rechte sagen: Werden uns unter den Wirkungen der von einer drückenden Mehrbelastung zur anderen schreitenden Finanzpolitik des Reiches und Preußens immer neue Opfer zugemutet, müssen wir uns immer neue Einschränkungen auferlegen, dann muß es auch die noch immer überreichlich dotierte Krone tun, deren riesiges Privatvermögen zu den Steuerlasten des Landes nicht einmal herangezogen wird und die als die größte Grundbesitzerin des Landes und Reiches auch die kolossalen Mehreinnahmen genießt, die der deutschen Landwirtschaft durch die agrarische Gesetzgebung des Reichstages zugeschoben worden sind ..."

Auch wer die Sache selbst nicht so tragisch nehmen, sich bei diesem Einzelfall nicht zu so heißer Entrüstung aufschwingen kann, wer schließlich für ein paar Millionen mehr oder weniger — was machen die bei unserer berühmten preußischen „Sparsamkeit!" — nur ein fatales Augurenlächeln hat: auch der wird immerhin durch die Begründung dieser „Reformvorlage" nicht wenig verblüfft gewesen sein. Ist sie doch nicht nur von wahrhaft erfrischender Naivität, sondern zum Teil direkt dem sozialdemokratischen Agitationsmaterial entlehnt. Denn als

erster Grund für die Erhöhung der Zivilliste wird — ganz nach dem Muster der Lohnerhöhungsforderungen der Arbeiter — die allgemeine Lebensverteuerung (hohe Fleischpreise!) angeführt, von der „der Hofhalt des Königs ebenso nachdrücklich betroffen werde, wie der Haushalt jedes deutschen Bürgers". Diese Begründung nennt nun ein Zentrumsblatt, die „Westfälische Rundschau", einfach eine „Dreistigkeit". „Würde," so schreibt das Blatt, „ein deutscher Bürger, der dreißig Millionen Mark jährlich zu verzehren hat, den Wunsch nach einer Erhöhung seines Einkommens mit der allgemeinen Lebensverteuerung begründen, so würde man das mit Recht als eine Verhöhnung des notleidenden Volkes bezeichnen dürfen. Aber die offiziöse Berufung auf die allgemeine Lebensverteuerung ist auch eine dreiste Unwahrheit, weil diese allgemeine Lebensverteuerung dem Hause Hohenzollern weit mehr Einnahmen bringt, als sie ihm Ausgaben verursacht. Die künstliche Preissteigerung aller Lebensmittel durch Zölle, das Steigen des arbeitslosen Einkommens aus der Bodenrente kommt dem Kaiser als einem der größten Grundbesitzer des Reiches in besonders hohem Maße zugute. . . ."

Und die prompte Bereitschaft der bürgerlichen Parteien entlockt dem katholischen Blatte gar den Ruf: „Pfui über das Höflingspack!" Das Zentrum, „als echte Volkspartei", werde dieser Forderung gegenüber „selbstverständlich nur ein glattes Nein haben. Nein und abermals nein!" War das Zentrumsblatt wirklich so schlecht über die Absichten der eigenen Partei orientiert?

Die dreieinhalb Millionen jährlicher Zulage, erklärte der preußische Finanzminister v. Rheinbaben dem Abgeordnetenhause, seien um so notwendiger, als das Privatvermögen der Krone nur „gering" sei. „Was der Finanzminister unter ‚gering' versteht," bemerkt dazu der „Vorwärts", „ergibt sich schon aus seiner weiteren Bemerkung, daß die Krone das Besitztum der verstorbenen Kaiserin Elisabeth auf Korfu — ein Millionenobjekt! — von einer ‚kleinen' Erbschaft gekauft habe!

Wie ‚gering' das Privatvermögen der Krone ist, ergibt sich aber weiter schon aus der Tatsache, daß das Kronfideikommiß einen Besitz von fast 100 000 Hektar umfaßt, davon 36 000 Hektar Wald und 27 000 Hektar Äcker! Das sind insgesamt ungefähr 18 deutsche Quadratmeilen!

Allerdings: Herr v. Rheinbaben behauptete, daß der Ertrag aus diesem Riesenbesitz nur 1 700 000 ℳ ausmache, keineswegs, wie bürgerliche Blätter behauptet hatten, acht Millionen. Die sozialdemokratischen Abgeordneten riefen dem Finanzminister am Dienstag sogleich zu: ‚Muß das eine Wirtschaft sein!'

Und in der Tat: wie muß es um die Verwaltung der Krongüter aussehen, wenn diese Güter pro Hektar oder vier preußische Morgen nur einen Ertrag von 17 ℳ abwerfen! Ein paar Vergleichszahlen mögen das beweisen. Die gesamte Wirtschaftsfläche Preußens umfaßt 34,8 Millionen Hektar. Der Kronbesitz beträgt also den 350. Teil dieser gesamten Wirtschaftsfläche. Wenn der Ertrag des gesamten preußischen Grundbesitzes ebenso hoch wäre wie der der Krongüter, würde er sich auf 600 Millionen belaufen, d. h. auf den zehnten Teil seines

wirklichen Ertrages! Statt also den Steuerzahlern 3½ Millionen abzuknöpfen, sollte man der Krone lieber nahelegen, die unglaubliche Wirtschaft auf ihren Gütern doch erst einmal einer Reorganisation zu unterziehen!

Wie unglaublich niedrig der Ertrag der Krongüter ist, dafür noch ein anderes Beispiel. Die Forsten des Kronfideikommisses umfassen 36 000 Hektar. Der preußische Staatsbesitz an Forsten beträgt 2,6 Millionen Hektar. Aus diesem Besitz wurde 1907 allein aus Holzverkäufen ein Reinerlös von 106 Millionen Mark erzielt. Da der Besitz der Krone den 70. Teil der Staatsforsten ausmacht, darf man also auch auf den 70. Teil des Reinerlöses aus den Holzverkäufen rechnen, also auf eine Einnahme von 1,4 Millionen Mark, das heißt annähernd die Summe, die nach Herrn v. Rheinbaben den Gesamtertrag aus dem ungeheuren Landbesitz der Krone bilden soll!"

Wenn sich also, meint der „Vorwärts", die königlichen Prinzen unter sachverständiger Anleitung nur ein klein wenig der Verwaltung des enormen Grundbesitzes der Krone widmen wollten, würden sie mit Leichtigkeit die 3½ Millionen herauswirtschaften können! Daß aber das Volk für die schlechte Wirtschaft der Kronfideikommißverwaltung aufkommen solle, sei doch „eine geradezu unglaubliche Zumutung!"

Allerdings sei man so vorsichtig gewesen, „die geforderte Lohnzulage" (hier haben wir das famose Echo auf die famose Begründung!) in zwei Teile zu zerlegen: „Man fordert nämlich als eigentliche Erhöhung der ‚Kronfideikommißrente' zwei Millionen Mark. Dann aber fordert man zweitens noch 1 500 000 ℳ Beihilfe für den Aufwand, den die Krone für die Theater in Hannover, Kassel, Wiesbaden und Berlin leistet. Die Gründe für diese Zerlegung sind klar. Die Forderung der Erhöhung der Zivilliste um 3½ Millionen Mark wäre zu unpopulär gewesen, darum stellte man die getrennten Forderungen auf. Da aber aus der einen ungeteilten und in Wirklichkeit auch unteilbaren Zivilliste auch bisher die Aufwendung für die genannten Kunstinstitute gemacht wurden, bleibt es trotz des gekünstelten Verschleierungsversuches bei der runden Tatsache, daß an Lohnzulage [Nr. 2! D. T.] für die Krone nicht weniger als 3½ Millionen verlangt werden! Da die gegenwärtige Zivilliste nicht weniger als 15,7 Millionen beträgt, soll sie auf die Höhe von 19,2 Millionen gebracht werden!

Die Begründung dieser Lohnzulage [Nr. 3! D. T.], die dem Gesetzentwurf beigegeben, ist ganz die gleiche, die man bereits in der offiziösen Presse lesen konnte. Da heißt es, daß die Krone sich im Jahre 1820, als sie die sämtlichen Domänen und Forsten dem Staat ‚überlassen' habe, sich nur eine Rente von 7,7 Millionen Mark vorbehalten habe. Die Krone habe also keinen Anteil an den steigenden Erträgen der Domänen und Forsten, die allein dem Staat zugute gekommen seien, gehabt. Als ob es sich bei der damaligen Abtretung überhaupt um das Privateigentum des Königs gehandelt habe! Während der absolutistischen Zeit existierte ja kaum ein Unterschied zwischen dem königlichen und dem staatlichen Eigentum. Für den König galt damals das Wort: Der Staat bin ich! Im Jahre 1820 aber war dies Wort denn doch längst veraltet! Die Überlassung der Domänen und Forsten an den Staat bedeutete eben nichts als die Trennung des

Staatseigentums von dem Privateigentum der Krone. Der Staat, an den damals die Domänen übertragen wurden, mußte zugleich die Verpflichtung der Verzinsung und Tilgung der gesamten damaligen Staatsschuld von zirka 180 Millionen Talern übernehmen! Und die Krone glaubte sicherlich kein schlechtes Geschäft zu machen, wenn sie sich bei dieser Auseinandersetzung mit dem Staate eine Jahresrente von 2½ Millionen Talern, den Kronfideikommißfonds, sicherte.

Durch diese Auseinandersetzung waren alle Ansprüche der Krone auf den Ertrag der Staatsdomänen und Forsten ein für allemal erloschen. Es ist deshalb geradezu lächerlich, auf den gestiegenen Ertragswert dieses Staatseigentums hinzuweisen. Als ob übrigens nicht auch inzwischen die Ausgaben des Staates, zu deren Deckung auch die Überschüsse der Domänen und Forsten beizutragen haben, außerordentlich gestiegen wären!

Aber der Staat hat inzwischen längst ein übriges getan. Dreimal hat er seitdem eine ganz beträchtliche Erhöhung der Zivilliste, die mit 7,7 Millionen Mark doch wahrhaftig eine stattliche Höhe besaß, vorgenommen. So wurde der Krone im Jahre 1859 eine Lohnzulage [Nr. 4! D. T.] von 1 500 000 ℳ gewährt, im Jahre 1868 eine weitere Zulage um 3 Millionen Mark und endlich im Jahre 1889 eine Zulage um gar 3 500 000 ℳ. Damit war die Krondotation durch den Staat auf 15¾ Millionen gestiegen, auf eine Höhe also, die doch wahrhaftig auch unter den heutigen teueren Zeitläuften selbst für eine zahlreiche Familie mehr als ausreichen sollte.

Wenn ein so großes Wesen gemacht wird von dem großen Aufwand für die Hoftheater, so sei demgegenüber auf Grund der Denkschrift selbst festgestellt, daß die sämtlichen Aufwendungen aus der Zivilliste für die Kunst sich nur auf 2 769 069 ℳ belaufen. Es bleiben also trotz dieser Dotationskosten noch immer 13 Millionen zur Befriedigung der übrigen Bedürfnisse der königlichen Familie übrig. Und wenn weiter darauf hingewiesen wird, daß die Hofverwaltung neuerdings wieder, dem Vorgehen des Staates folgend, eine Gehaltsaufbesserung der höfischen Beamten und Diener habe vornehmen müssen, die nicht weniger als eine Million verschlungen habe, so scheint denn doch die Zahl der Beamten und Lakaien eine so ungeheuerliche zu sein, daß eine Einrichtung des Haushalts auf etwas bescheidenerem Fuße dringend zu wünschen wäre!“

Selbst das Argument, daß die Apanagierung der vermählten und unvermählten Prinzen des königlichen Hauses, deren Zahl sich seit 1889 mehr als verdoppelt habe, gleichfalls einen Mehrbedarf erfordere, der auf weit über eine Million zu schätzen sei, vermag den „Vorwärts“ nicht zu rühren. Mit 15¾ Millionen müsse auch die zahlreichste Königsfamilie auskommen können, sofern die vielgerühmte preußische Sparsamkeit nicht eine leere Legende sei.

Außerdem dürfe eben auch nicht übersehen werden, daß die königliche Familie keineswegs arm sei wie eine Kirchenmaus, sondern im Gegenteil ein kolossales Vermögen besitze: „Zu ihm gehören mehr als 90 Herrschaften, Rittergüter, Pachtgüter und Vorwerke. Und diese vielen Quadratmeilen Landes sind doch von der enormen Steigerung des Ertrages der Landwirtschaft keineswegs ausgeschlossen

gewesen! ... Eine enorme Steigerung hat der Ertrag ja allein durch die Zollgesetzgebung erfahren. Genosse Singer machte in dieser Beziehung bereits am 11. Dezember 1901 im Reichstag folgende Ausführungen:

Meine Herren, ich habe noch einen Besitzer, der sehr begütert ist in Preußen. Die Güter dieses Herrn verteilen sich über die Provinz Brandenburg, die Provinz Schlesien, die Provinz Sachsen, die Provinz Pommern, die Provinz Schleswig-Holstein, die Provinz Posen und die Provinz Westpreußen. Dieser Herr besitzt eine Gesamtfläche von 96 650 Hektar. Davon sind Äcker ohne Anrechnung der Wiesen, der Hütung, des Ödlandes und der Wald- und Wasserflächen 27 216 Hektar. Meine Herren, hiervon sind nach den allgemeinen Annahmen mindestens 13 608 Hektar mit Getreide, welches zum Verkauf dient, bebaut. Mithin beträgt die Jahreseinnahme, welche dieser Besitzer bei dem jetzigen Zoll aus seinem Getreideverkauf hat, 13 608 mal 35 gleich 476 280 M. Das ist, wenn ich diesen Betrag kapitalisiere, eine Summe von 9 524 600 M. Und wenn ich den Getreidezoll, den der Bundesrat haben will, zugrunde lege, dann bezieht dieser Herr eine Mehreinnahme bei dem Verkauf des Getreides durch den Getreidezoll von 680 400 M, oder der Wert seiner Besitzungen erhöht sich durch den Zoll um 15 608 000 M. Wissen Sie, meine Herren, wer dieser Besitzer ist? Das ist der deutsche Kaiser ...'

Man sieht also, daß mit der Steigerung der Ausgaben des kaiserlichen Haushaltes die Einnahmen aus der Krondotation und dem enormen Privatbesitz des Königs von Preußen mindestens gleichen Schritt gehalten haben. Aber auch einzelne Glieder der königlichen Familie haben eine sehr erhebliche Steigerung ihrer Einnahmen erfahren. Wie groß insgesamt der Besitz des Kronprinzen ist, vermögen wir im Augenblick nicht festzustellen. Nur das wollen wir hiermit konstatieren, daß der Kronprinz von dem im Jahre 1884 verstorbenen Herzog Wilhelm von Braunschweig das Thronlehen Fürstentum Öls mit den Schlössern Öls und Bernstadt und 15 Gütern mit 9238 Hektar Landbesitz ererbt hat. Das sind weit mehr als anderthalb Quadratmeilen Landes! Das ist ein Besitz im Werte von vielen Millionen! Wie wir also auch die Situation der preußischen Königsfamilie betrachten mögen: daß hier von irgend einer Bedürftigkeit die Rede sein könnte, will uns nimmermehr einleuchten!"

Es liege also auf der Hand, daß kein gewissenhafter Volksvertreter der Erhöhung der Zivilliste zustimmen könne! Daß die bürgerlichen Parteien das trotzdem fertig brächten, liege „nur an dem Wunsche, sich bei der Krone lieb Kind zu machen, um so eher auf Gegengefälligkeiten rechnen zu können. Im Jahre 1889 stimmte noch Eugen Richter mit acht freisinnigen Abgeordneten gegen die damalige Forderung der Erhöhung der Krondotation, während die aus 16 Mitgliedern der Freisinnigen Partei bestehende Mehrheit dem Gesetzentwurf schon damals ihre Zustimmung gab ..."

Die Sozialdemokratie könne Herrn v. Bethmann-Hollweg übrigens nur von Herzen dankbar für diese Vorlage sein, die er so kurz vor Toresschluß noch eingebracht hat: „Nach der jammervollen Wahlrechtskomödie bildet diese 3½ Millionen-Forderung für die Krone den würdigen Abschluß der glorreichen Taten des Dreiklassenparlaments! Dreieinhalb Millionen Lohnzulage [Nr. 5! D. T.]

für die Krone, aber nicht das mindeste Zugeständnis an das Volk... — das ist die wirksamste Charakteristik der unheilvollen Tätigkeit des Geldsackparlaments, die sich überhaupt denken läßt!“

Es wäre wahrlich das Verkehrteste, solche Kundgebungen unter den Tisch fallen zu lassen, wenn das überhaupt für die breiten Massen des Volkes in irgend welcher Macht läge. Denn es wäre lächerliche Vogelstraußpolitik. Was nützt's denn auch, daß der „loyale Bürger“ nichts davon erfährt? Gerade ihm kann nicht nachdrücklich genug zu Gemüte geführt werden, welche genialen Methoden bei uns ersonnen werden, das moralische „Ansehen der Monarchie zu heben“ und den „Umsturz zu bekämpfen“. So „paukt“ sich eine Regierung in dem Augenblicke heraus, in dem sich ihre wichtigste Staatsaktion als nutzlos verschmierte Makulatur, müßiges Geschwätz erwiesen hat und das Volk auch um die bescheidensten seiner berechtigten politischen Forderungen geprellt worden ist! Dem so über alle Maßen kläglich verunglückten, so hinterhältig schwächlichen Versuch, „ein Wort der Krone einzulösen“, folgt unmittelbar auf dem Fuße die Forderung eines Geldopfers vom Volke für die Krone! Die Sozialdemokratie verdiente ja ins Narrenhaus gesteckt zu werden, wenn sie nach solchen Bissen nicht mit beiden Händen griffe, mit Heißhunger über sie herstürzte.

Da müssen denn auch die Intransigenten in der Partei wieder Oberwasser gewinnen. Während die Mittel nicht aufzubringen sind, den Invaliden des deutschen Heeres ein nur menschenwürdiges Dasein zu verschaffen, so offenbart sich Franz Mehring in der „Neuen Zeit“, — verlangt Bethmann-Hollweg justament eine Erhöhung der Zivilliste. „Zunächst feiert er die ‚Selbstlosigkeit‘ der preußischen Krone — wobei er einen gar nicht liebenswürdigen Seitenblick auf die ‚meisten anderen‘ deutschen Kronen wirft —, weil sie die eigenen Interessen hinter die Interessen des Staates habe zurücktreten lassen und ‚bereits durch königliche Verordnung vom 17. Januar 1820 die sämtlichen Domänen und Forsten gegen eine feste Rente von 2½ Millionen überlassen habe‘. Herr v. Bethmann-Hollweg verschweigt hier schamhaft, wem die Krone die Domänen und Forsten überlassen habe. Nämlich den Staatsgläubigern.

Die Domänen und Forsten sind niemals privates Eigentum der Krone gewesen, auch nicht nach den Anschauungen des alten Absolutismus, der in ihnen vielmehr, wie wir ... durch den alten Fritz hörten, eine ‚Bundeslade‘ sah, ‚an die keine unheilige Hand rühren‘ dürfe. Allerdings wurde aus ihrem Ertrag auch der Unterhalt der königlichen Familie bestritten, aber eben nur so wie andere Staatsausgaben auch. Nun hatten die preußischen Könige Friedrich Wilhelm II. und Friedrich Wilhelm III. mit der ‚Bundeslade‘ sehr ‚unheilig‘ gewirtschaftet, so daß der preußische Staat 1820 vor dem Bankrott stand. Er entging ihm dadurch, daß die Krone sich den Staatsgläubigern gegenüber verpflichtete, keine neuen Anleihen ohne Zustimmung von Reichsständen aufzunehmen, und daß sie ihnen sämtliche Domänen und Forsten verpfändete, ‚mit Ausnahme der Domänen, welche zur Aufbringung des jährlichen Bedarfs von 2½ Millionen Talern für den Unterhalt der königlichen Familie notwendig sind‘. Also die Krone sicherte sich durch die Verordnung vom 17. Januar 1820 für den Fall des

Bankrotts, an dessen Rand ihre Politik den Staat geführt hatte, was Herr v. Bethmann-Hollweg dahin erläutert, daß sie die Interessen des Staates ihren Interessen vorgezogen habe. Als Logiker steht er leider nicht ganz so hoch wie als Philosoph.

Bei dieser wirklichen Lage der Dinge ist es natürlich der reine Nonsens, wenn Herr v. Bethmann-Hollweg weiter folgert: da der Wert der Domänen seit 1820 beträchtlich gestiegen sei, so müsse auch die Abfindungssumme beträchtlich gesteigert werden. Und diese Schlußfolgerung würde selbst dann ein Nonsens bleiben, wenn die Krone wirklich ein Eigentumsrecht an den Domänen besessen hätte. Mit demselben Rechte könnten ... die Bauern, deren Großväter und Urgroßväter bei der sogenannten Bauernbefreiung einen Teil ihres Grundbesitzes für Ablösung der Fronden an die Junker abtreten mußten, von den jetzigen Junkern den Wertzuwachs einfordern....

Dann beruft sich Herr v. Bethmann-Hollweg auf die Vermehrung der prinzlichen Hofhaltungen. Auch hier geht er weit hinter den alten Absolutismus zurück, der, so sehr er für seine illegitime Nachkommenschaft zu sorgen pflegte, doch in seinem eigenen Interesse sowohl wie im Interesse des Staates seine legitime Nachkommenschaft in gewissen Schranken zu halten pflegte. Der alte Fritz sah in den Prinzen ‚unglückliche, unbefriedigte Zwitterwesen, eine Art Amphibien‘, die man nicht über Gebühr vermehren dürfe, und es war ein Hausgesetz der preußischen Krone, daß nur die Söhne und Brüder von Königen ‚standesgemäß‘ heiraten dürften, womit gesagt war, daß ihre Haushaltungen von Staats wegen unterhalten werden müßten; alle entfernteren Verwandten blieben auf morganatische Ehen angewiesen. In den letzten Jahrzehnten aber ist dies Hausgesetz oft durchbrochen worden; selbst die Urenkel von Königen, wie der Prinz Friedrich Leopold, der mit einer Schwester der Kaiserin verehelicht ist, haben schon ‚standesgemäß‘ geheiratet, und wenn das so weitergeht, wie Herr v. Bethmann-Hollweg verheißt, so eröffnen sich für die preußischen Steuerzahler freilich liebliche Aussichten.

Endlich steift sich der philosophische Staatsmann auf — künstlerische Interessen. Von den 3½ Millionen, die er fordert, sollen 1½ Millionen für die Hoftheater verwendet werden. Daß die preußischen Hoftheater als wahrer Krebsschaden an der Kunst zehren, das ist seit Jahrzehnten eine allgemein bekannte und beklagte Tatsache; um nur ein Item anzuführen, so sei erwähnt, daß Herr Paul Lindau, nachdem er als Leiter eines Privattheaters künstlerischen Bankrott gemacht hatte, zum Leiter des Königlichen Schauspielhauses ernannt wurde und heute noch dieses Amtes waltet. Wir wollen indes auf das traurige Kapitel nicht näher eingehen, sondern uns abermals darauf beschränken, zu zeigen, wie der alte Absolutismus in diesem Punkte dachte. Der alte Fritz, so große Freude er am Theater hatte, schrieb doch, als die Zeiten schlecht wurden, an seinen Lindau, einen gewissen Arnim: ‚Die gegenwärtige Lage der Dinge bereitet auf ernste Szenen vor. Man kann deshalb sehr wohl auf komische verzichten, und aus diesem Grunde entziehe ich allen Schauspielern und Schauspielerinnen meines Theaters ihre Gehälter und Pensionen. Die Ihrigen sind darin einbegriffen, und nachdem Sie alle Schauspieler verabschiedet haben, wird es von Ihnen abhängen, sich ganz Ihren Liebschaften zu widmen.‘ Das war die Art des alten Absolutismus, die mindestens

für die Steuerzahler ihre entschiedenen Vorzüge hatte vor der Art des Herrn v. Bethmann-Hollweg. ..."

Herr von Rheinbaben ist da ja nun ganz anderer Ansicht. Nach ihm war es „ein Akt der Selbstlosigkeit", daß die Krone 1820 auf die Domänen und Forsten verzichtete. Wer einst zu den Füßen von Gneist oder Treitschke gesessen hat, werde bestätigen, daß alle Staats- oder Rechtslehrer die Vorgänge von 1820 als Akt der Selbstlosigkeit ansehen. Nun hat auch die „Vossin" sowohl zu Gneists wie zu Treitschkes Füßen gesessen, aber sie hat da etwas anderes gehört und zwar das genaue Gegenteil: „Es ist falsch, daß die Domänen und Forsten bis 1820 Krongut gewesen seien und nicht Staatsgut; Staatsrechtslehrer wie Hermann Schulze und Ludwig Rönne stehen der Darstellung des Ministers entgegen. Und was sagt Gneist? Herr von Rheinbaben hat wohl den Aufsatz in Stengels Wörterbuch nachgelesen. Da steht von Selbstlosigkeit kein Wort, wohl aber, daß Friedrich der Große in der Regel nur 220 000 Taler jährlich für die Bedürfnisse seines Hofstaats überwies, daß Friedrich Wilhelm III. zu den Grundsätzen der Sparsamkeit zurückkehren mußte, daß die Aufnahme von Anleihen die Verpfändung von Domänen nötig machte: ‚Andererseits wollte die Dynastie nicht darauf verzichten, die Bedürfnisse ihres Haus- und Hofhalts als ein Reservat auf die dauernden Einkünfte der Domänen zu fundieren.' Über 2½ Millionen Taler, mehr als das Zehnfache dessen, was Friedrich der Große genommen hatte. Und was sagt Treitschke? Er erklärt in Bluntschlis Staatswörterbuch: ‚Es ist unvergessen, daß von dem Vermögen der regierenden Häuser ein großer Teil auf Kosten des Landes entstanden ist', und als Friedrich Wilhelm III. in der Not Privatersparnisse angreifen mußte, habe er gesagt: ‚Von meinem Lande hab' ich es, ihm geb' ich es wieder.' Hat Herr von Rheinbaben also zu Gneists und Treitschkes Füßen gesessen, so scheint er sie mißverstanden zu haben."

* * *

Ein Mißverständnis des Herrn v. Rheinbaben muß es auch gewesen sein, daß er die Zivillisten-Vorlage offenbar für eine neue — Umsturzvorlage hielt. Denn seine Rede im Abgeordnetenhause war eine schon öfter von ihm gehaltene eindringliche Rede gegen den Umsturz, wie ihm das von dem nicht minder guten Gedächtnis eines sozialdemokratischen Abgeordneten bezeugt wurde. Auch Herr von Kroecher, der wegen seiner vorbildlichen Unparteilichkeit rühmlichst bekannte Präsident, Herr Jordan von Kroecher, war auf denselben Ton der Umsturzbekämpfung gestimmt. Verbot er doch dem Zehngebote-Hoffmann in einer Debatte über die Einkünfte der Krone besagte — „Krone" in die Debatte zu ziehen! Also nicht nur die Person des Königs, sondern auch „die Krone" schlechthin, eben die Krone, deren Finanzen zur Debatte standen. Und als sich der Sozialdemokrat als Sozialdemokrat, als überzeugter Anhänger des sozialdemokratischen Programms bekannte, das dem Vernehmen nach ja auch die Wählbarkeit des Staatsoberhauptes enthalten soll, da rief ihn der Herr Präsident — „wegen Hochverrates" (!) zur Ordnung!! Das erschien einem gut bürgerlichen Blatte, der nationalliberalen „Straßburger Post", eben „nur für einen ganz vorsintflutlichen

preußischen Junker erklärlich“. Es sei selbstverständlich das gute Recht einer Partei, sich über die Einrichtung der Staatsdienerschaft und über die Art der Ernennung der Staatsdiener ihre Ansicht zu bilden und diese Ansicht öffentlich zu vertreten: „Auch die Sozialdemokratie hat dieses Recht. Sie hat auch das Recht, Änderungen bestehender Gesetzesbestimmungen vorzuschlagen. Wer das Hochverrat nennt, sobald diese Vorschläge seiner eigenen mittelalterlichen Gehirnkonstruktion nicht begreiflich sind, gehört eben nicht in unsere moderne Zeit. Er sollte den Ritterpanzer anziehen und auf der Landstraße im Stegreif reiten. Herrn v. Kroechers Ordnungsruf war einfach Willkür, war Vergewaltigung. . . .“

* * *

Sozialdemokraten sollen eben im preußischen Landtag von Rechts wegen das Maul halten. Am besten wär's ja, es käme überhaupt keiner hinein, oder wer schon leider von ihnen hineingekommen, würde schleunigst von dem Leutnant mit den zehn Mann an die frische Luft befördert. Solange es ihnen aber gestattet wird, noch dort zu sitzen, haben sie sich mäuschenstill zu verhalten und zu Füßen erprobter Männer, wie Herr von Oldenburg, Kroecher u. a., deren Weisheit zu lauschen. Nicht einmal zu Kundgebungen des päpstlichen Stuhles dürfen sie sich äußern. Als wiederum der Zehngebote-Hoffmann in seinem Fürwitz auch in Sachen des heiligen Borromäus und der ihn auf so eigene Weise verherrlichenden päpstlichen Enzyklika das Wort nehmen wollte, wurde es ihm noch rechtzeitig abgeschnitten. Wer weiß auch, welche furchtbare Tempelschändung der Umstürzler sonst verübt, ob er nicht den päpstlichen Stuhl, Thron und Altar, oder gar den „schwarzblauen Block“ umgestürzt hätte.

Wenn durch diese Mundtotmachung des sozialdemokratischen Redners, der gleichzeitig der nationalliberale zum Opfer fallen mußte, angeblich die „Würde“ der protestantischen Kundgebung gewahrt werden sollte, so hat man in Wirklichkeit eher das Gegenteil erreicht. Solche Aktionen vertragen sich nur schlecht oder gar nicht mit kleinlichen Seitenhieben, durch die man noch so nebenher sein Mütchen an einem verhaßten Gegner kühlen will. Ja, man kann sich versucht fühlen, an der Größe und Tiefe einer „Entrüstung“ zu zweifeln, die noch so viel Raum für andere, weniger erhabene Empfindungen übrig läßt.

Kaum hatte der Papst auf die Note des preußischen Gesandten hin einige scheinbare Nachgiebigkeit bewiesen, da wurde denn auch schon mit tausend Zungen, mit Pauken und Trompeten ein ferchterlicher Sieg der preußischen Regierung, d. h. Bethmann-Hollwegs, ausposaunt. Nun bedeutete das „Errungene“, wie es in der „Nordd. Allgem. Ztg.“ verkündet wurde, in der Form zweifellos ein Entgegenkommen, in der Form sogar, wenn man will, einen „Rückzug“ des Papstes. Aber eben nur in der Form, beileibe nicht in der Sache. Das einzige positive Zugeständnis in der Erklärung des Vatikans war der angebliche „Befehl“ an die „deutsche“ Geistlichkeit, die „weitere“ Verkündigung und Veröffentlichung der Enzyklika zu unterlassen. Dieses angebliche Verbot scheint sich aber in einen bloßen Dispens auflösen zu wollen. Jedenfalls soll es nach der Auffassung des Vatikans nicht mehr bedeuten. Damit sänken aber auch die Freudenfeuer ob des Bethmannschen „Triumphes“ und der päpstlichen „Niederlage“ schon in ein kläglich Aschen-

häuflein zusammen. Bei einem Dispens kann unter keinen Umständen auch nur von einem zugestandenen Irrtum, geschweige denn von einem Rückzuge des Papstes die Rede sein. Oder gesteht vielleicht der Papst, der „Stuhl Petri", irgendwelchen Irrtum ein, wenn er einer Mischehe, einem Duell oder dergleichen einen „Dispens" erteilt, d. h. in dem einzelnen Falle kraft seiner kirchlichen Souveränität von einer Verhängung der vorschriftsmäßigen Kirchenstrafen in Gnaden absieht?

Es kommt aber noch schöner. Maßgebend darf für uns nicht die Auslegung der preußischen Regierung, sondern des Vatikans sein. Denn nicht auf die Auslegungen des Beleidigten, sondern auf die des Beleidigers kommt es bei einer von diesem für jenen abgegebene Ehrenerklärung an. Nun aber verkündet das amtliche Organ des Vatikans, der „Osservatore Romano", wörtlich:

„Am Abend des darauffolgenden Tages (14. Juni) notifizierte der preußische Gesandte mündlich dem Kardinal Staatssekretär, daß seine Regierung von den in der erwähnten Note enthaltenen Erklärungen mit Genugtuung Kenntnis genommen habe, und bemerkte, daß der preußische Ministerpräsident v. Bethmann-Hollweg ihn beauftragt habe, dem Heiligen Vater seinen aufrichtigen Dank für die in der gegenwärtigen Frage beobachtete Haltung zu übermitteln, und daß der Ministerpräsident in einer solchen Haltung eine wertvolle Garantie für die Fortsetzung der zwischen dem Heiligen Stuhl und der königlich preußischen Regierung bestehenden freundschaftlichen Beziehungen erblicke.

Es ist außerdem kaum notwendig, zu bemerken, wie völlig grundlos die Behauptung der Blätter war, die von einer angeblichen Zurückziehung der Enzyklika seitens des Heiligen Vaters sprach. In der Tat ist die Enzyklika selbst vom Heiligen Stuhl mittels und gemäß der am 29. September 1908 über die Promulgation kundgemachten Pontifikalverfügung in der ganzen Welt veröffentlicht worden. Im Hinblick auf die infolge dieser Veröffentlichung entstandene Agitation (sprich: ‚Hetze!') hat der Heilige Vater unterdessen aus eigener Initiative aus Gründen der Klugheit (von wegen der Dummheit der mißverstehenden Deutschen) zur richtigen Zeit die notwendigen Maßnahmen getroffen, damit die Enzyklika weder in den Kirchen noch in den Diözesan-Verordnungsblättern weiterhin veröffentlicht werde."

Also: „aus eigener Initiative" hat der Papst „aus Gründen der Klugheit", und zwar zu der ihm „richtig" erscheinenden Zeit die ihm „notwendig" erscheinenden „Maßnahmen" getroffen, damit usw. Das klingt denn doch etwas anders, als was man aus der Veröffentlichung des preußischen Regierungsanzeigers herauslesen zu dürfen glaubte. Und vor allem ist und bleibt „die Behauptung, die von einer angeblichen Zurückziehung der Enzyklika seitens des Heiligen Vaters sprach, völlig grundlos". Wuchtiger, schärfer konnte der Vatikan seine Auffassung nicht aufpflanzen, jede abweichende ein für allemal abschneiden. Da läßt sich schwer noch gegen die sonst keineswegs vorbildliche Logik ankämpfen, mit der die „Tägl. Rundschau" folgert: „Der Vatikan will nichts zurückgenommen haben, also bleiben, soweit es an ihm liegt, die Schmähungen

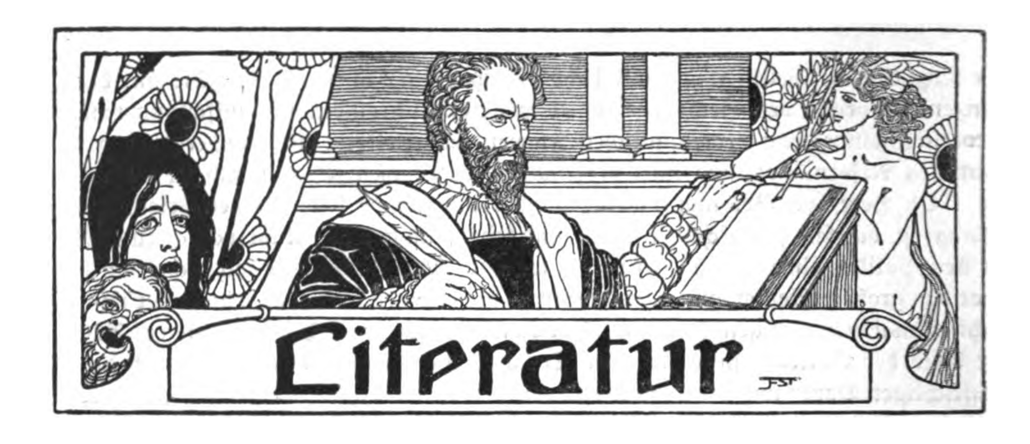
der Enzyklika in Geltung und wir haben in ihnen nach wie vor die mit der ganzen Autorität des Heiligen Stuhles angetane ultramontane Auffassung vom Protestantismus, von protestantischen Fürsten und Völkern, insbesondere von der deutschen Reformation und dem protestantischen Preußen-Deutschland zu sehen."

Ob Herr von Bethmann-Hollweg nicht nachgerade selbst zu der Erkenntnis gelangt ist, daß sein „aufrichtiger Dank" und seine sonstigen Loyalitätsversicherungen an den Vatikan ein wenig verfrüht waren? Was hatten wir nicht schon alles über den großen Staatsmann lesen dürfen, dem gelungen war, was keinem vor ihm, nicht einmal dem einzigen Bismarck! Der Rombezwinger und Papstbezwinger! Ach, der Neid der Götter gönnte ihm den Triumph nicht lange. Ungerührt durch den „aufrichtigen Dank" und die sonstigen Loyalitätsversicherungen, um so gereizter aber durch die „Behauptung von einer angeblichen (!) Zurückziehung", zupft ihm der „angeblich" Besiegte den frischgepflückten Lorbeer lächelnd von der Philosophenstirn —: „Teures Theobäldchen, bilde dir doch so was nicht ein! Du — uns besiegen!!"

Eine andere Frage ist, ob ohne eine ganz bestimmte, mit überzeugender Entschlossenheit abgegebene Erklärung Preußens, auch vor dem äußersten Schritt nicht zurückzuscheuen, d. h. die Botschaft am Vatikan aufzulösen, mehr zu erreichen war. Aber darauf wollte man es im Ernstfall nicht ankommen lassen. Und Rom wußte, daß man sich auch mit Konzessionen in der Form zufrieden geben würde. In der Form ist es denn auch in der Tat weiter entgegengekommen, als es sonst dazu geneigt ist.

Dies zur Orientierung in den Tatsachen und um der Bildung von „Geschichtslügen" vorzubeugen, die Nebelgespinste wirken, wo wir Klarheit brauchen. Es ist von Rom schon Übleres über Reformation, evangelische Völker und sogar Fürsten gesagt worden und wird auch in Zukunft dann und wann gesagt werden. Aber es ist doch ein sehr Erfreuliches bei diesem Anlaß zutage getreten, daß nämlich alle aufrichtig Gebildeten, katholische nicht weniger als evangelische, in der Empfindung einig waren: dergleichen ist eine historische Anomalie; es gehört überhaupt nicht mehr in unsere Zeit; es kompromittiert alle wahre Religion, religiöse, sittliche und geistige Kultur. Richtet künstlich Schranken auf, wo das wirkliche Leben längst keine mehr kennt noch duldet, will Haß und Unfriede säen, wo das Bedürfnis nach Frieden und Eintracht bei allen Teilen gleich dringend, ja herrschend ist. Geradezu symbolische Bedeutung gewinnt da die Haltung des Königs von Sachsen, der als guter und treuer Katholik in eigener Person und aus eigener Initiative Verwahrung gegen Verunglimpfungen des evangelischen Deutschlands durch das Oberhaupt seiner Kirche bei eben diesem Oberhaupte eingelegt hat. Das — und die Meinung so vieler deutscher Katholiken, darunter hervorragender katholischer Würdenträger, wird auf Rom vielleicht mehr Eindruck gemacht haben, als die Note (oder Nöte?) des preußischen Gesandten. So ist der letzte Eindruck doch ein erfreulicher: daß auch das katholische Deutschland zwar katholisch, aber erst recht gut deutsch bleiben will, und daß es römische Unkultur, Unwissenheit und Anmaßung, ohne Schaden an seiner Seele zu nehmen, schmerzlos entbehren kann.





Oberammergau

Von

Dr. Karl Storck

Oberammergau ist ein Erlebnis, mit all dem Auf und Ab eines solchen, wertvoll auch in seinen Enttäuschungen.

Ja, ich habe auch solche erlebt, obwohl ich nicht genau sagen kann, wo sie liegen. Denn ich hatte meine Erwartungen in künstlerischer und menschlicher Hinsicht so niedrig eingestellt, d. h. richtiger: ich hatte mich so bemüht, ohne vorhergefaßte Erwartungen hinzugehen, daß ich eigentlich vor Enttäuschungen hätte gesichert sein müssen. Trotzdem — ich kann und mag es nicht leugnen — schmeckte und schmecke ich einen bitteren Bodensatz in dem Trunke, der so freudig gespendet wird, und den ich so gerne froh genießen wollte.

Denn freilich, darauf hat das Oberammergauer Passionsspiel Anspruch, daß man ihm nicht von vornherein in kunstkritischer Stimmung entgegentritt. Dieses kritische Eingestimmtsein ist willig gebotenen Gaben gegenüber nie berechtigt, jedenfalls der bitterste Feind des Genusses und der Erhebung. Das Passionsspiel hat in erhöhtem Maße die Rechte, die Schopenhauer jedem Kunstwerk zusprach: daß man davor hinzutreten habe, wie vor einen König, und abwarten müsse, ob man angeredet werde. Denn dieses Passionsspiel ist nicht die Willkürtat eines einzelnen, der uns auffordert zu seinem Tun Stellung zu nehmen dadurch, daß er sein rein persönliches Erzeugnis als etwas Besonderes vor die Allgemeinheit, ja gegen diese, hinstellt. Das Passionsspiel ist nicht eine subjektive Tat, zu der ein einzelner sich berufen oder gedrängt fühlte, oder die er auch nur aus künstlerischer Laune, wohl gar aus kunstgeschäftlicher Absicht in die Welt stellte, auf daß diese dazu Stellung nehme, — nein, das Oberammergauer Passionsspiel ist eine objektive Tatsache, der sich eine Gesamtheit — auf ihre Größe kommt es nicht an — verpflichtet fühlt.

Hier liegt der einzigartige Wert des Oberammergauer Passionsspiels, hier auch seine Begrenztheit. Die Tat selbst ist religiösen Ursprungs und teilt mit aller Religion die Eigenschaft, daß sie an und für sich undiskutierbar ist.



Madonna der Mauer



Relief vom Hebel-Denkmal in Lörrach — W. Gerstel

Religion ist eine Naturnotwendigkeit der Seele, vielleicht auch nur der Mehrzahl der Seelen. Die Form, in der sich diese Notwendigkeit Bahn bricht, ist dem gegenüber gleichgültig. Man wird so lange von Religion sprechen dürfen, als die Form nicht inhaltlos und nicht zum Selbstzweck wird. Man sieht, es ist dasselbe Verhältnis wie in der Kunst, ja wie in allem ethischen und geistigen Tun des Menschen: der Kern ist die Wahrhaftigkeit; diese, nicht die Wahrheit, liegt im Machtbereich des Menschen.

In tiefster menschlicher Not suchte vor so und so viel Jahren (1633) das Volk von Oberammergau Zuflucht in der Religion und fand als Ausdrucksform seiner Erlösung durch die Religion das Gelübde, alle zehn Jahre das Leiden und Sterben Jesu Christi im Spiele vorzuführen. Die rein geschichtlichen Fragen, wie lange vorher schon Passionen gespielt wurden, und in welchem Verhältnisse das Oberammergauer Spiel zu andern stehe, tut zur inneren Tatsache gar nichts. In jener entsetzlichen Pestzeit wurde zu Oberammergau aus der mit andern Orten geteilten Spielgewohnheit eine religiöse Spielverpflichtung. Nur deshalb hat sich Oberammergau gegen das 1770 erlassene Verbot der Passionsspiele gewehrt — denn damals spielte die „Spekulation" auf die Fremden doch gewiß noch keine Rolle —; deshalb wurde die Spielverpflichtung auch immer eingelöst, wenn auch zweimal infolge äußerer Hemmnisse (Krieg) um ein Jahr verspätet.

Ich weiß, daß den heutigen Oberammergauern dieses religiöse Verhältnis zu ihrem Passionsspiel bestritten wird. Leute, die sonst immer betonen, daß Politik und Religion nichts miteinander zu tun haben, zählen sogar die Stimmzettel nach und verweisen darauf, daß das Zentrum in diesem katholischen Gebirgsdorf nicht unbedingt Trumpf sei; andere bemühen sich um eine Statistik des Kirchenbesuches usw. Ich glaube von vornherein, daß mancher Oberammergauer kein streng kirchlicher Mann ist, und sicher geht einer noch viel größeren Zahl wahre Religiosität ab. Wie könnte das anders sein?! Aber trotzdem bleibt es Tatsache, daß das Verhältnis der Oberammergauer zu ihrem Passionsspiel ein religiös geheiligtes und ein religiös heiliges ist. Das wird jedem nicht Voreingenommenen bewiesen durch die einzigartige Hingabe jedes einzelnen an das Spiel; durch die Art, wie die subjektiven Wünsche und Meinungen jedes einzelnen sich dem von der Allgemeinheit als Wohl des Ganzen Anerkannten unterordnen müssen und es doch auch tun. Natürlich gebietet das geschäftliche Interesse den Gebirgsbewohnern, ihr Spiel auf die mit allen Kräften erreichbare Höhe zu bringen. Aber wo in der Welt, an welchem Theater z. B. reichen diese geschäftlichen Interessen dazu aus?

Nein, nein, hier lebt ein anderes, und wenn es Hingabe an ein Kunstwerk ist, so ist es heilige Hingabe. Aber es ist nicht ein Kunstwerk, dem jeder Oberammergauer seine ganzen Kräfte weiht, — es ist die heilige Geschichte von Jesu Leiden und Sterben, es sind die einem jeden Christen vertrauten Personen und Vorgänge dieser Geschichte.

Das Kunstwerk! — wo wäre es? Etwa die Dichtung oder gar die Musik? Ach nein! Man verweist darauf, wie die Bewohner an der alten Fassung festhalten und Änderungen ablehnen, auch wenn sie sie als Verbesserungen anerkennen müßten. Auch darin zeigt sich der religiöse Trieb, das Überkommene zu erhalten,

ebenso wie in der die ganze künstlerische Wirkung so schwer gefährdenden Vollständigkeit der dargestellten Geschichte. Nichts ersparen sie sich und uns, nicht eines der vielen gleichmäßigen Verhöre, keinen der überlieferten kleinen Nebenzüge. Sie haben eben ein ähnliches Gefühl ihrem Spiel gegenüber, wie die meisten Katholiken für ihre Kirche: sobald da mit Preisgabe von Einzelheiten und „zeitgemäßen" Änderungen begonnen würde, ginge das Ganze zugrunde.

Aus dieser religiösen Pflichteinstellung zu dem Spiele ist für die Darstellungsweise eine Eigentümlichkeit entstanden, die man bei andern „Volksspielern" umsonst suchen wird, die das Werk auch als Dichtung vor weitaus der meisten Dramenliteratur der Welt voraus hat: ich meine die ganze shakespearische Einstellung der Charakteristik. Die Gegner Christi sind nirgends karikiert, sondern treten als echte Charaktere in Erscheinung. Die jüdische Priesterschaft hat in ihrem Fanatismus Größe; nirgends sind gemeine, persönliche Gründe als Triebfedern, überall ist es auch hier ein Dienen an der Sache.

Wie ist bei alledem nun doch noch eine Zwiespältigkeit der Empfindungen möglich? — und zwar auch bei jenen, die die richtige künstlerische Einstellung zu dieser Darbietung gewonnen haben?

Bevor ich diese Frage zu beantworten suche, muß ich noch bemerken, daß nach meiner Überzeugung nur die wenigsten diese richtige Einstellung mitbringen. Selig auch hier jene, die einfältigen Herzens sind: die gläubigen Leute aus dem Volke. Sie empfangen das heilige Geschehen in einer Eindringlichkeit und bildlichen Großartigkeit, wie sie für eine ungeschulte Phantasie sonst nicht erreichbar sind. Sie denken auch nicht mehr an die Personen der Darsteller; sie sehen hier als „Leben", was sie tausendfältig in ihren Kirchen als Bilder sahen. Schon um dieser „Einfältigen" willen ist es ein Glück, wenn in den Bildern und Kostümen an der bisherigen Weise der altgewohnten Darstellung festgehalten wird.

Übel sind dagegen jene sehr vielen daran, die die Frage nach dem Wie in den Vordergrund stellen, also alle jene, die hier Theater erleben. Sie sind auch — zumal natürlich die meisten Journalisten darunter sind — für das Spiel, die Spieler und die Besucher gefährlich. Von ihnen rührt die rein kritische Wertung der einzelnen Darstellerleistungen, der Regie usw. her. Damit und mit dem Photographieunfug hängt dann der Personenkultus zusammen, den in diesen harten Gebirgsboden eingepflanzt zu haben, wohl das traurige Verdienst des bekannten Passionsromans „Am Kreuz" (v. Hillern) ist. Von allen Übertreibungen und Sentimentalitäten, die bei diesen Wertungen mit unterlaufen, abgesehen, wecken sie beim Besucher falsche Vorstellungen und verschieben die Sehpunkte, für die das Ganze aus der Tradition heraus eingestellt ist.

Die Darsteller selber haben unter dieser unseligen Modeart noch nicht viel gelitten, bis auf den Judas, der einer ganz üblen Theaterei mit rollenden Glotzaugen, wilden Aufschreien und zuweilen sogar „echtem" Hahnenschritt verfallen ist. Vielleicht liegt das auch daran, daß er seine Rolle schon zum dritten Male spielt, also seit mehr als zwanzig Jahren sich alles ausgedacht hat, womit er seinen Judas glaubhaft machen kann. In diesem Falle hätte also die völlige Hingabe an eine künstlerische Aufgabe üble Folgen. Im allgemeinen erleben wir mit

Staunen, was diese Hingabe an ein großes Ziel vermag. Wer Dorfverhältnisse kennt, aber auch, wer mit gebildeten Stadtkreisen einmal künstlerisch gearbeitet hat, wird zugeben müssen, daß sich kaum ein zweites Mal die Möglichkeit ergeben wird, aus einer so kleinen Menschenzahl eine solche Fülle achtbarer Kunstarbeit herauszuholen. Die Hingabe an das Spiel beeinflußt und erzieht diese Menschen bis in ihren Gang, in ihre Bewegungsart. Und neben der großen Zahl der Spieler bringt dieses Dörfchen — sicher ziemlich vereinzelt in Deutschland — ein Orchester von achtbarer Leistungsfähigkeit auf und einen Gesangchor, von dessen zwei Dutzend Frauenstimmen die Hälfte imstande ist, die stimmlich nicht anspruchslosen Arien solistisch hübsch herauszubringen.

Ich erwähne diese Einzelheiten, weil sie die Macht der Kunsterziehung aufs herrlichste bekunden, für den Fall eben, daß diese Kunsterziehung nicht Selbstzweck ist, sondern dazu dient, das stärkste Innenleben zu befriedigen und zu erhöhen.

Also hier liegt etwas unleugbar Großes und Schönes. Wem es zum Bewußtsein gekommen ist, dem kann kein Mangel im einzelnen, keine der auch hier vorhandenen Unzulänglichkeiten das Beglücktsein über ein großes Erleben rauben.

Daß dieses nicht frei bleibt von einem bitteren Beigeschmack, hat seinen Grund keineswegs, wie manche haben wollen, in den üblen Begleiterscheinungen der äußeren Aufmachung. Ich bedauere natürlich auch, daß der ganze Betrieb so industrialisiert ist (persönlich kann ich im übrigen den Vorwurf der Prellerei nicht erheben). Vor allem fürchte ich, daß die enge Verbindung mit Reisebureaus recht schlimme Folgen haben wird. Die maßlose Reklame dieser Institute trägt am meisten dazu bei, Oberammergau zu einer Sensation mehr für übersättigte und hastende Menschen zu machen.

Aber diese Begleiterscheinungen kann man von sich abschütteln. Man muß ein Gleiches ja auch beim Naturgenuß, etwa in der Schweiz, in Tirol, Norwegen tun; man ist in jedem Museum vor allen „berühmten" Kunstwerken dazu gezwungen.

Nein, der Grund, der mich trotz günstigster Einstellung ebenso wie manche andere, die mir für sich das gleiche bezeugten, nicht zu voller Befriedigung gelangen ließ, liegt in der Sache selbst, d. h. im dargestellten Stoffe und unserem Verhältnis zu ihm. Nicht daß ich eine Entheiligung darin erblicke, daß die Geschichte Jesu und seine Gestalt auf die Bühne gebracht wird. Es kann nach meinem Gefühl etwas Heiliges niemals entwürdigt werden, wenn es mit so guter Gesinnung angefaßt wird, wie es hier zweifellos geschieht. Die Passionsdramen sind in einer Zeit entstanden, der selbst der Gedanke einer solchen Entheiligung fremd war. Und wenn das Griechenvolk seine religiösen Vorstellungen dauernd zum Gegenstande seiner Dramatik machte, warum sollte für uns nicht ein ähnliches möglich sein?! Oder besser, warum sollte man nicht wenigstens die Möglichkeit dafür annehmen?

Sie ist aber in Wirklichkeit nicht vorhanden. Das Gottmenschentum Jesu steht im Wege. Jesu Leben und Leiden ist für die künstlerische Darstellung nur insoweit zu fassen, ist vor allem nur dann voll hoher Tragik, wenn hier ein echter und ganzer Mensch leidet. Auch die noch streng am Dogma haltenden



Christen erfahren darum in Oberammergau ihre stärksten Eindrücke von den rein menschlichen Auftritten; Jesu Abschied von seinen Freunden und seiner Mutter bildet zweifellos den Höhepunkt des Ganzen. Danach aber bewirkt nicht nur die un- und übermenschliche Häufung der Leiden, sondern das stete Betonen der Göttlichkeit ein stetes Herausgerissenwerden aus der menschlichen Teilnahme. Das Gottmenschentum Christi wird auch von den Kirchen als ein „Geheimnis" gelehrt, das nur geglaubt werden kann. Es ist nicht einmal verstandesmäßig zu erfassen, geschweige denn sinnlich aufzunehmen. So entsteht hier ein Zwiespalt, über den nicht hinwegzukommen ist. Ich hörte selbst von katholischen Geistlichen die Meinung vertreten, daß die Schlußbilder — Auferstehung und Himmelfahrt — weggelassen werden sollten, daß man mit der Kreuzabnahme schließen müßte. Doch wohl, wenn der Grund auch nicht gefühlt wird, weil die Geschichte des Menschen Jesus mit dem Kreuzestode zu Ende ist.

Aber ich glaube, daß, wie die Verhältnisse nun einmal liegen, die Oberammergauer einen guten Instinkt bewähren, wenn sie diese Schlußbilder beibehalten, trotzdem sie die Wirkung des Spiels abschwächen. Denn in ihnen wird nochmals jener religiös gottesdienstliche Charakter der ganzen Veranstaltung betont, dessen Beibehaltung allein ein weiteres gutes Bestehen dieser Passionsspiele gewährleistet. Dieses fernere Bestehen der Spiele aber wünsche ich von ganzem Herzen um seiner idealen Erziehungskraft für einen, wenn auch engen Menschenkreis, um seines hohen Wertes als Beispiel der Läuterung durch Kunst willen. Ja ich hoffe, daß in absehbarer Zeit die Spiele als Gesamterscheinung noch erfreulicher wirken werden, wenn ihr Besuch nicht mehr Mode sein wird, wenn sie wieder eine Angelegenheit des lieblichen Gebirgstales sein werden, zu der nur jene hinpilgern, die ein inneres Verlangen zur religiösen Mitfeier dieses gottesdienstlichen Spiels treibt.



Heinrich Lilienfein

Am 4. Dezember 1904 lernte das Berliner Premierenpublikum wieder einmal ein neues Stück und einen neuen Mann kennen: das Drama hieß „Maria Friedhammer" und sein Verfasser Heinrich Lilienfein. Von Paul Lindau, dem damaligen Leiter des Deutschen Theaters, war der junge Dichter, der übrigens in der Literatur kein völliger Neuling mehr war, für die Bühne entdeckt worden. Am 20. November 1879 in Stuttgart geboren, hatte Lilienfein das Gymnasium seiner Vaterstadt durchlaufen, dann kürzere Zeit in Tübingen und längere in Heidelberg Philosophie und Geschichte studiert und mit einer Abhandlung über die Anschauungen von Staat und Kirche im Reiche der Karolinger sich den Doktorhut erworben. Auf die beabsichtigte historische Dozentenlaufbahn verzichtend, lebte er ganz seinen poetischen Neigungen und siedelte sich als freier Schriftsteller in Wilmersdorf-Berlin an, seit 1905 mit der Malerin Hanna Erdmannsdörffer, der Tochter des Historikers Bernhard Erdmannsdörffer, seines Heidelberger Lehrers, verheiratet. 1902 trat er mit dem dreiaktigen Drama „Kreuzigung" und dem fünfaktigen Schauspiel „Menschendämmerung" vor die Öffentlichkeit, ließ Jahrs darauf das dreiaktige Drama „Die Heilandsbraut" und 1904 die Prosadichtung

„Modernus, die Tragikomödie seines Lebens — aus Bruchstücken ein Bruchstück" nachfolgen (alle vier Bücher in Karl Winters Universitätsbuchhandlung, Heidelberg). Die „Heilandsbraut" war nichts anderes als eben jene „Maria Friedhammer", die Lindau in übergroßer Vorsicht ihres ursprünglichen, doch nur sehr entfernt an eine kulturkämpferische Tendenz erinnernden Titels beraubt hatte. Das Publikum bereitete dem Stück eine sehr freundliche Aufnahme. Auch einzelne Rezensenten ließen es an warmer, ja begeisterter Anerkennung nicht fehlen, und wenn andere viel daran zu mäkeln fanden, so versagte ihm doch kaum einer das Zeugnis einer starken Talentprobe. Der Berliner Erfolg war für das Bühnenschicksal dieses wie der künftigen Dramen Lilienfeins entscheidend. Die fünfaktige Tragödie „Berg des Ärgernisses" (wieder bei Karl Winter) erlebte ihre Uraufführung am 7. Dezember 1905 im Bremer Stadttheater, das dreiaktige Drama „Der Herrgottswarter" (dieses wie alle weiteren Werke bei Egon Fleischel & Co. in Berlin) am 11. Oktober 1906 im Berliner Schillertheater, das fünfaktige Schauspiel „Der große Tag" am 5. Dezember 1907 im Hoftheater zu Dresden. Den kurz nach dem „Herrgottswarter" veröffentlichten „Kampf mit dem Schatten" erkannte der Dichter selbst nicht als vollbürtig neben seinen übrigen Dramen an und hielt ihn daher von der Szene fern. Außerdem hatte er zum 50. Geburtstag Heinrich Vierordts im Jahre 1905 das Profil dieses deutschen Dichters gezeichnet, wie es auf dem Titelblatte der kleinen Schrift (bei Karl Winter) heißt. Auf den „Großen Tag" folgte dann noch 1908 eine größere Prosadichtung: „Ideale des Teufels, eine boshafte Kulturfahrt".

In Lilienfeins literarischem Wirken, wie kurz es noch ist, sondern sich doch bereits mehrere Abschnitte und Gruppen deutlich erkennbar voneinander ab. In der frühesten Periode sehen wir den Werdenden im Ringen um seine Eigenart mit den ihm von außen angeflogenen Bildungselementen begriffen. In den beiden Erstlingsdramen mit den abstrakten Titeln „Kreuzigung" und „Menschendämmerung" überwiegt noch das rein Gedankenmäßige; der junge Dichter liebt noch zu sehr die Reflexion und unterliegt der Versuchung, seine Personen ihre Empfindungen allzu voll in edler Buchsprache austönen zu lassen. Doch besteht dem Grade nach ein beträchtlicher Unterschied zwischen den zwei Stücken. Die „Menschendämmerung" bedeutet der mehr skizzenhaft angelegten „Kreuzigung" gegenüber einen beträchtlichen Fortschritt: voller und reicher ist sie in der Ausführung und zugleich von echterem, wärmerem Leben durchströmt. Die Gottheiten, denen Lilienfein huldigt, zeigen ihr Antlitz ziemlich unverhüllt. Vor allem hält ihn noch Nietzsche in seinem Zauberbann, auch Ibsen hat es ihm angetan, und in der „Kreuzigung" stoßen wir sogar auf ein Bruchstück Strindbergscher Brutalität. Daneben aber spielen klassisch-romantische Einwirkungen herein. Von den Schillerschen Helden, den Schillerschen Buhlerinnen führt ein Verbindungssteg zu Rolf und Martina in der „Menschendämmerung", und mit Recht hat man auf stilistische Einflüsse Jean Pauls im „Modernus" hingewiesen. In diesem Roman erleidet ein Idealist im Zusammenprall mit der realen Welt Schiffbruch, weil er Götzendienst statt Götterdienst treibt. Der Held ist mehr noch als Rolf in der „Menschendämmerung" das Abbild des Dichters selbst, der sich hier mit drei gewaltigen Kulturmächten, Schopenhauers Pessimismus, Nietzsches Lehre vom Übermenschen und Richard Wagners Musik, auseinandersetzt. Man hat das Buch mit Goethes Werther zusammengestellt, und nicht ohne Grund, sofern der Vergleich nicht gerade auf den ästhetischen und literarhistorischen Wert beider Schriften bezogen wird. Aber für Lilienfein und sein geistiges Werden bedeutet der „Modernus" allerdings etwa dasselbe wie der Werther für den jungen Goethe. Er gehört zu den zahlreichen Entwicklungsromanen, die für den Autor noch wichtiger sind als für das Publikum. Indem Lilienfein an den Bildungswerten, die seine Lehrjahre beherrscht haben, in poetischer Einkleidung Kritik übt, befreit er sich von ihrer Bevormundung. Das Subjektive tritt fortan zurück in seinen Werken, und der Raum ist gewonnen für objektive Darstellung von Menschenschicksalen. Den drei Dramen, die er nun in rascher Folge auf die Bühne brachte, „Maria Friedhammer", „Berg des Ärgernisses" und „Der Herrgottswarter", ist gemeinsam das Volksmäßige

in Ton und Haltung: sie spielen in schlicht bürgerlichen oder bäuerlichen Kreisen. Alle behandeln sie ferner Stoffe, die durch die Presse oder den Gerichtssaal vermittelten Tagesereignissen den Ursprung danken oder doch danken könnten; zum „Berg des Ärgernisses" hat nachweisbar eine ähnliche Affaire, die nicht lange vorher in Württemberg Aufsehen erregt hatte, den Anstoß gegeben. Gemeinsam ist ihnen endlich der Zusammenhang mit der großen Charaktertragödie der Nachklassiker. Hebbels „Maria Magdalena", Ludwigs „Erbförster", Anzengrubers Bauernstücke sind die unverkennbaren Vorbilder, denen gegenüber sich jedoch Lilienfein seine Freiheit zu wahren gewußt hat. Der „Berg des Ärgernisses" berührt sich wohl nur zufällig in einzelnen Motiven mit Sudermanns kurz vorher erschienenem Drama „Stein unter Steinen".

Abermals einen neuen Weg hat der Dichter mit seinem jüngsten Schauspiel „Der große Tag" betreten. Es ist das politisch-diplomatische Salondrama mit aktuellem Einschlag, für das Björnson in „Paul Lange und Tora Parsberg", Sudermann in „Es lebe das Leben!" Muster geschaffen und mit dem die Philippi, Lindau und Genossen Sensation zu erregen versucht haben. Den politischen Mittelpunkt in Lilienfeins Stück bildet eine Wahlrechtsreform, wie sie derzeit in Preußen und Sachsen die Gemüter bewegt. Zwei parlamentarisch-journalistische Charakterfiguren erinnern an ähnliche Gestalten in Ibsenschen Dramen (im „Bund der Jugend", „Volksfeind", „Rosmersholm" usw.).

Im „Großen Tag" nimmt Lilienfein den im „Modernus" begonnenen Kampf gegen die Gefahren der entnervenden modernen Kultur wieder auf, indem er als Episodenfigur die hübsche Karikatur eines Vertreters der blasiert-dekadenten Jeunesse dorée, des Ministersöhnchens Gundobald von Walraff, einfügt. Schon vorher hatte er in der dramatischen Plauderei „Der Kampf mit dem Schatten — drei Akte eines Vorspiels zum Leben" einen jener Brettl-Dichter persifliert, die sich als Übermenschen fühlen und gebärden, bis ihnen die eingebildete Genialität wie Sand zwischen den Fingern verrinnt. Aber in diesem Falle richtet den tragikomischen Helden die starke Liebe eines Mädchens, das sich für ihn geopfert und zum Dank dafür von ihm mit Füßen getreten worden ist, wieder auf. So bedeutet für ihn die Jugendeselei glücklicherweise nur ein Vorspiel, hinter dem das wirkliche Leben anhebt. Diese mehr pathetisch als humoristisch gehaltene Satire weist auf den „Modernus" zurück und steht noch in unmittelbarerem Zusammenhang mit den „Idealen des Teufels". Auch in diesen setzt sich Lilienfein wie in jener ersten Prosadichtung mit der modernen Kultur auseinander, aber nicht mehr als ein mit ihr Ringender, sondern als einer, der sie überwunden hat. Freilich nur diese Kultur selbst, noch nicht den Ärger darüber. Er stellt sich also auf den Standpunkt des Spötters, aber eines, der nicht bloß lacht, sondern auch eifert. Noch ein weiterer Fortschritt fällt beim Vergleich der beiden Prosawerke in die Augen. Im „Modernus" hat sich Lilienfein mehr an die Moderne in ihrer abstrakten Form gehalten, sich hauptsächlich seiner Selbständigkeit gegen die großen Denker erwehrt, die während der Studienjahre über ihn Macht gewonnen hatten; in den „Idealen des Teufels" wendet er sich gegen ganz bestimmte Formen oder vielmehr Unformen der modernen Bildung, die er inzwischen im wogenden Getriebe der deutschen Geisteszentrale persönlich bis zum Überdruß kennen gelernt hat. In der äußeren Aufmachung erscheint diese Schrift beeinflußt von der Novellistik des Romantikers Hoffmann und insbesondere von den „Memoiren des Satans" seines schwäbischen Landsmanns Wilhelm Hauff.

Das ist ungefähr das Bild von Lilienfeins bisherigem Entwicklungsgang, der im Verhältnis zu seiner Jugend als bedeutsam genug erscheint. Aber in e i n e m Punkt treffen alle diese Dichtungen von der ersten bis zur letzten zusammen: im idealen Gedankengehalt. Mit seiner Abneigung gegen die eitle Selbstbespiegelung des kokett posierenden modernen Literatentums geht aufrichtige Verehrung für die großen Leistungen der klassisch-romantischen Epoche Hand in Hand. Es ist schon bezeichnend, daß er sich so liebevoll in die Lyrik Heinrich Vierordts, eines der vornehmsten Erben jener Vergangenheit, versenkt hat. Aber er nimmt auch in der dem Karlsruher Dichter gewidmeten Schrift die Gelegenheit wahr, um seinen unzweideutigen

Standpunkt unmittelbar festzulegen. Er wirft die Frage auf, ob wir das geistige Erbe der Vergangenheit schon überwunden und überholt, ja nur verdaut haben, und beantwortet sie dahin, daß die Anschauungen und Formen, die Gedanken und Ideale dieser Vergangenheit nicht alle veraltet seien. „Sie sind nicht überwunden und überholt," fährt er dann wörtlich fort, „sondern tragen in sich einen Kern von unendlicher Lebens- und Fortbildungsfähigkeit. Auf die Gefahr hin, als heillos rückständig und unmodern verfemt und verketzert zu werden, glaube ich, daß wir mit Bewußtsein an das glanzvolle Erbe unserer Klassiker und Romantiker anknüpfen müssen, um wieder zu einer Kunst im höchsten Sinne zu gelangen."

Natürlich versteht Lilienfein dieses Anknüpfen an eine große Überlieferung nicht so, daß er historischen Jambendramen oder verwässerten Aufgüssen Goethescher Lyrik alleinseligmachende Kraft zuschreibt. Als ein Mann, der mitten im Leben der Gegenwart steht, hat er bis jetzt durchweg moderne Stoffe behandelt. Aber er hat in diesen neuen Gefäßen etwas vom edlen Geist unserer ruhmreichen poetischen Vergangenheit aufzufangen gesucht. Es ist nicht schwer, den idealen Kern aus Lilienfeins Werken herauszuschälen. Vom verhängnisvollen Widerstreit zweier unverträglichen Ideale handelt die „Kreuzigung". Der Maler Heinz Howa glaubt oder läßt sich vielmehr von einem Freunde den Glauben suggerieren, daß seine junge Frau seinem künstlerischen Aufschwung im Wege stehe. Die Liebe siegt: er opfert ihr seine Kunst und mit dieser zugleich sein Leben. In der „Menschendämmerung" sind es die zwei entgegengesetzten Weltanschauungen des Idealismus und Materialismus selbst, die in ihrer schroffsten Form innerhalb des Familienlebens aufeinanderplatzen. Ein enthusiastisch veranlagter Sohn, der sich in phantastische Träume einer allbefreienden und allbeglückenden Menschendämmerung eingewiegt hat, und ein die gröbsten Lebensgenüsse zynisch auskostender Vater! Ein Stück um das andere fällt ab von Rolfs Sonnenglauben — aber sie tagt doch, die ersehnte Menschendämmerung. Der leidensreichen Frau, die mit ihrem treulosen Gatten den verzweifelten Kampf um ihre Kinder geführt hat, gehören sie schließlich beide an, die tote Melanie wie der lebende Rolf, und sie kann dem Unwürdigen samt seiner Mätresse hoheitvoll die Türe weisen. Auch in „Maria Friedhammer" fällt eine Tochter zum Opfer. Ihr Tod führt die Eltern, deren vieljähriges Eheglück durch konfessionellen Hader in die Brüche zu gehen drohte, wieder zusammen. Die Liebe, als deren Apostel der eigentliche Held des Dramas, der Schulmeister Johannes Friedhammer, eine wahre Johannesnatur, auftritt, verscheucht die düsteren Schatten des religiösen Fanatismus. Ähnlich beherrscht im „Berg des Ärgernisses" die Bruderliebe in ihrer uneigennützigsten Form das Tun des Pfarrers Daniel Heinzius, der, im Drange, den Ausgestoßenen der menschlichen Gesellschaft die rettende Hand zu reichen, ein Heim für fahrende Brüder und entlassene Sträflinge gegründet hat. An seiner Weltunkenntnis geht dieser Idealist zugrunde. In Geldangelegenheiten ein Kind, läßt er sich von seinem heimtückischen Buchhalter verleiten, um seine in finanzielle Bedrängnis geratene Lieblingsschöpfung zu halten, Mündelgelder zu veruntreuen. Darob ein Aufruhr der vom Buchhalter aufgehetzten Insassen des Bergs, deren jähzornigster den Pfarrer niederschlägt. Selbst in Lilienfeins düsterstem Drama, dem „Herrgottswarter", dringt am Schluß die Wahrheit durch. Der Bauer Niklas Ruhland hat den Buhlen seines Weibs erschlagen. Sie hat sich vor Gericht durch einen Meineid gereinigt, und so ist er zu vierjähriger Kerkerhaft verurteilt worden. Nun, da seine Strafe abgebüßt ist, harrt er in dumpfem Brüten des rächenden Herrgotts. Und der bleibt nicht aus. Ruhland wird Zeuge, wie die Tochter das frevle Spiel der Mutter wiederholt. Er nötigt die junge Ehebrecherin, sich selbst zu richten, wodurch mittelbar auch die sündige Mutter gerichtet wird, und bereitet dann dem eigenen Leben, das seinen Zweck erfüllt hat, ein Ende. Zum höchsten Triumph endlich führt der Dichter die ideale Lebensauffassung in seinem letzten Schauspiel „Der große Tag". Hier verzichtet ein ehrgeiziger Beamter, der eben daran ist, seinen großen politischen Tag zu feiern und ein Ministerportefeuille einzuheimsen, auf die Früchte seines Strebens, weil er über die Frau, die sich ihm einst in sündiger Liebe hingegeben

hat, nicht hinwegschreiten will. Gleich dem Konsul Bernick in Ibsens „Stützen der Gesellschaft“ bricht der Geheime Regierungsrat Tornow tapfer mit der Lüge und erbaut sich auf der Grundlage der Wahrheit eine neue Existenz, um gleißnerischen Schein das Bewußtsein sittlichen Handelns eintauschend und sich damit einen größeren Tag erstreitend.

So geht in Lilienfeins Schöpfungen überall mit dem Idealismus die Zuversicht auf die Kraft und Siegesmöglichkeit des Guten Hand in Hand. Es ist nicht jener kindliche Optimismus, der noch keine Prüfungen bestanden hat, und der in dem billigen Weisheitssatze gipfelt: „Was ist, muß gut sein, wie es ist, weil es eben ist.“ Vielmehr einer, der durch schwere Anfechtungen durchgegangen ist und diesen Stand gehalten hat oder vielmehr wieder erworben werden mußte, nachdem er schon einmal verloren gegangen war. Und kein bedingungsloser, kein uneingeschränkter Optimismus. „Laß mich an der Menschheit verzweifeln, am Menschen nicht!“ Zu diesem bescheidenen Wunsche stimmt Rolf in der „Menschendämmerung“ schließlich seinen stolzen Sonnenglauben herab. Und am Schluß der „Ideale des Teufels“ rafft sich der Held zur Mitarbeit in dieser Welt auf „nicht aus Liebe zur Menschheit: aus Liebe zum Menschen“; denn er — und mit ihm der Dichter selbst — ist sich darüber klar geworden, „daß das Mysterium des Lebens, wenn es ein solches gibt, im Individuum liegt, nicht in der Gattung“. So begegnen wir denn in Lilienfeins Dichtungen Menschen, die das Leben zu bezwingen wissen. Was uns im „Modernus“ oder im „Kampf mit dem Schatten“ als Vorsatz und Gelöbnis entgegentritt, ist im „Großen Tag“ zur Erfüllung geworden. Hier werden wir Zeugen, wie der Geheimerat Tornow das Leben wirklich meistert. Lilienfein glaubt an die Wandlungs- und Besserungsfähigkeit des Menschen. Er kennt etwas anderes und Höheres als die müde Resignation oder gar das feige Wegwerfen des Lebens: die Anspannung der Willenskraft. Am schärfsten tritt dies in den „Idealen des Teufels“ hervor. Eine Verspottung der hypermodernen Kulturformen bildet den Inhalt des Buchs. Aber das Endergebnis ist nicht etwa das, daß der Held nun diese verdrehte Welt ihrem Schicksal überläßt, er ist vielmehr entschlossen, den Kampf mit ihr aufzunehmen und sich einer Entwicklung entgegenzustemmen, die er als verhängnisvoll erkannt hat.

Von den neun künstlerischen Erzeugnissen, die Lilienfein bisher auf den Markt gebracht hat, weisen zwei, der „Modernus“ und die „Ideale des Teufels“, epische Einkleidung auf. Aber in diesen ist die Erfindung rein satirisch, und auch in jenem spielt die eigentliche Erzählung eine ziemlich untergeordnete Rolle. Die Reflexionen, Stimmungsbilder, Gefühlsergüsse überwiegen, wozu schon die aphoristische Tagebuchform eine bequeme Handhabe bietet. Alles wird in schwungvoller Dichtersprache dargereicht, und es fehlt auch nicht an Proben der dithyrambischen Thyrsos-Lyrik des Helden. Kurz, der lyrische Gehalt deckt den epischen zu. Die sieben übrigen Schöpfungen sind Dramen, und auf diese Gattung wird Lilienfein durch die ganze Artung seines Talents aufs entschiedenste verwiesen. Ein dramatisches Temperament, ein theatralischer Instinkt von ungewöhnlicher Stärke ist ihm angeboren, und er hat diese glücklichen Naturanlagen durch bewußtes Bemühen um die dramatische Handwerkslehre noch wesentlich gesteigert. So gelingen ihm Szenen von bewundernswerter Wucht und Schlagkraft. Natürlich konnte auch er dem Vorwurf der Theatralik nicht entgehen, den alle mit scharfen Sinnen für das Bühnenwirksame ausgestatteten Dichter in Deutschland von Schiller bis Wildenbruch unfehlbar über sich ergehen lassen mußten. Damit soll gesagt sein, daß die gleichmäßige psychologische Entwicklung und die sorgfältige poetische Motivierung mitunter durch gewaltsame theatralische Entladungen unterbrochen werden, die nicht mit innerer Notwendigkeit aus den gegebenen Voraussetzungen hervorgehen und darum die Wahrscheinlichkeit der Handlung beeinträchtigen. Der geborene Theatraliker, vor dessen geistigen Augen sich alles unmittelbar zu Bühnenbildern ordnet, vor dessen Gedanken unwillkürlich die szenischen Wirkungen auftauchen, ist in hohem Grade dieser Gefahr ausgesetzt, und gewiß ist ihr auch Lilienfein nicht immer entgangen. Aber man sollte darum mit ihm so wenig wie mit andern allzu hart ins



Gericht gehen. Sein großer künstlerischer Ernst leistet die Bürgschaft, daß solche Entgleisungen unwillkürliche, unfreiwillige sind, und daß er keineswegs in seinen Dramen um die Gunst der Masse buhlen will. Ist doch gerade sein Bestreben ganz unverkennbar, alle seine Werke nicht nur durch ihren idealen Gehalt, sondern auch durch entsprechende Ausdrucksmittel und Formgebung auf die höhere, die dichterische Stufe zu heben. Und so mußte er wiederum den umgekehrten Tadel hören, daß er häufig durch seine poetisch empfundenen Reden die Wahrscheinlichkeit von Situationen oder Charakteren störe. Auch hieran mag etwas Richtiges sein. Und vor dem jungen Dichter liegt die Aufgabe, in Zukunft den Ausgleich zwischen den Forderungen der Poesie im allgemeinen und denen des Dramas, des Theaters im besonderen nach den verschiedenen Richtungen hin zu finden. Die große Wandlungs- und Bildungsfähigkeit, die er in der kurzen Zeit seines bisherigen Schaffens erprobt hat, lassen mit Bestimmtheit erwarten, daß er seine Entwicklung noch nicht abgeschlossen und noch lange nicht die Grenzen seines Könnens erreicht hat. Ist er doch bereits an der Arbeit, sich auch das Gebiet des historischen Dramas zu erobern. Nur wollen wir über dem Größeren, das wir von Lilienfein erhoffen, nicht das viele Gute und Schöne übersehen, mit dem er uns schon beschenkt hat.

Rudolf Krauß



Eine neue schweizerische Volkskunde

(Bärndütsch als Spiegel bernischen Volkstums von Emanuel Friedli-Lützelflüh. Verlag von A. Francke in Bern.)

Die in dieser Zeit mannigfaltig gepflegte Volkskunde ist unlängst durch ein Werk von großer Bedeutung bereichert. Der Schweizer Emanuel Friedli hat nämlich im Anschluß an Weinholds Ansicht, daß ein Volk nur das wirklich besitzt und kennt, was es auch zutreffend benennt, es versucht, das gesamte heimatliche Leben im engsten Zusammenhang mit der dialektischen Sprache des Volkes darzustellen, ein Versuch, der ihm meisterhaft gelungen ist. Während man bisher das Volkstum eines Landes, eines Stammes an dem Verlauf eines Menschenlebens, von der Geburt bis zum Tode, darzustellen pflegte, betritt der Verfasser einen ganz neuen Weg, indem er sich streng auf das Gebiet einer Gemeinde beschränkt und so den Fehler einer ungerechtfertigten Verallgemeinerung vermeidet. Es ist das gesamte Leben der Gemeinde Lützelflüh, welches hier auf Grund der Volkssprache in ihrer ganzen Anschaulichkeit und Schönheit uns vorgeführt wird, und zwar so, daß neben der täglichen Umgangssprache des Volks eine ungemein umfangreiche Literatur als Quelle benutzt wird; so vor allem die Werke Jerem. Gotthelfs (Bitzius), des ehemaligen Pfarrers von Lützelflüh, einem der sonnigsten und lieblichsten Flecken des ganzen Emmentals, und auch die seiner Tochter Henriette Rüetschi-Bitzius, sowie die Predigten seines Sohnes Albert Bitzius (1835—82), der, in Lützelflüh geboren, nach dem Pfarrdienst in Twann bernischer Regierungs- und Ständerat wurde. Daneben aber alles, was in der gesamten schweizerischen Literatur volkskundlicher Art ist, wie Kalender, Zeitschriften, das vorzügliche Schweizer-Idiotikon und gar viele ungedruckte Handschriften, kurz alles, was dazu dient, das ganze gegenwärtige Leben des Volks, seine Sitten und Gebräuche, seine Art zu bauen, zu wohnen, zu arbeiten, zu essen, sich zu kleiden, sein Tun und Reden, sein Wissen und Glauben, also das heutige Volk, wie es leibt und lebt an dem Emmentalerdorf Lützelflüh, welches seit alten Zeiten ein politisches Zentrum und überdies als Pfarrgemeinde des großen Volksschriftstellers J. Gotthelf von volksgeschichtlicher Bedeutung ist, typisch im Spiegel der Sprache darzustellen. Mit Recht sagt die mit der Leitung der Publikation dieses Werks betraute Kommission in der Vorrede:

„Die junge Wissenschaft der Volkskunde hat eine Bedeutung für das Leben. Sie gibt sich nicht zufrieden mit dem Sammeln und Einbalsamieren abgestorbener Lebenserscheinungen, noch auch mit dem Katalogisieren bestehender althergebrachter Sitten und Gebräuche, sie will das gesamte Leben des Volkes verstehen lernen. Die Volkskunde soll eine Brücke sein von der Wissenschaft zum Leben auch für alle Studierenden, deren künftiger Beruf sie mit dem Volke in Berührung bringt. Denn wie können sie Führer und Lehrer des Volks sein, ohne dies Volk gründlich zu verstehen? Aber davon sind wir noch weit entfernt. Nicht jeder Gesetzgeber und Richter z. B. kennt und berücksichtigt das Rechtsbewußtsein des Volks, seine durch uralten Rechtsbrauch und geheiligte Sitten beeinflußten Rechtsanschauungen. Auch das unvermeidliche Übel der Bureaukratie, das jeder Staatsverwaltung anhaftet, erklärt sich zum großen Teil aus der Unkenntnis des Volkes, seiner wirklichen Lebensverhältnisse und Bedürfnisse. Wie selten versteht auch der Landpfarrer die hohen Begriffe seiner Lehre und Predigt auf die tief verborgenen religiösen Vorstellungen und Gefühle des Volks, seien sie heidnisch-germanischen oder christlichen Ursprungs, aufzubauen! Ja selbst der Landschullehrer ahnt oft nicht, welche gesunden Lebenskräfte er unterbindet, indem er den naiven mundartlichen Ausdruck seiner Schüler unterdrückt! Daß die ‚Gebildeten‘, die zur Leitung des Volkes berufen sind, wieder zum Volk zurückkehren, aus dem sie hervorgegangen sind, daß sie wieder ihres Volkes kundig werden, und daß alle, gelehrt und ungelehrt, ihre Einheit im Volkstum wieder fühlen lernen, das wäre der höchste Wert, das höchste Ziel der Volkskunde. Während nun alle die zusammenfassenden volkskundlichen Werke der letzten zehn Jahre, die sich über das Gebiet eines größeren deutschen Volksstammes oder gar über das ganze deutsche Reichs- oder Sprachgebiet erstreckten, an dem Fehler der Verallgemeinerung leiden, stand es für den Verfasser von vornherein fest, seine Forschung streng zu konzentrieren, wenn das typische Bild, das er vom bernischen Volkstum geben wollte, wahr und zuverlässig werden sollte. Denn genau genommen sind wohl die meisten Verallgemeinerungen falsch, und zuverlässig ist nur eine Darstellung, die sich auf enge Grenzen beschränkt. Wenn man das Volksleben mit einem unergründlichen Meere vergleicht, so hat diese exakte Art des Volksstudiums etwas mit der Tiefseeforschung gemein: der Forscher begnügt sich an gewissen Punkten, die er genau feststellt, in die Tiefe zu bringen und überläßt uns, aus dem zutage Geförderten allgemeine Schlüsse zu ziehen. Im Gegensatz also zu einem Werke, wie etwa Berlepschs Schweizerkunde (1864) oder Hans Meyers ‚Deutsches Volkstum‘ (1898), aber auch im Gegensatze zu einer sächsischen, einer braunschweigischen, einer hessischen Volkskunde, wie sie in den letzten Jahren erschienen sind, sollte das Werk Friedlis aus einer Folge von Einzelbildern bestehen, deren jedes das bernische Volkstum im Rahmen einer Gemeinde darzustellen hat. In gleicher Weise nämlich, wie Lützelflüh als typisches Emmentalerdorf dargestellt ist, sollen andere Ortschaften des Bernerlandes zur Darstellung kommen, zunächst Grindelwald, als ein Oberländer Alpenrevier und Heim der Fremden — alles im Spiegel der heimatlichen Sprache, der bernischen Mundart. Gerade diese Darstellung des Volkslebens, seiner Sitte und Gesinnung im Spiegel der Volkssprache ist der neue und sehr verdienstliche, überaus fruchtbare Gedanke von Emanuel Friedli. Vor allem aber, wie ein Volk über gut und böse, über gerecht und ungerecht, heilig und unheilig, ehrenhaft und ehrlos, wie es über Gott, Welt, Schicksal, Tod und Ewigkeit denkt und fühlt, das vor allem läßt sich nur mit seinen eigenen Worten sagen.

Jede Umschreibung in wissenschaftlicher Sprache bleibt da hinter der Wahrheit zurück. Nur in unserer eigenen persönlichen Sprache gelangt das Gedachte mit all seinen gedanklichen Beziehungen und Gefühlswerten annähernd getreu zum Ausdruck. Und wie die Sprache des einzelnen Menschen, so hat auch jede Mundart ihre Eigensinnigkeit, wie Herder es nennt. Nur was echt mundartlich ist, ist echt volkstümlich. Das leuchtet am meisten ein von den Beispielen des Volkswitzes, den Sprichwörtern, Spottreden, Übernamen u. dgl. Weniger kennt man die große Bedeutung der eigenartigen Bildersprache, die jede Mundart aufweist und von der



namentlich in lebhafter Wechselrede kaum ein Satz frei ist. Wie leuchtet hier oft in einem einzigen Wort die innige Beziehung des Volksgeistes zur Natur der Heimat auf!

Eben diese Beziehung des Volksgeistes zur Natur der Heimat, und diese Art, das ganze Leben des Volks in der Sprache des Volks zum Leser sprechen, sich selbst aussprechen zu lassen, verleiht dem Werk einen besonderen Wert und besonderen Reiz. Es ist in 16 Gruppen gegliedert und in dieser Abrundung der einzelnen Kapitel zu Lebensbildern, wie z. B. ‚Haus und Heim', ‚Das Gewand', ‚Gesund und krank', ‚Unser täglich Brot', ‚Das Familienleben', ‚Das Heilige im Leben' kann das Friedlische Werk mit den ‚Charakterbildern schweizerischen Landes, Lebens und Strebens' von Walter Senn (1870—71) verglichen werden. Eine sehr schätzens- und dankenswerte Beigabe des Werkes sind die 158 Illustrationen und 14 Farbendrucke nach Originalen nebst 2 topographischen Karten. Die illustrierenden Mitarbeiter haben keine Mühe gescheut, die oft schwer zu bewältigenden Aufgaben zu lösen, und die Verlagsbuchhandlung von A. Francke in Bern keine Kosten, um das inhaltlich bedeutungsvolle Werk würdig auszustatten und dem inneren Gehalt eine entsprechend anmutende, ja glänzende Gestalt zu geben. Der Preis von 10 ℳ für das in jeder Beziehung gediegene Werk von 660 Seiten mit seinen vielen künstlerisch feinen und wertvollen Illustrationen erscheint als ein mäßiger."

Einige Mitteilungen aus dem Werk mögen das Gesagte beleuchten.

Da führt uns Friedli z. B. zur Quelle und zum Brunnen und läßt uns schweizerische Art und Sitte schauen; zunächst zum Ziehbrunnen, dem Sood, dessen Wasser zum Trinken sich in der Regel wenig empfiehlt und der erst nach wiederholtem quietschenden Ziehen sich zum Dienste bereit finden läßt — ein Bild aus dem Menschenleben. „Vrene, was hast du?" Da schüttelte Vrene die Zunge eine Weile ungefähr wie ein noch nicht oft gebrauchter Sood, wenn das Wasser kommen will, und gab endlich Auskunft. Daher auch der drollige Vergleich mit einer rührseligen, mühsam auf Schluchzen und Weinen abzweckenden Ansprache: „im Trääneloch soode". — Soode heißt ebenso die kindliche Unart, Nasenfluß beständig emporzuziehen.

Wie anders als der Sood, wie anmutend die „geschwätzig schnelle" Quelle, der „Brunnen" in alter Sprache! So ist das Wort zu verstehen in den Flurnamen Brunnmatte, Brunneguet, sowie im Geschlechtsnamen Brunner, d. h. Anwohner einer Quelle.

Wo die Quelle tief vergraben in Berges Schoße liegt, muß der „Wasserschmöcker" sie zutage fördern helfen. „Das Gotthardmassiv die Brunnenstube Europas": dies großzügige Bild zeigt, was im bäuerlichen Einzelhaushalt ein solcher Brunnen bedeutet. Im Dorf Lützelflüh fließt er aus der Straßenaufmauerung unter der Kirche. Dort „plaudert und plätschert so traulich der unermüdliche Schwätzer". In der Regel erhebt der Brunnenstock keinen Anspruch auf städtisch monumentale Ausarbeitung, er macht vielmehr den Eindruck des Starren, Geistlosen. Daher das Sprichwort: „Dumm wie ne Brunnestock". Ebenso erweckt der Vergleich: „Mager wie ne Brunneröhre" eine unsympathische Vorstellung.

Zum Brunnen gehört auch das Trögle, Brunnetrögle, das besonders zum Waschen der Erdäpfel bestimmte Sudeltröögli.

Scherzweise wird nach diesem auch die Untertasse benannt, wenn sie vom übervoll eingegossenen Kaffee ihr Teil abbekommt: Es geit i's Sudeltröögli. Mit besonderem Behagen hat Jerem. Gotthelf im „Geltstag" einen „Sudeltrööglikrieg" ausgesponnen, in welchem zwei Weiber „über das Sudeltröögli einander anbrüllen trotz den Homerischen Helden".

Gleichwie aber das reine Sonnenlicht tagtäglich ohne Unterschied über Gute und Böse scheint, so perlt, von allem Geschwätze unbeirrt, der prächtig geschwungene Wasserstrahl, und „im reinlichen Troge wirft er seine Bläschen, Bürgen seiner Güte", zum Trunke labend, den ein rechter Bauersmann nie verachtet. „Für den Durst, den die Milch nicht bewältigt, quillt unter dem Dache das Wasser." Selbst die behäbige Bäuerin ermuntert sich nach sonntäglichem Nachmittagsschläfchen durch einige Züge aus der lebenspendenden Röhre und freut sich mit

der Liebe zu Haus und Heim, die auch ihr Mann teilt, daß die prächtig grünende Hausmatte ebenfalls ihr Teil bekommt.

Der einquartierte städtische Unterleutnant aber weiß nicht, daß das große Waschbecken, der Toilettentrog der ganzen Familie, hinter dem Hause steht; daß hier nicht nur stämmige Mägde herzhaft mit einem handlichen Zwilchfetzen ihre rotbrächten Gesichter waschen, sondern auch ansehnliche Bauerntöchter, in der Hand das feine Linnen mit kunstvoll eingestickten Namenszügen. Plaudern wir dazu noch das Geheimnis aus, daß an der Schopfwand halb verschämt ein rundes Spiegelchen hängt: welch ein Luxus, der sich in diesem allzeit offenen dra wing-room entfaltet, wenn wir an das arme Züseli denken, das sich erst zum angeschwollenen Bache hindurcharbeiten muß, um dort sein unbewußt liebliches Gesichtchen zu waschen!

An der Art aber, wie man tagsüber vor dem Essen oder nach unreinlicher Hantierung im Brunnen die Hände wäscht, unterscheidet der heimliche Beobachter den strammen Bauer, die tüchtige Wirtin vom saloppen Weibsbild; hier erkennt der „eine Frau Suchende" die Rechte an der Sorgfalt, mit der sie „das Kraut erliest", Erdäpfel wäscht, das Milchgeschirr scheuert, und hütet sich vor nichts so wie vor Mägden, die beim Brunnen stehen, „als ob sie aufs Angefrieren warten wollten".

Drum ist der Brunnen ja auch die Stätte, an welcher die feinsten Meister des Griffels je und je sich finden ließen, was zusammengehört. Nicht war dies der Fall beim allzu jugendlichen Leutnant, für den einstweilen noch „keine Rebekka zu sehen war; auch nicht beim mannhaften Christen, für welchen Elsis „durch sieben Zäune hindurchschimmernde weiße Hemdärmel nach höherm Verhängnis eine Fata Morgana bleiben sollten". Über alles schön aber hat Jerem. Gotthelf dargestellt, wie am Brunnen Uli und Vreneli nicht nur sich endlich finden, sondern auch die Frau dem sorgenvoll sinnenden Manne Mut und Vertrauen einflößt.

Eine eigene Leitung speist aus Brunnen- oder Regenwasser den Weiher, der — oft in doppelter Zahl — bei keinem Bauernhause fehlt. Das Wort ist aus dem lateinischen vivarium (= Behälter lebender Tiere) gebildet, und der Bedeutung entspricht oft der Tatbestand: goldgelbe Riesenkarpfen tummeln sich da; Hauptzwecke aber sind: Löschen von Bränden und Berieselung der Hausmatte. Der mittels durchhöhlten Stämpfels regulierbare Auslauf ermöglicht gänzliche Entleerung. Daher das Bild: „Di große Weiere laufen o uus", d. h. auch ein großes Vermögen, eine ausgiebige Geisteskraft, eine tiefe Liebe, eine anhaltende Langmut erschöpft sich einmal.

Die eigentlichen Bäche aber, die in stillem Murmeln ihr Geschiebe wälzen, „entstehen fast alle in der Tiefe des Tals, um es zu beleben, zu befeuchten, zu befruchten". „Wie Rohr am Bach wachsen muntere Knaben auf." „Der Bach breitet", d. h. zusammengespartes Geld wächst. Die weidenden Kühe geben „Milch wie Bach"; auch sagt man: „Wein wie Bach"; „bachweis läuft der Angstschweiß mir um den Leib"; er ist „bachnaß". Sich über den großen oder breiten Bach oder „sich über den Bach machen" bedeutet: nach Amerika durchbrennen, „verduften". Der Vorschlag ist im Gemeinderat „den Bach abg'schickt", d. h. ist verworfen. „Die Katz durch den Bach schleifen", d. h. eine verdrießliche und undankbare Arbeit durchführen.

An den Bächen breiten sich die Weiden, aber verschollen sind die „Emmentaler Kuhreihen" und auch die „Geißreihen". Der poetische Geißbueb spielt, wie der prosaische Säutriib (vgl. flueche wie ne Säutriib), nur noch in der Vergangenheit, wo die Eichenwälder nicht nach dem Holzertrag, sondern nach Säuweid geschätzt wurden. Das war die Zeit, wo selbst die Schweine gleich dem übrigen Weidvieh Schellen trugen, und wo der Weideglockendiebstahl mit hoher Strafe belegt war.

Die Poesie des Lebens und Treibens johlender Hüterbuben zeigt sich besonders im Herbst, wenn im Feld die Hüeterfüürli dampfen, deren Rauch mit dem Spruch abgewehrt wird:

Rauch, Rauch, Rüebli,
Gang zu'm böse Büebli!

Rauch, Rauch, Reitli,
Gang zu'm böse Meitli!



Eine Probe schweizerischer Spruchdichtung bietet die auch sonst sehr beachtenswerte bäuerliche Kunst, die am Gebälk in Lützelflüh und Umgegend Sprüche einschnitzte wie die folgenden:

Wer Gott vertraut, hat wohl gebaut
Im Himmel und auf Erden.

Wer mag haben gut Gemach,
Bleibe unter seinem Dach.

Die Menschen bauen sich oft Häuser und Paläste,
Die gleich dem Turm zu Babel prächtig stehn,
Und sind doch auf der Welt nur Pilgrim und nur Gäste,
Die durch dies Jammertal in Himmel sollten gehn.

Auch im Hause finden wir Sprüche am Geschirr, an Platten und Tellern: so den originellen Spruch in einem Rahmnapf:

Der Knecht soll sein
Starck wie ein
Bär, aber nicht so
faul und Träg
wie ähr.

Andere originelle Sprüche, die oft zugleich als Zeugnisse bäuerlicher Kunst erscheinen, sind folgende:

Von Erden bin ich ein Kachlen gemacht,
Wenn du mich brichst, der Hafner lacht.

In der Hölle ist es heiß,
Und der Hafner schafft mit Fleiß.

Ein Maß halt' ich.
Tut mich nicht lassen fallen, sonst spalt' ich.

Ich dein, du mein,
So soll es ewig sein.

Aus der Erde und mit der Hand
Macht der Töpfer allerhand.

Ich liebe dich so fest und treu
Wie die Katz' den heißen Brei.

Wenn die Falschheit brennte wie das Feuer,
Wär' das Holz nicht halb so teuer.

Ein besonders originelles Stück ist eine große Schüssel für Fleisch und Gemüse, die durch vier ein Kreuz bildende, wie Brücken unten ausgeschnittene irdene Wände in vier Abteilungen zerlegt ist; die Öffnungen der „Brückenbogen" ermöglichten die gleichmäßige Verteilung von Fett und Brühe, und die Brücklein sind nur so hoch, daß sie bis zum Rand reichen, diesen aber völlig frei lassen. Bei diesem Stück ist nun der Spruch auf dem äußern Rand angebracht und in die vier Abteilungen ungefähr gleich verteilt:

Magst du nicht Fleisch, so iß Fisch,
Oder mach dich von dem Tisch.

Fisch und Vögel
Sind nicht für grobe Flegel.

Von der bäuerlichen Kunst der Schweiz werden wir übrigens mit hoher Achtung erfüllt, wenn wir die Laubenornamente, die Fassaden mit Schildgiebeln und ihrem reichverzierten Gebälk, die Gitterlauben, die geschnitzten Türen, das reiche Speicherdetail in seinen verschiedenen Typen, die profilierten Bohlenköpfe, die aufgemalten Ornamente, die Speicherlauben, sowie die Lauben am Vorrats- und Waschhause, die geschnitzten Möbel, die sog. „Bufferten", Tröge und Stabellen, die Türbeschläge, sowie die Bauernglasgemälde betrachten. Hier findet das Studium der bäuerlichen Kunst ein reiches, lohnergiebiges Feld. Dazu kommt das Künstlerische, das der Mensch an sich selber trägt, das Gewand. — Da mutet uns besonders das Mieder der Frauen an, das die Hembärmel frei läßt, mit dem sog. Göller, dem Halskragen, der vorn mit Haften geschlossen und auf den Schultern festgemacht wird. An beiden Enden des Göllers, rechts und links und ebenso hinten, sind silberne Ringe festgenäht, in welche die Rosettenhaken der Göllerchötteli (Göllerkette) eingefügt werden; denn die bekannten mehrfachen Silberketten, die von der Schulter bis etwa über die Hüften hängen und unter dem Arm durch bis oben zwischen die Schulterblätter reichen, schließen vorn und hinten jede mit Filigran-Rosetten.

Die gesamte Kunst aber des Emmentaler Bauernstandes ist von echter, guter Art: voll tiefer Empfindung und zugleich von eminent praktischer Anwendung. In dieser Volkskunst

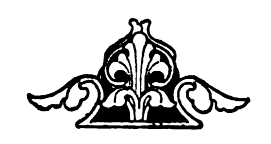
liegt die Erkenntnis für das Kräftige und Gesunde und deshalb wirklich Harmonische. Auch sie trägt neben der ganzen Natur der Schweiz mit dazu bei, daß dem Schweizer seine Heimat wie ein persönliches Wesen ans Herz wächst und ihm ein Gegenstand größten Stolzes wird, selbst wenn er auf einem viel zu teuer gekauften oder gepachteten Chueheimetli, Geisheimetli, das höchstens eine Kuh oder eine Ziege ernährt, zugrunde geht.

Ist der Begriff der Heimat vorwiegend mit der Erinnerung an saure Arbeit, an Fleiß und Schweiß verknüpft, so ruht dagegen auf dem Schweizerwort „heimelig" mehr noch als auf der „Heimat" der Duft stimmungsvoller Weihe. Die ganze Tragweite des Worts geht aus dem Gegensatz „uheimelig" hervor. Hat man einmal die Seelenstimmung eines tiefgründig veranlagten jungen Mannes miterlebt, der, von Schuld und Schulden gedrückt, eine winterliche Sturmnacht in seiner der Zugluft ausgesetzten Stube mit eiskaltem Ofen mutterseelenallein verbringt: wie traulich ist da ein „heimeligs Stubeli", ein lieber Mensch mit uns, wohl gar ein geistesverwandter Familienkreis um uns! Wo der den richtigen Hausgeist schafft, da ruht das „Heimelig" in jeder verborgenen Ecke, im unscheinbarsten Ding, im sonst gleichgültigsten Umstand: von den bereitgestellten Pantoffeln vor dem Bette bis zu dem mit Liebe gepflegten altmodischen Gärtlein vor dem Fenster.

„Wie mich das heimelet!" So redet ein milder alter Herr, wie aus tiefem Sinnen erwachend, zum jungen Mann am behaglich erwärmten Kamin. „So bin ich mit deinem Vater manchmal gesessen." Und über den nämlichen handfesten Söldner, den in der alten Heimat zunächst „jedes Stuhlbein" aag'heimelet hat, goß nachher „einen stillen Frieden das unaussprechlich Heimelige, das aus jedem Zaun, aus jedem Hügel ihn anlächelte".

Solch ein Durchsonnen des eigenen Innern bringt die wahre Heimatsfreude, die wahre „Heimeligi", welche in die fremdeste Fremde die Glückseligkeit der wahren Heimat hineintragen kann — eine Weissagung auf „die himmlische Heimat droben im Licht". Es erteilt auch dem gemeinen Alltagsleben bei dem dazu Veranlagten jene durchgängige Höhe der Gesinnung, welche weder vor sich selbst noch vor andern je etwas Unlauteres mag „verheime". Mit dieser goldlautern Realität verschwistert sich der unverwüstliche Frohmut. So ist's auch mit Emanuel Friedlis Schweizerbuch, einer köstlichen Gabe nicht nur für seine liebe schweizerische Heimat, sondern für das gesamte deutsche Volk, ein Werk, welches den Namen eines Idiotikons in eminenter Weise darum verdient, weil hier, wie sonst wohl kaum, der tiefste Grund der Volksseele in des Volkes eigner Sprache und das Eigenartigste des Volkslebens in Sitte und Gesinnung zur Darstellung kommt. So hat sich noch in keinem Idiotikon, in keiner Volkskunde das Volk selbst ausgesprochen. „Wie mich das heimelet" — so werden nicht nur Friedlis Landsleute sagen. Und wer in Deutschland mitten in trauriger Gegenwart sein Herz und Leben so recht durchsonnen oder wie mit Himmelsgewalt einmal aus dem Strudel des politischen Lebens oder aus den zeremoniösen Umständlichkeiten unseres byzantinischen Gesellschaftslebens heraus in reine Höhenluft hineinretten möchte, der lese und studiere Friedlis „Lützelflüh" und daneben womöglich die unvergänglichen Volksbücher des Lützelflüher Pfarrers Jeremias Gotthelf (Bitzius); da werden die Saiten des Gemütes zum mächtigen Mitschwingen angeregt, und in mächtiger Resonanz ertönt da auch aus deutschen Landen die Erinnerung, „wie es einst war".

Dr. Freybe





Die Großstadt als Heimat

Von

Eugen Kalkschmidt

I.

Wir sahen, an welchen Übeln die städtische Behausung im neuen Deutschland krankt. Wie haben sich nun die Städte selbst entwickelt? Ließe sich am Ende nicht denken, daß trotz der Mängel im einzelnen ein erträglicher und vielleicht sogar guter Zustand des Ganzen entstanden wäre?

Leider, das wissen und fühlen heute die meisten Städter, läßt sich die Frage nicht ohne weiteres bejahen. Die moderne deutsche Stadt — das ist die, die den Traum der Großstadt träumt, und die ihn in den letzten sechzig Jahren möglichst in die Wirklichkeit hat umsetzen wollen. Es ist die Stadt mit dem zumeist eng gebauten, aber charaktervollen mittelalterlichen Kern, die plötzlich in ein ganz unverhältnismäßig rapides Wachstum geraten ist und ihre neuen Viertel jenseits des alten Festungsringes mit amerikanischer Fixigkeit aufgebaut hat. In diesen Vierteln dokumentiert sich das wahrhaft Großstädtische der neuen Zeit, mit Prachtfronten und breiten Straßen, mit sonderbar zerschnittenen Sternplätzen, engen Höfen und dunklen Hinterhäusern. Nicht nur die vordem großen Städte, sondern auch die mittleren und so manche kleine Stadt, die durch den Verkehr zu einer plötzlichen Bedeutung emporstieg, sie alle haben sich nach dem gleichen Schema vergrößert.

Zwei Mächte, deren Bedeutung schon gestreift worden ist, waren maßgebend für die Formen dieser modernen Stadterweiterung: der behördlich festgelegte Bebauungsplan und die Vorschriften der Bauordnung. Es ist das Schicksal der allermeisten neueren Bebauungspläne gewesen, von Ingenieuren oder Technikern aufgestellt zu werden, die naturgemäß von anderen Voraussetzungen geleitet wurden, als jene Baumeister der alten Zeit, denen wir die unvergleichlichen Städtebilder verdanken, die heute noch die Vorbilder und der Stolz deutscher Städtebaukunst sind. Denn diese wohl abgewogenen Plätze, diese groß geführten Haupt-

straßen und behaglichen Seitengassen sind keineswegs, wie man einige Zeit hindurch irrtümlich glaubte, Produkte eines ästhetisch blinden Zufalls, sondern wir verdanken sie zumeist gründlicher künstlerischer Überlegung und, was schließlich auf dasselbe hinausläuft, der Anwendung praktischer Erfahrungen, die im Grundrisse des älteren Bürgerhauses nicht minder wirksam sind, wie im Grundrisse der Stadt.

Die neuzeitlichen Bauingenieure planten gewiß nicht blind in den Tag hinein, sie entwarfen ihr Straßennetz unter ausdrücklicher Berücksichtigung des Verkehrs, der Kanalisation und sogar der Schönheit oder wenigstens dessen, was sie dafür hielten. Schön aber erschien, was streng und womöglich symmetrisch akkurat geordnet war. Am ordentlichsten nahm sich auf dem papierenen Plan stets die grade Linie, das Rechteck oder der Kreis aus, und mit geometrischen Formelementen schaltete man nun über und unter der Erde. Was so an dauerhaften Straßen und Abflußkanälen geschaffen wurde, mochte angehen, was aber sichtbar dem städtischen Gesamtorganismus sich angliedern sollte, wurde entsetzlich nüchtern. Es rächte sich, daß die Bebauungspläne ohne jede künstlerische Berücksichtigung des Straßenschaubildes wie erst recht der Hofgestaltung entworfen wurden. Man überließ diese Dinge dem natürlichen Wachstum und den Anordnungen der Baupolizei. Es ist sehr charakteristisch, daß das preußische Landesgesetz, das den Städtebau hätte beeinflussen können, im Jahre 1875 als „Baufluchtliniengesetz" in Kraft trat. Wie war es bei einer solchen öffentlichen Baugesinnung, oder vielmehr bei der Abwesenheit fast jeder künstlerischen Voraussicht in diesen Dingen — wie war es da möglich, daß die polizeilichen Bauvorschriften der Gemeinden, die sogenannten Bauordnungen, wesentlich anderen Geistes hätten sein können!

Gleichwohl fehlte es natürlich nicht an Kunst. Man tat sie hinzu, wie ein Gewürz, das eine mißratene Speise schmackhaft machen soll. Die Altstadt bot Beispiele genug für intime Platzwirkung. Ein städtischer Platz ist am Ende in seiner Funktion nichts anderes, als was ein Saal in einem Hause ist. Er muß gewisse Verhältnisse haben in Breite, Tiefe und Höhe, um als Raumkörper empfunden zu werden. Durchbricht man seine Wandungen durch übermäßig weite Straßenöffnungen, treibt man den Verkehr quer über ihn hinweg, so vertreibt man die Ruhe und das Gleichgewicht aus ihm. Denn ein Platz ist eine Stätte der Sammlung, des Zusammenfassens, und kann es sein auch bei lebhaftestem Durchgangsverkehr. Die meisten modernen Plätze aber sollten großartig sein, sollten mit möglichst vielen Straßen aufwarten können. Auf diese Weise wurden sie öde, und weil man das bald fühlte, suchte man sie auf andere Weise „voll" zu machen: man stellte möglichst viele Denkmäler hinein und schmückte sie mit grünen Anlagen. Das hatte sein Gutes, denn wenn die Anlagen größer wurden, so sah man die schlechten Denkmäler weniger und merkte auch von dem verunglückten Platze nicht so viel, wenigstens im Sommer nicht, aber schön und heimatlich vertraut konnten diese neuen städtischen Formen kaum werden.

Eine Weile dachte man, das beängstigend Lieblose der neuen Stadtbilder käme von ihrem Mangel an Grün, an Pflanzen- und Baumwuchs her. Die Stadtgemeinden sorgten also plötzlich aufs lebhafteste für Alleestraßen und errichteten in

ihren Bauordnungen neue Paragraphen über die Anlage von Vorgärten. Die neuen Viertel bekamen aber dadurch noch kein wesentlich besseres Gesicht. Es war nur ein Schema an die Stelle des andern getreten. Die Bauordnung schrieb vor, daß in bestimmten Vierteln keine Fabriken errichtet werden dürften, daß dort eine bestimmte Bauweise herrschen sollte. So entstanden Etagenhaus- und Villenviertel. Sie standen ordentlich in Reihen ausgerichtet da, aber heimatlich muteten sie nicht an. Irgend etwas fehlte, auch dann, wenn hie und da ein einzelnes Haus, eine ganze Gebäudegruppe den Ehrgeiz eines begabten Architekten erkennen ließ, etwas wirklich Wohnliches zu gestalten.

Das allgemeine Mißbehagen steigerte sich, als man mehr und mehr einsehen mußte, daß die Vorsorge der Gemeinden für öffentliche Erholungszwecke, für grüne Freiplätze und Parks zu Sport- und Spielzwecken bei weitem nicht so früh und überlegt eingesetzt hatte, als es die rasche Vermehrung der Bevölkerung wünschenswert machte. Es hatte an einer vorausblickenden Bodenpolitik der Gemeinden gefehlt. Ja manche Städte waren leichtsinnig genug gewesen, ihren ererbten Grundbesitz an Wald- und Wiesenflächen, ihre alten Festungsgürtel der privaten Bebauung und damit in vielen Fällen zugleich der Bodenspekulation auszuliefern; sie sahen sich nun genötigt, mit teurem Gelde nachzuerwerben und zu ergänzen, was sie verscherzt hatten. Die steinernen Gürtel der neuen Ansiedlungen schnürten den städtischen Gesamtorganismus Jahr um Jahr enger ein, und von Jahr zu Jahr, ja in manchen Fällen fast sichtbarlich von Monat zu Monat, wurde durch diese Umgürtelung die lebendige Natur von dem erweiterten Weichbilde abgedrängt. Die modernen Verkehrsmittel sollten diesen Mangel wett machen und taten das auch zum Teil, so lange die Stadterweiterung sich in gewissen Grenzen hielt. Aber Verkehrsmittel kosten Geld und das um so mehr, je später sie in den festgelegten Gesamtplan eingefügt werden müssen. Man ist genötigt, das, was auf den Straßen keinen Raum für schnelle Bewegung mehr hat, entweder unter der Erde oder durch die Luft zu transportieren. In der sinnreichen Befriedigung dieser Bedürfnisse ist die Gegenwart, dank unserer außerordentlichen technischen Fortschritte, besonders groß. Aber es ist klar, daß die städtische Gesamtheit durch derlei Anlagen mit Ausgaben belastet wird, die irgendwo eine natürliche Schranke finden müssen.

Zusammenfassend läßt sich sagen, daß die deutsche Stadtentwicklung in der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts trotz ihrer scheinbar so akkurat geregelten Planmäßigkeit im Grunde doch nur provisorisch gearbeitet hat. Denn sie vermochte die schwierige Aufgabe nicht zu lösen, die städtischen Erscheinungsformen zu individuellen Lebensformen zu machen oder, kürzer ausgedrückt, dem Städter, der ja in den meisten Fällen ein zugezogener Landbewohner war, durch die Besonderheit seiner Stadt eine Heimat zu geben. Das städtische Heimatgefühl aber ist, wie die Dinge im heutigen, überwiegend städtisch gefärbten Deutschland liegen, für die Volksgesamtheit schon wichtiger geworden, als das ländliche Heimatgefühl.

II.

In dieser Erkenntnis, die im öffentlichen Leben der letzten Jahre siegreich durchgebrochen ist, wurzeln alle Bestrebungen zur Reform des städtischen Lebens.



Zu allererst die verschiedenen kräftigen Versuche zur Reform unseres Städtebaues. Wir rufen jetzt die Kunst zu Hilfe, aber in anderer Weise, als das bisher geschah, wir wünschen sie nicht nur als Schmuck und Zutat in der Stadt, sondern die Großstadt selber soll werden, wie es die Mittelstadt im alten Deutschland war: ein künstlerischer Organismus. Es gilt, aus der massenhaften Ansammlung von Häusern, Straßen und Plätzen, aus dem chaotischen Gewirr unserer großstädtischen Ansiedlungen gewisse typische Grundformen herauszubilden, in denen sich dauernd, und nicht nur gesund im hygienischen Sinne, sondern auch im weiteren geistigen und allgemeinsten Begriffe förderlich leben läßt; denn die Städte waren und sind die bevorzugtesten Stätten der Kulturarbeit. Es ist vorläufig nicht abzusehen, daß sie das einmal nicht mehr sein werden. Deshalb müssen sie widerstandsfähig gemacht werden vor allem gegen diejenigen Krankheiten, die sie aus sich selbst gebären. Sie müssen lebenskräftig und sozusagen fortpflanzungsfähig werden in jedem Sinne.

Wir haben in Deutschland ein Riesenbeispiel sowohl für die städtische Gefahr, wie auch für die Art, wie man ihr zu begegnen sucht, in unserer Reichshauptstadt. Berlin und seine Umgebung hat durch seinen bekannten Wettbewerb für einen Gesamtbebauungsplan ein weithin vernehmbares Warnungssignal gegeben, ein Signal, das durch die allgemeine Städtebau-Ausstellung dieses Jahres ganz wesentlich verstärkt wird.

Die Betonung liegt hier auf dem Worte Bau. Das, was seit ungefähr zehn Jahren in Deutschland im Zeichen des wieder erwachten Städtebaues geleistet worden ist, das auch, was das Ausland mit Städten wie Wien, Paris, Stockholm, Kopenhagen, Budapest, Boston, Chicago usw. an neuen Gedanken beizutragen hat, sah man überaus lehrreich an Plänen, Modellen und Skizzen, an verkehrstechnischen, sozialökonomischen, sozialhygienischen Aufstellungen in fast verwirrender Mannigfaltigkeit beisammen. Das riesige Material lehrte mit einmütiger Deutlichkeit, daß unsere Entwicklungsschmerzen die nämlichen sind, die auch die übrige Welt bewegen. Das ist immerhin ein Trost. Und der Hinblick insbesondere auf die amerikanischen Großstädte, die mit außerordentlicher Energie die ästhetischen Unterlassungssünden früherer Generationen gutzumachen suchen, mag uns ein Sporn sein zu ähnlichen Anstrengungen. Wir haben es immerhin leichter als die Amerikaner, weil wir, von der amerikanisierten Sondererscheinung Berlins abgesehen, in allen unseren Großstädten immer noch den historischen Stadtkern besitzen, der sich mehr oder weniger zähe den allzuweit gehenden technologischen Modernisierungsversuchen der letzten Jahrzehnte widersetzt hat. Hier gilt es, wieder anzuknüpfen und organisch fortzubilden, was Leben hat.

Wir werden dabei zwei wesentlich verschiedene Voraussetzungen der alten und der neueren Stadterweiterung zu unterscheiden haben: die alte Stadt drängte zusammen, sie zog den Burgfrieden mit der Stadtmauer so eng um sich, wie sie das mit Rücksicht auf ihr Wachstum nur konnte. In dieser Dichtigkeit wußte sie ihre monumentalen Aufgaben vortrefflich zu lösen. Die alten hohen Kirchenschiffe, die stattlichen Rathausfronten und Giebel, die vornehmen Patrizierhäuser, die Tortürme und alten Klosterbauten stehen beieinander wie eine Familie, sie

machen den jeweiligen Charakter des Stadtbildes gerade durch ihre enge und historische Verbundenheit aus. Diese alte Stadt oder das, was von ihr heute noch übrig geblieben ist, erscheint übersichtlich faßbar durch einen einzigen Rundblick. Die moderne Großstadtentwicklung dagegen strebt zentrifugal hinaus. Für sie ist das städtische Zentrum ein Durchgangspunkt, aber sie hat kein zwingendes Bedürfnis mehr, ihren Zuwachs an dieses Zentrum aufs engste anzugliedern; sie hat Bewegungsfreiheit auf einen Aktionsradius von fünfundzwanzig, ja vielleicht fünfzig Kilometer hinaus und erstreckt sich damit über ein Gebiet, das von einem Blickpunkt aus nicht mehr faßbar ist. Hier können also Nebenzentren entstehen, nicht nur Zentren des Verkehrs, sondern auch der monumentalen städtischen Erscheinung. Es ist weder nötig noch zweckmäßig, alle irgendwie bedeutsameren öffentlichen Gebäude in einer bestimmten Stadtgegend zu vereinigen, man kann sie gruppenweise über das gesamte Weichbild verteilen.

Im übrigen sehen wir die Spezialisierung des kapitalistischen Zeitalters auch im Städtebild wirksam werden. Es ist keine Ursache, darüber zu klagen. Denn wenn sich die innere Stadt, der alte Stadtkern, mehr und mehr zur sogenannten City, zur Geschäftsstadt ausbildet, wenn die Industrie in bestimmte Viertel mit besonders gut ausgestatteten Transportwagen, Kanälen und Eisenbahnen verlegt wird, wenn ruhige Wohnviertel entstehen mit wenigen größeren Geschäftsstraßen für den Tagesbedarf des Haushalts, so kann ein Städtebaumeister aus allen diesen Spezialaufgaben höchst reizvolle und charakteristische Einzelformen für den städtischen Gesamtorganismus gewinnen. Die Ausstellung bot manches gelungene Beispiel dafür.

Wie Groß-Berlin der Hochsitz geworden ist für die Mietskasernen, wie hier die Fragen der Wohnungsreform, der Bodenreform und der Walderhaltung die augenfälligsten Formen angenommen haben, so bietet dieses Chaos von beinahe zweihundert größeren und kleineren Gemeinschaften auch das beste Beispiel für die Dringlichkeit einer städtebaulichen Reform. Das Programm für den Wettbewerb um Groß-Berlin verlangte Grundlinien für ein Bebauungsgebiet von insgesamt 2000 qkm. Bei einer Einwohnerzahl von etwa 3,2 Millionen war mit einem Verkehr von 1000 Millionen Menschen im Jahre (1908/9: 980 Millionen) zu rechnen; danach waren die Verkehrsmittel der Zukunft vorauszubestimmen, bzw. ihre Ansprüche an Straßenführungen und Raum über wie unter der Erde. Zugleich sollte der steinerne Gürtel Berlins nach Möglichkeit aufgelockert, es sollten Parks und Plätze, Hauptverkehrswege und Promenadenstraßen vorgeschlagen und die Ansiedlungsfrage nicht nur nach Verkehrsrücksichten beantwortet werden. Kurzum: die große Korrektur Berlins, das Nachholen der versäumten Gelegenheiten sollte endlich, theoretisch wenigstens, geschehen, das Chaos zur Schönheit gebändigt werden.

Die besten der eingegangenen Entwürfe erfüllen den Beschauer mit einer sehnsüchtigen Freude; sie werden die Unzufriedenheit mit den bestehenden sinn- und formlosen Zuständen hoffentlich so kräftigen, daß dieses neue Groß-Berlin nicht auf dem Papiere stehen bleibt wie weiland das neue London des Sir Christopher Wren. Wenn man sieht, wie geschickt Hermann Jansen seine Straßendurch-

brüche im Zentrum mit Durchblicken auf das neue Rathaus abstimmt, wie er am Köllnischen Park mit Hilfe des Märkischen Museums und anderer bestehender Bauten ein schönes Platzbild wie aus dem Nichts gewinnt, wie er eine großartige Uferstraße, eine der sogenannten „Ausfallstraßen" nach Osten hin zur Erschließung der Oberspree anlegt, oder wie er die grünen Parkstreifen und Spielplätze so verteilt, daß kein Berliner mehr als zwei Kilometer oder zwanzig Minuten bis zum nächsten Freiplatze zu gehen hat, — dann fragt man sich wehmütig, warum diese guten Gedanken nicht vor zwanzig oder dreißig Jahren schon geweckt wurden? Heute sind die Schwierigkeiten für ihre Ausführung enorm, trotzdem alles immer noch in den Grenzen der Möglichkeit bleiben will. Eine so weitgehende Aussparung von Wald- und Wiesengürteln, wie sie Jansen besonders vom Südosten zum Westen hinüberzieht, Flächen von mehr als 6000 Hektar, ferner die zahlreich eingestreuten Laubenkolonien — all das und manches andere kollidiert lebhaft mit den zahlreichen Bebauungsplänen derselben Gemeinden, die den Wettbewerb unterstützt haben. Diese Pläne sind behördlich genehmigt, und keine Woche fast vergeht ohne neue Genehmigung dieser oft recht spekulativen Gründungen, denen die Behörde eben nur auf Grund des ganz unzulänglichen Fluchtliniengesetzes entgegentreten kann. Deshalb verlangt Jansen auch in seiner Erläuterung, und jeder Einsichtige mit ihm, ein „Sondergesetz, das mit diesen unglücklichen Bebauungsplänen aufräumt".

Wie ganz unverständlich hier gewirtschaftet wird, geht daraus hervor, daß die Bebauungspläne mit viergeschossiger geschlossener Bauweise rund um Berlin heute bereits den ungeheuerlichen Raum von mehr als 40 000 Hektar beanspruchen. Berlin mit Vororten innerhalb der Ringbahn mißt nur 9325 Hektar. Bei Rüdersdorf und Erkner im Osten ist ein Gebiet, das zum Teil schönen Waldbestand trägt, im Gesamtumfange von 7600 Hektar der vierstöckigen Mietskaserne ausgeliefert. Rechnet man mit einer Besiedlung von 300 Menschen auf den Hektar, so eröffnen die bereits festgelegten und genehmigten Bebauungspläne für Groß-Berlin ein Wohngebiet für etwa 12 Millionen Menschen. Hier muß in der Tat ein Notgesetz eingreifen, um das Schlimmste zu verhüten.

Nicht minder lehrreich als Jansens Vorschläge sind diejenigen des Projektes von Eberstadt, Möhring und Petersen. Hier wird das Grün zungenartig bis tief in die Stadt hineingezogen, und dadurch in der Tat eine gute Durchlüftung der Häusermasse gewährleistet. Der Vorschlag eines Zentralbahnhofes rührt an ein ziemlich wichtiges Großstadtproblem. Die alten Kopfbahnhöfe stecken der Stadt sozusagen wie Pfähle im Fleisch. Man möchte sie zum Teil hinausverlegen, aber der Personenfernverkehr würde dadurch arg erschwert. Also versuchen verschiedene Entwürfe die wichtigsten Kopfstationen zu verbinden und die weniger wichtigen vom Güterverkehr entweder ganz zu entlasten oder sie zu Güterbahnhöfen auszubilden. Eberstadt und Gen. haben überdies den Vorortverkehr nach Londoner Vorbild sehr sinnreich radial zu zerstreuen versucht und schlagen sogar viergleisigen Ausbau dieser Strecken vor, um für die entfernteren Vororte einen direkten Schnellzugsverkehr zu ermöglichen, wie er ja heute bereits auf der Wannseebahn existiert. Die Denkschrift der Herren (Groß-Berlin. Ein

Programm für die Planung der neuzeitlichen Großstadt von Eberstadt, Möhring und Petersen. 80 S. Großquart. Berlin, Ernst Wasmuth, A.-G.) ist auch sonst reich an klar entwickelten Gedanken, sowohl für den Verkehr, für die monumentale Ausgestaltung der Hauptstadt wie für die Rückkehr zu menschlich erquicklichen Wohnungszuständen. Ich kann im engen Rahmen dieses Referates nur auf das letzte Gebiet eingehen, weil hier ein Massenproblem zur Lösung steht. Ein Problem, das für die praktische, d. h. also auch: für die schnell anwendbare Heimatpolitik unserer Städte von außerordentlicher Wichtigkeit ist.

III.

Es handelt sich um die Eroberung des Baublocks, um eine Erlösung vom heutigen Typus der deutschen Mietskaserne.

Von zwei Seiten wurde auf der Ausstellung die Frage angepackt und im gleichen günstigen Sinne beantwortet, die Frage: wie können wir den durch die unsinnigen Bodenpreise bedingten kasernenmäßigen Baublock zu einer erträglichen Wohnstätte machen? Die Lösung ist verblüffend: man erweitert die Baustelle aufs doppelte bis vierfache, schließt also den Baugrund von etwa drei heutigen Wohnhausblöcken zusammen, und spart dadurch zunächst einen großen Teil der Straßenkosten. Außerdem gewinnt man das eingesparte Straßenland für die Bebauung oder für Freiflächen. Die Gebäude werden nun in sogenannter „gemischter Bauweise“ aufgeführt: ringsherum hohe vier- bis fünfstöckige Mietshäuser, die aber überall gutes Licht haben und Querlüftung gestatten; und im Innern niedrige Einfamilienhäuser in Reihen, mit Gartenparzellen, Spielplätzen und schmalen Wohnstraßen. Der Baublock, der jetzt kahl inmitten des Lärms und des Staubes der vorgeschriebenen breiten Straßen steht, wird also zum Wohnviertel erweitert, das im Innern seine erquickliche Oase auch den Bewohnern des hohen Randes zugute kommen läßt.

Und die Hauptsache: die Rentabilität ist in beiden Fällen die gleiche!

Man vergleiche hierzu die Tabelle aus der Denkschrift von Eberstadt und Gen.

	Baugrundstücksfläche qm	Straßenkosten ℳ	bebaubar qm	Wohnfläche qm	Garten qm	Höfe qm
Bauklasse I mit schmalen Blocks	33 750	159 300	17 500	70 000	—	16 250
Gemischte Bauweise mit tiefen Blocks	43 750	102 015	19 285	73 745	14 175	4 620

Mit Bauklasse I bezeichnet die Berliner Bauordnung die fünfgeschossige Bebauung. Die Kosten für den Landerwerb — so führen die Verfasser zutreffend aus, „können als gleich angenommen werden, obwohl im ersten Falle 33 750,

im zweiten jedoch 43 750 qm Bauland erworben werden müssen; denn es ist sicher, daß der Besitzer, der gezwungen wird, eine bestimmte Menge Land als Straßenland zu opfern und mithin vom Verkauf auszuschließen, den Betrag für dieses Land auf die Baugrundstücke aufschlagen wird."

Ich denke, jeder, der gezwungen ist, 20—40 v. H. seines Einkommens für Wohnungsmiete anzulegen, wird diese Botschaft, die ihm für sein Geld doch ein wenig mehr als das Elend der üblichen Mietskasernen verheißt, wie ein unverhofftes Glück begrüßen. Um diese schönen Zukunftsbilder zu verwirklichen, bedarf es vor allem einer Abänderung der baupolizeilichen Vorschriften, die aber unmöglich lange auf sich warten lassen kann.

Es liegt nahe, hier noch der Gartenstadtbewegung zu gedenken, die mit dem Modell der mustergültigen Gründung Hellerau bei Dresden, sowie mit zahlreichen weiteren deutschen wie englischen Beispielen ihre Lebensfähigkeit aufs beste beweist. Was ihr leider meist noch fehlt, ist der Realkredit. Das Kapital des Mittelstandes, das gerade in diesen Gründungen arbeiten müßte und getrost arbeiten könnte, weil die Verzinsung mindestens genau so sicher ist wie diejenige anderer Hypotheken, — dieses Kapital hält sich vorläufig mehr oder minder ängstlich zurück. Auch fehlt es in Deutschland noch sehr an der nötigen Energie in der Vertretung der Verkehrspolitik, die bei den Gartenstädten zumeist vorhergehen muß, ehe zur Gründung geschritten werden kann. Vorläufig betrachtet man diese Reformideen bei uns überwiegend als nette philantropische Projekte, ein Irrtum, den man in England mit besserem Glück vermieden hat.

Mancherlei ließe sich noch sagen über den Unterschied zwischen deutscher und amerikanischer Stadterweiterung, über öffentliche Parks und Friedhöfe, über Brücken und Brunnen, über das Wasser im Stadtbild und über Denkmalsaufstellung, aber ich möchte die Leser nicht ermüden, denn ich fürchte ohnedies schon zu fachmännisch langweilig geworden zu sein. Ganz ohne Abstraktionen geht es eben beim Versuch einer Klärung dieses Riesenstoffgebietes nicht ab. Ganz ohne ideales Wollen der Gesamtheit aber kann die Stadt, die große Stadt der Zukunft, niemals ein heimatliches Antlitz gewinnen.

Und das ist die Mahnung, die aus den nüchternen Tabellen und abstrakten Stadtplänen, den hübschen Modellen, Schaubildern und phantastischen Projekten dieser Städtebau-Ausstellung spricht: wir alle müssen uns in diese Lebensfragen der deutschen Zukunft einfühlen. Wir müssen wissen, was hier auf dem Spiele steht und verdorben werden kann auf Jahrzehnte, Jahrhunderte hinaus, wenn die allgemeine Teilnahme nicht entschieden genug die Vertrauensleute der Öffentlichkeit unterstützt und ihre zumeist selbstlose Arbeit anerkennt. Wir stehen erst am Beginn einer Erkenntnis der Verluste, die uns die jüngste Vergangenheit beschert hat, wie einer Erkenntnis des Weges, auf dem wir Ersatz gewinnen können. Irrtümer werden unausbleiblich sein. Aber als unüberwindliche Hindernisse erscheinen sie nur dem, der die wahrhafte Lebenskunst nicht kennt, von seinen Irrtümern zu lernen.



Das neue Hebel-Denkmal zu Lörrach

Am 10. Mai waren es 150 Jahre, daß Johann Peter Hebel zu Basel geboren wurde. Das dankbare Lörrach, dessen Pädagogium er als Schüler und später auch als Lehrer angehört hatte, beschloß, dem verehrten Mann ein Standbild zu setzen und betraute damit einen Landsmann, den jungen Karlsruher Bildhauer Wilhelm Gerstel.

Es war in Lörrach, wo der junge Lehrer Hebel jene intime Kenntnis von Denkart, Sitte und Sprache des alemannischen Stammes sich erwarb, jene Erlebnisse vor der Natur zu dauerndem Besitz in sich aufspeicherte, die dann später nach dichterischem Ausdruck verlangten. Und als im Jahre 1803 das Bändchen Dichtungen im Buchhandel erschien, dem die Mundart der Umgegend von Lörrach so trefflich zu Gesicht stand wie die frische und heitere Tracht dem bäuerlichen Volke selbst, da fand es den staunenden Beifall der Zeitgenossen, dem sich auch Goethe, wie bekannt, in einem schönen Aufsatz anschloß. Dieses behagliche Vergnügen an den bildhaften, naiven Naturschilderungen, dem dörflichen Idyll, empfunden mit der weichen Kraft eines männlichen Gemütes und voll von Humor, dem freundlich lehrhaften Ton der ruhigen Rede hat sich in allen Jahren erhalten, und blättern wir heute in dem Büchlein, so kann es wohl geschehen, daß wir hoch aufhorchen und einen Vers oder eine Strophe entzückt noch einmal lesen: denn es glückte dem anspruchslosen Dichter hier und da ein Stücklein Lyrik höchster Art.

Noch breiter aber war die Wirkung von Hebels Prosa. Als Kalendererzählungen wurden die „lehrreichen Nachrichten“ und lustigen Geschichten weithin in ganz Baden und Süddeutschland überhaupt gelesen; und als sie gesammelt unter dem Titel „Schatzkästlein des rheinischen Hausfreundes“ 1811 in Buchform erschienen, auch sonst in deutschen Landen. Hebel versteht es ganz vortrefflich, den einfachen Leser für allerlei Wissenswertes aus der Natur und der Geschichte, ja selbst für Politik, zu interessieren und in humorvoller und anmutiger Art zu unterrichten. Der reinen Unterhaltung dienten die Schnurren und Schwänke, die er als „lustige Erzählungen“ für die langen Winterabende schrieb, zum Teil uralte Volkswitze und Späße, die er gelegentlich auch aus früheren Sammlungen, wie dem „Rollwagenbüchlein“, schöpfte, meistens aber unter den Leuten gehört hatte. Die Moral zum Schluß fehlt selten, wie es unser ernsthaftes Bauernvolk auch nicht anders will. Und wenn er in den Zeitungen von einem Unglück, Verbrechen oder auch einer schönen und nachahmenswerten Tat gelesen hatte, so erzählte er sie bald im Kalender und wußte, daß er dankbare Zuhörer fand. — Nun ist Hebel ein geborenes Erzählertalent. Selbst wenn man, wie unsereiner, mit dem vorwiegenden Interesse für die Form sich in dem „Schatzkästlein“ umtut, so wundert und freut man sich auf jeder zweiten Seite über ein kerniges und treffendes Wort, die schön geführte Linie eines Satzes, eine anmutig gerundete und wohlgeschliffene Anekdote.

So haben wir alle wohl ein Interesse daran, daß man dem vortrefflichen Schriftsteller und aufrechten Volksmann zu seinem 150. Geburtstage Ehre erweist. Und es ist besonders erfreulich, daß die Ausführung des Standbildes einem hochbegabten Landsmann Hebels übertragen werden konnte. Der jetzt dreißigjährige Wilhelm Gerstel ist unter Kennern als eigenartiger Künstler schon seit ein paar Jahren eine Hoffnung, und dieses jüngste Werk hat die Erwartungen bestätigt. Er hat es vortrefflich verstanden, im besonderen der Liebe und Verehrung des einfachen Volkes Ausdruck zu geben, und so hat das Denkmal vor vielen anderen voraus, daß es einmal volkstümlich werden wird.

Auf massigem Steinsockel, dem seine Schwere durch Schrift und Reliefs wirksam genommen ist, steht Hebel in ganzer Gestalt, bekleidet mit dem langen Rock der Tracht seiner Zeit den Mantel über dem rechten Arm, der sich auf den Wanderstab stützt, die linke Hand leicht an die Hosentasche angehängt, — als ob er einen Augenblick seine Wanderung unterbrochen habe, um über das Land hinzuschauen, dem seine Liebe gehörte. Gerstels erster Entwurf stellte ein Schwarzwälder Mädchen dar, in Tracht, einen Blumenstrauß in Hand, und als ob es eben

seinen Knix machen wollte; ein hübscher Einfall, der die Huldigung des Volkes noch bildhafter verdeutlicht hätte. Die Auftraggeber aber wünschten des Dichters ganze Figur, ein begreifliches Verlangen, und so mußte die eigenartige Idee geopfert werden. —

Vorn auf dem Sockel in guter Schrift ganz einfach der Name und die Daten der Geburt und des Todes. Auf der Rückseite zwei Schwarzwälder Mädchen mit Kranz und Blumenstrauß und zwischen ihnen ein Spruch, den Scheffel einst dem Dichter widmete: „S'isch kein meh do, der gsunge hat wie Du; so frisch vom Herzen und so heimattreu.“ Zu beiden Seiten Bronzedarstellungen in Relief, rechts Leute bei der Arbeit, Mutter und Kind und ein Liebespaar, links ein Vater, wie er seinem Kinde erzählt, einige Kerle im Wirtshaus und in der Mitte ein Engel und ein Teufel, worin Gerstel die ethische und übersinnliche Seite in Hebels Werken in volkstümlicher Weise zur Anschauung bringen wollte. Es sind keine direkten Illustrationen zu Gedichten Hebels, sondern der Bildhauer wollte mit den Mitteln seiner Kunst diesen verwandte Wirkungen erreichen durch Darstellung von Motiven, die in seinen Werken immer wiederkehren. Sie sollten eine klare, dem Volke verständliche Bedeutung haben und in ihrer Gesamtheit eine umfassende Charakteristik von Hebels Wesen und Wirken geben. Das ist dem Künstler erzählerisch und in der Stimmung vortrefflich gelungen. Man wird an Ludwig Richters gemütvolle Art erinnert, und es besteht doch weder in den Typen noch in der künstlerischen Lösung der Aufgabe irgend eine Verwandtschaft mit ihm. Aber ebenso wie Richter verstand es Gerstel, einfach zu sein und Empfindung eine allen verständliche Sprache reden zu lassen. Auch formal sind die Reliefs bedeutende Leistungen, nicht immer gleich glücklich in der Lösung der sehr schwierigen Aufgabe, auf geringem Raum und in der Fläche so verschiedenartige Motive zur klaren Erscheinung zu bringen. Aber überall ist das bildnerische Problem an der Wurzel angepackt, und daß manche Komposition nicht ausreifen konnte, war nicht Gerstels Schuld, sondern ist durch die Kürze der Zeit, die ihm zur Verfügung stand, genügend erklärt. Das hier abgebildete Relief ist das gelungenste, und zu wie schöner Ruhe sind doch die Gruppen in sich selbst und im Rahmen des Ganzen zusammengeschlossen! —

Die Lörracher können stolz sein auf ihr Hebeldenkmal, und wenn die Tat an sich in schöner Art von Dankbarkeit und Verehrung einem edlen Mann gegenüber kündet, so redet doch das Standbild auch als Kunstwerk eine charaktervolle und sehr bedeutende Sprache und nicht zum geringsten die Sprache Johann Peter Hebels selber. **Ewald Bender**



Unsere Bilder

Martin Brandenburg gehört zu den wenigen Mitgliedern der Berliner Sezession, deren Schaffen von starker Phantasie zeugt. Ein inniges Naturempfinden befähigt ihn, die aus dem Naturleben herausgewachsenen Gestalten der Märchen- und Sagenwelt neu zu schauen. Andererseits haben ihn auch die sozialen Probleme stark beschäftigt, und er versucht für die immer offen bleibenden Fragen des Lebens die symbolisch-sinnliche Gestaltung zu finden. Die blühende Farbe bewahrt ihn vor trockener Gedankenhaftigkeit. Wohl ist nicht zu leugnen, daß manche seiner Arbeiten etwas überreizt wirken; aber das beruht wohl mehr auf der Jugend des Künstlers, der den schweren Problemen, die er sich stellt, nicht immer gewachsen ist. Gegenüber der Nüchternheit der meisten Sezessionisten wollen wir aber diese Schwächen gern in den Kauf nehmen, zumal kaum eine der Arbeiten des Künstlers nicht durch inniges Empfinden und wahres Gefühl ausgezeichnet ist.

Mit den Bildern Eduard v. Steinles wollen wir auf den 100. Geburtstag dieses vornehmen, viel zu wenig bekannten Künstlers hinweisen. Auf sein Schaffen näher einzugehen, wird die vom Verlage Kösel in Kempten vorbereitete Gesamtausgabe seines Malwerkes die erwünschte Gelegenheit bieten.





Musikfeste und Musikausstellungen

Von

Dr. Karl Storck

Die Zahl der Musikfeste nimmt mit jedem Jahre zu. Zu den alten, durch Überlieferung „geheiligten", kommen immer neue, gleichgeartete Unternehmungen. Man sollte danach meinen, daß diese Musikfeste einem starken Bedürfnisse und lebendigen Verlangen entgegenkämen. Diese Meinung würde dadurch noch bekräftigt, daß der Besuch dieser Musikfeste in der Regel nichts zu wünschen übrig läßt. Sieht man an zwei, drei aufeinanderfolgenden Tagen die immer gefüllten Konzertsäle, so möchte man an einen musikalischen Heißhunger der Masse denken, der sich gierig auf eine sonst nur selten gebotene Nahrung stürzt. Seltsam, daß daneben dauernd die Klagen zunehmen über Überfüllung unseres öffentlichen Musiklebens, über die Gleichgültigkeit des Publikums während der ganzen Musiksaison und über die Not, auch für bedeutende Musikerscheinungen Teilnahme zu wecken.

So wird also — wirft man ein — die Beliebtheit dieser Musikfeste auf ihrer Sonderart beruhen; es handelt sich eben um Musik f e st e, und alle, die darüber klagen, weil unserer Kunst die stärksten Werte dadurch genommen werden, daß sie zu sehr ins alltägliche Getriebe gezogen wird, sollten über die Veranstaltung dieser Feste glücklich sein, weil mit ihnen die Stimmung des Ungewöhnlichen, des Außerordentlichen, eben des Feiertäglichen verbunden ist; weil die Musik in diesen Tagen als hehre Schönheitsoffenbarung in den zu Tempeln geadelten Konzertsälen auftritt.

Gewiß, es liegt etwas Wahres in dieser Meinung. Aber der Frage ist nicht aus dem Wege zu gehen, ob nicht hier die Macht des Festlichen mißbraucht wird; ob nicht durch irgendwelche doch mehr äußerlichen Mittel einige musikalische Darbietungen des Jahres nicht zu Festesgaben, sondern zu Sensationen gestempelt werden; ob nicht aus ganz unkünstlerischen Gründen für diese Veranstaltungen beim Publikum jene Stimmung geweckt wird, daß man „dabei gewesen sein

müsse", daß es sich also bei diesen „Musikfesten" nicht um wirkliche Feste, um fröhlich begangene Feiertage, sondern um die letzten Pflichtereignisse der Saison handelt.

Ich kann nicht leugnen, daß ich die Musikfeste, wie sie heute sind, nicht nur für keine erfreuliche Erscheinung unseres Musiklebens halte, sondern geradezu für schädlich. Die groteskeste Form dieser sommerlichen Musikhochflut leistet sich heuer München. Hier liegt der Fall nun freilich so, daß bereits offen eingestanden wird, daß alle diese Veranstaltungen eigentlich nur stattfinden, um den Fremdenverkehr zu heben. In diesem Jahre können einem die Fremden, die wirklich das alles mitmachen müssen, leidtun. Einer viertägigen Schumann-Gedenkfeier folgt eine Richard-Strauß-W o ch e; dann ein ausgedehnter Beethoven-, Brahms-, Bruckner-Zyklus, endlich mit tausend Mitwirkenden die Uraufführung der achten Sinfonie von Gustav Mahler. Daneben finden die sieben Aufführungen der Mozart-Festspiele und die zweiundzwanzig der Wagner-Festspiele statt. Wie schädlich diese Opernfestspiele, die ja gewiß sehr Schönes haben, auf das musikdramatische Leben gewirkt haben, wird von allen ehrlichen Opernfreunden Münchens längst eingestanden. Der regelmäßige Opernbetrieb des Winters leidet dort aufs schwerste unter der Tatsache, daß für diese Musikfeste alle Kräfte zusammengenommen werden müssen, während in der Zwischenzeit mehr handwerksmäßig weitergewurstelt wird.

Aber auch alle anderen sogenannten Musikfeste finden an Orten statt, die den ganzen Winter über mit musikalischen Ereignissen überschüttet waren. In der Regel werden auch an diesen Festen nicht etwa Werke dargeboten, die in der winterlichen Spielzeit nicht aufgeführt wurden. Auch die aufgebotenen Mittel sind in der Regel nicht größer und etwa nur für solche festliche Gelegenheiten zusammenzubringen, bis vielleicht auf die Solisten, die bei solchen Festen als Sensation wirken müssen. Es ist ja leicht begreiflich, daß Solisten und Konzertdirektoren für solche Musikfeste leicht zu haben sind, da sie in eine Zeit fallen, in der sonst die Erwerbsmöglichkeiten auf musikalischem Gebiete sehr beschränkt sind. Aber darin liegt doch noch kein Grund zum Feste feiern.

Die Wirkungen dieser meist mehrtägigen Veranstaltungen auf das Publikum sind durchaus nicht künstlerischer Art. Nur wenige Menschen sind fähig, eine solche Häufung von Musik wirklich zu genießen. Für jene Musikfreunde, die schon während der eigentlichen Saison den höheren Musikgenüssen nachgehen, bringt das Musikfest nichts Neues und wirkt also höchstens als Massendarbietung, die immer unkünstlerisch ist. Die anderen erledigen gewissermaßen in diesen Tagen ihr musikalisches Pflichtpensum; sie sind natürlich außerstande, die auf sie einstürmende Masse geistig oder seelisch zu verarbeiten; sie verderben sich also geradezu ihre Musikempfänglichkeit und ihre Musikfreude, und gehen dann nachher schier grundsätzlich während des nächsten Winters wieder in kein Konzert.

Auf der anderen Seite erreicht man mit diesen Musikfesten keineswegs, daß die vielen Tausende, denen sonst musikalische Genüsse großen Stils nicht zugänglich sind, jetzt dazu kommen. Im Gegenteil, die Preise sind noch viel höher als sonst, der Andrang zu dem gesellschaftlichen Ereignisse noch viel größer. Also was soll das Ganze?

Musikfeste haben nur einen Sinn, wenn sie: entweder erstens Aufführungen von so erlesener Güte darbieten, wie sie unter gewöhnlichen Verhältnissen nicht zu erreichen ist; oder zweitens Werke von solchen Ansprüchen an Zahl und Güte der Aufführenden darbieten, die unter gewöhnlichen Verhältnissen nicht zu erfüllen sind; oder drittens Musikwerke großer Kunst Bevölkerungskreisen und Landesteilen vermitteln, die sonst zu dieser Musik nicht kommen; oder endlich viertens, wenn sie Kunstwerke, vor allen Dingen neueren Entstehens, zu Gehör bringen, die unter den gewohnten Verhältnissen nicht auf Aufführung rechnen können.

Die zuerst geforderte Eigenschaft wird von den Verteidigern der Musikfeste diesen wohl meistens zugesprochen werden. Aber zu Unrecht. Sicherlich werden einige Proben mehr gehalten zu dieser Aufführung als es sonst üblich ist, was aber nur bestätigt, daß unser heutiger Musikbetrieb im allgemeinen so handwerksmäßig geworden ist, daß vielfach hervorragende Meisterwerke zu leichtfertig herausgebracht werden. Es wäre viel wertvoller, gegen diese Leichtfertigkeit zu arbeiten. Denn es ist ein Skandal, wenn unsere großen musikalischen Meisterwerke vielfach nur zu Kritikexerzitien reklamesüchtiger Kapellmeister dienen. Sonst beruht im allgemeinen das „Bessere" der Aufführung bei diesen Musikfesten im Gewinn berühmter Namen, des Dirigenten und der Solisten. Nun weiß ich sehr gut, daß es geniale Dirigenten gibt, die ein Werk ganz anders ausschöpfen, als es der tüchtige Kapellmeister kann. Aber wir wollen doch den wirklich künstlerischen Wert dieser Tatsache nicht überschätzen. Wir wollen vor allen Dingen nicht verkennen, wie gefährlich diese ungeheure Einschätzung des Dirigenten auf der anderen Seite ist, wie sehr sie diesen verleitet, nun durchaus den von ihm geleiteten Aufführungen eine persönliche Note aufzuprägen, wie oft die Treue gegen das Kunstwerk unter dieser Sucht zu leiden hat. Ich muß jedenfalls gestehen — und ich habe ähnliche Aussprüche gerade in der letzten Zeit sehr oft bei Kritikern gelesen —, daß unsere heutigen Dirigentengrößen, die so ganz in diesem Persönlichkeitsstil aufgehen, gerade mit den erhabensten Werken unserer Musik bei weitem nicht den tiefgehenden Eindruck auszulösen vermögen, wie es die bedeutenden Dirigenten der älteren Schule vermochten. Diese neueren Aufführungen sind zweifellos interessanter als die älteren, aber damit noch lange nicht künstlerischer. Außerdem muß man bedenken, daß diese berühmten Dirigenten in der Regel sich doch auf ganz wenige Proben beschränken, daß die ständigen Kapellmeister eigentlich die Aufführungen vorbereitet haben und also die Leistung des Festdirigenten meistens bloß ein äußerlicher Firnis ist. Zuzugeben ist, daß für diese Feste meistens berühmtere Solisten gewonnen werden. Aber ich weiß mich nur ganz weniger Berichte zu entsinnen, aus denen nicht die Enttäuschung über die gehörte Leistung zu lesen gewesen wäre. Und auch das ist begreiflich. Der berühmte Solist befindet sich in einer ähnlichen Lage wie der berühmte Dirigent, nur daß er in der Regel weit weniger tiefdringender Musiker ist, also viel äußerlicher; daß er ferner viel mehr von sich eingenommen ist, infolgedessen noch weniger sich dem großen Ensemble anpaßt, noch weniger für Proben zu haben ist; daß er gewöhnlich noch viel abgehetzter und darum weniger leistungsfähig ist. Er hat meistens eine so angestrengte Saison hinter sich, daß man ihn gerade bei den Musikfesten in einem sehr erholungsbedürftigen Zustande zu hören bekommt.

Viel wichtiger ist bereits der zweite Punkt. Musikfeste sind berechtigt, wo es sich um Werke handelt, die eine solche Zahl von Aufführenden bedingen, wie sie unter gewöhnlichen Verhältnissen nicht aufzubringen ist. Hier liegt die Entstehungsursache unserer Musikfeste. Unsere große Kunst war den Verhältnissen und Bedürfnissen unseres Volkes weit vorausgeeilt. Von Bach und Händel ganz zu schweigen, haben auch noch Haydn und Beethoven unter so kleinen Bevölkerungsverhältnissen gearbeitet, daß eine würdige Besetzung ihrer Werke — ich spreche bei Haydn von den Oratorien — nur an ganz wenigen Orten mit den dort ansässigen Kräften zu ermöglichen war. Da bot dann der Sommer die Möglichkeit, die Kräfte verschiedener Orte zusammenzuschließen und mit diesen jene Zahl der Mitwirkenden für Chor und Orchester aufzubringen, die zu einer würdigen Wiedergabe der Werke vonnöten war. Heute ist dieser Grund für neunundneunzig von hundert aller Musikfeste verschwunden, wie ja schon aus der Tatsache hervorgeht, daß Chor und Orchester in der Regel von den ortseinheimischen Kräften gestellt werden. Es ist aber nicht zu leugnen, daß hier wenigstens ein Mittel wäre, unseren Musikfesten nach dieser Richtung hin wieder mehr Bedeutung zu verleihen. Man denke an die riesigen Oratorienaufführungen Englands mit Chören von oft zweitausend Mitwirkenden; man denke andererseits, daß etwa die Chöre in Händels „Israel in Ägypten" bei unseren gewohnten Aufführungen niemals so wuchtig und groß herauskommen, wie man sie innerlich hört. Da könnte ich mir doch denken, daß, wenn man Aufführungen solcher auf Massenwirkung berechneten Chorwerke mit Riesenchören etwa in unseren ungeheuren Zirkushallen veranstaltete, ganz ungeahnte Wirkungen tiefgreifendster Art erzielt würden, wobei hinzukäme, daß dann auch ein tausendköpfiges Publikum zuhören könnte. Dieses könnte noch sehr vergrößert werden, wenn man sich zu Aufführungen solcher Werke im Freien entschlösse. Es ließen sich unschwer in der Nähe aller größeren Städte Plätze finden — kleine Talmulden, Bergabhänge — die diesen Gesang im Freien ermöglichten und wo dann eine Zuhörerschar von Tausenden, geradezu ein Volk, sich versammeln könnte. Man kann ja in der bestehenden Musikliteratur nur auf wenige ältere Werke hinweisen, die durch eine solche Behandlung wohl in ungeahnter Weise gesteigert würden. Aber warum sollte nicht das zeitgenössische Schaffen sich nach dieser Richtung hin entfalten, wenn die Aussicht derartiger Aufführungen erst einmal vorhanden wäre? Vor allen Dingen würde man da doch sicher wieder zu einem mehr monumentalen, in großen Linien gehaltenen Stil kommen, und so das beste Gegenmittel gegen die alle wirkliche Größe unmöglich machende Zerteiltheit und Kleinarbeit unseres heutigen Musikstils gewinnen.

Die Entstehungsweise und der ursprüngliche Charakter unserer Musikfeste weist aber den Weg, wie diese ohne sonstige Umwandlung zu einer segensreichen Kraft unseres Musiklebens gemacht werden könnten. Auch heute noch haben wir weite Landesteile, die von Musik geradezu entblößt sind. Man muß überhaupt gestehen, daß es auf dem Lande in kleinen und großen Dörfern, in den so zahlreichen Städten bis zu zehntausend und auch noch mehr Einwohnern, um die Musik in Wahrheit ganz jämmerlich steht. Was da an musikalischen Vereinigungen vorhanden ist, dient, mit Ausnahme der in der Regel nur schwach besetzten Kirchen-

chöre, viel mehr geselligen Zwecken. Von der Harmoniemusik oder auch von den Männerchören ist das von vornherein klar, und auch die sogenannten gemischten Chöre erreichen den Höhepunkt ihrer alljährlichen Wirksamkeit nicht in dem oder den winterlichen Konzerten, sondern in den nachfolgenden Bällen. Was da an Musik dargeboten wird, gehört, selbst wenn ein geschmackvoller und energischer Dirigent die seichte Ware fernhält, doch naturgemäß nur der Kleinliteratur an.

Es gibt Tausende und aber Tausende, ja Millionen von Deutschen, die durch die Lage ihres Wohnortes von wirklich großer Musik einfach abgeschlossen sind. Ich weiß, daß es gelegentlich Solisten oder auch Kammermusikvereinigungen versuchen, diese kleinen Orte mit Konzerten zu beglücken, und daß die Erfahrungen, die sie da sammeln, meist derartig sind, daß sie die Lust zum Wiederkommen ein für allemal verlieren. Aber das ist gar nicht verwunderlich; einmal weil solche Darbietungen nicht richtig vorbereitet werden, sodann weil heute einfach der Boden dafür fehlt. Unser Volk muß in diesen Kreisen überhaupt erst wieder daran gewöhnt werden, gute und gar große Musik anzuhören. Und hier scheint mir der Punkt zu sein, wo die Musikfeste wieder einzusetzen hätten, genau dort, wo sie vor hundert Jahren angefangen haben. Die Sangeskräfte der um eine Kleinstadt liegenden Ortschaften müssen vereinigt werden, um ein größeres Oratorienwerk aufzuführen. Es ist so leicht, für alle anderen Zwecke Kreis- und Bezirksverbände herzustellen, warum sollte es für diesen nicht gelingen, wo doch so viele echte Musiklust und Sangesfreude noch im Volke schlummert? Die musikalische Ausbildung, die heute an etlichen Lehrerseminaren und vor allem etwa am kirchenmusikalischen Institut in Berlin erteilt wird, ist so ausgezeichnet; gut vorgebildete Musikerkräfte sind auch sonst so billig und darum selbst für den kleinsten Posten einer kleinen Provinzstadt zu haben, daß die Dirigenten, die dazu fähig sind, die Aufführung eines Oratoriums vorzubereiten, nirgendwo fehlen.

Dagegen fehlen heute auf dem Lande die Orchesterkräfte. Nun bin ich ja sicher, daß die vielen Liebhaber, die sich an den verschiedenen Orten finden, durch die Aussicht, bei so großen Gelegenheiten mitwirken zu können, eine starke Anstachelung erfahren würden, daß andererseits viele musikbegabte Leute zu den jetzt völlig abseits liegenden Instrumenten greifen würden. Aber davon abgesehen, bietet ja gerade der Sommer die Möglichkeit, ein in der Nähe arbeitendes städtisches Orchester zu verhältnismäßig billigen Preisen für derartige Aufführungen zu gewinnen.

Der höchste Segen, den diese Umwandlung der Musikfeste mit sich brächte, läge noch nicht einmal darin, daß Zahllose, die jetzt niemals ein größeres Musikwerk zu hören bekommen, dieses Genusses teilhaftig würden, läge vielmehr in der Tatsache, daß musikbegabte Menschen vor würdige Aufgaben gestellt würden. Die Vorbereitungszeit für solche Feste, das Einstellen der Sangeskräfte im kleinsten Orte auf eine große Aufgabe, das wäre der wirkliche Gewinn. Von der Volksschule ab, der sich die Fortbildungsschule anschlösse, würde für dieses große Ziel echt künstlerischer Volkserziehung gearbeitet. Und das geht nie verloren. Hier scheint mir die wirkliche Zukunft unserer Musikfeste zu liegen, hier können sie aufs neue eine im höchsten Maße segensreiche Kraft unseres ganzen Musiklebens werden. Hier sind sie

nicht eine überflüssige oder im günstigsten Falle bedeutende Musikveranstaltung unter zahllosen ähnlichen mehr, sondern eine wahre Notwendigkeit für die Entwicklung einer sozialen Kunstkultur. — —

Ich hatte oben noch einen vierten Grund genannt, aus dem heraus die Veranstaltung von Musikfesten zu rechtfertigen wäre: die Aufführung von Werken, meist zeitgenössischer Tonsetzer, die im regelmäßigen Musikbetrieb nicht zur Aufführung kommen. Ich habe diese Art musikalischer Veranstaltung nur deshalb den Musikfesten beigezählt, weil das bedeutendste unserer Musikfeste, das des Allgemeinen Deutschen Musikvereins, sich diese Aufgabe gestellt hat. Bei diesen alljährlichen Festen des von Liszt zur Pflege der zeitgenössischen Musik ins Leben gerufenen Allgemeinen Deutschen Musikvereins werden an mehreren aufeinander folgenden Tagen fast ausschließlich Uraufführungen geboten oder doch Darbietungen solcher Werke, die sich sonst noch nicht durchgerungen haben. Nach meiner Überzeugung können solche Veranstaltungen niemals eigentliche Musikfeste, sondern nur Veranstaltungen für Musiker (Komponisten, Virtuosen und Kritiker) sein. Je mehr der letztere Charakter betont wird, um so wertvoller werden diese Veranstaltungen werden; je mehr man dagegen ihnen den Charakter von Musikfesten für die breiteste Öffentlichkeit wahrt, um so eher werden sie mehr schädlich als nützlich wirken. Man suche einmal den Musikliebhaber, der, wenn er auch noch so begeistert sich zur Teilnahme an einem solchen Feste entschloß, nicht mit einem furchtbaren Katzenjammer über die ganze moderne Musik es verlassen hat und viel eher zu einem Gegner dieser Musik geworden ist als zu ihrem Freund. Das ist doch auch ganz natürlich. Es werden an einem solchen Feste zwei oder drei riesig ausgedehnte Orchesterkonzerte und einige Kammermusikveranstaltungen gegeben, bei denen ein Viertelhundert meist recht umfangreicher neuerer Werke vorgeführt werden. Selbst wenn wir unter gesegnetsten Musikschöpfungsverhältnissen lebten, selbst wenn die Auswahl für die Vorführungen an diesen Tagen ohne jeglichen Parteistandpunkt aus allen nur möglichen Schaffensrichtungen getroffen würde, wäre es doch völlig undenkbar, daß nicht ein großer Bruchteil der so zur Aufführung gelangenden Werke unreif oder doch wenigstens einer Aufführung bei festlichen Gelegenheiten unwürdig wäre. Wo sollen die guten Werke herkommen? Wo soll aber auch der Nichtfachmann die Aufnahmefähigkeit herholen, die dazu gehört, eine solche Fülle bis dahin ihm ganz unbekannter Musik wirklich zu verdauen?

Auf der anderen Seite ist es für den Komponisten, zumal mit größeren Werken, so außerordentlich schwierig, zu Gehör zu kommen, daß die Gelegenheiten dazu auf keinen Fall vermindert werden dürften. Vielmehr wird man danach trachten müssen, diese Gelegenheiten zu mehren. Aber man wird alles daran setzen müssen, für diese Veranstaltungen den richtigen Rahmen zu schaffen. Von Musikfesten kann da nicht die Rede sein, sondern nur von Musikausstellungen. Zu diesem Gedanken hat Gustav Drechsel im Musikalischen Wochenblatte vom 6. Januar 1910 beachtenswerte Vorschläge gemacht. Der Verfasser führt hier mit Recht aus, daß das eine Tonkünstlerfest selbst beim besten Willen aller Veranstalter niemals dazu ausreichen kann, den ans Licht drängenden neuen Werken die Wege zu öffnen. Dazu wäre eine völlige Neugestaltung der Organisation des Verbandes

unumgänglich notwendig. Die wesentlicheren Umrisse dieser neuen Verfassung gibt der erwähnte Musiker in folgenden Ausführungen:

„Das bisherige, ziemlich autokratische Regime hätte zunächst einem mehr republikanischen zu weichen! Das musikalische Deutschland würde in 9—10 Gaue oder Provinzen mit je einer ‚Musikhauptstadt' eingeteilt, deren jede ihre (am einfachsten nach geographischen Grenzen) genau abgeteilte Interessenzone und eigene Machtbefugnisse besäße, ferner alljährlich einen in ihrem Bannkreis ansässigen namhaften Musiker ins Vereinspräsidium und außerdem eine eigene Vorstandschaft, Jury und Konzertkommission für ihren Gau wählte — das alles durch geheime und direkte Wahl! Diesen Gauvorständen läge die ganze geschäftliche und künstlerische Leitung ihres Departements, sowie auch das Arrangement der regelmäßigen ‚Ausstellungen' ob, wobei ihnen die ‚Jury' (die die eingereichten Werke prüft) und die Konzertkommission (die den Konzertbetrieb überwacht) zu assistieren hätte! Die von ersterer ‚durchgesiebten' Kompositionen würden zunächst in der ‚Hauptstadt' aufgeführt und diejenigen darunter, die sich als besonders reif und wertvoll erwiesen, an die ‚große' Jury weitergegeben, die aus Mitgliedern des Präsidiums besteht und die Programme für das alljährliche Tonkünstlerfest zusammenstellt. Dem Präsidium verblieben außer der obersten Leitung des Ganzen die Repräsentationspflichten bei den Tonkünstlerfesten, die Prüfung eingereichter Gesuche und Beschwerden usw., außerdem entschiede es als ‚höchste Instanz' über endgültige Annahme oder Ablehnung eingereichter Werke! Das wichtigste Amt fiele aber zweifellos den verschiedenen Jurys zu, die sich von jedem Cliquen-Standpunkt und einseitiger Parteipolitik freizuhalten hätten, damit endlich einmal die Bahn frei werde für die Talente jeder Richtung!

Die Mittel zu den proponierten ‚Musik-Ausstellungen' wären durch eine mäßige Erhöhung der Mitgliedsbeiträge, durch die Eintrittsgelder der Ausstellungsbesucher und — Pardon, werte Herren Kollegen! — durch eventuelle Besteuerung der ‚Bezugsberechtigten' der ‚Anstalt für musikalisches Aufführungsrecht' zusammenzubringen! Möglicherweise finden sich mit der Zeit auch Mäcene, die für Musik was übrig haben."

Dieser Vorschlag ist sehr beachtenswert und sollte keineswegs wegen mancher leicht zu erkennenden Schwierigkeiten von vornherein als Utopie behandelt werden. Es ist ganz sicher, daß, wenn der Allgemeine Deutsche Musikverein eine derartige grundsätzliche Forderung des neuen zeitgenössischen Musikschaffens auf seine Fahne schriebe, es ihm leicht würde, eine ganz riesige Zahl zuhörender Mitglieder für seine Gaukonzerte zu werben, und damit die ihm zu Gebote stehenden Geldmittel in sehr starkem Maße zu steigern. Es wäre dabei sicher auch leicht zu erreichen — auch darauf weist der Verfasser hin —, daß reproduzierende Künstler, die es noch nicht zu allgemeinem Ruf gebracht haben, unentgeltlich die Aufführungen dieser neuen Werke übernähmen, weil sie bei diesen Gelegenheiten jene Aussicht auf Beurteilung durch die Kritik hätten, um derentwillen sie jetzt doch zumeist unter großen Kosten ihre Solistenkonzerte veranstalten. Denn das ist doch klar, daß bei diesen Veranstaltungen die musikalische Fachkritik niemals fehlen würde und sie mit besonderer Wichtigkeit und Ausführlichkeit behandeln müßte. Die für diese Zwecke

eintretenden reproduzierenden Musiker hätten dann geradezu einen Anspruch auf öffentliche Beurteilung. Ihr Können würde auch dann deutlich hervortreten, wenn die Werke, die ihnen anvertraut sind, keine Gnade finden könnten, ja noch weit mehr, denn es wäre dann nicht möglich, mit einigen vom Lehrer sorgsam zugerittenen Paradepferden zu glänzen. Man würde vielmehr die wirkliche musikalische Veranlagung der Reproduzierenden viel schärfer erkennen und so auch dem Reproduzierenden ohne die schweren Kosten eigener Konzerte den Weg in die Öffentlichkeit ebnen können, sobald er es verdient.

Das große Musikfest des Deutschen Tonkünstlervereins wäre dann in der Lage, die breite Öffentlichkeit mit dem Erlesensten aus der zeitgenössischen Kunst bekannt zu machen und so diesem zeitgenössischen Musikschaffen viel eher Freunde zu erwerben als jetzt, wo es einen Glücksfall bedeutet, wenn jedes der Konzerte unter den verschiedenen Losen, die sein Programm birgt, wenigstens einen Gewinn aufweist.





Selbstentäußerungen

Einen Gegenstand großen Befremdens und nicht minder großer Sorge bilden für ernste deutsche Männer schon seit langer Zeit die zahlreichen aufdringlichen Huldigungen oder wohl richtiger Beweise von Selbstentäußerungen, die wir bei jedem sich bietenden Anlaß den fremden Mächten zu Füßen legen; großen Befremdens, weil diese Selbstentäußerungen sie schwer in ihrem nationalen Empfinden verletzen; großer Sorge, weil das Ausland in ihnen leicht ein Zeichen unserer Schwäche erblicken könne. Wer sich stark fühle, würde z. B. nicht, wie es unsererseits jetzt geschehen ist, der eigenen Flotte zumuten, daß sie zur Ehrung des Andenkens des Herrschers eines fremden Landes den Trauersalut nach dem Reglement abgibt, wie es in der Marine jenes Landes gültig ist. Für ihn wäre es selbstverständlich, daß sie auch in diesem Falle nach ihrem eigenen Reglement feuert. Dem wird aber sehr oft von anderer Seite entgegengehalten, daß wir uns über all dies keine grauen Haare wachsen lassen brauchen. Die fremden Mächte würden ihren Irrtum teuer bezahlen müssen, wenn sie auf Grund unserer vermeintlichen Schwäche wagen wollten, mit uns anzubinden. Wären wir doch heute noch um vieles stärker, denn vor vierzig Jahren, als Frankreich für Sadowa Rache zu nehmen suchte. So unerfreulich auch die Selbstentäußerungen seien, wirklich ernste Folgen könnten sie nicht haben, so lange uns das militärische Übergewicht erhalten bliebe, das wir dem rastlosen Streben unseres Heeres zu verdanken hätten. Sehr schön! Wenn nur nicht unsere Regierenden neben ihrer großen Unterwürfigkeit auch noch so entsetzlich eitel wären!

Als wenn die maßgebenden Herren in Berlin sich für den freiwilligen Verzicht auf die Anerkennung der der deutschen Nation innewohnenden Machtfülle durch das Ausland in etwas entschädigen wollten, lechzen sie geradezu nach seinem Lobe. Nichts darf ihm verborgen bleiben, damit es aus voller Überzeugung die hohe Stufe rühmen kann, auf die dieses Heer in der Ausbildung, Führung, Leitung, technischen Ausstattung und Organisation gebracht worden ist. Und das Ausland ist schlau genug, hierauf einzugehen. Alle die fremdländischen militärischen Missionen, die unsere Armee studieren dürfen, alle die fremdländischen Offiziere, die zum Dienst in unseren Regimentern zugelassen werden, verkünden laut unsere vortrefflichen Heereseinrichtungen. Je freigebiger sie eben mit dem Lobe sind, desto bereitwilliger wird ihnen gezeigt, was sie zu wissen wünschen. So büßen wir wieder an dem militärischen Übergewicht ein, das uns nicht nur jahrelange mühselige Arbeit, sondern auch ungezählte Millionen gekostet hat. Denn es wäre vom Auslande doch überaus töricht, wenn es sich nicht die Kenntnisse unserer Errungenschaften zunutze und sich nicht selber militärisch stärker machen wollte. Und da in der Welt Dank nur ein sehr seltener Artikel ist, es dergleichen in der Politik überhaupt nicht gibt, so denken die fremden Mächte gar nicht daran, unser uneigennütziges Entgegenkommen in

gleicher Münze zurückzuzahlen. Ängstlich suchen sie uns ihre eigenen militärischen Errungenschaften vorzuenthalten. Ein preußischer Stabsoffizier war zu den großen Manövern in Frankreich kommandiert worden. Nach der Rückkehr sollte er seinen Kameraden im Regiment die dort gewonnenen Eindrücke schildern. Von Woche zu Woche schob er den Vortrag auf. Als es endlich dazu kam, begriff man sein Sträuben. Er konnte nur erzählen, was die Zuhörer schon längst aus den Zeitungen wußten. An der nun einmal nicht leicht zu umgehenden Höflichkeit hatten es die Gastgeber nicht fehlen lassen. Aber überall, wo sich etwas von größerem Interesse zutragen mußte, war ihm der Weg verlegt worden. Also nicht genug damit, daß die das Deutsche Reich regierenden Männer sich in unbewußter Selbstentäußerung vor den fremden Mächten nicht genug tun können; sie gehen darin auch noch so weit, daß sie ihnen auch die Mittel an die Hand geben, durch die sie uns mit Erfolg bekriegen können. Und wer es nicht glauben sollte, daß unsere Regierenden in der Verblendung ihrer Selbstgefälligkeit in der Tat auf dem Wege sind, unsere Widersacher gegen uns stark zu machen, dem braucht nur die Aufforderung im Jahre 1900 an die Völker Europas ins Gedächtnis zurückgerufen zu werden, sie möchten sich zur Beschwörung der gelben Gefahr die Hände reichen. War nicht unlängst einer großen militärischen Mission Chinas in der liebenswürdigsten Weise erlaubt worden, die Einrichtungen unseres Heeres aufs eingehendste zu studieren?

Im Herbst des Jahres 1908 hat die deutsche Nation unzweideutig zu verstehen gegeben, daß diese Wege nicht nach ihrem Geschmack sind, daß ihr ein auf seine Stärke fest vertrauendes, vornehm denkendes, bescheiden sich zurückhaltendes Deutschland unendlich lieber ist, als das aufdringlich unterwürfige Deutschland der beiden letzten Jahrzehnte. Inzwischen ist jedoch die deutsche Nation gezwungen worden, zur Deckung des gewaltigen, vor allem durch die ungeheueren Aufwendungen zur Erhaltung unseres militärischen Übergewichts verursachten Defizits im Reiche alljährlich an 500 Millionen neuer Steuern aufzubringen. Und da auch der deutsche Michel im Geldpunkte keinen Spaß versteht, so ist zu hoffen, daß er bei den nächsten Reichstagswahlen endlich von Worten zu Taten übergehen und Vertreter nach Berlin schicken wird, die mit aller Energie bei unseren Regierenden eine unserer Machtfülle und unserer Denkungsweise entsprechende Haltung dem Auslande gegenüber und einen peinlichen Schutz unserer so teuer erkauften militärischen Errungenschaften gegen fremdländische Neugierde durchzusetzen wissen. **Günther von Pelrogge**



Das Licht des Halleyschen Kometen

Der Halleysche Komet hat auch für den, der ihn nicht erblickt hat, ein grelles Licht verbreitet: ein Licht über den unsagbar traurigen Seelenzustand des europäischen Durchschnitts-Kulturmenschen. Ich meine nicht die Furcht, die wohl die meisten, wenn sie es auch vor sich selbst nicht eingestanden, erfaßt hat vor dem drohenden Weltuntergang. Sie war durchaus begreiflich und nichts Schimpfliches. An die Möglichkeit des Zusammenstoßes unserer Erde mit einem anderen Himmelskörper zu glauben, steht jedem frei und ist kein Zeichen geistigen Tiefstandes. Auch wenn abergläubische Vorstellungen beim Erscheinen eines solchen „Himmelswunders" wach werden, ist es erklärlich und psychologisch wohl verständlich. Denn schließlich ist — trotz aller naturwissenschaftlichen Erkenntnisse — unser ganzes Dasein in der uns umgebenden Welt ein geheimnisvolles Rätsel, und wenn auch in unserer erleuchteten Zeit aus diesem Geheimnisvollen heraus törichte Vorstellungen entstehen, so darf man darüber sich nicht allzu sehr verwundern.

Niederdrückend aber mußte auf jeden, der auch nur ein wenig tiefer wurzelt als auf der äußersten Kruste unseres Planeten, die Art und Weise wirken, wie diese, wenn auch nur halb

zugestandene Furcht bei dem Großstadteuropäer sich äußerte; nicht bei der Masse der Ungebildeten, sondern gerade bei denen, die auf ihre „Bildung" pochen. Ich gestehe: beim Anblick dieses nicht anders als blödsinnig zu nennenden Gebarens in unseren Großstädten habe ich Respekt bekommen vor unsern abergläubischen Vorfahren im Mittelalter; sie waren doch wenigstens noch ernste Menschen und keine Hanswurste. Heute aber? Man lese die Berichte aus Berlin, Paris, Köln, München u. a. Großstädten, wie sich die „besseren Stände" in der gefürchteten Nacht benommen und welchen kindischen Unsinn sie getrieben haben. Von einem ernsteren Interesse trotz aller wissenschaftlichen Erkenntnisse auf astronomischem Gebiet ist bei der gebildeten Menge so gut wie keine Spur zu finden. Narreteien bei „Kometenbowle mit Sternschnuppen" und dumme Witze waren der einzige Ausdruck der Empfindungen, welche die Erwartung dieser wundervollen Erscheinung am Firmament bei der heutigen Generation auslöste. Wie bescheiden und im edelsten Sinn des Wortes demütig schauten die führenden Geister unserer Nation, ein Goethe, Kant und Schiller zu solchen Wundern des Firmaments empor, und wie blasiert und lächerlich großtuerisch benimmt sich unser Geschlecht! Denn wenn nicht Furcht die Triebfeder des jämmerlichen Gebarens war, so war es das Bestreben, zu zeigen, daß man auch den herrlichsten Naturerscheinungen als richtiger Bildungsprotz mit vollkommener Blasiertheit und Wursthaftigkeit gegenübersteht. Wahrlich, ein tiefbeschämendes Zeugnis für den Tiefstand wahrer geistiger Kultur der europäischen Menschheit unsrer Tage, und man möchte fast sagen: Ein Glück, daß das Gestirn sich nur so kurz den Blicken einer solch erbärmlich kleinen Generation zu zeigen wagt!

Rechtsanwalt Blumhart



Irren-Gesetzgebung und Entmündigungs-Verfahren

Unsere Irren-Gesetzgebung und deren Handhabung durch Polizei, „Sachverständige" und Richter ist ein heikles Ding; und um das Rechte zu finden, wird man vorsichtig genug sein müssen und nicht ohne weiteres alles für wahr halten, was von der einen Seite berichtet wird. Anderseits liegen aber nachgerade so viele schlimme, beglaubigte Dinge vor, daß der Ruf nach gründlicher Berichtigung dieses Kapitels des Rechtswesens vollauf berechtigt ist; nicht jeder ist ein gemeingefährlicher „Querulant", der dafür erklärt wird.

„Der Tag" hat s. Zt. über die Zustände in der Heidelberger Irrenklinik einen Aufsatz des Dr. med. Willy Hellbach (Karlsruhe) gebracht. Dieser schrieb wörtlich: „Verantwortlich für alle diese Mißbräuche ist der Staat. Der berühmte Psychiater Kräpelin verließ bekanntlich Heidelberg, weil er nicht einmal relativ bescheidene Forderungen durchsetzen konnte, ohne die er für eine weitere Wirksamkeit die Verantwortung vor sich selbst nicht tragen zu können glaubte."

Zu der Schrift, auf die das Vorstehende sich bezieht, „Zustände in der Heidelberger Universitäts-Irrenklinik", kommt jetzt eine neue von D. Jusmann „Ein Kampf um Wahrheit, Recht und Existenz", offener Bericht an den Rektor der Heidelberger Universität Kgl. Hoheit Großherzog Friedrich; Verlag Jünger & Co., Heidelberg. Der Inhalt der Schrift und die darin mitgeteilten Tatsachen, Zeugnisse und Urteile rufen das lebhafteste Erstaunen hervor. Ohne uns auf sie weiter einzulassen, stellen wir nur kurz und bündig die Frage: Entweder hat der Verfasser Unrecht und ist nicht sowohl ein „Jusmann", ein Mann des Rechtes, als ein Mann der Injuria, dann ist er wegen Verleumdung und Beunruhigung der öffentlichen Meinung schwer zu bestrafen. Oder er hat Recht, dann — ja, was dann? Dann sind die badischen Behörden, falls sie nicht endlich aufs schärfste vorgehen und Ähnlichem für die Zukunft vorbeugen, schwer zu beschu.digen; dann müssen sie die Anklagen des Jusmann auf sich sitzen lassen. In einem „Rechtsstaate" darf „im Namen des Fürsten" dergleichen Rechtswidriges nicht begangen werden.

Wir stehen, wie gesagt, der Frage zunächst unparteilich gegenüber und warten ihre weitere Entwicklung ab. Den Einwurf möchten wir aber schon jetzt zurückweisen, dergleichen sei doch gar zu ungeheuerlich, unglaublich; folglich werde es nicht vorgekommen sein. Denn leider ist anderes der Art vorgekommen und gut beglaubigt, und es trifft auf sie das „Credo quia absurdum" zu. Ich erinnere nur an den Fall Hegelmaier; auch dieser sehr verständige Mann, früher M. d. R., sollte wahnsinnig sein. Und von seinem Zimmer im Rathause zu Heilbronn sah ich einst mit ihm auf einen früheren Schicksalsgenossen herab, auf Robert Mayer, der dort in Erz steht.

Welches große Genie von Geist ist nicht zuerst für einen Narren erklärt worden, welches Genie von Gemüt nicht für einen Ketzer und Umstürzer! Mit der psychiatrischen Studie hat der oft angefangen, der endlich zur Unsterblichkeit aufgestiegen ist. So im Großen, so aber auch im Kleinen. Nicht jeder, der, vom Selbsterhaltungstriebe geleitet, seinen „Kampf ums Recht" ehrlich durchzufechten sucht, ist darum ein „Querulant". Zu den vielen Fällen, in denen nicht sowohl Irrsinn vorlag, als eine arge Irrung der Verantwortlichen, kam letzthin der Fall „Haß", der noch immer seiner Erledigung harrt und der demnächst im Reichstage zur Besprechung kommen wird. (Das ist bisher nicht geschehen, wiewohl alles, was über den Fall an die Öffentlichkeit gebracht worden ist, zu erweisen schien, daß dem Manne seitens des Auswärtigen Amtes sein Recht nicht geworden sei.)

Das Ärgste wohl ist die Irrenhaus-Tragödie „Feldmann" gewesen. Die Frau F. hatte ihren Mann ins Irrenhaus „befördert", um mit einem Liebhaber ein flottes Leben führen zu können. Nachdem der Unglückliche neun Jahre, zehn Monate, sieben Tage eingesperrt gewesen war, kam der Betrug ans Licht. So lange hatten Ärzte, Behörden und Gerichte den Angaben der Frau Glauben geschenkt, über die des Mannes waren sie hinweggegangen. In der Verhandlung über die Frau äußerte sich der Staatsanwalt Dr. Kretschmar also: „Die Veruntreuung der Frau hat mindestens ¾ Millionen betragen. Eine niedrige Gesinnung der Angeklagten ist ersichtlich. Zu dem Zwecke schnöder Gewinnsucht ist der entmündigte Ehemann ohne Not von seiner Frau dauernd seiner Freiheit beraubt worden. Frau F. hat es verstanden, durch ihr heuchlerisches Wesen jahrelang die Ärzte zu dupieren. Das jetzige Entmündigungsverfahren ist zu beklagen, es müssen bessere Garantien geboten werden. Wenn Sie, meine Herren Richter, Ihr ‚Schuldig' so schnell aussprechen wollten, wie die Irrenärzte ihr ‚Gemeingefährlich geisteskrank', so müßte die Achtung vor der preußischen Justiz ganz erheblich sinken."

Das sind geradezu vernichtende Sätze; es fehlt nur eines: die scharfe Kennzeichnung des gesamten Mißstandes „gerichtliches Sachverständigen-Wesen"; dieses ruft oft mehr als ein Kopfschütteln hervor. Und dann die Industrie der privaten Irrenhäuser.

Prof. Dr. Paul Förster



Die Zukunft der deutschen Museen

Der Leiter des im Märzheft des Türmers gewürdigten Magdeburger Kaiser-Friedrich-Museums, Prof. Dr. Theodor Volbehr, hat in der Sammlung „Kunst und Kultur" (Stuttgart, Strecker & Schröder) ein Büchlein „Die Zukunft der deutschen Museen" herausgegeben, das in bedeutender Weise eine Frage behandelt, die in den Kreisen des gebildeten Laienpublikums so gut wie gar nicht erörtert wird. Unsere heutigen Museen, die den Besucher, soweit er nicht Fachmann ist, recht bald langweilen und ermüden, was gehen die und deren Zukunft den Laien an? Wer aber das Volbehrsche Museum aus eigener Anschauung oder vielleicht auch nur aus einer näheren Beschreibung kennt, und dessen gewaltige soziale und künstlerische Bedeutung erfaßt hat, wird sicher wünschen, daß auch alle anderen Museen nach den gleichen, bzw. entsprechenden Grundsätzen

gestaltet werden möchten. Hier setzt Volbehrs bedeutende Schrift ein, in der in fesselnder und anschaulicher Weise ausgeführt wird, wie die jetzigen Museen umgestaltet und zukünftige eingerichtet werden müßten, damit auch sie dem Interesse des gesamten Volkes dienen. Er legt also die Nutzanwendung des in seinem Museum verkörperten, ungemein gesunden und fruchtbaren neuen musealen Prinzips, das der Volkshochschule, auf die Verhältnisse aller anderen Museumstypen, besonders aber auf die großen der Staats- und Nationalmuseen, dar, eine Nutzanwendung, deren Ergebnis ein über ganz Deutschland verbreitetes, vielgliedriges und doch einfaches Museumssystem ist.

Als ein Mann von moderner Bildung hat Volbehr von den Naturforschern gelernt; er ist ein Vertreter der großen Entwicklungsgedanken und kennt die geheimnisvolle Logik der konzentrischen Kreise. Es versteht sich daher für ihn von selbst, daß sein großes Museumssystem sich allmählich und organisch bilden und entwickeln muß und wird, und daß es wie ein System konzentrischer Kreise gegliedert sein muß, vom Heimatmuseum, dem äußersten Ringe, an bis zum Nationalmuseum, dem Mittelpunkt.

Zunächst gibt der Verfasser einen Überblick über die Geschichte der deutschen Museen, aus dem wir ersehen, daß schon Goethe in der 1815 geschriebenen Abhandlung über „Die Kunstschätze am Rhein, Main und Neckar" Museumspläne aufstellte, die man als Fundamente des Volbehrschen Museumssystems bezeichnen kann. Diese Goetheschen Museumsgedanken entwickelt er ausführlich und erläutert sie im einzelnen. Die Untersuchung, wie weit sie sich verwirklicht haben, führt ihn allmählich zu dem jetzigen Stand der Museumsfrage. Und dann baut er sein großartiges System der zukünftigen Museen vor uns auf. Das Wort System sagt schon, daß diese Museen der Zukunft ein zusammenhängendes, harmonisches, von einem einheitlichen Willen bewegtes Ganzes bilden sollen, dessen Teile oder Glieder ineinandergreifen, aber sich nicht stören und befehden, sondern gegenseitig ergänzen. Dabei wird ausdrücklich betont, daß jedem, auch dem kleinsten Teil als einem besonderen Individuum die Möglichkeit seiner selbständigen Existenz, seiner organischen Gestaltung nach den jeweiligen eigenen Bedürfnissen und Bedingungen gewahrt bleiben muß, weshalb z. B. niemals ein Museum ein anderes der gleichen Art mechanisch kopieren darf. Aus diesem Grunde schreibt der Verfasser auch nicht bis ins einzelne genau vor, was die verschiedenen Museumsarten bieten sollen. Trotzdem ist jeder einzelne Typ klar erkenntlich charakterisiert. Ebenso ersieht man aufs deutlichste, in welcher Weise die eine Art mit der nächstfolgenden zusammenhängen soll.

Die Gliederung des ganzen Systems ist folgendermaßen gedacht: den äußersten Kreis bilden, wie erwähnt, die Heimatmuseen, den nächsten die der einzelnen Landesteile, der Provinzen, der Kreise. Einen dritten ergeben die Museen der einzelnen Bundesstaaten nach Art etwa des bayrischen Nationalmuseums. Daneben sind sogenannte Zentralmuseen vorgesehen, wie sie teilweise jetzt schon z. B. in Berlin existieren, die als museale „Monographien" verschiedene Spezialgebiete vorführen, die aber, wie ausdrücklich betont wird, niemals die großen Zusammenhänge mit den anderen Lehrfächern aus dem Auge verlieren dürfen. Die Krönung, den Mittelpunkt des ganzen Systems bildet endlich das große Vaterländische oder Nationalmuseum, in dem „jeder Deutsche das kennen lernt, was für die Entwicklung der Gesamtheit von Bedeutung gewesen ist und noch ist".

Diese knappe Skizze läßt den Reichtum und das Fesselnde der Gedanken kaum ahnen, die auf den 80 Seiten des Büchleins niedergelegt sind. Wer aber für die Zukunft unseres Volkes interessiert ist — und welcher Gebildete wäre es wohl nicht — und wer über einen neuen Bildungsfaktor unterrichtet werden will, der muß diese Schrift lesen, die zum Schluß ein herrliches, von unseren Zeitgenossen ungeahntes Bild von der Bildungsmöglichkeit und den sonstigen Wirkungen der zukünftigen deutschen Museen entwirft. Wer diese Schrift gelesen hat, der wird sich für die Zukunft der deutschen Museen ebenso lebhaft interessieren, wie es jetzt große Kreise für einen anderen Bildungsfaktor, die Schule, tun, denn er wird dem Verfasser der Schrift zu-

stimmen, wenn er sagt: „Es wird eine Zeit kommen, in der man den Anschauungsunterricht der Museen so wenig entbehren kann wie den Unterricht der Schulen“. Je mehr Mitstreiter für das neue Ideal gewonnen werden, um so eher wird es sich verwirklichen. Die Mehrzahl der deutschen Intelligenz braucht nur zu wollen, und das Ideal kann Wirklichkeit werden.

Erich Beckmann



Orientalische Buchkunst

Einen Blick in eine ganz besondere künstlerische Welt bot die Ausstellung, die das Berliner Kunstgewerbemuseum von altorientalischen Manuskripten und Miniaturen veranstaltete.

Aus öffentlichem und privatem Besitz ist hier eine Fülle seltenster Schätze vereinigt, und dazu kommen noch die Ergebnisse der Expeditionen nach der Oase von Turkestan. Der Katalog, in der grünen Farbe des Propheten gebunden, ist belehrend und aufschlußreich und ungemein charakteristisch dadurch, daß das Inventar jeder Gruppe eine Einleitung durch deren Besitzer fand, so daß die Sammler hier als Conférenciers auftreten.

Das Wesen der orientalischen Buchkunst ist die Kalligraphie, die aufs höchste vervollkommnete, zum Ornament gesteigerte Schrift. Taktsichere Regie setzt solchen Schriftkörper in die Seiten ein, daß er als eine ziervolle Wand festgefügt auf dem Doppelblatte liegt, und geschlossene Einrahmung kommt durch breite goldene und farbige rankendurchwirkte Bordüren.

Mannigfache Anklänge weckt solch Eindruck. Man wird an asiatische Teppiche erinnert, aber auch an arabische Architekturen. Man denkt an die Filigranfassaden von Granada mit ihren Zierleisten aus geschwungenen Lettern, farbig grundiert und blau und gülden erhöht. So ist auch im Buch bisweilen die Schrift in Goldgrund gebettet. Bisweilen schwimmt sie auch auf Wolkenbändern.

Kostbar sind die Miniaturen und die koloristischen Illuminierungen.

Vor allem ist daran die Sammlung Sarre reich. Interessante Beobachtungen hat ihr Besitzer gemacht und anregende Hinweise gegeben. Eine Handschrift, die eine Kosmographie enthält, zeigt in den figürlichen Darstellungen der Erzengel und der vier Himmelsträger Anklang an byzantinische Vorbilder. Die farblosen Pinselzeichnungen, ätherisch delikat, erinnern — die Himmelfahrt eines Heiligen z. B., im Rhythmus der schwebenden und den Thron umkreisenden Figuren — an italienische Frührenaissance und sind Botticelli verwandt.

Sehr gegenständlich und dadurch kulturell ausgiebig für Lebenssituationen, für das Detail von Kleidung, Waffen, Schmuck und Gerät erweist sich die indische Miniaturmalerei.

Wirkliche Lebensszenen geben hier die Motive: festliche Aufzüge, Empfänge, Elefantenkämpfe, das Treiben auf den Palasthöfen, die Gesellschaft auf den Gartenterrassen im Abendschein, auch Interieure, der Haremspavillon mit den Frauen und Situationen der Toilette.

Sarre, der speziell solch indische Blätter sammelt, entdeckte, daß Rembrandt ein Album mit indischen Miniaturen besaß. Der Meister studierte darin die Züge und die Requisiten orientalischen Wesens, die er dann für seine biblischen Darstellungen nutzte. So verwendete er die Kopie von vier mohammedanischen Scheiks für eine Radierungskomposition „Abraham, Gott Vater und die Engel bewirtend“.

In den persischen Gruppen sind die Tiermotive häufig: ein Falkonier mit dem Falken und der erlegten Ente, im Hintergrund Steinböcke und Schakale; Kampfgruppen von Löwe und Drache und Löwe und Stier. Eine besondere Technik von Reliefpressung und Übermalung gibt hier den Ausdruck.

Ein Wort noch über die edlen Einbände. Aus Lackdecken sind sie mit Pflanzen-, Tier- und Jagdornamenten; aus gepreßtem Leder mit goldenem Prägezierat in geometrischen oder filigranhaften Spitzenmustern. Die Prägeformen hierfür sind aus Kamelhaut.

Der Vorsatz der Innenseiten ist Seide, und Durchbruchszierat, ausgeschnitten, hebt sich von den farbig grundierten Feldern ab.

Eine hohe dekorative Kultur. F. P.



Notizbuch

Auch die „Große Berliner Kunstausstellung" ist mit einer Rede ihres Vorsitzenden — für dieses Jahr der Maler Professor Kallmorgen — eröffnet worden. Trotz ihres großen Umfanges von mehr als zweitausend Nummern ist der Gesamteindruck gut. Fehlen auch überwältigende Erscheinungen, so ist doch eine sehr beachtenswerte Zahl von Werken vorhanden, die einen hochgegriffenen Durchschnitt überragen. Diese Erscheinung ist die erfreulichste, die vom Standpunkt der Kunstpolitik aus festgestellt werden kann. Das künstlerische Genie steht außer aller Berechnung; sein Schaffen ist unabhängig von den Gesamtverhältnissen, seine Wirkung auf diese Gesamtverhältnisse deshalb auch unberechenbar. So unendlich überlegen für die Kunst in ihrer Gesamtentwicklung der Wert des Genies dem noch so zahlreichen Vorhandensein tüchtiger Talente ist, für die künstlerische Kultur eines Volkes sind die letzteren maßgebend.

Mit dieser künstlerischen Kultur aufs engste verknüpft sind die kunstsozialen Verhältnisse. Deshalb verdienen vor allen Dingen zwei Stellen aus der erwähnten Rede des in der Ausstellung selbst ganz hervorragend vertretenen Künstlers Beachtung. Der Redner wies darauf hin, welch außerordentliche Schwierigkeit für eine so große Ausstellung in der Konkurrenz mit den vielen anderen Kunstausstellungen der letzten Jahre liege. Er teilte diese anderen Ausstellungen in zwei Gruppen: solche, die das Schaffen hervorragender alter Kunst vorführen, und in die Ausstellungen modernster ausländischer Künstler.

„Die eine Gruppe von Ausstellungen zeigt uns Werke, deren Urheber schon seit hundert oder zweihundert Jahren tot sind. Wir verkennen nicht, was die retrospektiven Ausstellungen uns Künstlern Schönes gegeben haben. Aber sie haben durch ihre häufige Wiederkehr der heutigen Produktion den Erfolg erschwert. Mancher Sammler hat große Summen dem Kunsthändler geopfert, um Werke in seinen Besitz zu bringen, die zu erwerben Sache eines öffentlichen Museums ist. Und die wunderbar schönen Sammlungen dieser alten Meisterwerke haben die Ansprüche unserer Besucher so verwöhnt, daß sie an unsere Unternehmungen der Gegenwart einen falschen Maßstab legen und sie ungerecht beurteilen."

„Die zweite Gruppe von Ausstellungen, die ausländischen Meister der jüngsten Vergangenheit und der Gegenwart, beurteilen wir viel weniger freundlich. Diese Werke, die seit zehn Jahren und länger uns vorgeführt werden, haben vielfach Enttäuschung gebracht. Sie haben den Laien verwirrt, sie haben auf unsere jungen Künstler den schädlichsten Einfluß ausgeübt. Sie sind wesentlich mit daran schuld, wenn es dahin gekommen ist, ‚daß der junge Künstler da anzufangen sucht, wo das Genie aufhört'. Es ist höchste Zeit, sich wieder ‚auf die handwerkliche Grundlage zu besinnen, die die Grundlage aller Kunst ist', und es wäre wohl besser gewesen, wenn dieser Mahnruf schon vor zehn Jahren Beachtung gefunden hätte. Wir vernehmen seit zehn Jahren den Ruf nach Heimatkunst, überall regt sich der Wunsch, besser kennen zu lernen, was deutsche Art, deutsches Land uns bieten, und gleichzeitig häufen sich die Ausstellungen

fremder Kunsterzeugnisse! Von Paris und aus anderen Kunststätten holen unsere Händler Werke aus den Restbeständen der Ateliers und aus den Lagerräumen der Kunsthandlungen für Berlin, wo sie ihren Käufer finden. Auch wenn man der Bedeutung Manets volle Gerechtigkeit widerfahren läßt, so ist es doch schwer zu begreifen, welch ungeheure Summen in der soeben geschlossenen Ausstellung gezahlt worden sind. Man kann nicht sagen, daß die deutsche Kunst im Auslande mit gleicher Liebe behandelt wird. Das sind Verhältnisse, die wir beklagen, die unsere Kunst und unsere Künstler aufs empfindlichste benachteiligen, und die einmal gesagt werden müssen. Ich habe diesen Anlaß benutzt, im Sinne meiner Kollegen zu sagen, was uns am Herzen liegt. Wir leben und wir sind Deutsche, wir glauben, ein Recht auf Anerkennung und Förderung von unseren Volksgenossen zu haben."

Diese Rede ist, so verblüffend das für den ersten Augenblick klingen mag, bei der heutigen Lage unserer gesamten Kunstkritikverhältnisse eine viel stärkere Mutprobe als ein noch so schroffes Einstehen für die gewagtesten Sprünge einer wild gewordenen Künstlergruppe. Und wenn ein so ruhiger, stiller Arbeit hingegebener Künstler wie Kallmorgen sich dazu entschloß, das Tohuwabohu eines Geheuls über Rückständigkeit, Engherzigkeit, Deutschtümelei und Philisterhaftigkeit herauszufordern, so müssen ihn sehr ernste Zustände dazu bewogen haben. Diese sind wirklich vorhanden. Jeder, der in Künstlerkreisen verkehrt, weiß, daß der Daseinskampf der deutschen Künstler in den letzten Jahren immer schwerer geworden ist. Ich will in diesem Zusammenhange nicht untersuchen, ob nicht die Formen des Kunsthandels einer Umgestaltung bedürften. Ich persönlich bin der festen Überzeugung, daß weite Kreise des deutschen Bürgertums für den Kauf von Originalen zu haben wären, wenn sie wüßten, daß Originalarbeiten zu erschwinglichen Preisen zu haben sind. Es wäre andererseits der Künstlerschaft leichter möglich, die handelsüblichen Bilderpreise herabzusetzen, wenn der Künstler mit einer größeren Zahl von Verkäufen rechnen dürfte. Denn von der Aufstapelung seiner Arbeiten im Atelier — welch erschrecklichen Masse begegnet man bei jedem Atelierbesuch! — hat der Künstler am allerwenigsten. Seine Arbeit bringt dann nicht nur ihm nichts ein, sie geht auch für die Gesamtheit verloren. Es dürften auch bei niederem Wertansatz ganz erschreckliche Summen herauskommen, wenn man ausrechnen würde, wie viele Kunstwerke alljährlich in Deutschland buchstäblich ruiniert werden.

Aber auch unter Beibehaltung der gegenwärtigen Gesamtverhältnisse erhebt sich die Frage: *Werden die Summen, die heute in Deutschland für Kunstkäufe aufgewendet werden, in einer Form angelegt, die vom künstlerischen und vom kunstsozialen Gesichtspunkte aus zu rechtfertigen ist?* Diese Frage ist nach beiden Richtungen hin zu *verneinen*, und hier weist Kallmorgens Rede auf die richtigen Ursachen hin.

Es zeugt zweifellos von einem unlebendigen Verhältnis zur Kunst, wenn *alte Kunst überzahlt* wird. In dem Streit um die Florabüste sind in der Presse wie im Landtage alle möglichen Tonarten angeschlagen worden. Bloß das eine Wort hat keiner auszusprechen gewagt, aus lauter Angst um seinen Bildungsruhm, das sich einem, der wirklich an unserer Kunstentwicklung leidenschaftlichen Anteil nimmt, zuerst auf die Zunge drängen mußte: Ist es denn wirklich so selbstverständlich, daß die ungeheure Summe von 160 000 M sofort flüssig gemacht wird, wenn es sich darum handelt, ein Werk eines alten Meisters zu gewinnen? Ich weiß selber, wie selten echte Werke der Größten auf den Markt kommen; weiß, daß, falls die Florabüste wirklich von Lionardo da Vinci wäre, der Preis von 160 000 M, wie nun einmal die Verhältnisse auf dem Kunstmarkt liegen, nicht übertrieben, vielleicht sogar gering ist. Aber ich meine, man darf folgender Frage nicht aus dem Wege gehen: Was könnte an Kunstwerken lebender Künstler für diesen Preis gekauft werden? Wie konnte Dutzenden von kämpfenden Talenten geholfen werden — ich persönlich kenne von solchen, die schwer ringen, ganz hervorragende Kunstwerke, die keinen Käufer finden, die nur durch Museen gekauft werden können —, ich sage,

was konnte für diese Summe geleistet werden? Und da geschieht nichts, und niemals ist zu hören, daß jene reichen Kunstfreunde, die sofort Bode mit Gaben zur Seite sprangen, etwas tun. Es ist doch zweifellos, daß der doch immer wesentlich ideelle Wert aller Kunstwerke durch diese unlebendige Einstellung der Kunstliebhaberei auf Werke der Vergangenheit für diese in ganz wahnwitziger Weise in die Höhe getrieben worden ist. Und ich bin der felsenfesten Überzeugung, daß ein mit gesunden Augen und starkem Empfinden begabter Museumsdirektor, der hauptsächlich Werke der Gegenwart erwerben würde, für das Volkstum und für die künstlerische Zukunft des Landes unendlich mehr täte, als wenn es ihm gelingt, auf den Schleichwegen des Kunsthandels das Werk eines alten Meisters zu ergattern, selbst wenn dieses Werk zweifellos echt ist.

Aber Kallmorgen hat ganz recht, wenn er diese Hinwendung auf die alten Meister als noch nicht so schwere Schädigung hinstellt, wie die übertriebene Bezahlung von Werken neuerer Künstler, für die durch eine Art Kunstbörsenmanöver Preise erzielt werden, die jeglicher gesunden Bewertung Hohn sprechen. In der Hinsicht ist der F a l l M a n e t geradezu ein Schulbeispiel. Der Fall ist akut geworden durch die Ausstellung einer großen Manetsammlung, die zuerst in Berlin bei Cassirer stattfand und von hier aus nach Wien, München, Paris und Neuyork gehen wird. „Es ist", so führt die Tägliche Rundschau aus, „der Mühe wert, sich mit der Vorgeschichte der Ausstellung vertraut zu machen. Die Sammlung Pellerin mit ihren etwa 40 Manets stand zum Verkauf. Nun haben in den letzten zwanzig Jahren die Aktien des Manetschen Ruhmes eine solche Höhe erreicht, daß ein einzelner Kunsthändler die ganze Sammlung nicht erwerben konnte. Die Bilder einem einfachen Auktionsschicksal zu überlassen, das schien dem internationalen Kunsthandel, der in Europa vielleicht stärker als irgend ein anderer Erwerbszweig amerikanisiert ist, bedenklich. So taten sich denn drei Kunsthändler zusammen: die Herren Cassirer in Berlin, Durand-Ruel und Bernheim jeune in Paris. Das ist eine R i n g b i l d u n g i n a l l e r F o r m, und es steht in der Macht dieses Ringes, die Preise der von ihm monopolisierten Ware der Welt zu diktieren. Soweit könnte uns die Geschichte gleichgültig sein. Wenn reichen Kunstfreunden und Galerien das Leben unerträglich dünkt, sofern sie nicht mindestens einen echten Manet besitzen, so mögen sie ihre Schwärmerei nach den Preisen des Ringes bezahlen. Aber damit ist die Sache nicht erledigt. Der geschäftlichen Ringbildung entspricht eine solche der Kritik, ein Trust der Ästheten. Und wenn die Sammlung Pellerin nun von Berlin nach Wien kommt, und weiter nach München, Paris und Neuyork, dann wird der Ästheten-Trust schon dafür sorgen, daß „der Name Manet in aller Munde sein wird". Die wunderlichen Kunstphilosophen werden wieder einmal die alten Lieder singen, nicht einer von ihnen wird auf das zeitlich und kulturell Bedingte der Manetschen Kunst hinweisen, Manet ist für sie vielmehr der Inbegriff alles absolut Malerischen, nach dem sich zu richten hat, wer überhaupt mitzählen will in der modernen Kunst. Langsam und mit unsäglicher Mühe haben wir uns freigemacht von den schlimmsten Formen der geistigen Fremdherrschaft, die der französische Impressionismus so lange über die deutsche Malerei ausüben konnte. Die besten deutschen Maler geben sich in ihren Werken wieder, wie sie sich als ehrliche Künstler geben müssen, und eine Anzahl von Kunstfreunden beginnt einzusehen, daß sie nicht unbedingt heillose Idioten sind, wenn sie auch einmal etwas anderes kaufen als etwas mittel- oder unmittelbar französisch Impressionistisches. Soll die alte Litanei nun, kraft jener Ringbildung, wieder von vorn angehen? Sollen unsere jungen Künstler wieder einmal, um beachtet zu werden, anfangen, zu parisern?"

Es ist hier nicht der Ort, über die künstlerische Bedeutung Manets zu sprechen. Das eine scheint mir aber unbedingt sicher und für uns Deutsche von höchster Wichtigkeit: Man mag Manet so hoch einschätzen wie man will, so bleibt er immer nicht nur „kulturell bedingt", sondern auch „kulturell begrenzt". Seine Verdienste liegen so ausschließlich auf der rein technischen Seite, daß sie eben nur den Wert technischer Gebietserweiterung haben können. Das aber ist in der Kunst, wenigstens für das, was wir Deutsche darunter verstehen, ein sekundäres, eben nur ein



Mittel zum Zweck. Für uns bleibt Schillers Wort in Geltung: „Denn nur der große Gegenstand vermag, den tiefen Grund der Menschheit aufzuregen; im engen Kreis verengert sich der Sinn“.

Je weniger erquicklich die ganzen Verhältnisse sind, mit denen wir uns hier beschäftigen, um so wichtiger ist es, daß man sie ganz nüchtern betrachtet. Es ist ein veralteter Standpunkt, im Kunsthändler etwas anderes zu sehen als einen Händler. Man darf nicht etwa sagen: einen Kaufmann großen Stils. Der große Stil liegt höchstens im Betriebskapital, mit dem heute einzelne Kunsthändler arbeiten. Im übrigen ist der Lieferant nirgendwo weniger moralisch und ethisch gehalten, gute Ware zu liefern; vielmehr stellt er sich im Kunsthandel rücksichtslos auf den Standpunkt, die Ware, die er gerade besitzt, als denkbar beste anzupreisen und zu möglichst hohen Preisen an den Mann zu bringen. In keinem anderen Geschäfte beruht so sehr der ganze Trick darin, möglichst billig einzukaufen und möglichst teuer loszuschlagen, wie im Kunsthandel. Die Künstler sind dabei seit uralten Zeiten, heute aber mehr als je, die Hereingefallenen. Bei Manet und seinem Kreise war die Sache die, daß einzelne Pariser Händler dieser Künstlergruppe ihre Bilder zu Spottpreisen abnahmen, wohl nur ganz ausnahmsweise so viele hundert Franken bezahlten, als sie jetzt Tausende verlangen. Diese Bilder wurden nicht etwa aus großer künstlerischer Erkenntnis erworben, sondern lediglich vom Spekulationsstandpunkte aus beiseite gestellt. Man wartete ab, bis man dafür eine Hausse herbeiführen könne. Das letztere ist im Kunsthandel nur möglich mit Hilfe der Kritik.

Wer ganz scharf aufpaßt, kann derartige Handelswege voraussagen. Vor drei Jahren brachte die Wiener „Neue Freie Presse“ einen Artikel: „El Greco in Sicht“. Es war darin in spöttischer Weise ausgeführt, daß wohl bald vom Kunsthandel aus auf künstliche Weise eine Modeströmung herbeigeführt werden würde, durch die der absonderliche, 1614 in Toledo verstorbene Domenico Theotocopoli, zubenannt El Greco, zu hohen Preisen gebracht werden würde. Denn einige der hervorstechendsten Kunsthändler hätten eine große Zahl der Bilder dieses Mannes zu billigen Preisen in ihren Besitz gebracht. Daß sich die Spekulation gerade auf diesen Künstler warf, ist leicht erklärlich, wenn man weiß, daß ein zweifellos großes Können mit ausgesprochenem Farbensinn hier einer sicherlich pathologischen Entartung anheimgefallen ist. Über so etwas läßt sich ja so großartig schreiben und es ist allemal „interessant“, sich für Dinge als Offenbarung und Herrlichkeit ins Zeug zu legen, die einem sogenannten gesunden Menschenverstand als verrückt oder ekelhaft vorkommen. Die Herren haben sicher nicht falsch gerechnet. Schon hat einer unserer „modernsten“ Kritiker, der „Böcklinstürzer“ Meier-Graefe, eine Reise nach Spanien unternommen, wie er sagte, um Velazquez aufzusuchen, und hat dabei — El Greco gefunden.

Ich erkläre hiermit ausdrücklich, daß ich mir die Auffassung der Künstlerkreise, die in ihrer begreiflichen Erbitterung immer von „gekauften Kritikern“ sprechen, durchaus nicht zu eigen mache. Ich habe schon wiederholt ausgeführt, daß sich in unserer Kunstkritik zu allermeist ganz deutlich als Zeiterscheinung dieselbe Tatsache verfolgen läßt, die auch die Kunst selbst zeigt: nämlich das Bestreben, in jedem Fall aufzufallen, in jedem Fall interessant zu sein. Es ist eine Form der Sensationssucht, man möchte lieber sagen der Sensationskrankheit. Denn es ist ja längst nicht mehr das Verlangen, etwas zu tun, sondern ein Zustand.

Der kühl rechnende Kunsthandel weiß nun ganz genau Mittel und Wege zu finden, diesen Krankheitszustand unserer öffentlichen Kunstkritik sich dienstbar zu machen. Verfängt die Sache nicht gleich, so hat man es ja dazu, etwas zuzuwarten, bis die Leute kommen, die willig sind, die in den Kunsthändlersammlungen verborgenen Werte zu „entdecken“ und der Welt anzupreisen. Werden solche Anschauungen erst, zumal in der hauptstädtischen Presse, verkündigt, so wirken sie wie eine Seuche.

Im Fall Manet werden die Kunsthändler mit der Kritik sehr zufrieden sein. Von ganz zuverlässigen Leuten wird versichert, daß der von den Kunsthändlern mit zwei Millionen angegebene Kaufpreis der Galerie Pellerin schon durch die Verkäufe hier in Berlin um über

600 000 ℳ überschritten sei. Dabei braucht man an jene zwei Millionen ja auch noch nicht zu glauben. Jedenfalls ist das „Frühstück im Atelier“ für die Münchener Stadtgalerie zum Preise von 300 000 ℳ angekauft worden. Das wäre der zweithöchste Preis, der bisher von einer Galerie überhaupt gezahlt worden ist, und würde nur übertroffen durch den Preis von 360 000 ℳ, den das Frankfurter Städelsche Museum für Rembrandts „Samson und Dalila“ bezahlt hat. Ähnlich teuer ist das Bildnis Desboutins in eine Berliner Privatsammlung gekommen. Zu ganz ungeheuren Preisen haben ferner Privatsammler die „Nana“, „Die Modistin“ und etliche andere Stücke erworben. Und selbst für die Studie zu dem Bilde „Faure als Hamlet“ ist von der Hamburger Kunsthalle der Preis von 26 000 ℳ gezahlt worden.

Man begreift, daß sich der deutschen Künstlerkreise angesichts dieser wahnwitzigen Geldausgaben geradezu eine Wut bemächtigt, wenn auch Herr Liebermann feierlich verkündigt, daß Mannheim die „Erschießung des Kaisers Maximilian von Mexiko“ mit 90 000 ℳ eigentlich für ein Butterbrot gekauft habe. Die Kritik aber taumelt auf höchsten Pfaden der Begeisterung weiter. Harden wütet in seiner „Zukunft“, daß das letztgenannte Bild „ins Dunkel eines Provinzialmuseums“ kommt, statt nach Berlin, und appelliert über alle möglichen Umwege an den Kaiser, weil es dereinst heißen wird: unseren Galerien „fehle die feinste Blüte moderner Kunst“. Also Manet, ein grundsätzlicher Leugner alles seelischen Gehaltes, wäre die feinste Blüte moderner Kunst?! Hans Rosenhagen aber beginnt im „Tag“ seinen nachher doch von manchen Bedenken etwas herabgestimmten Dithyrambos auf Manet mit folgenden Ausführungen: „Wie doch die Zeiten sich ändern können! Vor hundertsiebzig Jahren war es ein geistvoller, mit lebendigem Kunstverständnis begabter Kronprinz von Preußen, der den Franzosen die besten Werke ihres originellsten, eine neue Kunstperiode einleitenden Künstlers entführte — heut' ist es ein unternehmender Berliner Kunsthändler, der dafür sorgt, daß einige sehr bedeutende Schöpfungen des größten französischen Malers des 19. Jahrhunderts in deutsche Kunstsammlungen gelangen. Und jetzt wie damals mag es nicht an Leuten fehlen, die an solcher Bevorzugung der französischen Kunst ein Ärgernis nehmen. Doch wie man vor ein paar Wochen Genugtuung darüber empfand, daß die französischen Kunstfreunde den Deutschen Kaiser um seinen Besitz an Hauptwerken Watteaus und Chardins beneideten, so wird man nach hundert Jahren voraussichtlich die Intelligenz der jetzt lebenden Galerieleiter und Kunstsammlungsbesitzer anerkennen, die mit Geldern nicht sparten, um die Gleichgültigkeit der heutigen Franzosen gegen den unter ihren Augen stattfindenden Export der Meisterbilder Edouard Manets sich zunutze zu machen.“

Ich kann mir nicht denken, daß Herr Rosenhagen nicht weiß, daß vor hundertsiebzig Jahren der damalige „geistvolle Kronprinz von Preußen“ vor allem darauf bedacht war, jene Rokokobilder zu sehr bescheidenen Preisen in seinen Besitz zu bringen, wie aus der Korrespondenz, die er mit dem preußischen Gesandten pflegte, deutlich zu ersehen ist; daß er vorsichtig allen Machenschaften der Kunsthändler aus dem Wege ging und wahrscheinlich schon als Kronprinz recht derbe Worte gefunden hätte, wenn ein wissenschaftlicher oder künstlerischer Ratgeber sich ihm genaht hätte, der so das Reklamegeschäft für einen gewinnsüchtigen Kunsthändler besorgt hätte, wie es im „Falle Manet“ unsere Kunstkritiker gegenüber der Öffentlichkeit tun. Denn wenn wir es uns schon gefallen lassen müssen, daß der Kunsthandel die Form des Börsengeschäftes annimmt, so gebietet die einfachste Börsenregel, daß man Papiere nicht dann kauft, wenn sie durch allerlei Kunsttricks und üble Machenschaften auf eine Höhe hinaufgetrieben worden sind, die sie niemals behaupten werden. Vielmehr ist es Pflicht aller Ratgeber auf diesem Kapitalmarkte, die ihnen vertrauenden Käuferkreise in solchen Augenblicken zu warnen vor Ankäufen. Schließlich ist Frankreich noch heute ein Land, in dem viel Geld für Kunstkäufe vorhanden ist, und wenn die Franzosen lachenden Auges diese Manets ins Ausland gehen lassen, so wissen sie sehr gut warum. Wir aber stehen vor der betrüblichen Tatsache, daß ein ganz riesiges für Kunst aufgewendetes Kapital unserer dessen

dringend bedürfenden Künstlerschaft infolge einer völlig falsch eingestellten Kunstpolitik entgangen ist.

* * *

Auch auf anderen Gebieten ist der viel gemachte Vorwurf, daß bei uns in Deutschland für Kunst zu wenig Mittel aufgewendet würden, nicht so voll berechtigt wie der andere, daß die ganz beträchtlich aufgewendeten Mittel vielfach falsch und unnütz angelegt werden. Eines der schlimmsten Beispiele für die Tatsache ist die Forderung von 845 000 *M*, die die Regierung im Abgeordnetenhaus für Sicherheitsbauten im Königlichen Opernhause zu Berlin eingebracht hat. Ich höre schon bemerken: „Das Ganze ist eine Zwangslage. Die Forderung muß aus Sicherheitsgründen von der Regierung erhoben werden". Das Abgeordnetenhaus wird sich der Erkenntnis, daß die Sicherheitsbauten notwendig sind, nicht verschließen können und sieht sich deshalb gezwungen, die Forderung zu bewilligen. Es erhebt sich nun die Frage: „Durfte es zu einer solchen Zwangslage kommen?" Fritz Stahl gibt darauf im „Berliner Tageblatt" die treffende Antwort, indem er geradezu von einer Zwangslagenpolitik spricht. Für diese liefert der vorliegende Fall ein klassisches Beispiel.

„Dieselbe Regierung, die eben eine Vorlage zur Erhebung von Bibliotheksgebühren einbringt, bei der niemanden wohl ist, bei der jeder fühlt, daß hier etwas geschieht, was nicht geschehen dürfte, die diese peinliche Maßregel ergreift, um eine lumpige Viertelmillion zu erzielen, — dieselbe Regierung fordert eine Million, um sie unfruchtbar zu verbauen! Würde sie das dem Parlamente zumuten, wenn sie nicht die ‚Zwangslage' ausspielen könnte?! Würde das Parlament die Vorlage annehmen, wenn nicht die Parteien dem Volke das große Schild mit diesem Worte beschwörend entgegenstrecken könnten?! Ich glaube, daß die Regenten und die Verordneten, wenn sie beten, jetzt immer sagen: ‚Unsere tägliche Zwangslage gib uns heute!'

Aber es ist doch wohl an der Zeit, dieser bequemen und gefährlichen Art, Verantwortungen abzulehnen, ein Ende zu machen. Es sind ja gar keine wirklichen, aus der Natur der Dinge entstandenen Zwangslagen, um die es sich handelt. Sie sind vielmehr entstanden durch schuldhafte Versäumnis der Regierenden; um nicht zu sagen, daß man sie bewußt hat entstehen lassen. Hat sich die Gefährlichkeit des Betriebes im Opernhause in einem Tag, einer Woche, einem Jahre eingestellt? War sie wirklich nicht vorauszusehen? Der Intendant konnte, mußte vor Jahren voraussehend seiner Behörde sagen: das neue Opernhaus müsse jetzt gleich gebaut werden, es sei der Tag abzusehen, an dem man nicht mehr oder doch nicht ohne kostspielige Vorrichtungen in dem alten werde spielen können. In keinem Privatbetriebe wäre es denkbar, daß auf solche Weise der Etat mit Reparaturkosten an einem aufzugebenden Hause belastet würde, die schon einen erheblichen Teil der Summe für den neuen Bau liefern könnten. Intendantur und Polizeipräsidium hätten vor fünf Jahren nur den zehnten Teil der Energie aufzuwenden brauchen, mit der sie heute so mannhaft ‚gegen' ihre vorgesetzte Behörde auftreten, und wir hätten das neue Opernhaus gerade jetzt einweihen können. — —"

Wenige Tage, nachdem die Umbauforderung im Abgeordnetenhause eingebracht worden war, ist im königlichen Opernhause der unerhörte Fall eingetreten, daß gezischt, gepfiffen und gejohlt wurde. Man kann ruhig zugeben, daß die Pfeiferei wohlvorbereitet war. Sie kam im wesentlichen aus jenen olympischen Höhen, auf denen die Jugend thront. Aber auch die „vornehmen" Kreise im Parkett und auf den ersten Rängen beteiligten sich in etwas maßvollerer Form an dieser Bezeugung der Unzufriedenheit. Den Anlaß gab die Aufführung der Indianeroper „Poia". Es lehnt sich heute schon nicht mehr, etwas über Text und Musik dieses Werkes zu sagen. Es bedarf in diesem Falle der Schnelligkeit der Tagespresse, um noch irgendwie aktuellem Verständnis begegnen zu können. Wir wissen alle, daß Mißgriffe in der Annahme von Werken möglich sind. Auch gewiegte Kunstkenner haben sich schon manchmal in ihren sicheren Erwartungen auf den Erfolg eines Werkes schwer getäuscht. In anderen Fällen haben Kunstinstitute, die sich bewußt sind, daß ihre Aufgabe nicht darin begrenzt ist, das Gefallen des

Publikums zu erwerben, sondern auch für neue Kunstwerke sich einzusetzen, Arbeit und Geldopfer „um der Sache willen“ gebracht. Beide Fälle treffen hier nicht zu. Auch wenn es nicht vorher aus den Künstlerkreisen in die Öffentlichkeit gedrungen wäre, wenn nicht eine Sängerin ihre Rolle zurückgeschickt hätte usw., könnte man sich sagen, daß eine so stümperhafte Musik, deren Mache noch nicht einmal auf der Höhe eines absolvierten Konservatoristen steht, die keinerlei Werte einzusetzen hat, in Verbindung mit einem für uns völlig wertlosen und gleichgültigen Textbuche niemals von Sachverständigen empfohlen werden konnte. Die Aufführung dieser von zwei Amerikanern zusammengestellten Oper ist denn auch von allen Seiten in die Reihe jener Geschehnisse eingeschoben worden, für die politische und diplomatische Gründe maßgebend waren.

Die Verärgerung hat nun hauptsächlich darin ihren Grund, daß in unserem Opernhause eine ganz erschreckliche Zahl solcher Taten zu verzeichnen sind: die Berufung eines Italieners zur Schöpfung einer großen historischen Nationaloper; die Amerikanisierung unseres Künstlerpersonals — es ist sicher an keiner deutschen Opernbühne eine so erschreckliche Behandlung der deutschen Sprache zu hören, wie an der Berliner Hofoper, wo häufig fast alle wichtigen Solopartien von Ausländern besetzt sind —; das Gastspiel der Monte-Carlo-Oper; die Aufführung der Laparreschen „Havanera“ entsetzlichen Andenkens; die in meiner Erinnerung durch unfreiwillige Komik verklärte Aufführung der unbegreiflichen Oper „Der Wald“ der Amerikanerin Smith u. a. m. Die Intendanz unserer Oper beweist aber, daß sie Beharrungsvermögen besitzt, und kündigt an demselben Tage, an dem sie in allen Zeitungen den Hereinfall mit der Indianeroper lesen konnte, als erste Neuaufführung für den nächsten Winter Leoncavallos „Maja“ an. Dieses Werk hat ja auch die zweifellos bedeutsame Empfehlung für sich, daß es in Italien selbst bereits unzweideutig abgelehnt worden ist.

Nun könnte man ja schließlich zugeben, daß die Königliche Hofoper gelegentlich Rücksichten zu nehmen habe, die mit Kunst gar nichts zu tun haben. Aber vor allen Rücksichten gehen die Pflichten; und wenn ein Kunstinstitut, so hat die Königliche Oper die Pflicht, dem großen einheimischen Schaffen eine Heimstätte zu geben. Die Königliche Oper aber umgeht diese Pflicht grundsätzlich. Außer Richard Strauß' „Elektra“ und Leo Blechs Operchen „Versiegelt“ sind neue Werke deutscher Komponisten in den letzten Jahren im Königlichen Opernhause nicht aufgeführt worden. Diese beiden Komponisten aber sind Kapellmeister an unserer Oper und hatten vermutlich dieser Stellung die Aufführung ihrer Werke zu danken.

Man braucht diesen Tatsachen nichts hinzuzufügen. Man könnte höchstens noch zum Kapitel der unglücklichen Verwendung von Kunstmitteln anführen die verschwenderische Ausstattung, mit der etwa Meyerbeers „Prophet“ herausgeputzt wurde, während die Werke Richard Wagners weder in Ausstattung noch Einstudierung die dringend notwendige Erneuerung erfahren; könnte an den Zirkusspuk des Balletts „Sardanapal“ mit seiner unglaublichen Verschwendung erinnern und an dergleichen mehr. Diese Dinge müssen immer wieder einmal gesagt werden, damit es in weiten Kreisen bekannt wird, weshalb unsere staatlich unterstützten Bühnen sich keiner Sympathie erfreuen und die wüstesten Spekulationsunternehmungen daneben aufkommen können, weshalb das Volk, dem durch die hohen Preise der Besuch dieser Anstalten unmöglich gemacht wird, keinerlei Teilnahme für diese Institute aufbringt, ja allmählich zum Haß gegen sie gelangt. Man muß sich vergegenwärtigen, welch ungeheure Schäden diese Zustände für unsere ganzen Kunstverhältnisse bedeuten.

Darum ist es unverantwortlich, daß diese allgemeinen Empfindungen in den Parlamenten nicht ausgesprochen werden, daß dort selbst bei einer Gelegenheit, wie dem Einbringen der neuen Forderung für Umbau, kein Wort davon laut wurde, wie wenig von diesen Bühnen — vom Königlichen Schauspielhause gilt nämlich dasselbe — die Pflichten erfüllt werden, die sie dem Volke und der Kunst infolge ihrer Sonderstellung schuldig sind.

* * *

Die Berliner Theaterdirektoren haben sich noch zum Schluß der Saison darauf besonnen, für die Unterhaltung des Publikums zu sorgen; mit den Neuheiten, die sie im Laufe der Spielzeit aufgeführt hatten, war ihnen das nicht gelungen. Nun aber, nachdem die Schauspielerinnen eine Nachtsitzung zur Beratung ihrer Notlage veranstaltet hatten, fanden die Direktoren, daß ihnen ein gleiches gebühre, und so „saßen" auch sie, allerdings in einem Hotel, und berieten die Frage, wie die Berliner Theaterverhältnisse zu bessern wären. Selbstverständlich beruht die Besserung dieser Theaterverhältnisse nach ihrer Meinung auf der Höhe der Einnahmen der Direktoren, und sie erkannten als schlimmsten Feind dieser Einnahmen den Unfug der Vereinsbillets. Ich habe diese Einrichtung, die wirklich zu einem Übel geworden ist, hier im Türmer bereits vor längerer Zeit als einen Krebsschaden gegeißelt. Als Kunstfreund mußte man mit Spannung der Lösung dieser Frage entgegensehen. Sie schien verhältnismäßig einfach, indem sich jedem ruhigen Beobachter folgende Gedankengänge aufdrängen: Die sogenannte Einrichtung der Vereinsbilletts ist nur möglich geworden, weil sich für unsere Theater zu den üblichen hohen Preisen kein genügendes Publikum einfindet. Die breite Masse des Publikums ist nicht imstande, die hohen Kosten, die ein Theaterbesuch in Berlin bedingt, öfters aufzubringen, und verzichtet deshalb lieber auf den Theaterbesuch oder sucht ihn sich auf Umwegen billiger zu verschaffen. Auf diese Weise ist die Einrichtung von Zwischenhändlern möglich geworden, denn auch die Theaterdirektoren sagten sich, daß ein zu einem Drittel bezahltes Haus besser sei, als ein leeres.

Wie schon gesagt, ist die Einrichtung ausgeartet. Sie kam nicht mehr bestimmten Vereinsmitgliedern zugute, sondern wurde einfach ein Unternehmergeschäft. Das Publikum entwöhnte sich vollständig des Kaufes an den Theaterkassen, weil man ziemlich sicher sein mußte, daselbst billigere Plätze niemals zu bekommen, und die Zwischenhändler nutzten ihre Stellung den finanziell schlechten Bühnen gegenüber so weit aus, daß auch durch sie zusammengebrachte ausverkaufte Häuser nicht einmal mehr die Tageskosten deckten. Also war eine Änderung notwendig. Man erwartete wohl allgemein, sie würde dahin gehen, daß die Theaterdirektoren einerseits diesem Zwischenhandel ein Ende bereiten würden, daß sie aber anderseits der Einsicht Folge gäben, der Theaterbesuch müsse billiger werden. Dafür zeigen sich von vornherein zwei Wege: 1. eine Vergrößerung der Zahl der billigen Plätze, während die Luxusplätze sogar unter Umständen noch etwas teurer gemacht werden können; 2. die Einrichtung billigerer Vorstellungen. Da alle unsere Theater auf Serienvorstellungen ausgehen, jedes Stück, das auch nur einigermaßen Erfolg hat, mindestens zwanzigmal gegeben wird; da anderseits in Berlin ein bestimmtes Premierenpublikum vorhanden ist, das überall dabei gewesen sein will, so läge der Ausweg nahe, die ersten Vorstellungen zu vollen Preisen, die späteren zu wesentlich ermäßigten Preisen zu veranstalten. Diese billigen Preise würden denjenigen Volksschichten, die heute nicht imstande sind, das Theater zu besuchen, dieses Vergnügen ermöglichen, und die Direktoren würden auf diese Weise immer zu viel größeren Einnahmen gelangen, als sie bisher von den Billetthändlern erlangen konnten. Aber siehe da, die Herren hatten sich offenbar bei ihrer Nachtsitzung gehörig in Mutstimmung versetzt und verbanden sich nun zu einer Art von Trust. Gegen schwere Konventionalstrafe ist es den Mitgliedern des Direktorenverbandes künftighin verboten, Billetts anders als zu Kassenpreisen abzugeben. Eine Ermäßigung der Billettpreise aber können die Direktoren nach ihrer Versicherung nicht eintreten lassen! Der Verband der Berliner Bühnenleiter gibt da im Berliner Lokalanzeiger Ausführungen, die doch von allgemeinerem kulturgeschichtlichen Interesse sind und darum hier mitgeteilt werden mögen:

„In den letzten Jahren ist eine allgemeine Teuerung eingetreten, die sich auf alle Lebensmittel, auf alle Gebrauchsgegenstände bezieht. Diese allgemeine Teuerung hat zur Folge gehabt, daß auch im Theaterbetriebe alle einzelnen Posten teurer wurden; von allen Seiten größere Ansprüche an die Theaterleiter gestellt wurden. In erster Linie sind es die Theatermieten, die von den Hausbesitzern außerordentlich gesteigert wurden. Als Herr Direktor

Schulz vor zwölf Jahren das Metropol-Theater übernahm, zahlte er 222 000 ℳ Pacht, jetzt muß er 360 000 ℳ bezahlen. Das Berliner Theater, das unter der Leitung von Barnay 90 000 ℳ Pacht kostete, erzielt heute eine Miete von 160 000 ℳ Pacht ...

Mit dieser großen Erhöhung ist eine Steigerung des Gagen-Etats Hand in Hand gegangen. Der Gagen-Etat im Deutschen Theater beträgt unter der derzeitigen Direktion 528 000 ℳ, um wieviel geringer mag er unter L'Arronge gewesen sein! ... Der Etat des Lessing-Theaters unter der Direktion Dr. Blumenthal erreichte eine Höhe von 265 000 ℳ. Dr. Neumann-Hofer hatte einen Gagen-Etat von 262 700 ℳ, während die jetzige Direktion Dr. Brahm einen Gagen-Etat von 410 000 ℳ zu bestreiten hat. Aber der Etat der Schauspielergagen ist es ja nicht allein, der dem Theater die sich immer steigernden Lasten auferlegt. Das Orchester und das technische Personal, die vermöge ihrer starken Verbände eine Macht repräsentieren, die dem Theaterleiter den Tarif vorschreibt, haben ihre Ansprüche in den letzten Jahren um 25 % gesteigert.

Eine erheblich höhere Steigerung jedoch nimmt die Ausstattung ein. Durch die Ansprüche des Publikums und durch die Konkurrenz ist der Theaterleiter zurzeit gezwungen, an Ausstattung viel mehr zu leisten (auch bei den einfachsten Dekorationen), als es früher nötig war. Der Etat dieses Postens hat sich um 100 % erhöht. Dazu kommt, daß die Polizei in letzter Zeit die Imprägnierung aller Dekorationen verlangt. Verteuert diese Prozedur schon an sich die Dekorationen erheblich, so frißt die Imprägnierungsmasse an den Dekorationen, die jetzt nur drei Jahre lang benützt werden können, während nicht imprägnierte Dekorationen oft zehn Jahre lang auf der Bühne gebraucht werden können. In den Posten der Ausstattung gehören auch die historischen Kostüme, die jetzt wohl von allen Berliner Direktoren den männlichen wie den weiblichen Mitgliedern geliefert werden."

Danach werden die hohen Anforderungen der Behörden für Feuerwehr und dergleichen, die gesteigerten Preise für Beleuchtung und Heizung angeführt, um zu beweisen, daß die Verbilligung nicht möglich sei.

Durch diese Ausführungen wird allerdings die Tatsache nicht aus der Welt geschafft, daß es bisher mit den sogenannten Vereinsbilletts immer noch gegangen ist, daß also eine Ermäßigung der Billettpreise sicher möglich wäre, zumal diese ja niemals so weit zu gehen brauchte wie die Ermäßigungen, die jene Händler verlangten. Denn das Publikum wäre ja sicher zufrieden, wenn es die von den Händlern aufgestellten Preise von den Theatern selbst bewilligt bekäme; der sicher sehr erhebliche Gewinn, den die Händler für sich einheimsten, ebenso wie die nicht geringen Betriebskosten dieser Händler kämen dann den Direktoren zugute. Im übrigen aber sind zwei Punkte berührt: der Gagen-Etat der Schauspieler und die hohen Ausstattungssummen, die ernste Beachtung verdienen. Wir haben in der letzten Zeit dauernd so viel von Hungergagen und unzureichender Entlohnung der Schauspieler hören müssen, daß die Riesenposten, die hier mitgeteilt werden, nur dadurch möglich sind, daß an eine begrenzte Zahl von Schauspielern Gehälter gezahlt werden, die in keinem Verhältnis zum Kunstwert ihrer Leistungen stehen. Wir haben nur eine ganz geringe Zahl von Schauspielern, die durch ihre Person das breitere Publikum ins Theater locken. Es kommt wirklich diesem Publikum — das beweisen z. B. auch die Verhältnisse an unseren Schillertheatern — immer noch mehr auf die Sache als auf die Person an. Und wenn heute so viel von Ensemblekunst die Rede ist, so sollte man meinen, daß es bei tüchtiger Regie und energischer Arbeit möglich sein müßte, auch mit Kräften, die nicht Ministergehälter verlangen, anständige Theateraufführungen herauszubringen. Ein gleiches gilt von der Ausstattung. Mit Ausnahme jener wenigen Bühnen, die sich auf das „Ausstattungsstück" werfen, verlangt das breite Publikum durchaus nicht nach dieser reichen Ausstattung auf dem Theater. Es ist im großen und ganzen gar nicht fähig — Gott sei Dank! —, die Kosten zu würdigen, die hier für durchaus Nebensächliches aufgewendet werden. Es sind keineswegs die Ansprüche des Publikums gestiegen, sondern die Theaterdirektoren

sind hier in einen üblen Wetteifer hineingeraten, weil der eine oder andere unter ihnen — ich denke hier vor allem z. B. an Reinhard — die besonders kostspielige Ausstattung der Stücke als ein Zugmittel angewendet und als solches erprobt hat. Jetzt könnte in neun von zehn Fällen für die Ausstattung viel weniger ausgegeben werden; die Zuschauerschaft wäre das vollkommen zufrieden, wenn sie dafür sachlich Besseres zu angemessenen Preisen geboten bekäme. Es wäre sehr zu begrüßen, wenn unsere Schauspielerverbände sich einmal auch mit diesen Fragen beschäftigen würden und so an ihrem Teile dazu beitrügen, daß das Theater für die breiten Massen des Volkes ein tatsächlicher Lebenswert bliebe, nicht ein unerschwinglicher Luxusgegenstand, noch auch eine blutleere Ästhetenspielerei.

Die Herren Theaterdirektoren haben aber offenbar nachträglich empfunden, daß sie sich in ihrer Antwort zu wenig als „Künstler“ benommen hatten. Der Hinweis auf die Steigerung der Butter- und Fleischpreise war doch zu schmerzhaft, und so folgte der rechnerisch kalten Tragödie noch das Satyrspiel. Sie, die sonst immer von den hohen Kunstaufgaben ihrer Institute den Mund voll nehmen, schlagen jetzt auf einmal andere Töne an. „In der Debatte wurde betont, daß die sogenannten kulturellen Bestrebungen gewisser Vereine, auch großer wirtschaftlicher Korporationen in bezug auf den Theaterbesuch nur in der Theorie beständen; in der Praxis handele es sich immer nur um den Genuß eines Vergnügens. Wollen sich Minderbemittelte — es sei an das große Heer der jüngeren Handlungsangestellten erinnert — einen Theaterbesuch leisten, so gibt es genug wohlfeile Plätze. Es sei stets die Erfahrung gemacht worden, daß die Billette im zweiten Rang zu den angekündigten Preisen nie den Absatz gefunden haben wie die teureren Plätze, die aber ‚hintenherum‘ zu einem billigen Preise ‚verhökert‘ wurden. Bis auf ganz wenige Bühnen wären — so wurde freimütig eingestanden — die Theater Vergnügungsetablissements, und wer sie besuchen wolle, müsse auch dafür bezahlen. Treibe aber jemand wirkliche Kunstbegeisterung in das Theater, der sich nicht einen Logen- oder Fauteuilplatz leisten könne, so werde er auch auf wohlfeilere Plätze gehen.“

Also da hat man es nun ganz klar: unsere Theater sind Vergnügungsetablissements und haben durchaus nicht den Ehrgeiz, Kunsttempel zu sein. Für ihr Pläsier sollen die Leute aber auch gehörig bezahlen, damit vor allen Dingen die Herren Direktoren selbst ihr Pläsier haben. Wen wirklicher Kunsthunger treibt, der solle ruhig auf die schlechten Plätze hinaufkriechen. Und was sie sich in unseren Berliner Theatern an schlechten Plätzen leisten! Und wie teuer diese schlechten Plätze im Verhältnis zu der Strapaze, die sie von ihren Besuchern verlangen, bei der Beschränkung des Gesichtsfeldes und der elenden Akustik, die auf ihnen herrscht, noch sind! Jedenfalls möge man sich dieses Geständnis der Theaterleiter merken, und wenn sie bei irgendwelchen Gelegenheiten, hauptsächlich dann, wenn sie zu moralisch bedenklichen Mitteln greifen, um für das Amüsement zu sorgen, sich wieder auf die hohe Freiheit der Kunst berufen, dann wollen wir ihnen sagen, daß nach ihrem eigenen Geständnis ihre Bühnen mit Kunst nichts zu tun haben.



Zur gefl. Beachtung!

Wiederholt werden Briefe und Sendungen für den Türmer an einzelne Mitglieder der Redaktion persönlich gerichtet. Daraus ergibt sich, daß solche Eingänge bei Abwesenheit des Adressaten uneröffnet liegen bleiben oder, falls eingeschrieben, zunächst überhaupt nicht ausgehändigt werden. Eine Verzögerung in der Erledigung der Eingänge ist in diesen Fällen unvermeidlich. Die geehrten Absender werden daher in ihrem eigenen Interesse freundlich und dringend ersucht, sämtliche Zuschriften und Sendungen, die auf Redaktionsangelegenheiten des Türmers Bezug nehmen, entweder „an den Herausgeber“ oder „an die Redaktion des Türmers“ (beide Bad Oeynhausen i. W., Kaiserstraße 6) zu richten.

Verantwortlicher und Chefredakteur: Jeannot Emil Freiherr von Grotthuß, Bad Oeynhausen in Westfalen.
Literatur, Bildende Kunst, Musik und Auf der Warte: Dr. Karl Storck, Grunewald b. Berlin, Hohenzollerndamm 96.
Druck und Verlag: Greiner & Pfeiffer, Stuttgart.



Drei Lieder

von

Nanny Haendcke-Merzenich

1

FUNKELN UND VERGLÜHEN
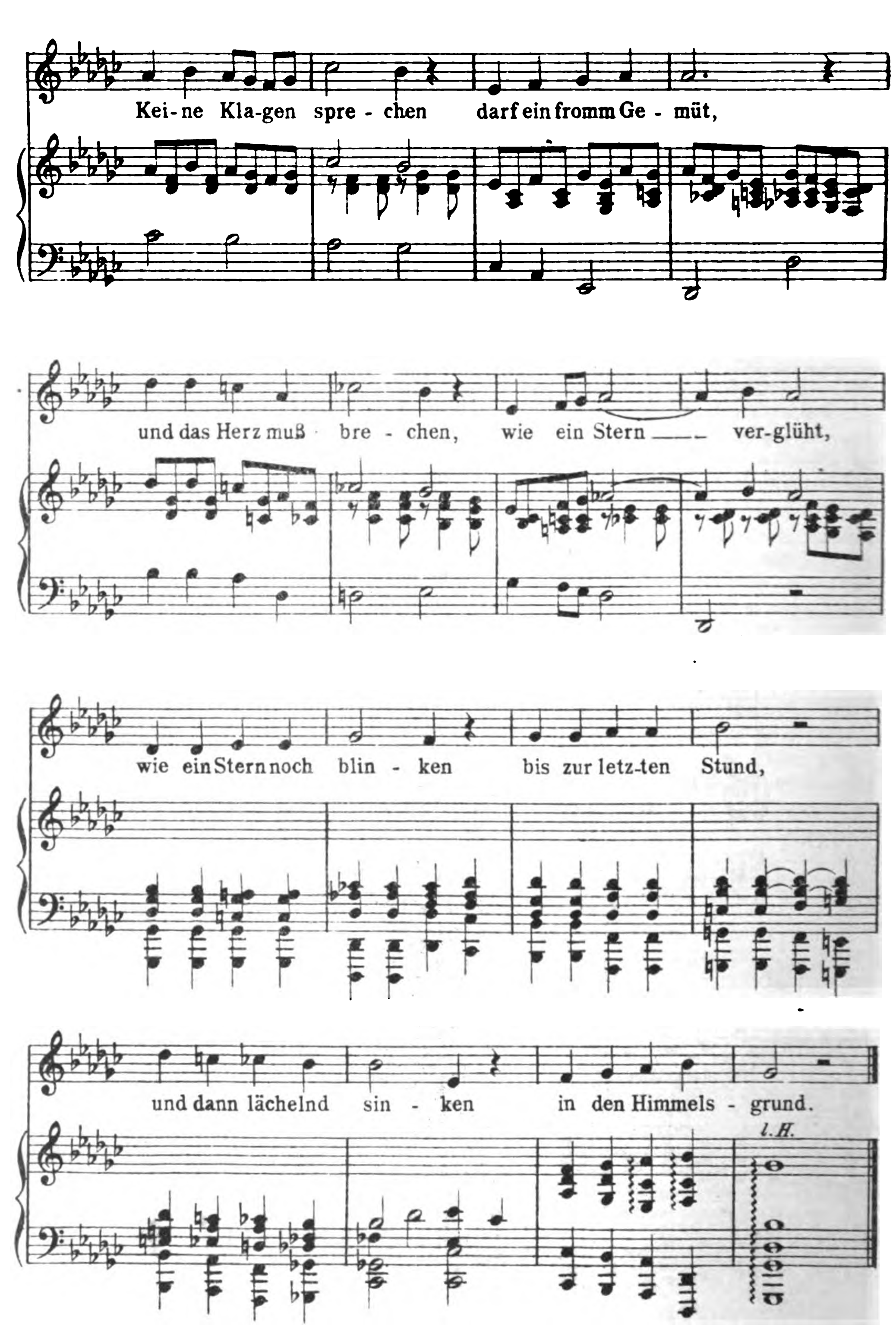
(Freiherr von Grotthuß)

GESANG

PIANO
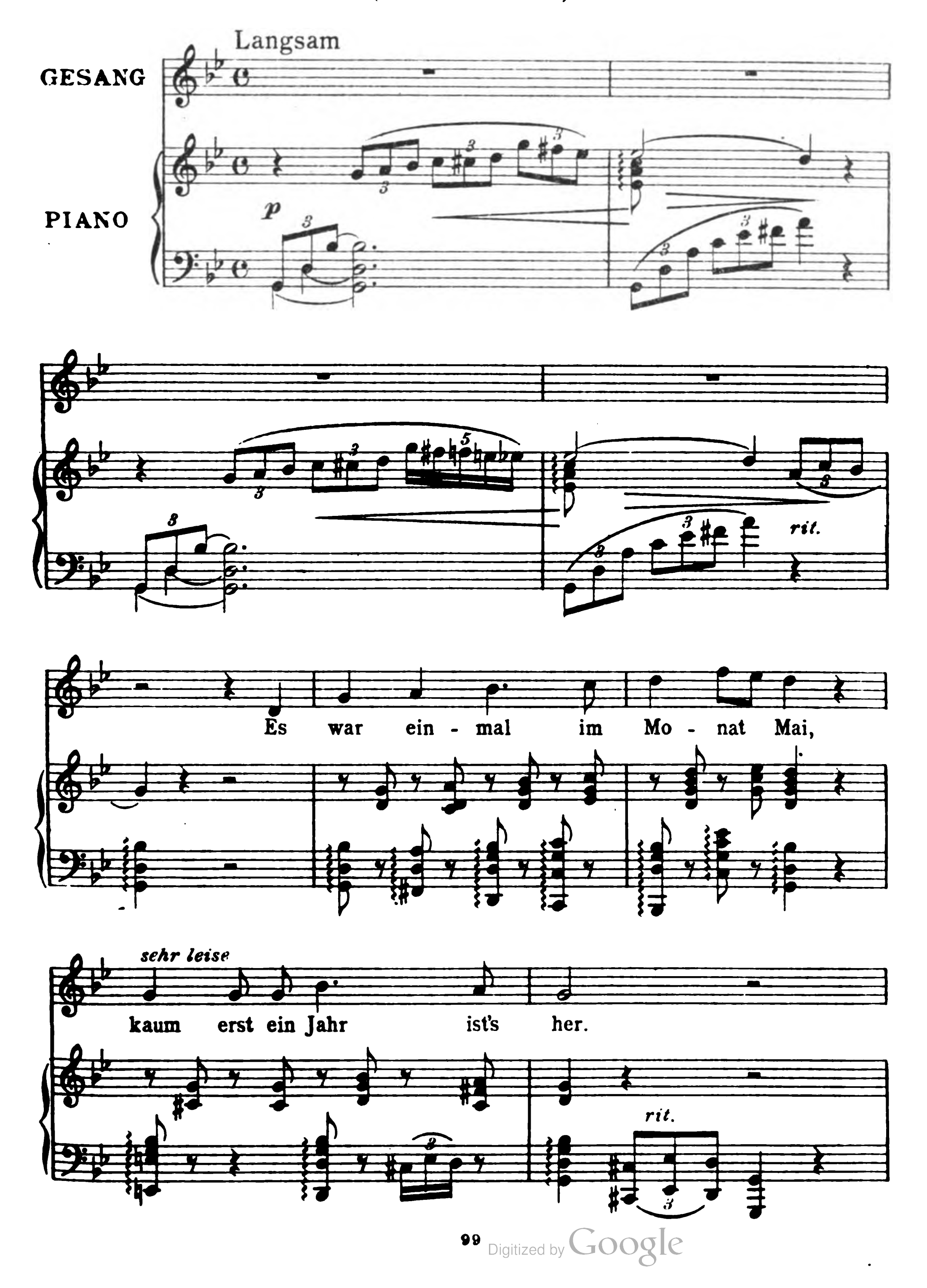
Funkeln und ver - glü - hen, sterben und ver - gehn,
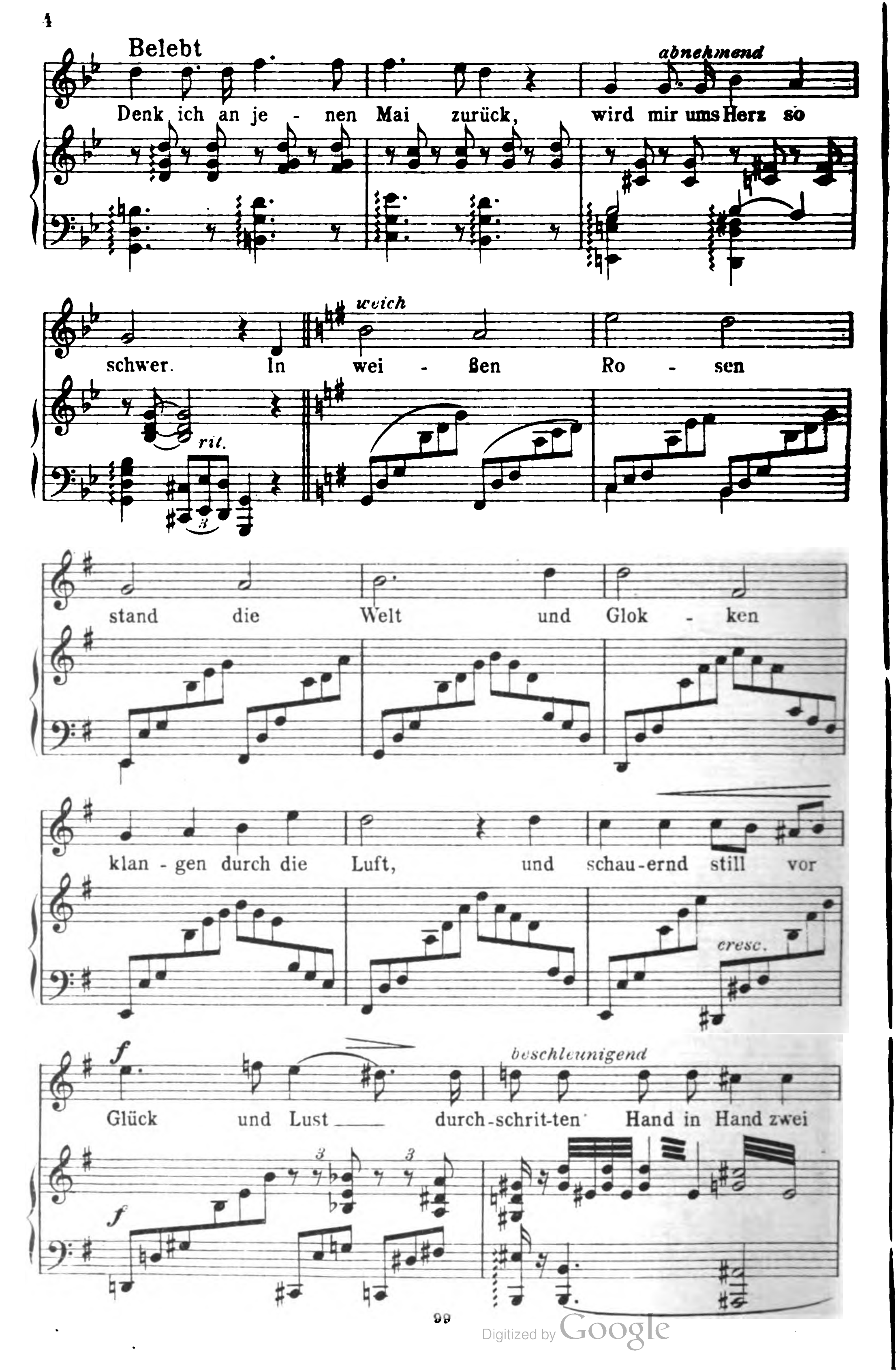
blühen und ver - blü - hen muß ein Herz ver - stehn.


Kei-ne Kla-gen spre - chen darf ein fromm Ge - müt,
und das Herz muß bre - chen, wie ein Stern ver-glüht,
wie ein Stern noch blin - ken bis zur letz-ten Stund,
und dann lächelnd sin - ken in den Himmels - grund.
l. H.
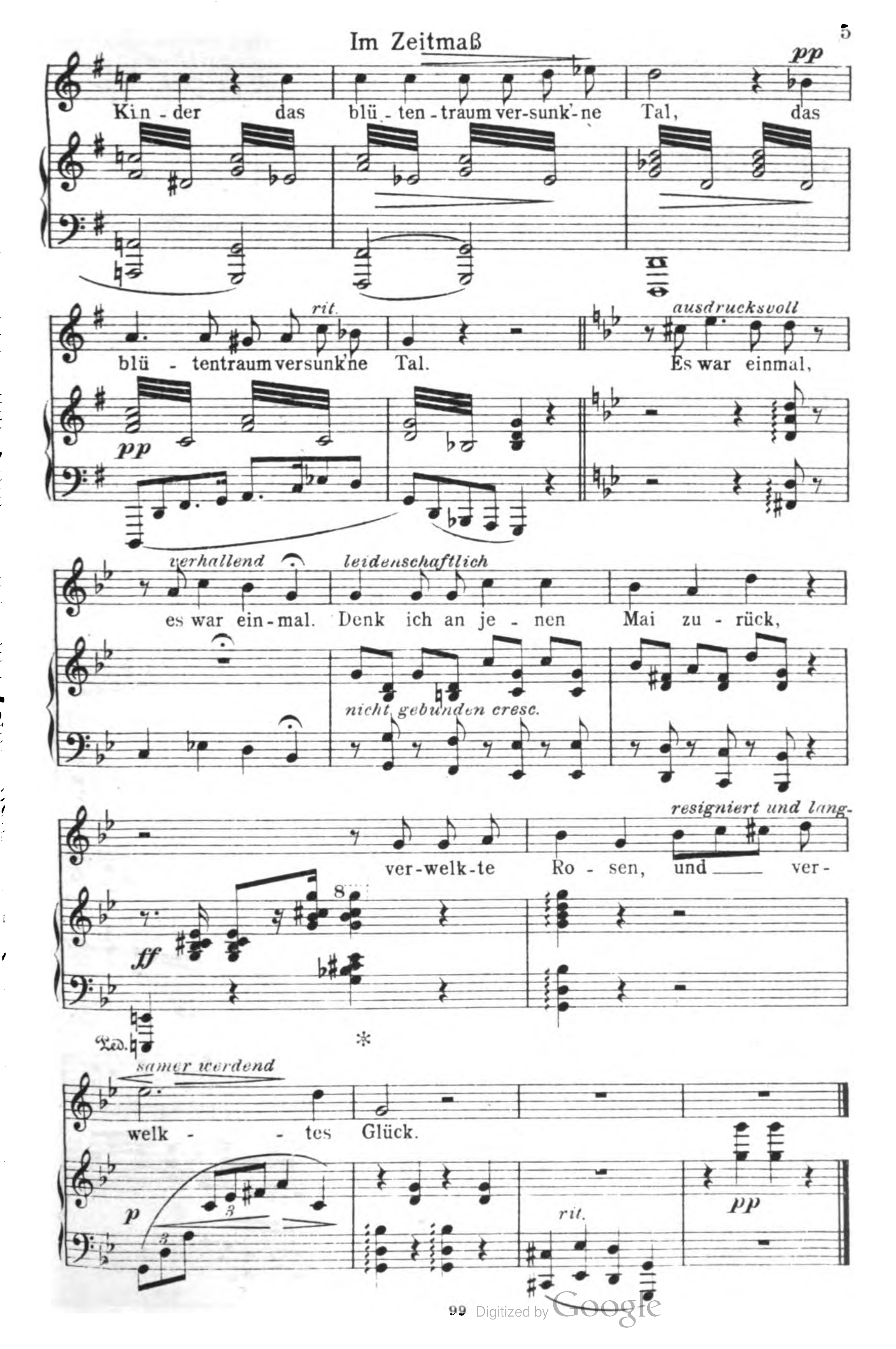
ES WAR EINMAL

(Caesar Flaischlen)
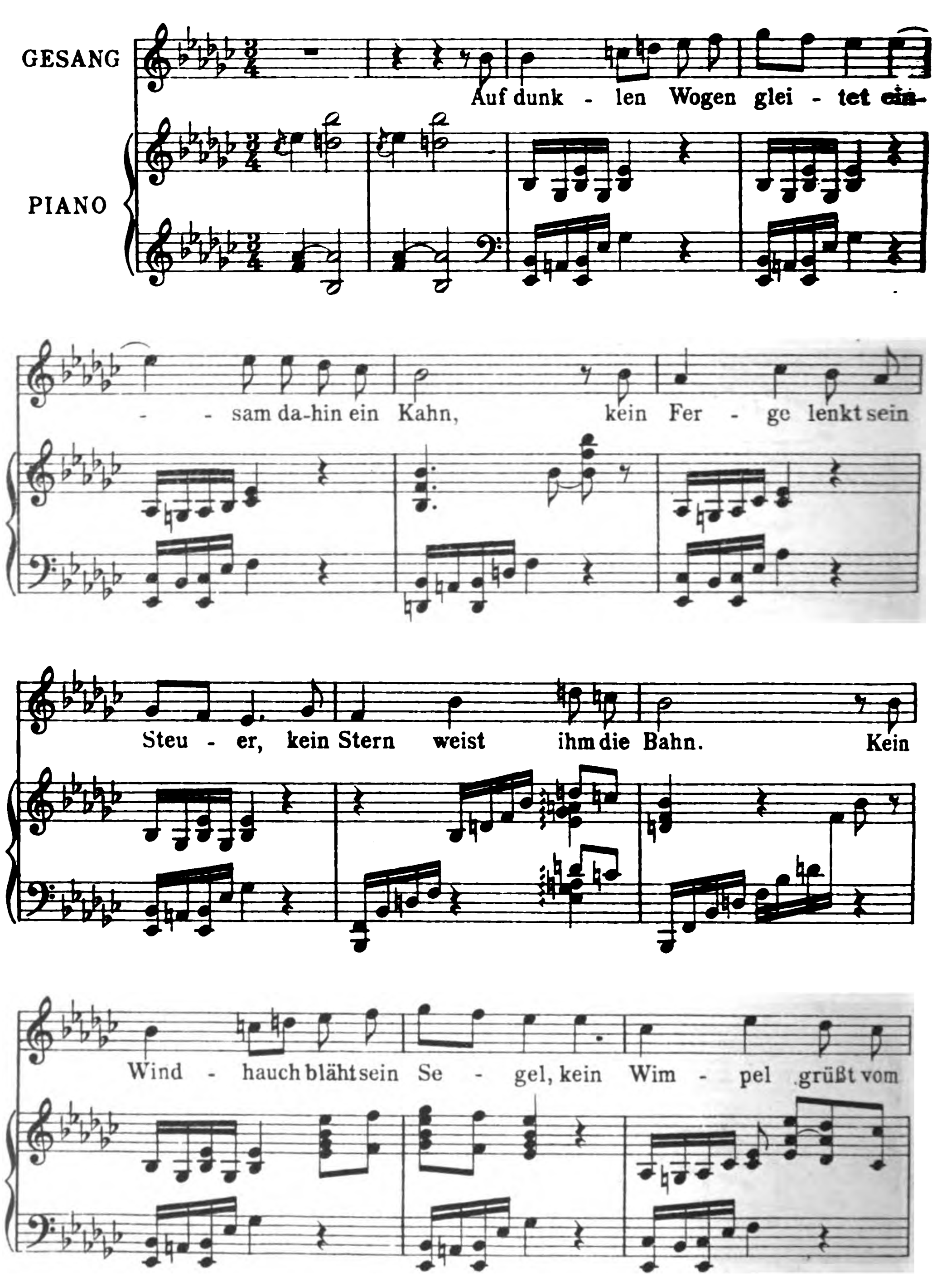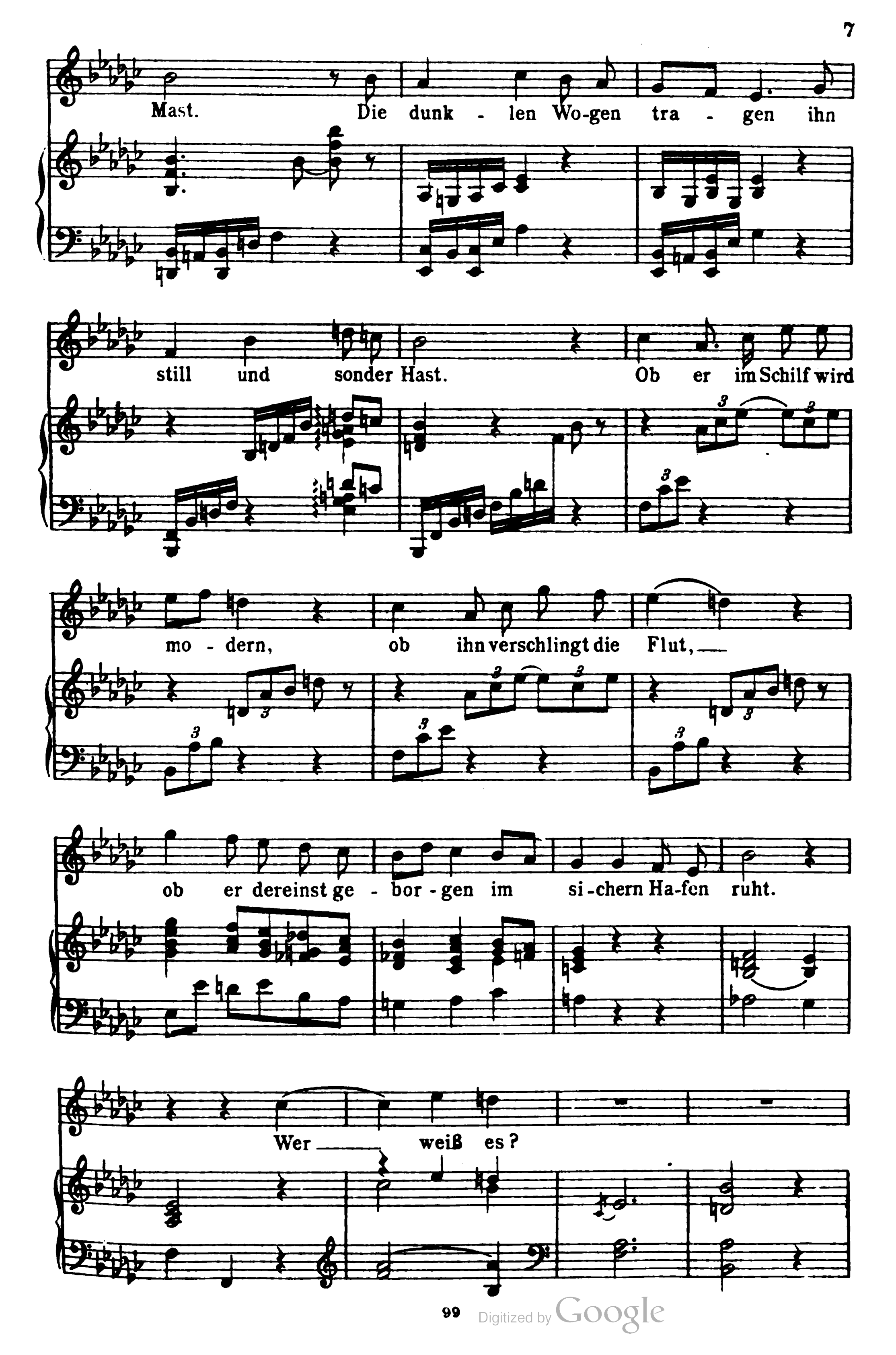




Belebt
abnehmend
Denk ich an je - nen Mai zurück, wird mir ums Herz so
schwer. In wei - ßen Ro - sen
weich
rit.
stand die Welt und Glok - ken
klan - gen durch die Luft, und schau-ernd still vor
cresc.
Glück und Lust durch-schrit-ten Hand in Hand zwei
beschleunigend
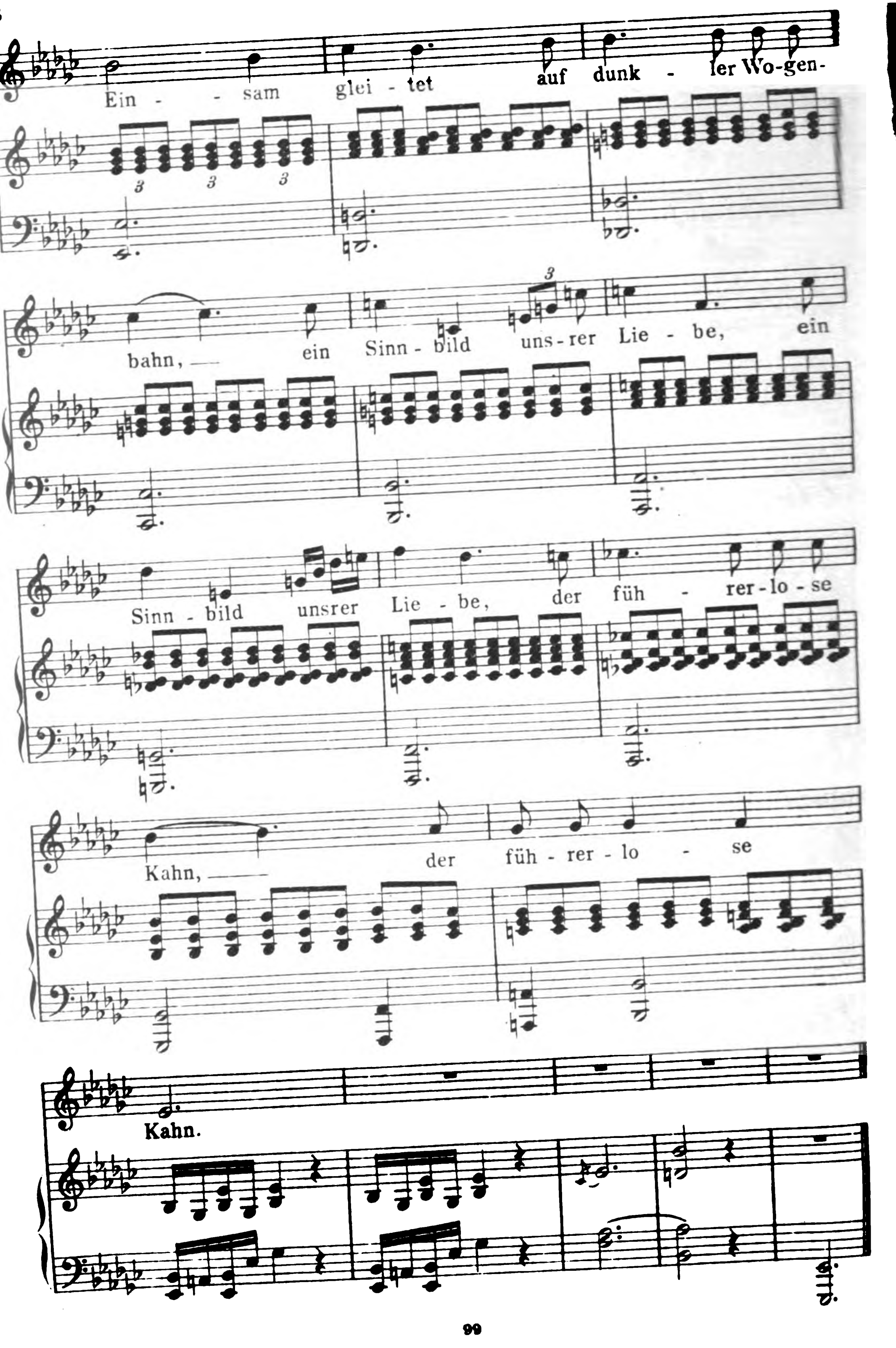

Im Zeitmaß
pp
Kin - der das blü - ten - traum ver - sunk'ne Tal, das
blü - ten traum versunk'ne Tal. Es war einmal,
rit.
ausdrucksvoll
pp
verhallend
leidenschaftlich
es war ein - mal. Denk ich an je - nen Mai zu - rück,
nicht gebunden cresc.
resigniert und lang-
ver - welk - te Ro - sen, und ver -
ff
samer werdend
welk - tes Glück.
p
rit.
pp

WOHIN?

(Aug. Schoeder)




Mast. Die dunk - len Wo-gen tra - gen ihn
still und sonder Hast. Ob er im Schilf wird
mo - dern, ob ihn verschlingt die Flut, —
ob er dereinst ge - bor - gen im si-chern Ha-fen ruht.
Wer — weiß es?


Ein - - sam glei - tet auf dunk - ler Wo-gen-
bahn, — ein Sinn - bild uns - rer Lie - be, ein
Sinn - bild unsrer Lie - be, der füh - rer - lo - se
Kahn, — der füh - rer - lo - se
Kahn.

„Hühnerhof“

Fritz Werner





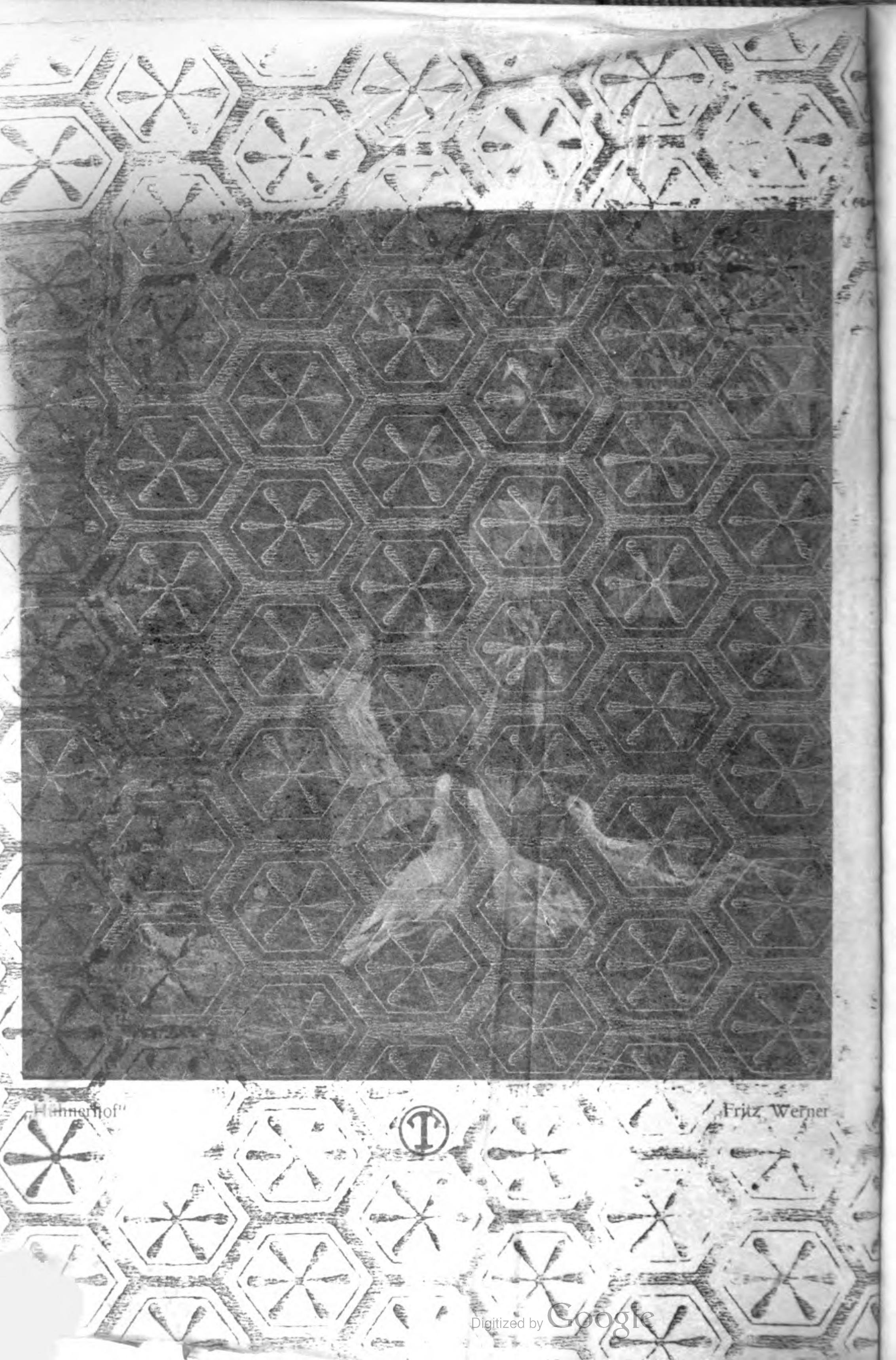
[illegible] Jahrg. August 1910 Heft [illegible]

Dividendenpolitik oder nationale Politik?

Von
Prof. Dr. Ed. Heyck

Von den geschi[illegible]en deutschen Erinner[illegible] ist die [illegible] beliebteste gewor[illegible]. Sie hat die Staufe[illegible] klang einst die [illegible]her schlagen ließ, sola[illegible] die noch hau[illegible] Sehnsucht vereinigte und [illegible] noch mit der jungen Wiederer[illegible] verband. Heute ist d[illegible] schen Kaiserzeit", wie man [illegible], verblaßt. Er hat [illegible] abgedankt: des eigenen Wert[illegible] nicht so sehr Bis[illegible] alte hoheitsvolle Wilhelm I., [illegible] die [illegible] Nimbus dem neuen deutschen [illegible] gefordert hat.

Raumers „Hohenstaufen" [illegible] jedes Gebildeten, nennt heute [illegible] der [illegible] Sanger- oder Nordhausen und [illegible] mal die Strecke fahren; [illegible] frischen Jünglingen den [illegible] zeigen. Gleichgültig, nur eben [illegible] du: „Da drüben liegt Franken[illegible] vom Kaiser im Kyffhäuser"? Sie [illegible]



„Hühnerhof"

Fritz Werner



XII. Jahrg. August 1910 Heft 11

Dividendenpolitik oder nationale Politik?

Von
Prof. Dr. Ed. Heyck

Von den geschichtlichen deutschen Erinnerungen ist die Hansezeit die beliebteste geworden. Sie hat die Stauferzeit abgelöst, deren Namensklang einst die Herzen höher schlagen ließ, solange die Kaisererinnerung die noch harrende Sehnsucht vereinigte und sich hochbeglückt auch noch mit der jungen Wiedererfüllung verband. Heute ist dieser Nimbus der „deutschen Kaiserzeit“, wie man schlechtweg sagte, verblaßt. Er hat zugunsten des Erben abgedankt: des eigenen Werkes, da doch nicht so sehr Bismarck, noch weniger der alte hoheitsvolle Wilhelm I., als eben die imponderable Macht dieses staufischen Nimbus dem neuen deutschen Einheitsbunde Form und Titel des Kaisertums gefordert hat.

Raumers „Hohenstaufen“ oder Giesebrechts „Kaiserzeit“, einst das Eigentum jedes Gebildeten, nennt heute nur noch der Historiker. Du sitzest in der Bahn bei Sanger- oder Nordhausen und mit dir zwei muntere Studenten, die zum erstenmal die Strecke fahren; deine unverwüstliche Naivität verleitet dich, den beiden frischen Jünglingen den drüben an der Südseite auftauchenden Kyffhäuser zu zeigen. Gleichgültig, nur eben höflich, sehen sie hinüber, nicht anders, als sagtest du: „Da drüben liegt Frankenhausen.“ Aber wer erzählte denn ihrer Knabenzeit vom Kaiser im Kyffhäuser? Sie haben ja recht. Einer von den unzähligen Bergen,

auf die man ein Denkmal gesetzt hat, und die damit genügend managet und im feineren Sinne erledigt sind.

Wird ein noch so hoch und heiß Ersehntes zum Errungenen und in die Täglichkeit gewöhnt, so sinken mit der erledigten Sehnsucht auch deren Symbole in die Vergessenheit.

Die gemeinverständliche Sehnsucht von heute ist das Reichwerden. Der Praktische sucht sie sich persönlich zu erfüllen. Der Idealist agitiert für den Wohlstand und die Steuerkraft der Nation, — einen für ihn zwar abstrakt bleibenden Begriff. Er sagt sich, daß das Volk, zu dem er mit hingebender Liebe gehört, sich und seine Eigenart, seine besten Fähigkeiten desto erfolgreicher in der Welt durchsetzen wird, je mehr es dafür vielseitig aufzuwenden vermag, also nicht nur für Verteidigungs- und Kriegsrüstungen; je mehr es so reich und reicher als seine Wettbewerber und Gegner wird. Deshalb ficht ihn auch die Einsicht nicht sonderlich an, daß mit der Steigerung des nationalen Wohlstandes das tägliche Leben beständig teurer und in dem, was angeblich dazu gehört, anspruchsvoller wird. Es macht ihn noch nicht stutzig, daß gegenüber den Kreisen des ungehemmten Erwerbs die an die persönliche Leistung gebundenen Stände der Beamten, Offiziere, Geistlichen, Lehrer, Gelehrten, Schriftsteller usw. beständig ärmer und abhängiger werden müssen und daß diese Abhängigkeit sich auch schon recht handgreiflich und bedenklich zeigt. (Notabene, es verstehen ja auch Angehörige dieser letzteren Stände die moderne Situation recht geschäftsmäßig auszunutzen; aber das tut dem Gesagten keinen Eintrag, da diese Kunst der Betreffenden selten in den Rahmen einer bestmöglichen rein-individuellen Leistung und des Entgelts für diese fällt.) Der an die Wand gedrückte Gebildete erhofft von der allgemeinen Geldmacherei wenigstens eine künftige Blüte der Kultur. Sie müsse eintreten, wenn das unvermeidliche parvenuhafte Stadium vermehrter Geschmacklosigkeiten erst einmal überwunden und ein neuer befestigter Besitz, ein schon erzogenes Patriziertum herangewachsen sein werde. In diesen Gedankengängen blickt auch er, sich ermutigend, auf die Zeiten der Hanse zurück, auf ihre schönen Bauten und gewerblichen Erzeugnisse, ihre Hinneigung zum Künstlerischen, oder, was ihm noch wichtiger sein wird, auf das tüchtige Schulwesen, wofür mit anerkennenswertem Eifer diese gedeihliche Bürgerzeit schon gesorgt hat, ehe der Staat solche Aufgaben auf sich nahm.

Vergleichung der Gegenwart und des Spätmittelalters drängt sich von allen Seiten auf. Zur Hansezeit schoß man den Königen Englands oder des Nordens bares Geld vor und erlangte dafür nutzbare Konzessionen, woraus wenigstens teilweise deutsche Monopole wurden. Heute mühen wir uns um die gleichartige Ebnung des wirtschaftlichen Erfolgs in Marokko, im osmanischen Reiche, in China, oder beispielsweise ist auf hanseähnliche Art eine einzelne hamburgisch-überseeische Handelsfirma mit der Kreditnahme und „Kaffeevalorisation“ des Staates São Paulo enge verknüpft. Wie einstmals hinter solchen Bemühungen und Erfolgen der wagenden Kaufleute die Bundesmacht der Städte stand, so bietet heute, falls der Kaufmann nicht vorzieht, ohne sie fertig zu werden, die Reichspolitik dazu die Hand. Das gibt ihr dann das gute Gewissen, daß doch etwas

Aktives geschieht. Man tut kein Unrecht, auszusprechen, daß die Gesichtspunkte unserer auswärtigen deutschen Politik sich so ziemlich erschöpfen im entgegenkommenden Augenmerk auf die kaufmännischen Interessen, natürlich abgesehen von den massenhaften Zeremonien, hergebrachten diplomatischen Geschäften und von gelegentlichen „Zwischenfällen“, mit denen man sich wohl oder übel befassen muß. Anregungen mehr völkischen, nationalen als kapitalistischen Inhalts haben es viel schwerer, für die Möglichkeiten ihrer Berücksichtigung ein amtliches Verständnis zu erzielen. Um den Parallelismus mit der Hansepolitik noch zu ergänzen: auch damals waren die deutschen Interessenten, die sich auf den Hansebund stützten, tatsächlich sehr oft scharfe Interessengegner. Nicht anders als wenn es sich jetzt darum handelt, ob jeweils Krupp oder Mannesmann sich das meiste Gehör durch die Presse sichern und für welche Bestrebungen es möglich wird, den über die Instanzen befehlenden Willen des Kaisers persönlich geneigt zu finden.

Die Hanse hat ihren Städten die sichtbaren Denkmäler des materiellen Wohlstandes hinterlassen, der deutschen Geschichte das stattliche Andenken einer lebensvollen, kühnen und arbeitstüchtigen Zeit. Deswegen wird man sie gerne bewundern; von einer eigentlich dauernden nationalen Frucht kann dagegen nicht die Rede sein. Überhaupt, so zahlreiche Geschichten der deutschen Hanse in den letzten Jahrzehnten geschrieben oder, wie die veraltete Bartholdsche, nach mehr als fünfzig Jahren im Neudruck noch wieder „auf den Markt geworfen“ worden sind, eine rechte vaterländische oder männlich-ehrliche Gefühlserhebung vermag ihre Lektüre im ganzen doch sehr viel weniger mitzuteilen, als mancher gutwillige Leser sich davon erhofft. Abgesehen von einigen Seegefechten und kecken Einzeltaten, — Kaviar für die Jugendliteratur, die sich ihrer bald bemächtigt hat.

Der Hanse Glück und Ende im großen Zusammenhange gewährt selbst dem möglichst materiell denkenden Betrachter kaum den Punkt, wo er mit vollkommener Befriedigung innehalten kann. Und immer fehlt, wie gesagt, die wertvollere Genugtuung durch Erringungen, die aus sich selber weiterdauern konnten, Großtaten, die der Nation ein bleibender Gewinn geworden sind. Als die Zeit ungünstig wurde, fielen die Handelsvorteile der Hanse den Holländern und Engländern zu, zu gewissen Teilen auch den Völkern selbst, die sich von den Hansen befreiten. Am längsten hielt sich das deutsche Kontor zu Bergen; als gegen dieses schließlich mit besserem Vorteil ein einheimisches bergensches oder norwegisches Kontor gegründet wurde, waren dessen Mitglieder und Angestellte gebürtige Deutsche, die nun auch hier den Handel des Auslands in Schwung bringen halfen. Spurlos vor der Geschichte sind alle die deutschen Machtstellungen aus der Zeit des großen Bundes verweht; wie ein Sinnbild erscheint es, wenn an der Stätte der menschengedrängten Märkte von Skanör und Falsterbo über schonensche Koppeln, wo die Gänse gehen, der freie Seewind pfeift.

So ponderabel der Nutzen der Dividendenpolitik erscheint, so empfindlich gegen unvermutete Wendungen und so leichtvergänglich ist er auch. Und indem der kapitalistische Gewinn schwindet, hinterläßt er die Lebensverteuerungen, die Skrupellosigkeiten und die Selbstverwöhnungen, wozu er die Menschen inzwischen verführt hat.



Die sittliche Parallele würde hier zu sehr in die Einzelheiten führen und zu viel Raum erfordern. Es weiß ohnedies jeder, daß im Zeichen der triumphierenden Geldkultur die Üppigkeit, die Modetorheiten, die Leichtfertigkeit in den spätmittelalterlichen Städten einen ganz außerordentlichen Grad erreichten und wie zwecklos vergebens die papiernen Sittenmandate der kommunalen Obrigkeiten anstandshalber ausgegeben wurden. Minder bekannt sind vielleicht die mancherlei Gewissenlosigkeiten, zu denen selbst der stolze hansische Handel durch die Maxime, Geschäft sei Geschäft, sich verführen ließ. Nicht einmal der ganz gemeine Mädchenhandel fehlt in diesem Bilde, trotz aller der „ehrliebenden" Obrigkeiten, wie sie mit amtlichem Titel angeredet wurden, nebst der hübschen Gepflogenheit, daß die Seekaperer in dem einen Hanseort lustig verwerten konnten, was sie den kaufmännischen Unternehmern der anderen, verbündeten Städte abgejagt. —

In die gleichen Jahrhunderte mit dem Machtaufstieg und der zeitweiligen Blüte der Hanse fällt ein anderer Vorgang der deutschen Geschichte, lange Zeit viel weniger beachtet und gepriesen, aber von immerwährendem Gewinn für die Nation und alle ihre gute Kraft. Das ist die deutsche Kolonisation der Lande rechts der Elbe bis weit nach Osteuropa hinein. Ein Werk der harten, geduldigen, effektlosen, sich karg begnügenden Arbeit, mit Lohnergebnis erst auf lange Sicht, aber nichtsdestoweniger die größte Tat, wozu jemals die Nation als solche sich entschlossen und die sie geleistet hat. Eine in jeder Hinsicht glückliche Vollbringung, schon dadurch, daß sie die sozialen Stände nicht auch in Neid und Feindseligkeit spaltete, sondern sie wieder einmal solidarisch machte, die Fürsten, das Rittertum, den Bürger- und Handwerkerstand, welcher in die neuen Städte auswanderte, den kolonisierenden Bauer. Vor allem glückhaft aber dadurch, daß sie der Menschenmenge und der Berufsüberfüllung im linkselbischen Altlande erleichternden Abfluß schuf. Dem überschüssigen Leistungswillen, der in der Heimat ratlos dastand vor den Riegeln der zünftischen Beschränkung oder einer erschöpften Landverteilung, die nichts zu roden mit lohnender Aussicht mehr übriggelassen hatte, wurden hier befreiende neue Lebensaussichten dargeboten und erfüllt. Befreiung nebenbei auch aus ererbten persönlichen und dinglichen Abhängigkeiten. Hier ward der Grund gelegt zu einem in seiner Lebensidee zwar kargeren, härteren, aber nichtsdestoweniger sich nach Leistungs- und Freiheitsgefühl einschätzenden neuen deutschen Volkstum, und in ihm konnte auch das stolzere Herrengefühl wieder aufleben, das einst den kühnen und trotzigen Frühgermanen, ehe das Mittelalter es ihnen wegerzog, zu eigen gewesen war. Die weiten Gebiete von der Elbe bis an die Memel und die Oder hinauf, welche lange Zeit Slawensitze gewesen, wurden nationales Neuland, Ostholstein, Mecklenburg, Brandenburg, Pommern, Preußen, Schlesien, die Lausitzen; nach Böhmen, Polen und Ungarn strömten die Deutschen ein, an den Tatrabergen, im Banat, in Siebenbürgen bildeten sie mehr oder minder geschlossene Gemeindekomplexe, die bis heute der deutschen Volksart, den Zusammenhängen mit der deutschen Kultur und Weltgeltung, unverloren sind. Noch weit über Preußen hinaus durch die baltischen Länder des heutigen Rußland schoben sich die Deutschen vor, als Herren- und Bildungsstand, und nur an ihrer eigenen Versäumnis — an ihrem verhängnisvollen System, allein die deutsche Gebietersprache sprechen zu wollen

und sie dem fügsamen lettischen oder estnischen Voreinwohner zum Zeichen seiner dauernden inferioren Abhängigkeit und gewollten Unbildung nicht mitzuerlauben — liegt es, daß nicht auch diese Gebiete so deutsch gemacht worden, wie es Ostpreußen oder Schlesien heute sind.

So stehen die bemerkenswertesten Vorgänge des späten Mittelalters nebeneinander vor unseren Augen da. Die Nutzanwendung aus beiden für unsere Zukunft noch deutlicher zu nennen, wird sicherlich nicht erst notwendig sein. Der Dualismus von Dividendenpolitik und völkischer Politik ist ganz gleichartig aufs neue in den Vordergrund getreten. Geändert hat sich lediglich der Gesichtskreis für die beiderseitige Expansion. Wenn mittelalterlich Norwegen, die Spanische See, Nowgorod oder der Rotenturmpaß die entrückten Fernen der unternehmenden Entschlossenheit in Deutschland bedeuteten, so ist nunmehr längst der Erdball die „kleine Einheit" geworden, als die ihn Kolumbus schon bezeichnet hat. Es können auf der ganzen Erde deutsche Gewinngeschäfte gemacht werden, und ebenso können in allen Weltteilen, ohne daß die geographische Entfernung eine sonderliche Rolle spielt, Ausstreuungen unseres deutschen Volkstums geschehen. Das Wie gehört in diese Erörterungen nicht; höchstens mag flüchtig erwähnt sein, daß dabei nicht immer an die schwarz-weiß-rote Flagge gedacht werden muß. Im Gegenteil, es liegt geradezu ein Vorteil darin, wenn es auch außerhalb der amtlich-heimischen Bereiche gesundes deutsches Volkstum gibt, das Zukünfte für sich entwickelt, und dem für seine Eigenbehauptung die Selbstachtung, die Sprache und ein ideeller Zusammenhang mit dem heimischen Wesen genügen. Ich unterscheide hier natürlich von solcher Auswanderung, deren Kräfte uns absehbar gewiß verloren gehen. Jegliches, was sonst in die Richtung derartiger Pionierarbeit fällt, wird, unbeschadet etlicher Abbröckelungen, Bürgschaft volklicher deutscher Zukunft mit Dauerwerten sein. Kolonisation verwertet die Energien, leitet deren Überschüsse ab, die sich aneinander reiben und einander bekämpfen, enthält die Lösung von Problemen, die sonst unlösbar sind. Verhinderung von Kolonisation, damit die Fabrikation billige Arbeitskräfte hat, scheint für den Augenblick vorteilhaft einleuchtend, wird aber auf die Dauer zum völkischen und sittlichen Verbrechen. Und eine kraß vorwiegende deutsche Spekulanten- und Profitpolitik würde, angesichts der stetigen Kraftzunahme des Nationalprinzips selbst bei den subalternen und rassendunkleren Völkern auf der ganzen Erde, auch künftig nur wieder am letzten Ende das negative Ergebnis erzielen, fremde, uns feindliche Emanzipationen vorbereitet und hausiererisch zu solchen mitgeholfen zu haben. Der deutsche Kolonist leistet dem Nationalgefühl solcher Völker, die er geringer als die deutsche Nation einschätzt, ruhigen Widerstand, wie wir in Siebenbürgen oder in Südbrasilien wahrnehmen, der Händlergeist dagegen schmeichelt jenem bedientenhaft beflissen, wie wir aus unzähligen Wahrnehmungen erkennen.

Das ist das gedankliche Ergebnis, welches außer von den unmittelbaren Erwägungen durch unsere geschichtliche Betrachtung bestätigend veranschaulicht wird. Ein zweites Ergebnis aus unseren Parallelismen soll nur noch für den Verstehenden angedeutet werden. Unzweifelhaft hat nicht zum wenigsten die Reformation beigetragen, die kahl-materielle Macht der Hanse zu brechen, weil sie keineswegs

nur eine religiöse Bewegung war. Teils von innen her hat sie dies getan durch die mit ihr innig verknüpften ethischen und sozialen Regungen, teils durch die Selbstaufraffung zur Energie, die sie den nordeuropäischen Nationen nebst Holländern und Engländern brachte. Also dort wie hier, indem sie die bisher benachteiligten und fügsamen geduldigen Kräfte stärkte gegen eine optimatenhafte Vertrustung. Hingegen für die völkischen Eroberungen der deutschen Kolonisation bedeutete die Reformation eine im nationalen Sinne denkbar günstigste Sicherung; überhaupt war es ihr eigen, jenen Ständen zur Machtzunahme oder zur Erholung und neuen Zukunft zu verhelfen, die in dem einen oder anderen Sinne siedlerisch und bodenständig waren. Die künftigen Reformationsbewegungen werden aber noch entschiedener kraftentfesselnd ethisch-soziale sein, also in derselben Richtung ihre Wirkung ausüben, und das Tempo dieser sozialen Umformung und ihrer umfassenden Vorentwicklung wird desto mehr beschleunigt werden, je einseitiger unsere Zeit in den sittlich-materiellen Erscheinungen der spätmittelalterlichen „Städteblüte" ihr Vorbild zu erkennen sich beflissen zeigt.



Die Ernte

Von

Karl Schmidt

Die Ernte ist im besten Schwunge,
Von Feld zu Feld die Sense blinkt,
Die Sonne sieht geschäft'ge Arme,
Sieht, wie der reife Weizen sinkt.

Bald ist der letzte Halm gefallen,
Zu Haus der letzte Erntezug,
Da zieht, bereit zu neuem Hoffen,
Die erste Furche schon der Pflug.





Oberlin

Roman aus der Revolutionszeit im Elsaß

von

Friedrich Lienhard

(Fortsetzung)

Viertes Kapitel

Lebenswende

Es war am Abend nach Addys Begräbnis. Der Versammelten bemächtigte sich eine weiche und gütige, nicht durch Trübsinn niedergedrückte Stimmung. Ein Klang und Duft von Liedern und Blumen war in den Seelen und Sinnen zurückgeblieben. Es hatten gute Geister mitgefeiert; von solchen Gästen der unsichtbaren Welt pflegte Oberlin zu sagen, daß sie einen „Vorschmack des Himmels“ mitbrächten und auf der Erde zurückließen.

Als man miteinander von Rothau, wo man den Begräbnistag verbracht hatte, durch die Waldung zurückschritt, von den befreundeten Schloßdamen ein Streckchen begleitet, war allen zumute, als ob sie von einer gemeinsamen Abendmahlsfeier nach Hause gingen. Mit Addy war ein Harfenklang dahingegangen, dessen Grundton Liebe war. Dieser vergeistigte Ton umkoste noch nachschwingend die Lebendigen, veredelte ihre Trauer und verband sie um so inniger untereinander.

Dann trennte sich die Gesellschaft. Viktor, Leonie, Hans und Katharina wanderten nach Fouday und Waldersbach.

Käthl, die sich denn doch entschlossen hatte, ihren lichten Rock mit dem dunklen einer Steintälerin zu vertauschen, trug nach elsässischer Sitte noch ein Büschel Rosmarin in der Hand. Hans, ein bibelfester Christ, der sein deutsches Gesangbuch kannte, fühlte sich angeregt durch die religiöse Luft im Steintal und führte das Gespräch. Doch besaß er Takt. Er wurde bei aller Freude an süddeutschem Räsonieren nicht vorlaut.

Auch Viktors Gedankenstrom geriet nach und nach wieder in stärkere Bewegung. Er hatte jene schirmende Pflege, die er als Pflicht empfand, bis zu Ende durchgeführt; er hatte es gern getan; er fühlte sich reifer in dieser Hingabe. Nun aber war ihm doch leicht zumute. Der letzte Nachhall einer unruhvollen Epoche

verwehte nun und löste sich auf im spätsommerlichen Abendwind. Gegenwart nahm ihn wieder an der Hand, klare, gesunde Gegenwart.

„Pfeffel hat mir in diesen Tagen geschrieben“, sprach er. „Man trägt sich in Kolmar mit dem Gedanken, eine Zentralschule ins Leben zu rufen, wenn die Verhältnisse ruhiger geworden sind. Und Professor Hermann in Straßburg lud mich gleichfalls in einem ehrenden Angebot zur Mitarbeit ein. Gott sei Dank! Endlich doch werd' ich meinen Platz einnehmen dürfen, und sei er noch so unscheinbar, und werde meine Studien und Erfahrungen in Erziehungsarbeit umsetzen. Ich lebe noch!“

Der lange schmale Hauslehrer von ehedem reckte sich, breitete die Arme in den Abendwind und rief noch einmal aus tiefster Brust: „Ich lebe noch!“

„Jeden Morgen dank' ich unsrem Herrgott, daß ich lebendig bin und schaffen darf,“ stimmte Hansjery bei, der mit dem Käthl auf dem Waldweg voranging.

Sie unterhielten sich in ihrer unterländischen Mundart und fühlten sich einander traulich nahe. Zwischen dem elsässischen Bürgertum und der vornehmen Einfachheit des unterelsässischen Bauernstandes, wie er dort im Hanauerlande gedeiht, wurde kein Standesunterschied empfunden.

Viktor erzählte in liebevoll abgeklärter Weise von Addy. Immer wieder fielen ihm kleine Züge ein. Und immer wieder glitt das Gespräch dankbar in Oberlins Revier hinüber. Des tiefen und doch so einfachen Mannes Persönlichkeit stand beruhigend neben Addys Leidensbild.

„Ich habe mein Bestes von Oberlin gelernt“, bekannte Viktor. „Lebensmut und Todesernst in natürlicher Weise zu verbinden und in Einklang zu bringen: das ist das Geheimnis des Seelenfriedens. Dieser Mann hat mit seiner gläubigen Festigkeit das ganze Steintal angesteckt.“

„Es ist merkwürdig,“ sagte die aufmerksame Zuhörerin Leonie. „Wir gehen immer von Addy aus und enden immer bei Pfarrer Oberlin.“

Sie wanderte elastisch und leicht wie ein französisches Mädchen, aber zugleich hoch, aufrecht und ruhig wie eine deutsche Jungfrau. Sie wanderte neben Viktor einher als das verjüngte Ebenbild ihrer Mutter. Manchmal warf sie den glänzend-blauen Blick aus etwas verweinten Augen auf den Freund hinüber; doch im ganzen pflegte sie vor sich hinzuschauen und zu schweigen, überschattet von dieses Tages Trauer, und verriet dann nur durch das Lächeln ihres ausdrucksfeinen Gesichtes ihre innere Anteilnahme. Überhaupt kam ihr jungfräulich rosiges Antlitz leicht ins Glühen vor verhaltener Spannung bei lebhaften Erörterungen der Männer; aber sie griff selten mit Worten ein.

„Wissen Sie, was Ihr schönstes Talent ist, Leonie?“ fragte Viktor plötzlich.

„Was denn?“

„Sie können zuhören“, erwiderte er.

„Ist das ein Talent?“ fragte Leonie.

„Ein großes Talent“, versicherte der Philosoph. „Man muß nur dabei spüren, wie jemand innerlich mitgeht. Ihnen liest man das alles vom Gesicht ab; nein, vielmehr ich spüre Ihre Zustimmung oder Ihr Bedenken, ohne daß ich Sie überhaupt ansehe, als gäb' es noch andre Strahlen, übersinnlicher als die Strahlen des

Auges und die Schallwellen der Ohren. Sie und Ihre Mutter haben dies Talent des Zuhörens. Es geht mir damit eigen: das Zuhören von Ihnen beiden macht mich schöpferisch, nämlich es belebt mich, es regt mich an, es gibt mir Gedanken ein, die mir erst während des Sprechens kommen. Es ist mir dann, als hätten Sie die Gedanken gehabt und ich hätte sie nur in Form gebracht und ausgesprochen. Oft, wenn ich von Gesprächen mit Ihnen und Ihrer Mutter nach Hause kam, habe ich meine besten Gedanken niedergeschrieben."

„Das muß ich Mama schreiben, das wird sie freuen", versetzte Leonie, die alles Erfreuliche mit ihrer Mutter zu teilen gewohnt war.

Es war zwar draußen in den Städten das republikanische „Du" im Umlauf; doch Viktor hatte sich nie entschließen können, Leonie oder Frau Johanna so vertraulich anzureden. Abby war in ihrer zarten und zuletzt kranken Weichheit zum traulichen „Du" übergegangen. Aber bei dieser bürgerlichen Leonie hielt ihn merkwürdigerweise ein Abstandsgefühl zurück, über das sich Viktor eigentlich wunderte. Brauchten Mutter und Tochter, wie manche Bilder, vom Beschauer einige Entfernung, wenn man ihre sittsam geschlossene Einheit voll erkennen und in sich aufnehmen wollte? Oder fühlte er sich ihnen innerlich so nahe, daß er von außen um so mehr der Schicklichkeit Genüge tun wollte?

Indem Viktor neben Leonie auf dem Waldweg wanderte, fühlte er sich wundersam beruhigt. Es ging von ihr ein magnetischer Strom aus, der bisher gehemmt gewesen war. Es waren zwischen ihm und ihr weder viel Worte noch Betonungen der Freundschaft nötig; auch brauchten die etwa gewechselten Worte nicht besonders laut zu sein; jene geheime Kraft bewirkte leicht die gegenseitige Verständigung. Wie taktvoll hatte sich dieses gesunde Mädchen neben dem umhegten Sorgenkind Abby benommen! Wie übte sie neben dem schönen Zuhören das noch schönere Talent: unauffällig sich auszustreichen, damit sich alle Teilnahme auf die Bedürftige sammle, und dabei dennoch tätig zu sein und gleichsam nur durch Taten zu sprechen: durch Harmonie in der Häuslichkeit. Dies bedachte Viktor in aufwallendem Gefühl des Dankes. Und es gingen unsichtbare Funken einer herzlichen Wertschätzung zu dem schlanken Mädchen hinüber, das an Höhe noch die Mutter übertraf. Die Bewegungen ihres Körpers waren rhythmisch; die Art ihres gelegentlichen kleinen Räusperns, wenn sie nach längerem Schweigen bescheiden eine Bemerkung in das Gespräch flocht; die Art, wie sie ihre Füße beim Schreiten nach vorn aufsetzte und nicht etwa nach der Seite ausbog, so daß ihr edelstolzer, gleichmäßig wiegender Gang entstand; oder wie sie manchmal nach dem Hinterhaupt griff, um zu prüfen, ob ihre braune Haarmasse in Ordnung sei — — dies und andere anmutige Kleinigkeiten, aus denen sich eines Weibes Wesen zusammensetzt zur schönen Linie, erfüllten den Genesenden mit einer glücklichen Stimmung, der er sich selber kaum bewußt war. Denn mit ganzer Treue sprachen sie von Abby.

„Wir werden nachher ihren Nachlaß verteilen", bemerkte Viktor. „Sie hat alles in Päckchen eingebunden."

Dabei fiel ihm plötzlich der Diamantring ein, den er am kleinen Finger trug und den er an Leonie mit jenen Worten Abbys weitergeben sollte. Unwillkürlich

hob er die Hand auf, warf einen Blick auf das Kleinod und ließ sie wieder sinken. „Jetzt nicht“, dachte er. Er sann über jene Worte nach, die Addy dabei gesagt hatte: sie wäre oft eifersüchtig gewesen auf die schwesterliche Freundin.

Leonie hatte die Bewegung wahrgenommen und warf einen halben Blick herüber, fragte aber auch diesmal nicht nach dem Ring, den sie von Addy her genau kannte und sofort an Viktors Finger bemerkt hatte. Und doch überschattete sich ihr arglos Gemüt einen Augenblick. Das junge Mädchen erinnerte sich genau, daß Addy ihr häufig versprochen hatte, ihr diesen Ring zu hinterlassen, wenn sie einmal, wie gewiß zu erwarten war, vor Leonie sterben sollte. Nun hatte sie ihn also einem noch lieberen Freunde geschenkt ... der es ja aber auch in der Tat verdiente ... Und Leonie, erzogen und geübt im Niederkämpfen kleinlicher Regungen, schämte sich plötzlich, ergriff unvermittelt Viktors Hand und sagte herzlich:

„Ich bin so froh, daß Addy den Ring *Ihnen* geschenkt hat.“

„Ja, aber nicht zum Behalten“, versetzte Viktor kurz.

Leonie richtete ihr schönes Auge fragend auf den Freund. Doch dieser schwieg. Und so schwiegen beide und hörten fortan Hans zu, der vom Hanauer Ländl Lebendiges erzählte und dadurch die Trauerstimmung auszugleichen trachtete.

„Ich bin Republikaner“, sprach Johann Georg, „weil ich sehe, daß wir anders nicht vom Fleck kommen. Aber wir Bauern aus der Grafschaft Hanau-Lichtenberg haben eigentlich nicht viel Ursache gehabt, gegen unsre Herrschaft Revolution zu machen. Von unerträglichen Lasten war nicht viel zu spüren; und wir hatten unsre Fürsten lieb, wie sie uns auch. Geht einmal durch die Dörfer dort bei Buchsweiler, Jagweiler oder Pfaffenhofen! Geht überhaupt durch das ganze Elsaß zwischen Weißenburg und dem Kochersberg! Da seht ihr saubere Ortschaften, gut bebautes Feld, fleißige Bauersleute und rotwangige Maidle so wie ungefähr mein Käthl!“

Katharina verwies ihm den Scherz, der zum heutigen Tage unpassend sei.

„Es ist kein Spaß“, erwiderte der junge Ehemann, in welchem nach der Gehaltenheit des ernsten Tages die natürliche Lebensfreude wieder zutage drängte. „Es ist nur die Freude an meiner Frau. Und zudem ehrt man die Toten nicht durch Kopfhängen ... Kurz, Monsieur Viktor, stellt Euch einmal auf den Bastberg oder auf den Herrenstein oder auf die Burg Lichtenberg oder auf den Hohbarr bei Zabern und schaut einmal über unser Ländl! Auf jedem Hügel und in jedem Tal ein Kirchturm! Ich hab' einmal vom Hohbarr aus mehr als zwanzig Ortschaften gezählt.“

„Als ob wir das nicht schon lange wüßten“, unterbrach wieder die junge Bäuerin, die dem Gatten gern die Flügel stutzte.

„Ich will ja auch nichts Neues erfinden“, erwiderte Hans gutmütig, indem er zäh bei seinem Gegenstand beharrte. „Aber ich erinnere mich doch an etwas, was ihr gern gesehen hättet. Wie ich nämlich vor ein paar Jahren ums Käthl freite und mich in Buchsweiler aufhielt, um dann zu Pferd nach Bischholz zu reiten, hab' ich zugeschaut, wie sie in Buchsweiler zum letztenmal ihren hessisch-darmstädtischen Fürsten empfangen haben. Das war im Mai des neunziger Jahres, und war das ganze Land voll Blüten.“

Hans erging sich mit Freuden in dieser Erinnerung.

Er hatte sich mit seinem Schimmel andren festlichen Reitern angeschlossen, die den von Norden kommenden Fürsten auf der Grenzhöhe seines Ländchens empfangen sollten. Jene Ecke, beherrscht vom Waldschloß Lichtenberg, hatte eine reizvolle, manchmal derbe und abenteuerliche Geschichte unter den Grafen von Lichtenberg erlebt und manche knorrige Fehde, manchen bizarren chronikalischen Zug zu verzeichnen. Von den Hanau-Lichtenbergern war das fruchtbare Gelände übergegangen an Hessen-Darmstadt; die große Landgräfin Karoline hatte in Buchsweiler residiert; ihre Tochter, die Herzogin Luise von Weimar, Gemahlin des berühmten Karl August, hatte dort ihre Jugend verbracht. Es war ein patriarchalisch Verhältnis zwischen Fürsten und Volk. Und so blieb es bis in die Revolution hinein. An jenem Maientag kam Landgraf Ludwig zum letzten Male in sein elsässisch Residenzstädtchen. Vor allen Dörfern, die er berührte, standen die Bauern aufgestellt, an ihrer Spitze der Geistliche; Frauen und Mädchen überreichten Blumen; eine von ihnen trat an den offenen Wagen heran, Glas und Flasche in der Hand, und sprach treuherzig: „Gnädiger Herr, da Sie von der beschwerlichen Reise und Hitze müde und durstig sein werden, so erlauben Sie uns, daß wir Ihnen ein Glas Wein anbieten." Und der Fürst nahm gern diese bäuerliche Gastfreundschaft an: er und der mitreitende Präsident der Residenz Buchsweiler — es war ein Herr von Rathsamhausen — tranken auf des Dörfchens Wohl. Und die Reiter jedes Dörfchens schlossen sich an und vermehrten das Ehrengefolge. Nur vier von den Gendarmen, die am Wagen ritten, trugen die neufranzösische Kokarde; sonst niemand. Die andern alle hatten an den Hüten deutsches Eichenlaub und elsässische Blumen. Die jungen Reiter aus Ingweiler trugen blaue Uniform; die von den Dörfern erschienen in schönen roten wollenen Röcken, die mit blauen oder grünen Bändern verziert und weiß gefüttert waren. Auf der Anhöhe zwischen Ingweiler und Niedersulzbach hielten die blau uniformierten Reiter von Buchsweiler in zwei Reihen an der Straße hin, mehr als hundert. Und vor der Residenzstadt selber waren wohl Tausende aus der ganzen Gegend zusammengeströmt, darunter die Schulkinder mit ihren Lehrern. Und alle hatten Blumen, die ganze Straße war mit Blumen bestreut, es war ein Rausch von Duft und Farbe. Die Bürgerschaft stand unter Gewehr — Grenadiere, Jäger und Musketiere — und dabei vierundzwanzig Mann in weißen Kleidern, die dem Fürsten die Pferde ausspannen und ihn in die Stadt ziehen wollten; doch bat der Landgraf, sie möchten bloß als ein Ehrengeleite neben dem Wagen einherschreiten. Und so zog das Gewimmel unter tausenderlei Vivats, Geschützdonner, Glockengeläute und Musik zum Buchsweiler Obertor hinein, die Herrengasse hinunter, auf den Schloßplatz und ins Schloß. Dort, auf der Brücke, standen wieder mehr als siebenzig Mädchen in weißen Kleidern und blauen Schärpen; jede hatte ein niedlich geschmücktes Körbchen; eine überreichte ein Gedicht; und unter einem Blumenregen betrat der Fürst sein Schloß ... Am Abend war die Stadt beleuchtet. Die Juden hatten sogar die Synagoge illuminiert und einen Moses gemalt, der vor einem Altar kniete, worunter dann der Vers zu lesen war: „Hier kniet Moses, seufzt und spricht: Ach Fürst, verlaß auch Israel nicht!" Und vor dem Tor ward ein Freudenfeuer angezündet; zu Fuß ging der Fürst dorthin und zündete den Scheiterhaufen mit einer Wachsfackel an.

In allen Wirtshäusern der vielwinkligen Hügelstadt Gesang und Musik, vor allen Fenstern Lichtchen ... Tags darauf besuchte der Fürst, über Imbsheim und den Bastberg fahrend, von vielen Ehrenreitern umschwärmt, den Kardinal Rohan in Zabern und kehrte über Neuweiler zurück. Dann reiste er, gerührt von tausenderlei Beweisen der Anhänglichkeit, nach Norden und — sah sein Land nicht wieder. Bald auch verschwand Rohan nach Baden und kehrte gleichfalls nicht mehr zurück. Das Elsaß mit seinen bunten kleinen Herrschaften verwandelte sich in zwei Departements und ward endgültig ein Teil des französischen Staates.

„Unseren Charakter ändern sie freilich nicht“, fügte Hans hinzu. „Wir sind zäh, wir hanauischen Bauern. Aber vorerst geht's nit anders. Also: vive la république!“

„Bist du nicht auch Soldat gewesen, Jean?“ fragte Viktor.

Hans bejahte zögernd. Er wußte nicht recht, ob die Frage neckisch gemeint sei, trotz des gedämpften Tones, in dem diese Gespräche stattfanden. In der Tat hatte Johann Georg am Massenaufgebot teilgenommen, als die Wurmsersche Armee über die Weißenburger Linien vorzubrechen drohte. Mit einer Jagdflinte versehen, war er an der Spitze seiner Dorfmannschaft, die sich mit Sensen, Heugabeln, Schaufeln und Äxten bewaffnet hatte, ins Gebirge marschiert und hatte einen Paß besetzt.

„In der Gegend von Bitsch,“ erzählte Hans, der gut im Zuge war, „trifft man kein Kruzifix mehr an: die Sansculotten, unsre Volontärs, haben alle Statuen und Heiligenbilder im eigenen Lande in Stücke geschlagen. Es tat im Lager jeder, was er wollte; ihr konntet den Tambour mit dem Hauptmann Arm in Arm marschieren sehen. Ich hab' die lustige Unordnung mit angesehen. Na, dann also wurden wir Bauern selber unter die Waffen gerufen, lagerten irgendwo beim Schloß Lichtenberg, zwischen Lützelstein, Bitsch und Bärental, und haben uns aus Baumästen Hütten gebaut, wie Israel beim Laubhüttenfest. Zwei Kanonen mit zweihundert Mann hätten uns tausend Bauern leicht über den Haufen geblasen. Wir waren denn auch einmütig zum Ausreißen entschlossen, blieben aber in unsren Schanzen, solange der Proviant reichte. Unsere Heldentaten waren nicht gering: einmal zum Exempel schlugen wir einigen Waldarbeitern die Schlapphüte von den Ohren, weil sie keine Kokarde trugen, wobei wir auf unsrer Seite keinen einzigen Mann verloren; eines Nachts gab eine Schildwache Feuer, alles stürzt unter die Waffen, soweit man sich nicht ins Stroh verkroch — und was war's? Auf einem Meierhofe hatte ein Hund gebellt. Ein andermal wieder ein Schuß, Generalmarsch, Pikete werden ausgesandt — und das Resultat der Untersuchung? Ein Igel hatte unsere Vorräte gewittert, und Igel tappen bekanntlich wie Menschen, so daß die Schildwache krampfhaft mit ihrem bissel Französisch rief: ‚Qui vit? Qui vit? Herr Jerum, bin ich denn allein verloren?!‘ — und also Feuer gab und davonrannte. Das Ding wurde nach und nach langweilig; auf den Feldern warteten die Herbstgeschäfte; also brannte man Nacht für Nacht einfach durch, wobei es zerstoßene Schienbeine, verlorene Uhren und andere Mißhelligkeiten gab, aber keinen einzigen Toten. Noch einmal aber wurde die Sturmglocke geläutet, und wir sammelten uns diesmal am Schloß Waldeck, hinten bei Niederbronn. Wir waren anfangs an acht-

hundert Mann und legten derartige Verhaue an — daß unsrem eigenen, vor uns operierenden Korps der Rückzug gründlich erschwert wurde. Bald aber hatten sich wieder alle nach Hause vertröpfelt — außer etwa vierzig Mann; und das waren die Offiziere. Wir beschlossen, uns dem regulären Bataillon bei Reichshofen anzuschließen; ich glaube, es kommandierte dort der General Sauter. Aber zweiundzwanzig von uns letzten Getreuen protestierten durch die Tat und liefen ebenfalls heim. Na, als sich schließlich das französische Korps zurückzog, sind wir auch gelaufen und haben noch gesehen, wie der Tresorier seine Assignaten-Kasse im Stich ließ und mit der Bespannung durchbrannte, während die Chasseurs mit den vordersten Preußen plänkelten. In Buchsweiler haben dann die Österreicher die Sansculotten verjagt und einen Augenblick wieder die hessisch-darmstädtische Regierung eingesetzt; aber seitdem, nach dem verlorenen Gefecht am Bastberg, haben sie wieder zurückgemußt. Saint-Just und Lebas — das muß man ihnen lassen — haben Straffheit in die Armee gebracht."

Johann Georg hatte sich mit Absicht dieser breiten Plauderei überlassen. Er wollte die Freude am Leben wieder anzünden; er hatte von Natur und von den Vätern her elsässisches Rebenblut in den Adern und war nicht zu Trübsinn veranlagt; und so schnellte er sich durch die Erzählung dieser ungefährlichen Soldatengeschichten wieder in seine natürliche Lebenslust zurück.

Auch Viktor und die andren vergaßen sich ein Weilchen und hörten ihm mit Vergnügen zu. Aber angesichts der ersten Häuser wurde man wieder still.

Im Außenzustande als solchem konnte der geistig gestimmte Viktor nie lange verharren. Die Welt der Ideen und die Welt der Seele war seine Heimat. Und die Dinge und Menschen der Außenwelt wurden ihm erst wertvoll oder anziehend, wenn er sie mit seelisch erwärmten Augen betrachten oder zu Ideen in Beziehung setzen konnte. Das ganze sinnliche Geschwätz und Gebaren der Revolution war schließlich ermüdend und belanglos. Aber den inneren Menschen immer reiner und wärmer zu gestalten und dann von innen heraus das Schöne zu schaffen und das Gute zur Tat werden zu lassen: nach dieser edlen Tätigkeit sehnte sich sein Herz.

„Morgen abend sind wir wieder unter den Nußbäumen von Imbsheim", sagte Hansjery plötzlich.

„Wenn doch auch ich wüßte, wo meine Nußbäume stehen und mein Haus auf mich wartet!" seufzte Viktor. „Du hast's gut, Hans."

„Viktor Hartmann wird's auch noch gut bekommen", antwortete Hans mit der ihm eigenen bestimmten Zuversicht.

Die Männer von Waldersbach hatten Feierabend gemacht und saßen in Hemdärmeln vor den Türen; sie rauchten ihre Pfeifen; hie und da hörte man in Stall oder Küche noch ein Holzschuhklappern oder ein Mädchenlied. Alle grüßten höflich. Es war ein milder Abend.

Die Leidtragenden gingen auf Viktors Bitte mit ihm auf seine Stube. Dort lagen auf dem Tisch allerlei Päckchen. Es war Addys Nachlaß.

Die Päckchen waren mit blauen Bändern geschnürt. Auf jedem Paket stand in Addys schöner Schrift der Name des Besitzers; Viktor, Mama Frank, Leonie, Hans und Käthl waren bedacht. Und Viktor wußte, daß auch Papa Oberlin und

Frau Scheidecker nicht vergessen waren. Bewegt verteilte er die Gaben unter die Anwesenden. Doch konnte sich niemand entschließen, die Bänder jetzt bereits zu lösen.

„Dazu muß man allein sein," sagte Viktor und verschloß sein Kästchen in den Wandschrank.

Dann gingen alle still und ernst in das Pfarrhaus, dessen frühes Küchenlicht bereits in das dunkelnde Tal herabgrüßte.

Oberlin, der Unermüdliche, war noch auf Krankenbesuchen in Solbach und Wildersbach. Aber Luise Scheppler, die Hände rasch an der Schürze abtrocknend, hieß die Gäste willkommen. Käthl konnte nicht zusehen, wo geschafft wurde; sie warf sofort eine Hausschürze um und griff mit an.

Luise Scheppler war schon als ganz junges Mädchen ins Pfarrhaus gekommen. Sie hing ihrem Herrn und den Kindern in unverbrüchlicher Treue an. Zehn Personen zu logieren, und zwar gemütlich zu logieren, war ihrem Haushaltungstalent eine Kleinigkeit; Betten überziehen, Stuben scheuern, Essen anordnen und tausend ähnliche Dinge des umfangreichen Haushalts brachten sie nicht aus dem Gleichmut. Sie war von immer gleichmäßig freundlicher Gemütsart, dabei gesund und regsam, bis in den Grund ihrer Seele treu und selbstlos. Nicht allein war sie Haushälterin: sie ging auch dreimal wöchentlich in die Dörfer des Steintals und unterrichtete einige fünfzig kleine Kinder, die sich dort versammelten. Eben war sie von Solbach zurückgekommen.

„Was lehren Sie denn die Kinder?" fragte Leonie in schüchterner Bewunderung.

Sie erwiderte einfach:

„Ich lehre sie, was ich weiß. Wir stricken miteinander, und während der Arbeit lasse ich sie Geographie oder Naturgeschichte wiederholen oder erzähle ihnen biblische Geschichten. Denn hier bei Papa im Pfarrhause lernt man immer etwas; man braucht nur ordentlich zuzuhören. Selbst beim Kartoffelschälen sagt man sich einen Psalm oder ein Lied auf. Besonders sing' ich mit den Kleinen Lieder; das macht ihnen viel Freude."

„Und wie machen Sie's, daß die Kinder das behalten?" fragte Leonie mit entschiedener Zuneigung zu der tatkräftigen Magd.

„Oh, das kommt ganz von selber", erwiderte Luise in ihrer einfachen und sicheren Heiterkeit. „Es ist kein Unterrichten, es ist ein Unterhalten. Die Kinder merken es kaum; und nach und nach, durch unmerkliche Wiederholungen, prägt es sich ein und sitzt fest."

Darüber kam der Pfarrer nach Hause. Der vierundfünfzigjährige Mann mochte noch so müde sein: er hielt sich straff und strahlte immer die gleiche Lebensheiterkeit auf die Bedürftigen aus. Er hatte durch viele Jahre das Talent geübt, sein Lebensfeuer in sich gesammelt zu halten, so daß es immer zur Hand war, wenn er Licht und Wärme brauchte. Infolge dieser religiösen Willensübung konnte sich selten üble Laune oder schwüle Stimmung in seinem Bereich verdichten, ohne daß sie rasch und energisch zerstreut worden wäre.

Beim Nachtessen, an dem auch Knecht und Mägde mit um den großen Tisch saßen, sprach der Pfarrer das Tischgebet und gedachte darin nochmals der ent-

schlafenen Abby. „Es ist uns feierlich zumute,“ sprach er, „denn der Tod ist ein Geburtstag in die andre Welt. Feierlich ist uns zumute, aber nicht traurig. Wir wären keine Christen, wenn wir jammern würden. Du willst unsre zarte Freundin in unsichtbaren Reichen verwenden, lieber Vater im Himmel, und von uns willst du, daß wir im Sichtbaren weiterwirken. Dein Wille sei gelobt! Amen.“

Es war sonst ein Fest, mit Oberlin zu plaudern. Doch heute sehnte sich Viktor nach seiner Stube. Er war gewohnt, bedeutende Eindrücke in der Einsamkeit zu verarbeiten. So verlangte auch dieser Tag nach Einsamkeit und nach Verarbeitung. Und so verabschiedete sich Viktor frühe.

„Du wirst uns hoffentlich nicht ebenso rasch verlassen wie diese Gäste aus dem Buchsweiler Ländchen?“ fragte der Pfarrer.

„Gern will ich noch einige Tage bleiben und in Ruhe alles ordnen“, antwortete Viktor. „Dann bring' ich Leonie persönlich nach Barr zu ihrer Mutter.“

„Und dann?“

„Nun, dann mit Gottes Hilfe nach und nach ins Lehramt, wenn sich im nächsten oder übernächsten Jahre die Kolmarer Zentralschule verwirklicht!“

„Und das Pfarramt?“

„Ich achte es hoch, aber ich habe mich zum Lehramt entschlossen.“

„Nun, greife kräftig zu, sowie es die politischen Verhältnisse wieder erlauben, lieber und wunderlicher Viktor! Vieles wirkt auf den Menschen ein, Freundliches und Grauenhaftes, Erstrebtes und Ungewolltes. Wenn wir nur in uns selber fest und fromm beharren, aufschauend zu den Hügeln der Gnade, so müssen alle Dinge doch zuletzt unsre Erzieher zum Guten werden. Ich bin euch allen und meiner ganzen Gemeinde ebenso zu Dank verpflichtet, wie sie vielleicht mir. Gott wirkt in allen.“

Leonie saß in feiner Wehmut etwas befangen zwischen den Töchtern des Hauses. Links plauderte die zwölfjährige Friederike Bienvenue, rechts bemühte sich Fidelité Karoline um die still-anmutige Besucherin aus dem Elsaß, die so schön zuhören und gleichsam mit dem Gesicht wundervoll antworten konnte, ohne nur den Mund aufzutun, so daß ihre bloße Gegenwart angenehm war. Manchmal suchte ein herzlicher Blick des einfachen und vertrauenden Mädchens ihren Freund Viktor, dem sie von allen Anwesenden doch am nächsten stand, so etwa, als gehöre man in guter Kameradschaft zusammen, auch wenn man nicht miteinander sprach. Aber der Tag war erschöpft. Jeder freute sich auf die Ruhe und Stille der Nacht: die eine, um unbeobachtet der entschwundenen Abby nachzuweinen, der andere, um den Sinn des Tages zu bedenken, die übrigen aber aus Bedürfnis nach Schlaf und Ruhe.

Hans und sein Weib waren denn auch kaum auf ihrem Zimmer angekommen, so löste Käthl mit hastiger Neugier das blaue Band, und sie bewunderten miteinander das Spitzentuch, das ihnen Abby hinterlassen hatte. Hans legte es seiner Ehefrau galant um den Hals. Sie sprachen noch etliches über das herzensgute Kind und schliefen dann fest und gesund.

Leonie besah im Kerzenlicht ihres Stübchens das verhältnismäßig kleine Päckchen. Aber sie löste das Band nicht; sie las nur wieder die Worte: „Meiner

zärtlich geliebten Freundin und Schwester Leonie“, schaute sich in dem einsamen Zimmer um und suchte die Mutter. Und schon hatte sie die Augen voll Tränen. Es war noch kein Jahr her seit des Bruders Tod; und nun war auch Addy dahin. Sie stellte sich ihre Mutter vor, wie sie sich damals über Addy gefreut, wie sie jetzt vereinsamt in die lange Dämmerung hineinträume und über die Ebene horche, ob nicht doch noch ein müder Soldat durch den Staub der Heerstraße wandre und spät am Hoftor poche: „Mach' auf, Mama, Albert ist da!“ Dann legte sie das uneröffnete Päckchen unter das Kopfkissen, löschte rasch das Licht und weinte sich in den Schlaf, der zum Glück nicht lange auf sich warten ließ.

Viktor allein durchwachte die ganze Nacht.

Auf dem Tische lagen die Gegenstände ausgebreitet, die seine Seele noch einmal zu einem rückschauenden Selbstgericht veranlaßten. Es waren viele Briefe, ein Medaillonbild der Frau von Mably, ein Medaillonbild Addys, geflochtene Haare, Bänder, vertrocknete Blumen und ähnliche sorgsam behütete Erinnerungen einer jungfräulichen Innerlichkeit. Häufig waren die Worte wahrzunehmen: „Nach meinem Tode zu öffnen“. Wohl pflegen gesunde junge Mädchen, die noch fern vom Sterben sind, manchmal mit so feierlichen Aufschriften Sachen zu versiegeln, die ihnen bedeutsam, den Erwachsenen aber kindlich erscheinen. Aber dieses frühreife Mädchen hatte nie getändelt; ihr gaben diese Andenken Seelenkraft; und nahe dahinter stand, von ihr deutlich empfunden und voraus gewußt, der Tod.

Obenauf lag ein Brief Addys: „An meinen geliebten Bruder und Beschützer Viktor Hartmann“.

Viktor glaubte nie etwas Seelenvolleres gelesen zu haben. Um das nächtliche Haus gingen leise Stimmen der Sommernacht, zauberhafte, melodische Stimmen; eine davon, die trauteste, kam herein, umschwebte den Freund und offenbarte sich als Addys Geisterstimme.

„Mein lieber, lieber Viktor! Mein bester Freund auf Erden! Ich werde nun bald hinübergehen. Aber Du sollst nicht traurig sein über meinen Tod, denn auch ich bin nicht traurig. Wir haben beide hier im Steintal gelernt und wissen genau, dank unsrem guten Vater Oberlin, daß Gott uns unaussprechlich lieb hat und in allen Dingen weiß, was unsrer Seele heilsam ist. Darum bin ich glücklich und überlasse mich seiner himmlischen Führung mit ganzem Vertrauen, so ungefähr wie ich Dir vertraue, Du mein treuer Bruder Viktor. O glaube mir, ich habe oft im stillen zugesehen, wie du zu Sorgen neigst und von geistigen Fragen bedrückt wirst. Ich habe Dir aber leider zu wenig dabei helfen können; ich war nicht gelehrt genug und war nicht gesund. Auch bin ich etwas ängstlich und wagte während Deiner Anwesenheit nicht leicht, Dir all das Innige zu sagen, das ich für dich empfinde. Doch ich habe jeden Tag für Dich gebetet zu Gott und zur Jungfrau und zum Heiland und allen Heiligen. Du und Leonie und die herzensgute Mama Frank — daß ich euch drei zurücklasse, das allein schmerzt mich ein wenig. Aber nicht sehr. Mein unauslöschlicher Dank bleibt bei euch. Ihr werdet euch gewiß untereinander sehr lieben, und ich freue mich vom Himmel aus über euer gemeinsames Glück. Du leidest oft an einer traurigen Stimmung; Leonie wird dich fröhlich machen. Sag meiner Leonie, sie soll Dich glücklich machen, so glücklich als man einen Menschen

beglücken kann, den man von ganzem Herzen lieb hat. Und ihr beide macht unsere Mutter Frank glücklich; ersetze ihr den verlorenen Albert, lieber Viktor. Ihr habt mir die Welt verschönt, denn ihr hattet mich lieb. Ich aber muß nun hinüber; denn meine Mutter braucht mich. Sie ist mit ihrem schweren Erdenlos auch drüben noch nicht ausgesöhnt; ich muß zu ihr, damit sie wieder an Liebe glauben lernt. Mein Freund, gib Leonie meinen Ring und bitte sie dabei in meinem Namen um Verzeihung. Ich habe schon lange gewußt, daß ihr beide einander durch euer ganzes Leben hindurch lieben werdet, während ich scheiden muß. Das hat mich am Anfang ein wenig eifersüchtig gemacht auf meine glücklichere Schwester Leonie. Aber jetzt schon längst nicht mehr. Du lieber Bruder, ich möchte Dir so gern sehr viel Inniges sagen. Im Grunde Deines Herzens bist Du ganz voll Güte, lieber Viktor; niemand weiß das so sehr wie ich. Süßer Freund, wenn du an mich denkst, so soll Dir heiter zumute sein, denn ich denke ebenso süß und heilig an Dich. Es war so schön, unser Zusammenleben, daß es mich wie ein Vorhof des Himmels berührte. Du weißt, daß Gebetsgedanken Kraft haben. Sei unbesorgt um Deine Zukunft, ich werde für Dich und euch alle im Himmel beten, wie ich auch euch bitte, meiner in eurer Fürbitte zu gedenken, ihr herzlich Geliebten! Auf Wiedersehen im Himmel! Adelaide. — NB. Du darfst diesen Brief Leonie und ihrer Mutter zu lesen geben. Ich habe vor euch kein Geheimnis gehabt; ihr werdet auch untereinander kein Geheimnis haben. Addy."

Dies war Addys Brief.

Als der tiefbewegte Viktor diese Worte voll Zartsinn und Liebe gelesen hatte, fiel er an seines Lagers Rand auf die Knie und sprach in Oberlins genialer Art unmittelbar mit Gott. Es war ein Loben und Danken in Worten, die jenseits der Sprache sind. Dieses Kind, aus zu leichten Stoffen gewoben für die grausame Luft der Erde, hatte hienieden eine Mission erfüllt; es ging nun hinüber, um auch dort eine Mission zu erfüllen. Liebe solcher Art ist das Genialste der Menschenseele; Liebe solcher Art ist verwandt mit der geistigen Sonne: sie entzündet die Planeten um sich her und empfängt in belebender Wechselwirkung deren Wärme zurück. „O Wunder des Lebens, Wunder des Menschenherzens! Elinor wurde geadelt durch die Liebe zu dieser Addy; und wir wurden geadelt, indem wir uns üben durften in pflegender Liebe zu diesem reinen Kinde. L i e b e ist der w a h r e A d e l, unzerstörbar durch alle Revolutionen der Welt! Vater im Himmel, ich danke dir, du hast mich entsühnt und du hast mich geadelt! Du hast mir die Gnade geschenkt, daß ich dieses Mädchen in edler Freundschaft lieben durfte bis in den Tod! Du hast gute Menschen um mich herum aufgestellt wie Engel um die Pforten des Paradieses!" ...

Und Viktor erhob sich, die Augen voll Tränen der Wehmut und des Dankes, reckte sich mächtig und schüttelte die Last von Jahren ab. Jetzt erst, nachdem diese letzte Welle der Empfindsamkeit über ihn hinweggegangen war, schien er neugeboren zu sein: neugeboren zu einem Leben in mutiger, schaffender Liebe. Er verstand nun, was Oberlin die „Wiedergeburt" nannte.

Noch warf er einen Blick in die fieberhaften Briefe der Frau Elinor, aus dem Gefängnis an Addy gerichtet. Die Briefe waren heftig, stolz, bissig; sie waren

voll Auflehnung gegen die Unbilden der Revolution und des Schicksals; dazwischen leidenschaftliches Händeringen der Mutterliebe, wobei auch Viktors Name hie und da fiel, meist jedoch flüchtig hingeschnellt, einmal auch in einer Aufwallung von Dankbarkeit. Und alles wortreich und wortgewandt, in der bekannten kleinen, jagend vornübergebeugten Schnellschrift der Marquise. Die seelenkundige Abdy mochte recht haben: diese Frau war noch nicht beruhigt!

Und keine Wendung in diesen Papieren gab ihm die kurze, knappe, endgültige Formel für Frau Elinors widerspruchsvolles Wesen. G a b es denn bei so wechselnder Beweglichkeit überhaupt eine Formel?

Wie graziös und hochgemut lächelte hier, auf dem von Guérin gemalten Medaillonbild, das kokette Gesichtchen mit dem schmalen, scharfen Mündchen, dem weit entblößten Halse, dem kecken großen Federhut! Es war das alte Regime in seiner Luxuspracht: nunmehr erstickt in Blut!

Und der einsame Betrachter ordnete die kleinen Heiligtümer. Da war ein verblaßtes violettes Band, einst von Abdy im Haar getragen; jetzt war ein Zettelchen daran: „Dieses Band habe ich aufbewahrt, weil es ihm gefallen hat. Sommer 1789". Und so noch mancherlei Rührendes. An einer kleinen Strähne von Abdys Haar jedoch fand er die Worte angeheftet, die sie wahrscheinlich von Viktor oder Oberlin vernommen hatte: „Ehre den Tod und sei dem Leben treu!"

Dem Leben treu!

„Ich weiß es zwar: ein Ton der Trauer wird niemals ganz aus meinem Leben schwinden. Wer das erlebt hat, wird nie mehr restlos fröhlich werden. Aber dennoch, ja: dem Leben treu!" ...

So verklang dieser ernste Tag.

Lange noch schritt Viktor auf lautlosen Hausschuhen hin und her, begleitet vom Schatten, den das versiegende Öllämpchen an die getünchte Wand warf. Der anschwellende Nachtwind erinnerte ihn an die Außenwelt; Blumenköpfchen pochten an die Fensterscheiben. Er öffnete und horchte hinaus. Brunnen rauschten, und ein fernes Wasser toste. Er schaute empor in die Stille der Sterne, an deren Stellung er wahrnahm, daß der Morgen nicht mehr ferne sei.

Und in der Tat, schon begann sich um die Randlinien der östlichen Gebirge der Himmel zu versilbern, um dann langsam überzugehen in eines neuen Tages Morgenrot.

Fünftes Kapitel

L e o n i e

An den Hängen des Steintals wanderten Viktor und Leonie durch Ginster und graues Granitgeröll. Auf allen Höhen war Sonne; und in Viktor schnellte die lange daniedergedrückte Lebenskraft sonnendurstig wieder empor. Er hatte die ihm zugemessene geistige Höhe erreicht. Dies Errungene galt es nun, in die Tat umzusetzen. Denn den steilen Weg in Entsagung und Einsamkeit emporzusteigen, lag nicht in seiner Lebensbestimmung.

Noch einmal vor dem bevorstehenden Abschied wollten sie das Steintal auf Bergpfaden umwandern, wollten die strenge Schönheit der Landschaft in sich eintrinken und mit hinabnehmen in die elsässische Ebene, wie sie Oberlins Wort und Wesen mit hinabzunehmen gesonnen waren. In Bellefosse gedachten sie sich mit dem Pfarrer zu treffen, der dort zu tun hatte. Aber sie wanderten zunächst die entgegengesetzte Perhöhe hinauf und an deren Hängen entlang nach Belmont, um von dort nach dem Steinschloß zu gelangen, das über Bellefosse in einem Bergwald lagert.

Von der Perhöhe nach Belmont wandelnd, sahen sie nun die große Landschaft wieder einmal vor sich. In blauer Breite zeigte sich südwärts der Climont, nordwärts der große Donon mit dem spitzen Kegel des kleineren Gipfels; dazwischen der wohlbekannte Kranz der anderen Berge, die durch das Salmsche Gebiet von West nach Norden das Steintal umschirmen.

Während sie emporstiegen, weidete oben am Horizont des kahlen Bergkammes eine vielköpfige Rinderherde. „Wie entzückend!“ rief Leonie. Die Gestalten der Rinder hoben sich als ein feinschwarzes Schattenspiel von der Kammlinie ab. Gesträubte Schwänzchen springender Kälber, die zarten Striche der vielen Füße, die Köpfe und Hörner — wundervoll wanderte diese Silhouettenschar am Himmelsrand entlang. Und weiter unten am breiten Berge, wo die volle Sonne die meist schwarz und weiß gefleckten Tiere beschien, sah es aus, als hätte sich eine Mövenherde und ähnliches Seegevögel an den Hängen eines nordischen Fjordes niedergelassen. Das zahlreiche graue Granitgeröll, das fleckig im grünen Ginster zerstreut lag, verstärkte den Eindruck des Nordischen. Hie und da waren kleine Haine angepflanzt: Ruheplätze für die Herden. Und allenthalben Wassertröge als Tränken für die Tiere: gehöhlte Baumstämme, die mit dem frischesten Quellwasser gefüllt waren. „Das Steintal hat Wasser die Fülle!“ rief Viktor, der immer einen Taschenbecher bei sich hatte und an jedem klaren Kies- und Sandquell oder stark rauschenden Brunnenrohr dankbar das sprudelnde Naß in Empfang nahm, auch wenn er gar keinen Durst hatte. „Es könnt's übelnehmen, wenn man vorübergeht“, sprach er lächelnd zu Leonie. . . . „Denn ich weiß es von mir selber: geben zu dürfen, macht Freude.“

„Überhaupt,“ fuhr er freudig fort, „fließende Wasser sind die Stimmen dieser Berge, die keine Baumblätter haben, um damit zu rauschen. So singen denn diese Wasser und ersetzen den Waldwind. Lebendiges, klares, kühles Bergwasser, zumal wenn es in der Sonne funkelt, mutet mich an wie ein gesundes, junges Mädchen, das herausspringt in die Arme des sonnigen Tages: ‚da nimm mich!‘ Und etwas in mir fängt an mitzusingen und in wandernde Bewegung zu geraten.“

„Ja, ich hab' es auch sehr gern“, sagte das gesunde, junge Mädchen an Viktors Seite. Sie bückte das erhitzte Gesicht über den schießenden Quell, schöpfte mit der langen, festen Hand und schlürfte in vielen kleinen Zügen das kühlende Getränk. Dann strich sie das Braunhaar von der Schläfe zurück, schaute ihren Begleiter mit ihren veilchenblauen Augen lächelnd an und trocknete sich am Taschentuch die Hände.

„Auf den Bergen ist die Luft rein und das Wasser ist rein“, fuhr Viktor fort, belebt und frohgemut. „Auch die Blumen haben kräftigere Farben. Und der

staubfreie Himmel ist blauer, zumal wenn er sich wie heute von solchen einzelnen, scharf umrissenen, sehr weißen Schwimmwölkchen abhebt. Wie schön das aussieht, wenn die Schatten dieser großen fliegenden Schwäne über das Bergland laufen! Aber die Landschaft wäre immer noch tot, wenn nicht ein steter Bergwind die Ginster und Halme bewegte und untereinander in spielende, kosende Berührung brächte — und wenn eben nicht diese herzigen Wässerchen aus dem Granit sprängen: ‚Guten Tag, ihr zwei, Leben ist Liebe! Habt euch lieb!'"

„Es ist wohl darum hier im Sommer so schön," bemerkte Leonie, „weil die Leute im Winter sehr unter Schnee und Kälte leiden."

„Ja, der ‚Roßschinder' und andere Sturmgattungen pfeifen hier nicht schlecht", entgegnete Viktor. „Und auch Gewitterwolkenbrüche hausen manchmal dämonisch in diesen Tälern. Früher soll das noch schlimmer gewesen sein. Besteht am Ende ein Zusammenhang zwischen Witterung und menschlicher Gesittung? Wird mit wachsender Kulturveredlung die Erdatmosphäre wohnlicher? Oder vielmehr: weil sie wohnlicher wird, unsere abgeglühte, ruhende und beruhigte Erde, verfeinert sich auch die Menschheit? Wer mag in diese kosmischen Gesetze Einblick tun! Aber etwas gibt es, das über den Wechsel erhaben ist: die unvergängliche Sonne des Geistes. Man kann sie vielleicht Liebe nennen. Eine Liebe freilich, die zugleich Weisheit ist, nicht düstere Leidenschaft oder weichliche Sentimentalität. . . . Und, Leonie, der alte Pindar behält doch recht: reines, lebendiges Bergwasser ist doch das Beste! Es ist Elektrizität drin, verlaß dich drauf: Lebensbewegung!"

Sie waren an eine Stelle gekommen, von der aus einige Häuser von Fouday sichtbar wurden. Unwillkürlich verstummten beide. Eine Geistergestalt schwebte wieder ein Weilchen neben ihnen her.

Dann dachte Leonie an ihre Mutter, von der sie einen Brief bei sich trug. Und sie sprachen beide von der baldigen Heimkehr.

„Mein Vater war Ihrer Mutter eigentlich in einem Punkte ähnlich," sprach Viktor. „Auch er hat es nicht leiden mögen, wenn man sich um ihn sorgte. Dahingegen nahm er selber das Recht für sich in Anspruch, für andere sorgen zu dürfen. Vornehm! Leonie, das nenn' ich einen vornehmen Zug."

„Ja, Mama ärgert sich immer, wenn man sich um sie Sorgen macht", bestätigte Leonie.

„Und ist selber unermüdlich für ihr Nestchen tätig", fügte Viktor hinzu.

„Ich spiel' ihr aber manchmal einen Streich", fuhr Leonie fort, mit einem schelmischen Lächeln in ihrem kindlichen Gesicht. „Sie findet bald da eine Blume, bald dort eine Tafel Schokolade, die sie nämlich gern ißt — und dann lach' ich sie aus, wenn sie etwa das Nähtischchen geschäftig aufzieht und auf einmal verwundert fragt: ‚Leonie, sag mal — wann hab' ich denn die Schokolade hierhergelegt?' Es ist zum Lachen. Manchmal bind' ich ihr auch einen Zettel dran und schreib etwas drauf. Ich halt' mich dann gewöhnlich in der Nähe auf, nur um's mit anzuhören, wie sie sich mitten in der Geschäftigkeit unterbricht, einen Augenblick stillsitzt, den Faden am Munde feuchtet und dann anfängt: ‚Leonie, sag mal!'"

Das junge Mädchen lachte und fügte dann schnell und ernsthaft hinzu: „Ich schenke ihr aber meist nur Sachen, die ich selber geschenkt bekommen. Denn sie hat's

nicht gern, wenn man für Näschereien Geld ausgibt, und mir macht etwas nur dann Freude, wenn sich jemand mitfreut."

So plauderte das bürgerliche Kind. Es machte ihr Vergnügen, von der fernen Mutter unscheinbare Dinge zu erzählen. Viktor hörte zu; und es war ihm, als hätte eines dieser Bergwasser Gestalt und Stimme angenommen und liefe melodisch neben ihm her.

Er hatte mit der ihm eigenen Gründlichkeit tagelang seine Bücher, Pflanzen, Mineralien und präparierten Tiere geordnet und eingepackt, die naturwissenschaftliche Beute seines Aufenthalts im Steintal. Addys Ring trug er noch immer an der Hand. Befangenheit und die nachwirkende Trauerstimmung hatten ihm noch nicht gestattet, ihn an Leonies Finger, der nur von einem kleinen Drahtring geziert war, weiterzugeben. Es war bisher noch nicht der rechte Augenblick gekommen. Er fühlte, daß die Überreichung dieses Ringes eine bedeutungsvolle sinnbildliche Handlung darstellen werde. Denn eine Aussprache war damit verbunden; es galt, Addys Bitte um Verzeihung in irgend einer Form Leonie mitzuteilen. Das ließ sich ja gewiß alles scherzend und harmlos erledigen; aber bei dem tiefempfindenden und gern ins Symbolische tauchenden Viktor nahmen solche Begebenheiten Gewicht und Schwere an.

Das Verhältnis dieses ernsten und umständlichen jungen Mannes zu Leonie war von jeher kameradschaftliche Unbefangenheit gewesen. Ihre Freundschaft, die in solcher traulichen Art nur bei reiner Denkweise und gesunden Naturen möglich ist, war durch nichts getrübt worden. Sie waren immer einig gewesen in der Sorge um Addy; und ihn beschäftigte die weitere Sorge um das Schicksal der Nation. Erst Addys Bemerkung hatte ihm die Unbefangenheit beeinträchtigt und eigentlich recht die Augen geöffnet. Seit dieser Zeit schwang etwas Neues in seinen Empfindungen mit. Leonies jungfräuliche Sittsamkeit empfand dieses Neue sofort. Es ging etwas zwischen ihnen hin und her, worüber sie sich noch keine Rechenschaft gaben; am wenigsten hätten sie es mit dem Wort Liebe bezeichnet; das hätte viel zu feierlich geklungen bei ihrem Zustand eines selbstverständlichen Zusammenhaltens.

So liefen sie denn wie Hänsel und Gretel unter ziehenden Wolkenschatten die Berghalde entlang. Er schritt in seinem langhin fliegenden dunkelblauen Rock mit breitem Kragen, in Stulpstiefeln, den dreieckigen Hut in der Hand; sie aber war in ihrem silbergrauen Kleide, das nicht auf Trauer um die Freundin eingerichtet war, neben dem dunklen Denker das lichte Leben. Sie ließen die Häuser von Bellefosse zur Rechten liegen und drangen empor in die busch- und beerenreiche Waldung, die das Ruinengeröll umgibt.

„Hier haben die Herren des Steintals gesessen", erklärte Viktor, als sie das damals noch umfangreiche Trümmerschloß erkletterten. „Welch eine Aussicht über ihren Besitz!"

Der Blick umfaßte vom schwärzlichen Porphyrfelsen aus die ehemalige Herrschaft Ban de la Roche.

„Einst hausten hier Raubritter", erzählte Viktor. „Es sollen schon vor vielen Jahrhunderten drei Schwestern die Burg besessen haben; sie lebten vom Straßenraub, aber man nannte sie die drei Prinzessinnen. Unter dem Schutz eines dicken

Nebels überfielen die Herren von Schirmeck und Colleroy-la-Roche das Raubnest, als eine der drei Schloßherrinnen grade Verlobung feierte. Man warf die Sippschaft in den Kerker und zerstörte das Schloß, hat es aber später wieder aufgebaut; es gehörte — ich weiß nicht, wem alles — ich glaube den Herren von Rappoltstein und später den Edlen von Rathsamhausen, die den Titel „zum Stein' ihrem Namen beifügten. Einer von diesem Geschlecht war gleichfalls ein berüchtigter Wegelagerer. Seltsam, Leonie, daß sich hier, wo die Luft mit Räuberei geladen scheint, ein Reich der Liebe entwickelt hat! Da rückten übrigens die Straßburger samt Bischof und Herzog von Lothringen am Sankt-Georgentage des Jahres 1469 vor dieses Felsenhaus und schossen es in Trümmer. Später kam das Gebiet an die von Pfalz-Veldenz — und endlich an den alten Baron Dietrich. Und dabei fällt mir ein: wie traurig war doch ehedem die Feindschaft zwischen Katholiken und Protestanten hierzulande! Ein bürgerlicher Katholik wollte das Gebiet kaufen; aber der König erhob Einspruch: ob denn kein Edelmann da sei? So gab man es dem Edelmann Dietrich, obschon er Protestant war und weniger geboten hatte. Darob großer Jammer in Rothau, das viele Katholiken hat: ‚Oh mon Dieu, un seigneur Huguenot!' Und einer rief: ‚Wenn wir nun ebenso lang ihre Hunde werden sollen, wie sie die unsren waren — o weh!' Oberlin hat's mir erzählt. Sie hatten Verfolgungen auf dem Gewissen, die früheren katholischen Herren zur Zeit des vierzehnten Ludwig. Wie viel Arbeit hat's ihn gekostet, unsren wahren Herrn des Steintals, bis er die ganze Gegend überzeugt hatte, daß kein Mensch des andern Hund oder Herr sein dürfe, sondern daß die gleiche Liebe beide Konfessionen durchdringen müsse."

Leonie trat etwas nahe an den Rand und spähte hinunter.

„Geben Sie acht, daß man Sie nicht hinabstürze!" rief Viktor scherzend und zog sie zurück. „Denn das Schloß ist von Geistern bewohnt. Die Concorde hat ihr schändliches Treiben mitangesehen; da wurden sie wild, als sie sich beobachtet sahen, und wollten sie hinabstürzen. ‚Sagt mir lieber, ob ich durch irgend etwas eure Leiden lindern kann,' sprach sie ruhig. — ‚Durch nichts, als durch Gebet', war die Antwort. Und einer schrie: ‚Empfehlt mich eurem Pfarrer Oberlin zur Fürbitte.' —‚Wer bist du?' fragte die Seherin. — ‚Ich bin Gerotheus von Rathsamhausen.' Das war ein Name, den die Concorde nie gehört hatte. — ‚Du bist wohl schon lange gestorben?' — ‚Schon vor mehr als zweihundert Jahren,' erwiderte der Geist, ‚aber wir haben von eurem Pfarrer reden hören . . .' Sie hat dieses dem Papa Oberlin erzählt. Und denken Sie sich, Leonie: der gute Oberlin hat auch diesen Namen an die Tür seines Schlafzimmers geschrieben, um für den friedlosen Geist zu beten!"

Der Kandidat verstummte jählings. Denn er gedachte, nach der deutlich sichtbaren Perhöhe hinüberschauend, jener Stunde, da er selber den Pfarrer von Waldersbach um diesen Dienst ersucht hatte.

„Ich möchte keine Seherin sein", bemerkte Leonie und verließ die schwarzen Trümmer eilig. Sie hatte keine Freude an Geistergeschichten. Im Walde stürzte sie sich in ein Meer von Blumen, pflückte die schönsten und ließ sich von ihrem Begleiter die Namen nennen.

„Ich habe Blumen lieber als Geister", sagte sie, „und will einen Strauß mitnehmen nach Barr."

Sie suchten sich einen Rasenplatz, überschattet von einer jungen Birke. Und Leonie neigte ihre schön gerundeten rosigen Wangen über die Blumen, die sie im Schoße liegen hatte; sie hielt sorgsam Auslese und stellte den Strauß zusammen.

Viktor setzte sich neben sie. Er schaute mit der ihm eigenen Andacht ihrer kunstvollen Hantierung zu. Den großen Mädchenhut hatte sie neben sich gelegt und in den Hut das Taschentuch, mit dem sie von Zeit zu Zeit über die perlende Stirn und das erhitzte Antlitz fuhr. Der Busen hob und senkte sich in einem gleichmäßig ruhigen Atmen; und mit jedem Atemzug hob und senkte sich das goldne Herz, das sie an schwarzem Sammetband um den offenen Hals trug. Sie war die Verkörperung einer edelnatürlichen und kerngesunden Jungfräulichkeit.

Stärker als je ging der magnetische Strom zu dem nahesitzenden Freund hinüber, der so lang krank gewesen war und nun in allen Adern Gesundheit spürte. Er verhielt sich in einer holden Traumhaftigkeit schweigend und schaute dem Spiel ihrer blumenflechtenden Hände bewegungslos zu.

„Ich habe mich noch eines Auftrags zu erledigen," begann er endlich langsam. Er sprach mit belegter und befangener Stimme.

Sein Entschluß war gefaßt. Und wenn es einmal bei ihm so weit war, so gab es kein Zaudern mehr. Es war seiner Schüchternheit nun allerdings nicht möglich, Addys delikaten Auftrag mündlich zu äußern. Er griff in die Rocktasche, suchte unter den dort verwahrten Schriftstücken und entnahm dem Notizbuch Addys letzten Brief. Sorgsam öffnete er das Papier und legte es dann offen auf Leonies Schoß.

„Sie sollen das lesen, Leonie", sagte er leise.

Das junge Mädchen fühlte die Schwingungen, die sich seines Gemütes bemächtigt hatten. Viktors Befangenheit ging auf Leonie über. Sie ließ den fast fertigen Strauß liegen, nahm den Brief, sagte halblaut und etwas gepreßt: „Von Addy?" und las.

Viktor stützte derweil die Ellenbogen auf die Kniee, den Kopf in die Hände und bedeckte beide Augen. In dieser sinnenden und gefaßten Stellung verfolgte er im Geist die Zeilen, die seine Nachbarin schweigend las. Er hätte nicht den Mut gehabt, mit einzuschauen; denn den Gewissenhaften überkam nun die volle Erkenntnis von der abschließenden Bedeutung dieser Stunde.

... „Du leidest" — so las nun seine Nachbarin — „Du leidest oft an einer traurigen Stimmung: Leonie soll Dich fröhlich machen. Sag meiner Leonie, daß sie Dich glücklich machen soll, so glücklich, als man einen Menschen beglücken kann, den man von ganzem Herzen lieb hat. Und ihr beide macht unsere Mutter Frank glücklich; ersetze ihr den verlorenen Albert, lieber Viktor ... Mein Freund, gib Leonie meinen Ring und bitte sie dabei in meinem Namen um Verzeihung. Ich habe schon lange gewußt, daß ihr beide einander durch euer ganzes Leben hindurch lieben werdet, während ich scheiden muß. Das hat mich am Anfang ein wenig eifersüchtig gemacht auf meine glücklichere Schwester Leonie. Aber jetzt schon längst nicht mehr ..."

Dies und alles andre las Leonie. Viktor spürte, daß ihr hart neben ihm liegender Arm ins Zittern geriet. Als sie zu Ende war, atmete sie heftig; der Schmerz der letzten Tage und die Befangenheit vor dem gänzlich Neuen stiegen jäh in dem kindlichen Mädchen empor; sie verhielt sich regungslos und wußte nicht, was hier zu sagen sei. Auch er schaute sie nicht an, wie sie erglühend und mit ihren Empfindungen kämpfend neben ihm saß, sondern löste nur Abbys Diamantring, suchte Leonies Hand, fand den Verlobungsfinger und steckte ihr schweigend den Ring an. Dann behielt er ihre zitternde Hand in der seinen. Es zog ihn mit fast übermächtiger Gewalt zu diesem lebenswarmen Mädchen, dessen blühende, atmende Gesundheit er bis in das Innerste empfand. Er wollte den Arm um sie legen und sie an sich ziehen; das Leben, an das er fast nicht mehr geglaubt hatte, drang mit überwältigender Stärke auf ihn ein. Doch er faßte sich und widerstand, er ließ die Fluten des neuen Daseins über sich dahinrollen, durchschauert von einem demütigen Dank, daß er an der Pforte der Erfüllung stehe, daß Jungfräulichkeit im reinsten Sinne des Wortes zu ihm getreten sei, um ihn an der Hand zu nehmen und hinüberzuführen.

Und so saß auch sie, bebend unter diesem neuen Erlebnis, und fühlte dumpf das Große in ihr bis dahin traulich umhegtes Dasein treten. Sie empfand dieses Hand-in-Hand, dieses stumme Sitzen und diesen ganz seltsamen Vorgang wie eine Verlobung, von deren Sinn und Wesen sie oft gehört, die sie sich aber niemals deutlich vorgestellt hatte. Es war zu viel für ein Mädchen, das sich noch nie so lange und unter so ungewöhnlichen Verhältnissen von der Mutter entfernt hatte. Unversehens fing Leonie an zu weinen. Und ihre Tränen rollten auf Abbys Brief und die Waldblumen des Steintals.

Jetzt legte Viktor zart den Arm um das gute Kind und sagte innig: „Liebe Leonie." Weiter nichts. Er strich ihr die Tränen aus den Augen und wiederholte noch zarter und inniger: „Liebe, liebe Leonie." Sie blieb einen Augenblick an seine Schulter gelehnt; in ihrer vertrauenden Kindlichkeit überließ sie ihm gänzlich die Führung; der Duft ihres Haares und ihres sommerlich warmen Körpers wehte kräftigend in seine Sinne. „Gott sei Dank," sang es in ihm, „ich bin noch lebendig — und ein Lebendiges hat mich lieb!" Doch löste sie sich, tastete mit nassen Augen nach ihrem Taschentuch und wischte sich die Augen. Er steckte den Brief wieder ein. Leonie aber erhob sich, schüttelte die Reste der Blumen ab und wischte, von ihm abgewandt, immerzu mit dem Taschentuch die tränenvollen Augen.

Auch er stand auf und sagte, ihre Tränen in bewußter Ablenkung der Trauer um Abby zuschreibend:

„Leonie, wir wollen nicht mehr um Abby traurig sein, nicht wahr? Vielmehr wollen wir uns nun erst recht lieb haben, so wie sie hier in ihrem Briefe schreibt. Einverstanden? Hand drauf, Leonie!"

Er sprach es mit etwas absichtlich frischer Stimme und hielt ihr die Hand hin. Sie reichte ihm die ihrige, behielt aber, halb verlegen lächelnd, halb weinend, das Tuch vor den Augen.

Viktor hielt ihre Hand fest und fuhr fort:

„Das liebe Kind hatte wahrlich keinen Grund zur Angst oder Eifersucht. Denn wir waren ja alle untereinander eine einzige Familie."

„Wie konnte sich Abdy nur darüber ängsten!“ sprach endlich Leonie. „Hätt' ich doch das geahnt! Es ist ja doch selbstverständlich, daß Sie Abdy immer lieber hatten als uns andere. Im Gegenteil, ich hab' mich oft weggeschlichen, wenn ich euch beisammen wußte, um Abdy recht ungestört mit Ihnen plaudern zu lassen. Und dann hattet ihr ja auch die Mutter. Ich war ja nie so wichtig oder nötig. Die gute Abdy, wie konnte sie nur grade wegen mir sich ängsten! Ich dachte es gut zu machen, als ich mich so zurückhielt, und nun hat sie dennoch gelitten!“

„Leonie,“ beruhigte Viktor, „Abdys Eifersucht — wenn man das so nennen darf — galt dem Leben, galt den Gesunden, von denen sich das arme Kind ausgeschlossen wußte. Aber auch das war nur anfangs und nur selten bei ihr. Der Brief ist ja so voll Güte, daß ich etwas Rührenderes nie gelesen habe.“

„Sie war besser als ich“, erwiderte die immerzu leise weinende Leonie. „Wär' sie doch am Leben geblieben! Ach, ich wär' so gern statt ihrer gestorben.“

„Warum, Leonie?“

„Dann wären Sie beide glücklich gewesen.“

„Ich, Leonie? Mit Abdy?“

Die Weiblichkeit in Leonie brach durch. Nur ein Weib konnte dem Gespräch diese überraschende Wendung geben. Die letzten Worte, rasch herausgesagt, waren halb Natur, halb Herausforderung. Es brach in ihr etwas durch, was wohl schon lange in ihr geschlummert hatte; nicht Eifersucht, das Wort wäre zu hart gewesen, aber doch Ungewißheit, ob der brüderliche Freund nicht doch Abdy unendlich viel lieber gehabt habe, und daß er vielleicht niemals Leonie beachtet hätte, wenn jenes liebreizende Wesen noch am Leben wäre.

Viktor verstand. Er überlegte einen Augenblick, dann sprach er frei heraus:

„Liebe Leonie, ich will Ihnen etwas anvertrauen. Abdys Mutter hatte sich in ihrer Not und Verlassenheit sehr leidenschaftlich zu mir gehalten; Abdy selber aber war mir nie mehr als eine liebe, liebe Schwester und wäre auch als gesundes Mädchen nie etwas anderes geworden. So wie sich Braut und Bräutigam lieben, habe ich Abdy nie geliebt. Ich war ihr Bruder und Beschützer. Das wußte Abdy. Und sie wußte auch, daß ich Leonie anders lieben würde und Leonie vielleicht auch mich, nicht wie Bruder und Schwester, sondern — wie Bräutigam und Braut, wie Mann und Frau. ‚Ihr gehört zusammen‘, hat sie oft zu mir gesagt. Und ich weiß nicht, Leonie, ob ich — ohne dich und deine Mutter jemals glücklich sein kann. Glaubst du mir das?“

Es war herausgesprochen. Das hohe Mädchen stand vor ihm, heftig atmend, mit gesenktem Kopf und an beiden Seiten herunterhängenden Armen. Sie ließ es geschehen, als er beide Arme um ihre Schultern legte und mit großer Innigkeit in ihr Ohr sagte:

„Ich hab' dich lieb, Leonie. Du mich auch?“

Es bedurfte keiner Antwort. Sie ließ den Kopf auf seine Schulter sinken und verharrte in dieser Lage, stumm verwirrt und bebend vor Glück und Empfindungsfülle.

Dann löste er sich. Er küßte sie nicht. Er bückte sich, hob ihr Strauß, Hut und Mantille auf und rief heiter:

„Leonie, und nun ein fröhlich Gesicht! Es gibt keinen Tod! Wir wollen als neue Menschen aus diesem Walde springen! Nicht wahr!"

Und noch einmal die kleine Waldlichtung überschauend, fügte er munter und herzlich hinzu:

„Bitte, Leonie, halten Sie 'mal die Sachen fest! Ich muß eine Gedenktafel schreiben."

An die Birke tretend, unter der sie gesessen hatten, schnitt er das Datum und die Anfangsbuchstaben ihrer Namen in die Rinde ein und zog eine Herzform um die Inschrift. Als er sich bei diesem etwas hastig vorgenommenen Werk den Finger ritzte, so daß ein winzig Blutströpfchen sichtbar wurde, erschrak er, dachte jäh an einen ähnlichen Vorgang, ließ sich aber nichts merken und sog den Tropfen rasch hinweg. Er vollendete die Schrift, steckte das Messer ein und sagte feierlich zu seiner Gefährtin:

„Leonie, wir wollen uns diese Stelle merken. Denn unter dieser Birke haben sich Leonie Frank und Viktor Hartmann verlobt. Nicht wahr, ich darf es so nennen?"

Er schaute sie wartend an, sie nickte errötend und wandte sich ab.

„Und übermorgen, liebes, liebes Mädchen, sind wir in Barr; dann bitt' ich unsre Mutter in aller Form um deine Hand. Und am Weihnachtsabend steck' ich meiner Braut auch diesen zweiten Ring an den Finger: den Verlobungsring meiner Eltern. Leonie, wie viel Segen sammelt sich auf dich, grade auf dich, du Stillste von allen!"

Er zog sie, die in ihrer bräutlichen Hoheit vor ihm stand, in einem Sturm von Glück ans Herz. Dann verließen sie miteinander den Bergwald.

Und als ihr gelehrter Freund fortan mit „wir" lebhaft von seinen Zukunftsplänen sprach, hörte die junge Braut mit einer neuen und starken Anteilnahme zu und schaute ihn mit Blicken einer herrlich herausstrahlenden unverbrauchten Liebe an. So hatte Viktor niemals das Lebensfeuer ihrer glänzenden Augen leuchten sehen.

* * *

Im Dörfchen Bellefosse rauschten die starken Brunnen. Eine junge Frau saß vor der Haustüre und nährte ihr Kind. Und inmitten eines ganzen Schwalles von eben aus der Schule strömenden Kindern stand, ein Felsen zwischen spielenden Wellen, Oberlins Gestalt und hatte für jeden der Kleinen ein freundlich Wort.

„Dort steht unser ruhiger Freund!" rief Viktor. „Leonie, er soll unseren Bund segnen."

Sie traten zu ihm. Und man plauderte zunächst von den Kindern, die nach allen Seiten in ihre abendlichen Hütten auseinanderliefen.

„Ich entsinne mich eines Maientages," sprach Vater Oberlin im Weiterwandern, „ganz im Anfang meiner hiesigen Tätigkeit, da lief drüben in Belmont gleichfalls solch ein Rudel Kinder um mich herum. An jenem Tage konnte ich mich der Tränen nicht erwehren, als ich die damals noch so verwahrloste Jugend sah, die zu Hause mehr mit Schelten, Fluchen, Schwören und Prügeleien gefüttert wurde als mit nahrhaftem Brot. Ich bat den lieben Heiland inständig, auch ihnen eine Aufseherin zuzuführen. Denn was kann es Heiligeres geben als die Kinder-

pflege! Es war da eine gewisse Marie Bohy; sie schien mir wohlgeeignet. Aber ihre Mutter wollte sie nicht hergeben. Das hat mir sehr zu schaffen gemacht, und ich habe heftig zu der störrischen Frau gesprochen. Umsonst, ich ging nach Hause, ohne daß mein Gebet erhört war. Zu Hause ließ ich eine Frau Loux aus Waldersbach kommen und begehrte auf dieselbe Art ihre Tochter für den Schuldienst. Und siehe, diese Frau, früher recht weltlich, war ganz vor kurzem durch einen Gottesdienst ergriffen worden, gab ihr Kind mit Freuden und ließ sich trotz ihrer Armut nur mit Mühe eine Entschädigung aufreden, damit sie sich eine Magd halten konnte. Ihr Mann, der gleich nachher vorbeikam und dem ich's erzählte, war zu Tränen gerührt ob der veränderten Denkart seiner Frau. Tags darauf — was geschieht? Schon um fünf Uhr früh steht Marie Bohy draußen, strahlt übers ganze Gesicht und sagt: ‚Einen schönen Gruß von der Mutter und sie hat die ganze Nacht nicht geschlafen, so sehr bereut sie ihr unchristliches Benehmen, und ist gestern nach Selbach, um mit dem Vogt zu sprechen, und ich darf mich nun dem Schuldienst widmen!‘ Wohlan, da hatten wir nun gleich zwei für eine! Und ich konnte die eine nach Selbach tun, die andere nach Belmont."

So plauderte Oberlin von seinen Kleinkinderschulen. Und kam dann überhaupt auf die Schwierigkeiten zu sprechen, die sich ihm anfangs, aus den Gemeinden heraus, entgegenstellten. Legten ihm doch wüste Burschen einmal sogar einen Hinterhalt, um ihn zu mißhandeln! Er aber ging erst recht zu Fuß durch jenen Hohlweg, ließ sich das Pferd nachführen und schaute den bösen Gesellen mit freundlichem Gruß fest und ruhig ins Gesicht. Und ging ein andermal stracks in das Haus, in dem sie ihr Komplott schmiedeten, und sprach dort so eindringlich und so liebreich, daß er sie aus Feinden umschmolz in treue Freunde.

„Eine herrliche Tätigkeit!" rief Viktor. „Ich wollte, auch ich könnte dies mit allen Feindseligkeiten des Lebens fertig bringen: in ehrlicher Arbeit sie umzuschmelzen in Freundschaften!"

Und seine Dankbarkeit brach durch.

„Lieber Herr Pfarrer," sprach er, „man nennt Sie hier im Steintal ‚papa‘ oder auch ‚le cher papa‘, den lieben Vater Ihrer Gemeinden. Gestatten Sie auch mir, gestatten Sie uns beiden, mit diesem dankbaren und ehrerbietigen Worte ‚Vater‘ Ihrer zu gedenken. Und segnen Sie uns, bitte! Segnen Sie uns, lieber Vater Oberlin, als Kinder Ihres Geistes und Herzens: Leonie ist meine liebe Braut!"

Überrascht blieb der Pfarrer stehen.

„Du stilles, junges Menschenkind," sprach er zur erglühten Leonie und zog sie ans Herz, „willst du wirklich als ein freundlicher Schutzgeist neben diesem aparten, gewissenhaften und treuen Menschen einhergehen? Wie mich das freut, du liebes Geschöpf! Seid gesegnet, ihr beiden! . . . Ich habe demnach nicht mehr nötig, Viktor, deinen Namen an meine Tür zu schreiben, wenn er auch in meinem Herzen bleibt; dieses Mädchen wird ihn fortan täglich in ihr Gebet schreiben. Und so gesellt sich die Unschuld der ersten Kindheit zur neu errungenen Unschuld einer zweiten Kindheit: so gesellt sich Leonie zu Viktor. Euer Vater? O, wie gern will ich das sein! Wie tief das Wort, daß nur Kinderseelen in das Himmelreich einziehen!

Kinder schreiben nichts sich selber zu, sie empfangen es vertrauend und dankbar von den Eltern, sie machen sich keine Ängste um die Zukunft, denn sie wissen, daß ihre Eltern alles wohlmachen. Und so ist es mit der neuen Kindschaft; die Kinder Gottes haben ein unerschütterlich Vertrauen zu ihrem himmlischen Vater, von dem sie alles empfangen, auch wenn es manchmal bitter scheint; in ihrer dankbaren Hand verwandelt sich alles in Licht und Gold, da sie die verklärenden Augen der Gottesliebe darauf richten. Es hat dir, mein Viktor, an dieser sieghaften Kindlichkeit in deinen mannigfachen Unsicherheiten und Angstzuständen oft gefehlt. Es waren Entwicklungszustände; es war die Wiedergeburt in das Reich Gottes, die unter Schmerzen vor sich geht. Nun aber soll diese hoch und sicher schreitende Jungfrau fortan deine Begleiterin sein; und du selbst hast gehen gelernt und wirst auch noch das freudige Lachen lernen."

Leonie trug ihren umfangreichen Waldstrauß und hatte den Bänderhut an den Arm gehängt. In ihren rosig leuchtenden Wangen, die von starker Haarfülle überschattet waren, in dem strahlenden Glück, das über dem jungfräulich befangenen Antlitz lag, schien sie von idealer Schönheit. Etwas Überirdisches schwebte in dieser Beatrice neben den beiden Männern einher.

Und Viktor, der selten ohne Buch und Botanisierbüchse ausging, griff in die Tasche und entnahm ihr Goethes „Iphigenie".

„In diesem Buche", sprach er, „steht mein Lieblingswort vom ruhigen Freund. Sie, lieber Vater Oberlin, waren mein ruhiger Freund. Sie waren und sind es durch Ihr bloßes Dasein. Wenn ich verwirrt war, so dacht' ich an Sie und habe mich an Ihnen wieder zurechtgefunden."

Und er sprach die ihm teuren Worte:

„Denken die Himmlischen
Einem der Erdgebornen
Viele Verwirrungen zu,
Und bereiten sie ihm
Von der Freude zu Schmerzen
Und von Schmerzen zur Freude
Tief erschütternden Übergang:
Dann erziehen sie ihm
In der Nähe der Stadt
Oder am fernen Gestade,
Daß in Stunden der Not
Auch die Hilfe bereit sei,
Einen ruhigen Freund.
O segnet, Götter, unsern Pylades
Und was er immer unternehmen mag!
Er ist der Arm des Jünglings in der Schlacht,
Des Greises leuchtend Aug' in der Versammlung:
Denn seine Seel' ist stille; sie bewahrt
Der Ruhe heil'ges unerschöpftes Gut,
Und den Umhergetrieb'nen reichet er
Aus ihren Tiefen Rat und Hilfe". . .

Diese schönen Worte hatte Viktor auswendig gesprochen. Er fühlte sich selber als ehedem umgetriebener und nunmehr beruhigter Orest. Und dann schlug er das Buch auf und sprach weiter:

„Und wie ich heute morgen zufällig in dieses Buch schaue, auf welche Stelle stoße ich?

‚So steigst du denn, Erfüllung, schönste Tochter
Des größten Vaters, endlich zu mir nieder!'

Ich hab' es wie ein Schicksalswort der Herrnhuter Losungen aufgefaßt und habe beschlossen, am heutigen Tage mit Leonie zu sprechen und diese Epoche der Unruhe zu beenden, falls dieses Mädchen so denken würde wie ich. Und sie hat gedacht wie ich. Leonie, was sagt hier Iphigenie?"

Sie blieben stehen, und er hielt ihr das Buch hinüber.

Lieblich verlegen las sie das Wort: „Mein Schicksal ist an deines fest gebunden."

Er schwieg bewegt. Grade ihre Stimme tat ihm immer so wohl; ihre Stimme und der Blick der Augen; beides war voll beruhigender Wärme. Recht hörbar klappte er das Buch zu und steckte es ein, mit einer gleichsam abschließenden Bewegung: das eherne Tor einer Lebensepoche war fernabdonnernd hinter ihm zugefallen....

Oberlin nahm das Gespräch auf und leitete es weiter.

„Mein guter Viktor," sagte er in seiner Wahrhaftigkeit, die jeder Eitelkeit oder Pose entbehrte, „ich möchte nicht haben, daß du den Pfarrer von Waldersbach als eine Art Mustermenschen überschätzest. Daß dir meine Welt und mein Wesen von Nutzen geworden sind, das ist göttliche Fügung, worin ich nur Werkzeug war. Jeder Mensch ist begrenzt und hat seine mannigfaltigen Seiten und Eigenarten, worin er an den Begrenztheiten der menschlichen Natur teilnimmt. Behalte Fühlung mit den Gelehrten in Jena, mit den großen Dichtern Deutschlands, mit den heiligen Männern aller Zeiten und obenan mit dem Mittler Jesus, dem Meister aller Meister!... Ich selbst habe viele Charaktere studiert, viele Schattenrisse gezeichnet und führe über die Seelen meiner Gemeinden ein geheimes Buch. Aber ich muß sagen, daß ich nicht einmal über mich selber eine runde, klare Charakteristik aufstellen könnte. Sieh, ich bin von Natur Soldat, ein Bewunderer militärischer Zucht: und doch bin ich Prediger der Liebe geworden. Ich bin heftig und jähzornig, habe mich aber durch Selbsterziehung in einer festen Milde geübt, wenn ich so sagen darf, und verliere selten die Fassung. Ich bin einsichtsvoll, treibe viele Studien und besitze doch nur beschränkte Geisteskräfte; ich bin vielleicht klüger und politischer als viele Amtsbrüder und doch schweren Übereilungen ausgesetzt. Ich bin aufrichtig und redlich, aber auch gern jedermann gefällig, daher nicht immer ganz treuherzig. Widerstand ruft in mir Stolz und Festigkeit hervor; aber Großherzigkeit entwaffnet mich sofort. Ich habe lebhafte Einbildungskraft, aber kein sachliches Gedächtnis: daher mein Notizenkram. Ich schriftstellere nicht und werde kein Buch hinterlassen: und doch mach' ich mir Auszüge aus Büchern, schreibe meine Randglossen, disponiere Predigten, entwerfe Lehrpläne — kurz, ich habe gleichwohl ein gestaltendes, schriftstellerisches Bedürfnis. Ich bin immer

geschäftig und tätig, habe aber in mir eine Sehnsucht nach Bequemlichkeit und nach den Freuden des Himmels. Ich nehme an den kleinsten Sorgen des Haushalts und der Gemeinde teil — und sehne mich nach einem höheren Zustande, der das alles abwirft. Ich habe achtungsvolle Verehrung für das weibliche Geschlecht, und doch ist mir mein Weib frühe schon genommen worden, und ich werde durch ein vielleicht noch langes Leben allein wandern.... So könnt' ich fortfahren, liebe Kinder. Das Leben ist vielfältig, und jeder Mensch ist ein Vielfältiges. Aber es kommt darauf an, daß man in aller Vielheit den innersten Blick stetig und stark auf das Eine richtet, was über allen Wechsel erhaben ist."

Sie hatten Waldersbach erreicht. Aus den Kaminen erhob sich der abendstille Rauch. Oberlin hatte in einem Hause zu tun, worin man ihn bald mit einem leichtlebigen Schuldenmacher ziemlich zornig schelten hörte; und die beiden Verlobten warteten so lange an einem Brunnen.

„Ich werde die Wasser des Steintals nicht vergessen", sagte Leonie im Verlauf des Gespräches. „Und Oberlins Worte auch nicht."

„Und auch nicht die Birke dort oben, nicht wahr, Leonie?" ergänzte Viktor lächelnd. „Ich liebte früher besonders die dunkle Bergtanne. Aber die weiße Birke gehört dazu wie das Weib zum Manne, wie die Freude zum Ernst — wie Leonie zu Viktor."

(Schluß folgt)



Rote Nelken

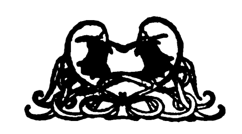
Von

Heinz Mohr

Und keine Blume läßt das Köpfchen sinken.
Sie heben Duft enthauchend sich zum Licht.
Und keine Blume vom Verwelken spricht.
Sie wollen heute volles Leben trinken.

Und du — auch du trag mutig-stolz dein Haupt
Und freue heute dich der heitern Sonne.
Das Leben ist so schön, so voller Wonne!
Ein Narr ist, wer dem Leben nicht mehr glaubt.

Drück deine Lippen an die roten Nelken,
Und weih dem Leben einen langen Kuß . . .
Die Blumen reden heute nicht vom Welken
Und ahnen doch, was morgen kommen muß.





Kirchtürme — Wegweiser

Von

Gustav Wunschmann

Wenn der Reisende, auf der Eisenbahn im Fluge dahineilend, sein Auge hinausschweifen läßt, so fühlt er sich eigentümlich angeregt, wenn sein Blick in der Ferne auf weiter Fläche oder vom Höhenrücken herab unten im Tale die Spitzen der Kirchtürme emporsteigen sieht. Dort, das weiß er, liegen inmitten der Fülle der Natur wohnliche Stätten des Lebens, schlagen Menschenherzen in Lust und Leid. Und wenn der Wanderer — der Handwerksbursche, den es auch jetzt noch gibt — dem Heimatorte zustrebt, so grüßen ihn von diesem als erste Zeichen des Willkommens die Spitzen der Kirchtürme, und ein freudiges Lächeln erhellt sein Gesicht. Und ist der Wanderer einmal vom rechten Wege abgekommen, so schweift sein suchendes Auge umher, ob es nicht die Spitze eines Kirchturmes erblicke, die ihm Richtung und Ziel weise und ihm künde: Dort ist, was du suchest, dort ist deine Heimat.

So sind die Kirchtürme Wegweiser dem leiblichen Auge, die festen Merkzeichen, an denen man sich auf den Straßen und Wegen des Landes zurechtfinden kann, die einem sagen, daß man sich da oder dort befinde. Sind sie dem modernen Menschen nicht mehr? Sind sie ihm nur noch Anhaltspunkte äußerer Unterweisung? Verbindet er mit ihnen keinen inneren Begriff, keine tiefere Idee mehr? Sind sie ihm nicht mehr Wegweiser zu einer höheren Welt?

Soweit man die Geschichte der Menschheit bis in die dunkelsten Fernen zurückverfolgen kann, läßt sich der erste Ausdruck einer geistigen Regung, einer tieferen Empfindung zusammenfassen in dem, was man Religion nennt und was nichts anderes bedeutet als das instinktive Bewußtsein des Menschen von seinem Zusammenhange mit der Schöpfung der Welt, von seinem Zusammenhange, seinem Einssein mit dem Schöpfer dieser Welt und zugleich seiner Abhängigkeit von ihm. Der Ausdruck dieses religiösen Empfindens wechselt mit dem Wechsel der Menschengeschlechter. Es wurden verschiedene Religionen geboren, die aber alle doch nur verschiedene Ausdrücke sind für die e i n e lebendige Gewißheit von einer Welt „über den Sternen" und für die unendliche Sehnsucht nach einer, wenn auch nur mit dem Gefühl zu erfassenden Erkenntnis jener Welt.

Der menschliche Geist strebt stets auch nach einer Sichtbarmachung, einer Symbolisierung dessen, was ihn im Innersten bewegt. Die Religionen haben ihre Symbolisierung in den Kirchen, den Kirchengemeinschaften, und die Symbole dieser Kirchengemeinschaften sind die Kirchengebäude, die mit ihren emporstrebenden Türmen hinaufweisen in die überirdische Welt, die der Mensch nur mit seiner Glaubenssehnsucht erreichen kann.

Die sich immer mehr erweiternde Kenntnis von dem Zusammenhang der Erscheinungen und der Dinge in der irdischen Welt hat manchen zu der Meinung geführt, daß der Begriff der Religion überhaupt sich überlebt habe. Aber diejenigen, die solches meinen, verwechseln die Religion ihrem Wesen nach mit ihrer mit dem Wandel der Zeiten sich wandelnden Deutung und geistigen Beziehung. Die Religion oder, besser, das religiöse Gefühl ist eine unausrottbare lebendige Kraft, ein unverlierbares Eigentum des menschlichen Geistes. Und wenn wieder manche, die den Begriff der Religion nicht verwerfen, doch der Ansicht sind, daß zwischen Religion und Kirche unterschieden werden müsse, daß die Gebote der Kirche vielfach nur dazu angetan seien, das wahrhaft religiöse Gefühl im Menschen zu ersticken, so haben sie unzweifelhaft recht. Aber sie gehen doch zu weit, wenn sie fordern, daß deshalb die Kirche, die Kirchengemeinschaft, gänzlich beseitigt werden müsse, damit die Religion um so reiner und geistiger den Menschen durchdringen, beglücken, erheben könne.

Wir haben schon gesagt, daß der Mensch für seine Seelenregungen, für sein inneres Leben nach einem äußeren, sichtbaren Symbol suche. Dieses Symbol für die Religion ist die Kirche mit ihren Ordnungen und Gesetzen, ihren Formen und Feiern, ihren Lehren und Predigten. Nur müssen — und das ist von entscheidender Bedeutung — die Forderungen der Kirche keine t o t e n Symbole bleiben, sie müssen Leben weckend und erhaltend wirken. Der Glaube ist die feste Zuversicht auf das Vorhandensein eines durch den Verstand nicht zu beweisenden Unsichtbaren. Aber deshalb muß doch dem Verstande seine Oberherrschaft im Reiche der zu beweisenden Dinge in der sichtbaren Welt gewahrt bleiben. Der religiöse Glaube ist voll der Gewißheit einer Welt, die über allen Verstand geht; aber er soll und kann nicht Tatsachen umstoßen, die der Verstand beweist; er darf nicht für wahr erklären, was der Verstand als unwahr erkannt hat. Und eine Kirche, die einen solchen dem Verstande widersprechenden Glauben schützt und verteidigt, ist nicht des Lebens voll, sie ist eine tote Kirche, die auch den Glauben töten, das religiöse Gefühl im Menschen auslöschen muß, weil sie auf den tötenden Buchstaben besteht und nicht den lebendig machenden Geist in sich trägt.

Eine zu beherzigende Mahnung, daß sie Inhalt und Geist der vorwärtsschreitenden Zeit in sich aufnehmen soll, richtete an die Kirche der Herausgeber der „Christlichen Welt", Professor Martin Rade, in einem Artikel, der dem Erfolge des Grafen Zeppelin gewidmet ist:

„An vielen Orten haben die Kirchenglocken die kühnen Segler gegrüßt. Recht, daß die Kirche den Menschen grüßt bei seinem Wagen und Gewinnen. Das tut eine lebendige Kirche. Aber weiß die Kirche auch, daß eine jede solche Erfindung, ein jeder solcher Fortschritt auch für sie eine neue Zeit, eine neue Aufgabe bedeutet?...

Die Kirche darf nicht nur mit Glocken die neue Zeit einläuten. Sie mit ihren Einrichtungen, mit ihren Lehren, mit ihrem ganzen Gefüge, wenn sie mit hinüber will in die neue Zeit — und wir sind schon drin —, da muß sie viel anders werden: viel lebendiger, viel jedem Eindruck offener, viel der Menschen, die ihr begegnen und anvertraut sind, kundiger, viel treuer und freier. Sonst werden die Luftschiffe über die Kirchtürme hinwegfliegen und sich um deren Läuten nicht kümmern."

Kirchtürme sind Wegweiser. Wenn aber die Kirchtürme nicht nur Richtung und Ziel durch die Länder der Erde weisen, wenn sie auch Wegweiser in die unsichtbare Welt sein, wenn die Kirchen, als deren zum Himmel weisendes Symbol die Türme zu betrachten sind, auch dem Glauben die Wege bereiten sollen, dann muß die Kirche sich auch mit dem lebendigen Geiste füllen, dann muß den Gemeinden, die in den Gebäuden, aus denen die Kirchtürme emporsteigen, ihres Glaubens froh werden wollen, der lebendig machende Geist und nicht der tötende Buchstabe gepredigt werden.



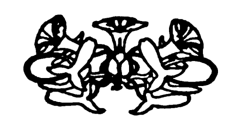
An die Suchenden

Von

J. J. Horschick

Wir suchen alle. Heil der Hand, die findet!
Wir gehen alle wie erblindet;
Weit sind die Wege, hüttenleer das Land.
Wo wehen Fahnen, die kein Schicksal bindet?
Weglose Weiten — — —
Geh an Gottes Hand,
Dann wirst du schreiten!

Er segnet dich im Schlaf. Vertrau und glaube!
Sei keusch und rein wie eine blaue Traube
Im kühlen Laub, im morgenjungen Land.
Lichtlosem Dunkel wirst du nie zum Raube,
Wirst sorglos streifen — — —
Geh an Gottes Hand,
Dann wirst du reifen!





Paule

Von

Marte Renate Fischer

Glückliche Reise!" sagte der Vater. „Nun mach! steig gleich ein! Da ist schon der Zug. Na, und grüß zu Hause!" Er nahm die Zigarre aus dem Mund und küßte den jungen Mann.

Danach kam Mammchen an die Reihe.

„Grüß viel tausend Male!" sagte sie. Und dann begann sie zu lachen unter ihren Tränen und sagte: „Komm nicht unter die Schoope [Schafe], Sohnemann."

Er machte platt und antwortete: „Jck warr mick hüten, Mammchen. Na, wat weinst du denn? Jck komme ja balle widder!"

„Ja, aber wie ..." fuhr es ihr heraus.

Der Vater sagte mit Pathos und Liebe: „Weib, laß das Weinen!" Dazu lachte er und wippte. Er ging immer wie auf Sprungfedern. „Betrag dich anständig, Paule; Berlin ist kein Boden für dich."

„Arno ist ja immer da ..."

Die beiden waren still.

„Mach, steig ein!" sagte der Vater, die Frau aber sagte: „Hast du auch die weißen Taschentücher und das Oberhemd? Ja? — Gott, und nun in der vierten Klasse, Paulematz!"

„Ach, laß doch, Mammchen! Jn der vierten fahren auch anständige Leute."

„Hast du auch deine Handschuhe?"

Er war schon eingestiegen, steckte jetzt aber den Kopf zum Fenster hinaus und hob triumphierend ein Paar rotbrauner Glacéhandschuhe empor. Dabei zog er die Brauen spitz in die Höhe, so daß sie wie kleine Dreiecke auf der niedrigen Stirn anzusehen waren.

Er war achtzehn Jahre alt, mittelgroß, breit von Gestalt. Sein Gesicht hatte Dreiecksform. Das Kinn war lang und spitz, die Stirn war breit und niedrig. Die Nase kräftig gebogen, der Mund voll. Auf der Oberlippe meldete sich ganz bescheiden das künftige Bärtchen.

Und was für ein Krauskopf war dieser Mensch! All seine bräunlichen Haare ringelten sich zu Locken. Rund zusammengeballt drängten sie auf die Stirn hinab. Darunter schauten seine Waldaugen hervor, seine großen, runden, weltfremden Eulenaugen, seine ganz unschuldigen, wunderbar dunkeln, erstaunten Kinderaugen.

Der Zug lief nun schon.

Paule stand am Fenster und schaute hinaus. Auf dem Perron sah er noch den Vadder stehen, der an seiner Zigarre paffte.

Er war ein großer Mann, breit, stark, schon ganz grau. In Augenblicken der Ruhe hatte er fast immer die Hände über dem Leib gefaltet. So auch jetzt. Und dann hatte er einen unreifen Geschmack in Toilettefragen. Rock, Hose, Weste gehörten in der Regel drei verschiedenen Anzügen an. Unter seinem weißgrauen, dicken Haargestrüpp leuchtete ein rundes, rotes Gesicht hervor, mit blauen Augen. Mit Augen, die Blitze schleudern konnten — — —

Und daneben Mammchen im schwarzen, hübschen Damenkleide, eine große, schlanke, edle Frauengestalt.

Paule hatte sich gesetzt. Nach einer Weile kam der Schaffner, ein wißbegieriger Graukopf, der gerade ein wenig Zeit hatte.

Als er das Billett gemustert hatte, sagte er: „Ach so — Berlin! Sie fahren wohl nach Hause?"

„Ja!"

„Lebt denn eigentlich Ihr Herr Papa noch?"

„Nein, leider, der lebt schon lange nicht mehr."

„Aber hören Sie, Herr Schrader," sagte der Mann und stützte sich mit der Hand an den Fensterrahmen, „da war doch vor Jahrer zweie 'ne Dame mal hier ..."

„Das ist meine Mutter gewesen."

„So mit'n ganzen Kopf dick voll Locken ...?"

Paule machte ein ernstes Gesicht; innerlich aber lachte er über die Locken. Die Mutter trug eine Frisette, die ihr grau werdendes Haar verdecken sollte. Ja, das war so ihre schwache Seite. Darüber lachten auch der Vadder und Mammchen.

„Ja, das war meine Mutter", wiederholte er. Und dann wurde er feuerrot, und seine Augen fingen an zu strahlen. „Haben Sie im vorigen Jahre nicht meinen Bruder Arno gesehen?"

„Der junge Herr damals? Ach, was Sie sagen! Wo Sie da mit Onkel beim Förster waren?"

„Ja," sagte Paule, „das war mein Bruder. Der sieht fein aus, was?" Und er drückte seine Handteller gegeneinander und rieb sie vor Seligkeit, was er konnte.

So stolz war der Mensch auf diesen Bruder. Wenn er sagte: „Das ist mein Bruder Arno!" dann machte er mit seiner Stimme zehn Ausrufungszeichen hinter den Namen.

„Hm — ja — wissen Sie wohl noch, wie Sie hier ankamen?" fragte der Graukopf. „Sie waren bloß so eine Handvoll! so ein rechter kleiner, mieriger Junge! Na, da hat die Tante gut zu futtern gehabt, daß sie Ihnen hat durchgekriegt. Ach, das ist 'ne Frau, Ihre Tante!"

Paules Augen leuchteten und strahlten wieder.

„Ja, aber das ist doch wohl so," fuhr der andere fort, „daß Sie doch mehr nach Hause hängen — was?"

Paule sah vor sich nieder und riß an seinen Fingern, daß sie knackten. Er hatte große, verarbeitete Hände mit schlecht gehaltenen Nägeln.

„Ja, das ist so zwiespältig", sagte er. „Wenn ich hier bin, dann habe ich Sehnsucht nach meiner Mutter und nach meinem Bruder. Und wenn ich bei der Mutter bin, dann habe ich Sehnsucht hierher — nach dem Vadder. Tante, die ist ja dann immer mitgewesen, wenn ich weg war."

Er leckte über seine Lippen. Die sahen so rot aus, als wollte das Blut sie zersprengen. Und seine Wangen brannten auch. Sein ganzes braunes Gesicht stand in glühender Röte. Bloß um den Mund lag ein heller Schein.

Er hätte am liebsten geweint, so nahe ging es ihm, daß Mammchen ihn hatte schweren Herzens ziehen lassen. Er war ein so unselig verschlossener Mensch und gab es nur schwer heraus, wenn er litt.

„Wie lange ist denn das nun her, daß Sie hier ankamen?"

„Vierzehn Jahre bald."

Ehe der Graukopf aus dem Wagen ging, sagte er noch: „Sie kamen alleine; aber Mutterchen hatte Ihnen 'ne kleine Fahne mitgegeben. Da war Ihr Name draufgeschrieben und wo Sie hin sollten."

Ja, die Fahne steckte in der guten Stube am Vertikow. Mammchen stellte immer was Blühendes dazu, geschnittene Blumen oder einen blühenden Topf.

Ach Gott, Mammchen! was hatte die ihn gefüttert und gepflegt und gehätschelt! Und was hatte die ihn geprügelt, um ihm die Unarten des verzogenen Kindes abzugewöhnen! Und was hatte sie mit ihm geweint, wenn er Heimweh gehabt hatte! O Gott! Gott! Gott! wie lange Zeit hatte er bitterliches Heimweh gehabt!

Der Wagen war wenig besetzt. Paule saß ganz allein in seiner Ecke. Es stand alles deutlich vor seiner Seele da, so, als ob er wieder der kleine, zitternde, schwächliche Junge wäre, mit seinem Herzchen voll Sehnsucht nach seiner Mutter und nach Arno, mit seiner großen, tödlichen Sehnsucht nach seinem Bruder.

In der ersten Zeit hatte ihn Mammchen immer am Schürzenband gehalten; aber sie hatte bald einsehen müssen, daß sie seiner Sehnsucht nicht steuern konnte. Das Kind stand immer so verlassen da, und seine großen Eulenaugen sahen ganz verödet aus. Mit ihrem Herzblut hatte ihn Mammchen großgezogen. Gespielt hatte sie mit ihm, als ob sie selber noch ein Kind gewesen wäre. So hatte sie endlich doch erreicht, daß er lachte. Aber nun waren die Unarten zum Vorschein gekommen, denen die ersten Prügel auf dem Fuße nachgefolgt waren.

Abends hatte sie sich an sein Bett gesetzt. Ihr Herz hatte vor Angst geklopft. Jetzt, wenn es acht Uhr schlagen wird, jetzt werden die Tränen kommen! jetzt wird das Heimweh kommen! Nie und nie und nie wird ihr das Kind zu eigen gehören! Soviel sie es auch liebt, es wird ihr nie gehören!

Der Kleine aber hatte an ihrer Stimme das Zittern gehört und hatte hinausgelauscht. Das Gehöft stand nahe der Kirche. Man konnte ganz deutlich im Haus die Kirchenuhr schlagen hören.

Horch ...! Jetzt ...! Jetzt ...! Es schlägt! Es schlägt acht Uhr!

Eine kleine, ganz zerbrochene Stimme hatte sich hören lassen: „Jetzt g—geht Arnochen nach M—Milch!" und das Kind hatte den Mund in das Kissen gedrückt und hatte leise geweint ohne Schluchzen.

Sie hatte dem Jungen erzählen können, was sie wollte, von Schlössern und Prinzen und Feen und Zauberern, ihre Stimme hatte angefangen zu zittern, und das Kind hatte aufgehorcht.

Wieviel hatte sie doch selbst geweint! Sie hatte schon wollen das Kind zurückgeben. Aber der Schwester war es eine Erleichterung, daß ihr der Kleine erzogen wurde, und ihr selbst waren Kinder versagt geblieben.

Da, eines Abends hatte sie dem Jungen einen kleinen, schwarzen, grimmigen Hund gebracht. Er hieß Jack. Das war dann der Tröster geworden.

Alle paar Jahre war Mammchen mit ihm zur Mutter gefahren. Waren sie wieder daheim gewesen, so hatte sie mit dem Jungen geweint und hatte ihm auf diese Weise geholfen, sein Heimweh zu tragen.

Im vergangenen Jahre war Arno zum Besuch gekommen. Die Brüder waren aber nicht viel allein miteinander gewesen. Der Vadder hatte nicht gelitten, daß sie nach Dunkelwerden noch hinaus auf die Straße gegangen waren.

„Das ist ja hier das reine Zuchthaus“, hatte Arno ungehalten gesagt.

Paule hatte begütigt.

Darauf dann der Große nach einer Weile: „Habt ihr hier auch Mädels?“

Paule hatte ihn erzdumm und arglos angesehen. Darüber hatte der andere aus vollem Herzen gelacht.

Der junge Mann stand auf und stellte sich vor die Fensteröffnung. Aus seiner Brusttasche zog er ein blechernes lackiertes Schächtelchen hervor. Machte auf. Drin im Schächtelchen lagen zwei kleine, in Papier eingewickelte Gegenstände. Das eine, ein Schokoladenplätzchen, war weißgrau von Alter. Auf dem Zettel, in den es eingewickelt war, stand in der Handschrift der Pflegemutter zu lesen: „Das Letzte von Arnochen. Am 17. August 1890.“ Sie hatte es damals dem Kinde aufschreiben müssen. Das andere war ein Zigarrettenstummelchen, und auf den dazu gehörigen Zettel hatte er selber geschrieben: „Das hat Arnochen geraucht, als er am 12. IV. 03 bei uns war.“

Er stand ganz still und schaute seine beiden kleinen Heiligtümer an. Von seiner allerfrühesten Kindheit an war er wie versessen auf den Bruder gewesen. Er hatte seinen Bruder abgöttisch geliebt. Die Mutter hatte es doch beinahe für eine Sünde gehalten, als sie die beiden Kinder voneinanderriß.

Brandenburg. — Potsdam.

Paule holte ein Spiegelchen aus der Tasche und bürstete sein Haar. Nach dem Haar kam das sprossende Bärtchen an die Reihe. Dann sah er auch danach, daß seine kleine schwarze Krawatte, wie es ihr zukam, saß. Zuletzt klopfte er seinen Anzug ab und seine Stiefel.

Er zog seine rotbraunen Handschuhe aus der Tasche und begann sie anzuziehen. Berlin war nun schon erreicht. Und bald lief der Zug in den Potsdamer Bahnhof ein.

* * *

Sie machten am Sonntag eine Partie nach Grunewald.

Paule hatte am frühen Morgen schnell seine guten Sachen dazu angezogen; aber Arno machte erst nach Tisch Toilette.

Paule saß daneben, beobachtete den Vorgang und reichte zu. Arno war zweiundzwanzig Jahre alt, ein großer, schöner Mensch mit ganz starken Brauen und herrlichen grauen Augen. Er trug ein kleines, wohlgepflegtes Schnurrbärtchen und an den Ohren kurze, linealgerade rasierte Bartstummel.

Die Mutter hatte sich in die Küche eingeschlossen, wo sie ihre Frisette brannte. Nachher zog sie ein hübsches, flottes Kleid an und setzte ihren guten Hut auf. —

Halb Berlin war auf den Beinen und strömte ins Freie.

Als Schraders aus dem dichtgefüllten Ringbahnzuge ausstiegen und auf dem Waldweg dahingingen, blieb die Mutter ein wenig zurück. Paules Rock saß schlecht. Die Schultern waren viel zu sehr gepolstert. Ausgesprochen kleinstädtisch sah der Junge aus. Vielleicht, dachte die Frau, hätte sie ihn ihrer Schwester doch nicht abtreten sollen. Aber zugleich fiel ihr ein, was für ein jämmerlich zartes Kind er gewesen war, und wieviel diese allerbesten Menschen, der Vadder und Mammchen, an dem Kinde gepflegt und gehütet hatten.

Und wie sie auch sein Herz behütet hatten.

Sie freute sich dann über Arno, dem die Mädchen wie verzaubert nachschauten. Er sah ja auch vornehm aus, der Mensch. Die Familie hatte zu Zeiten der Großeltern etwas bedeutet. Jetzt freilich waren sie verarmt und ein wenig heruntergekommen.

Sie hatten den See erreicht. Die Musik drang aus dem großen Waldlokal herüber, das in die gewaltige Heide eingebettet liegt. Arno hatte sich mit den Kollegen verabredet, er arbeitete als Mechaniker in einer Fabrik im Westen Berlins.

Heller Jubel brach los, als Schraders anlangten. Alle freuten sich, Paule kennen zu lernen.

Der war ohne jede Befangenheit, schüttelte gleich die Hand, spaßte, neckte, wurde rot und war galant und reizend zu den jungen Mädchen.

Arno, der neben ihm saß, faßte ihn um die Schulter, stützte den Kopf auf die andere Hand und lachte über den kindlichen Bruder, daß ihm die Tränen in die Augen traten. Sie saßen um einen großen Tisch, tranken Kaffee und aßen mitgebrachten Kuchen dazu.

Nachher gingen sie im Wald spazieren.

Zwischen den Brüdern ging ein junges Mädchen daher, groß, sehr schlank. Sie trug ein helles Kleid, einen hübschen weißen Hut und hellfarbige, feine Lederschuhe.

Paule erzählte von daheim. Sie kamen immer weiter ab von der übrigen Gesellschaft.

Arno war schweigsam. Wenn er durch die Heide schritt, verstummte er. Das große Stück Natur sprach dann zu ihm. Alles erhielt eine Stimme und predigte ihm in seiner Weise. Darüber hörte er nicht, was Paule erzählte.

Aber das Mädchen hörte zu.

„Schreibst du deinem Mammchen einmal?" fragte sie ihn.

„Ja."

„Willst du von mir grüßen?"

„Ja."



„Wie nennt sie dich denn eigentlich?"

„Paulematz."

„Ja, bitte, Paulematz, grüße von mir."

„Danke — ja", antwortete er. „Mammchen sagt auch noch Sohnemann zu mir."

„Ja, Sohnemann, du vergißt nicht, daß du von mir grüßt. Und dann erzählst du auch von mir, wenn du zu Hause bist."

„Ich bin ja doch eigentlich hier zu Hause, bei der Mutter."

„Nun ja — aber —"

„Was denn, Mietze?"

„Ja, da drüben ist doch wohl deine eigentliche Heimat." Nach einer Weile bat sie ihn: „Sprich doch mal platt."

„Jawoll," sagte er, „dat willt wi maken. Wat willst du denn wissen? Wart mal — —"

Er hielt sie, heimlich winkend, zurück und zeigte ihr das Blechschächtelchen mit dem Schokoladenplätzchen und dem Zigarettenstummelchen. Er begriff sich selbst nicht. Das hatte er noch keinem Menschen gezeigt.

Sie starrte ihn an unter halbem Lachen. Plötzlich aber wurde sie ganz ernst und fiel ihm um den Hals.

„Das," fuhr es ihr heraus, „das ist Arno nicht wert."

Sie gingen weiter durch den Wald. Arno paßte jetzt verstohlen und mißtrauisch auf, was die beiden sprachen.

„Das sage ich dir, Sohnemann," hörte er Mietze sagen, „daß du dich nicht mit den Mädchen hier einlässest. Ach, geh ihnen lieber schon ganz aus dem Wege. Die verstehen dich nicht, wie du bist. Fahre du nur lieber mit deiner Mutter nach Hause, die fährt doch nachher bald fort."

„Was redest du denn eigentlich da zurecht, Mietze?" fragte Arno ungehalten.

Sie fuhr leidenschaftlich auf ihn los.

„Was, er soll wohl der Rosa in die Hände fallen? Daß ihr die überhaupt unter euch leidet! Du weißt doch, was das für eine Person ist."

„Erlaube mal ...", unterbrach er sie gemessen. —

Als sie zurückkamen, saß die Mutter seelenruhig noch auf ihrem Platz, handarbeitete und plauderte dazu mit einer Dame vom Nachbartisch.

Ihren Kindern sagte sie, sie wolle jetzt nach Hause fahren.

Mietze schlängelte sich heran und bat leise an ihrer Schulter: „Sie nehmen doch Paulematz mit, Frau Schrader?"

Die Frau wandte den Kopf und sah das junge Mädchen erstaunt und hochmütig an.

„Ist er Ihnen etwa im Wege?"

„Ach, das — gewiß nicht — aber es ist doch ein bißchen sehr gemischt hier ... nicht wahr?"

Frau Schrader lächelte wegwerfend. Nach einer Weile erst sagte sie: „Sein Bruder ist ja bei ihm."

„Wenn auch."

Arno sagte scharf: „Mieze, du sollst dich nicht immer in Angelegenheiten mischen, die dich nichts angehen."

Sie sah gleich wieder wie eine Wildkatze aus.

Nun sagte die Mutter von oben herab: „Junge Männer müssen alles mal durchmachen."

Ach, es war scheußlich ungemütlich. Paule war froh, als die Mutter aufbrach. Er hatte während der ganzen Zeit mit gesenktem Kopfe gesessen, die Arme auf den Knien, und hatte seine Stiefel angesehen.

Er mochte aufstehen, so früh er wollte, immer waren seine Stiefel schon geputzt. Das ließ sich Arno nicht nehmen. Noch spät abends schlich er in die Küche, um dem Kleinen die Stiefel zu putzen.

Das Zwiespältige wurde in Paules Seele wach — er fing an, sich zu sehnen. Hier hinaus, hin auf das Gehöft der Pflegeeltern. Er sah das Gehöft förmlich vor sich mit dem sauber gehaltenen Hof, den Ställen und der Scheune. Es war viel Flickwerk dabei. Die Zinsen mußten zusammengearbeitet werden, der ganze Lebensunterhalt. Dann noch die vielen anderen Bedürfnisse, Kleidung, Versicherungsgelder, Abgaben, der Arzt und die Apotheke. Der Vadder war viel krank. Aber alles, was der Junge je gebraucht hatte, war immer zur Zeit zur Stelle gewesen.

Er wußte gar nicht, was so in ihm aufquoll. Seine Brust und seine Kehle verquollen.

Er geleitete seine Mutter.

Als er umkehrte, ging er nicht zu der fröhlichen Gesellschaft zurück, sondern verlor sich in die Heide. Da setzte er sich auf den Waldboden, senkte den Kopf und ließ seine Finger knacken.

Eigentlich dachte er nichts. Das Denken war überhaupt seine schwache Seite. Aber er schaute allmählich umher und erblickte — aber auch erst allmählich — erblickte einen auffallend dicken und sehr hohen Baum. Der Baum stand wie ein Riese unter seinen großen Brüdern.

Paule ging hin, zog einen Bindfaden aus seiner Tasche und maß den Umfang des Baumes. Danach maß er die Höhe bis zu eben dem Punkt vom Erdboden aus. Und dann maß er wieder den Umfang noch ein wenig höher.

Mit der Zeit hatte er eine Anzahl Knoten in seinem Bindfaden und wußte nicht mehr, welche davon zusammengehörten.

Darum steckte er ein und stellte die Sache anders an. Er machte ein Fernrohr aus seiner Faust und begann mit dessen Hilfe, die ganze Höhe des Baumes abzuschätzen.

Darüber kamen ein alter Herr und eine alte Dame heran, die ihm zuschauten.

* * *

Paule fühlte, wie ihm mit jedem Trunke, den er tat, wohler und freier und fröhlicher zumute wurde. Arno hatte echtes Bier kommen lassen. Sie saßen wieder um den langen Tisch wie zuvor, als die Mutter noch dagewesen war, erzählten Anekdoten und lachten.

Paule erzählte auch Anekdoten. Ehe er sein Glas an den Mund setzte, winkte er damit den anderen zu und sagte: „Prösterchen!"

So was Drolliges! Es brach jedesmal ein Gelächter los. Und zuletzt tat keiner mehr einen Trunk, ohne daß er Pröſterchen sagte.

Zwiſchendurch ſprach Paule platt.

Er ſollte irgend etwas von daheim erzählen und erzählte die Geſchichte, wie ihn Mammchen hatte ſchwitzen laſſen.

Mammchen hatte eines Tages gefunden — er war damals zwölf Jahre alt geweſen —, daß er heiſer ſei.

„Himmliſcher Gott!“ hatte ſie geſagt, „du haſt ja Halsſchmerzen, Sohnemann.“

„I wo, Mammchen.“

„Doch, du haſt Halsſchmerzen. Mach mal den Mund auf und ſag: A — a — a! — Diphtheritis iſt's nicht,“ hatte ſie behauptet, „aber Halsſchmerzen haſt du doch.“

„Aber nee doch, Mammchen.“

Sie war dabei geblieben, daß er Halsſchmerzen habe. Heiſer, hatte ſie feſtgeſtellt, ſei er ja ſchon.

Der Junge hatte ins Bett gemußt.

Zunächſt hatte ſie ihm Speck um den Hals gebunden, am andern Tage war ſie zu naſſen Umſchlägen übergegangen. Dazu hatte er Schwitztee trinken müſſen, Fliedertee, Kamillentee, Lindenblütentee. Er hatte Waſſerbäche ausgeſchwitzt. Wie ein rotglühender Backofen hatte er im Bett gelegen.

Der Vadder hatte ſich nicht eingemiſcht. Das hatte er nie getan.

Schon acht Tage lang hatte Sohnemann mit Speck und kalten Umſchlägen im Bett gelegen, als die Tante Moritz zum Beſuch gekommen war.

„Wat fehlt denn 'n Sohne?“ hatte ſie gefragt.

„Ach, er hat Halsſchmerzen.“

Der Junge hatte jämmerlich zu weinen begonnen.

„Paule, wat weinſt du denn?“ hatte die Tante geſagt. „Wu deit denn dick dat weih?“

„Ach, mick deit nißt weih, Tante, ick will bloß nich immertau ſwitzen un in 't Bedde inliegen — —“

„Doch!“ hatte Mammchen entrüſtet ſich eingemiſcht, „ihm tut doch der Hals weh. Er kann ja kaum ſprechen, er iſt ja völlig heiſer.“

Die Tante war eine Minute ſtockſtill geweſen, um ihren Mund hatte es von unterdrücktem Lachen gezuckt.

Schließlich hatte ſie geſagt, ernſt wie ein Grabſtein: „Quält Se doch den Sohne nich ſau, der ſchiebt ja mit de Stimme.“

Und nun ſchlug Paule auf ſeine Knie, daß es ſchallte, und brach in dröhnendes Gelächter aus.

Er hatte ſehr drollig erzählt. Alle lachten. Darauf ſagten ſie Pröſterchen und tranken.

Ein junges Mädchen war mit am Tiſch, das Anna hieß. Es gefiel Paule an dem Mädchen nicht, daß es Mammchens Rufnamen führte. Der kam ihr doch wohl eigentlich nicht zu. Wenn ſie z. B. Frida geheißen hätte oder Klärchen oder ſo ähnlich. Denn ſie war ja ſonſt recht nett und munter.

Er stand auf und ging im Garten spazieren, der schon erleuchtet war. Die Musik war in den Saal gezogen, wo sie zum Tanz aufspielte.

Paule sah überall umher. Er sah alles so genau an, als ob er das Grundstück hätte kaufen wollen. Es waren nicht mehr viele Menschen draußen. Der Saal war gefüllt. Dann waren zu den fälligen Zügen auch ganze Karawanen aufgebrochen.

Als er zurückkam, hörte er, wie Mietze sagte: „So eine Gemeinheit! Ich sag's ihm!"

„Das wirst du unterlassen", antwortete Arno scharf.

Aber sie brauste auf: „Er ist ja viel zu unbefangen für die verdorbene Person."

Darauf faßte Arno das Mädchen beim Arm, daß es aufschrie.

Paule wußte nicht, von wem die Rede war; aber er trat hinzu und fragte verlegen, um das Gespräch abzulenken: „Ist das dein Glas, Arno?"

„Ja."

„Ach, ich habe solchen Durst."

Er trank voller Unbehagen das ganze Glas mit einem Zuge leer, fühlte dann aber, daß ihm der Kopf benommen war.

Der Vadder, dachte er, was würde der Vadder sagen, wenn er ihn sehen könnte! Betrunken war er freilich nicht, das wußte er wohl. Aber es war doch alles ein bißchen durcheinander in ihm. Ja, er war das viele Biertrinken nicht gewohnt. Das Bier war auch sehr schwer.

Er hielt sich nun immer zu Arno. Aber der Große wurde nervös und unliebenswürdig.

„Sitz mir bloß nicht immer auf den Hacken, Junge!" sagte er. „Komm mal her, da ist die Rosa endlich."

„Aha!" machte einer von den Kollegen und musterte das Mädchen, das eben auftauchte.

„Paule, Sie müssen Rosa den Arm geben", sagte ein anderer. „Seid doch gemütlich, Kinder!"

Arno begab sich in den Saal zum Tanzen. Paule sah zu. Er stand mit Rosa auf einer Bank unter dem Fenster.

Arno und Mietze tanzten steif mit zurückgebogenem Oberkörper, kaum, daß ihre Glieder sich regten. Sie hatten auch etwas Starres im Blick, mit dem sie sich unverwandt ansahen.

Paule fühlte, wie ihm beklommen zumute wurde.

„Wie die tanzen ..."

„Ja."

„Die tanzen recht sonderbar ..."

„Das ist hier so Mode", gab das Mädchen bereitwillig zur Antwort. „Wollen wir auch einmal tanzen?"

„Nein", sagte Paule. Er hielt seine Augen durch das Fenster auf die kreisenden Paare gerichtet.

Sie schmollte.

„Ach, Sie verstehen es wohl nicht?"

„Doch! Ich habe tanzen gelernt. Aber heute möchte ich nicht tanzen." Er sagte kindlich vertraulich: „Ich möchte draußen bleiben. Ich habe ein bißchen viel Bier getrunken."

Darauf stieg sie von der Bank.

„Dann wollen wir spazieren gehen ... ja?"

Er horchte dem Ton ihrer Stimme nach, wie der geklungen hatte.

„Ja," sagte er unsicher, „wir wollen ein bißchen im Garten umherwandern."

„Nein, wir gehen an den See." Sie sagte: „Da ist es stiller und frischer."

Sie gingen bis an den See, hörten die Musik in abgerissenen Tönen dahin schallen. Und sie sahen jenseits des Sees die dunkle Waldung der Kiefern ragen.

Rosa hatte sich in Paules Arm gehängt. Er trug sein Taschentuch in der Hand und wischte hin und wieder über seine niedrige Stirn damit — hinter der es hämmerte.

„Wir gehen bis drüben, bitte", sagte sie leise.

Er nickte.

„Ihr Bruder", fuhr sie fort, „sucht doch so bald nicht nach Ihnen."

„Das kann schon sein", antwortete Paule willenlos.

„Er will dann auch mal ein bißchen mit der Mieße allein sein."

„Ja", sagte er.

„Ihr Bruder und die Mieße ... Das wissen Sie doch, Herr Schrader ..."

„Ja."

So führte ihn das Mädchen hinüber.

Als sie drüben, jenseits des Sees, eine Weile lustwandelt waren, lockte sie geheimnisvoll und sehnsüchtig der schwarze Schatten der Kiefern.

(Schluß folgt)



Wunder

Von

Cornelia Kopp

Wie ernste, stille Frauen gehn die Stunden
In ihrer schweren Kleider dunklem Wallen;
Aus ihren Augen manchmal Tränen fallen,
Als litten sie an schmerzlich roten Wunden.

Und dennoch tragen sie in heil'gen Händen
Von Schleiern tief verborgen helle Grale,
Die müssen nur von einem Sonnenstrahle
Getroffen werden, daß sie Wunder spenden.

Die müssen nur aus leicht zerteilten Falten
Sekundenlang ihr weiches Licht ergießen,
Dann fühlst du deine Seele überfließen
Von Süßigkeit und glaubst das Glück zu halten!





Frauenfrage

Die Sünden der Frauenbewegung liegen jetzt zum größten Teil hinter uns. Die Mißverständnisse und Verzerrungen haben sich geglättet. Die edlere Kultur ringt sich hindurch. Wir stehn nach mancher Odysseusfahrt am Ufer. Und nach dem großen Kriege kommt jetzt die starke, fruchtbare Friedensarbeit.

Mit rasendem Geschrei, Gekläff, Gehetze und dem Geklirr wahllos aufgegriffener Waffen hüben wie drüben begann der Tanz. Jetzt atmen wir auf und sehen uns um. Taten wir der Frauenbewegung in ihren ersten, freilich nicht sehr geschmackvollen Anfängen unrecht?

Ja — und nein.

Die Tatsache, daß wir sie jetzt in ihren Errungenschaften anerkennen, und gern anerkennen, daß sie die siegende Partei ist, die das heftig verteidigte Land erobert hat und bezieht — das scheint uns unrecht zu geben. Ja, es gehört sich sogar, daß wir anerkennen: wir Frauen, wir Mütter mit unsren Töchtern, wir ernten jetzt, was diese wilden Kämpferinnen gesät haben. Unsere ganze werdende Menschenkultur — die der Männer einbeschlossen — richtet sich auf diesen Voraussetzungen auf.

Und doch — wir hatten nicht unrecht.

Wäre der erste Taumel von allen Frauen mitgemacht, so ständen wir heute nicht da, wo wir stehen. Vielleicht wären wir eine auseinanderfließende, zergehende, untergehende Nation. Denn in blinder Wahllosigkeit riß die erste wilde Flut alles mit, was da stand und blühte, was von früheren Zeiten gebaut und gepflegt war.

Wir brauchen nur einen Blick auf die Entwickelungsgeschichte der Frauenbewegung zu werfen, um dies zu sehen. Eine Wiederholung erübrigt sich. Wer der Frauenbewegung nicht ganz fernsteht — und das werden wenige sein, da sie in jedes Familien-, in jedes Arbeitsleben hineingegriffen hat —, kennt diesen interessanten Werdegang.

Heute finden wir von den anfänglichen Mißgriffen und der Verkennung kulturellen Fortschritts nur noch ein zählebiges Überbleibsel in der Mutterschutzbewegung, wie sie Dr. Helene Stöcker betreibt. Seit dem Frühling dieses Jahres ist aber durch eine nicht sehr erquickliche aber notwendige Auseinandersetzung dieser Bund mit seinem schönrednerischen Nichtstun gesprengt und die größere Hälfte hat sich zu einem Bund für Mutter- und Kindesrecht zusammengeschlossen, der nun hoffentlich nur vernünftige und praktische Ziele verfolgen wird, und dem daher Glück zu wünschen ist, wenn er sich von der einseitigen, spezialistischen Methode freimacht, der unehelichen Mutter eine übertriebene ethische Wertschätzung beizulegen.

Ein Buch, in dem dieser Ton aber doch noch weiterklingt, ist das umfangreiche Werk von Grete Meisel-Heß: Die sexuelle Krisis (Eugen Diederichs, Jena). In leider

allzuviel Wiederholungen, aber sonst in leichter, flotter und nicht ungründlicher Art breitet die Verfasserin alle Schäden des sexuellen Treibens aus. Die Krise besteht nach ihrer Ansicht darin, daß die Verhältnisse zwischen den Geschlechtern unhaltbar geworden sind. „Die einen (von den Frauen) sollen gebären ins Grenzenlose, die andern sollen entbehren ins Grenzenlose, die dritten sollen gewähren ins Grenzenlose." Da dies nicht humoristisch, sondern mit bittrem Ernst aufgestellt wird, fallen hierbei sofort die Übertreibungen und Zuspitzungen dieser Schrift ins Auge, ganz besonders in betreff derer, die entbehren sollen ins Grenzenlose, d. h der Unverheirateten oder wie sie will: der geschlechtlich Unerlösten. Angesichts soviel starken und feinen Menschentums in unsrer jungen und alternden Mädchenwelt, bedeutet diese Darstellung eine Verzerrung. Auf den Ton einer grandiosen Überwertung des Geschlechtslebens ist das ganze Buch gestimmt.

Im übrigen aber hat man die Vereinzelung siegreich überwunden. Aufgegeben sind die extravaganten Forderungen im Nietzschestil, und durchgebrochen ist das Verständnis für die großen Forderungen der Zeit, für die soziale Hilfsarbeit, für den Dienst in der Allgemeinheit, in dem die Frau zwar ein befreites, selbständiges Wesen, aber immerhin doch nur ein Glied am Ganzen ist!

Dies aber ist das Mitverdienst derer, die dem ersten Überschwang alle ihre Kräfte entgegensetzten, die das Alte vor der raschen Zerstörung hüteten, die dem Hussageschrei der Neuen das Zetermordio gegen Umsturz und Brandstiftung entgegenwarfen. Das war der notwendige Hemmschuh, das war die Reibung im Kampf der Kräfte.

Jetzt schließt sich die Kluft. Es ist ein Händereichen herüber und hinüber. Was vor dreißig Jahren noch undenkbar schien, ist heute Ereignis. Wir stehen vor einer großen Versöhnung scheinbarer Gegensätze, wie sie herrlicher und fruchtbarer im Dienst der Menschheit nicht zu denken ist.

Nur leise noch klingen die Gegensätze an. Deutlich zwar für den, der darinnen steht, überschattet aber von dem gemeinsamen Prinzip für jeden Außenstehenden.

Aber die jetzt bestehende Gegensätzlichkeit ist wie ein notwendiger Zoll an die menschliche Natur. Die stete, hin und her webende Unruhe ist Lebensbedingung selbst. Sie hält das Zünglein der Wage in jener beständigen leichten Schwankung, aus der heraus sich das Gleichgewicht ergibt. Vollkommene Übereinstimmung wäre vollkommener Stillstand. Es wäre dabei auch unmöglich, daß nicht die eine der Wagschalen niedersänke, die andere stiege. Der Gegner ist der beste Helfer, er rettet vor Lässigkeit, Verdorrung, Versteinerung. Nicht vor dem Freunde hält sich der Mensch, die Partei so auf der Hut wie vor dem Gegner.

Mit großem Recht und zu gutem Glück hat sich an die bürgerliche Frauenbewegung, die noch in einzelnen Vertreterinnen einen verhängnisvollen Zug zu der ausschweifenden und spezialistischen Mutterschutzbewegung zeigt, der deutsch-evangelische Frauenbund angehängt. Er ist das beste Gegengewicht, das man ihr wünschen kann. In seinem Handbuch zur Frauenfrage, herausgegeben von Paula Müller (Verlag Runge, Groß-Lichterfelde, Preis ℳ 2,50) stellt er seine Ziele, seinen Entwicklungsgang und seine Arbeitstätigkeit in präziser und übersichtlicher Form dar. Er baut sich auf streng christlicher Grundlage auf, aber lehnt es ab, im Dienst einer kirchlichen Richtung oder politischen Partei zu stehn. In entschlossener Art tritt er für die ungehinderte und vertiefte Ausbildung der Frau, für eine Verbesserung ihrer gesetzlichen Rechte, für bessere Arbeitsbedingungen und für eine gereinigte Sittlichkeit ein. Seine Leistungen sind von wirklichem praktischen Wert, erstrecken sich auf die Ausbildung in der sozialen Frauenschule, in sozialer Hilfstätigkeit auf verschiedenen Gebieten, in dem Vorstoß gegen die Kasernierung des Lasters (abolitionistische Föderation) und im Rechtsschutz der Frauen. Der Vorwurf engherziger konfessioneller Ansicht ist hier nicht zutreffend. Im Gegenteil ist es eine erfreuliche Tatsache, daß Frauen, die auf evangelischen Grundsätzen stehen, die christliche Religion in diesem weiten und starken Sinn verstehen, eben in Wahrheit christlich, von jeder dumpfen Gesinnungsenge befreit.

Nun läßt zwar der Umstand, daß der evangelische Frauenbund um mehr als zwanzig Jahre der eigentlichen Frauenbewegung nachhinkte und somit erst in ein bereits kräftig vorbereitetes Feld griff, diese Bewegung nicht als besonders mutig und temperamentvoll erscheinen. Er gibt auch selber zu, daß er erntet, was schon andere gesät haben. Dennoch ist hier wieder einzuwenden, daß, wie ich schon am Anfang sagte, eine konservative Zurückhaltung den ersten Ausbrüchen gegenüber nicht nur verständlich, sondern sogar notwendig war — und ferner, daß Frauen streng christlicher Kreise für diese Anschauungen zu gewinnen, natürlich eine ganz andere Sache war als solche, die Hemmungen oder vermeintliche Hemmungen dieser Art nicht in sich trugen.

An einer Stelle aber hat sich dieser Bund noch die Zaghaftigkeit bewahrt. Während er für das Wahlrecht der Frau bei Vertretung bestimmter Berufsinteressen (Kammergericht, Gewerbegericht, Arbeitskammern usw.) eintritt, lehnt er das politische Wahlrecht ab. Hier bleiben die Ausführungen in Unklarheit und Unsicherheit stecken. Es heißt da: „Er verschließt sich zwar nicht der Erkenntnis, daß der Einfluß der Frauen der leichteste Weg wäre zur Erlangung der Ziele“ — aber es wird gefürchtet, daß dadurch eine bedenkliche Stärkung der staatsfeindlichen Parteien erreicht werde.

Da hierbei das Wort „mangelnde Reife der Frauen“ fällt, eine Bezeichnung, der alle sonstigen Bestrebungen des Bundes widersprechen, so klingen diese Ausführungen wie verlegene Phrasen. Daß in der Politik eine Veränderung eintreten wird, ist nach keiner Seite hin anzunehmen. Die Stimmzahl wird wachsen, man wird das Doppelte an Beamten anstellen müssen — im übrigen wird sich das Verhältnis der Parteien kaum verschieben.

Der evangelische Frauenbund sollte diese Verlegenheit auch noch überwinden. Er würde klarer und sicherer dastehen, statt so peinlich herumreden zu müssen. In unserer Zeit, in der die Frau durch die Zeitverhältnisse ins öffentliche Leben gerissen wird, wie dies geschieht, kann das politische Wahlrecht an ihr auch nichts verderben. Es fällt ihr jetzt wie eine reife Frucht vom Baum. Darüber brauchen wir uns wirklich nicht aufzuregen.

Eine besondere Broschüre widmet Else Lüders dieser Frage. Das Interesse des Staates am Frauenstimmrecht. (Herausgegeben vom Preußischen Landesverein für Frauenstimmrecht.) Hierin spricht die Verfasserin die Überzeugung aus, daß die Frauen nicht aus Egoismus diese Forderung stellten, daß sie vielmehr die Gebenden seien. Dies kann ja nun in mancher Beziehung wohl zutreffen. In anderer wiederum werden sich die Männer dadurch auch einmal benachteiligt finden. Alles in allem aber wird, wie gesagt, das politische Gesamtbild kaum eine Veränderung erfahren. Die Furcht dagegen, daß der Charakter der deutschen Frau grade durch das Stimmrecht leide, ist recht überflüssig. Hier sagt Else Lüders mit Recht: „Das muß ein jämmerlicher Charakter sein, der durch die Beschäftigung mit öffentlichen Angelegenheiten, mit dem Wohl seines Vaterlandes verdorben wird, der war vorher schon durch und durch morsch.“

Jedenfalls ist folgendes zuzugeben: Die Vorkämpferinnen auch in dieser Frage (das beste Beispiel bilden die suffragists und suffragets in England) haben das schlimmste Teil. Sehr kleidsam ist ihre Rolle nicht. Aber eines Tages werden wir alle ihre Früchte essen, sie werden uns gut schmecken und auch im ganzen nicht einmal schlecht bekommen. Was jedem ungebildeten und oft nichts weniger als „reifen“ Maurergesellen von 25 Jahren zusteht, sollte dann auch wirklich reifen, erwerbstätigen und lebenskundigen Frauen nicht „wegen mangelnder Reife“ verwehrt sein.

Eine der feinsten, prägnantesten und klarsten Erscheinungen auf dem Gebiet der Frauenfrage bleibt Elisabeth Gnauck-Kühne, deren vorzügliches Werk „Die deutsche Frau um die Jahrhundertwende“ ich schon im Türmer-Jahrbuch von 1905 mit Freude und Hochachtung besprochen habe. Heute liegt mir nur ein Auszug vor aus dem umfangreichen Werke, Gustav Schmoller gewidmet: „Die Entwickelung der deutschen Volkswirtschaftslehre“ (Leipzig, Verlag Dunker & Humblot), in dem Frau Gnauck-Kühne die

Abteilung „Frauenbewegung“ behandelt. Ein übersichtliches Bild von der Entstehung und dem Werden dieser Bewegung mit einem Einblick in die Gegenwart, alles gestützt von statistischen Erhebungen und durchtränkt von einem sicheren Gefühl für der Menschheit beste Güter, ist in kurzer Fassung wieder die Gabe, die uns von dieser Frau, deren reifer Klugheit wir schon so viel reiche Einsicht verdanken, geboten wird.

Zur Frage der Mutterschaftsversicherung läßt sich Dr. Buckeley (Regensburg, Verlag Manz, ℳ 1,50) aus. Er stellt dar, was bereits auf diesem Gebiet gesetzlich besteht, zieht die Privatversicherungen zum Vergleich heran und wendet sie auf diesen betreffenden Fall an. Die Forderungen, die sich aus diesen Aufstellungen ergeben, sind solche, die zwar der Bedürftigkeit entgegenkommen, nicht aber dem Leichtsinn Vorschub leisten, wie es durch den Bund für Mutterschutz geschieht, der in dieser Broschüre auch einen Hieb bekommt. Dieser Bund fordert Ruhezeit vor (!) wie nach der Entbindung mindestens acht Wochen, Unterstützung mindestens in der vollen Lohnhöhe, dazu freie Pflege, und dies alles für Mütter, die unter 3000 ℳ Einkommen haben. Der Verfasser führt das Widersinnige und Volksverderbliche dieser Vorschläge aus. Nach ihm hat zwar der Staat die Pflicht, einer Lebenshaltung und Löhnen, die so kümmerlich sind, daß Mütter zum eignen und der Kinder Schaden die angesetzte Ruhezeit nicht halten können, aufzuhelfen und eine ausreichende Versorgung zu gewähren. Hierbei muß aber immer der Leitgedanke festgehalten werden, daß die Mutterschaftskosten nicht erwachsen aus Abnutzung der Arbeitskraft, sondern aus einem freien Willensakt der Arbeiterin, und somit alle Kosten der Versicherung, die über das Lebensnotwendige hinausgehn, von den Müttern selbst zu tragen sind. — Wer sich für die einzelnen Ausführungen interessiert, dem sei die instruktive Broschüre empfohlen.

Sonderbar muten uns inmitten aller dieser ernsthaften und sachlich tüchtigen Bücher zwei Schriften an, die sich gebärden, als wollten sie das nun endlich verhallte Gekläff und Gehetze wieder von vorn anfangen. Es tut mir besonders um die Verfasserin der ersten Broschüre leid. Käthe Sturmfels: „Krank am Weibe.“ (Dresden, Verlag Seyfert). „Der physiologische Weg zur Lösung der Frauenfrage“ von Hahn (Berlin und Leipzig, Verlag Kurt Wigand).

Käthe Sturmfels ist im Türmer keine Fremde. Sie ist selber an dieser Stelle gehört worden, ich habe ihr Buch: „Was ist der Frau erlaubt, wenn sie liebt?“ zwar gemäßigt, aber doch wohlwollend im Webstuhl 1908 besprochen, daraufhin im Novemberhefte des Türmers 1908 sie noch gegen die Angriffe von Lucie Ideler gedeckt. Schon damals aber mußte ich sagen, daß Käthe Sturmfels es im Ton versähe. Ich wollte nicht glauben, daß sie ihr eignes Geschlecht herabwürdigen wolle. Dies Buch aber schließt jede Nachsicht aus. Schon der häßliche und geschmacklose Titel läßt auf keinen feinen Inhalt schließen. Es ist dann auch in der Tat ein trauriger Zusammenbruch jeglicher frauenhaften Würde. Ein Kriechen vor dem männlichen Geschlecht, das peinlich wirkt und das verständige Männer wohl noch mehr anwidern muß als die Frauen selbst. Auch ist hier nicht einmal ein geistreiches Spiel mit Paradoxen, sondern es ist doktrinär, langweilig und nicht einmal klug vorgetragen. Die Verfasserin hat sich da wohl von engpersönlichen Erfahrungen herabziehn lassen. Denn keinem frischen, natürlichen Mädchen, das mit Jungens aufgewachsen ist, keiner tüchtigen Frau wird es im Traum einfallen, diese kriechende Vergötterung und Selbstherabsetzung zu treiben, die freilich nun einen Schein von Lächerlichkeit auf die Verfasserin wirft.

Das zweite Schriftchen, das sich eine physiologische Lösung der Frauenfrage zutraut, vollzogen von einem Kaiserlichen Bankvorstand a. D. in Unna, ist an sich unwissenschaftlich und daher uninteressant, es operiert beständig mit dem Begriff der verschiedenen „Spannung“ (höher beim Manne, niedriger beim Weibe), von dem es die völlige Lösung zuversichtlich erwartet. Die Frau kann wegen ihrer niederen Spannung nirgends etwas Ordentliches erreichen. „Das Erbteil, die niedere Spannung, muß naturgemäß sich weiter vererben, sie macht ja das

Geschöpf zum Mädchen, wie die höhere es zum Knaben macht.“ Demnach müßte jeder Knabe sie besitzen, im Gegensatz zu jedem Mädchen. Nun findet sich die berühmte Spannung aber doch in Wirklichkeit manchmal bei irgendeinem Mädchen mehr als bei irgendeinem Knaben.

Das ist oberflächlicher Unsinn, und wir sind jetzt doch zu anspruchsvoll geworden, um diesen unwissenschaftlichen Behauptungen Interesse zu schenken. Doch ziehe ich dies Büchlein deswegen heran, weil es eine Erörterung betreibt, die jetzt oft in die Diskussion geworfen wird: Ist Genie beim weiblichen Wesen möglich? Und wenn nicht, was ist die Folgerung? Daß die Leistungen der Frau nie die des Mannes erreichen werden.

Ich meine: Dies ist ein Trugschluß, ja sogar eine ziemlich grobe Vermengung von zwei heterogenen Begriffen. Die Frage nach dem weiblichen Genie ist überhaupt eine offene, denn sobald es sich erweist, daß auch nur eine einzige Frau genial sein kann, sowie die glatte Verneinung von weiblichem Körper und Genialität auch nur an einem Punkte eine Lücke aufweist, rückt diese ganze Frage in ein anderes Licht, und wir hätten viel gründlicher als bisher alle Hemmungen der Erziehung, Gewöhnung, Lebensbetätigung zu durchforschen in ihren verschiedenen Möglichkeiten und Unmöglichkeiten.

Doch mit der Ausbildungs- und Berufsmöglichkeit hat bekanntermaßen das Genie, ja auch nur der Ansatz zum Genie nichts zu schaffen, hindert hier womöglich nur. (Dies wäre ein Feld für eine boshafte Feder!) Der allgemeine Zuschnitt ist nicht für Genies berechnet. Ihm zu genügen, gehört eine Begabung, die, wie längst erwiesen ist, zahllosen Frauen eignet.

Die Bildungs- und Berufsschwierigkeiten der Frau liegen auf anderem Gebiet. Nicht daß ihr die Kraft fehlt, aber daß diese von der Natur eine andere Bestimmung hat — das ist es. Und daß diese Bestimmung wiederum nicht immer erfüllt werden kann, denn es sind 18 Millionen erwerbstätiger Frauen in Deutschland, die zum überwiegenden Teil im Erwerb stehen müssen.

Es ist nicht damit abgetan, seichte, süße Regeln zu geben, die doch nur ein Hohn auf die bitterernste Wirklichkeit sind.

Nach den beiden genannten Erzeugnissen ist man geneigt, das Buch eines Geistreichen, das voll unzähliger Spitzfindigkeiten steckt, ein wenig zu überschätzen. Es ist in bezug auf das Weib auch schlimm, aber es hat den gewissen Funken. Im übrigen ist das Ganze eine ziemlich starke „jüdische Frechheit“. — „Sexuelle Jugenderziehung.“ Briefe an eine Großmutter von Leo Berg. (Tempelhof, Freier Literarischer Verlag, ℳ 2,50.) Die Bemerkungen, die der Verfasser sich über die Aufklärung leistet, treffen trotz aller Paradoxen, zu denen er neigt, ins Schwarze. „Entweder kommt sie zu spät oder viel zu früh. Daß wir nie wissen, wann damit beginnen, macht diese Frage schon allein fast unmöglich zu beantworten.“ Er meint, wie die Tertianer im Cäsar über Staatsverfassung und militärische Dinge reichlich aufgeklärt werden und doch dumm darin bleiben, so geht auch die Aufklärung, ehe die Kinder sie haben wollen, an tauben Seelen vorbei. Wenn aber das sexuelle Interesse erwacht ist, kommt die Aufklärung allemal zu spät. — Ja, so ist es! Es gibt zarte, feine, ethische Bücher, die uns belehren, wie wir mit zarten, poetischen, feierlichen Worten unsre Kinder an der Hand der Naturvorgänge aufklären sollen. Wenn das Leben so einfach wäre! Wenn es sich so einfach ablesen und lernen ließe! Nein, da lernen wir doch erst einmal bei Leo Berg, auch an seinen frivolen Späßen — unser Nichtkönnen. Sonst sitzen wir einfach wieder in einer neuen Schablone statt in einer alten. „Was hat denn dieses Drängen und Fragen, dieses Unbefriedigtsein, dieses Hinausstürmen und In-alle-Wolken-greifen, gerade bei höher entwickelten Menschen, mit dem Huhn, das Eier legt, zu tun oder mit dem Hunde, der die Hündin deckt? Soll der junge Mann sich in eine Henne oder das Mädchen in einen Hund verlieben?“ Leo Bergs Witz versteigt sich dann dazu, die bewährte“ Methode der Aufklärung durch andre Kinder und — Dienstmädchen der durch theoretisierende Jugenderzieher bei weitem vorzuziehen, weil hier die große Distanz, der weite luftleere Raum fehle. Hier kann man noch einigermaßen mit. Man lacht und fühlt eine ge-



Goethe David d'Angers

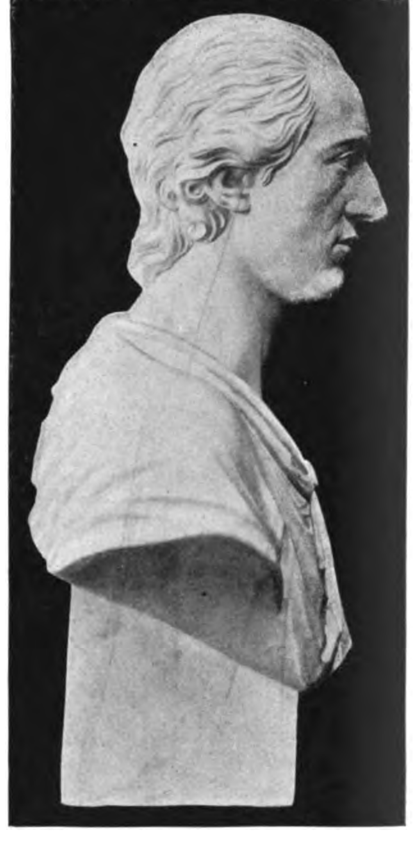


Schiller  David d'Angers





Goethe (Vorderansicht) M. G. Klauer



Goethe (Seitenansicht) M. G. Klauer



Goethes Hand (abgeformt am 28. August 1820)



wisse Wahrheit hinter der Posse. Dies hört dann freilich bald vollkommen auf. Nach Bergs Ansicht ist erst die Großmutter zur Vertrauten der Kinder am geeignetsten, da bei der Mutter der — sexuelle Neid hindere. Da fühlt man schon, daß dieser Mann, den wir seiner klugen Einfälle wegen geneigt waren ernst zu nehmen, hier nichts als ein geistreicher, aber barocker Schwätzer ist. Nicht um die Wirklichkeit, die Wahrheit handelt es sich bei ihm, sondern um den Effekt, daher um das Anderssein. Seine Stellung zum Weibe ist durch diese Note bestimmt. Der frivole Ton klingt gekünstelt, die Überlegenheit zurechtgemacht. Dasselbe gilt von seiner Verherrlichung der Hetäre, bei der immer wieder der nach Beifall schielende Blick des Effektjägers herauslugt.

Schwerfälliger und wieder ganz nach der jetzt modern gewordenen Methode betreibt Dr. med. Marcuse die Aufklärung in: „Grundzüge einer sexuellen Pädagogik in der häuslichen Erziehung" (München, O. Gmelin. M 1,20). Er fängt auch bei Blüten- und Sprossenbildung, beim Froschlaich, bei Huhn und Katze an, wie Leo Berg sagen würde. Sogar der Vorteil, den der Bauernbube hat, da er das Kalben des Rindviehs mit ansieht, wird erwähnt, obgleich kein Mensch auf der Welt behaupten kann, daß ein Bauernknabe sittlich reiner ist als ein Stadtkind. Daran also liegt es noch lange nicht. Die heutigen Pädagogen nehmen es plötzlich wieder zu leicht. Es werden hier immer wieder Fehler begangen werden und begangen werden müssen, auch bei treuster Sorge und herzlich vertrauter Stellung zu den Kindern. Diese sind keine Rechenexempel, die immer aufgehen. Man kann hier in jedem Fall nur sagen: Hütet euch vor Sicherheit. Behaltet Fühlung mit dem lebendigen Leben, auch wenn es einmal eure Theorien alle über den Haufen wirft. Und dürfen wir dazu trotz aller Not und Sorge nicht sagen: Gott sei Dank, daß wir das gewaltige, geheimnisvolle, unerschöpfliche Leben nicht ausrechnen und in immer stimmende Lehrkatechismen einfangen können?

Viel Gutes enthält aber die Marcusesche Broschüre doch, und die Kapitel über erzieherische Beeinflussung des Gemüts und Willens sind vortrefflich.

Margarete Zepler, deren „Menschenkultur" ich in dem Aufsatz „Frühlingsstimmen im Bücherwald" im Maiheft 1908 des Türmers mit großer Anerkennung besprechen konnte, widmet heute dem Inneren Wesen ein umfangreiches Buch (Verlag Wiegandt & Grieben). Von einigen Längen abgesehen, ist es ganz vorzüglich. Die Vorschläge z. B. einer praktischen Arbeit der jungen Mädchen in Familien, die der Hilfe bedürfen, sollten ins Auge gefaßt werden. Es käme ein frischer, an der Wirklichkeit erstarkter Zug in die weibliche Erziehung, und die Art, wie die Verfasserin dies ausführt, ist gut durchdacht. Bei dem Ehekapitel muß ich allerdings hier und da ein Fragezeichen machen. Hier geht zuweilen die schöne Theorie mit der Praxis durch. Das Zölibat der Lehrerin ist ausgezeichnet behandelt, ferner das Kapitel „Aufklärung", das jetzt ja die Tagesparole ist, und das sich gegen die Schulaufklärung richtet. Auch hier die gesunde Ablehnung der allzu bequemen Theorie. „Ja, wenn es sich mit Worten tun ließe! Und wenn man nicht wüßte, daß Ermahnungen, oft wiederholt, sogar abstumpfen!" Die Theoretiker „lassen die feinfühlige Witterung der Kinder außer Betracht". Ihrem Pomp hält die Verfasserin entgegen: „Je natürlicher und harmloser, ja selbstverständlicher alle menschlichen Vorgänge sich im Kreise der Familie abspielen, je weniger darauf als auf etwas Besonderes hingewiesen wird, — desto überflüssiger wird die berufsmäßige Aufklärung sein." „Es ist wichtiger zum Menschen erziehn, als durch spezielle sexuelle Aufklärung dem Unterrichtswust einen neuen Zipfel anhängen."

Wollen wir diese Art Frauenbewegung-Frauenbetätigung wieder zurückschrauben? Durch Wüste und Sümpfe ging's, bis wir nun sind, wo wir sind. Soll all das mühselige Ringen und Wandern umsonst gewesen sein? Nimmermehr. Freuen wir uns dankbar des Errungenen und leben wir so, daß wir in kommenden Kämpfen uns wieder der heutigen Kämpfe freuen dürfen!

Marie Diers

Medizinisch-hygienische Aufklärung

Wir besitzen zurzeit eine Fülle medizinisch-hygienischer Aufklärung. Den schüchternen Versuchen, wie sie seinerzeit die Gartenlaube, später Bocks berühmtes Buch vom gesunden und kranken Menschen, Klenckes und Reclams Schriften begannen, folgten die Tageszeitungen mit populären Artikeln, folgte eine große Aufklärungsliteratur auf medizinisch-hygienischem Gebiete von Berufenen und Unberufenen, soweit man hier von solchen sprechen kann, da es ja auch dem Nichtfachgelehrten gestattet ist, sich auf diesem Gebiete zu zeigen. Mit Chamberlain bin ich der Ansicht, daß der Dilettantismus auch seine Berechtigung und seinen Nutzen hat, freilich bis zu einer gewissen Grenze. Überblickt man die Geschichte der Medizin, so hat es ihr eigentlich zu keiner Zeit an Sekten gefehlt, an Außenseitern, die ihre eigenen Wege abseits von der Wissenschaft gingen und Proselyten zu machen verstanden. Auch Sekten haben ihr Gutes: sie sind ein Beweis, daß am Mutterstamm vielleicht nicht alles so ist, wie es sein sollte, sie bringen Leben in die starre autoritative Masse, und wenn sie nur Auswüchse sind, ohne diametrale Spaltungen zu erzeugen, so muß man sie bestehen lassen und darf ihre Existenzberechtigung gar nicht anfechten. Die medizinische Wissenschaft, von der Virchow seinerzeit sagte, sie habe ihren Beruf verfehlt, wenn sie nicht zur Volkswissenschaft würde, hat aber nicht nur das Recht, sondern die Pflicht, sich den Wirkungskreis und die Wirkungsweise solcher Sekten daraufhin zu betrachten, wie weit sie noch mit dem Mutterboden in Beziehung stehen, ob sie sich gänzlich loszulösen beabsichtigen, oder ob sie geeignet sind, neue Erkenntnisbahnen zu erschließen. Ansichten, die anfangs als sektiererisch auftreten, sind vielleicht imstande, neue Bahnen zu weisen, eine „neue Heilära" einzuleiten oder eine Medizin der Zukunft zu schaffen. Auch hier heißt es: Alles fließt. Und so sehen wir denn in der Tat, daß es in der Literatur an Werken und Werkchen über „neue Heilmethoden" und „wahre neue Heilmethoden" nicht fehlt. Zurzeit segeln diese neuen Methoden, als von gewissen Gruppen ausgehend, unter dem Namen „Naturheilmethode". Der Begriff ist, soweit man sowohl die überaus reiche Literatur, die ihr gewidmeten eigenen Zeitschriften und Zeitungen, deren es ungefähr sechzig gibt, als auch die in Naturheilvereinen gepredigten Lehren berücksichtigt, ein durchaus nebelhafter und verschwommener, so daß es auch für den Fachmann nicht leicht ist, sich zurechtzufinden. Es treten hier ganz heterogene Erscheinungen auf: einmal der Haß der Unbildung gegen die Bildung, der Gegensatz zwischen der Gelehrtenansicht und der Volksansicht, der Zwiespalt zwischen der Schulmedizin, der autoritativen Staatsmedizin, der Kampf der Wissenschaft mit dem Aberglauben, wie er sich in mystischen Resten der Volksanschauung erhalten hat und trotz aller Aufklärung noch erhält; ferner tritt der Umstand begriffsverwirrend hinzu, daß ein Teil der sogenannten Kurpfuscherei tatsächlich unter der Flagge der Naturheilmethode segelt, daß sie unter ihrem Namen auch die „arzneilose Heilweise" begreift, daß die Impfgegner, Vegetarier, Gesundbeter mit hineingeworfen werden in diesen antimedizinischen Topf, und daß schließlich die sogenannten physikalisch-diätetischen Heilmethoden, wie sie auch von approbierten Ärzten getrieben werden, mit dem Begriff der Naturheilmethode mehr oder weniger verquickt werden. Kurzum ein Sammelsurium wunderbarster Art. Eine begriffsklare Bestimmung dessen, was Naturheilmethode sei, gibt es nicht. Auch in neuester Zeit haben gerade approbierte Ärzte sich Mühe gegeben, den Begriff Naturheilmethode zu definieren, so z. B. Esch und Reimer. Esch geht auf biologischer Grundlage vor, und Reimer verquickt Schulmedizin, diätetisch-physikalisches Verfahren mit der Homöopathie.

Es handelt sich bei dem Begriff Naturheilmethode in der Tat um einen Begriffsproteus.

Überblickt man kurz ihre Geschichte, wie sie in offiziellen Handbüchern und in Kundgebungen der zu einem Naturheilbund organisierten Vereine gegeben ist, so begann diese Bewegung gerade zu der Zeit, als durch die Schaffung der Gewerbeordnung der Satz aufgestellt wurde

und Gesetzeskraft erlangte, daß jedermann im Deutschen Reiche die Heilkunde betreiben dürfe, er dürfe sich nur nicht als Arzt oder arztähnlich bezeichnen. Der Staat garantiert also die Kurierfreiheit. Von Medizinern und Juristen, am schärfsten von Magnus und von Flügge, dem Juristen, ist der Begriff der Kurierfreiheit erläutert worden. Die zu ihrer Einschränkung erlassenen Gesetze und Verordnungen sind Hilfsmittel, wie Anzeigepflicht gewerbsmäßiger Kurpfuscher, Überwachung durch die staatlichen Medizinalbeamten, wie das Gesetz gegen den unlauteren Wettbewerb. Von ärztlicher Seite wird ein Kurpfuschereiverbot gefordert, das auch die sog. Naturheilmethode, soweit sie Kurpfuscherei ist, mit einzuschließen hätte. Die seit dreißig Jahren bei uns bestehende Naturheilmethode trat nicht anfangs als solche auf, sie begann mit der Entstehung von Vereinen für naturgemäße Lebensweise, trat als Wasserbehandlung seit Prießnitz auf und bezog sich, um auch auf eine wissenschaftliche Basis zu gelangen, auf Hippokrates. Sie erweiterte sich durch Hinzutreten des Prinzips der naturgemäßen Heilweise und sammelte sich in eigenen Zeitschriften, so z. B. dem „Naturarzt“, zog in den Bereich ihrer Betrachtung alles, was sich auf die Anwendung von Licht, Luft, Wasser, Diät, Bewegung, Massage bezog, schloß mit dem Kampfruf: „Fort mit allen Arzneien!“ die „Giftheilkunde“ von vornherein aus, machte für Einfachheit, Mäßigkeit Propaganda, trat für das Selbststillen der Mütter ein, bekämpfte den Alkohol usw., so daß neben vielem Verkehrten in der sich mehrenden Bewegung ein guter Kern nicht zu verkennen war. Sätze wie: „Jedermann sein eigener Arzt“ wurden zum Schiboleth der Bewegung, Leibesübungen, Schrebergärten, Vegetarismus, Luftbäder, Sonnenbäder wurden in den Kreis der Erörterung gezogen und die Ausbildung von Naturheilkundigen in eigenen Schulen, z. B. von Canitz, betrieben. Eine rege Vereinstätigkeit, die Popularisierung der oft mit fanatischer Einseitigkeit vorgetragenen Ideen bildete die Signatur der Bewegung, Führer der fortschreitenden Bewegung, teilweise sich in Abarten verlierend, traten auf, wie Rikli, Mehl, Spohr, der unlängst erst durch seinen Prozeß vielgenannte Felcke usw., die praktische Kurpfuscherei eines Ast, Gössel usw. wurde mit der Bewegung identifiziert, die Naturheilmethode erweiterte sich zum ergiebigen Geschäft durch Vertrieb von Natursandalen, gymnastischen Systemen, Simonsbrot usw. An medizinisch-hygienischer Aufklärung in Versammlungen, durch Flugblätter usw. fehlt es ebensowenig wie an Streit im eigenen Lager, an persönlichem Gezänk oft niedriger Art, kurzum die Begriffsverwirrung nahm zu, so daß eine Reihe von Reformgedanken, teils hygienischer, teils direkt therapeutischer Natur, auftauchten und Anhänger gewannen. Geschickt wurde aus den medizinischen Fachzeitschriften das gesammelt, was gegen die Medizin sprach, die Mißerfolge der Schulmedizin wurden veröffentlicht, stereotyp wurden in fetten Lettern zum Teil aus dem Zusammenhang gerissene Sätze „berühmter“ Ärzte in den Naturheilzeitschriften veröffentlicht. Für medizinisch-hygienische Aufklärung war also gesorgt, ob sie zutreffend war, ist eine andere Frage. In einer durchaus objektiven Betrachtung müssen wir die in kurzen Zügen charakterisierte Aufklärungsquelle, wie sie die sog. Naturheilmethode als ein so vielartiger, keineswegs einheitlicher Begriff bietet, als eine ungenügende, ja zum Teil als eine verwerfliche erachten, denn die Mehrzahl ihrer Vertreter gehen agitatorisch gegen die Ärzte und gegen die vom Staat zum Schutz der Gesundheit erlassenen Gesetze vor; die Naturheilmethode bekämpft den „Serumschwindel“; Zitate seien mir erlassen, die Literatur beweist das Gesagte.

Eine weitere Quelle medizinisch-hygienischer Aufklärung sind die Zeitungsinserate. Es gibt keine Krankheit, gegen die nicht eine Reihe von Heilmitteln in den Zeitungen empfohlen werden, Heilmittel und hygienische Kuren, Methoden zum Dünnwerden, zum Dickwerden, 285 Mittel gegen Reißen, 125 gegen Nervenkrankheiten, 100 gymnastische Apparate vom Müllersystem bis zum einfachen Gummistrick usw. Es genügt hier, wenn ich nur darauf hinweise. Wir haben auf dem letzten internationalen Kongreß für Hygiene und Demographie Tausende von solchen Inseraten gesammelt, durch die das Publikum direkt verdreht gemacht wird. Denn wie ist der Laie imstande, aus dem Chaos dieser Mittel sich das „richtige“ herauszusuchen?



Mit allen zu Gebote stehenden Mitteln wird reklamehaft und mit Veröffentlichung zahlreicher Dankschreiben, von denen viele direkt gefälscht sind, in unerhörter Weise für zweifelhafte Mittel Propaganda gemacht. Das Publikum denkt: Es ist gedruckt, folglich muß es wahr sein, denn sonst würden die Zeitungen es ja nicht nehmen. Das Gesetz gegen die unlautere Anpreisung wird sehr geschickt umgangen. Die Annonce: „Krebs ist heilbar" ist verbietbar, denn Krebs ist unheilbar. Im Inserat lautet die Fragestellung nunmehr einfach: „Ist Krebs heilbar?" Wer dies wissen will, der wende sich an die und die Quelle. Die Zeitungen und viele Zeitschriften leben lediglich vom Inserat, und es wirkt in der Tat komisch, daß eine große, angesehene Zeitung im redaktionellen Teil einen flammenden Protest gegen die Kurpfuscherei bringt, im expeditionellen prangt ein Inserat z. B. des „Hygienisten" Jakobi! Tausende finden hier angeblich Belehrung und Aufklärung, Tausende von Mark wandern in die Taschen der Inserenten. Auch hier verzichte ich auf Zitate; die gelesensten Witzblätter bringen die meisten derartigen Annoncen. Auch hier läßt sich das Unheil nur beschränken, nicht vermeiden. Es kommt hinzu, daß Broschüren über Heilmittel usw. in das Haus gesendet werden, sowohl durch die Post als auch durch Agenten. Auch dieses Geschäft nährt seinen Mann. Es gibt kurpfuscherische Großindustrielle, die für ihre Agenten besondere Anweisungen haben drucken lassen. Die Deutsche Gesellschaft zur Bekämpfung der Kurpfuscherei ist im Besitz solcher Anzeigen. Sie hat mühsam alles das gesammelt, was sich auf die Pseudobelehrung des Publikums bezieht; diese hochinteressante Antikurpfuschereiausstellung ist im Oktober v. J. in Berlin im Reichstag gezeigt worden, sie sollte auch den Reichstagsabgeordneten demonstriert werden. Ich erinnere ferner an die zahlreichen „Nährmittel" und „Nährsalze", von denen eines angeblich immer besser ist als das andere. Diese Art der Aufklärung ist unzutreffend. Es steht wissenschaftlich fest, daß ein Teil dieser sogenannten Nährmittel, die lediglich den Fabrikanten, den Verkäufer und die Zeitung ernähren, völlig wertlos ist. Das sind meist Gemische aus Molkereirückständen, also Käsepulver, Lupinen, Kastanien usw., die keineswegs den „Nährwert" haben, den eine fette Reklame ihnen andichtet. Indes das große Publikum fällt auf diese Dinge anstandslos hinein und wirft sein gutes Geld weg.

Eine dritte Quelle medizinisch-hygienischer Aufklärung könnte die Schule bilden. Hier sind erst Anfänge vorhanden. Die Schulhygiene und der Unterricht in der Hygiene in Schulen liegt noch im argen. Von Schulmännern wie Janke, Berninger u. a. ist die Notwendigkeit einer Gesundheitslehre als solcher in der Schule betont worden. Ich bin einer der ersten gewesen, der solchen Unterricht in Fachschulen eingeführt hat als systematischen Unterricht. Auf Ärztetagen und Schultagen ist über dieses Thema eingehend referiert worden, hoffentlich mit weiterem Erfolge.

Was sonst noch an medizinisch-hygienischer Aufklärung geboten wird, ist sehr wenig. Von der sexuell-hygienischen Schmutzliteratur abgesehen, spielt die Medizin im Roman und in der Novelle immer noch eine größere Rolle, als man glaubt. Professor Pagel hat das Verdienst, in seinem Grundriß eines Systems der medizinischen Kulturgeschichte darauf hingewiesen zu haben. Nur wenig Romane erheben sich in ihren medizinischen Betrachtungen auf das wissenschaftliche Niveau; ich zähle dazu Bücher von Zola, Schullern und das Buch: „Geistlich" von Pilgrim, der die Kneippsche Medizin zum Gegenstand einer novellistischen Betrachtung macht.

Zur Aufklärung rechnet schließlich noch das Konversationslexikon, wofern nicht auch von seiten der Laien spezifisch-medizinische Lexika und Schriften zu Rate gezogen werden; die ärztlichen Briefkasten der Zeitschriften bieten auch eine Art der Aufklärung — natürlich auch eine unzutreffende, denn man muß sich doch ganz einfach fragen: Wie ist es denn überhaupt möglich, ohne genaue Untersuchung zu einem Urteil zu gelangen? Ich glaube, selbst dem Blödesten ist klar, daß man doch zunächst zu einer „Diagnose" gelangen muß, ehe man etwas dagegen tun kann. Sieht man sich nun die Inserate und auch die Briefkastenantworten mit kritischem Auge



an, so findet man, was aber dem Publikum entgeht, daß sie sich lediglich in allgemeinen Redensarten bewegen. Nichts ist individueller als die Behandlung eines kranken Menschen. Zu dieser Behandlung gehört auch die Anwendung von Licht, Luft, Wasser, Diät, Bewegung. Auch mit diesen „Naturmitteln" schematisch vorzugehen, ist ein Verbrechen am Mitmenschen. Um so größer ist das Verbrechen, wenn es sich nun gar um andere „Heilmittel" handelt, von denen viele schädlich sind. Das planlose Anwenden von Mitteln, die lediglich in der Zeitung und im Briefkasten angepriesen werden, ist direkt als ein grober Unfug zu bezeichnen. Es gibt keine Allheilmittel und kann keine geben. Die Logik, die auch Gebildete hierbei entwickeln, ist in der Tat oft staunenswert. Erstens, weil es in der Zeitung steht, muß es wahr sein; zweitens, weil es dem Herrn X. oder der Frau Y. geholfen hat und beide ein „Dankschreiben" abgefaßt und in die Zeitung gesetzt haben, darum soll es wahr sein; drittens: Ich glaube, mir fehlt dasselbe. Das alles sind nichts als Trugschlüsse! Herr X. und Frau Y. sind ganz andere Persönlichkeiten als Herr Z., der das zufällig liest!

Es gibt überhaupt nicht zwei Menschen, die einander gleich sind; und so viel Wert mancher sonst auf seine eigene Persönlichkeit legt — hier identifiziert er sich mit Hinz und Kunz! Es muß daher ernstlich davor gewarnt werden, diesen pomphaften Reklamen Glauben beizumessen.

Ich stelle nun kurz die Frage zur Diskussion: Wer soll aufklären, worüber soll aufgeklärt werden, wodurch soll aufgeklärt werden?

Tatsache ist, daß der Aufklärungsdrang des Volkes groß ist. Eine Literaturflut ist vorhanden. Hält man die Aufklärung in medizinisch-hygienischer Beziehung überhaupt für notwendig, so soll der Arzt, der Fachmann, als der dazu berufene Erzieher des Volkes, sie in die Hand nehmen. Dazu verpflichtet ihn die soziale Seite seines Berufes. In der Armee sind Belehrungen aller Art seit langem im Gange. Sie haben zweifellos Früchte gebracht. Die Japaner, deren Feldsanitätsdienst bekanntlich ausgezeichnet war, haben systematische Belehrung durch die Truppenärzte stattfinden lassen. Beim Volk ist, wie bei der Armee, ceteris paribus dasselbe zu erreichen. Die Aufklärung in die richtigen Bahnen zu leiten, ist Sache der Ärzte, sie gehört zu ihrer Aufgabe. Diese Aufklärung durch Ärzte geschieht am zweckmäßigsten im Verein für Volkshygiene, wie ein solcher Hauptverein in Berlin mit zahlreichen Zweigvereinen in den Provinzen seit 1899 unter der Führung von Schmidtmann, Douglas, Leyden, Rubner, Beerwald, Ficker besteht, dessen Mitglieder sich aus den Koryphäen der medizinischen Wissenschaft zusammensetzen. Den zahlreichen Naturheilblättern stehen leider nur wenige Zeitschriften gegenüber, die vom Standpunkt der „Schulmedizin" Aufklärung verbreiten. Hier und da bringen Zeitungen und Zeitschriften aufklärende Aufsätze von den Heroen der Wissenschaft.

Gegenstand der Aufklärung kann nur die Hygiene, die Prophylaxe, die Verhütung sein, nicht die Behandlung, die Therapie. Die Heilung ist etwas derart Persönliches, wie gesagt Individuelles, daß sie schlechterdings nicht in den Rahmen der Aufklärung paßt. Die öffentlich z. B. im Verein für Volkshygiene zu haltenden Vorträge sind lediglich Lehrvorträge ohne Laienbebatten, ohne Laiendiskussionen, die sowohl in das Uferlose gehen als auch sofort auf das individuelle Gebiet der Behandlung übergehen würden, ein Gebiet, das als Aufklärungsgebiet ein Noli me tangere sein sollte. Daß z. B. die moderne Wundbehandlung in ihren Grundzügen in Fleisch und Blut des Volkes übergegangen und prophylaktisch Segen gestiftet hat, ist als ein unzweifelhaftes Ergebnis der Aufklärung, die seinerzeit Esmarch inaugurierte, zu betrachten; hier ist ein klarer Erfolg.

Die beste Art der Aufklärung ist lediglich das lebendige, gesprochene Wort, sei es im öffentlichen Vortrag, sei es in systematischem Kursus in Schulen aller Art. Auch hier soll der Arzt als der geborene Erzieher des Volkes Lehrer sein, er soll auch die Schullehrer in Seminarien usw. unterrichten, damit diese die Schüler unterweisen; das ist zweckmäßige Aufklärung.

Die medizinische Wissenschaft ist eine internationale Macht. Nicht die Afterweisheit der Sekte ist das Maßgebende, sondern das, was die Wissenschaft lehrt. Nur auf ihr, nicht auf ihren

Auswüchsen, wächst der Boden für die Gesundheitsgesetze. Diese können im Volk erst wirksam werden, wenn sie in dessen Sprache übersetzt werden durch den lebendigen Vortrag des ärztlichen Lehrers, der „das Gold der Wissenschaft umsetzt in gangbare Münze“. Der Inhalt der Gesundheitsschutzgesetze muß hinein in das Volk! Weder der nebulose Begriff einer sog. Naturheilmethode, noch das Inseratenwesen der Zeitung kann als Quelle der medizinisch-hygienischen Aufklärung angesehen werden, sondern allein ein systematisch gestalteter Unterricht als Selbstzweck. Nicht falsch verstandene Schlagworte von Medizin und Hygiene sollen in das Volk dringen, sondern die Grundsätze müssen populär gemacht werden, die die Wissenschaft zur Bekämpfung der Krankheiten aufgestellt hat.

Nur eine in diesem Sinne geübte Aufklärung kann Nutzen schaffen. Aufklärung, hat Schiller gesagt, ist eine langsame Pflanze, die viel Pflege bedarf. Wir befinden uns erst am Anfang einer fachgemäßen medizinisch-hygienischen Aufklärung, noch gilt es, die Spreu vom Weizen zu sondern; hier winkt aber segensreiche Arbeit! Zweifellos ist der geschilderte Weg der richtige, der auch ohne Gesetz gegen die Kurpfuscherei zur wahren Heilkunde führt, die keine neue sein will, sondern alte anerkannte medizinisch-hygienische Wahrheit durch die dazu berufenen Organe, die Ärzte, im lebendig gesprochenen Wort vermitteln soll; nur eine solche Aufklärung kann den erwarteten Nutzen stiften. Nur eine solche Aufklärung darf getrieben werden.

Oberstabsarzt Dr. Neumann-Bromberg



Weiteres zum Kapitel „Vorahnungen und ähnliches“

(Vgl. Heft 6, S. 841.)

Als Kaiser Maximilian I. im Herbst des Jahres 1518 schwer darniederlag, lähmte die Hoffnungsfreudigkeit der Ärzte besonders die Tatsache, daß Collinitius (Tannstetter) vor Jahren vor Zeugen über des Kaisers Todesepoche das Horoskop gestellt hatte. Maximilian starb am 12. Februar 1519 an Krebs, vgl. H. Ulmann „Kaiser Maximilian I.“ 2. Bd. S. 760 ff. Über den Verlauf der Krankheit gibt mit allen Details Nachricht ein Schreiben des anwesenden Arztes J. Spiegel an Stromair in Mainz (1. Schlettstädter Programm 1884 Beilage VII, S. 51.)

Auf einem Kurfürstentage zu Regensburg im Juni und Juli des Jahres 1630 wurde vom Kaiser Ferdinand widerstrebend den Fürsten die Konzession gemacht, Wallenstein fallen zu lassen. Die beiden kaiserlichen Abgesandten Werdenberg und Questenberg sollten dem Gewaltigen die Botschaft überbringen. Wallenstein empfing sie in Memmingen mit großer Ruhe. Er hatte bereits in den Sternen gelesen, daß des Kurfürsten von Bayern „Spiritus gegenwärtig den des Kaisers dominiere“, und daher den Ausgang gewußt (vgl. O. Jaeger „Deutsche Geschichte“ I. Bd. S. 621).

Im 18. Jahrhundert erregte der Elbfischer Christian Hering aus Prossen bei Königstein durch seine Prophezeiungen derartiges Aufsehen, daß er während des Siebenjährigen Krieges wiederholt nach Dresden gerufen wurde, um über die Zukunft ausgefragt zu werden. Ja, er wurde sogar darüber gerichtlich verhört. Sein Beichtvater M. Süße schrieb Herings Prophezeiungen nieder, verglich sie mit der Wirklichkeit und legte das Resultat seiner Untersuchungen in einem Werk nieder, das den etwas langatmigen Titel trägt: „Ob es noch heutzutage neue Offenbarungen von wichtigen Revolutionen in der Kirche, im Staate und von besonderen Schicksalen einzelner Personen gebe, und was davon zu halten sey?“ Dresden 1772.

Die erste Vision hatte Hering, der als ehrlicher, fleißiger Mann bezeichnet wird, der keineswegs einer schwärmerischen Sekte angehörte und die Gabe der Weissagung von seinem

Vater geerbt haben soll, im Jahre 1744. Er sah bei hellem Tage viele Menschen und ein großes Gewühl am Ufer der Elbe. Darauf wurde ihm „von dem Herrn gezeigt", daß ein Held mit seinem feindlichen Heere nach Sachsen kommen und nach blutigen Schlachten in Dresden einziehen, bald darauf aber zum oberen Tore wieder hinausmarschieren werde. Diese Vision hatte der Fischer also noch vor der Schlacht von Kesselsdorf, als die preußische Armee noch in Schlesien stand und niemand an eine Operation in Sachsen denken konnte. Da er seine Vision in Dresden meldete, wurde er im Hause des Grafen Rex genau examiniert und beobachtet.

Seine nächste Vision hatte er erst im Jahre 1756 wieder. Er erzählte seinem Beichtvater unter Tränen, es lasse ihm keine Ruhe, er müsse zu seinem gnädigen Landesherrn. Mit einem Attest versehen, eilte er nach Dresden, wo er das Gehör eines Ministers fand. Er entdeckte ihm, der Herr habe ihn sehen lassen, daß nächstens Sachsen ein großes Ungewitter betreffen werde, doch werde es nicht von langer Dauer sein, sondern sich weiter ziehen. Süd-Ost (Österreich) und Süd-West (Frankreich) würden sich gegen Nord-West (Preußen) verbünden. Aber Süd-West werde gedemütigt werden und Süd-Ost nichts erreichen. Er zeigte auch vier Wochen vorher den verhinderten Rückzug zwischen Pirna und Königstein an.

Wohl seine frappanteste beurkundete und bezeugte Prophezeiung war die, daß er im Mai 1758 vielen Personen sagte: er habe gesehen, daß auf dem Schandauer sogenannten Kirchstück am Elbufer geschanzt und zum Krippner Horn eine Schiffsbrücke geschlagen worden sei, über die fremde Truppen gegangen seien. Die Erfüllung dieser Vision kam vom 14. bis 19. August. Hering aber setzte nun hinzu: Jenseits der Elbe wird sich noch ein größeres Heer zusammenziehen und sie endlich passieren. Auch diese Prophezeiung erfüllte sich bald, als die große Daunsche Armee kam, von der man damals noch nichts wußte.

Als man ihm vom Hubertusburger Frieden sprach, sagte er, der Herr habe ihm ein Kind auf dem Throne gezeigt. Bald darauf kam der minderjährige Kurfürst Friedrich Christian zur Regierung. Eine große Teuerung sah er zwei Jahre voraus. Nach längerer Pause zeigte er wieder vom spanischen Erbfolgekrieg Ereignisse an, die wirklich später eintrafen.

Hering prophezeite wachend in der Überzeugung, nur das zu sagen, was Gott ihm befohlen habe anzuzeigen.

Ein nicht leichtgläubiger Mann, der alles untersuchte, Heringen, gab sein Urteil dahin ab, daß der Prossener weder ein wirklicher Prophet noch ein Betrüger sei, sondern ein Mann mit sehr feinem Ahnungsvermögen. Er sagt (N. Miscellanien II. Teil S. 708), daß die Seele mancher Menschen einen scharfen inneren Sinn vor der anderer voraus habe. Das sei gar nichts Übernatürliches und lasse sich ohne Geist der Weissagung erklären.

Doch uns kann es hier nicht auf eine Erklärung ankommen, die sich ja doch zumeist nur mit Prägung eines neuen Namens begnügt, sondern auf Feststellung des Tatsächlichen. (Vgl. über Hering „Curiositäten" 1. Bd. Weimar 1811 S. 288 ff.)

Ohne uns hier mit Swedenborg, den ich bereits in der vorigen Notiz nannte, weiter beschäftigen zu wollen, verdient noch seine Vision vom Brande Stockholms nähere Betrachtung, schon deshalb, weil an der Tatsächlichkeit dieses Vorkommnisses nicht zu zweifeln ist. Dagegen entziehen sich Swedenborgs anderweitige Visionen, seine Gespräche mit Verstorbenen, mit Gott und Geistern nicht nur jeder Kontrolle, sondern legen den Gedanken nahe, daß dieser zweifellos mit besonderen Sinnen ausgestattete Mann häufig die Erzeugnisse einer ausschweifenden Phantasie für Realitäten hielt.

Swedenborg stieg am Sonnabend gegen Ende des Monats September 1759 um 4 Uhr nachmittags, von England kommend, in Gotenburg ans Land. Herr W. Castel bat ihn zu sich und zugleich eine Gesellschaft von 15 Personen. Des Abends um 6 Uhr war Herr von Swedenborg herausgegangen und kam entfärbt und bestürzt ins Gesellschaftszimmer zurück. Er sagte, es sei eben jetzt ein gefährlicher Brand in Stockholm am Südermalm und das Feuer greife sehr um sich. Hier ist zu bemerken, daß Gotenburg über 50 Meilen von Stockholm entfernt liegt.

Er war unruhig und ging oft heraus. Er sagte, daß das Haus eines seiner Freunde, den er nannte, schon in Asche läge, und sein eigenes Haus in Gefahr sei. Um 8 Uhr, nachdem er wieder herausgegangen war, sagte er freudig: „Gottlob! Das Feuer ist gelöscht die dritte Tür vor meinem Hause." Diese Nachricht erregte die ganze Stadt, und man setzte davon noch am gleichen Abend den Gouverneur in Kenntnis. Dieser ließ Swedenborg am folgenden Morgen zu sich rufen und befragte ihn, worauf er ihm den Brand, dessen Anfang, Ende und Dauer genau beschrieb. Am Montag abend kam eine von der Kaufmannschaft in Stockholm während des Brandes abgesandte Staffette in Gotenburg an. Am Dienstag morgen traf ein königlicher Kurier beim Gouverneur ein mit dem Bericht vom Brande, der sich nicht im geringsten von Swedenborgs Angaben unterschied. Der Brand war tatsächlich um 8 Uhr gelöscht worden.

Über diesen unzweifelhaft feststehenden Sachverhalt vgl. „Curiositäten" 1. Bd. S. 535 f., wo noch viel über Swedenborg zu finden ist.

Sehr merkwürdig sind die Wunderkuren des Grafen Franz Joseph Thun, die er an Hunderten von Kranken vornahm und 1781 auch an Lavater übte. Es scheint sich hier um frühe Anwendung von Hypnose oder Suggestion zu handeln. Daneben läuft viel Schwindel her. Interessenten seien auf den umfangreichen Bericht im 1. Bd. der „Curiositäten" S. 134 ff. hingewiesen.

Durch Zufall finde ich in der Nummer vom 13. November 1909 (S. 1027) der Münchner Allgemeinen Zeitung in einem „Das Haus der letzten Patronen" betitelten Schlachtbericht von Bazeilles aus der Feder des Major a. D. Koch-Breuberg folgendes: „Nach einem unerquicklichen Streit erlaubte ich meinem Leutnant und Freunde Luitpold Mühlbaur, daß er mit seinem Schützenzuge den Sturm unternehme. Er setzte an — und fiel als erster. Morgens hatte er mir seinen Tod vorausgesagt, ich ihn ausgelacht — und nun behielt er schauerlich recht."

Meine persönlichen Erfahrungen sind gering. Immerhin kenne ich ein Mitglied einer deutschen regierenden Familie, also gewiß keine Persönlichkeit, die um Geld in die Versuchung zu schwindeln käme, mit dem ich wiederholt zu experimentieren die Ehre hatte. Auf in Gedanken vorgelegte Fragen gibt dieser Herr sofort eine sinngemäße Antwort, und zwar schriftlich. Er selbst weiß weder, was gefragt wird, noch was er schreibt, sondern handelt automatisch. Falsch war die Antwort nie, dagegen bisweilen unklar. Merkwürdigerweise lautete sie auf die Frage „wann werde ich sterben?" regelmäßig „das weiß ich nicht", während auf jede andere Frage eine mehr oder minder bestimmte Antwort erteilt wird.

Dr. Max Kemmerich



Eine Stätte der Aufklärung

Im Laufe des Juli vollendete sich ein Jahrhundert, daß das kleine oberfränkische Städtchen **Kulmbach**, am Fuße der Plassenburg malerisch gelegen, an das Königreich Bayern kam. Es erscheint bei dieser Gelegenheit angebracht, darauf hinzuweisen, daß der genannte Ort, weltberühmt durch sein Bier und seine Brauereien, auch in der Geschichte der Menschheit, der Menschlichkeit, der Aufklärung einen Platz behaupten darf, einen Ehrenplatz sogar: Kulmbach ist einer der sehr wenigen Orte im Gebiete der europäischen „Zivilisation", in denen **niemals** Hexenscheiterhaufen rauchten, niemals unglückliche Opfer einer halb psychischen, halb physischen Volkskrankheit unter namenlosen Qualen des Leibes und der Seele litten und starben. Noch mehr! Die ehrsamen Väter der seit alters fleißig bierbrauenden Stadt können den hohen Ruhm für sich beanspruchen, in eine Reihe mit den wenigen erlauchten Geistern gestellt zu werden, die als die ersten gegen den furchtbaren Wahn Stellung nahmen, der in romanischen und germanischen, katholischen und protestantischen Landen in gleicher Weise wütete, und zwar haben sie ihn nicht theoretisch und mit papiernen Argumenten bekämpft, sondern praktisch, in dem engen Kreise ihrer Macht und Wirksamkeit mit Nachdruck

und Strenge jede Äußerung des Hexenglaubens von Anfang an konsequent unterdrückt. Ihre Namen nennt zwar „kein Lied, kein Heldenbuch“, doch sind sie auch nicht verweht und verschollen. Die von dem derzeitigen Stadtoberhaupt, Hofrat Flessa, geretteten Ratsprotokolle verkünden ihren Ruhm und sind die aktenmäßigen, einwandfreien Zeugen ihrer Verdienste.

Die erste Opposition gegen den Hexenwahn regte sich bekanntlich im 16. Jahrhundert, nachdem gegen Ende des 15. der „Hexenhammer“ das Signal zur allgemeinen Verfolgung gegeben hatte; freilich nur eine „stille und unwirksame“ Opposition. 1549 erklärte der sonst strenggesinnte J. Zink in Freiburg i. B. die Entstehung des Wahns durch Träume, 1563 erhob als erster Deutscher der kalvinistische Leibarzt des Herzogs Wilhelm IV. von Kleve seine Stimme gegen den verhängnisvollen Aberglauben, 1584 veröffentlichte Reginald Scot sein „Discovery of witchcraft“, 1591 der Trierer Professor Cornelius Callidius Loos (ein geborener Holländer) als erster Katholik seine Abhandlung „De vera et falsa magia“. Genau in dieselbe Zeit, das ausgehende 16. Jahrhundert, fällt das Vorgehen der Kulmbacher Stadtväter gegen den Hexenwahn. Es ist natürlich ganz ausgeschlossen, daß die warnenden oder zweifelnden Stimmen der Genannten bis in die kleine markgräfliche Landsassenstadt gedrungen wären; sie operierten auch keineswegs mit logischen Deduktionen und theologischen Kenntnissen, sondern handelten nach den Eingebungen eines ungetrübten, gesunden Menschenverstandes, so daß man auch hier an Schillers Wahrwort erinnert wird:

„Und was kein Verstand der Verständigen sieht,
Das übet in Einfalt ein kindlich Gemüt.“

Immerhin ist das zeitliche Zusammentreffen beachtenswert; doch wird man, will man gerecht sein, die Sache etwa so darstellen müssen: Neben einigen Gelehrten, die schon in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts eine freilich mehr schüchterne und verklausulierte Opposition wagten, war es der Rat der kleinen fränkischen Stadt Kulmbach, der — soweit heute unser Überblick reicht — zuerst nachdrücklich und ohne jede Einschränkung den Hexenglauben praktisch bekämpft hat. Es ist dabei beachtenswert, daß im Gebiet des Markgrafenlandes, wie ich seinerzeit in der Festgabe zum 60. Geburtstage K. Th. von Heigels an der Hand archivalischer Quellen nachwies, überhaupt Hexenprozesse so gut wie keine Rolle spielen; während es aber doch sonst im Bayreuthischen gelegentlich einmal wenigstens zu einer Anklage kam, zu einer Untersuchung und schließlich auch zu einer „peinlichen Befragung“, ging man in Kulmbach in umgekehrter Weise vor, man bedrohte oder bestrafte den Angeber, und diese aus den Ratsprotokollen unwiderleglich zutage tretende Erscheinung ist es, die Kulmbachs Verhalten in der Hexenfrage zu einer leuchtenden Ausnahme, die das kleine Städtchen zu einer Insel der Aufklärung inmitten eines Ozeans von Irrtum und Aberglauben erhebt.

Dabei tritt, was meines Erachtens in der Literatur über die Hexenprozesse bisher noch nicht genügend beachtet wurde, der Gegensatz zwischen Stadt und Land scharf hervor. In den bäuerlichen Kreisen lebte ja der Hexenglaube fest eingewurzelt seit alters, und zwar auch in jenen Gegenden. In den Sagen und Erzählungen des oberfränkischen Landvolkes spielt die „Drutt“ (Trude = Hexe) sogar eine ziemlich große, wenn auch durchaus harmlose Rolle. Bezeichnend ist es auch, daß unter den wenigen Fällen, da die Kulmbacher Ratsprotokolle überhaupt von Hexerei und Zauberei berichten, wenigstens einmal ein Bauernjunge ausdrücklich als Ankläger genannt wird. Im Jahre 1598 nämlich hatte ein Bauernjunge auf offenem Markt eine Frau beschuldigt, daß der Teufel ihr Geld zutrage; er mochte wahrscheinlich große Augen machen und dürfte sich sehr in seiner Unschuld gekränkt gefühlt haben, als man ihn vor den gestrengen Rat der Stadt schleppte, der nicht zauderte, ihm einen tüchtigen Denkzettel zu geben. Denn, wie schon erwähnt, diese aufgeklärte Behörde hat mit unerbittlicher Konsequenz jede Verfolgung einer der Zauberei und Hexerei verdächtigten Person abgelehnt und stets den Spieß um-



gekehrt. Selbstverständlich wurde auch bei den Städtern selbst keine Ausnahme gemacht. Es scheint, daß zum erstenmal im Jahre 1595 eine derartige Beschuldigung laut wurde; wenigstens hören wir damals von einer Frau, die gegen eine andere den Vorwurf des „Wettermachens" erhob, eine der gewöhnlichsten und zugleich gefährlichsten Verdächtigungen gegen „Hexen". In anderen Gegenden hatte eine solche Beschuldigung fast ausnahmslos den qualvollen Tod der verdächtigten Person zur Folge, zumeist auch eine Reihe anderer Prozesse mit gleichem Ausgang. Was aber geschah in Kulmbach? Die Angeschuldigte wurde überhaupt weiter nicht behelligt, die aber, so die andere bezichtigt hatte, wurde nach dem Eintrag der Ratsprotokolle „mit den Eisen" (Halseisen) bestraft! In dem schon genannten Jahr 1598 endlich erschien ein gewisser Matthias Breitengraser vor dem Rat und verklagte die Dorothea Kreuzhöferin, „ihm durch Zauberei seine Leibesbeschwerung verursacht zu haben". Der „Prozeß", der sich daraus entwickelte, hätte wahrscheinlich die helle Entrüstung der Leute wie Karpzov usw. hervorgerufen: Breitengraser wurde mit seiner Klage abgewiesen, sie wurde ausdrücklich als grundlos bezeichnet und dem Kläger unter Androhung schwerer Strafe verboten, der Kreuzhöferin in Zukunft derartige Sachen nachzureden.

Es ist von größtem Interesse, festzustellen, daß damit Anklagen und Verdächtigungen wegen Zauberei in dem glücklichen Kulmbach überhaupt aufhören: der unwiderlegliche Beweis dafür, daß ein verständiges, energisches Vorgehen der Behörden mit leichter Mühe dem Spuk hätte den Garaus machen können. Die Hexenschnüffelei der Behörden und ihrer bezahlten Spione (man denke an den entsetzlichen Trois-Echelles in Frankreich) hat den Hexenwahn zur Epidemie anschwellen und nimmer zur Ruhe kommen lassen. Auch ein anderer Hinweis scheint notwendig. Soziale, wirtschaftliche Mißverhältnisse, anderes Unglück aller Art sind keine genügende Entschuldigung für die Ausbreitung des Hexenglaubens und seiner kriminalistischen Folgen. Denn auch Kulmbach war in jenen Zeiten schwer heimgesucht, namentlich war die Pest fast ein ständiger Gast; dazu begann schon damals der erfolglose Kampf gegen die absolutistischen Gelüste der Markgrafen, die ja in der Geschichte des deutschen Despotismus eine besondere Rolle spielen. Tatsache ist, daß erst die namenlosen Leiden des Dreißigjährigen Krieges den Geist eines — allerdings auch nur harmlosen und zumeist lächerlichen — Aberglaubens nach Kulmbach trugen: die Angst vor Kometen, Sonnenfinsternissen und Mißgeburten. Weiter ging's aber auch jetzt noch nicht, während bekanntlich die durch den Hexenwahn infizierten Gebiete im 17. Jahrhundert ein neues Anschwellen der furchtbaren Epidemie juristisch-theologischer Verirrung erlebten. Man kann also ruhig behaupten, daß das energische, kluge Vorgehen des Kulmbacher Rates beim ersten Auftauchen des Hexenwahns in Kulmbach die Stadt dauernd vor diesem Unheil bewahrte.

Vom rein menschlichen Standpunkt aus scheint es vor allem beachtenswert und erfreulich, daß der gesunde Geist, der ungetrübte Menschenverstand deutschen Bürgertums im Kampf gegen den Hexenwahn die Palme beanspruchen kann; die schlichten Kulmbacher Bürger offenbarten in ihrem Verhalten mehr Klugheit, aber auch mehr Mut als die Gelehrtesten ihrer Zeitgenossen. Und dabei handelten sie doch nur in der Einfalt ihres Herzens, unbewußt der weltgeschichtlichen Mission, die sie unter günstigeren Verhältnissen hätten erfüllen können. Jedenfalls aber verdient ihr Tun der Vergessenheit entrissen zu werden, speziell in einer Zeit, die nicht müde wird, Jubiläen und Erinnerungen aufzufrischen. Dr. K. Lory



Zeitgemäßes aus Viktor Hugo

In der Sammlung „Bücher der Weisheit und Schönheit“ (Stuttgart, Greiner & Pfeiffer) gelangte soeben ein von Dr. Albert Sleumer bearbeiteter Auswahlband aus den Werken Viktor Hugos zur Ausgabe. Darin finden wir einige sehr zeitgemäße Betrachtungen. In den Reisebriefen vom Rhein stellt der französische Dichter die deutsche Freiheit der des Volkes von Neapel gegenüber:

„Die Freiheit ist dem Menschen notwendig. Man könnte sagen, daß die Freiheit die gesunde Luft zum Einatmen der menschlichen Seele sei. Unter welcher Form es auch sei, er bedarf ihrer. Gewiß, alle europäischen Völker sind nicht vollkommen frei; aber sie sind es alle von einer Seite. Hier ist die Stadt frei, dort das Einzelwesen; hier der öffentliche Platz, dort das Privatleben; hier der Glaube, dort die politische Meinung. Man könnte sagen, daß es Nationen gibt, die nur mit einer ihrer Fähigkeiten Atem holen, wie Kranke nur mit einem Lungenflügel. An dem Tage, an dem ihnen dieses Atemholen untersagt oder unmöglich wird, werden die Nationen und der Kranke sterben. Sie leben in der Hoffnung des Tages, an dem die volle Gesundheit, d. h. die volle Freiheit kommt. Bisweilen liegt die Freiheit im Klima; die Natur macht und gibt sie. Halbnackt gehen, eine rote Mütze auf dem Kopfe, einen Fetzen Leinwand als Hose und einen Fetzen Wolle als Mantel; sich von der warmen Luft, der hellen Sonne, dem blauen Himmel, der blauen See umkosen lassen, sich zur selben Zeit an das Tor des Palastes legen, wenn der König sich in sein königliches Bett legt, und besser draußen schlafen als der König drinnen; tun, was man will; fast ohne Arbeit bestehen, fast ohne Ermattung arbeiten, morgens und abends singen; wie der Vogel leben, das ist die Freiheit des Volkes von Neapel. — Bisweilen liegt die Freiheit im Charakter der Nation selbst; auch dann noch ist es ein Geschenk des Himmels. Den ganzen Tag in einer Kneipe sitzen, den besten Tabak rauchen, das beste Bier schlürfen, den besten Wein trinken, die Pfeife nur aus dem Munde nehmen, um das Glas daran zu setzen, und inzwischen alle Flügel seiner Seele ausbreiten, in seinem Gehirne die Dichter und Philosophen aufwecken, aus allen die Tugend hervorholen, Luftschlösser aufbauen, die Gegenwart stören, die Zukunft ordnen, im Wachen jene schönen Träume träumen, welche die Häßlichkeit der Wirklichkeit verhüllen, zugleich gedenken und vergessen, und so ernst, edel, schwermütig leben, den Körper im Rauche, den Geist in Hirngespinsten, das ist die deutsche Freiheit. Der Neapolitaner hat die materielle, der Deutsche die moralische Freiheit.“

In dem Buche „Napoleon der Kleine“ heißt es:

„Die Freiheit der Presse ist die Conditio sine qua non des allgemeinen Stimmrechtes. Jedes Skrutinium ohne Preßfreiheit ist durchaus null und nichtig. Die Freiheit der Presse aber bedingt als ihre notwendigen Folgesätze die, sich zu versammeln, Anschläge zu machen, Druckschriften zu verteilen, mit einem Worte jede Art Freiheit, die das allen anderen voraufgehende Recht, sich vor der Abstimmung aufzuklären, in sich schließt. Abstimmen heißt steuern; abstimmen heißt urteilen. Man stelle sich einen blinden Steuermann am Ruder vor, einen Richter, dem die Augen ausgestochen und die Ohren verstopft sind! Freiheit bedeutet also hier, sich durch alle Mittel, durch Befragung, durch die Presse, durch Rede und Gegenrede aufzuklären. Das ist die ausdrückliche Gewähr und das Lebenselement des allgemeinen Stimmrechtes. Eine Handlung kann nur gelten, wenn sie mit Bewußtsein vorgenommen wurde. Wo die Klarheit fehlt, besteht kein gültiger Akt.“

Und in seinem „Tagebuche“ notiert er im Oktober:

„Es ist kein feines Lob, wenn man von einem Menschen sagt, er habe vierzig Jahre lang seine politische Meinung nicht geändert. Was will das anderes heißen, als die Erfahrung jedes Tages sei spurlos an ihm vorübergegangen, er habe über die Ereignisse und Begebenheiten nicht im mindesten nachgedacht. Ebensogut könnte man das Wasser loben, wenn es stehend, einen Baum, wenn er abgestorben ist; das heißt die Auster dem Adler vorziehen. In den Ansichten der Dinge

ist alles der Veränderung unterworfen, in der Politik gibt es nichts Absolutes, ausgenommen die innere Moralität der Dinge; diese Moralität aber ist die Sache des Gewissens, nicht aber der Meinung. Der Mensch kann seine Meinung ändern, ohne dadurch seine Ehre zu verletzen, wenn nur sein Gewissen dasselbe bleibt. Die Bewegung, mag sie vorschreitend oder rückwärtsschreitend sein, ist eine wesentliche Bedingung für das Leben, für die Menschheit, für die Gesellschaft."

Nicht minder zeitgemäß ist es, wenn er in dem Roman „Die Weltverlassenen" (Les Misérables) bemerkt:

„Man hat berechnet, daß die zivilisierte Welt in Salven, königlichen und militärischen Artigkeiten und höflichem Donneraustausche, in Etikettesignalen, in Reede- und Festungsgebräuchen, in täglicher Begrüßung des Sonnenauf- und -unterganges seitens der Festungen und Kriegsschiffe usw. auf der ganzen Erde alle vierundzwanzig Stunden hundertundfünfzigtausend nutzlose Kanonenschüsse vergeudet. Den Schuß zu sechs Franken gerechnet, macht dies täglich 900 000, jährlich 3 Milliarden Franken, die in Rauch vergehen. Das ist nur eins. Unterdessen verhungern nämlich die Armen!"



Exklusivität

„Sind wir exklusiv?" fragt Dr. Ernst Franck in der Frankfurter Halbmonatsschrift „Das freie Wort". „Ein unbefangener Blick auf die sozialen Erscheinungsformen in Deutschland lehrt rasch, daß allerorten bei uns ein wahrhaft chinesischer Exklusivismus wuchert. Wir erfreuen uns nicht nur höchst exklusiver Regimenter, Korps, Klubs und Cliquen: alles Verbände, die einem beschränkten Wertmaßstab verklavt sind, die im Zeichen der Ballotage siegen und verkümmern und die Exklusivität zum götzenhaften Palladium erhoben haben, was sie freilich nicht hindert, in ihrer Ethik gelegentlich weniger exklusiv zu sein. Wir haben auch keine soziale Klasse oder Kaste, die nicht jede ihre stumme Exklusivität für sich und damit der anderen nichts vorzuwerfen hätte. Ist wer exklusiver als die um X., den hochkonservativen, erzreaktionären Führer? Es müßte schon die Sozialdemokratie sein. Und auch in ihr stehen sich Revolutionäre und Revisionisten nicht weniger exklusiv gegenüber als ehemals Judenchristen und Heidenchristen. Warum schreiben so viele Gelehrte, voran die Philosophen, meist ein so erbärmliches Deutsch? Weil sie genau so exklusiv sind und sein möchten wie der Ästhet, der seine im Kothurn des Herdenhassers gesprochenen Regenbogenverse als Manuskript für Gesinnungsgenossen drucken läßt. Was in Deutschland Uniform trägt, hat fast immer den Ruf, besonders exklusiv zu sein. Und es ist drollig genug, daß diese Exklusivität oft, und nicht selten gerade von den Exkludierten selbst, als auszeichnende Eigenschaft gewertet wird. Platon schrieb über das Tor seiner Akademie, daß kein der Geometrie Unkundiger dort eintreten dürfe; Schopenhauer lehnte alle Leser ab, die nicht wenigstens seine Vierfache Wurzel und Kants Vernunftkritik vorher studiert hätten —: ist es ein Wunder, daß jede geistige Richtung, jede wissenschaftliche Schule, jeder doktrinäre Esoterismus seinen Stolz darein setzt, alles, was nur ein bißchen nach Häresie schmeckt, von sich auszuschließen? Ein Italiener wird nie zugeben, daß ein Deutscher Dante ganz zu erfassen vermöchte Aber auch wir — würden wir einem Romanen, Angelsachsen oder Slaven, mag seine Bildung die tiefste, feinste, universellste sein, einräumen, daß er fähig sei, zu Goethe ein Verhältnis, für Goethe ein Verständnis zu gewinnen wie die Kultiviertesten unseres Volkes?

Die subtilsten Formen der Exklusivität treten nicht bei sozialen oder gesellschaftlichen Verbänden, sondern bei der Einzelpersönlichkeit in die Erscheinung. Denn so alt Exklusivismus und Exklusivität auch sind, so scheint sich doch im Laufe der kulturellen Entwicklung eine interessante Wandlung von der kollektivistischen zur individualistischen Bekundung vollzogen

zu haben. Die Völker und Rassen haben in ihrer Exklusivität beträchtlich nachgelassen, aber die Individuen akzentuieren sie dafür um so schärfer. Dem Empfinden der Griechen galt jedes andere Volk als Barbaren; Israel hielt sich für das auserwählte Volk Gottes und haßte die Vermischung mit fremden Stämmen.... Auf den ersten Blick könnte es scheinen, als sei die Neigung zur Exklusivität bei den verschiedenen Individuen sehr verschieden stark ausgeprägt; als bestehe eine fast gegensätzliche Artung im Wesen derer, die ‚niemand an sich herankommen lassen', und derjenigen, die offen, urban, zugänglich und umgänglich erscheinen. Aber diese Unterschiede sind doch bloß äußerlich, entspringen oft der Weltklugheit und dienen nicht selten ganz bestimmten Zwecken. Immer trifft man schließlich auf eine Grenze, die erkennen läßt, ein wie einsames Geschöpf der einzelne Mensch doch im Grunde ist. Keine menschliche Stimme erreicht ihn, keine Brücke gibt es von Mensch zu Mensch. Um seines Wesens tiefsten Kern ist eine undurchdringliche, unübersteigbare Mauer gezogen. Aber diese Mauer ist dem Einzelnen Bedürfnis. Sonst empfände er es nicht stets unangenehm, wenn jemand ihm sagt: ‚Ich kenne dich, verstehe dich ganz genau; dein Wesen hat keine Rätsel mehr für mich', — obwohl die einfachste Überlegung ergibt, daß das nicht wahr und nicht möglich sein kann. Sonst auch kämen uns wohl nie Augenblicke, in denen wir, unseres Interesses und unserer Ziele nicht achtend, entschlossen erklären: ‚Gehst du zur Rechten, so gehe ich zur Linken', oder dionysische Stunden, in denen wir mit Zarathustra fühlen: ‚Ich ziehe Grenzen um mich und heilige Kreise'. Das ist das Hohe Lied der Exklusivität. Besonders frappant tritt diese Exklusivität im Verhältnis zwischen Mann und Weib hervor, obwohl sie hier nur dunkel geahnt, nicht begrifflich gedacht werden kann. Dem Weibe bleibt der Mann stets ein Rätsel, mag er sich ihr auch noch so sehr decouvrieren —: und ebenso fühlt der Mann, daß das Weib, auch das liebendste und hingebendste, sich nie völlig gibt, nie restlos enthüllt, sondern immer noch etwas Ungelöstes, Unerlöstes zurückhält. Freilich: ob das geschieht, weil das Weib es so will oder weil es nicht anders kann: wer vermöchte das zu sagen?

Auch den Dingen und Zuständen scheint eine Art Exklusivität eigen zu sein. Nicht nur, daß sie exklusiv machen, mögen sie nun Not oder Tod, Leiden oder Glück, Krankheit, Armut oder Reichtum heißen: es gibt auch Dinge, die an und für sich selbst exklusiv sind. Zu ihnen gehört vor allem die Sprache, die jeden von sich ausschließt, der sie nicht versteht; dann auch ihr verwildertes Kind, der Jargon, wie ihn Börse, Sport, einzelne Wissenschaften gebären, wie er im Rotwelsch der Gauner, im Rotwelsch der Erotik erwachsen ist. Es gibt sehr exklusive Bücher und Kunstwerke, die jeden, der nicht für sie geschaffen oder erzogen ist, einfach nicht an sich heranlassen. Aufgaben und Probleme gibt es, geistige, ethische, politische, die alle zurückstoßen, welche weder die Waffen noch die Heldenhaftigkeit mitbringen, um sie zu besiegen..
So ist auch jede Wissenschaft und jedes wissenschaftliche Problem im Grunde durchaus exklusiv; und alle Forschung, alles Streben nach Kenntnis und Erkenntnis zielt nach nichts anderem als diese Exklusivität der Dinge zu brechen und mit ihnen zu verschmelzen.

Eine Lebensform, die sich so universell bekundet und betätigt wie die Exklusivität, wird gerechtermaßen unter kein Werturteil fallen können. Sie ist da, wirkt, fördert, hemmt und entwickelt sich, und folglich hat sie recht. Sie mag auch da recht behalten, wo sie von vernünftigen Menschen zum Prinzip erhoben wurde, aber ihr Recht hört immer auf, sobald sie Zweck wird und nicht mehr bloß Mittel zum höheren Zweck ist. Denn wo sie zum Zweck, zum fratzenhaften Symbol innerer Leere wird und nicht mehr eine Forderung des Selbsterhaltungstriebes darstellt, verarmt sie bald, wird unproduktiv und engherzig. Ihr Resultat ist dann Degeneration, im bildlichen und eigentlichen Sinn. Im bildlichen intellektuellen, wie nachdenkliche Exempel höfischer und aristokratischer Milieus beweisen; im eigentlichen, biologischen Sinne, wie dünnes altes Blaublut lehrt..."



Was uns die Geheimnisse der Gestirne verrät

Ein biederes Bäuerlein, so plaudert — wie wir gleich sehen werden: sehr wissenschaftlich — H. Bourquin im „Berl. Börsen-Courier", soll einmal zu einem Astronomen gesagt haben: „Ich kann mir wohl denken, wie Ihr den Lauf der Sterne berechnet; aber ich kann mir nicht denken, woher Ihr wißt, wie sie alle heißen!" Und wenn nun vom Halleyschen Kometen behauptet wird, daß Kopf und Schweif wesentlich aus glühenden Kohlenwasserstoffen bestehen, also aus Zusammensetzungen, wie sie unser Petroleum aufweist, so sagt vielleicht mancher Leser: der Lauf eines solchen Vagabunden mag ja festzustellen sein; aber woher kennt man die Stoffe eines Himmelskörpers, der uns erst nach geraumer Zeit einigermaßen nahekommen soll?

Und doch besitzen wir ein verhältnismäßig sehr einfaches Instrument, das dem Forscher überraschende Auskünfte über die Stoffe gibt, die ihre Strahlen in die Welt senden. Das ist ein kleines dreiseitiges Prisma aus Glas. Mag freilich der Spektralapparat, wie ihn die Wissenschaft braucht, noch allerhand feine Nebenteile besitzen, oder mag er mehrere solcher Prismen vereinigen, immer bleibt das schlichte Glasstück, das freilich sauber hergestellt sein muß, die Grundlage. Wer hätte sich nicht schon an dem schönen Spiel der Regenbogenfarben erfreut, die das Sonnenlicht erzeugt, wenn es sich im Glase bricht? Dazu ist oft gar nicht einmal ein ausführliches Prisma nötig, sondern ein Glasschliff, ein Fazettespiegel, ein eckiger Glaskörper an der Lampenverzierung — sie alle können solche Farbeneffekte erzeugen. Die Strahlen von verschiedener Wellenlänge werden durch das Prisma verschieden stark gebrochen. Dadurch treten die violetten und roten Strahlen auseinander, und es werden dazwischen die der mittleren Wellenlängen gelegt. Das Prisma analysiert also die Strahlung und zeigt uns die Farben einzeln, die wir sonst nur in der Mischung wahrnehmen. Das Sonnenlicht erscheint zunächst weiß und farblos; im Prisma zeigt es aber eine unendliche Fülle reicher und satter Farben.

Die Zerlegung der Strahlen gibt uns nun ganz bestimmte Aufschlüsse über die Natur der Lichtquellen. Das einfachste Experiment in diesem Sinne führt man aus, indem man etwas Kochsalz, welches bekanntlich Chlornatrium ist, über einer Spiritusflamme zum Verdampfen bringt. Das Spektrum des glühenden Gases hat dann zunächst eine gewisse Ähnlichkeit mit der Sonne; nur ist es weniger hell ausgebildet und erscheint besonders nach dem violetten Ende hin ziemlich dunkel. Im Gelb hebt sich aber ein sehr heller, an den Rändern scharf abgeschnittener Streifen ab: das ist die bekannte „Natriumlinie", welche man auch mit D bezeichnet. Ein solches Spektrum nennt man ein „diskontinuierliches", weil hier die Farbentöne nicht überall allmählich ineinander übergehen, da sich ja die gelbe Linie gegen ihre Nachbarschaft ohne Übergang abgrenzt. Alle glühenden Gase und Dämpfe geben solche diskontinuierlichen Spektra. Fleckenartige Erscheinungen am Himmel lösen sich in guten Fernrohren oft in Sternhaufen auf. Bisweilen gelingt das nicht, und man ist dann geneigt, sie als Nebelflecke, als glühende Gase anzusprechen. Aber vielleicht täuscht nur die Unvollkommenheit des Fernrohres. Da muß denn wohl die Spektralanalyse das letzte Wort sprechen. Diskontinuierliche Spektra werden allerdings auf Nebelflecke hinweisen, während kontinuierliche darauf hindeuten, daß wir Sonnen in glühendem, festem oder flüssigem Zustande vor uns haben.

Kohlenstoff zeigt als glühendes Gas zahlreiche Linien, von denen im Gelb und Grün einige deutlicher hervortreten. Wasserstoff kennzeichnet sich durch gelbe, blaue und violette Streifen. Durch Beobachtung sind nun ausführliche Spektraltafeln zusammengestellt worden, in denen für die verschiedensten leuchtenden Gase die Linien angegeben sind, durch die gerade sie sich auszeichnen. Wenn nun im Spektrum irgend eines seiner Zusammensetzung nach unbekannten leuchtenden Körpers eine mehr oder weniger große Anzahl von hellen Streifen erscheint, so erwächst für den Forscher oft eine recht mühsame Aufgabe. Er muß nämlich diese

Streifen im Sinne der Spektraltafeln gruppieren. So wird er beispielsweise eine gelbe, blaue und violette Linie — wenn sie vorhanden sind — zusammenfassen und dann sagen: unter anderen Stoffen ist Wasserstoff in leuchtendem Zustande vorhanden.

Übrigens läßt sich das Vorhandensein der betreffenden Stoffe auch schließen, wenn ihre Streifen nicht hell, sondern farblos, dunkel sind. Im sonst kontinuierlichen Spektrum der Sonne bemerkt man mit einem guten Apparat etwa 2000 dunkle Linien, die man die „Fraunhoferschen" nennt. Das zusammenhängende Spektrum deutet zunächst darauf hin, daß der Kern der Sonne eine glühende, feste oder flüssige Masse ist. Diese scheint von Gasen umgeben zu sein, deren Temperatur eine niedrigere sein muß. Wenn z. B. die Natriumlinie D dunkel aussieht, so darf auf das Vorhandensein von Natriumdämpfen geschlossen werden. Man nimmt nämlich an, daß die gelben Strahlen, die die Sonne an sich aussendet, von den Natriumdämpfen absorbiert werden, weil diese ja auf gleiche Schwingungen gestimmt sind. Die Natriumdämpfe vernichten diese gelben Strahlen natürlich nicht; aber sie zerstreuen sie allseitig, so daß Strahlen, die sonst unseren Apparat treffen würden, seitlich abgelenkt werden. Die Analyse der Sonnenstrahlen verrät uns deutlich, daß in der glühenden Sonnenhülle wesentlich dieselben Stoffe vorhanden sind, aus denen unsere Erde besteht.

Mögen die Weltkörper auch nicht das kleinste Teilchen als Stoffprobe zu uns herübersenden: schon ihre Strahlung genügt, um uns die Geheimnisse ihrer Zusammensetzung preiszugeben.



Das Leben in der Meerestiefe

In der Berliner Ortsgruppe des Keplerbundes erörterte der Kustos im Institut für Meereskunde, Stahlberg, die Frage, bis in welche Tiefen des Meeres das Leben reicht. Sie wurde zuerst von Eduard Forbes in Angriff genommen. Die Entdeckungen, die er mit der Dretsche an den englischen Küsten und an den Küsten des griechischen Archipels gemacht hatte, zeigten ihm eine zonale Verteilung des Lebens am Meeresboden nach der Tiefe zu in der Weise, daß gewisse Pflanzen und Tiere für die einzelnen Zonen nach der Tiefe zu ein immer größeres senkrechtes Ausmaß bekommen, zugleich aber das Leben in ihnen mehr und mehr verarmt. Forbes schloß daraus, daß das tierische Leben schließlich von einer bestimmten Tiefe an ganz erlöschen würde, genau so, wie er das erfahrungsmäßig für die Pflanzen des Meeres festgestellt hatte. Er setzte die Nullgrenze des Lebens im Ozean auf rund 550 Meter Tiefe an. Nachdem nun längere Zeit hindurch die Unbewohnbarkeit der Tiefe in den wissenschaftlichen Fachkreisen als eine Art Dogma angesehen worden war, wurde der Gegenstand infolge biologischer Beobachtungen bei Kabellegungen wieder zu einer offenen Frage. Bodenproben aus den atlantischen Tiefen enthielten Unmengen Schalen kleinster Tiere. Hatten diese Foraminiferen nun am Boden der Tiefsee selbst gelebt oder waren die Schalen nur nach ihrem Tode dorthin abgesunken? Beide Anschauungen fanden ihre Vertreter. Also zunächst keine Entscheidung. Dann aber kamen mit einem im Mittelmeer gehobenen Kabel, das in 2000 Meter Tiefe gelegen hatte, Korallen herauf, die auf dem Kabel festgewachsen waren. Mit dieser Beobachtung war die Forbessche Nullgrenze des Lebens widerlegt. Nach wieder einer ganz anderen Richtung wurde das Interesse durch eine Beobachtung Huxleys gelenkt. 1868 hatte er in einer schon vor längerer Zeit gesammelten Bodenprobe aus dem Atlantischen Ozean ein eigentümliches Gebilde aufgefunden, das er als ein Lebewesen von sehr niedriger Organisation ansah, etwa passend in die von Häckel nicht lange vorher aufgestellte Gruppe der Moneren. Er nannte es, mit allem Vorbehalt für seine Deutung, Bathybius Häckelii. Häckel fand

dieselben Gebilde protoplasmatischer Natur in einer anderen Tiefseebodengrube; er gab eine außerordentlich lebenswahre Zeichnung des Geschöpfes und freute sich darauf, daß sich hier nun an einer Stelle, wo man es am wenigsten vermutet hatte, das Problem der Entstehung des Lebens selbst enthüllen sollte. Sah es ihm doch so aus, als müßte der Bathybius in der Tiefe durch Urzeugung ständig aus Anorganischem neu entstehen. Die durch alle diese Beobachtungen und Studien angeregte erste große Tiefsee-Expedition auf dem Challenger bestätigte zunächst die Abnahme der bodenständigen Tiere im Sinne von Forbes nach der Tiefe zu; aber eine Nullgrenze fand man nicht. Nach jahrelangem ergebnislosen Suchen nach dem Bathybius ergab sich durch einen Zufall die Natur desselben als anorganisch. Bathybius war ein schleimiger Gipsniederschlag, aus dem Seewasser durch reichlichen Alkoholzusatz ausgeschieden und jederzeit wieder ausscheidbar.

So war denn die Frage des Lebens in den großen Meerestiefen durch die Challenger-Expedition, wie erwartet, bejahend beantwortet. Fragen des Lebens sind seitdem immer zahlreicher neu aufgetaucht. Die Tiefsee-Fauna hat im wesentlichen mesozoischen Charakter. Die Mehrzahl der Formen geht auf Kreide und Jura, eine Anzahl Gattungen auch auf die Trias zurück, und noch heute besteht wohl ein Nachrücken von Formen nach der Tiefe. Für die Tiefseefische im besonderen zeigt sich, daß die Besiedelung vorgegangen ist auf den Kontinental-Abdachungen hinab durch eine Einwanderung der am Grunde lebenden Formen; daß die großen Tiefseebecken dabei erst von verhältnismäßig wenigen Arten erreicht sind; daß ferner der Raum zwischen 400—700 Meter Tiefe und dem Boden seine Einwanderer überwiegend von den pelagischen Formen der oberen Wasserschicht erhalten hat, daneben aber auch durch Grundfische, die vom Grunde unabhängig geworden sind. Die Bedingungen, unter denen sich das Tiefseeleben abspielt, haben sich dabei durchaus nicht als so völlig alles beherrschend herausgestellt, wie es wohl von vielen Seiten erwartet war. Unzweifelhaft haben sie die Organismen veranlaßt, sich nach neuen und bestimmten Richtungen hin zu entwickeln (Leuchtorgane, Teleskopaugen), aber die äußeren Bedingungen allein tun es nicht. Bei dem Einschlagen neuer Entwicklungsbahnen sehen wir unzweifelhaft eine eigentümliche Selbständigkeit der Organismen sich geltend machen, die auf die starke Wirkung innerer Faktoren hinweist.



Amerika-Schwindel

Noch immer gibt's Narren genug bei uns, die sich nur wohl fühlen, wenn sie sich als Affen irgendwelchen Auslandes produzieren können. Bei uns tötet ja das Lächerliche nicht. Es wäre auch schlimm für unsere „numerische Überlegenheit", wenn's das täte. Nur die Wahl, wem man unter den vielen Auslanden nachäffen soll, macht zeitweilig einige Schwierigkeiten. Aber auch nur zeitweilig. Wie bei uns alles von oben kommt, so auch die Erkenntnis dessen, was im gegebenen Augenblicke das „Modernste" ist. Das Modernste aber ist bis auf weiteres Amerika.

Zwar ist, wie „ein Heimgekehrter" im „Freien Wort" (Frankfurt a. M.) feststellt, der Amerika-Enthusiasmus schon alten Datums und das heute geflügelte Wort vom „Lande der unbegrenzten Möglichkeiten" schon vor fünfzig Jahren geprägt worden. Aber erst heute, im Zeitalter der Erfolgsanbeterei, wirkt es so recht „magisch" auf uns, treibt es uns an, die industriellen und kommerziellen Erfolge dieses Landes zu erjagen und seine Methoden und Einrichtungen emsig zu studieren und zu imitieren.

„In diesem Epitheton aber liegt schon der schwere Vorwurf gegen die Überspannung und Übertreibung einer Leben und Seele schädigenden und unsere gesamte Kultur bedrohenden

Tätigkeit, die schwere Weltkalamitäten heraufzubeschwören droht. Die amerikanische Massen- und Überproduktion hat ja ungeheure Güter geschaffen, Ägypten und Babylon übertrumpfende Riesenbauwerke hervorgebracht und eine schwere Menge Midasse, denen aber auch das traurige Midaslos reichlich zuteil geworden.

Denn lebenswert und reizend ist das amerikanische Leben nicht, trotz all dem Komfort und Luxus und den Palästen, mit denen sich diese Plutokratie zu umgeben weiß. Die aufregende Dollarjagd in der Werktagswoche, die höchst eintönige und puritanische Sonntagsfeier, die ungesunde Speisezubereitung und die Hast der Mahlzeiten, das vulgäre und tolle Treiben in den Sommerplätzen — dies alles macht, daß sie an hochgradiger Nervosität und Dispepsie leiden. Darum verlassen sie auch mit den Schwalben im Süden bei Ankunft des Frühlings ihre Heimstätte, ostwärts ziehend, um sich irgendwo für wenige Monate ein kosigeres Nest zu erbauen, als es die Heimat gestattet.

Die Natur selbst zwingt dazu, denn die abnormen Witterungsverhältnisse der Vereinigten Staaten machen den Sommer zu einer unerträglichen Plage. Die amerikanische Landschaft scheint in potemkinscher Weise übermalt zu sein. Dem kurzen üppigen Grün folgt jähe ein fahles Gelb. Kein Baum verbreitet Schatten, und kein Singvogel läßt sich vernehmen, außer mocking bird, Spottdrossel. Nur im Spätherbst, dem sogenannten indianischen Sommer, ist es reizend und atmet alles erleichtert auf.

Dieses Sprunghafte in der Natur mit ihren jähen Übergängen und fürchterlichen elektrischen Entladungen, Zyklonen und Tornados scheint sich den Menschen mitzuteilen und ihre rasende Geschäftstätigkeit und Lebensweise zu bestimmen.

In diesem brodelnden Hexenkessel einer nimmer rastenden Zyklopentätigkeit gibt es keinen Raum für Gleichmaß der Seele und harmonisches Leben. Das Menschenleben ist da so billig wie Brombeeren. Der Würgengel der Industrie und des Verkehrs hält da seine reichlichste Ernte. Geist und Körper sind nirgends in der Welt so gefährdet wie hier. Über 5000 Personen verloren nach staatlicher statistischer Angabe im vorigen Jahre allein durch Eisenbahnzusammenstöße ihr Leben, und über 76000 wurden verwundet, und viel größer noch wird die Summe der Opfer des harten Lebenskampfes und des Molochs Industrie sein ..."

Verfasser war in den achtziger und neunziger Jahren Zeuge von finanziellen Katastrophen im Westen, wo Hunderte von Banken ihre Zahlungen einstellten und Millionen saurer Ersparnisse flöten gingen und kein Hahn danach gekräht hat. Das sei kein Novum in den Vereinigten Staaten:

„Noch frisch in aller Erinnerung ist der Riesenskandal in der auch hierzulande ihre Geschäfte betreibenden großen Versicherungsgesellschaft Equitable, der nur dadurch aus der Welt geschafft werden konnte, daß Expräsident Cleveland zum Administrator und Staatssekretär Morton zum Verwalter der Gesellschaft eingesetzt wurden. Wie unsicher sind dadurch die Ersparnisse der Arbeiter und wie illusorisch das große Glück der vier- und fünffach höheren Löhne!

Ja, frenzied, aufregend und ungesund ist das ganze Leben, dessen beide Pole, die Presse und die Politik, wir hier nur andeuten. Es ist ja genügend bekannt, welche Rolle diese im amerikanischen Leben spielen, welchen Staub sie aufwirbeln, und welcher Korruptionssumpf da entstanden ...

Was im allgemeinen not tut, das ist ein gesunder volkswirtschaftlicher Sinn, der überall fehlt. Der amerikanische Geist ist nur auf das Gigantische und Elegante eingerichtet. Mit Kleinigkeiten gibt er sich nicht ab, und der Mittelweg ist ihm verhaßt. Staunen erregen die Werke der öffentlichen Fürsorge, der Philanthropie, der Kunst und Wissenschaft, aber sie sind nur ein Feld der fürchterlichsten politischen und nepotischen Günstlingswirtschaft. — Die ganze Nation soll auf hohem Fuße leben. So will es der Amerikaner. Der Traum Heinrichs IV. scheint hier erfüllt: Jeder Bürgersmann Sonntags sein Huhn im

Topfe und dazu noch Turkey, Puter, am Thanksgiving day für jeden Armen. Dies alles aber kann die traurige Tatsache des mächtig anschwellenden Proletariats nicht verhüllen . . .

Uncle Sam ist ein gewaltiger Kolonisator und Organisator, aber ein herzlich schlechter Volkserzieher. Als würdiger Erbe der spanischen Konquistadores in den Besitz der neuen Welt gelangt, hat er seine Herrschaft von Meer zu Meer ausgedehnt und ein Riesenreich geschaffen. Doch was ist aus den Autochthonen, den Indianern, geworden? Das erzählt ein in den Vereinigten Staaten gedrucktes Buch, das den bezeichnenden Titel trägt: A crime of our time, ein Verbrechen unserer Zeit. Auf zivilisatorischem Wege zum Aussterben gebracht, bildet der Rest wandelnde Gespenster und ein großes Zigeunerlager. — Das ist das Resultat der großsprecherischen Indianeranstalten.

Und auch mit der Zivilisierung der schwarzen Rasse war Uncle Sam nicht glücklicher. Trotz ihrer Befreiung und Emanzipation ist das Bürger- und Arbeitermaterial, das da hervorgeht, ein sehr dürftiges, und die Negerfrage ist, wie die nicht enden wollenden Lynchereien im Süden beweisen, noch ebenso akut wie vordem und droht zu einer schweren Landesgefahr zu werden.

Wie schaut's endlich mit der Erziehung der eingewanderten Fremden und des eigenen Nachwuchses aus? Trotz eines sehr ausgiebigen, reichen Schulbudgets und aller Nivellierungskünste will es doch nicht gelingen, alle die fremden Elemente in eine einheitliche nationale Form umzuschmelzen. Italiener, Slawen, Asiaten und russische Juden leben, wie sie's daheim gewohnt sind. Diese Fremdenkolonien sind in letzter Zeit mächtig angeschwellt und drohen, den Nativismus, wie in der Japaner- und Hindueinwanderung, auch hier zu erwecken. Dies bildet auch gegenwärtig die schwere Sorge der Gesetzgeber in Washington und hat die drakonischen Einwanderungsgesetze hervorgerufen. Doch dieser gewaltige Einwanderungsstrom ist nicht einzudämmen, und zudem braucht man das fremde Arbeitermaterial, da das Land selbst keine Arbeiter und Arbeiterinnen, sondern nur gentlemen und ladies, die nach Herzogs- und Fürstenkronen ausschauen, erzieht. Jede ins Land kommende Arbeitskraft verdirbt aber bald. Das arbeitstüchtigste Dienstmädchen wird nach kurzem Aufenthalt anspruchsvoll und unbrauchbar, trotz fünffach höheren Löhnen. Die Dienstbotenfrage gehört zu den schwersten Misären des amerikanischen Haushalts.

Die Jugend ist roh und verwildert. Die Sünden der amerikanischen Kindererziehung erfordern ein besonderes Kapitel . . . Es genügt, auf ihr rücksichts- und respektloses Verhalten Eltern und älteren Personen gegenüber hinzuweisen. Besonders toll treibt sie es an dem glorious fourth, dem 4. Juli, dem Tage der Unabhängigkeitserklärung, wo Tausende und aber Tausende infolge der unsinnigen Schießerei getötet oder zu Krüppeln werden. Die Jugend entgleist auch so fürchterlich, daß reformatories, Reformschulen, legionenhaft, und children's courts, Kindergerichte, notwendig werden.

Was also kann Amerika uns lehren? Etwa die Exzentrizität seiner im Gerichtssaal in den famosen Scheidungs- oder Break of promise of marriage-Prozessen unrühmlich glänzenden Frauen, oder die Exzentrizität des Dr. Osler, der ex cathedra allen Alten über sechzig den menschenfreundlichen Rat erteilt, sich mit Hilfe von Chloroform ins Jenseits zu schicken? Er hat wahrlich dem Amerikaner in seinem Empfinden aus der Seele gesprochen, denn das Alter ist hier wirklich bei der großen Rücksichtslosigkeit, der es auf Schritt und Tritt ausgesetzt ist, eine Plage. Selbst von Enkelkindern muß es sich ein query old people ruhig gefallen lassen. — Möchte Deutschland diesem Geiste fern bleiben und ein Asyl der ruhebedürftigen Alten sein, daß Berthold Auerbachs Ausspruch wahr bleibe: ‚Deutschland ist unser Vaterland, aber Amerika unser Kinderland!'

Und last, but not least: das Deutschtum und die deutsche Sprache sind nirgends im Auslande, selbst in Rußland nicht, so gefährdet wie in den Vereinigten Staaten. Nur in den dichten Zentren des Deutschtums, wie Milwaukee und noch einigen Städten, da leistet es noch erfolgreichen Widerstand. Der Ameri-

kaner beschränkt sich in seinem Jingoismus nur auf sein Englisch und spricht selten eine fremde Sprache. Das Deutsche mit seiner schwierigen Grammatik ist ihm ein Greuel, und den Kindern erst recht, die ja tun und lassen, was sie wollen. Die zweite oder dritte Generation geht dem Deutschtum unwiederbringlich verloren. Die Kinder sind zu Hause zum Deutschsprechen nicht zu bewegen und schimpfen besonders auf das damned Dutch. Sie liefern dann das Heer der Renegaten und Deutschenhasser, die sich der Einführung des deutschen Unterrichts in den öffentlichen Schulen widersetzen. Ja, in vielen deutschen Turnvereinen ist die deutsche Sprache nicht mehr im Gebrauch. Daß es doch noch eine große deutsche Presse und eine deutsche Gesellschaft gibt, das kommt daher, daß die altdeutsche Einwanderung noch nicht ausgestorben ist, und hauptsächlich dankt erstere ihr Bestehen der politischen Wahlkampagne, die das zahlreiche Deutschtum als voting cattle zu würdigen weiß und dementsprechend unterstützt. Die Ehrungen eines Karl Schurz oder Generals Sigel gelten den amerikanischen Kriegshelden und nicht den Deutschen. Das ist in nuce der wahre Stand des Deutschtums in den Vereinigten Staaten.

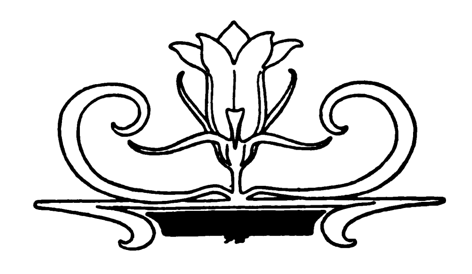
Wozu also aber diese Liebesmüh', dieses Haschen und Buhlen um amerikanische Freundschaft? Cui bono? Der Yankee, dessen Egoismus wohl zehnmal so stark als der unsere ist, wird uns nichts schenken. Er ist so lange unser Freund, als er doppelt so viel von uns zu bekommen hofft, wie wir von ihm erwarten.

Das monarchische Kokettieren mit der Republik wirkt nur belustigend auf ihn und hat ihm jüngst auch Verlegenheit bereitet durch das Geschenk der Reiterstatue Friedrichs des Großen. Der Republikaner denkt nicht daran, seine öffentlichen Plätze mit Monarchenidealen zu schmücken, und so hat sich unser großer Preußenkönig mit einem bescheidenen Plätzchen im Washingtoner Institut begnügen müssen. So endete die große Staatsaffäre.

Dieses ganze Aufgebot des Professorenaustausches kann zu weiter nichts führen, als daß unsere Kunde über amerikanische Zustände noch mehr verwirrt wird, als es durch die bequemen globetrotters geschehen, welche Amerika aus dem Gesichtswinkel fashionabler Hotels und der 5. Avenue studieren und uns mit irreleitenden Schilderungen versehen. Auf sie paßt der alte bekannte Spottvers in etwas veränderter Version:

‚Es flog ein Gänschen übers Meer,
Und kam als Siegack wieder her.'

Diese Herren Professoren aus dem buen retiro der idyllischen und eleganten amerikanischen Universitätsstadt, fern vom Geräusche des Lebens, das sie kaum kennen und woran sie sich nicht beteiligen, vermögen uns über dasselbe keine richtige Vorstellung zu geben."





Die hier veröffentlichten, dem freien Meinungsaustausch dienenden Einsendungen sind unabhängig vom Standpunkte des Herausgebers

Die Wahrheit über den „Menschenschacher" der hessischen Landgrafen

Man sagt: Lügen haben kurze Beine. Es gibt aber gewisse Geschichtslügen, die haben recht lange Beine, so lang, daß sie fast nicht tot zu machen sind. Zu ihnen gehört die Legende von dem Menschenschacher hessischer Landgrafen. Es ist kaum zu glauben, wie lange sich diese Geschichtslüge trotz vielfacher Widerlegung hält, sogar im „Türmer"! Ein Aufsatz im Juniheft d. Js. S. 406 über J. G. Seume von Willy Branbach, in welchem der Landgraf Friedrich II. von Hessen ein „berüchtigter Menschenschacherer" genannt wird, gibt mir Veranlassung, die Sache auch einmal im Türmer zur Sprache zu bringen.

Jeder einigermaßen geschichtskundige Mensch sollte wissen, was es mit den sogen. Subsidienverträgen deutscher Fürsten im 17. und 18. Jahrhundert für eine Bewandtnis hat. Ich gebe nur einige Beispiele aus dem Schriftchen von Carl Preser (bei N. G. Elwert in Marburg): Der Soldatenhandel in Hessen, ein Versuch einer Abrechnung, Preis 1 *M*, welches ich jedem, dem es um die Wahrheit zu tun ist, empfehle. Danach gibt es wohl keinen deutschen Staat, der nicht seine Subsidienverträge mit dem Ausland geschlossen hätte. In erster Linie: Brandenburg. Daß schon der Große Kurfürst seine Truppen dem Könige von Frankreich gegen gute Bezahlung lieh, eventuell sogar zur Benutzung gegen deutsche Reichsstände, ist wohl bekannt. Später tat sich Brandenburg bzw. Preußen durch solche Subsidienverträge mit dem Ausland hervor: Friedrich III. (als König I.) lieh dem Prinzen von Oranien 6000 Mann gegen England gegen Bezahlung, und so seine Nachfolger. Ich greife nur einige heraus: Vertrag vom 16. Januar 1756 (also unter Friedrich d. Gr.) mit Großbritannien „wegen gewisser Zwistigkeiten, die sich in Amerika hervorgetan", ein weiterer vom 16. Februar 1756 und 11. April 1758, alle gegen Bezahlung; in letzerem verpflichtet sich der König von Großbritannien gegen Stellung von 50 000 Mann an Seine Majestät von Preußen jährlich 4 Millionen Taler zu zahlen (Preser S. 33). Ein ähnlicher Vertrag wurde mit Rußland abgeschlossen 31. März und 11. April 1764. Ferner unter Friedrich Wilhelm II. 13. Juni 1788: 16 000 Infanterie, 4000 Kavallerie gegen Zahlung von Subsidien, um dem König von Großbritannien zu helfen „par mer ou par terre". Dies nur einige Beispiele. Von den Verträgen von 1758—1761 (also drei Jahre aus der Regierung Friedrichs d. Gr.) flossen Preußen rund 16 Millionen Taler zu (a. a. O. S. 34). Aber nicht allein Brandenburg-Preußen, sondern fast alle deutschen Reichsstände machten solche Geschäfte mit dem Auslande, meist mit Großbritannien, welches das meiste Geld hatte, aber auch mit Frankreich und den Niederlanden: Baden, Braunschweig, Bayern,

Darmstadt, Mainz, Mecklenburg, Württemberg u. a. So schloß auch Hessen einen Subsidienvertrag mit England, um ihm im nordamerikanischen Aufstand zu helfen. Nur muß bei Hessen hervorgehoben werden, daß die Subsidienverträge nicht einseitig vom Fürsten abgeschlossen wurden, sondern unter Mitwirkung, ja vielfach auf Betreiben der Landstände, sich also vollständig im Rahmen der hessischen Landesverfassung vollzogen, was bei den übrigen Reichsständen, besonders Brandenburg, nicht geschah. Ferner, daß die Gelder verwendet wurden zum Besten des Landes, für Kunst und Wissenschaft, und besonders für Hebung des Bauernstandes überhaupt, um dem Lande, das unter den Kriegsläuften sehr gelitten hatte, wieder aufzuhelfen. Die Landeskinder verhielten sich keineswegs ablehnend gegen solche Kriegsdienste, sie drängten sich dazu. Es gibt keine Adelsfamilie in Hessen, deren Söhne sich nicht auf den Schlachtfeldern Amerikas Lorbeeren erwarben neben vielen Offizieren aus bürgerlichem Stande. Sie durften nicht von ihrem Truppenteil getrennt werden, blieben unter dem Kommando ihrer Generale, die der Landgraf ernannte. Der Landgraf blieb ihr Kriegsherr; sie kehrten, wenn der Feldzug beendet bzw. der Vertrag abgelaufen war, als hessische Truppen in die Heimat zurück. Die Soldaten wurden nicht gepreßt, gewaltsame Werbungen wurden aufs strengste verboten, die Offiziere, die sich einer solchen schuldig machten, mit Kassation bestraft. Die betreffende Verordnung mußte von den Kanzeln verlesen werden (a. a. O. S. 10 f.).

Immerhin! Subsidienverträge hat auch der Landgraf von Hessen geschlossen, er war auch ein Kind seiner Zeit, und das ganze 18. Jahrhundert ist in Beziehung auf das Kriegswesen recht eigentlich das Jahrhundert der Subsidienverträge. Wir wollen diese Verträge, in denen Truppen sozusagen gegen Bezahlung vermietet wurden, keineswegs entschuldigen, noch weniger verteidigen, unser Gefühl im 20. Jahrhundert lehnt sich dagegen auf. Aber wie kommt es, daß gerade Landgraf Friedrich II., der sich doch vorteilhaft in diesem Handel vor den übrigen Potentaten auszeichnete, daß gerade dieser Fürst, der vor anderen als ein treusorgender Vater sein Land regierte, daß gerade er zur Zielscheibe gehässiger Ausfälle („verkaufte Landeskinder", „Menschenschacherer" usw.) gemacht wird?

Preser gibt in seinem Schriftchen drei Gründe an (S. 84 f.): 1. daß in Hessen die Subsidienüberschüsse nicht vertan wurden, sondern einen wohl verwalteten Fonds bildeten; es ist das der sogen. Hessische Staatsschatz, der 1866 mit dem ganzen Lande von Preußen „annektiert", später, als die übrigen preußischen Provinzen aus Staatsmitteln Provinzialfonds erhielten, dem „Regierungsbezirk Kassel" als „Dotation" überwiesen wurde, und in dieser Gestalt noch heute der kommunalständischen Verwaltung des Landes die hauptsächlichsten Betriebsmittel liefert. Da fehlt es denn nicht an Leuten, welche angesichts dieses vielen Geldes, wie ebenso bei dem Anblick der Zeugen von der guten Verwendung jener Gelder (Museum, Wilhelmshöhe usw.) sagen: Ja, ja, das ist von den verkauften Landeskindern. Bei den anderen war das Geld eben schon lange verpulvert, und deshalb vergaß man die „verkauften" Landeskinder.

2. Der Haß der Yankees, die in der selbständigen Kriegsmacht der Hessischen Truppen neben der englischen Armee die Gefahr erblickten, an der ihre Erhebung zu scheitern drohte. Von ihnen gingen die ersten Verleumdungen aus, um die hessischen Soldaten zur Desertion zu bewegen. Unter anderen ein gefälschter, geradezu scheußlicher Brief, den der Landgraf an den Oberbefehlshaber der amerikanischen Truppen sollte geschrieben haben, worin der Landgraf seine Freude darüber ausspricht, daß in einem Gefecht so viele gefallen seien, und sein Mißfallen über einen Major, der sein Bataillon gerettet habe, weil ihm dadurch die Entschädigung für die Gefallenen entgehe. Geradezu scheußlich. Der Brief ist Mache der Yankees, im Allianzvertrage ist von Entschädigung für gefallene Soldaten überhaupt keine Rede. Scheußlich! Und dennoch, obgleich Dr. Hammacher, der sich dieses Pamphlets im Abgeordnetenhaus bedient hatte, im Jahre 1875 revozieren mußte, so bringen es das Berliner Tageblatt und die Berliner Neuesten Nachrichten fertig, im Jahre 1890 noch einmal ihren Lesern diesen „Handel

mit Menschenfleisch" aufzutischen (siehe Preser S. 89 f.), und schließen den Bericht mit den Worten: „Also unzufrieden war dieser edle Landesvater, weil ein Offizier 300 seiner Untertanen gerettet und zu wenig Verluste bei seinen Truppen gehabt hatte, wodurch ihm das von den Engländern für jeden Gefallenen zu zahlende Blutgeld entging." Solche langen Beine haben diese Lügen. Muß einem nicht angesichts solcher Verdächtigungen die Schamröte in das Gesicht steigen?

3. Verleumdungen, die der Dichter Seume teils aus verletztem Ehrgeiz, teils aus Dummheit (denn er widerspricht sich vielfach selbst) in die Welt gesetzt hat und die prüfungslos nachgeschrieben und vielfach noch sinnlos aufgebauscht sind.

Was die beiden ersten Punkte betrifft, so verweise ich auf das Presersche Schriftchen. Mir kommt es hier besonders auf Seume an, auch Willy Braubach schreibt das Seumesche Zeug unbesehen nach.

Ein junger Student in Leipzig, namens Seume, dem das Studium nicht mehr behagt, kommt auf die Idee, die Welt sehn zu wollen, um Abenteuer zu erleben. Mit 9 Talern in der Tasche verläßt er bei Nacht und Nebel seine Heimat, seine Mutter, seine Gönner, um nach Paris und von dort nach Metz auf die Artillerieschule zu gehen. Aber unterwegs bei Vacha in Hessen trifft er mit hessischen Werbern zusammen und läßt sich anwerben für Amerika. Von einem Zwang kann keine Rede sein bei dem strengen Verbot des Landgrafen. Es gefällt ihm gut, „über den Ozean zu schwimmen war für einen jungen Kerl einladend genug", schreibt er selbst. Er schreibt an seine Gönner in Leipzig, Graf Hohenthal, Graf Ysenburg, aber kein Wort davon, daß er zwangsweise nach Amerika soll, er erzählt, daß er in Ziegenhain von dem alten General Gore mit vieler Freundlichkeit behandelt sei. Es wäre ihm ein leichtes gewesen, bei den strengen Bestimmungen in Hessen betreffs Zwangswerbung loszukommen, wenn er solchen Zwang empfunden hätte, ja, des Generals Gore Dienstpflicht wäre es gewesen, ihn sofort zu entlassen, wenn er selbst es gewollt hätte. Aber er wollte gern nach Amerika, „ich hatte den Drang, die Welt zu sehn", schreibt er selbst. Angesichts dieser Tatsachen ist es mit seinem „Protest" bei seiner Werbung, von dem er freilich einmal spricht, gewiß nicht so ernst gemeint gewesen. Er wird auch schon, ehe er den amerikanischen Boden betritt, zum Unteroffizier ernannt, wird als akademisch gebildeter Mensch von den Offizieren herangezogen, fühlt sich dort sehr behaglich — da kommt ihm sehr unerwünscht der Friedensschluß, denn nun ist es mit dem Avancement aus. Warum? Seume schreibt: „Nach unserer alten sogen. guten Ordnung konnte kein Bürgerlicher weiter aspirieren, als bis zum Feldwebel." Hiermit spricht er nun eine bewußte Unwahrheit aus, denn er mußte doch wissen, daß in seinem Korps mehr bürgerliche Offiziere waren als adelige, daß einzelne Regimenter, besonders die Artillerie, sogar ausschließlich Offiziere bürgerlichen Standes hatten. Der Grund war ein anderer: Seume hatte allerdings keine Aussicht, Offizier zu werden, weil er ungeeignet war, das verdrießt ihn, aber schuld daran muß der alte hessische Zopf sein, wonach kein Bürgerlicher Offizier werden kann. — Es geht auf die Rückreise, einige „schwere Goldstücke" hat er sich erspart, auf dem Marsch nach Kassel, bei Minden, kommt ihm die unglückliche Idee, zu desertieren (Offizier kann er ja doch nicht werden), und nun wird er von preußischen Werbern aufgefangen, und diesmal allerdings zwangsweise gegen seinen Willen nach Emden geschleppt, wo er gemeiner Soldat werden muß. Von da versucht er zweimal zu desertieren, wird aber jedesmal wieder erwischt. Endlich stellt ein hochherziger Gönner eine Kaution von 80 Talern für einen Urlaub nach Sachsen; er läßt die Kaution schwinden und kehrt nicht zurück und schreibt seine Verunglimpfung hessischer Fürsten.

Angesichts dieser historischen Tatsachen schreibt nun Willy Braubach: „Als ein Opfer des berüchtigten Menschenschacherers Friedrich II. von Hessen-Kassel wurde er an die Engländer verkauft, in deren Sold er an dem nordamerikanischen Freiheitskriege teilnahm, hierauf kam er in preußische Dienste" usw.!! Wie harmlos das klingt: „kam in preußische Dienste".

Dankbar müssen wir Hessen dem Herrn Generalmajor z. D. G. Eisentraut, einem geborenen Preußen, sein, daß er in einem längeren Aufsatz im „Hessenland" (Nr. 5—9 des laufenden Jahrgangs: „Johann Gottfried Seumes Rekrutenzeit 1781/83" die Lügenmär von dem Verkauf hessischer Soldaten unter dem Landgraf Friedrich II. und ihre angeblich schmähliche Behandlung im nordamerikanischen Kriege ins rechte Licht gestellt hat. Die „Hessischen Blätter" (Melsungen) schreiben darüber: Diese Verleumdungen fußen bekanntlich auf den leichtfertigen und absichtlich falschen Angaben, die Seume in dem Bruchstück einer Selbstbiographie über seine Anwerbung bei den hessischen Truppen gemacht hat. Herr Generalmajor Eisentraut hat nun diese Angaben an der Hand damaliger hessischer Kriegsakten, die früher wohl in der Wilhelmshöher Schloßbibliothek verwahrt wurden und sich gegenwärtig im Kriegsarchiv des Berliner Großen Generalstabs befinden, nachgeprüft, ergänzt und berichtigt. Am Schlusse seiner ausführlichen und umsichtigen Darstellung gelangt er zu folgendem Ergebnis, das voll und ganz die Auffassung bestätigt, die in den „Hess. Blättern" schon seit Jahrzehnten über Seumes wahre Erlebnisse bei den Hessen und seine falsche Darstellung derselben vertreten wurde:

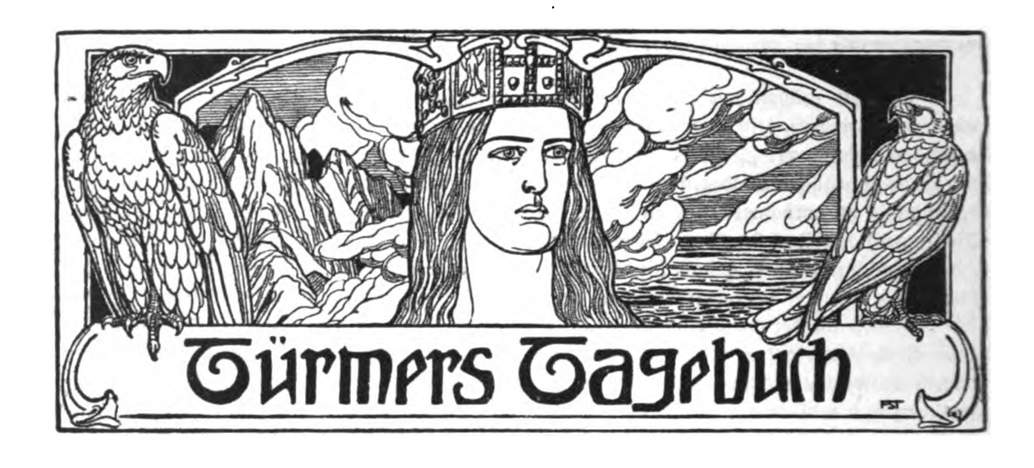
Es ist schon oft ausgesprochen, daß Seumes häufige Entstellungen seiner Erlebnisse in Hessen und Amerika auf gekränkten Ehrgeiz zurückzuführen sind, auf das Fehlschlagen seiner Hoffnungen, die er auf den Kriegszug nach der neuen Welt gesetzt hatte. Wir können uns dieser Ansicht nur anschließen. Hätte Seume Ursache gehabt, sich über irgend eine ihm bei den Hessen widerfahrene unwürdige Behandlung zu beklagen, so hätte er es gewiß getan, um so mehr, wenn seine Angabe richtig gewesen wäre, daß ihm bei der Anwerbung Unrecht und Zwang angetan sei. Überblicken wir aber auf Grund seiner Aufzeichnungen seine Rekrutenzeit, seine Teilnahme an der für ihn allerdings vergeblichen Fahrt, so tritt uns kein Geschehnis entgegen, das für ihn hart oder widerwärtig ausgegangen wäre. Im Gegenteil, er hat sich in keiner Weise beklagen können. General von Gohr, Oberst Hatzfeld, Kapitän von Lehsten, Leutnant von Münchhausen und dessen sämtliche Kameraden sind dem Rekruten und Unteroffizier Seume so menschenfreundlich begegnet, daß er es selbst gern erzählt und hervorhebt. Nirgends begegnete er bei den Hessen Zwang oder roher Gewalt, und wir fragen vergeblich nach dem Grunde, daß er von dem Landesfürsten, unter dem er dienen und vorwärts kommen wollte, so verächtlich gesprochen hat. Und daß dieser Fürst in keiner Weise die von Seume angewandten Bezeichnungen verdient, daß er im Gegenteil menschenfreundlich für diejenigen zu sorgen bemüht war, die sich von seinen Werbern hatten anwerben lassen, um in seiner Armee zu dienen, davon habe ich in meinem Vortrag mehrere Beispiele anführen können. Es läßt sich also gewiß mit Recht behaupten, daß Seumes Selbstbiographie als Wahrheit und Dichtung aufgefaßt werden muß und daß er durchaus keinen Grund hatte, die hessische Volks- und Fürstenehre in eine so üble Nachrede zu bringen.

Man möchte ihm als Dichter gern mildernde Umstände zubilligen, man möchte ihn damit entschuldigen, daß man sagt, er hat nicht überlegt, was er geschrieben, und nicht geahnt, wie schmerzlich er diejenigen verletzen würde, bei denen er seine Rekrutenzeit verlebte, wenn nicht das, was er gegen Hessen ausgesprochen, unbedacht von so vielen unbefugten Nachbetern wie ein Evangelium angesehen würde, das man immer weiter verbreiten müßte.

Der Gipfel der Geschmacklosigkeit in dieser Beziehung wurde vor einigen Jahren erstiegen, als bei Gelegenheit einer Tagung des Rhönklubs in Vacha der Vorschlag gemacht wurde, dort eine Erz- oder Marmortafel anzubringen mit der Inschrift: „Hier fiel der Dichter Johann Gottfried Seume im Jahre 1776 hessischen Werbern in die Hände!" — „1776" ist wirklich sehr gut! Aber auch 1782 ist er ihnen nicht in die Hände gefallen, sondern er hat sich als entlaufener Student für den Krieg in Amerika von ihnen anwerben lassen!

Wir empfehlen den Eisentrautschen Aufsatz allen, die sich für eine sachliche und aktenmäßige Bekämpfung des mit dem angeblichen hessischen Soldatenverkauf getriebenen Unfugs interessieren. Diese Empfehlung zugleich mit dem oben erwähnten Preserschen Schriftchen gebe ich auch im Türmer weiter.

Pfaff, P.



Bilanzierungen

... „Wi hebt dat leztemal Böhlendorffen wählt, ditmal wählen wi R o t. Wat de Bündler könnt, dat könnt wi ook. Wenn dere den roten Stimmzettel nehmen willt, wenn dat nich na ehren Sinn gahn deit, so wählen wi den Roten nun. Dat is nun ook nich na unse Sinn gaan."

So hörte es der Reichstagsabgeordnete Jan Fegter aus dem Munde ganz ruhiger, bedächtiger Landleute in Ostfriesland nicht einmal, sondern dutzendmal!

Das seien aber nicht nur die Folgen der Finanzreform, führt er im „Berl. Tagebl." aus. Verschärft werde diese Stimmung noch durch die klägliche preußische Wahlreformvorlage und deren womöglich noch kläglichere Behandlung durch die Mehrheit des preußischen Landtags: „Dem politisch mündig gewordenen Volke, wie Fürst Bülow das preußische Volk bezeichnete, bot man an Stelle des veralteten und ‚elendesten' aller Wahlrechte nicht etwa eine des mündig gewordenen Volkes würdige Reform, sondern eine Verschlechterung des Gesetzes, ja, man versuchte unter dem Scheine einer Reform eine weitere Bevormundung. Und für dieses politische Ränkespiel, für diesen Versuch des politischen ‚S a n d - i n - d i e - A u g e n - S t r e u e n s' hatten die breiten Massen ein instinktiv richtiges Empfinden. Entrüstung und tiefe innere Empörung griffen um sich überall. Es bedarf wirklich nicht ‚freisinniger Hetzarbeit'. Die von der neuen Mehrheit dem Volke auferlegten Steuern, der geglückte Versuch, jede wirklich zeitgemäße Reform des Wahlrechts zu hintertreiben, die Ausgestaltung der Gesetzgebung in der Richtung der Bevorzugung einzelner Klassen — ich erinnere nur an das K a l i g e s e t z, das mit Hilfe der Führer des Bundes der Landwirte zustande kam, mit seinen hohen Preisen, die nun die Bebauer der schlechtesten Böden am schwersten drücken werden, das Kaligesetz, das erlassen werden mußte, um einige wenige Werke, die nicht konkurrenzfähig waren, in deren Vorständen und Aufsichtsräten aber hervorragende Mitglieder des Bundes der Landwirte sitzen, die auch tätig mitwirkten bei Verabschiedung dieses Gesetzes — alle diese Dinge schufen die tiefgehende Verbitterung und Empörung, die sich nun eben in dem Ruck nach links bemerkbar macht.

Überall, wohin ich kam, überall, wo ich Gelegenheit hatte, mit Leuten aus den verschiedensten Volksklassen mich über politische Tagesfragen zu unterhalten, traf ich auf diese Stimmung der politischen Verärgerung und Erbitterung, der inneren Entrüstung und Empörung über das Treiben einer parlamentarischen Mehrheit, hinter der nicht etwa die Mehrheit der Wähler steht, sondern eine tatsächlich lächerlich kleine Minderheit, der Zahl sowohl als dem Werte nach, wenn man den Wert der Wähler nun, wie das Dreiklassenwahlrecht vorschreibt, nach der Steuerleistung bestimmen will. Diese Stimmung äußerte sich selbstverständlich verschieden nach der Zugehörigkeit zu diesem oder jenem Beruf, sie äußerte sich auch örtlich verschieden. Ich hatte in allerletzter Zeit Gelegenheit, mich zu informieren über die Volksstimmung nicht allein in meiner engeren und engsten Heimat, sondern auch in anderen Gegenden, in Holstein, Schleswig, Mecklenburg, Brandenburg, Pommern, Thüringen, Hessen, Westfalen — überall dieselbe Grundstimmung: So kann, so darf, so soll es nicht weitergehen; wenn nichts anderes hilft, so wählen wir ‚rot'!

Die Konservativen unter Führung des Bundes der Landwirte haben diese Stimmung geschaffen und haben dafür gesorgt, daß Kreise, die bisher sich scheuten, liberal zu sein oder freisinnig, weil mit diesen Worten vielfach ganz irrtümlich der Begriff ‚Freidenker' oder gar ‚religionsfeindlich' verbunden wurde, einen Zug nach links empfinden, nachdem die Konservativen sich mit dem Zentrum verbrüdert haben.

Die Borromäusenzyklika wird das Ihrige tun, die Flucht aus dem agrarisch-konservativen Lager zu verstärken. Eine solche Flucht hat in gar manchen Orten stattgefunden, wenn die konservativ-agrarischen Blätter das auch bestreiten. Namentlich sind viele aus dem Bunde der Landwirte ausgetreten. Es gibt Ortschaften, wo früher fast alle Landwirte Mitglieder des Bundes waren, jetzt nur noch ein oder zwei diesem Bunde angehören. Dem natürlich und gesund empfindenden deutschen Bauern, Bürger, Arbeiter ist es unverständlich, wie eine Partei besonders königstreu, besonders national, besonders vaterlandsliebend sein kann, die sich verbrüdert mit einer Partei, die letzten Endes ihre Direktiven von jenseits der Berge erhält, von einer Stelle, die sich nicht scheut, immer und immer wieder unsere neuere deutsche Kultur, die doch sich aufgebaut hat auf der Reformation und erst möglich geworden ist, nachdem durch diese Reformation Gedanken- und Gewissensfreiheit, wenn auch nicht ganz, so doch mehr als vorher, gesichert wären, herabzusetzen und unsere Kulturträger, die Luther, Goethe, Fichte, Schiller, Kant, Hegel e tutti quanti, zu beschimpfen und mit Schmutz zu bewerfen....

Wenn wir alle, die wir, der eine mehr rechts, der andere mehr links stehend, überzeugt sind, daß nur dann auf die Dauer eine gedeihliche innerpolitische Entwickelung möglich ist, daß nur dann ein friedliches und einträchtiges Zusammenwirken aller Berufsstände im Volke gewährleistet ist, wenn es gelingt, die breiten Massen des erwerbstätigen Volkes in Stadt und Land aktiv an der Gesetzgebung zu beteiligen, entsprechend ihrer Zahl, ihrer Intelligenz, ihrer Leistungsfähigkeit und Leistungswilligkeit; wenn wir alle, einmütig, unter Zurückstellung alles Trennenden, optimam diligentiam prästieren, in Wort und Schrift zur Auf-

klärung der Wählerschaft, dann wird und muß es gelingen, eine parlamentarische Mehrheit zu beseitigen, deren Gesetzgebung nicht dem Wohle des Ganzen dient, sondern eine verschwindende Minderheit wirtschaftlich und politisch bevorzugt auf Kosten der übergroßen Mehrheit. . . .“

Schon sieht Hans Leuß in der „Welt am Montag“ das „ganze agrarische und konservative Gebäude wie ein Kartenhaus zusammenstürzen!“ Wie der Fuchs den Enten predigt, so rede die blaue und schwarze Presse auf den „nationalliberalen Geflügelstall“ ein: „Als die Agrarier auftraten, fanden sie schon die Spuren jener Taktik vor, mit der sie die Nationalliberalen zunächst, dann aber auch die Freisinnigen in ihre Dienste nötigen wollten und, wie sich gezeigt hat, auch konnten. Hermann Wagener, der Chefredakteur der Kreuzzeitung, Geheimer Rat mit dem Vortrag beim Könige, Intimus Bismarcks, hat bekanntlich die Sozialpolitik oben mit der Tendenz schmackhaft gemacht, daß man die Krapüle (die Masse) gegen die Roturiers (die Geschäftsleute, die Kapitalisten) ausspielen müsse, die damals noch rebellisch waren. Diese Taktik ist niemals vergessen, niemals aufgegeben worden. Die Konservativen haben in den liberalen Wahlkreisen immer nach dem Wagenerschen Rezept gehandelt. Als der Bund der Landwirte aufkam, war es schon deutlich geworden, daß man mit Erfolg den Gegensatz sowohl des großindustriellen Spießers von der nationalliberalen Couleur, wie des kleinbürgerlichen von der freisinnigen Farbe zu den Arbeitern zur Vermehrung der konservativen Herde gebrauchen könne. Mir sind eine ganze Reihe von Wahlkreisen bekannt, in denen die Konservativen vor fünfundzwanzig Jahren mit Genugtuung das Anwachsen der sozialdemokratischen Stimmen auf Kosten der nationalliberalen und der freisinnigen bemerkten und begünstigten. Es war ihnen unzweifelhaft, und es zeigte sich auch bald danach, daß die Spießer des Liberalismus in dem Augenblicke konservativ wählen würden, in dem ihnen in der Stichwahl ein sozialdemokratischer neben einem konservativen Kandidaten präsentiert werden würde. Auf dieser Spekulation beruht der Erfolg und die Macht der Konservativen und des Bundes der Landwirte. Deshalb sind die Herren so erregt und aus dem Häuschen, nun sie sehen müssen, daß das Blatt sich wenden kann!

Der Zusammenhang, der Grund der Erregung und des Eifers der konservativen Herrschaften ist also durchsichtig und deutlich erkennbar: die seit Jahrzehnten mit dem größten Erfolge betriebene Spekulation auf den Spießbürger und seine Angst vor den Arbeitern endet in dem Augenblicke mit einer großen Pleite, in dem der Spießer einsieht, daß er geprellt ist, und daß die Junker selbst ihm das rote Heer auf den Hals gehetzt haben.

In der liberalen Presse ist in den letzten Wochen, in denen Reinicke von patriotischer Moral troff und den Wählern von Friedberg-Büdingen, die als Liberale sozialdemokratisch gestimmt haben, die ernstesten Sermone hielt, an eine Reihe von ganz offenherzigen Aufforderungen konservativer Führer erinnert worden, die längst und seit Jahren lieber sozialdemokratisch als freisinnig wählen wollten. Nicht aber darauf ist mit hinreichender Schärfe die Aufmerksamkeit gerichtet worden, daß diese Äußerungen der alten Wagenerschen Taktik entspringen, daß die Begünstigung der Sozialdemokratie durch die Reaktionäre nicht nur eine

Anwendung des alten Rezepts von der Vertreibung des Teufels durch Beelzebub ist, sondern daß der sozialdemokratische Beelzebub extra deshalb gerufen worden ist, um den Teufel nicht etwa zu vertreiben, sondern ihn in die Arme der Reaktionäre zu jagen.

Gerade dies muß den Spießern aber klar gemacht werden und besonders in diesem Augenblicke, in dem Reinicke dem Geflügel wieder die schönsten Predigten hält. Die patriotischen Sermone des Fuchses müssen ja auch der blödesten Gans aus dem Spießerstall durchsichtig werden, wenn die Gänse wissen, daß der Fuchs ein heimliches Bündnis mit den Sozis, das heißt natürlich ein Bündnis, in dem die Sozi ohne ihren Willen mitwirkten, gegen die liberalen Gänse ausgespielt hat.

Die agrarische Taktik der Begünstigung der Sozialdemokratie gegenüber dem Liberalismus hat sich bekanntlich noch bei der Nachwahl in Neustadt-Landau offen ans Licht gewagt. Diese Taktik ist nicht etwa nur gelegentlich und in einzelnen Kreisen befolgt worden, sondern sie ist das leitende Prinzip der konservativen und agrarischen Wahlpolitik. Wie sich die Herren vom Agrarbunde ins Fäustchen lachen mögen, wenn ihre Fuchspredigten im liberalen Geflügelstall noch immer Eindruck machen!

Man suche nicht die blöde Portemonnaiepolitik der großen und kleinen liberalen Bürger mit nationalen und patriotischen Redensarten zu verbrämen! Sie hat mit nationalen Interessen nichts gemein. Die Sozialdemokratie ist ein nationales Musterkorps gegenüber der Krämerpolitik, die sich viel weniger vor den politischen Bestrebungen der Demokratie, als vor den gewerblichen Forderungen der aufsteigenden Arbeiterklasse scheut und Lohn sparen, Macht über Gesellen und Arbeiter behalten will.

Die Sozialdemokratie ist innerlich nicht stark genug, um etwa dem Deutschen Reiche schaden zu können, wenn sie diesen Willen hätte. Dies ist außerdem nicht der Fall, denn das Interesse der Arbeiter am Staate und am Bestande des Reiches ist ein sehr großes. Im höchsten und wahren Sinne sind die sozialdemokratischen Arbeiter nationaler und patriotischer als die Junker und die Parteien der herrschenden Klassen.

Die Agrarier mußten es sehr bunt treiben, bis der liberale Spießer anfing, stutzig zu werden, und bis der Grimm gegen den junkerlichen Raubzug die Scheu vor den Roten überwältigte. Bleibt es bei dieser Entwicklung, geht aus den Anfängen ein neues politisches Prinzip hervor, wird der Spießer, der sich vom agrarischen Fuchs betrügen und mißbrauchen läßt, zum Bürger, dann stürzt das ganze agrarische und konservative Gebäude wie ein Kartenhaus zusammen. . . ."

Auf den Liberalismus setzt auch der bekannte Sozialdemokrat Eduard Bernstein seine Hoffnungen in Preußen, mehr freilich noch auf das Zentrum. Lese man die Debatten des letzten Parteitages der Sozialdemokratie Preußens über die Wahlrechtsfrage, so bekomme man leicht den Eindruck, als ob die Delegierten sich insgesamt der Vorstellung hingegeben hätten, es werde sich im preußischen Landtag lediglich um die Frage „Allgemeines, gleiches, geheimes und direktes Wahlrecht oder nicht?" handeln, während schwerlich auch nur ein einziger Delegierter so naiv gewesen sei, derartiges anzunehmen. „Man hielt es einfach nicht

für ‚taktisch‘, die Frage der Teilreformen in Betracht zu ziehen. Daß dies jedoch ein Fehler war, werden viele mittlerweile erkannt haben, die damals die Taktik des Nichtaussprechens dessen, was ist, für gute Politik hielten.

Denn es hat sich jetzt gezeigt, daß die Sozialdemokratie nicht nur nicht vor die platte Alternative des ‚Alles oder nichts‘ gestellt wird, sondern daß wir nicht einmal nur mit der auch noch sehr einfachen Entscheidung zwischen einem größern oder kleinern Minus uns abzufinden haben. Das preußische Wahlsystem erlaubt und bringt viel kompliziertere Gegenüberstellungen. Wer nun nicht auf dem Standpunkt steht, daß, wenn die Sozialdemokratie nicht das Wahlrecht erhält, das sie fordert, es für sie gleichgültig ist, welche andere Gestalt die Wahlrechtsänderung erhält, der muß sich auch sagen, daß, soweit dies in der Macht der Sozialdemokratie liegt, sie im Parlament planmäßig auf das Zustandekommen einer Konstellation hinzuarbeiten hat, von der die beste der unter den heutigen Machtverhältnissen möglichen Wahlreformen erwartet werden kann. Welche Kombination ist oder wäre das?

Im preußischen Abgeordnetenhaus sind zurzeit für die Wahlrechtsfrage folgende Mehrheitskombinationen denkbar:

1. Konservative + Freikonservative + Zentrum = 316 Stimmen,
2. Konservative (ohne Freikonservative) + Zentrum = 256 Stimmen,
3. Konservative + Freikonservative + Nationalliberale = 277 Stimmen,
4. Freikonservative + Nationalliberale + Zentrum = 229 Stimmen.

Alle anderen Mehrheitsgruppierungen liegen aus inneren Gründen ganz außerhalb des Möglichen.

Die Kombination sub 4 ergäbe eine so schwache Mehrheit, daß man schon deshalb von ihr absehen kann, außerdem ist sie wegen ihrer inneren Unwahrscheinlichkeit außer Rechnung zu stellen.

Die Kombination sub 1 war der ‚blauschwarze‘ Block, der jetzt ins Wanken gekommen ist und in Preußen überhaupt nicht langbeinig sein wird, da es sich bei ihm keineswegs nur um ‚Junker‘ und ‚Pfaffen‘ handelt, wie es das banale, das Denken umnebelnde Schlagwort haben will.

Die Kombination sub 3 setzt voraus, daß die Nationalliberalen den letzten Rest von liberalen Prinzipien preisgegeben haben. Ob sie das tun oder nicht tun werden, ist eine der bedeutungsvolleren Fragen des Moments. Sie bedeutet eine große Verantwortung für die nationalliberale Partei: eine Verantwortung für das eigene Schicksal, worüber sich die Mitglieder der Partei selbst miteinander auseinandersetzen mögen, und eine Verantwortung für die kommende allgemeine Entwicklung, die keine bloße Angelegenheit der Partei mehr ist. Denn daß eine Wahlrechtsänderung, die die politische Entrechtung der Arbeiter Preußens unvermindert läßt oder gar noch steigert, für die innere Entwicklung Preußens ernste Wendungen heraufbeschwört, das müssen auch die Nationalliberalen begreifen. Man konnte eine Reform hinhalten, solange das Volk sie mehr theoretisch als praktisch betrieb. Aber eine Reform noch lange hinhalten oder fälschen, für die die Arbeiterschaft in solchen Massen und mit solcher Entschiedenheit demonstriert hat, wie es jetzt in der Wahlrechtsbewegung geschehen ist, das ist eine Unmöglichkeit.

Beschlüsse, die das bedeuteten, würden die Arbeiter geradezu herausfordern, ihren Willen erheblich deutlicher und auch fühlbarer als bisher kundzugeben. Ein Zurück ist da ausgeschlossen. Alle Beteiligten tragen in diesem Moment eine große Verantwortung, die zu ignorieren verbrecherische Leichtfertigkeit wäre. Mögen sich das die Nationalliberalen, mögen sich das insbesondere diejenigen von ihnen, die sich noch einen Funken von Liberalismus bewahrt haben, gesagt sein lassen, und ihren nach rechts schielenden Parteigrößen gegenüber festbleiben. Sie werden sich nicht nur um die eigene Sache verdient gemacht haben.

Beschlüssen der Kombination sub 2 würde in der Wahlrechtsvorlage die Zustimmung der Regierung aus sattsam bekannten Gründen versagt werden.

Es bleibt nun von allen parlamentarischen Kombinationen noch eine zu erörtern, die zwar im jetzigen Abgeordnetenhaus keine Mehrheit ergibt, aber eine so starke Minderheit konstituierte, daß eine von ihr verworfene Wahlrechtsänderung unhaltbar wäre. Diese Kombination würde bestehen aus Zentrum + Linksliberale + Fortschrittler + Sozialdemokraten + oppositionelle Nationalitäten: zusammen zwischen 200 und 210 Stimmen. Sie gilt heute als die unwahrscheinlichste, darüber kann kein Zweifel bestehen. Linksliberale + Zentrum: wäre das nicht Wasser + Feuer? Und doch wage ich es, diese Kombination als ernsthafter Erörterung fähig zu bezeichnen. Denn sie ist die e i n z i g e, die unter den gegebenen Verhältnissen die Hoffnung auf einen Schritt vorwärts im Verfassungsleben Preußens eröffnen würde. Nur wenn alle der Bureaukratie und Feudalität nicht verschriebenen Elemente gegen die Rechte Front machen, ist ihren Privilegien auf parlamentarischem Weg mit Erfolg der Prozeß zu machen.

Denjenigen, die die bezeichnete Kombination für völlig unmöglich halten, sei zunächst ins Gedächtnis gerufen, daß wir im Reichstag schon einmal ähnliches gehabt haben. Mitte der achtziger Jahre gab im Reichstag die Mehrheit Richter-Windthorst-Grillenberger, wie es damals hieß, den Ton an. Gegen sie setzte Bismarck die Wahlen von 1887 mit dem Franzosenschrecken ins Werk. Aber der Erfolg war kurzlebig. Schon 1890 war die alte Mehrheit wieder da, und das Schicksal der Umsturzvorlage, des Zuchthausgesetzes usw. hat gezeigt, daß sie immerhin zur Abwehr von Reaktionsmaßregeln ausreichte. Es handelt sich also nicht um eine absolut unmögliche Sache. Nun haben sich freilich seit jener Zeit allerhand wichtige Veränderungen in den Dispositionen der hier in Frage kommenden Parteien vollzogen, die man nicht außer Betracht lassen darf. Ganz besonders sind Sozialdemokraten und Zentrum, deren Agitationsgebiete sich früher nur eben erst streiften, mittlerweile immer schärfer aneinandergeraten, und was an Reibungsstoff der Kampf auf dem reinen Gebiet der Politik nicht liefert, ergänzen die durch Gründung der katholischen Gewerkschaften und deren Verhalten verursachten Kämpfe. Kurz, hier haben sich die Gegensätze unzweifelhaft verschärft. An ein ‚Bündnis' mit dem Zentrum ist nicht zu denken. Aber darum handelt es sich auch gar nicht. Selbst wenn man von einem Block sprechen wollte, würde man den Begriff nur als Kennzeichnung einer Negation gelten lassen können, als Block g e g e n eine drohende Eventualität. Hier also gegen jede plutokratische und bureaukratische Verschärfung des Klassenwahlunrechts. Diejenigen Elemente, die das Wahlrecht

in Preußen in der Richtung ändern wollen, daß in der zweiten Wählerklasse, um die ja überhaupt der Kampf geht, das Element des abhängigen Beamtentums auf Kosten von Arbeitern und in Arbeiterlage befindlichen Gewerbetreibenden noch verstärkt wird, sind vor allen anderen zu bekämpfen. So weit gehen aber die Interessen des Zentrums oder mindestens seine Pflichten gegen den proletarischen Einschlag in seiner Wählerschaft mit den Interessen der demokratischen Parteien zusammen.

Täusche man sich darüber nicht: Neun Zehntel der landläufigen Angriffe auf das Zentrum tropfen bei dieser Partei wieder ab wie Wasser von den Flügeln einer Ente. Vor allem ist mit kulturkämpferischen Redensarten nichts gegen sie auszurichten, zumal diese meist auch sachlich immer gegenstandsloser werden. Fast nur noch auf dem Gebiet der Wirtschaftsfragen ist das Zentrum zu fassen, und selbst das bei seinem Mischcharakter nur sehr allmählich; denn es ist stets darauf bedacht und findet auch gewöhnlich die Mittel und Wege, die Interessenkonflikte im Schoß seiner Parteigänger abzutönen. Es wird nie eine wirklich demokratische Partei sein, denn das verbieten ihm seine kirchenpolitischen Interessen und die Rücksichten auf seine Feudalherren. Aber es kann im Angesicht der Tatsache, daß die katholische Bevölkerung Preußens überwiegend arm, im Westen der Monarchie auch stark unabhängig gesinnt ist, nie entschieden gegen demokratische Forderungen auftreten. Es ist vielmehr im überwiegend protestantischen Preußen daran interessiert, daß die politischen Einrichtungen des Staats mit dem berühmten Tropfen demokratischen Öls getränkt sind. Wenn es durchaus unwahrscheinlich ist, daß das Zentrum in nächster Zeit nennenswert an parlamentarischer Stärke einbüßt, so ist es auch von seiten der demokratischen Parteien recht unpolitisch, das Zentrum geradezu systematisch den Konservativen in die Arme zu treiben. Was in Frankreich angebracht ist, was in Süddeutschland Sinn und Verstand hat, geht in Preußen einfach nicht. Hier muß die Demokratie in ganz anderer Weise mit jener großen politischen Potenz rechnen. Das sollten sich namentlich die Herren vom linken Flügel des Nationalliberalismus vor Augen halten. Wessen Blick der Haß gegen die Kirche hypnotisiert, bei wem dieser Haß das Leitmotiv des politischen Handelns abgibt, der wird sich bei uns als Politiker bald in der Sackgasse sehen.

Es ist sehr charakteristisch, daß die nichtgouvernementalen Elemente im konservativen Lager ersichtlich davor zurückscheuen, durch Zustimmung zu den Herrenhausbeschlüssen dem Zentrum vor den Kopf zu stoßen. Diese Herren wissen ganz gut, daß die Interessenverbindung zwischen Konservatismus und Zentrum in Preußen nur bedingt ist, daß es bei ihr an Sprengstoff in keiner Weise fehlt. Aber sie haben es stets verstanden, die Politik als eine dynamische Aufgabe zu behandeln, und sind dadurch immer wieder obenauf gekommen. Ob sie in ihrer Partei die Mehrheit behalten werden, oder der Einfluß der auf einen Kompromiß mit dem rechten Flügel der Nationalliberalen hinarbeitenden Regierungsleute siegen wird, ist die zweite Frage des Moments. Die dritte Frage ist dann die, ob das Zentrum fest bleiben wird und das, was es im Abgeordnetenhaus den Konservativen zugestanden hat: die Einwilligung in die Forterhaltung

der indirekten Wahl, von dem Moment an zurückzieht, wo in der Frage der Drittelung und Klassengliederung der Wähler das kleinste Zugeständnis nach rechts hin gemacht wird; und rechts vom Zentrum steht insbesondere auch der kapitalistische Nationalliberalismus. Stärker als das Zentrum ist der Nationalliberalismus heute von einer innern Krise bedroht. Endet sie mit einer Spaltung, dann kann es in der Tat zu jener Konstellation kommen, die hier am Schluß entwickelt wurde. Dann würde gegebenenfalls einer aus Konservativen, Freikonservativen und Rechtsnationalliberalen bestehenden Regierungsmehrheit eine aus Zentrum, Linksnationalliberalen, Fortschrittlern und Sozialdemokraten sich zusammensetzende Opposition gegenüberstehen...."

Nach diesen Fanfarenstößen von der Linken und äußersten Linken nun eine „retardierende" Stimme von der Rechten. In der „Deutschen Revue" versucht der konservative Reichstagsabgeordnete von der Osten-Warnitz sich mit den beiden unser politisches Leben beherrschenden Schlagworten „Reaktion" und „Fortschritt" auseinanderzusetzen: „Die Gedankenlosigkeit sieht in diesen beiden Begriffen gerne Gegensätze, während sie doch unzweifelhaft Korrelate sind. Um das zu erkennen, muß freilich das Schlagwort seiner blendenden Form entkleidet und auf seinen wahren Inhalt untersucht werden.

In der Meinung der großen Menge scheiden sich die Menschen in böse und gute, in schwarze und mehr oder minder rote, in reaktionäre und liberale. Die konservative Partei insbesondere gilt schlechtweg als jedem Fortschritt abgeneigt; ihre Ziele seien, so meint man, rückschrittliche; nur brutale Machtsucht und wirtschaftlicher Egoismus sei die Triebfeder ihrer Handlungen. Die liberale Weltanschauung dagegen führe zur persönlichen Freiheit und auf höhere Kulturstufen; sei man erst des Hemmschuhes der Junkerherrschaft ledig, so werde ein ungeahnter Fortschritt die Folge sein.

Wer so denkt, zeigt die alte deutsche Unart der einseitigen, gefühlsmäßigen Betrachtung politischer Dinge. Man vergißt, daß die Begriffe Reaktion und Fortschritt nicht absolut, sondern relativ zu verstehen sind; erst der Zusatz ‚wohin' gibt ihnen ihre eigentliche Bedeutung.

Man unterschätzt die politische Einsicht und den Patriotismus der konservativen Partei, wenn man sie lediglich als Hüterin des Alten, vielfach Veralteten betrachtet. Gewiß folgt aus ihrer Kampfesstellung gegenüber kopflosem Vorstürmen des Liberalismus für oberflächliche Beurteiler leicht der Eindruck, als ob die konservative Staatsauffassung lediglich im Beharren an dem, was ist, ihre Ziele sehe. Eine derartige Contradictio in adjecto liegt der konservativen Partei fern. Man weiß dort sehr wohl, daß alles, was ist, sich wandelt und entwickelt; man weiß, daß Beharren auf dem Alten ohne Streben nach neuen Zielen den politischen Tod bedeuten müßte. Man verschließt sich nicht den natürlichen Gesetzen des Werdens und der Entwicklung; auch die konservative Partei will nicht rückwärts, sondern vorwärts schreiten. Allein sie will dabei keinen Sprung ins Dunkle machen; sie will den festen Boden nicht unter den Füßen verlieren, sie will anknüpfen an das historisch Gewordene, Schritt für Schritt fortschreiten zu neuen, höheren Kulturformen. Sie hat Ehrfurcht vor dem historisch Gewordenen! Die Meinung,

daß man den Staat neu errichten könne ohne Rücksicht auf die Fundamente, die die Vergangenheit schuf, ist eine irrige. Der Staat kann nicht als eine Summe mathematischer Einheiten verstanden werden, die sich nach Belieben durcheinander schütteln und nach der Augenblickslaune wie Steine eines Baukastens in jeder Form neu aufsetzen lassen. Eine derartige Staatsauffassung widerspricht der unendlichen Mannigfaltigkeit der Natur und der wachsenden Differenzierung der Individuen. Die fortschreitende Kultur bedingt die Entwicklung des einzelnen Menschen zu immer komplizierteren Lebensformen. Seine persönlichen Eigentümlichkeiten vertiefen sich von Generation zu Generation, die Unterschiede der Menschen untereinander wachsen in gleichem Maße. Der Wunsch des Individuums nach freien Entwicklungsmöglichkeiten steigt proportional mit der Verengerung des Spielraums für den einzelnen infolge der Volksvermehrung. Daraus ergibt sich ein wachsender Konfliktstoff der Individuen untereinander, der lediglich durch fortschreitenden Ausbau des Staates in Anpassung an die modernen Lebensbedingungen unschädlich gemacht werden kann. Wie aber der moderne Staat auf der einen Seite die Aufgabe hat, seine Funktionen zum Schutze und zum Ausgleich der divergierenden Interessen der Individuen zu entwickeln, so muß er sich anderseits hüten, nach der Omnipotenz des antiken Staates zu streben. Der Hauptgegensatz des antiken gegenüber dem modernen Staat liegt in der absoluten Unterordnung des antiken Staatsbürgers unter den Staat, seiner völligen Selbstentäußerung, während der moderne Mensch einen Teil seiner Individualität den Einwirkungen des Staates entzogen hat und diesen lediglich seinen subjektiven Anschauungen von Ehre und Gewissen unterstellt. Hier finden wir die beiden durch das Christentum geläuterten Grundlagen aller modernen Kultur. Aus dem persönlichen Gewissen folgt der Pflichtbegriff, aus dem Ehrgefühl ergeben sich die unveräußerlichen Rechte der Einzelpersönlichkeit. So darf der Staat heute nur dann in die Rechtssphäre des Einzelmenschen eingreifen, wenn er diejenige eines andern zu schützen hat; im übrigen aber soll er dem Individuum das höchstmöglichste Maß politischer und persönlicher Freiheit lassen. Das bedeutet die Pflicht des Staates, die Bevölkerung in steigendem Maße an den Staatsgeschäften zu beteiligen, namentlich durch Ausbau der Selbstverwaltung.

Aus alledem folgt, daß der Staat nicht als Geschöpf des Verstandes, sondern nur als Produkt der historischen Entwicklung, also als ein den Entwicklungsgesetzen unterworfener Organismus verstanden werden kann, aus dem man nicht nach Belieben einzelne Teile entfernen oder abändern kann, ohne das Ganze zu schädigen. So sind gewisse Grundlagen des Staates, insbesondere Religiosität und aus ihr folgend Opferwilligkeit und Selbstzucht der einzelnen Staatsbürger, allerdings nach konservativer Anschauung unumgänglich notwendige Voraussetzungen für eine weitere Entwicklung zu höheren Kulturstufen. In solcher Bindung an das Überkommene mag eine gewisse äußere Unfreiheit gefunden werden; tatsächlich aber zeigt sich hier gerade die innere Freiheit, die neben den eigenen Rechten die des Nächsten achtet; die nicht vergißt, daß der mit wachsender Kultur sich vermindernde Bewegungsspielraum des einzelnen dem Individuum in steigendem Maße Selbstbeschränkung zur Pflicht macht im Interesse der Allgemeinheit.

Hieraus folgt, daß die konservative Staatsauffassung keineswegs die Vertretung einer einzelnen Interessentengruppe sein kann, wie ihr das so oft zum Vorwurf gemacht wird. Der preußische Staatsgrundsatz ‚Suum cuique' wird und muß von der konservativen Partei in seiner gleichmäßigen Wertung ländlichen und städtischen Lebens allzeit hochgehalten werden.

Liegt sonach ein allmähliches, an das Bestehende anknüpfendes, den Entwicklungsgesetzen nicht widersprechendes Fortschreiten durchaus im Rahmen konservativer Tendenzen, so muß doch mit aller Entschiedenheit ein überstürzter, den realen Boden der Wirklichkeit verlassender und lediglich auf philosophischer Spekulation aufgebauter Fortschritt abgelehnt werden. Ein solcher würde niemals zu höheren Kulturformen führen, es wäre vielmehr ein „Fortschritt" zum Abgrund!

Das wird klar, wenn man auf die Endziele jener politischen Partei blickt, die die Schlagworte von Reaktion und Fortschritt mit der größten Vehemenz in die politischen Debatten wirft. Die Sozialdemokratie mag selber, verführt durch ihre mathematisch-materielle Auffassung vom Staate, in der Verwirklichung ihrer Ideale einen Fortschritt des Menschengeschlechtes erblicken. Tatsächlich aber wäre die unausbleibliche Folge ein Rückschritt um zwei Jahrtausende zur Ertötung aller Individualität und zu sklavischer Unterwerfung der Bürger unter die Allgewalt des Staates. Der staatliche Zwang aber an die Stelle persönlicher Initiative gesetzt, muß jede Kultur der Vernichtung entgegenführen. Derartige Schlüsse sind keineswegs abstrakte Spekulationen, sondern durch Analogien der Geschichte erwiesene Tatsachen. Ich erinnere an die extrem-naturalistische Sekte der Mazdakiten, die unter Al-Mansur, dem zweiten Kalifen der Abassiden, zu Bagdad aufkam, Eigentum und Ehe verwarfen, aber bereits nach zwei Generationen dem Untergange anheimfielen. Man denke ferner an den Versuch eines sozialistischen Jesuitenstaates in Paraguay: unter der wohlwollenden Leitung der Patres wurden die Wilden zu Automaten, denen jeder eigene Impuls abhanden gekommen war. Und endlich erinnere man sich an das Experiment, das während der Französischen Revolution zu Ende des achtzehnten Jahrhunderts die siebzehn Monate währende unumschränkte Jakobinerherrschaft gezeitigt hat. Die natürlichen Produktionsbedingungen, die sich auf das Eigentum und das Privatinteresse gründen, wie auch die bestehende Verkehrsvermittlung der notwendigen Bedürfnisse waren durch die Jakobiner beseitigt oder gänzlich verändert, an die Stelle der freien Produktion war der Produktionszwang getreten. Was war das Resultat? Versagen der Produktion, Ausbleiben der Steuereingänge, 50 Milliarden Staatsschulden mit folgendem Staatsbankrott, allgemeine Hungersnot trotz günstiger Ernteverhältnisse. Von einer Bevölkerung von etwa 27 Millionen, die Frankreich damals hatte, waren etwa 1 Million durch Hunger und Elend zugrunde gegangen und 1,2 Millionen durch die Guillotine oder auf andre Weise gewaltsam zu Tode gekommen.

Der Liberalismus unserer Tage übersieht in seiner blinden Liebe für den Fortschritt derartige Gefahren überstürzten Fortschreitens. Im Eifer des Vorstürmens werden die soliden Grundlagen jeder Kultur leichtherzig verlassen. Dies gilt namentlich von der Stellung vieler liberaler Elemente zur Religion. Gewiß hat uns die Reformation die große und unveräußerliche Gabe persönlicher Ge-

wissensfreiheit gebracht; aber das notwendige Korrelat hierfür ist ein gesteigertes Verantwortlichkeitsgefühl, und letzteres erwächst nur auf dem Boden wahrer Religiosität. Denn nur der Gedanke an die Verantwortung vor Gott vermag den eingeborenen Egoismus des Individuums in Nächstenliebe zu wandeln; nur innerliche Frömmigkeit gewährt dem Menschen die Möglichkeit, sich über sich selbst zu erheben und in Glaube—Liebe—Hoffnung denjenigen Grad von Vervollkommnung zu erreichen, der allein befähigt, die eigenen Interessen denen der Gesamtheit zu opfern. ‚Unermeßlich' ist nach Treitschke ‚die Macht des Neides gerade in freien demokratischen Nationen; die Vorstellung der Gleichheit wird krampfhaft festgehalten, eben weil sie nicht wahr ist, weil die Ungleichheit der Personen als solcher uns überall entgegentritt'. Ich erinnere auch an den Ausspruch Napoleons I.: ‚La société ne peut exister sans l'inégalité des fortunes, et l'inégalité des fortunes sans la religion'.

Ist nach alledem ein Fortschritt zur Irreligiosität — oder sagen wir zur ‚ethischen freien Kultur' — ein wahrer Fortschritt? Die Geschichte lehrt, daß ohne den inneren Halt der Religion und ohne den äußeren Zwang eines starken Staates die bürgerliche Gesellschaft verflacht, verroht und dem staatlichen Untergange entgegentreibt.

Und wie auf sittlichem Gebiete gedankenloser Fortschritt zum Rückschritt wird, so auch auf wirtschaftlich-politischem. Frankreich besitzt unstreitig eine der freiesten, demokratischsten Verfassungen der Neuzeit. Eine Fülle von Forderungen der linken Parteien Deutschlands sind dort längst zur politischen Wahrheit geworden. Vor mehr als hundert Jahren bereits hat man Königtum und soziale Überlieferungen leichten Herzens über Bord geworfen. Nach der Meinung des unentwegten Fortschrittes müßte danach Frankreich auf der Sonnenhöhe der Kultur angelangt und der Entwicklung Deutschlands weit vorausgeeilt sein. Wie aber sehen die Dinge dort tatsächlich aus? Th. Ferneuil zieht in einem Aufsatz (Revue politique et parlementaire vom 10. April 1910) folgendes Fazit der modernen Entwicklung Frankreichs:

a) Crise sociale, die sich in einem Überschuß der Todesfälle über die Geburten in Höhe von 28 203 allein im ersten Semester 1909 äußert und in einem dauernden Anwachsen der Staatsschuld, die mit 32 Milliarden Franken die höchste in Europa sei; dadurch steige ständig der Prozentsatz der Abgaben, und zwar in den letzten zehn Jahren um 40 Franken pro Kopf; der Handel habe in Frankreich in derselben Zeit nur um 30 %, in Deutschland aber um 60 % zugenommen.

b) Crise politique: Diktatur der parlamentarischen Majorität und damit verkappter Cäsarismus; fortschreitende Unterdrückung des Individuums durch Syndikalismus und Etatismus; Versagen der Staatsgewalt gegenüber den sozialrevolutionären Bestrebungen.

Mag auch dieses Bild ein wenig schwarz gefärbt sein, die angeführten Zahlen zeigen doch deutlich, daß Frankreichs Kultur zurzeit nicht im Aufsteigen begriffen ist.

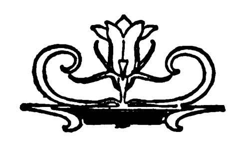
Überall bewährt sich in der modernen Welt die alte Erfahrung, daß der wahre historische Fortschritt an das Vorhandensein und die Wirksamkeit retardierender Elemente gebunden ist. Eine Treibhauskultur infolge zu schneller Entwicklung

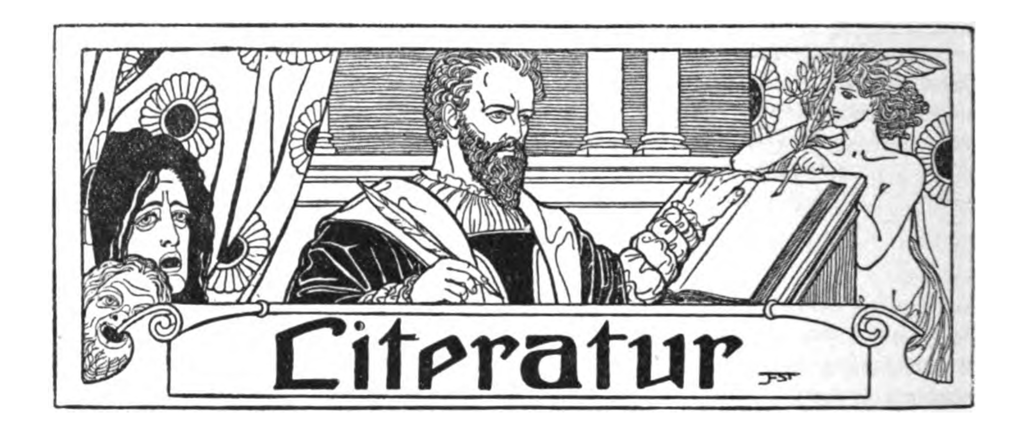
geht restlos zugrunde, wenn sie den rauhen Stürmen der natürlichen Bedingungen ausgesetzt wird. Vor solchem Geschick aber will die konservative Partei das Vaterland bewahren. Sie ist weit entfernt, die Notwendigkeit beharrlichen Fortschreitens zu negieren; sie erkennt die großen Verdienste des Liberalismus in dieser Richtung neidlos an; sie ist nicht engherzig genug, um zu verkennen, daß das Vorhandensein einer großen liberalen Strömung im Volke eine ebenso große Notwendigkeit ist wie das Gegengewicht konservativer Staatsgesinnung. Denn alle Einseitigkeit tötet, und nur im Chok widerstreitender und miteinander ringender Kräfte wird der wahre historische Fortschritt geboren. Aber wie eine einseitige Präponderanz der konservativen Staatsauffassung leicht zur Übertreibung des Staatsgedankens auf Kosten des Individuums führen könnte, so müßte umgekehrt ein Übermaß liberaler Kraftentfaltung die Übertreibung der Rechte des einzelnen Menschen auf Kosten des Staates und damit der Existenzbedingungen seiner Mitglieder zur Folge haben.

Unsere moderne Kultur ist an einem kritischen Wendepunkte angelangt, von dem aus die alten Kulturwelten regelmäßig ihrem Untergange entgegengeeilt sind. Es gilt, die hohe Stufe persönlicher Freiheit, deren wir uns heute erfreuen, zu vereinigen mit dem Staatsgedanken und der harten Notwendigkeit der Unterordnung des einzelnen unter den Staat. Ein schrankenloser Kult der Persönlichkeit, wie wir ihn heute aufblühen sehen, müßte in seiner weiteren Entwicklung zur Auflösung des Staates und damit zur Negierung aller Kultur führen. Ein Fortschritt nach dieser Richtung scheint mir in der Tat ein Rückschritt zu sein, während der wahre Fortschritt heute in der Entwicklung des Verantwortlichkeitsgefühls des einzelnen Menschen dem Staate gegenüber liegt, in der Stärkung der sittlichen Mächte, die allein den Menschen befähigen, in selbstgewollter Bildung dem Nächsten gegenüber seine eigenen Interessen denen der Allgemeinheit unterzuordnen. Die Übertreibung wirtschaftlicher Werte, die unsrer Zeit eigen ist, führt nicht zu solchen Zielen. Sie führt nicht zum Zusammenschluß der Gesellschaft, sondern zu ihrer Auflösung in Einzelinteressen und damit schließlich zum Kampf aller gegen alle...."

Gegen die *grundsätzlichen* Ausführungen des Verfassers wird wohl kaum ein verständiger Mensch, also auch verständiger Liberaler viel einzuwenden haben. Aber —: „mit Worten läßt sich trefflich streiten, mit Worten ein System bereiten!" Auf die Umsetzung der Worte in *Taten* aber kommt es an. Was ist z. B. „überstürzter" Fortschritt, was gesunder? Leben wir *politisch* wirklich in einer „Treibhauskultur"?! Oder herrscht nicht vielmehr eine auch von dem konservativen Verfasser im Prinzip als schädlich erkannte „einseitige Präponderanz des konservativen Staatsgedankens"?

Alle diese Fragen und noch manch andere mehr erfordern eine gründliche Durchleuchtung und Durchlüftung. Ich will's in einem der nächsten Hefte versuchen.





Typen von Goethe-Gegnern

Von

Bernhard Münz

Unter den Goethe-Gegnern gab es manche, von denen der Satz gilt: „Die Zeiten ändern sich und mit ihnen auch die Menschen.“ Friedrich Schlegel war erst ein begeisterter Lobredner des Altmeisters. Er pries „Wilhelm Meisters Lehrjahre“ in dem von ihm in Gemeinschaft mit dem Bruder August Wilhelm herausgegebenen „Athenäum“ als ein „schlechthin neues und einziges Buch“, das man nur auf die höchsten Begriffe beziehen dürfe. Das Gefühl rege sich gegen eine schulgerechte Kunstbeurteilung des göttlichen Gewächses. Alles sei so gedacht und so gesagt wie von einem, der zugleich ein göttlicher Dichter und vollendeter Künstler sei; selbst der feinste Zug der Nebenausbildung scheine für sich zu existieren und sich eines eigenen selbständigen Daseins zu erfreuen. Am 2. Dezember 1798 schrieb er an Novalis: „So lustwandelt von der anderen Seite auch Goethes Bildung in den Propyläen des Tempels ... Gibt die Synthesis von Goethe und Fichte wohl etwas anderes als Religion?“ Er teilte in den neunziger Jahren mit Goethe die Begeisterung für die alten Griechen, in deren Werken stets der schöne Mensch dargestellt ist, das Ideal einer reinen, ungeteilten, harmonischen Natur sich am vollkommensten erfüllt, und auf dem „Wilhelm Meister“ baute sich ihm die romantische Theorie vom wahrhaft Poetischen auf. Er erklärte Goethe mit Novalis für den wahren Statthalter des poetischen Geistes auf Erden und verkündigte: „Die französische Revolution, Fichtes Wissenschaftslehre und Goethes Wilhelm Meister sind die größten Tendenzen des Zeitalters“; „wer diesen gehörig charakterisiert, der hätte damit wohl eigentlich gesagt, was es jetzt an der Zeit ist mit der Poesie; er dürfte sich, was poetische Kritik betrifft, immer zur Ruhe setzen“. In dem ersten Lustrum des neuen Jahrhunderts fiel aber ein sengender Reif auf diese romantische, abgöttische Verehrung. Was irgendwie für die Abgründe der Mystik herhalten konnte, fand Anerkennung; was bloß menschlich war, wurde abgewiesen. Wilhelm Meister widerte nun Friedrich Schlegel an, weil er „modern“ ist. Er mäkelte wohl nicht in den Vorlesungen über „Die alte und neuere Literatur“ (1812) an Goethes Genialität, rügte aber, daß sein Beispiel in einem Stücke irreleitend werden konnte, „da er auch in der reiferen Zeit so häufig seine Poesie unmittelbar an die Gegenwart zu knüpfen versucht und nicht leicht ein anderer Dichter an solche ganz moderne Gegenstände so viel Kunst verschwendet hat“. Goethe hinwiederum bezeichnete das Romantische im Gegensatze zu dem Klassischen direkt als das „Kranke“. Diese in der Tiefe liegenden sachlichen Differenzen hatten mit Naturnotwendigkeit zur Folge, daß die durch lange Zeit sich fortspinnenden persönlich freundschaftlichen Be-

ziehungen Goethes zu den Vertretern der Romantik durchweg in Mißklang, Verstimmung und Bruch endigten. Der große Heide, der die sonnige Lust eines Lebens genossen, das nicht in zwei Pole auseinandertritt, sondern in welchem die sinnliche und die geistige Liebe, die Wirklichkeit und die Gedankenwelt noch ungeschieden ineinanderwirken, konnte auf die Dauer keine Berührungspunkte mit den Männern haben, die in der Kunst das Nazarenertum proklamierten und es im Leben durch den Übertritt zum Katholizismus betätigten. „Bei einem Frieden mit solchen Leuten", schreibt er, „kommt doch nichts heraus, sie greifen nur desto unverschämter um sich." Ohne das Kind mit dem Bade auszuschütten, ohne sich den Schönheiten der mittelalterlichen Kunst und Poesie zu verschließen, faßte er sein Menschheitsideal in den Worten zusammen: „Jeder sei auf seine Art ein Grieche, aber er sei's." Aber auch der Protestant in ihm regt sich mächtig und protestiert in energischer Weise gegen die katholisierenden Tendenzen und die romantische Vorliebe für die „mittleren Zeiten", die er selbst in Büchern, die scheinbar nichts mit derlei Dingen zu tun haben, wie in Friedrich Schlegels Buch über die Sprache und Weisheit der Indier (1808) entdeckt. Er findet, daß sämtliche Dinge, die Schlegel darin behandelt, eigentlich nur als Vehikel gebraucht werden, um gewisse Gesinnungen nach und nach ins Publikum zu bringen und „sich mit einem gewissen ehrenvollen Schein als Apostel einer veralteten Lehre aufzustellen". Ja, er geht noch schärfer ins Zeug und sieht in jenem Buche „den leidigen Teufel und seine Großmutter mit allem ewigen Gestanksgefolge auf eine sehr ungeschickte Weise wieder in den Kreis der guten Gesellschaft eingeschwärzt". Und aufs allerentschiedenste mißbilligt er Schlegels Übertritt zur katholischen Kirche, „weil in keiner Zeit ein so merkwürdiger Fall eintrat, daß im höchsten Lichte der Vernunft, des Verstandes, der Weltübersicht ein vorzügliches und höchst ausgebildetes Talent verleitet wird, sich zu verhüllen, die Popanz zu spielen". Klipp und klar erklärt er: „Sich dem Protestantismus zu nähern, ist die Tendenz aller derer, die sich vom Pöbel unterscheiden wollen." Er preist Luther als nationalen Befreier und kann es ihm nicht hoch genug anrechnen, daß er die Fesseln der geistigen Borniertheit gesprengt hat. „Wir sind", sagt er zu Eckermann, „infolge unserer fortwachsenden Kultur fähig geworden, zur Quelle zurückzukehren und das Christentum in seiner Reinheit zu fassen. Wir haben wieder den Mut, mit festen Füßen auf Gottes Erde zu stehen und uns in unserer gottbegabten Menschennatur zu fühlen. Je mächtiger aber wir Protestanten in edler Entwicklung voranschreiten, desto schneller werden die Katholiken folgen." Er erachtet es für den größten Lebensvorteil, den Shakespeare genoß, daß er als Protestant geboren und erzogen wurde. Und dieser für Luther erglühende Dichter, der der Bibel fast allein seine sittliche Bildung schuldig zu sein bekennt, den herrlichen Ostergesang im „Faust" gedichtet, im Gespräche mit seinem getreuen Eckart sich äußert: „Mag die geistige Kultur nur immer fortschreiten, mögen die Naturwissenschaften in immer breiterer Ausdehnung und in die Tiefe wachsen und der menschliche Geist sich erweitern, wie er will, über die Hoheit und sittliche Kultur des Christentums, wie es in den Evangelien schimmert und leuchtet, wird er nicht hinauskommen. Sobald man die reine Lehre und Liebe Christi, wie sie ist, wird begriffen und in sich eingelebt haben, wird man sich als Mensch groß und frei fühlen und auf ein bißchen so und so im äußeren Kultus nicht mehr sonderlich Gewicht legen", und Naturen wie Jung-Stilling oder Fräulein von Klettenberg, denen die Religion ein tiefinnerliches Gemütsbedürfnis ist, uneingeschränktes Verständnis, ja Sympathie entgegenbringt, Goethe könnte, wie Friedrich Schlegel in den schon erwähnten Vorlesungen meint, ein deutscher Voltaire genannt werden? Über diesen ganz unzutreffenden Vergleich brauchen wir wohl kein weiteres Wort zu verlieren. Zum Überflusse sagt Goethe ausdrücklich in „Wahrheit und Dichtung", daß er sich als Jüngling von Voltaire abgestoßen fühlte, der sein Leben lang die Religion und die Heilige Schrift oft nicht genug herabsetzen konnte, um den Pfaffen zu schaden, und dann die Existenz Gottes gegen die Geister, die er gerufen, die Materialisten, zu verteidigen suchte. Und Eckermann gegenüber ließ er sich über die Freigeisterei Voltaires vernehmen: „So geistreich alles sein mag, ist der Welt doch

nichts damit gedient; es läßt sich nichts darauf gründen. Ja es kann sogar von der größten Schädlichkeit sein, indem es die Menschen verwirrt und ihnen den einzigen Halt nimmt. Und dann, was wissen wir denn und wie weit reichen wir denn mit all unserem Witze! Der Mensch ist nicht geboren, die Probleme der Welt zu lösen, wohl aber zu suchen, wo das Problem angeht, und sich sodann in der Grenze des Begreiflichen zu halten. Die Handlungen des Universums zu messen, reichen seine Fähigkeiten nicht hin, und in das Weltall Vernunft bringen zu wollen, ist bei seinem kleinen Standpunkte ein sehr vergebliches Bestreben."

Schlegel stellt sich das denkbar größte Armutszeugnis aus, wenn er behauptet: „Indessen wird doch auch in unserem Dichter oft unter all der mannigfaltigen Bildung, der geistreichen Ironie und dem nach allen Direktionen hinströmenden Witz fühlbar, daß es dieser verschwenderischen Fülle von geistigem Spiel an einem festen innern Mittelpunkt fehlt." Unmut und Verblendung zeitigten dieses Urteil über den größten Deutschen, der ohne Unterlaß daran arbeitete, „die Pyramide seines Daseins so hoch als möglich in die Luft zu spitzen", hinter dem in wesenlosem Scheine das uns alle bändigende Gemeine liegt, der für uns wie ein Befreier dasteht, als ein mächtiges Urbild, an dem wir uns aufrichten und die feinsten Kräfte des Geistes erregen. Ohne festen innern Mittelpunkt soll der Mann sein, der sich in stets höheren Stufen zum Spiegel der Natur entfaltet, Spinozas erhabene Ethik, sein wunderbares Wort: „Wer Gott recht lieb hat, darf nicht verlangen, daß Gott ihn wieder liebe", als den Schlußstein, die Vollendung der sittlichen Bildung hinstellt, gleichwohl aber sich nicht ein für allemal mit der Ethik Spinozas begnügt, da sie, wenn auch im denkbar idealsten Sinne, eudämonistisch ist, und Kants kategorischen Imperativ in den überwältigenden Versen verherrlicht:

Wenn einen Menschen die Natur erhoben,
Ist es kein Wunder, wenn ihm viel gelingt;
Man muß in ihm die Macht des Schöpfers loben,
Der schwachen Ton zu solcher Ehre bringt:
Doch wenn ein Mensch von allen Lebensproben
Die sauerste besteht, sich selbst bezwingt,
Dann kann man ihn mit Freuden andern zeigen
Und sagen: Das ist er, das ist sein eigen.

Denn alle Kraft dringt vorwärts in die Weite
Zu leben und zu wirken hier und dort:
Dagegen engt und hemmt von jeder Seite
Der Strom der Welt und reißt uns mit sich fort:
In diesem innern Sturm und äußern Streite
Vernimmt der Geist ein schwer verstanden Wort:
Von der Gewalt, die alle Wesen bindet,
Befreit der Mensch sich, der sich überwindet.

Treffend bemerkt Grillparzer in den „Studien zur deutschen Literatur": „Diese Toren, die verkennen, daß Goethes Poesie allerdings einen Mittelpunkt habe; aber nicht einen durch Grübeln gesuchten, im Traum gefundenen, sondern einen ewig geltenden, für alle Zeiten bestehenden, sich allein genügenden, herrlichen, großen: die Menschheit, das Wirkliche, das Faktum, die Welt."

Aus demselben Horne wie Schlegel bläst im Grunde der evangelische Pietist Hengstenberg. Er ist über Goethe ungehalten, weil er nicht ein zweiter Klopstock, sondern — Goethe geworden, er bedauert bei aller hohen Bewunderung Schillers und Goethes, „daß ihre sittlichen und religiösen Zustände mit ihren poetischen nicht im Einklange waren, und daß sie den Einflüssen des Christenglaubens verschlossen blieben, für welchen auch das Leben seiner würdigsten Bekenner sie nicht zu gewinnen vermochte", und erachtet es in den Jahrgängen 1830 und 1831 seiner „Evangelischen Kirchen-Zeitung" für zeitgemäß, an der Hand des Briefwechsels zwischen Schiller und Goethe und der „Wahlverwandtschaften" den innigen Zusammenhang zwischen Unheiligkeit, Unsittlichkeit und Afterästhetik darzutun. — Er findet einen wahlverwandten Geist in Görres, dem Vorkämpfer des deutschen Ultramontanismus, der in dem Jahrgang 1835 des „Morgenblatt für gebildete Stände" seinem Groll gegen den Heiden in einer mit Bildern des Alten Testaments überladenen Vision Luft macht. — Der Dritte im Bunde ist Albert Knapp. Auch er betrachtet Goethe in einem „Auf Goethes Hingang am 22. März 1832" betitelten und aus 71 Stanzen bestehenden Gedichte vom Standpunkt des Glockenturms einer Kirche.

In neuester Zeit hat der aus der Schweiz gebürtige Jesuit Alexander Baumgartner Goethe den Krieg erklärt. Er hing früher mit überschwenglicher Liebe an dem „schönen Idealbild“, das er sich seinerzeit von dem großen Dichter entworfen. Er selbst gesteht in dem Vorworte zu seiner 1885 in Freiburg im Breisgau erschienenen dreibändigen Biographie Goethes: „Nicht ohne Herzeleid trete ich jetzt poetischen Illusionen gegenüber, an denen ich mich früher mehr als einmal erfreute.“ Der Wiener Professor Laurenz Müller unterzog das Werk in seinen „Literatur- und kunstkritischen Studien“ (Wien 1895) einer Kritik. Auch er steht auf dem katholischen Standpunkte und hält es für selbstverständlich, daß dem gläubigen Christen „der menschgewordene göttliche Logos, das ewige Urbild aller Schönheit, und die Offenbarung desselben der einzige Kanon wie der Wahrheit, so der Schönheit zu sein hat“, und daß daher „die heidnisch-sinnlichen Elemente der Poesie Goethes und seine häufig geradezu blasphemischen Äußerungen über Christentum und Kirche ebenso scharf und entschieden zurückgewiesen werden müssen, als seine Lebensauffassung und Gebarung nur zu häufig den Tadel eines christlich gebildeten Gewissens herausfordert.“ Er zollt den Ausführungen des „ausgezeichneten“ Goethebiographen in sachlicher Beziehung uneingeschränktes Lob, er bedauert aber, daß Korrektheit und Entschiedenheit nicht immer in schönem Gleichgewichte stehen, daß die Entschiedenheit ab und zu eine Ausdrucksweise annimmt, die in ihrer Textierung vom katholischen Standpunkte nicht geboten erscheint. Vollends kann er die satirische Form nicht gutheißen, „in die er zuweilen seinen an sich begründeten Tadel zu kleiden beliebt“. Er weiß echte Satire, „besonders wenn sie, wie bei Baumgartner, wahrhafter Ausdruck sittlicher Entrüstung ist, sowohl in ihrer ethischen Heilkraft als in ihrer ästhetischen Bedeutung“ zu würdigen; doch geht ihm der Verfasser hierin ganz entschieden öfter zu weit. Wie sehr ihm Baumgartners Werk ans Herz gewachsen ist, geht aus den Schlußworten der Besprechung hervor: „Bei dem bedeutenden Eindrucke, den es mir gemacht, und im dankbaren Gefühl reicher Belehrung, die ich aus demselben geschöpft, hätte ich meine unwesentlichen Ausstellungen an einer so hervorragenden Leistung am liebsten unterdrückt, wenn ich nicht die Erfahrung gemacht hätte, daß die vorberührten, unschwer zu mildernden Schroffheiten, ohnehin nur leichte Schatten viel größerer Vorzüge, der Verbreitung eines in seiner Art seltenen Werkes selbst in Kreisen, welche die Überzeugungen des Verfassers teilen, abträglich sind.“

Im Namen der vergewaltigten Moral, als deren Anwälte sich schon früher Herder, Jacobi, Goethes einstige Egeria, die Frau von Stein, Barthold Niebuhr u. a. gerierten, kühlt der Duckmäuser Joh. Friedrich Wilhelm Pustkuchen in „Wilhelm Meisters Wanderjahren“, welche nach kurzem episodischen Aufsehen dem Autor nur Schande brachten, sein Mütchen an dem Altmeister. Der pietistische Landprediger faßt ihn lediglich als Virtuosen, als um den Inhalt vollständig unbekümmertes Formtalent. Da ihm der Wert oder Unwert des Stoffes ganz gleichgültig war, so mußte er zum Modedichter herabsinken, der den Mantel nach dem Winde dreht. Indem er sich in den Dienst der Mode stellte, immer mit dem Strom und immer oben wie Kork schwamm, wurde er der Typus einer sittenlosen Zeit. Und nun hat Pustkuchen eine wohlfeile Gelegenheit, die teutonische Flagge gegen den Anwalt der freien oder „römischen“ Liebe zu hissen. Er begnügt sich auch nicht damit, Goethe vom Genie zum Talent zu degradieren, sondern er macht ihm selbst die Vorzüge des Talentes unter Berufung auf die Familienähnlichkeit seiner männlichen Hauptcharaktere streitig. Er macht nämlich die Entdeckung, daß ihnen „Mangel an einem eigentlichen Charakter, an innern Gesetzen, an Treue und Konsequenz in dem zuerst leidenschaftlich Ergriffenen, starke Passivität gegen Einwirkung der Umstände, besonders eine leidenschaftlich unklare Vorstellung von der Liebe, eine totale Umänderung innerhalb des Zeitraumes, welchen die Dichtung schildert, und eine Beschränktheit, welche die Grenze des Erlaubten und Unerlaubten weder durch Grundsätze noch durch Glauben festzuhalten weiß, sondern durch die Erziehung anfangs gezogen überkommt und nachher durch Sophismen ganz aufhebt“, gemein ist. Es ist bezeichnend, daß Hengstenbergs Ge-



fühl sich gegen ein solches Umspringen mit Goethe sträubt. Er merkt die Absicht und wird verstimmt. Er stellt Pustkuchen hoch über den famosen Hofrat Müllner und seine Konsorten, die „als ohnmächtige Scheelseher bei ihrer Empörung gegen solche ästhetische Usurpatoren nur zu oft an die Fabel von dem Frosche und dem Stiere erinnerten", er charakterisiert ihn als einen Mann von ausgezeichnetem Talent, der das Wesen der Goetheschen Muse bis auf einen gewissen Punkt recht glücklich enthüllte, fügt aber bedauernd hinzu: „Schade, daß auch er nicht ohne polemische Eitelkeit und selbstische Rivalität zu Werke gegangen ist. Auch er hatte sicher die moralische Vernichtung eines verhaßten ästhetischen Zwingherrn mehr im Auge als die mögliche und zu wünschende Besserung desselben und die Verkündigung der Wahrheit selbst. Wäre doch der so reich begabte Verfasser mit mehr Furcht Gottes, Demut und Gebet zu Werke gegangen! Wahrlich, dann wäre er ganz der Mann gewesen, der ein Wort ganz zu seiner Zeit hätte reden können."

Auch das von keinem leitenden Gedanken, sondern bloß von starken Emotionen beherrschte Kraftgenie Grabbe, das der Mangel an ruhiger Kontemplation, an Selbstbeobachtung und intellektueller Durchbildung nicht zu einer feineren Individualisierung, zur stillen Versenkung in ein differenziertes Seelenleben kommen ließ, wirft in seiner Verblendung, die so weit geht, daß er seinen „Barbarossa" höher als Shakespeares sämtliche historische Stücke einschätzt, Goethe unter anderem vor, daß er sich oft nach der Zeit gerichtet und es auf Pikanterien abgesehen habe. Er spielt Schiller gegen Goethe aus, weil „seine Flecken unvermeidliche, ehrliche, nicht mit einem nassen Borstwisch dem Leser ins Gesicht geschleudert" sind, und stellt das Dogma auf: „Jedes reine jugendliche Gemüt liebt den Schiller mehr, ist's aber dumm und eitel, zieht's nachher den Goethe vor, weil ihm das pikanter scheint. Wer lobte Sonnenlicht, wo er sich in Nachtdunkeleien zum Himmel erheben kann?"

In diesen Chorus stimmt auch Wolfgang Menzel ein, wenn ihm auch einmal das Wort: „Goethe ist unendlich größer als sein Stolz" entschlüpft. Auch ihm ist Goethe kein Genie, sondern nur ein Talent. Unter diesem versteht er nämlich die Gabe der Darstellung an sich, ohne Bezug auf eine Poesie im Dichter selbst, „denn es kann ganz empfindungslos malen oder das Gegenteil von dem, was es empfindet, und ohne Bezug auf eine Poesie im Gegenstande, denn es kann das, was an sich kein poetisches Interesse darbietet, ja was aller Poesie widerstrebt, in ein poetisches Gewand hüllen. Hierdurch unterscheidet sich das poetische Talent vom poetischen Genie, das keinen Widerstreit der Poesie oder Unpoesie der Empfindung oder im Gegenstande mit der Darstellung ... zuläßt. ... Aus dem Wesen des Talents erklärt sich alles Große und Niedrige, alles Gute und Schlechte bei Goethe. ... Das Talent ist wesentlich allseitig. Es dient überall dem Genie in allen seinen Richtungen. ... Indem es der Beschränkung durch das Genie entbehrt, muß es gerade die Schrankenlosigkeit als sein innerstes Wesen geltend machen. ... Darum hat Goethe gerade das Größte seiner Art nur in diesem Gegensatz geleistet und in zwei Epochen seines Lebens ... einmal das absolut Böse, das andere Mal die absolute Gemeinheit, jene beiden Gegensätze gegen das Gute und gegen das heilige Edle, welches die Wendezirkel alles Schönen sind, poetisch zu idealisieren getrachtet." Er läßt also nur zwei Werke gelten, von denen man sagen kann, daß sie „nicht Histrionenwerk, nichts Gemachtes um des Beifalls willen", sondern Goethe aus dem Herzen und recht eigentlich für ihn selbst geschrieben sind. Es sind dies „Faust" und „Wilhelm Meister". Von ihnen sagt er in seiner deutschen Literaturgeschichte: „Im Faust hat er alles Schmerzes über die Unzulänglichkeit seines Genies, ein Universalgenie zu sein, sich entledigt, um alsdann im Wilhelm Meister mit einer neuen Lebensmaxime sich zu trösten, der er sein ganzes übriges Leben treu geblieben ist. Diese Maxime ist folgende: die innere Würde der Tugend und des Talents ist ein Bettlertrost, für den Pöbel erfunden, die Krücke des Lahmen. Das höchste Gut aber ist in das äußere Los eines Adeligen gesetzt, dessen Geburt und Reichtümer ihn ohne Mühe von selbst über den Pöbel erheben, ihn nur die schöne, heitere, glatte Seite des Lebens kennen lernen lassen, ihm den Genuß allein zu

erteilen, während anderen die Arbeit allein zugeteilt bleibt.“ Wie ganz anders Schiller! „Schiller konnte mit seinem Talente nicht so spielen, denn er wollte damit unendliche Ideen ausdrücken, an deren Höhe er oft nicht reichen konnte, oder er wollte damit den tiefen Schmerz seiner Seele schildern. ... Goethe hat keinen anderen Schmerz empfunden als den beleidigter Eitelkeit. Schillers ganze Seele war dagegen von der seltenen Melancholie ergriffen, die jeden Schmerz der Menschheit zu dem seinigen machte. ... Schiller wollte die Menschheit bilden und erheben, Tugend war das schöne Ziel, wonach er strebte.“

Ohne auf die perversen Vorwürfe der Moralpolterer einzugehen, wollen wir hier nur bemerken, daß die Idee überhaupt bei Goethe nicht das Primäre, sondern das Sekundäre beim Schaffen ist. Er dichtet nicht um einer Idee willen, sondern diese quillt ihm ganz unbewußt aus dem Stoffe, sie ist das Blut im Fleische. Wenn er von einem Gegenstand mächtig ergriffen wird, kümmert er sich nicht um dessen Gehalt, sondern dieser tritt ganz von selbst hinzu, wie der Saft in die Bäume. „Die Idee?“ sagt er zu Eckermann, „daß ich nicht wüßte ... Es war im ganzen nicht meine Art, als Poet nach Verkörperung von etwas Abstraktem zu streben. Ich empfing in meinem Innern Eindrücke, und zwar Eindrücke sinnlicher, lebensfroher, lieblicher, bunter, hundertfältiger Art, wie eine rege Einbildungskraft es mir darbot, und ich hatte als Poet weiter nichts zu tun, als solche Anschauungen und Eindrücke in mir künstlerisch zu runden und auszubilden und durch eine lebendige Darstellung so zum Vorschein zu bringen, daß andere dieselbigen Eindrücke erhielten, wenn sie mein Dargestelltes hörten oder lasen. ... Das einzige Produkt von größerem Umfang, wo ich mir bewußt bin, nach Darstellung einer größeren Idee gearbeitet zu haben, wären etwa meine Wahlverwandtschaften. Der Roman ist dadurch für den Verstand faßlich geworden, aber ich will nicht sagen, daß er dadurch besser geworden wäre. Vielmehr bin ich der Meinung, je inkommensurabler und für den Verstand unfaßlicher eine poetische Produktion, desto besser.“ Er verwahrt sich daher mit aller Entschiedenheit gegen jede Tendenz, gegen jede vordringliche, lehrhafte Moral und bäumt sich gegen die moralisierende Ästhetik, wie sie Mendelssohn und Garve, Engel und Sulzer, Weiße und Nicolai gelehrt haben. Im Gegensatze zu dieser seichten, glatten Ästhetik betrachtet er es als die Aufgabe einer jeden Kunst, durch den Schein die Täuschung einer höheren Wirklichkeit hervorzubringen. Ein falsches Bestreben aber dünkt es ihm, den Schein so lange zu verwirklichen, bis endlich nur eine gemeine Wirklichkeit übrigbleibt. Seine Schöpfungen sind nicht sentimental, sondern seelenvoll, innig und fromm; sie predigen nicht mit rauschendem Pathos hausbackene Tugend und konventionelle Sittlichkeit, aber der Geist der Ethik schwebt über ihnen, so daß sie veredelnd wirken und auf eine Höhe heben, wo alles göttlich und gelassen und lauter ist. „Ich habe nichts dawider,“ sagt er im Gespräche mit Eckermann, „daß ein dramatischer Dichter eine sittliche Wirkung vor Augen habe; allein wenn es sich darum handelt, seinen Gegenstand klar und wirksam vor den Augen des Zuschauers vorüberzuführen, so können ihm dabei seine sittlichen Endzwecke wenig helfen, und er muß vielmehr ein großes Vermögen der Darstellung und Kenntnis der Bretter besitzen, um zu wissen, was zu tun und zu lassen. Liegt im Gegenstande eine sittliche Wirkung, so wird sie auch hervorgehen, und hätte der Dichter weiter nichts im Auge als seines Gegenstandes wirksame und kunstgemäße Behandlung. Hat ein Poet den hohen Gehalt der Seele wie Sophokles, so wird seine Wirkung immer sittlich sein, er mag sich stellen, wie er wolle.“

Und was die vielbesprochene Sinnlichkeit seiner Poesie betrifft, so ist sie im ganzen und großen ein ätherisches, seelisch durchleuchtetes Fluidum. Nur e i n e Stelle ist geeignet, uns stutzig zu machen. Goethe legt Hermanns Mutter ein Wort in den Mund, das — Philinen nachgesprochen ist. Sie hat den betrübten Sohn aufgesucht, ihn unter dem Birnbaum gefunden, er hat ihr nach anfänglichem Ausweichen sein Herz geöffnet, die Sehnsucht nach einem Weibe gestanden, und nun sagt sie:



Sohn, mehr wünschest du nicht, die Braut in die Kammer zu führen,
Daß dir werde die Nacht zur schönen Hälfte des Lebens
. . . .
Als der Vater es wünscht und die Mutter.

„Kann, darf", ruft Friedrich Theodor Vischer in den „Kleinen Beiträgen zur Charakteristik Goethes" mit vollem Rechte aus, „eine Mutter dies zum Sohne sagen? Seiner Phantasie die Bilder eröffnen, die sich daran knüpfen, so daß er sich den torus vorstellen muß, auf dem er selbst entstanden ist? ... Nein, nein! wird jedes richtige Gefühl urteilen. Das steht Philinen an, und diese sagt es auch, siehe ihr Lied in Wilhelm Meister. ... So ist man unvermeidlich vom Gedicht auf den Dichter geführt: es muß eine Lieblingsvorstellung sein, sonst würde er sie nicht an so unpassender Stelle wiederholen. Die Stelle schreit aus dem Zusammenhang heraus, ist nicht objektiv bedingt, ja objektiv ausgeschlossen, also subjektiv zu erklären." Doch darf man darüber nicht zu hart urteilen. Man muß, wie auch Vischer es tut, die Zeit in Betracht ziehen, die von Frankreich großgezogene und genährte Leichtfertigkeit der Sitte, die indes glücklicherweise nicht auf die Sittlichkeit abfärbte. Wie weit Goethes volle Sinnlichkeit, die ein Erfordernis eines echten, ganzen Dichters ist, von gemeiner sinnlicher Begehrlichkeit entfernt ist, lehrt ein Blick auf seine Frauengestalten. Er war der Dichter des Ewig-Weiblichen. Wie schön sagt Vischer: „Man frage sich, was aus Klärchen geworden wäre in einer nur etwas gemeinen Hand, und man sehe hin, was daraus in Goethes Hand geworden ist, wie das Entzücken der Liebe, die Unendlichkeit der Hingebung, der freie Tod nach dem Verluste des teuren, bewunderten Mannes dies Mädchen adelt, und wie der reine Herzton, das Andenken im Kerker, der ideale Traum, worin die Geliebte sich in den Genius des Vaterlandes verwandelt — wie dies alles Gemeine vom heiter genießenden Mann abwendet! ... Wenn im Faust die Bitte um die erste Nacht und Gretchens Zusage einmal vorkommen, mit Worten szenisch vergegenwärtigt werden sollten, kann es reiner geschehen, als es vom Dichter geschehen ist? Und reiner vorbereitet sein als in Gretchens Sehnsuchtlied? Nur ein unreiner Faden im Dichter, und was wäre aus dem Bilde des heißen Verlangens geworden, das hier in den letzten Versen durchbricht? Er durfte dennoch nicht vergessen, daß diese ganze Hingebung auch schuldhaft ist, und wie straft und zermalmt die furchtbare Schlußszene im Kerker jedes verdorbene Denken, das an jenen heißen Bildern sich weiden möchte, wie es sich an einer lüsternen Wielandszene weidet!" Diese Beispiele aus der Jugendpoesie allein schon reichen hin, um zu beweisen, daß das Weltkind zum „Himmlischen wies"; eine Iphigenie, Leonore, Natalie, Dorothea, Ottilie braucht nicht noch auf den Plan geführt zu werden. So sehr überstrahlt das Gold die kleinen Flecken.

Während die meisten der bisher angeführten Goethegegner sich darüber ärgerten, daß, um mit Heine zu sprechen, „in dem Stamme des großen Baumes Goethe keine Nische mit einem Heiligenbildchen befindlich ist, ja daß sogar die nackten Dryaden des Heidentums darin ihr Hexenwesen treiben", verdroß es die Bekenner des Liberalismus, daß man diese alte Zaubereiche nicht zu einem Freiheitsbaum benutzen konnte. Sie bekämpften Goethe aus politischen Gründen. Heine blickt neidlos zu ihm als dem König unserer Literatur auf, er bezichtigt ihn aber in dem Buche über „Die romantische Schule" des Indifferentismus, der ein Resultat seiner pantheistischen Weltansicht sei. Er gehöre nämlich zu denen, die da denken: Wenn alles Gott ist, so mag es gleichgültig sein, womit man sich beschäftigt, ob mit Wolken oder mit antiken Gemmen, ob mit Volksliedern oder mit Affenknochen, ob mit Menschen oder mit Komödianten. Aber dies sei ein Irrtum: alles sei nicht Gott, sondern Gott sei alles; Gott manifestiere sich nicht in gleichem Maße in allen Dingen, er offenbare sich vielmehr nach verschiedenen Graden in den verschiedenen Dingen, und jedes trage in sich den Drang, einen höheren Grad der Göttlichkeit zu erlangen, und das sei das große Gesetz des Fortschrittes in der Natur. Die Erkenntnis dieses Gesetzes mache den Pantheismus zu einer Weltansicht, die durchaus nicht zum Indifferentismus führe, sondern zum aufopferungssüchtigsten Fortstreben. „Nein, Gott mani-

festiert sich nicht gleichmäßig in allen Dingen, wie Wolfgang Goethe glaubte, der dadurch ein Indifferentist wurde und, statt mit den höchsten Menschheitsinteressen, sich nur mit Kunstspielsachen, Anatomie, Farbenlehre, Pflanzenkunde und Wolkenbeobachtungen beschäftigt; Gott manifestiert sich in den Dingen mehr oder minder, er lebt in dieser beständigen Manifestation, Gott ist in der Bewegung, in der Handlung, in der Zeit, sein heiliger Odem weht durch die Blätter der Geschichte, letztere ist das eigentliche Buch Gottes; und das fühlte und ahnte Friedrich Schiller, und er ward ein ‚rückwärts gekehrter Prophet'." Heine bewegt sich hier zunächst in einem Widerspruche, denn er hat kurz vorher erst gesagt, daß unsere großen Geister, Lessing, Herder, Schiller, Goethe, wie alle Gebildeten in Deutschland, immer der Humanität, der allgemeinen Menschenverbrüderung, dem Kosmopolitismus, der das Herrlichste und Heiligste ist, was Deutschland hervorbrachte, gehuldigt haben. Humanismus, Kosmopolitismus, Hingabe an die Interessen, die die ganze Welt bewegen, und Indifferentismus — wie reimt sich das zusammen? Sein Vorwurf zeugt aber auch von ungeheuerlicher Engherzigkeit und Einseitigkeit. Eine Spielerei ist es ihm, wenn Goethe auf naturwissenschaftlichem Gebiete bahnbrechend wirkt, wenn seine exakte sinnliche Phantasie der „großen, guten Mutter" Geheimnisse ablauscht, die die Forschung nach allen Richtungen hin nachhaltig und tief befruchtet haben! Heine hat keine Ahnung davon, daß nicht nur die Geschichte, sondern auch die Natur eine magistra vitae ist. Schiller wäre über seine Herausstreichung auf Kosten Goethes empört gewesen, da er an seinen naturwissenschaftlichen Bestrebungen den lebhaftesten Anteil nahm und sich zuweilen in seinen Briefen an Goethe in eingehende, „fördernde" Erörterungen derselben einließ. Höchst charakteristisch schrieb er am 18. August 1802 dem Freunde: „Hätten wir uns ein halb Dutzend Jahre früher gekannt, so würde ich Zeit gehabt haben, mich Ihrer wissenschaftlichen Untersuchungen zu bemächtigen; ich würde Ihre Neigung vielleicht unterhalten haben, diesen wichtigen Gegenständen die letzte Gestalt zu geben, und in jedem Falle würde ich ein richtiger Verwalter des Ihrigen gewesen sein."

Auf das, was Heine an Goethe tadelt, haben wir vielmehr allen Grund, sehr stolz zu sein. Es legt ein Zeugnis ab für die Vollständigkeit seiner Natur, für seinen alles umfassenden Geist. Es hat keinen Menschen gegeben, in dem alle Seelenkräfte in gleich großem Maße wie bei Goethe vereinigt waren. Herder urteilte über ihn, wie wir einem Briefe Schillers an Körner entnehmen: „Er kann, wie Julius Cäsar, vieles zugleich sein."

Heine spinnt die zuungunsten Goethes ausfallende Parallele zwischen ihm und Schiller weiter fort: „Ihn (Schiller) erfaßte lebendig der Geist seiner Zeit, er rang mit ihm, er ward von ihm bezwungen, er folgte ihm zum Kampfe, er trug sein Banner, und es war dasselbe Banner, worunter man auch jenseits des Rheins so enthusiastisch stritt, und wofür wir noch immer bereit sind unser bestes Blut zu vergießen. Schiller schrieb für die großen Ideen der Revolution, er zerstörte die geistigen Bastillen, er baute an dem Tempel der Freiheit, und zwar an jenem ganz großen Tempel, der alle Nationen gleich einer einzigen Brüdergemeinde umschließen soll.... Wenn Schiller sich ganz in die Geschichte stürzt, sich für die gesellschaftlichen Fortschritte der Menschheit enthusiasmiert und die Weltgeschichte besingt, so versenkt sich Goethe mehr in die individuellen Gefühle oder in die Kunst oder in die Natur.... Freilich auch Goethe besang einige große Emanzipationsgeschichten, aber er besang sie als Artist.... Der Geist wurde Materie unter seinen Händen, und er gab ihm die schöne, gefällige Form. So wurde er der größte Künstler in unserer Literatur, und alles, was er schrieb, wurde ein abgerundetes Kunstwerk.... Die Goetheschen Meisterwerke zieren unser teures Vaterland, wie schöne Statuen einen Garten zieren, aber es sind Statuen. Man kann sich darein verlieben, aber sie sind unfruchtbar; die Goetheschen Dichtungen bringen nicht die Tat hervor wie die Schillerschen. Die Tat ist das Kind des Wortes, und die Goetheschen schönen Worte sind kinderlos. Das ist der Fluch alles dessen, was bloß durch die Kunst entstanden ist. Die Statue, die der Pygmalion verfertigt, war ein schönes Weib, sogar der Meister verliebte sich darein, sie wurde lebendig unter seinen

Küssen, aber ... sie hat nie Kinder bekommen.“ Diese Zuspitzung der Gegensätze, dieses immerwährende Ausspielen Schillers gegen Goethe ist höchst unerquicklich und verkehrt. Auch Goethe hatte seine Sturm- und Drangperiode gehabt, Götz gehört zu den ersten großen Lebenseindrücken Schillers, er lebte und dichtete ihm nach, wenn auch auf seine Weise, aber auch er sagte sich vom Naturalismus der Jugend völlig los und strebte der idealisierenden Kunst Goethes nach. Das Griechentum der Weimarischen Heroen führte ihn zur hellenischen Schönheitswelt, in Goethes Iphigenie erschien ihm die Antike neugeboren, und er erlebte durch das Studium der Griechen sein Italien. Auf die ästhetische Umwandlung folgte der politische Umschwung. Aus dem Revolutionär, der gegen die Tyrannen gedonnert, ward im Angesichte der blutigen Orgien, die die „Schinderknechte“ in Paris aufführten, ein strenger Aristokrat. Er sah in dem gemeinen Mann den Ewigblinden, dem man nicht des Lichtes Himmelsfackel leihen solle. Er verlangte wie Goethe, daß man für die Verfassung erst Bürger erschaffe, ehe man Bürgern eine Verfassung gebe. Den Weg dazu fand er — auch in echt Goetheschem Sinne — in der ästhetischen Erziehung des Menschen. Goethe meinte sogar, daß Schiller weit mehr Aristokrat gewesen sei als er, was Börne bestätigt. Heine scheint auch ganz vergessen zu haben, daß Schiller sich viel mit Kunst und Philosophie beschäftigt, sich in Reflexionen über Anmut und Würde, das Pathetische, das Erhabene, den Grund des Vergnügens an tragischen Gegenständen, die tragische Kunst und andere ästhetische „Spielsachen“ versenkt hat. Er wird übrigens durch keinen Geringeren als Schiller selbst desavouiert. Dieser ist nicht nur davon durchdrungen, daß kein Dichter dem Freunde an Tiefe und Zartheit der Empfindung, an Natur und Wahrheit auch nur von weitem „beikommt“, er versichert auch, daß Goethe als Mensch das vollendetste Kunstwerk, die größte Erscheinung der deutschen Nation und überhaupt der neueren Jahrhunderte ist: „Wenn er nicht als Mensch den größten Wert von allen hätte, die ich persönlich je habe kennen lernen, so würde ich sein Genie nur in der Ferne bewundern.“ „Er hat eine hohe Wahrheit und Biederkeit in seiner Natur und den höchsten Ernst für das Rechte und Gute; drum haben sich Schwätzer und Heuchler und Sophisten in seiner Nähe immer übel befunden. Diese hassen ihn, weil sie ihn fürchten, und weil er das Falsche und Seichte im Leben und in der Wissenschaft herzlich verachtet und den falschen Schein verabscheut, so muß er in der jetzigen bürgerlichen und literarischen Welt es mit vielen verderben.“ Wie hätten sich denn aber auch die beiden Großmeister der deutschen Dichtung zu einem so einzigartigen und segensreichen Treubunde zusammenschließen, wie hätte sich Schiller, dem, wie Goethe sich in einem Briefe an Zelter ausdrückt, „die Christustendenz eingeboren ist“, zu dem Olympier so hingezogen fühlen, ihm zurufen können:

> „Dich erwähl' ich zum Lehrer, zum Freund. Dein lebendiges Bilden
> Lehrt mich, dein lehrendes Wort rühret lebendig mein Herz“

wenn es um Goethe so stünde, wie Heine meint?

Heine legt großen Nachdruck darauf, daß seine Angriffe nur dem Menschen, nicht dem Dichter Goethe gelten. Als ob Mensch und Dichter voneinander getrennt, losgelöst werden könnten! Mit vollem Rechte behauptet Hebbel, daß ein Talent ohne Hoheit der Gesinnung glänzend sein kann, aber nichts für die Ewigkeit schafft, und er klagt in einem Briefe an Adolf Schöll über die guten Deutschen, die keine Ahnung davon haben, daß der Dichter den Menschen voraussetzt. Jawohl, man erobert die Welt nicht, ohne ein großes Herz zu besitzen.



Die Balladen und die Ritterlichen Lieder des Freiherrn Börries von Münchhausen

Unter den modernen Dichtercharakteren, ja wohl unter denen aller Zeiten, steht der hannoversche Freiherr Börries von Münchhausen als ganz einzigartige Erscheinung da: er nennt sich, und zwar mit Recht, den Dichter seines Standes, des Adels, und seine Dichtung ist daher eine ihrem Charakter nach von keinem anderen Dichter sonst gepflegte ritterliche Standespoesie. Selbstbewußt und stolz, manchmal fast herausfordernd, betont Münchhausen immer wieder in seinen Dichtungen und sogar in dem Titel eines seiner Bücher seine Zugehörigkeit zum „Herrenstande“ und seine dadurch beeinflußte Welt- und Lebensanschauung. Doch liegt darin keine Prahlerei und Mache, man fühlt es stets, daß alles echt und selbstverständlich bei ihm ist. „Wenn einer nur bei Kopf und Kragen den Mut hat: ‚Das bin ich!‘ zu sagen“, den Mut hat der Dichter, und daher wirkt sein stolzes Standesbewußtsein auch nicht verletzend, zumal es für unsere Zeit, die selbstverdienten Seelen- und Geistesadel höher wertet als den ohne Verdienst erworbenen der Geburt, nicht mehr recht angebracht scheint. Jedenfalls berührt die mit diesem Stolze verbundene kraftvolle und gesunde Art, die alles Dekadente in der Seele verabscheut, ebenso wie seine erhabene und wuchtige Sprache stets edel, natürlich und sympathisch. Auch an seiner vornehmen, kerndeutschen Gesinnung und an seiner künstlerischen Selbständigkeit, die von keiner literarischen Mode oder Sippschaft beeinflußt werden kann, hat man seine helle Freude. Diese seine selbstherrliche Weltanschauung, ferner der seinem Stande meist angeborene und von ihm stark gepflegte Sinn für das Vergangene und endlich seine pathetische Sprache, überhaupt sein ganzer erhabener Stil mußten diesem Dichter gerade das Stoffgebiet der Ballade besonders nahelegen — freilich hat umgekehrt die Beschäftigung mit der Ballade diese Sprache noch weiter „stilisiert“ und damit den Münchhausenschen Stil in seiner Eigenart noch schärfer ausgebildet —, und in der Tat hat Münchhausen auf diesem Gebiete fraglos Bedeutendes geleistet. Er darf mit unseren besten Balladikern, Fontane, Konr. Ferd. Meyer und seinem geliebten Strachwitz um die Palme ringen, und von neueren Balladendichtern steht nur Agnes Miegel, die allerdings in ihrer ganzen Wesens- und Schaffensart das völlige Gegenteil von ihm ist, mit ihm auf annähernd gleicher Höhe.

Münchhausen faßt freilich die Bezeichnung „Ballade“ recht weit, jedenfalls bedeutend weiter, als man es früher gewohnt war. Wenn man darunter nach alter Theorie ein Gedicht von epischer (also eine Handlung erzählender) Grundlage mit lyrischem Stimmungsgehalt versteht, dann sind mehrere, und gerade sehr gute, seiner Gedichte nicht unter diese Gattung zu rechnen. Ich wüßte nicht, wo z. B. in dem herrlichen, stimmungsvollen „Der Romfahrer“ die Handlung stecken sollte:

Weißverschneite Weserberge,
Winterstilles Heimatland, —
Vor mir steht der welsche Ferge
Auf der Gondel schmalem Rand.

Und wie die Paläste steigen
Aus den Fluten wunderbar,
Muß ich in die Hände neigen
Still das heimzerzauste Haar.

Meiner Heimat Buchenwälder
Liegen im Dezemberschnee,
Über meiner Heimat Felder
Äsung suchend geht das Reh.

Und im Dorf die Kinder bauen
Männer, wenn die Flocken schnein,
Meiner Heimat stille Frauen
Spinnen schon am Winter-Lein.

Meiner Heimat Tannenreiser
Duften bis zum welschen Strand, —
Meine Faust gehört dem Kaiser,
Doch dies Herz dem Vaterland.

Doch es kommt ja bei einem Kunstwerk nicht in erster Linie auf das genaue Innehalten theoretisch einmal festgelegter Grenzlinien an, damit man es einer bestimmten Gattung einordnen kann. Zunächst und vor allem verlangen wir Kunst, und wenn die alten Theorien nicht mehr passen, so ist es Sache der Wissenschaft, aus dem neuen Kunstwerk neue Gesetze abzuleiten; sie darf nicht die freie Kunst zwingen wollen, ausschließlich nach alten und alternden Theorien

zu schaffen. Nur darf und muß sie vom Künstler verlangen, daß er die innersten Wesens- und Grundgesetze der einzelnen Kunstgattungen, die ewig bestehen bleiben, beobachtet, wenn er nicht, was letzten Endes unkünstlerisch ist, das reine Chaos unter ihnen anrichten will. — Wie Münchhausen unter Beachtung dieser Forderung als Praktiker die Balladendichtung durch wertvolle neue Töne erweitert und bereichert hat, so hat er auch der Theorie einen Dienst getan, indem er in einem recht beachtenswerten Aufsatz (in der Deutschen Monatsschrift 1906) seine Anschauungen über die Ästhetik seiner Balladen dargelegt hat. Wenn diese Theorie auch durchaus, wie schon der Titel sagt, aus der eigenen Dichtung abgeleitet oder auf sie zugeschnitten, also ziemlich subjektiv gehalten ist, so hat doch der Dichter darin eine Anzahl Regeln aufgestellt, die ein für allemal für jede Ballade Geltung haben, und also in dieser Arbeit zugleich auch „Bausteine zu einer Ästhetik der deutschen Ballade" geliefert. Ohne im einzelnen auf diese ausführliche Abhandlung einzugehen, will ich das hier Interessierende, zugleich das Grundlegende, kurz wiedergeben. Münchhausen faßt unter den Begriff „Ballade" nicht nur das, was man bisher darunter verstand, also 1. die historische und 2. die moderne Ballade, sondern auch 3. das historische, 4. das moderne Stimmungsbild und endlich 5. das historische Lied. (Der oben zitierte „Romfahrer" wäre demnach unter 4. einzureihen.) Die Grenze zwischen „Ballade" und „Romanze" absichtlich außer acht lassend — er selbst nennt alle seine Romanzen auch Balladen — definiert er die Ballade folgendermaßen: sie „ist ein Gedicht, dessen Wesen in der charakteristischen Behandlung einer Handlung liegt". Während hier also das eine Charakteristikum der Ballade, die Handlung, dem anderen, der Behandlung, an Wert gleich erscheint, kommt er im Laufe der Untersuchungen zu dem Ergebnis, daß nicht die Handlung das letzte entscheidende Moment für sie ist, sondern die Behandlung. Und worin besteht diese balladische Behandlung? Der Balladendichter „stilisiert" die Ausdrucksmittel, also vor allem die Sprache, das heißt nach Münchhausen: er weicht um der dekorativen Wirkung willen von der Natur ab (aber nicht, so möchte ich, um Mißverständnissen zuvorzukommen, hinzufügen, um den Charakter der Ausdrucksmittel zu verwischen, nicht, um ihn un- oder gar widernatürlich zu machen, sondern im Gegenteil, um ihn entweder durch Vereinfachung oder durch Monumentalisierung oder ähnliche Mittel um so plastischer und eindringlicher hervortreten zu lassen). Dies bewußte Abweichen von der natürlichen, schlichten Ausdrucksweise (zugunsten einer möglichst prägnanten und pathetischen) ist das charakteristischste Merkmal dieser Dichtungsgattung. Die Stilisierung der Sprache erstreckt sich oder wirkt doch stark ein auf die Stellung und Wahl der Worte, auf den Gedankengang, auf den Strophenbau und auf die Versbehandlung; ferner auch auf die Stoffwahl und auf die Führung der Handlung.

Den aus diesen Voraussetzungen sich ergebenden Stil finden wir bei jeder Münchhausenschen Ballade. Bis ins einzelne hat er, der die Ausdrucksmittel durchaus beherrscht und ihre Wirkung genau kennt, eine jede von ihnen nach der angedeuteten Theorie fein und sorgfältig bewußt geformt. Damit will ich aber durchaus nicht sagen — was mancher Beurteiler aus dem Artikel Münchhausens herausgelesen und ihm nun zum Vorwurf gemacht hat —, daß unser Dichter das einzelne Gedicht ganz und gar bewußt geschaffen habe, daß seinen Balladen also das Letzte und Beste, der göttliche Funke, fehle. Gewiß sind sie — oder doch die überwiegende Mehrzahl — aus künstlerischer Inspiration geboren, aber natürlich nicht vollkommen fertig daraus hervorgegangen, das kann eine lange Ballade unmöglich; in den seltensten Fällen wird eine Dichtung — es sei denn ein kleines lyrisches Gedicht — entstehen, die in der Form (im weitesten Sinne verstanden) nicht des Aus- und Nacharbeitens bedarf. Ganz besonders ist dies bei der Ballade der Fall, die doch im hohen Grade Wortkunst, und deren letztes entscheidendes Moment, wie hervorgehoben, die Behandlung ist, die also die sorgfältigste künstlerische, das heißt in diesem Falle gefühls- und noch mehr verstandesmäßige Ausgestaltung verlangt. Mithin darf und wird auch oft (allerdings nur bei der Handlungsballade) die Tiefe — das Haupterfordernis eines rein lyrischen Gedichtes — stark oder völlig in den Hintergrund treten; so ist

es auch bei Münchhausen. Doch hat er sich dieser früher besonders gepflegten, mehr äußerlichen Ballade, wenigstens soweit sie der Stimmung und Vertiefung entbehrt, jetzt völlig abgewandt. Indessen kann man seinen Stimmungsballaden, ferner den psychologisch vertieften und den Weltanschauungsballaden innere Wärme unmöglich absprechen. Unter anderem findet sich diese auch stets in dem, was Münchhausen „Projektion seelischer Vorgänge nach außen" nennt, worunter er das Ausdrücken innerer Vorgänge durch äußere Handlungen versteht. Eins der schönsten Beispiele hierfür (aus „Der letzte Weg"), zugleich ein treffender Beweis für des Dichters feines Zartgefühl, sei mit dessen eigenen Worten aus seinem Aufsatze wiedergegeben:

„Hinter dem mit Papierblumen geschmückten Sarge des Bohémiens gehen seine beiden Freunde. Der eine sagt, wie einsam der Tote war. Der andere:

Er hatte sein reiches Herz,
Das trug ihn sonnenwärts.

Das sind hohe Worte, die ein ernsthafter Mann nicht ohne leise Söne sagt. Man sieht dabei zur Seite und macht seinen Händen was zu tun.

Sprach der andre, der daneben ging, —
Und er schob dabei den papiernen Kranz,
Daß er grade hing —
Er hatte sein reiches Herz usw."

Doch vergesse man nicht: mehr als alle Gefühle und „Sechzehntelgefühlchen" gilt für den Balladendichter die Tat. „Große, edle oder böse Menschen mit starkem Willen, klare Ereignisse, mächtige Taten, das ist das Material der Ballade. Sie ist monumental", und daher bedarf sie, um dies noch einmal zu betonen, monumentaler Ausdrucksmittel, also vor allem einer edlen, möglichst unabgegriffenen, dabei knappen, kräftigen und mitreißenden Sprache, einer Sprache, die durch Unmittelbarkeit, Plastik und Bildkraft lebhafte Anschaulichkeit erstrebt und somit die Phantasie anregt. Eine solche Ausdrucksweise hat Münchhausen in zielbewußter Anpassung an den Stoff seiner Ballade gegeben. Welche Anschaulichkeit liegt in dem Verse: „Und es säte der Hengst die Funkensaat In die dunkle Furche der Nacht" oder in diesen: „Die Eichen grollten im Septemberwinde, Die ersten Blitze warfen kühn und grell Ins Meer der Dunkelheit den Tropfen Tag"! Und wie treffend ahmt der Ausdruck „flappen" den Ton des im Winde flatternd schlagenden feuchten Fahnentuches nach! — Ebenso mannigfach wie die Form ist der Charakter und der Inhalt seiner Balladen. Dem Charakter nach finden wir bei ihm alle oben genannten Arten: 1. Handlungs-, 2. Stimmungsballaden, 3. solche mit seelischer Vertiefung und 4. Weltanschauungsballaden. Um die letzte Art, die ebenso wie die zu dritt genannte natürlich auch nicht der Handlung und Stimmung entbehren kann, hat er, wohl als erster, das Gebiet der Ballade bereichert. Stimmungsballaden gab es schon früher, nur nannte man sie im allgemeinen nicht Balladen. Zu seinen nicht ganz leicht verständlichen Weltanschauungsballaden gehört die impressionistisch gehaltene „Mauerballade", die drei vom adeligen Standpunkt gesehene Bilder aus der französischen Revolution und damit des Dichters Ansicht über diese selbst gibt, und der prachtvolle Zyklus „Die drei Hemden", dessen „Gedanke die Entsündigung der Leidenschaft" ist. In Hinsicht auf den Inhalt, auf das Thema, sind Balladen der verschiedensten Art bei unserem Dichter vertreten. Mit derselben Meisterschaft, mit der er die ältesten germanischen Balladen (aus der Edda), also hauptsächlich Götter- und Heldenlieder nachzubilden versteht — die kurze, nur andeutende „Alte Ballade" ist ein feines Stück —, weiß er andere (wiederum meist mit dem Thema: Heldentaten) im Stil und Vorwurf den altschottischen oder altenglischen anzupassen. Ebenso lebendig und anschaulich, wie er in frei erfundenen Stoffen das deutsche Mittelalter vor uns wieder erstehen zu lassen vermag, kann er auch

aus altfranzösischen Sagen oder aus nordländischen Motiven wirkungsvolle Balladen gestalten, so zählt z. B. die in Schweden spielende „Halfdan, Ragnars Sohn" mit zu seinen bedeutendsten. Mit gleicher Sicherheit trifft er den Ton für schaurige See- und Fischerballaden, wie für kraftvolle Kriegs- und Soldaten-, als auch für derbe Bauern- und Landsknechtslieder. Auch die Poesie und die Freuden des Pagendienstes weiß er trefflich zu besingen:

Ich bin der Page von Hochburgund
Und trage die weiße Seide,
Ich küßte heut' einer Königin Mund
Beim Reigerzug auf der Heide,

Ihre blasse Lippe ward rot im Kuß,
Und wollt ihr das Ende wissen, —
Es schweigt mein Mund, weil er schweigen muß
Von einer Königin Küssen!

Zu den wirklich guten Balladen zählen zweifellos auch die Lieder zur Verherrlichung des Ahnen- und Adelsstolzes und seiner Treue zu König und Bauern, wie „Der Marschall", die „Landgrafenballade", „Der Letzte seines Geschlechtes", die unter „Wir" vereinigten Gedichte und „Der Eid derer von Lohe", das die Treue eines hannoverschen Adelsgeschlechtes gegen seinen König besingt. Aber noch höher stelle ich seine „modernen Stimmungsbilder" mehr allgemein-menschlichen Inhalts. „Der Todspieler" und „Dreigespräch", die entschieden seine besten Balladen sind und überhaupt zu den wertvollsten der Neuzeit gehören, zeichnen sich durch besondere Reife und Abgeklärtheit der Form wie des Inhalts aus, auch ist ihnen eine besonders innige Wärme und Beseeltheit eigen, die jeden Menschen tief im Herzen ergreifen müssen. In diese Gattung gehören außer anderen noch das oben genannte, schlichte, erschütternde „Der letzte Weg" und das nicht so bedeutende, aber reizend einfache und rührende „Der alte Herr".

Hinter der Balladendichtung Münchhausens tritt seine rein lyrische der Menge nach stark zurück. Ja, rein lyrische Sachen finden wir ganz wenige, wohl nur aus früherer Zeit, bei ihm; jetzt wird ihm jedes Gedicht zur Ballade, wie er selbst sagt. Diese mehr oder weniger lyrischen Sachen, die man fast alle als „Stimmungsbilder" auch Balladen nennen kann, bilden mit anderen Balladen zusammen „Das ritterliche Liederbuch". Auch in der Münchhausenschen Lyrik erfreut wieder die männlich-kraftvolle, nach plastischer Wirkung strebende Sprache, der alles Verschwommene, Abstrakte und Schwülstige verhaßt ist. Wie wundervoll ist der Zauber einer Frühsommernacht in den Versen „Weißer Flieder" aufgefangen:

Naß war der Tag, — die schwarzen Schnecken krochen,
Doch als die Nacht schlich durch die Gärten her,
Da war der weiße Flieder aufgebrochen,
Und über alle Mauern hing er schwer

Und über alle Mauern tropften leise
Von bleichen Trauben Perlen groß und klar,
Und war ein Duften rings, durch das die Weise
Der Nachtigall wie Gold geflochten war.

In dem wunderschönen „Avalun", das mit lebhafter Phantasie ein Bild von der Traumheimat des Dichters malt, gefällt mir am besten die Schlußzeile: „Mir ist, als hört' ich meine Mutter sprechen." Was liegt alles in den paar Worten! Kann man schöner und treffender das Beruhigende und Beseligende, den Frieden und den Trost der Heimat und das Sich-geborgenfühlen ausdrücken? Tiefe, ehrfürchtige Kindesliebe spricht aus den Gedichten „Meiner Mutter" und „An meine Mutter". Diese Verehrung für seine Mutter und für ältere Damen überhaupt, die er prachtvoll zu zeichnen versteht — welch ehrwürdiger Charakter ist z. B. die sicher nach seiner Mutter oder Großmutter gezeichnete alte Edelfrau im „Dreigespräch"! — finden wir noch häufiger bei Münchhausen. — Ganz anderer Art wieder ist das „Lied der Zurückgebliebenen" oder „Lied derer am Grabe", wie es schöner und bezeichnender an einer anderen Stelle genannt ist. Es erinnert an Münchhausen, den Dichter des „Juda". Im Sinne des alten,

bibelgläubigen, festen Gottvertrauens, wie es besonders in alten Geschlechtern noch lebendig ist, paraphrasiert es ein Bibelwort:

Was steht ihr am Grabe,
Mit weinendem Blick?
Laßt Gott seine Gabe
Und tretet zurück, —
Vom ihm ist das Leben
Zur Erde gekommen,
Von Stürmen und Stößen umtobt,
Der Herr hat's gegeben,
Der Herr hat's genommen,
Der Name des Herrn sei gelobt!

Schaut auf zu den Sternen,
Dort glänzt euer Glück,
In ewige Fernen
Kehrt einst ihr zurück!
Aus wanderndem Leben
Zur Heimat gekommen,
Durch göttliches Leiden erprobt, —
Der Herr hat's gegeben,
Der Herr hat's genommen,
Der Name des Herrn sei gelobt —

Bisher waren die Dichtungen des Freiherrn von Münchhausen nur in teuren Ausgaben, die Balladen zudem noch in wenig handlichem Format, zu haben. Unlängst hat sie der Verlag Egon Fleischel & Ko. übernommen und die beiden hier behandelten Bücher, „Die Balladen" und „Die ritterlichen Lieder" stark vermehrt in einem einzigen Bande (zu 5 *M* gebunden) herausgegeben. Dies mit schöner, kräftiger, zu dem Inhalte passender Altschwabacher Type gedruckte und geschmackvoll gebundene Buch, das innerhalb eines guten Jahres fünfmal aufgelegt werden mußte, erregt das Entzücken jedes Bücherliebhabers und Literaturfreundes.

Erich Beckmann



Historische Dramen

Derselbe frische, weltbezwingende Soldatengeist, der einem Shakespeareschen Heinrich V. oder Schillers Max Piccolomini so schön ansteht, durchweht auch Carl Albrecht Bernoullis Schauspiel: Der Ritt nach Fehrbellin (verlegt bei Eugen Diederichs in Jena 1908, br. 2 *M*, gebd. 3 *M*). Wie schon der Titel andeutet, gilt es dem Dichter, das große Lebensgemälde eines „Rittes" um Macht und Sieg und Leben aufzurollen. „Krieg bringt Heil!" Das klingt und singt aus einer groß angelegten Zeit. „Nur Männer gelten. Die Welt ist nur für Männer da!" Ein großer wuchtiger Wille drängt zum Ziel, beseelt in diesem Kampf Bauern wie Adlige, Bürger wie Fürst. Ein wahrer königlicher Geist ist dieser Reiter an der Spitze der wilden Jagd, der alle und sich selbst beherrscht: in dem elementaren Willen zur Macht; der Held, der stolz auf seine Fahne schreibt: „Ich will dem Zeitalter einen blanken Geist geben". Ein Kämpfer sein heißt wahrhaft leben, das ist die große männliche Lebensweisheit. Aber die größte Kraft wird klein, die nicht gebändigt wirkt. Deshalb erschallt auch schon hier das Wort von der später sprichwörtlich gewordenen preußischen Manneszucht: „Sonderlich sein, ist Siechtum. Glied sein, ist Kraft". Der jungschweizerische Dichter will natürlich kein Loblied auf preußisch-märkische Forsche und „Subordination" singen, er schildert vielmehr liebevoll die verschiedenen Seiten des Deutschtums: „teutsch auf nordische Weise: trocken, hausmännisch, stetig und gestrichen der Nase nach ... teutsch auf südliche Art von Einfällen verlockt, von Phantaseyen getummelt, platzend von Entwürfen ... fehlt Zwang, Muß, Order". In den Heldensang tönen ergreifende Klänge vom Sichaufbäumen der freien, flüchtigen, augenblicksfrohen Reiternatur Frobens gegen Zwang und Enge und Wurzelfassen. Als der Heimatlose bodenfest im märkischen Land werden kann, da verschlingt ihn der Strudel des alles durchwirbelnden Geistes dieses „Rittes nach Fehrbellin". Mit den frischen „Reiterszenen" wechseln anmutige „Frauenszenen" ab und schaffen Kontraste und Konflikte, die sich aus den beiden großen Trieben im Leben ergeben müssen: die Streben des Einzelwesens nach

Freude und „Glück", hie Gemeinschaftsringen nach Menschheitszielen. Das ist nun realistisch erfaßt und dargestellt. Die Landschaft und die Leute, alles strotzt von Leben, nur leise überhaucht von einem unbestimmbaren, dem Schweizer Bernoulli Eigentümlichen. Das steigert sich zum Zauberhaften, wo von Ekstase und Weissagungen, vom Wunderbaren und Übersinnlichen einer ganzen zukunft-ersehnenden und zukunft-schaffenden Zeit die Rede ist. Auch die Sprache ist realistisch in der kurzen Gedrängtheit und reizvoll altertümlich. — Ob das ganze Dichtwerk ein regelrechtes „historisches" Drama ist, bleibt schwer zu sagen. Gerade vor den dramatischen Dichtungen großen Wurfs und schönen Gehalts zerfallen einem gar schnell Schulbegriffe und technische Vorschriften. Da gibt's eben nur einen Ausweg: die Probe auf der Bühne. Die wünsch' ich diesem schönen und guten Gedicht sehr.

Erwin Suhr hat sein Schauspiel: Konrad der Rüde (Der Komtur) [Modernes Verlagsbureau Curt Wigand, Berlin-Leipzig 1909] aus der schicksalsreichen Geschichte des Deutschen Ordens genommen. Hier wie bei Bernoulli ein Ringen um Fortunas Gold, doch der Einsatz ist nicht so groß. Freilich der Verlust: das Leben, nach einem tapferen Kämpfen. „Will wieder haben die Freiheit des Herzens und des Denkens, dieses Heiligtum der Nation, das sie erst kürzlich (es ist im Jahre 1558) wieder errungen hat. Auch ich verlang's und blase eure modernden Satzungen von mir wie Spinnwebe! Diebstahl und Raub, sagt man, sei mein Beginnen. Wohl! Bin ein Korsar und setze jetzt alle Segel!" Die ganze Anlage des Dramas läßt den Anfänger erkennen, die Sprache ist noch schwächlich. Aber der Stoff ist kühn gepackt und phrasenfrei geformt. Das läßt manche Hoffnung zu! Es scheint, daß wir allmählich wieder zu Kraft und Gesundheit im Drama kommen.

Bedeutend reifer stellt sich Siegfried Heckschers „geschichtliches" Trauerspiel in fünf Aufzügen: König Karl I. dar (1908 im Buchverlag der „Hilfe", Berlin-Schöneberg erschienen). Zuweilen ist mir der grandiose Stoff — ein Königtum steht vor Sein und Nichtsein — zu oberlehrerhaft geformt. Ein Satz wie: „Ach, welche goldne Last ist eine Krone!" ist denn doch zu abgedroschen. Im großen und ganzen vermag wohl die schlichte und würdige Behandlung des Stoffes manches Schöne zu erzielen. Sicherlich ist dramatisches Leben darin. Der Kampf ums Recht des Volks: durch das Parlament vertreten zu sein und zu regieren, ist gut herausgebracht, ebenso die Stimmung des „Volkes". Die eigentliche innere Politik beginnt mit dieser englischen Revolution. Bemerkenswert ist die Charakterisierung des Oliver Cromwell, der mit Recht einmal anders als in der sentimentalen Auffassung des „idealen Volksbefreiers" gesehen wird. Hier sagt der große Egoist und Königsmacher: „Ich habe das Recht erkämpft, um mitzuspeisen, und will es nutzen". Der englische Puritaner mit allen Tugenden und Lastern ist in ihm zur Tat geworden. —

Was zu einem historischen Drama alles gehört, ist deshalb so schwer zu sagen, weil der Begriff des „Historischen" sich beständig wandelt. Das erklärt das viele Probieren der Dichter, von denen jeder unter „Historie" etwas anderes versteht. — Über den originellen Versuch einer historischen Komödie muß ich hier noch berichten. Von einer gänzlich unbekannten und auch nicht nennenswerten Dramatikerin, die gleich ihre „gesammelten dramatischen Werke" der staunenden Welt unterbreitet, gibt's ein Stück: Villa Frankreich oder Der Einzug der Franzosen in Berlin. Nach dem ernsthaften Wollen der Dame: „große weltgeschichtliche Begebenheiten durch unser Lachen (!) zu reinigen (?!)" mußte eine Zusammensetzung von Trauerspiel, Konversationslustspiel, Posse und politischer Satire entstehen. „Sie ist so vielerlei, daß sie schließlich gar nichts ist". Da wirken also als Personen mit: Charlotte Henriette Ludwiga Frankreich, eine reiche Erbin; Napoleon Bonaparte, ihr Verlobter; Frau Louise Bourbon, ihre Stiefmutter; Fräulein Republika Gambetta, ihre Tante; Jules Favre, ihr Vormund; Orleans, ihr Vetter; Rochefort, ihr Vetter; Thiers, Aufseher in „Villa Frankreich". Fräulein Eugenia ...... Bismarck, Haushofmeister (!!) und Moltke, Portier (!!!!) in der „Villa



Deutschland". — „Die Handlung spielt in ‚Villa Frankreich', einem Schloß in der Villenkolonie Grunewald (!) bei Berlin".... Den erhebenden Schluß macht ein bengalisch beleuchtetes (schwarz-weiß-rot?!) lebendes Bild mit dem Chor der Deutschen: Ehre sei Gott in der Höhe.....! — — —

Friedrich Schönemann



Von Goethes Geburtstagstisch

Es ist das Vorrecht der ganz großen Herren, daß sie zu den Festtagen ihres Lebens sich nicht beschenken lassen, sondern selber Gaben austeilen. In noch höherem Maße, als die Mächtigen der Erde, können sich diesen Luxus die Großen im Reiche des Geistes leisten. Brauchen wir uns da zu wundern, wenn zu jedem Geburtstage Goethes der Gabentisch immer vollbepackt ist, daß man sich nur frägt, woher immer noch Neues und Überraschendes geholt wird?

Zunächst sind es immer die „Werke", die in neuen Ausgaben dargeboten werden. Meistens sind das ja nur „Ausgaben" mehr, die neben die vorhandenen bewährten treten und durch gute Ausstattung und niedere Preislage den schweren Wettbewerb um die Gunst der Leserschaft aufnehmen. Mit gutem Erfolg wird das sicher der Neuausgabe in der „Goldenen Klassikerbibliothek" gelingen, wie die altberühmte Hempelsche Klassikerausgabe bei ihrem Neuerscheinen in Richard Bongs Verlag zu Berlin umgetauft worden ist. Die vierzig Teile werden hier in zwanzig Bänden gebunden sein. Für die Gediegenheit der Textbehandlung, der Einleitungen und Anmerkungen bürgen die Namen der Herausgeber, jüngerer Gelehrter, die sich von der Goethephilologie üblen Andenkens glücklich freigemacht haben. Das zeigt sich auch in der äußeren Anordnung, indem die Anmerkungen von den Texten losgelöst in besonderen Bänden untergebracht sind. Einen ihr allein gehörenden Vorzug wird diese Ausgabe in Registerbänden erhalten, die einerseits nach Namen und Orten, dann aber auch nach sachlichen Gesichtspunkten geordnet, die Benutzungsmöglichkeiten der Werke Goethes ganz außerordentlich steigern werden. Angesichts dieser bedeutsamen Neuarbeiten und der guten Ausstattung ist der Preis von ℳ 14.— für die in gutes Leinen geschmackvoll gebundene Ausgabe erstaunlich gering. Für Freunde reicherer Buchausstattung ist durch Ausgaben auf besserem Papier mit kostspieligeren Einbänden gesorgt (Preise: ℳ 22.—, 26.— und 36.—). Nach Abschluß des Ganzen werden wir darauf zurückkommen.

Einen Rang für sich nimmt die bei Georg Müller in München erscheinende Propyläen-Ausgabe der sämtlichen Werke Goethes unter Einschluß einer weitgehenden Auswahl von Briefen ein. Diese Ausgabe sollte sich jeder Goetheverehrer, dem es die Mittel erlauben, noch neben seine bisherige Ausgabe stellen. Gerade bei Goethe, der das wundervollste Beispiel einer steten Entwicklung gibt, ist die streng chronologische Anordnung seiner Werke die innerlich am besten begründete. Sie erschließt uns auf dem einfachsten Wege die tiefste Einsicht in das herrliche Reifen und die weiteste Aussicht über das riesige Gebiet, das dieser einzigartige Geist durchmaß. Die äußere Aufmachung entspricht der inneren. Alles, was nicht Goethe ist, erscheint ausgeschaltet. Weder Anmerkungen noch Einleitungen lenken den Leser ab; aber auch aller Buchschmuck fehlt, sowie alles, was nach Ausstattung aussieht. Dafür sind Papier, Druck, Satzspiegel, Format und Buchbinderarbeit vom Besten. Bis jetzt liegen fünf Bände vor, die bis 1788 reichen; welch ein Genuß, die italienische Reise in den frischen Tagebuchaufzeichnungen zu lesen! Die Bände kosten nach dem Einband 4½, 6 und 8 ℳ.

Vom „jungen Goethe“ hatten wir eine ähnliche Ausgabe ja schon lange. Freilich ist seit 1875, wo S. Hirzel diese in Gemeinschaft mit M. Bernays veranstaltete, sehr viel Neues dazugekommen, und so war eine Neuausgabe gerechtfertigt, auch wenn die erste nicht vergriffen wäre. Sie erscheint nun, von Max Morris betraut, im Inselverlage zu Leipzig. Von den 6 Bänden — der letzte wird im wesentlichen das Literarhistorische enthalten — liegen die drei ersten vor. In dieser Ausgabe ist alles vereinigt, was Goethe bis zu seiner Übersiedelung nach Weimar geistig geleistet hat: die Werke im eigentlichen Sinne, Briefe, Tagebücher, jugendliche Versuche, Erklärungen, Widmungen, ja sogar die rechtsanwaltlichen Arbeiten. Daneben die Gespräche, Radierungen und Zeichnungen. Von der schönen Ausgabe kostet der Band geheftet 4,50 ℳ, gebunden 6 bzw. 7,50 ℳ.

Zu diesen Ausgaben der Werke kommen nun einige „Veröffentlichungen aus dem Goethe-National-Museum in Weimar“, die der Teilnahme weitester Kreise sicher sind. Es handelt sich um vorzügliche Wiedergaben von Plastiken, deren Originale sich im genannten Museum befinden und nicht nur aus Goethes Zeit stammen, sondern zumeist in Goethes Besitze waren. Da ist zunächst die Gesichtsmaske, die der Dichter im Oktober 1807 von dem weimarischen Bildhauer H. Gottlob Weisser für den Phrenologen Dr. Gall formen ließ. Daran schließen sich die Büsten von M. G. Klauer. Die erste (vgl. unsere Abbildung), 1778—1780 geschaffen, ist von außerordentlicher Naturtreue, gar nicht idealisiert; die andere, anfangs der neunziger Jahre geschaffen, lehnt sich an Trippels herrliches Werk an. Zwei kleine Medaillons stellen Goethes Eltern dar. Ihr Schöpfer, Joh. Peter Melchior, hat 1775 — also noch in Frankfurt — auch vom Dichter ein Medaillon geschaffen, sehr lebendig, als echten Feuerkopf. Weniger gefällt mir des gleichen Künstlers Medaillon von 1785. Auch Goethes Hand ist 1820 an seinem Geburtstage abgeformt worden, eine überraschend derbe und kräftige Hand, als wollten in ihr „die thüringischen Handwerker sich offenbaren, von denen der Dichter durch den Vater abstammte“ (Karl Bauer). Vielen werden dann die beiden Medaillonbilder Goethes und Schillers von der genialen Meisterhand David d'Angers willkommen sein. Das Goethes ist 1829 gleichzeitig mit der Kolossalbüste Goethes entstanden, das Schillers vom Künstler aus der Phantasie hinzugestaltet worden. Goethes Zeitgenossen erschraken über das titanische Werk d'Angers; wir Heutigen stehen staunend vor der Kolossalbüste in der Weimarer Bibliothek und fühlen, daß hier einer gewesen, der das Weltbild Goethes für alle Zeiten hätte schaffen können.

Die Auswahl — es kommt noch eine kleine Napoleonbüste von Posch aus Goethes Besitz dazu — ist reich. Die Preise sind mäßig; für die gute Ausführung bietet die Herstellung durch die altbewährte Anstalt der Gebrüder Micheli in Berlin (Unter den Linden 42) die sichere Gewähr. K. St.





Vom deutschen Dorf

Bauernhaustypen und ihr ethischer Wert

Von

Walther Kluge

Das deutsche Bauernhaus in seinen verschiedenen Formen — und es gibt ja deren eine ganze Menge — hat einen hohen ethischen Wert. Einen solchen werden allerdings viele dem oft einfachen und simpeln Hause gar nicht zugestehen wollen, aber er ist dennoch vorhanden. Und was ihn ausmacht, das ist die innere und äußere Wahrhaftigkeit, mit der das deutsche Bauernhaus auftritt. Aller Schein ist ihm fremd, es will nichts vortäuschen, was es nicht ist, und es will eben weiter nichts sein als ein deutsches Bauernhaus. Und wie seinem Schöpfer der Schein und die Heuchelei fremd war, so eben auch der Schöpfung. Denn das müssen wir festhalten: das Bauernhaus ist die ureigenste Schöpfung des deutschen Bauern, es ist der Kern und Mittelpunkt aller Bauernkunst, in ihm prägt sich des Bauern Wesen und Eigenart am stärksten aus.

Der Bauer nahm alle ihm gegebenen Bedingungen, und daraus schuf er sich sein Haus. Die Hauptsache war ihm, daß es die Ansprüche, die seine Wirtschaft stellte, befriedigte. So ist das Bauernhaus durchaus ein Nutzbau. Aber als solcher ist es nicht unter kalter Berechnung auf dem Reißbrett, sondern in freier Luft entstanden. Denn es mußten außerdem noch die heimatlichen Boden- und Wetterverhältnisse berücksichtigt werden. In dieser Art der Auffassung liegen ethische Werte, die Werte der inneren und äußeren Wahrhaftigkeit eines bodenständigen Kulturgutes, die wir nicht übersehen dürfen. So sind die verschiedenen deutschen Bauernhäuser Lösungen eines ethischen Problems.

Nach diesen Gesichtspunkten müssen wir die Grundrisse der deutschen Bauernhäuser betrachten. Sie sind durch vielhundertjährigen Gebrauch geheiligt und viel älter als das älteste Bauernhaus, das steht, denn es gibt kaum eines, das über das Jahr 1500 hinausreicht. Aber die Grundrisse verweisen auf sehr alte Zeiten.

In ihnen prägt sich der Zweckmäßigkeitsgedanke am allerdeutlichsten aus. Die Ansprüche der Lebens- und Wirtschaftsweise bedingen ihn. Räume für Men-

schen, Vieh und Vorräte sind notwendig. Auffallen muß aber die liebevolle Ausgestaltung des Ganzen. Die kam daher, daß man im Hause mehr sah als nur einen Schlafraum für die Nacht: es war der Aufenthaltsort, in dem man einen großen Teil seines Lebens verbrachte.

Aus diesen Verhältnissen heraus erwuchsen die drei Haupttypen des deutschen Bauernhauses mit ihren zahlreichen Unterformen: das niederdeutsche Einheitshaus der Ebene, das mitteldeutsche Waldhaus in Form des Gehöfts und das oberdeutsche Gebirgshaus.

Die niedersächsische Form des Einheitshauses ist sicher eine der einfachsten Lösungen des gestellten Problems. Man hat angenommen, daß es die Urform des germanischen Hauses überhaupt sei, und es ist das nicht unmöglich, aber unzweideutig nachgewiesen ist es nicht. Und wenn auch diese Annahme nicht vollständig zuträfe, eins ist sicher: es ist uralt. Darauf weist vor allem der Grundriß hin, der eine niedere Stufe der Wohnungskultur zu erkennen gibt.

Die Räume für Menschen und Tiere befinden sich unter einem Dach. Noch mehr, sie sind nicht einmal vollständig voneinander getrennt. Der Grundriß ist ein großes Rechteck. An der Giebelwand befindet sich ein großes, geräumiges Tor zur Einfahrt. Dies führt in den Hauptraum, die geräumige Diele. Zu beiden Seiten der Diele hat das Vieh seine Stallungen, die so eingerichtet sind, daß der Stallgang an der Außenwand hinführt, die Tiere also mit den Köpfen nach der Diele zu stehen, nach welcher sie sie auch herausstrecken können. In dem hinteren Teile der Diele, der den Namen Flet führt, liegt seit alter Zeit die Feuerstätte. Es ist dies ein offener Herd. In alten Häusern muß der Rauch emporsteigen unter das Dach, wo er zugleich Würste und Schinken räuchert und sich dann einen Abzug durch ein Loch sucht. Der Herdraum war der Aufenthaltsort der Familie, der Herrschaft wie des Gesindes, die alle bei Tag und Nacht mit ihrem Vieh in einem Raume herbergten. Der Platz am Herd ist der Platz der Hausfrau. Welche Bedeutung diese Stelle für das ganze Haus hat, das hat schon Justus Möser erkannt und geschildert. Ich führe seine klassischen Worte aus den Patriotischen Phantasien im folgenden an. „Der Heerd ist fast in der Mitte des Hauses und so angelegt, daß die Frau, welche bey demselben sitzt, zu gleicher Zeit alles übersehen kann. Ein so grosser und bequemer Gesichtspunkt ist in keiner andern Art von Gebäuden. Ohne von ihrem Stuhle aufzustehen, übersieht die Wirthin zu gleicher Zeit drey Thüren, dankt denen, die hereinkommen, heißt solche bei sich niedersetzen, behält ihre Kinder und Gesinde, ihre Pferde und Kühe im Auge, hütet Keller, Boden und Kammer, spinnet immerfort und kocht dabei. Ihre Schlafstelle ist hinter diesem Feuer, und sie behält aus derselben eben diese grosse Aussicht, sieht ihr Gesinde zur Arbeit aufstehen und sich niederlegen, das Feuer anbrennen und verlöschen, und alle Türen auf und zugehen, höret ihr Vieh fressen, die Weberin schlagen und beobachtet wiederum Keller, Boden und Kammer. Wenn sie im Kindbette liegt, kann sie noch einen Theil ihrer häuslichen Pflichten aus dieser ihrer Schlafstelle wahrnehmen. Jede zufällige Arbeit bleibt ebenfalls in der Kette der übrigen. Sowie das Vieh gefüttert und die Dresche gewandt ist, kann sie hinter ihrem Spinnrade ausruhen, anstatt daß in anderen Orten, wo die Leute in Stuben sitzen, so oft die Haustür

aufgeht, jemand aus der Stube dem Fremden entgegen gehen, ihn wieder aus dem Hause führen und seine Arbeit so lange versäumen muß. Der Platz bey dem Heerde ist der schönste unter allen. Und wer den Heerd der Feuersgefahr halber von der Aussicht auf die Deele abschneidet, beraubt sich unendlicher Vorteile. Er kann sodann nicht sehen, was der Knecht schneidet und die Magd futtert. Er hört die Stimme seines Viehes nicht mehr. Die Einfurth wird ein Schleichloch des Gesindes, seine ganze Aussicht vom Stuhle hinterm Rade am Feuer geht verlohren, und wer vollends seine Pferde in einem besonderen Stalle, seine Kühe in einem andern, und seine Schweine in einem dritten hat, und in einem eigenen Gebäude drischt, der hat zehn Wände und Dächer zu unterhalten und muß den ganzen Tag mit Besichtigen und Aufsichthaben zubringen."

Ursprünglich kannte das Haus sicher nur diesen einen Raum, in dem sich allerdings von selbst verschiedene Gliederungen ergaben. So wurden an den Seiten Sitze um einen großen Tisch geschaffen, die Sibbel. Vor allem mußte aber für Schlafgelegenheit gesorgt werden. Die Betten standen dann bald frei im Raume, bald waren Verschläge an der Wand angebracht, teilweise sogar eingelassen, die durch Schiebetüren verschlossen waren.

Später empfand man aber doch diese sehr primitive Art des Wohnens als einen Mangel und begann, aus diesem Gesamtraum einzelne Räume und Stuben auszuscheiden, die dann als Prunkstuben, als Kammern u. ä. auf der einen Seite dem Grundriß sich angliederten. Dem Herde ließ man jedoch seine bedeutungsvolle Stellung. Und wenn man auch das Bett der Hausfrau aus dem Hauptraum herausnahm, so verlegte man es doch meist nur so, daß auch von der neuen Stelle aus die Frau durch ein Fenster die Diele beobachten konnte.

So bahnt sich aber doch nach und nach durch ein Fortschreiten der Wohnungskultur eine Gliederung des Hauses nach der Seite hin an, daß eine architektonische Trennung der Räume für Mensch und Vieh eintritt. Man versucht dabei zugleich, die Vorteile, die das niedersächsische Haus in seiner ursprünglichen Gestalt bot, soweit als möglich auch auf diese Formen zu übertragen.

Zu den Abarten des niederdeutschen Hauses gehört das friesische Haus und der schleswigsche Hauberg. Beide sind also Formen des Einheitshauses. Das friesische Haus unterscheidet sich vor allem — wie schon erwähnt — dadurch vom sächsischen, daß eine Trennung zwischen Räumen für Vieh und Menschen durchgeführt ist. Es trennt sie meist ein Mittelgang voneinander, und ein Brandgiebel vervollständigt diese Scheidung von Wohnung und Scheunenraum. In diesem selbst ist die Dreschdiele an die Seite gerückt, während die andere Seite der Kuhstall einnimmt, bei dem sich aber der Stallgang innen befindet, die Kühe also mit den Köpfen nach der Außenwand stehen. Der Pferdestall ist vorn am Mittelschiff eingebaut, und der übrige große Mittelraum, welcher den Namen Gulf oder Vierkant führt und an allen vier Ecken von mächtigen Pfeilern getragen wird, dient dazu, das Heu, das im niedersächsischen Hause unter dem Dache aufbewahrt wird, gleich vom Erdboden an aufzunehmen. Vornehmlich durch diese Konstruktion des Gulfes unterscheidet sich das friesische Haus vom sächsischen. Zwar hat bei dieser Anordnung die vielgerühmte Übersichtlichkeit etwas gelitten, aber man muß auch

bedenken, daß das Friesenhaus höheren Ansprüchen in bezug auf Wohnlichkeit gerecht wird als das Sachsenhaus.

In ähnlicher Weise ist auch der Hauberg Nordschleswigs durchgebildet. Er hat seinen Namen Hauberg, d. h. Heuberg, nach der überaus mächtigen Ausbildung des Gulfes erhalten, der oft von sechs und mehr hohen Pfosten getragen wird, und über dem sich demgemäß ein riesiges Dach erhebt, so hoch wie eine Kirche.

Veränderte Wirtschaftsbedingungen sind's einesteils, die dem nordfriesischen Inselhaus seine Grundgestalt gaben. Es sind hier in der Beschäftigung der Bewohner, die doch auf den friesischen Inseln auf das Meer und seinen Erwerb angewiesen sind, andere Wirtschaftsbedingungen gegeben. Daher ist es doch ganz natürlich, daß die Wirtschaftsgebäude nur ganz geringe Ausdehnung haben.

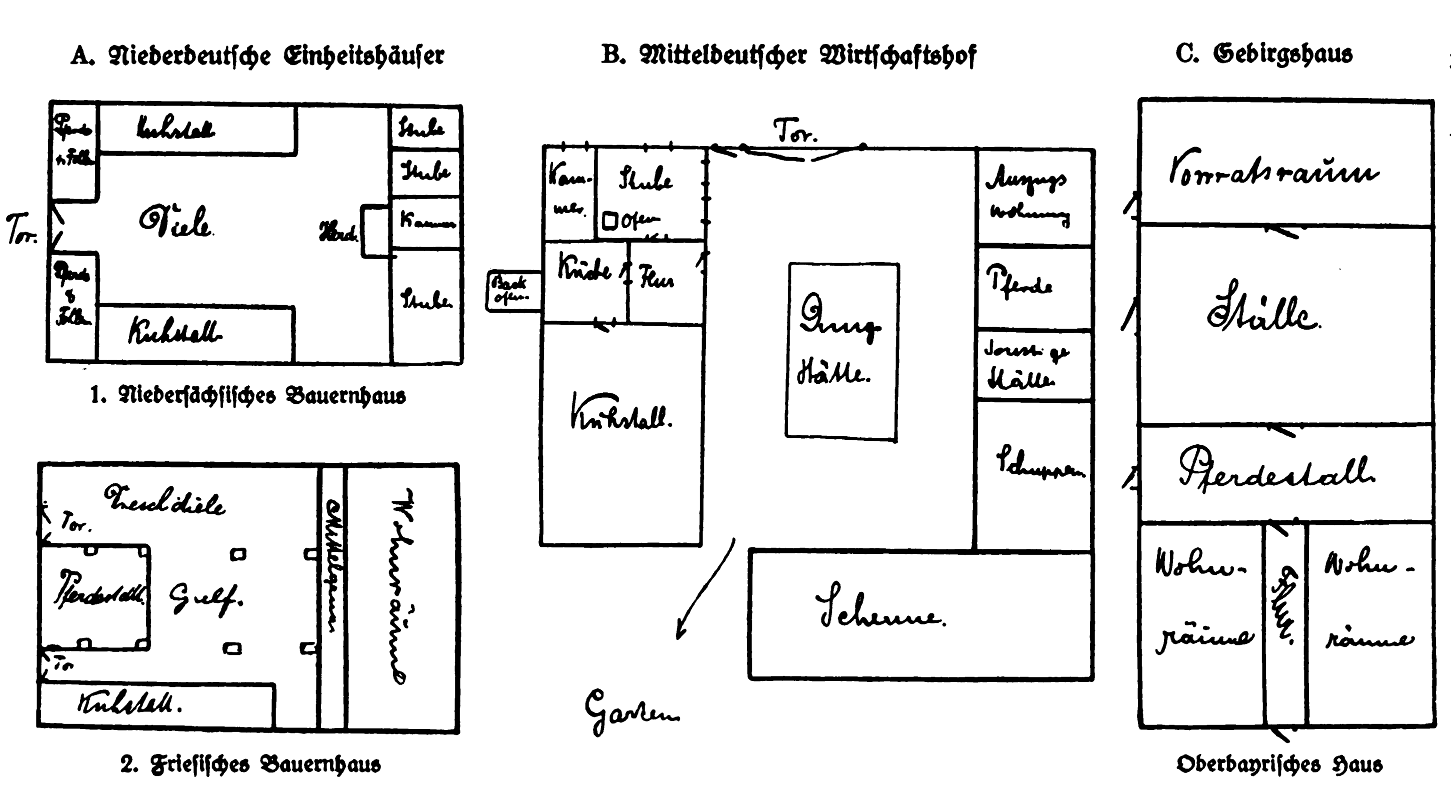
Anders ist die Lösung, die in Mitteldeutschland die Frage des Grundrisses nach den Wirtschaftsbedingungen erfahren hat. Sofort erkennen wir, daß hier auf ein Zusammenwohnen von Mensch und Vieh verzichtet worden ist, wie ebenso auch für die Vorräte gesonderte Räume geschaffen sind. Diese Trennung in verschiedene Gebäude und ihre Anordnung im Viereck ergeben die Form des deutschen Bauernhauses, die wir als den fränkisch-thüringisch-obersächsischen Wirtschaftshof, das mitteldeutsche Gehöft bezeichnen, nach den Landschaften und Stämmen benannt, wo er vornehmlich vorkommt. Die Anlage gestaltet sich so, daß das Anwesen nach vorn durch Mauer und Tor abgeschlossen wird, zu beiden Seiten, der Straße die Giebelseiten zugewendet, Wohnhaus und Stallung stehen, hinten quervor die Scheune, und in der Mitte des eingeschlossenen Raumes befindet sich die Dungstätte.

Auch diese Art der Anlage hat eine Reihe von Vorteilen. Vorerst birgt der Wirtschaftshof in sich einen großen freien Raum. Hier können die verschiedensten Hantierungen vorgenommen werden, und zwar so, daß es niemand beobachten kann, denn Mauer und Tor wehren unberufenen Blicken. Es kann nicht jeder Handgriff, jede Kleinigkeit belauscht werden. Was das für Wert hat, weiß nur der zu schätzen, der jeden Augenblick den Augen so und so vieler Neugieriger ausgesetzt ist.

Das Wohnhaus hat auch seine besondere Gliederung erfahren. Die Diele ist in verschiedene Räumlichkeiten aufgelöst. Vorerst sind Wohnraum und Küche getrennt worden. Im niederdeutschen Hause war das noch nicht der Fall. Zugleich aber ist eine Trennung des Herdflurs in eigentliche Küche und Flur eingetreten. Kommt man also in das Haus hinein, so betritt man den Flur. Zur Seite des Flurs liegt nach der Dorfstraße zu der Wohnraum, während gerade hinter dem Flur die Küche sich befindet.

Der Wohnraum liegt in der Ecke des Wohnhauses, und zwar so, daß die Fenster sowohl nach der Dorfstraße als auch in den Hof hinausführen. Das ist der Platz des Bauern. Er kann von hier aus zu gleicher Zeit die Dorfstraße und seinen Hof beobachten und sehen, was dort geschieht. Zudem hat er auch den Hofeingang im Auge und bemerkt sofort, wer seinen Hof betritt.

Ähnlich günstig wie der Platz des Bauern in der Wohnstube ist auch der der Hausfrau. Sie gehört in die Küche an den Herd. Diese ist meist sehr geräumig, denn es genügt hier nicht, für die Familie und das Gesinde zu kochen, auch der Futterkessel für das Vieh wird hier von ihr bedient, und Wasch- und Butterfaß



Schematische Grundrisse

A. Niederdeutsche Einheitshäuser

1. Niedersächsisches Bauernhaus

2. Friesisches Bauernhaus

B. Mitteldeutscher Wirtschaftshof

C. Gebirgshaus

Oberbayrisches Haus

haben hier ebenso meist ihren Platz. Außerdem ist hier der Backofen eingebaut, der als besonderes Bauglied schon äußerlich erkennbar ist. In der Gegenwart ist er ja meist überflüssig geworden. Ihn heizte und beschickte früher die Bauerfrau selber. Die Lage der Küche ist überhaupt sehr günstig. Stehen die Türen offen, so kann die Hausfrau von ihrem Platze aus zugleich die Hausflur und ein Stück des Hofes beobachten. Ebenso sieht sie sofort, wer aus- und eintritt, und kann jeden von ihrem Platze aus empfangen und abfertigen. Endlich führt von der Küche — manchmal auch nur vom Flur — eine Tür in den Kuhstall, der ja ebenfalls zum Bereich der Hausfrau gehört. So kann sie ihren Pflichten nachkommen, ohne lang den Herd verlassen zu müssen. Wir erkennen am ganzen Grundriß, daß auch diese Lösung in ganz glücklicher Weise es verstanden hat, den Ansprüchen der Wirtschaft zweckmäßig Rechnung zu tragen.

Man darf nun freilich nicht annehmen, daß diese Art der Anlage die einzige ist. Es gibt nicht nur Abweichungen, die in den örtlichen Bodenverhältnissen begründet liegen, sondern es tritt neben dem hier charakterisierten dreiteiligen Wirtschaftshof besonders im Altenburgischen auch eine vierteilige Form auf. Der Hof ist somit durch Gebäude vollständig geschlossen bis auf einige kleine Pförtchen, und die Einfahrt erfolgt durch das Torscheunenhaus. Bei dieser Anlage ist zu beachten, daß dann die Stallung meist aus dem Wohnhaus herausgenommen ist. Dies selbst aber liegt der Scheune gegenüber, so daß man von der Wohnstube den Blick auf die Tenne hat.

Es ist schon erwähnt worden, daß beim Wohnhaus des Gehöftes eine Trennung zwischen Herdraum und Wohnraum vorgenommen worden ist, eine Trennung, die für alle oberdeutschen Bauernhäuser charakteristisch ist. Während beim niederdeutschen der Platz um den Herd der Ort war, um den sich das Familienleben in der Hauptsache abspielte, so wird hier der Herd zur Wirkungsstätte der Frau. Und gleichberechtigt dem Herd tritt der Stubenofen in Erscheinung. Nun ist er es, der als Mittelpunkt eines Teiles des bäuerlichen Lebens gelten kann. Ich brauche in diesem Zusammenhang nur auf die vielgenannte Ofenbank und ihre Bedeutung hinzuweisen.

Dieser Wohntypus charakterisiert auch das oberdeutsche Gebirgshaus in seinen verschiedenen Ausgestaltungen. Wir müssen hier in bezug auf den Grundriß in der Hauptsache drei Haustypen unterscheiden. Neben die beiden bekannteren Formen des Schwarzwald- und Schweizerhauses müssen wir besonders noch die des bayrischen Hauses stellen.

Schwarzwaldhaus und bayrisches Haus haben insofern eine Ähnlichkeit, als sie sich auch wieder als Einheitshäuser ansprechen lassen. Doch sind bei beiden ohne weiteres bedeutsame Unterschiede in die Augen fallend. Das Schwarzwaldhaus ist, da ihm meist nur wenig Raum zum Ausbreiten zur Verfügung steht, wie allen oberdeutschen Bauernhäusern, zum Geschoßbau genötigt. Der Bauer kann nicht, wie in Niederdeutschland, seine Räume, Ställe, Wohnung und Speicher, auf einer weiten Fläche anordnen. Darum legt er sie übereinander. Das Untergeschoß birgt die Stallungen für das Vieh. Darüber liegt das Hauptgeschoß, das die in der vorhin beschriebenen Weise gegliederte Wohnung einnimmt, wobei die Wohnstube

gegen das Tal gekehrt und mit vielen Fenstern versehen ist, da der Schwarzwälder nebenher meist auch noch ein Gewerbe betreibt. Den obersten Teil des Hauses unter dem hohen Dache bilden die Speicherräume für Stroh und Heu. Oft liegt da oben auch die Tenne.

Mehr Raum steht dem bayrischen Bauer zur Verfügung, der sein Haus nicht so an den Berg lehnt wie der Schwarzwälder und mehr die breite Talsohle bevorzugt. Darum gestaltet sich bei ihm die Anordnung meist in der Weise, daß sich im vorderen Teil des sich als großes langgestrecktes Rechteck gebenden Grundrisses die Wohnung befindet. Von ihr getrennt durch eine starke Mauer folgen dann zunächst der Pferde-, danach der Kuhstall und die anderen Ställe. Sie werden gewöhnlich von außen betreten und sind mit den Wohnräumen nur durch eine kleine Tür verbunden, die aber nur benutzt wird, wenn im Winter der hohe Schnee ein Betreten von außen unmöglich macht. Das letzte Stück des Raumes nimmt der Speicher ein.

Das Schweizerhaus trennt im Gegensatz dazu die Gelasse für Mensch und Vieh in gesonderte Gebäude, die allerdings dann nicht so weit auseinanderrücken können wie beim mitteldeutschen Gehöft. Der Wohntypus ist auch hier der bekannte oberdeutsche.

Schon bei Behandlung dieser Grundrisse, deren Gestaltung hauptsächlich bedingt ist durch die Zweckmäßigkeit der Raumanordnung für eine Bewirtschaftung, wie sie der Beruf des Bauern mit sich bringt, ist hier und da darauf hingewiesen worden, daß aber nicht dies allein, sondern auch die heimatlichen Verhältnisse bestimmend eingewirkt haben. Und noch deutlicher als bloß im Grundriß sind diese Einwirkungen bei der weiteren Ausgestaltung des Baues zu bemerken. Es liegt uns nun die Aufgabe vor, darzulegen, wie diese Bedingungen, die die Heimat stellte, und die vornehmlich in der Bodengestaltung, den Klima- und Wetterverhältnissen sowie in dem heimatlichen Material liegen, ihre Berücksichtigung fanden, und wieso ein Haus entstand, dem mit Recht der Beiname eines boden- und heimatständigen Gebildes zugesprochen wird. Wir sind schon verschiedentlich auf die Abhängigkeit des Grundrisses von der Bodenform zu sprechen gekommen, so daß wir nur nötig haben, hier noch einmal kurz einiges zusammenzustellen.

Das niederdeutsche Haus konnte nur auf dem Boden der Ebene entstehen, denn eben nur dort gibt es so viel Raum zum Ausbreiten, wie es bei seinen Dimensionen nötig hat. Ebenso braucht auch der Wirtschaftshof Platz, der ja in den deutschen Mittelgebirgstälern noch genug vorhanden ist. Dagegen ist der Geschoßbau in Oberdeutschland und das Zusammenrücken der einzelnen Gebäude beim Schweizerhaus durch das gebirgige Land bedingt, wie wir auch schon gesehen haben, daß beim bayrischen Haus eine weitere Ausdehnung möglich war, weil der bayrische Bauer es vorzieht, sein Haus in der breiten Talsohle zu errichten.

Dem liebevoll in die Eigenart einer Gegend sich versenkenden Beobachter kann es wohl scheinen, als wären die Bauernhäuser nicht Gebilde von Menschenhand. Wer sich in ihr Wesen hineingefühlt hat, der merkt, sie sind so mit dem Heimatboden verwachsen, so seiner Natur angepaßt, sie geben den ganzen Stimmungsgehalt der Heimat so vollkommen wieder, daß man annehmen könnte, sie wären aus ihm emporgewachsen und organische Gebilde, von der Heimat selbst hervorgebracht.

Es wäre darum auch unsinnig, sie verpflanzen und gegenseitig austauschen zu wollen. Wie nicht jede Pflanze auf jedem Boden gedeiht, wie jedes Tier nur in einer seinem Wesen angepaßten Gegend leben kann, so kann das Bauernhaus nur auf dem Boden seine Wirkung zeigen, auf dem es entstanden ist. Es kann nicht Aufgabe sein, diesen innigen Zusammenhang mit der Heimat an allen Bauernhäusern zu zeigen, aber ein Beispiel sei aufgeführt. Vom Schwarzwaldhaus gibt uns Peter Jessen nach dieser Richtung hin eine so treffende Schilderung, daß ich seine Worte anführe. Er schreibt: „Das Schwarzwaldhaus ist einer der vollkommensten Organismen der menschlichen Bautätigkeit. Meist einzeln gelegen, mit dem Giebel gegen das Tal, schmiegt es sich in die grünen Hänge geschmeidig ein. Es ist gezimmert aus dem Holze des Waldes, der die nahen Bergkuppen krönt, aus starken Ständern, in welche die wagerechten Bohlen eingenutet sind, tiefgebräunt von Sonnenschein und Wetter. Zu oberst ein mächtiges Dach mit hohem First, mit Stroh oder Holzschindeln belegt, vorn und hinten abgewalmt, an allen vier Seiten weit ausladend über die Wände, mit den vielen kleinen Fenstern und umlaufenden Galerien. So sitzt das Dach auf seinem Hause wie ein wehrhafter Helm, eine wetterfeste Kappe gegen den Regen, Schnee und Sturm; und das ganze Gebäude erscheint in der Landschaft fast wie ein Produkt der Bergnatur selber, wie ein lebendiges Wesen, wie ein riesiges Getier."

Noch sei auf eine Besonderheit dieses Hauses hingewiesen. Da der Bauer zum Geschoßbau genötigt war und sich gezwungen sah, seine Tenne unter das Dach zu legen, wäre noch die Frage zu beantworten: Wie kann ihm seine Tenne so viel nützen wie eine zu ebener Erde? er kann sie doch nicht befahren. Aber da haben wir nicht mit der Findigkeit gerechnet. Was nicht vom Tal her geht, muß vom Berge her gehen, so denkt der Bauer und baut von der Tenne nach der Bergseite ein „Brückle", das es ihm möglich macht, nun seine Vorräte auch gleich einzufahren.

Bei der Schilderung Jessens ist schon auf die Klima- und Wetterverhältnisse Rücksicht genommen, denn auch sie haben auf die Gestaltung des Hauses eingewirkt. Als eine rechte Wetterfestung tritt uns das nordische Inselhaus entgegen. Hier auf den Inseln, die das Meer nicht nur umtost, sondern auch oft überspült, muß der Bewohner sich erst den Grund und Boden schaffen, auf dem er sein Haus errichten will. Er wirft einen Graben als Grenze und Schutz aus und erhöht in der Mitten seine Warf. Sie, die so erhöhte Baustelle, ist sein kostbarster Besitz und schon in alten Gesetzen besonders geschützt. Wehe dem, der sie beschädigt oder abgräbt. Von diesen Gegenden weiß schon Plinius in seiner Naturgeschichte zu erzählen: „Zweifeln möchte man, ob es Land oder Meer sei, was man sieht. Da wohnt ein armseliges Volk in seinen Hütten auf Hügeln, von Menschenhand aufgeworfen, um der Flut zu trotzen, Schiffenden gleich, wenn die Gewässer die Gegenden bedecken, Schiffbrüchigen, wenn die Wasser sich verlaufen haben." Das Haus selbst ist nicht groß, um dem Sturm und Wetter nicht zu viel Angriffsfläche zu bieten. Innerhalb der Steinmauern werden feste Eichenständer eingerammt. Auf ihnen lagert das Dachgerüst, dessen Balken und Ständer durch zahlreiche Streben verbunden werden, um ihm ganz besondere Festigkeit zu verleihen und um so besser dem tosenden Sturm und den empörten Wellen trotzen zu können.

Sturm und Wetter sind es ja überhaupt, die besondere Berücksichtigung verlangen. Das zeigt ebenso deutlich auch das Schweizerhaus. Das Äußere dieses Hauses wird dadurch bestimmt, daß auf ihm ein wenig geneigtes, meist mit Holzschindeln gedecktes und durch große Steine beschwertes Dach sitzt. Wozu die Steine dienen sollen, ist ja klar. Sie sollen ein Abheben der Schindeln durch die gewaltigen Alpenstürme verhindern. Aber auch die flache Form des Daches ist nur aus dem Grunde gewählt worden, daß die Stürme leicht darüber hingleiten sollen, ohne zu schaden. Das Dach pflegt weit vorzuspringen. So gleicht es einem riesigen Schirm, der den Regen vom Hause abhält. Zudem aber ist es geeignet, im Winter die wärmende Schneelast zu tragen. Dasselbe gilt auch von den Dächern der Häuser in den Bergen von Tirol und Bayern. Dagegen sind die Dächer der Häuser im Elsaß und im Schwarzwald wieder hochgeführt, weil sie den von den Hochbergen der Alpen zurückgehaltenen Stürmen nur wenig ausgesetzt sind.

Auch der mächtigen Dächer der niederdeutschen Bauernhäuser müssen wir in diesem Zusammenhange gedenken. Sie, die so weit als möglich herunterreichen und an den Giebelseiten meist abgewalmt sind, bilden einen wirksamen Schutz gegen Wind und Wetter. Die Winde, die hier frei und ungehemmt über die weite Ebene hinbrausen können, finden an dem massigen, geschlossenen Dache einen so kraftvollen Widerstand, daß sie ihm nur ganz selten etwas anhaben können.

So erkennen wir an jedem Haustypus, wie er den Wetterverhältnissen seiner Gegend angepaßt ist. Aber auch jedes einzelne Haus, ja selbst einzelne Hausteile, die besonders ungünstig gelegen sind, haben wieder ihren besonderen Schutz. Wir brauchen da nur einmal kurz die Ausgestaltungen der Wetterseiten zu berücksichtigen. Vielfach wird an der Seite, die dem Wetter am meisten ausgesetzt ist, das Dach fast bis zum Erdboden heruntergezogen, wie beispielsweise meist im Westerwald, aber nicht etwa nur dort. Es gibt ja keinen wirksameren Schutz. Will man das aber nicht tun, so läßt man die Wetterseite doch nicht ungeschützt. Wie leicht könnte der Regen die Wand nässen, ihr schaden und so auf die dahinterliegenden Räume ungünstig einwirken. So panzert man die Wetterseite in schieferreichen Gegenden mit Schiefer, behängt sie in lehmreichen mit Dachziegeln oder verschalt sie in waldreichen mit Lang- und Kurzschindeln und langen Brettern und Leisten. Jedenfalls aber läßt man sie nicht frei. Und daß man nach dieser Seite so wenig wie möglich Öffnungen, nur die notwendigsten Fenster, Türen so gut wie überhaupt nicht anbringt, ist natürlich. Aber auch sie versucht man noch auf alle mögliche Art zu versichern, durch hervorspringende Simse, durch weit ausladende Bretter, durch kleine Vorbaue und ähnliches.

Und vor allem noch eins ist aufzuführen, das uns zeigt, daß das Bauernhaus heimatlich bodenständig ist, und worin ebenfalls ethische Werte liegen. Das ist die Benutzung des heimischen Materials und seine volkstümliche Gestaltung. Auch hierin ist das Bauernhaus so heimatentsprossen wie nur irgend etwas. Dem Bauer lag nichts daran, teures fremdes Material zu benutzen und mit allen möglichen Mitteln herbeischaffen zu lassen. Ich habe schon darauf hingewiesen, daß beim friesischen Hausbau der Bauer allerdings auf fremdes Material angewiesen war, weil die Heimat arm daran war. Er ging auch so sparsam als möglich damit um,

denn es war zu kostbar, um verschwendet zu werden. Sonst aber wurde genommen, was die Heimat bot, und das wurde gestaltet.

So ist leicht verständlich, daß der erste wichtige von der Heimat gegebene Baustoff das Holz war. „Das Holz, welches bei uns früher fast ausschließlich den Baustoff bildete, ist auch in hohem Maße geeignet, den Sinn des Volkes zu einer künstlerischen Ausbildung hinzuleiten; es ist das nationale Material.“ Die deutsche Kunst ist eine Waldkunst, und die germanischen Wälder sind der Boden, auf dem sie emporwuchs. Das deutsche Bauernhaus als echt nationale Schöpfung steht darum mit seinen Füßen im germanischen Urwald.

So darf es uns nicht wundern, daß auch heute noch der Holzbau bei den Bauernhäusern sehr beliebt ist, soweit das Material dazu eben vorhanden ist. Freilich, die Abnahme der Wälder macht es für viele Gegenden unmöglich, beim vollkommenen Holzbau zu bleiben. So mußte man Ersatz suchen und fand ihn auch im Stein- und Ziegelbau. Aber daß dieser nicht das Ursprüngliche, sondern etwas Entlehntes ist, sagen uns schon die Worte Kalk = cala, Ziegel = tegula, Mauer = murus, Mörtel = mortarium, Turm = turris, die also lateinische Lehnworte sind und somit beweisen, daß diese Bauart dem Deutschen zunächst fremd war. Das römische Haus war Steinbau, und römische Bauweise diente den Deutschen als Vorbild. Und mit der fremden Sache drangen auch die fremden Namen durch. Allerdings wo noch genügend Holz vorhanden ist, herrscht auch heute noch der Holzbau, und selbst da, wo es weniger gibt, tritt doch selten ein reiner Steinbau auf.

Solche holzreichen Gegenden sind vor allem noch die süddeutschen Gebirge, aber auch die Lausitz und der Spreewald, und so sind denn dort die Häuser meist aus Holz gezimmert. Bei den Gebirgshäusern sind nur die Keller und das untere Geschoß aus Steinen errichtet, Steinen, wie sie das Tal und seine nächste Umgebung bot. Dann aber ist alles aus Holz bis hinauf aufs Dach, das mit Tannenschindeln gedeckt ist. So ist denn heute noch in den Alpenländern der Blockbau üblich. Bei ihm werden starke behauene Balken aufeinandergelegt und an den Ecken übereinandergeblattet. In anderen Gegenden, beispielsweise im Schwarzwald und im Spreewald, herrscht der Ständerbau vor. Er soll jünger sein als der Blockverband. Es werden hier einzelne kräftige Balken als Ständer aufgerichtet, in Schwellen eingezapft und die Zwischenräume durch Querriegel, Streben und dünnere Bohlen ausgefüllt. ...

Und das Material hat auch zu einer eigenartigen künstlerischen Gestaltung geführt und ist für die deutsche Kunst, besonders aber für die deutsche Ornamentik von großer Bedeutung geworden. Die Ausarbeitungen an den Ausladungen, bei welchen das deutsche Fabeltier eine Rolle spielt, und vor allem die Galerienbildung sowie der zahlreiche Giebelschmuck zeigen uns in ihrer Gestaltung des einheimischen Materials derart Reflexe der deutschen Volksseele, daß das Bauernhaus neben dem Bürgerhaus der Vergangenheit zu einer starken Stütze nationaler Kunst und nationalen Geistes wird.

In Nord- und Mitteldeutschland war man aber mit der Zeit genötigt, spärlicher mit dem Holz umzugehen. Aber dennoch blieb man, soweit man konnte, dem alten Material treu. Und so entwickelte sich hier die sehr malerische Form des

Die Ehrendamen (Las Meninas)



D. Velazquez



Die Trinker (Los Borrachos) — D. Velazquez

Fachwerkbaues, der eine rein deutsche Erfindung ist. Bei dieser Bauart erhebt sich auf einem massiven Grunde, zu dem meist die erratischen Blöcke verwendet wurden, die in der Gegend sich vorfanden — aber auch das Erdgeschoß wird manchmal noch aus Stein errichtet —, ein Holzgerüst aus Schwellen, Ständern und Querriegeln, die miteinander verzapft sind, so daß freie Zwischenräume bleiben. Diese wurden dann zunächst mit Weller ausgefüllt. Das geschah in der Weise, daß man in ihnen Flechtwerk oder Schwartenverschlag anbrachte und diese Füllung dann mit einem Gemenge von Lehm und Stroh beklebte. In späterer Zeit setzte man die Fächer mit Ziegelsteinen aus, während man in lehmarmen Gegenden auch dazu Feldsteine verwandte.

Daß auch die Bedachung durch heimatliches Material geliefert wurde, erscheint nach dem bisher Angeführten als selbstverständlich. Zwar hat meist die alte Rohr- oder Strohkappe, die ursprüngliche Bedachung, weichen müssen, aber man bleibt den Heimaterzeugnissen treu und verwendet hier Tannenschindeln, dort Dachziegel, an wieder anderen Orten Schiefer, den so verwendend, daß nach dieser Art zu decken die ganze Art als deutsche Schieferdachung bezeichnet wird, die sich ganz auffallend von der sogenannten englischen unterscheidet und in ihrer Unregelmäßigkeit viel künstlerischer wirkt. Jedenfalls aber benutzte man auch in diesem Falle stets das, was sich natürlich darbot.

Überblicken wir alles das Gesagte, so kommen wir zum Schluß auf den Anfang der Ausführungen zurück, wir erkennen aus allem: das deutsche Bauernhaus hat durch die zweckmäßige Anordnung der Wohngelasse und Wirtschaftsräume, die durch jahrhundertelangen Gebrauch geheiligt ist, und durch seine Bodenständigkeit, die sich zeigt in der Berücksichtigung der heimatlichen Boden- und Klimaverhältnisse sowie in der Benutzung und volkstümlichen Gestaltung des einheimischen Materials, einen hohen ethischen Wert, der nicht unterschätzt werden darf. Und wenn die deutschen Bauernhäuser aus der deutschen Landschaft verschwinden sollten, so wäre das nicht nur eine Verarmung der deutschen Landschaft allein. Es wäre mehr, es wäre eine Einbuße der nationalen Kunst, zugleich aber eine große moralische Niederlage.

Das mit verhüten zu helfen, war einesteils der Zweck meiner Ausführungen. Sie sollten den Wert des Bauernhauses zeigen und so beitragen, es schätzen und lieben zu lernen und zu schützen. Vor allem wollten sie aber auch anregen zur besinnlichen Betrachtung dieser Dinge, mit denen man so oft in Berührung kommt, die man aber gerade um deswillen so wenig beachtet. Denn ich habe nur in großen Zügen auf die wichtigsten Merkmale aufmerksam machen können. Aber fast jede Gegend, jede kleine Landschaft, jedes Dorf, ja jedes Haus hat seine Besonderheiten, die nicht unter das große Schema zu bringen sind. Das ist auch gar nicht nötig. Man soll nur nicht jedes einzelne dieser Häuser als etwas willkürlich Gemachtes betrachten, sondern als etwas natürlich Gewordenes. Und man wird eine Fülle feiner Züge erkennen, die das bestätigen. Und wer dann mit diesen Gedanken die Heimat durchwandert, dem wird bei aufmerksamer Betrachtung erst klar werden, welchen Schatz sie in den deutschen Bauernhäusern besitzt.



Ein Monumentalwerk über Velazquez

Zum 250jährigen Todestage

Niemand ist geeigneter, Velazquez' Leben zu schildern als Don Aureliano de Beruete. Maler und Gelehrter zugleich, befähigt ihn zu dieser Aufgabe eine leidenschaftliche Liebe zu seinem unsterblichen Landsmann. Bei einer großen Kenntnis der einschlägigen Literatur und nach sorgfältiger Durchforschung von Archiven und Museen bei Reisen durch ganz Europa, gelang es ihm mit seinem subtilen Gewissen, einem stets wachsenden Forschungstrieb und jenem Mut, mit dem er das von ihm als wahr Erkannte auch bekennt, dieses wertvolle Buch zu schreiben." Mit diesen Worten begleitet Léon Bonnat das obige Werk, das Valerian von Loga uns in deutscher Bearbeitung bietet und der Kunstverlag der Photographischen Gesellschaft im Roten Schlosse zu Berlin in eine Ausstattung gekleidet hat, die in Vornehmheit und Würde kaum überboten werden kann.

Beherbergen auch die Heimat des großen Meisters und England die meisten Werke seines Genius, und besitzen wir in Berlin nur eins seiner Jugendwerke (im Kataloge des Kaiser-Friedrich-Museums sind drei Werke des Künstlers verzeichnet, von denen aber Beruete nur eins als echt anerkennt), die „Musikanten", darf auch Dresden sich nur zweier Bildnisse, Frankfurt a. M. und München nur je eines rühmen, so ist Wien doch Hüterin von sieben Porträts und Velazquez ist uns, dank Justis unvergänglicher Würdigung des großen Spaniers, längst kein Fremder mehr. Mancher hat auch den Weg über die Pyrenäen nicht gescheut, um eine künstlerische Persönlichkeit, einen Reformator in der Farbe und einen Revolutionär durch unerbittlichen Realismus der Auffassung an der Quelle seiner Werke kennen zu lernen.

Dem Verfasser des Buches war es wie keinem zweiten beschieden, mit den Meisterwerken seines großen Landsmannes von Jugend auf in täglichem Verkehr vertraut zu werden. Sein Künstlerberuf befähigt ihn, in allen technischen Fragen sachverständig zu urteilen. Mit der Sicherheit des Auges verbindet er die Gründlichkeit und Gewissenhaftigkeit des Gelehrten. Auf zahlreichen Reisen ist er den Werken seines geliebten Meisters nachgegangen. Die imposante deutsche Ausgabe von Professor Dr. von Loga, in Großquartformat von 30 zu 39 cm, gewährt durch 63 ganzseitige Photogravüretafeln so gut, wie es ohne Farbe immer möglich ist, eine getreue Vorstellung der Hauptwerke des Meisters. Alle diese Reproduktionen sind nach den Originalen mit großer Sorgfalt und fast ohne manuelle Retusche hergestellt. Durch ihre Treue geben sie Gelegenheit, sogar der Technik der Malerei und dem Zustande der einzelnen Gemälde nachzugehen, wie auch die öfter vorkommende Zusammensetzung von Bildern aus verschiedenen Leinewänden abweichenden Gewebes zu unterscheiden. Text und Bild vereinigen sich hier in Vollendung zu einem herrlichen Spiegel der Persönlichkeit und des Schaffens eines großen Künstlergenius. Beati possidentes!

Der Verfasser des Vorworts erzählt: Ganz jung kam ich nach Madrid; an sonnigen Tagen, wie man sie nur in Spanien kennt, nahm mich mein Vater oft mit ins Prado-Museum, wo wir lange in den spanischen Sälen verweilten. Stets verließ ich sie mit dem Gefühl höchster Bewunderung für Velazquez. Die „Meninas", der „Crucifixus", die „Lanzas" beschäftigten meine Einbildungskraft. Später, als ich die Akademie von San Fernando besuchen durfte, fand ich bei meinen jugendlichen Gefährten dieselbe glühende Begeisterung. Velazquez war unser Abgott. Wir kannten seine Werke auswendig, wir wußten genau, wie diese Hand, wie jener Kopf gemalt war. Nicht das kleinste der in seinen Arbeiten so häufigen Pentimenti entging uns, und wir sprachen nur von ihm, indem wir ihn verehrungsvoll bei seinem Vornamen „Don Diego" nannten, was unserer Meinung nach „Meister par excellence" bedeutete, gerade wie die Italiener nur von Raphael oder Michelangelo sprechen.

Nie werde ich den Eindruck vergessen, den auf mich der kleine Prinz Don Baltazar

gemacht, wie er kühn und stolz auf seinem spanischen Halbblut mit flatternder Schärpe durch die Heide von Pardo oder den Park der Casa del Campo galoppiert, während die schneeigen Gipfel der Guadarrama in der Ferne leuchten. Wer könnte diese Farben vergessen, durchsichtig wie Aquarell, strahlend wie ein Edelstein! Und jene liebreizende Infantin, diese blasse, blauäugige Infantin! Aufrecht steht sie da in ihrem prunkvollen Kleide, die Arme ruhen auf dem weit abstehenden Reifrock, in der Hand hält sie eine Rose, blaß wie ihr eigenes zartes Gesichtchen. Wie unglücklich schaut sie aus in all ihrer Pracht und Herrlichkeit unter dem Zwange und den gestrengen Regeln der höfischen Etikette. Aber soll man sie beklagen, die durch den Genius des großen Meisters unsterblich geworden? Das aschblonde Haar, die Schleifen und Bänder, dieses Grau, Rosa und Silber! Wie sich alles abhebt von blaßroten, karminfarbigen und veilchenblauen Tönen! Wie soll man dafür Worte finden? Hat es je eine duftigere Zartheit, eine glücklichere Harmonie gegeben? Wir wenden uns dann zu dem wunderbaren Bildnis Philipps IV. Prachtvoll kurbettiert das Pferd, aber teilnahmlos senkt sich sein Auge, vornehm und stolz, wie es einem Nachkommen Karls V. geziemt. Ich kenne nichts Ergreifenderes und Tragischeres als diesen König, der unter einem strahlenden Himmel, taub gegen das ferne Brausen der Empörung, mit unerschütterlicher Ruhe über Berg und Tal dahinsprengt, während in seinen ohnmächtigen Händen die Erbschaft des großen Kaisers sich auflöst, zerbröckelt und unwiderruflich in Staub zerfällt.

Velazquez' Genius hat uns diesen ganzen Zeitabschnitt lebendig erhalten. Durch die Tiefe seiner Auffassung und seine scharfe Beobachtungsgabe weiß er besser, als es ein Geschichtsschreiber vermocht hätte, jenen düsteren, freudlosen Hof zu schildern, wo man, um das Unglück der Gegenwart und die Größe der Vergangenheit zu vergessen, sich mit Spaßmachern und Narren umgab. Ein einziger Lichtstrahl bringt etwas Lebensfreude in diese trübe Welt jener Menschen mit dem finsteren Gesichtsausdruck und den dunklen Gewändern: das schelmische Lächeln der entzückenden kleinen Infantin Marguerita mit ihren Meninas (Hofdamen).

Der Priester will es, daß die Kleidung alles verdecken soll, was an die menschliche Gestalt erinnert. Nur langsam befreit sich die spanische Kunst. Erst Greco bricht mit der Tradition, mit einem Satz steht er am Ziel. Bei ihm sehen wir die Farben Glanz und Leuchtkraft gewinnen. Erst mit Ribera und Velazquez entfaltet sich die spanische Schule zu voller Kraft und Ausdehnung, durch sie wird die spanische Kunst realistisch und stark. Ribera findet Vergnügen an der Darstellung von Folter- und Marterszenen, Licht und Schatten sind gewaltsam, die Farbentöne ungebrochen, er vertieft sich in das Detail, das er mit Virtuosität behandelt.

Velazquez folgt einem viel edleren Empfinden. Wenn er in seinen Jugendwerken mit der unehrerbietigen Ironie Don Quixotes gegen die Götter des Olymp als Bacchus einen nackten Säufer oder als Apollo einen Lümmel mit einer Aureole malt, so klärt sich seine Manier bei den späteren Schöpfungen. Im Laufe der Zeit gilt ihm der Gesamteindruck eines Vorganges oder eines Individuums alles, und Einzelheiten stehen von nun an an zweiter Stelle. Er besaß die Gabe der Einfachheit und erwarb sich die Macht der Synthese. Niemand konnte wie er mit wenigen Pinselstrichen die Grundzüge eines Kopfes oder einer Landschaft zusammenfassen. Hatte er so Haltung, Typus und Charakter eines Individuums wiedergegeben, so wünschte er nichts mehr. Er hüllte seine Gestalten in flutende Luft und stellte sie so, daß man glaubt, mitten unter ihnen zu wandeln. Die „Spinnerinnen“ und vor allen die „Meninas“ sind gerade darin einzig in ihrer Art und ohnegleichen in der Kunstgeschichte.

Die Mittel, mit denen Velazquez so erstaunliche Wirkungen erzielte, sind überraschend einfach. Mit einer Palette, auf der nur eine engbegrenzte Zahl von Farben vorhanden ist, mit wenigen langen, dünnen Pinseln malte er alles in einem Zug. Die sehr vereinfachten Schatten sind nur hingestrichen, bloß die Lichter pastos gemalt. Das Ganze ist mit feinen Tonabstufungen so breit und schnell ausgeführt und so richtig in der Farbe, so sorgfältig in den

Valeurs und so wahr in der Zeichnung, daß die Illusion vollkommen und das Ergebnis ein Wunder scheint.

Velazquez ist der Meister der Meister, niemand nimmt es mit ihm auf, und unter seinen Zeitgenossen verdunkelt keiner den Glanz seines Ruhmes. Des großen Zauberers Rembrandt Gestalten leben in einer von ihm selbst geschaffenen Atmosphäre. Sein außerordentlicher Verstand läßt eine Scheinwelt entstehen, die er erleuchtet, wie es ihm seine Einbildungskraft eingibt. So folgt er, wie sein Genie ihn treibt, und bringt jene unvergleichlichen Meisterwerke hervor, die der Beschauer zu bewundern nie müde wird. Bei Velazquez gibt es nichts dergleichen. Vor allen Dingen muß er seinem Charakter und seiner Wahrheitsliebe entsprechen. Er ist Realist in der besten und größten Bedeutung des Wortes. Er malt die Natur, wie er sie sieht und wie sie ist. Die Luft, die er atmet, ist die unsrige und wir alle leben unter seinem Himmel. Vor seinen Bildnissen haben wir das Gefühl, lebenden Persönlichkeiten gegenüberzustehen.

Van Dyck malte die Köpfe seiner vornehmen Herren ganz nach der Natur an einem einzigen Tage. Von Gehilfen wurden später Hände und Stoffe hinzugefügt, immer sehr sorgfältig. Genau genommen, gleichen sie sich alle untereinander ein wenig. Velazquez malt ohne Schmeichelei alles und jedes, selbst die geringste Einzelheit, wie er sie findet, den König, die Infantin, ebenso wie jeden Beliebigen, der ihm gerade sitzt. Und mit seinem fehlerfreien Können schafft er jene in ihrer Größe und Naturtreue überraschenden Bildnisse, die so ungemein eindrucksvoll sind, daß ihre kraftvollen Umrisse unauslöschlich in unsrem Gedächtnis haften. Er geht einen geraden Weg, der große Maler, und mit erhabener, fast unbewußter Heiterkeit des Geistes läßt er seine in sich fest beruhende Persönlichkeit gewähren, sich durch niemand aus den ihm von seinem Genius gewiesenen Pfaden abbringen. Selbst Rubens, der mit dem ganzen Prestige seiner Gesandtenstellung in Madrid auftrat und dem Velazquez neun Monate lang sein Atelier zur Verfügung gestellt hatte, und den er während dieser Zeit eine unglaubliche Menge von Meisterwerken schaffen sah, übte nicht den geringsten Einfluß auf ihn aus. Vor seiner ungebrochenen Originalität neigt sich dankbar die entzückte Nachwelt. So urteilt Léon Bonnat, einer der ersten Porträtisten der Gegenwart in Frankreich über Velazquez. Bonnat hat das Selbstbildnis des Velazquez aus dessen „Meninas" als Brustbild radiert, das die vorliegende deutsche Ausgabe von Beruetes Velazquezwerk schmückt.

Man betrachte doch diesen Kopf in beiden Bildern. Das ist kein Antlitz eines Künstlers, der mit Vorsatz und Plan den Kunsthimmel stürmen will und sich zu diesem Zwecke mit allen Geschicklichkeiten ausgebildet hat. Vielmehr scheint es der zur Vollkommenheit gelangte Künstlerorganismus, dessen innewohnender Genius alles in dieser Persönlichkeit beherrscht, sich zum Werkzeug so unterworfen hat, daß ein Abirren unmöglich ist. Der weniger forschende als sinnende Blick des Auges (das offenbar vor dem Spiegel gemalt ist), schaut ebensosehr aus dem Innern heraus, als das Auge die Gegenstände auf sich wirken läßt. Diese treffen die Netzhaut, aber die Psyche dieses Künstlers kann sie nur in ihrer ureigenen Sprache übersetzt wiedergeben. Velazquez war erfüllt und getragen von seinem Genius.

Des Meisters Vielseitigkeit ist ein Ergebnis nicht nur seines Talents, sondern auch seiner gewissenhaften Studien in der Jugend, sie machten das Werkzeug geschickt. Um sich Leichtigkeit und Glanz der Farbengebung anzueignen, widmete er sich eine zeitlang dem Studium von Tieren und Stilleben, indem er alle Arten von Gegenständen malte, die reich an Farben und einfach in der Form sind, wie metallenes und irdenes Gerät, auch die Vögel und Fische sowie Früchte, womit die Wälder und Gewässer um seine Vaterstadt Sevilla die Märkte der Stadt so verschwenderisch versorgten. Das Museum in Valladolid besitzt eins dieser „bodegones" oder Küchenstücke, das mit denen der flandrischen Meister wetteifert. Die Bibliothek seines Lehrmeisters Pacheco, die Velazquez fleißig benutzte, wies ihm die Quellen der Belehrung nach, die er suchte. Die Verhältnisse der Anatomie des menschlichen Körpers studierte er in den

Schriften Albrecht Dürers und Vesalius', Geometrie und Arithmetik bei Euklid und Moya, Physiognomie und Perspektive bei Giovanni Batista Porta und Daniel Barbaro, Architektur bei Vitruv und Vignola. Mit gleicher naturalistischer Treue malte er die Pferde von Cordova wie den König, seinen Herrn, und die Großen am Hofe, die Narren und Spaßmacher wie die reizende Infantin. Aus seinen Szenen aus dem niederen Volksleben können wir das Volk ebenso studieren wie die damalige Pferdezucht aus den Reiterbildnissen des Königs und seines Ministers, des Herzogs von Olivares. Velazquez war fast der einzige spanische Maler seiner Zeit, der es wagte, die Reize des nackten weiblichen Körpers zu malen, und die Prüderie des Hofes soll ihm seine „Venus mit dem Spiegel" sehr übelgenommen haben. In der religiösen Malerei hat er uns in seinem „Christus am Kreuz" eins der gewichtigsten Zeugnisse seines hohen Könnens hinterlassen. Diese Schöpfung, die unvergleichlich in der Behandlung des Fleisches, in der klassischen Kontur und mächtigen Gesamtwirkung zu nennen ist, erhielt in den letzten Lebensjahren des Künstlers in der „Krönung der Jungfrau" mit den entzückenden Engelsköpfchen und den „Heiligen Eremiten" würdige Gegenstücke. Die „Eremiten" sind wohl das letzte Werk des durch Pflichten des Hofdienstes immer mehr in Anspruch genommenen Meisters. Zu den charakteristischsten und persönlichen Werken gehören aber die „Spinnerinnen" und die „Meninas", welche beide Vorgänge des täglichen Lebens in großer Naturtreue voll Leben und Farbenfreudigkeit wiedergeben.

„Im Malen eines geistig bedeutsamen Porträts," sagt Wilkie in seiner Lebensbeschreibung des Meisters, „steht Velazquez fast unerreicht da." Seine Bildnisse lassen in der Tat jedes Lob unzulänglich erscheinen; er zog das Innerste des Menschen ans Tageslicht, sie leben, atmen und sind bereit, aus ihren Rahmen herauszutreten, um mit uns zu sprechen.

Die Lauterkeit seines Charakters, seine Uneigennützigkeit und Fürsorge für jedermann, dem er nahe trat, mußten ihm die liebevolle Hochachtung seiner Angehörigen und Freunde eintragen. Sein König mochte nicht ohne ihn sein, er erwies ihm die höchsten Ehren, belastete ihn aber sorglos mit einer Menge von Pflichten der Hofverwaltung, denen der Künstler in seiner Gewissenhaftigkeit sich mit Eifer unterzog, die aber seinen Tod in einem Alter herbeiführten, in dem er noch zahlreiche unsterbliche Werke hätte schaffen können. 250 Jahre sind soeben verflossen, seit er im Alter von 61 Jahren verstarb.

Ein würdigeres Denkmal als das in deutscher Bearbeitung vorliegende Werk von Aureliano de Beruete mit den zahlreichen vortrefflichen Heliogravüren in imposantem Format, mit den rotgedruckten Initialen und Zierleisten aus der Zeit des Meisters, konnte Velazquez nicht gesetzt werden. In der schön geschnittenen Mittel-Antiqua stehn der Textdruck und die roten Marginalien auf starkem, matt getöntem holländisch Büttenpapier gar einladend zu lesendem Genießen. Die Photogravüren aber ergänzen das geschriebene Wort zum vollen Versenken in den Geist und den Genius eines der größten Künstler aller Zeiten.

Paul Hennig







Nerven und Gesangsunterricht!

Von

Otto Hecke

Es ist eine allgemein bekannte Tatsache, daß eine heftige Gemütsbewegung, freudiger oder trauriger Art, „auf die Stimme schlägt“. Der Betroffene ist für Augenblicke unfähig, seine Stimme zu gebrauchen; mitunter kommt es sogar vor, daß ein übermäßiger Schreck den dauernden Verlust der Sprache nach sich zieht. Man braucht kein außergewöhnlich feines Ohr zu besitzen, um auch die minder starken Gemütsbewegungen seiner Mitmenschen aus dem Stimmklang herauszuhören. Der Zusammenhang zwischen Stimmton und Seele ist in so vielen Bildern unserer deutschen Sprache ausgedrückt — der Brustton der Überzeugung, der Freudenschrei, der seelenvolle Ton und so weiter —, daß es niemand einfallen wird, ihn abzuleugnen. Ohne ihn könnte es ja auch keinen Gesang geben.

Die Natur hat dem Menschen die Sangeslust ins Herz gepflanzt, den Trieb, in klingenden Liedern die Seele von Lust und Leid zu befreien.

Wem diese Gabe in reichlichem Maße verliehen ist, den treibt's bisweilen, „Sänger zu werden“. Er geht hin und nimmt bei einem alten oder jungen Meister Gesangsunterricht.

Nach dem oben Gesagten kann das nun nichts anderes bedeuten als: der angehende Sänger vertraut seine Stimme einem Lehrer an, damit dieser sie gefügiger mache, geeigneter und geschickter, die Regungen der Künstlerseele widerzuspiegeln, als sie es im ungeschulten Zustande ist. Die andre Möglichkeit, daß der angehende Sänger im Besitz einer völlig reifen Stimme zum Lehrer geht, nur um seine „Künstlerseele“ schulen zu lassen, soll auch vorkommen, wenn auch sehr selten. Das ist aber dann kein Gesangsunterricht im eigentlichen Sinne. Wir können deshalb von diesen seltenen Fällen absehn und uns mit dem typischen befassen, bei dem wirkliche Stimmbildung vonnöten ist.

Zu dieser ist Vorbedingung, daß der Lehrer den Zusammenhang der beiden Hauptdinge, die den Sänger ausmachen, Seele und Stimme, kennt. Wären

über diese Aufgaben des Gesangslehrers nur einigermaßen klare Begriffe verbreitet, so könnte manches Unheil verhütet werden, manche schöne Stimme aus Scharlatanhänden sich selbst retten, ehe es zu spät ist. Wir wollen darum im folgenden den jungen Künstlern und ihren Beratern einen Einblick in die Tätigkeit eines solchen Singemeisters zu geben versuchen.

Genau in derselben Art und Weise, wie unsre Hände mit Nervenleitungen versehen sind, die vom Gehirn die Befehle übermitteln, wenn wir die Hände gebrauchen; genau wie von den Händen nach dem Gehirn zurück ein ganzes Netz von Tastnerven führt, in derselben Weise sind Gehirn, Rückenmark, sympathisches Nervensystem — die körperlichen Heimstätten unserer seelischen Empfindungen — mit unsern Stimmwerkzeugen verbunden.

Die eine Gruppe dieser Nerven, die sog. motorischen, setzen die Stimme in Tätigkeit, die andern, sensiblen, beobachten und überwachen ihre Arbeit und melden dem Ohr, der Hauptkontrollstelle, wie gut oder schlecht die Stimme den Seelenregungen gehorcht.

Auf diese beiden Nervengruppen ist der Stimmbildner angewiesen. Gelingt es ihm, hierauf Einfluß zu gewinnen, dann ist es ihm möglich, seinem Schüler einen edlen, biegsamen Ton anzuerziehen oder den als Naturgabe vorhandenen wie einen Edelstein zu schleifen und zu fassen.

Zwei Möglichkeiten sind dem Lehrer von der Natur gegeben, wenn er versucht, auf die Nervenbahnen seines Schülers einzuwirken. Er muß sie beide benützen, wenn er ein künstlerisches Resultat erzielen will.

Durch das Ohr gelangt der Meister zu dem wichtigsten Teil der Lernbegabung, der bei allen talentierten Sängern vorhanden ist: dem Nachahmungstrieb. Der Lehrer muß vorsingen können. Wenigstens einige Töne der Mittellage müssen edel und schlackenfrei klingen. Ein Mensch, dessen ganzer Stimmumfang ruiniert ist, hat sicher früher selbst falsch gesungen; jedenfalls kann er kein Gesanglehrer sein, denn mit Worten und Beschreibungen ist dem Schüler kein Tonideal einzupflanzen. Kann der Nachahmungstrieb durch Vorsingen nicht angeregt werden, dann muß ein unbedingt nötiger Teil der Lernbegabung brachliegen.

Erfüllt der Lehrer aber diese Forderung und singt einen edlen Ton vor, dann spielt sich in seinem lernbegierigen Zuhörer folgender Vorgang ab:

Das Ohr nimmt die regelmäßigen Tonschwingungen auf, nicht gleichgültig oder unwillig wie bei schlechten Tönen, die manchmal geradezu stechen und physischen Schmerz verursachen, sondern mit Wohlgefühl und Behagen. Die Seele, die ein edler Ton ausströmt, setzt alle Nervenbahnen in Erregung, die beim Zuhörer überhaupt mitschwingen können. Unwillkürlich, nach ähnlichen Gesetzen, wie ein Stimmgabelpaar gleichzeitig erklingt, wenn eine der Gabeln angeschlagen wird, stellt sich der Gefühls- und Gesangsapparat des Schülers ein, und schon nach wenigen Versuchen wird der in diesem Zustand vom Schüler nachgesungene Ton eine Ähnlichkeit mit dem Vorbild aufweisen. Bei unverdorbenen Stimmen, die wenig oder gar keinen Unterricht hatten, geht das recht schnell, bei kranken, mißmutigen Schülern natürlich langsamer.

Der Nachahmungstrieb ist nämlich in viel stärkerem Maße vorhanden, als man im allgemeinen anzunehmen geneigt ist. Ein Beweis dafür ist, daß fast nie-



mand dialektfrei spricht. Schon ein mehrmonatlicher Aufenthalt in Sachsen färbt auf die meisten Nichtsachsen ab; je besser der Tonsinn, desto stärker. Übt aber schon das gesprochene Wort diesen Reiz auf den Nachahmungstrieb aus, wieviel stärker der vorgesungene Ton, auf den der Schüler seine ganze Aufmerksamkeit konzentriert.

Zu diesem sofort erkennbaren Vorteil, den die Nervenanregung durch Vorsingen mit sich bringt, gesellt sich im Laufe des Studiums bald ein zweiter, ebenso wichtiger.

Mit jedem einigermaßen gelungenen Nachsingen prägt sich dem Tongedächtnis des Schülers das Erinnerungsbild fester ein, so daß er mit der Zeit die Fähigkeit bekommt, sich selbst zu beurteilen. Es bildet sich ein „Tonideal", d. h. der Lernende erhält die Fähigkeit, sich mit seinem geistigen Ohr einen edlen Ton vorzustellen. Der Gedanke an diesen edlen Klang wird zuerst sein Empfinden und, über die verbindenden Nervenbahnen hin, Kehlkopf und Schlundmuskeln in derselben Weise anregen, wie es beim Unterricht der physische Ton des Lehrers tat.

Jeder halbwegs brauchbare Gesangsunterricht vollzieht sich bewußt oder unbewußt auf dieser Anregung des ganzen singenden Menschen durch edle Töne. Der zweite noch mögliche Weg wird allerdings nur von wenigen beschritten, so notwendig er zu positivem Können auch sein mag. Sein Ziel ist die Entwicklung der Gefühlsnerven in den Schleimhäuten der Stirn- und Mundhöhlen.

Wenn das Zwerchfell und die Brustmuskulatur die Luft aus der Lunge durch die schmale Ritze zwischen den Stimmbändern treiben, wirkt diese gepreßte Luft wie der Strahl einer Fontäne. Je nach der Kehlkopfneigung und Kehldeckelstellung prallt der Luftstrahl am Gaumen an oder schießt senkrecht aufwärts in die Kopfhöhle hinter dem Zäpfchen. Gaumen sowohl wie Schlund- und Kopfhöhlen sind mit Schleimhaut ausgekleidet, in der ein feinverzweigtes Gefühlsnervensystem liegt. Versteht der Lehrer seinen Schüler mit Ruhe und Ausdauer sich beobachten zu lehren, dann wird dieser mit der Zeit die anprallenden Luftwellen bewußt empfinden. Er wird fühlen, daß die Töne des Brustregisters am harten Gaumen in der Nähe der Oberzahnreihe anschlagen, daß andrerseits ein Kopfton ganz verschieden davon ein Gefühl weiter zurück über dem weichen Gaumen in der Kopfhöhle erweckt.

Durch die Entwicklung dieser „Tongefühle" erlangt der Sänger eine ebenso klare positive Herrschaft über seine Stimme, wie sie z. B. der Geiger auf dem Griffbrett über seine Violine erreicht.

Zum Einsingen und Erhalten der Stimme ist diese bewußte Nervenschulung ebenso nötig wie zu einer sauberen Koloraturtechnik. Ich kann mich in dieser Ansicht auf keine geringere stützen als unsre größte deutsche Gesangskünstlerin, Frau Lilli Lehmann. Der Einwand, daß die meisten Männer- und tieferen Frauenstimmen heutzutage wenig oder keine Koloratur brauchen, kann auch die Notwendigkeit dieser Nervenschulung nicht abweisen, weil ohne sie auch keine ordentliche Vokaldurchbildung möglich ist. Wirklich freie Töne, die dem Zuhörer das Gefühl des mühelosen strömenden Gesanges auslösen, sind fast allen Sängern versagt, denen diese Art von Technik abgeht. Sind sie gar indisponiert, dann ist an Einsingen nicht zu denken, dann wird forciert.

Daß die Entwicklung, das Bewußtwerdenlassen dieser feinen Empfindungen mehr Zeit verlangt, als heutzutage allgemein für Gesangsausbildung angewandt wird, ist natürlich klar. Lilli Lehmann spricht von mindestens fünf bis sechs Jahren;

Caruso hat fast acht Jahre hindurch den täglichen Unterricht seines verstorbenen Lehrers Vergine genossen. Unsre deutschen Gesangsmeister, Müller-Brunow, Stockhausen, Friedrich Schmitt u. a., verlangen eine ähnliche Studiendauer.

Diese letzten Angaben über Studiendauer zu machen, wollte ich nicht verfehlen. Habe ich mich bemüht, in wenigen Zeilen den Zusammenhang zwischen Gesangsunterricht und den Nerven, unsern feinsten, diffizilsten Organen nachzuweisen, so ergibt sich auch zugleich die Einsicht, daß dieser Unterricht eine schwierige Kunst ist, keine Hexerei, bei der es mit der Geschwindigkeit gemacht wird.

So möge dieser Aufsatz zweierlei Wirkung haben: einmal den Schüler darüber aufklären, wohin und wie ihn sein Lehrer zu führen hat; zum andern ihn selbst zu Geduld und Ausdauer ermahnen. Schneller als er innerlich nachwachsen kann — in des Wortes doppeltem Sinne — ist er vom besten Lehrer nicht vorwärts zu führen.

Eine Karikatur der italienischen Oper

(Zu unserer Musikbeilage)

Über das Gebilde der italienischen Opera seria, die durch Jahrhunderte die Welt beherrscht hat, haben sich Kritiker und Ästhetiker vielfach aufgehalten. Die Unsinnigkeit der Handlung, das Widerspruchsvolle im ganzen Aufbau, das Gewaltsame in der Abwechslung zwischen Rezitativ und Arie, die Belanglosigkeit der Worte — alles das ist oft genug gebrandmarkt worden. Aber das alles half nichts; die italienische Oper bestand weiter, entzückte nach wie vor die Liebhaberkreise und — wir dürfen es ruhig eingestehen — sie würde auch heute wieder, trotz Richard Wagner, ihre Siege feiern, wenn sich Komponisten fänden, die wirklich sinnlich bezwingende Melodien zu schaffen verständen, und sich Sänger einstellten, die diese kunstvoll vorzutragen wüßten. Gegen diese sinnliche Schönheit in der Musik gibt es keine Wehr, und dem ist gut so. Trotzdem muß man sich wundern, daß die italienische Oper als Gattung nicht häufiger verspottet und karikiert worden ist. Daß zu den meisten erfolgreichen italienischen Opern auch Parodien geschrieben worden sind, hat hiermit nichts zu tun. Diesem Schicksal sind auch die ernstesten Musikdramen ebensowenig wie die bedeutendsten dramatischen Schöpfungen der Weltliteratur entronnen. Solche Parodien bezwecken in der Regel ja auch nicht, das so grausam umschriebene Werk zu verspotten, sondern suchen nur die Vertrautheit mit Handlung und Personen des ernsten Kunstwerkes zu benutzen, um durch eine Verschiebung des Ganzen die Lachlust zu erregen.

Aber eine wirklich köstliche Karikatur der italienischen Opera seria ist doch vorhanden. Sie stammt bezeichnenderweise nicht etwa von einem grundsätzlichen Gegner dieser Gattung. Vielmehr hat der Genueser Francesco Gnecco (1769—1810) selber ein Viertelhundert Opern geschrieben und hat mit seiner „Prova di un' opera seria. Dramma giocoso per musica in due atti“, die zuerst 1805 in Mailand aufgeführt wurde, jene Art von Selbstverspottung geliefert, wie sie nur aus dem vollen Herrschaftsbewußtsein hervorgehen kann. Er bezeichnete denn auch sein Werk als ein „Dramma giocoso“ und hat damit einen sehr starken und für eine italienische Oper außerordentlich lange andauernden Erfolg gewonnen. Für die Größe des Erfolges haben wir einen Zeugen im dänischen Dichter Andersen, der in seinem 1835 erschienenen „Improvisator“ über eine Aufführung des Werkes berichtet. Die lange Dauer bestätigen die beiden Textbücher, die mir vorliegen, von denen das eine aus Mailand 1837, das andere aus Venedig 1857 stammt. Zweifellos würde das Werk auch heute mit leichten zeitgemäßen

Abänderungen allgemeine Lustigkeit erregen. Aber je weniger so der auf Karikatur ausgehende Haß bei der Schöpfung dieses lustigen Spiels mitgewirkt hat, um so schärfer wirkt die darin gegebene Charakteristik des ganzen Treibens, wie es die italienische Virtuosenoper mit sich gebracht hat. So ist ein Durchgehen dieser alten Oper nicht nur unterhaltsam, sondern auch kulturgeschichtlich sehr lehrreich.

Als wichtigste Personen verzeichnet das zweiaktige Lustspiel: Corilla Tortorini, prima Donna per l'opera seria; Fedrigo mordente, primo Tenore; Violante Pescarelli, seconda Donna; Campanone, Maestro e compositore de musica; D. Grilletto Pasticci, Poeta ed Autore del dramma serio; Fastidio Frivella, Impresario; Fischietto, Suggeritore e copista.

Der Schauplatz ist zunächst das Probezimmer des Theaters, in dem der Korrepetitor Fischietto den Choristen die Chöre des neuen Werkes einpaukt. Er hat seine redliche Mühe, aber gelangt doch endlich ans Ziel. Da kommt der Dichter der Oper, Grilletto, ganz Poet, wenigstens dem Scheine nach immer in höheren Welten lebend, und heischt Gehör für ein in überspannten Versen gehaltenes Liebesgedicht. Sein Textbuch hat er glücklich vollendet, aber die geplante Erstaufführung sei gefährdet durch einen Streit, der zwischen der Primadonna und dem Tenor ausgebrochen sei.

Die nächste Szene, die uns in die Wohnung der Primadonna führt, offenbart uns, daß der Streit auf der Eifersucht der Primadonna Corilla Tortorini beruht, die der Tenor umsonst durch seine Liebesschwüre zu besänftigen sucht. Die sonst so „vornehme" Primadonna schimpft schließlich wie ein neapolitanisches Fischweib, so daß der Tenor Fedrigo es leicht hat, die gekränkte Würde gegen seine Geliebte auszuspielen. Gerade will er ihre Wohnung verlassen, als Grilletto kommt, bald darauf der Impresario mit den anderen Mitwirkenden. Zuletzt erscheint auch noch in stutzerhaftem Galakostüm der Komponist Campanone, der für jeden der Hauptsänger außer Schmeicheleien auch noch die Mitteilung hat, daß ihre Arien vollendet oder angefangen seien, und sie sicher alles nach Wunsch finden würden. Er erreicht es denn auch, daß man sich zur Probe der großen Szene zwischen Corilla und Fedrigo entschließt. Es geht ausgezeichnet, der Komponist ist beglückt. Da betont er, daß bei dieser Stelle der erste Geiger mit einer schönen Kavatine hervortrete. Gleich geht wieder der Spektakel los. Die Primadonna will nicht leiden, daß der Geiger etwas vor ihr voraus habe; auch sie will eine Kavatine haben. Alle platzen aufeinander; umsonst versucht der Impresario, die Erhitzten zu beruhigen. Sie laufen ihm einfach davon.

So wäre denn diese Probe zu Ende, und auch der Chor geht nach Hause. In ihrem gekränkten Ehrgeiz, daß sie hinter einem einfachen Geiger zurücktreten sollen, finden sich auch die Primadonna und der Tenor rasch wieder zusammen und söhnen sich aus. Kaum ist der Liebhaber weg, als sich Campanone einfindet, und es entwickelt sich folgender Dialog:

Corilla: Ich bin sehr unzufrieden mit Ihnen und Ihrer Musik, verstanden?

Campanone: Hab's verstanden.

Co.: Ich will ein anderes Quintett.

Ca.: Hab's verstanden.

Co.: In der Arie will ich die Führung.

Ca.: Hab's verstanden.

Co.: Dann will ich ein großes Duett mit dem Tenor.

Ca.: Hab's verstanden.

Co.: Wenn das alles so gemacht wird, werde ich ganz einverstanden sein und mein Bestes tun.

Ca.: Hab's verstanden, aber ich werde nichts davon tun.

Co.: Wie, beim Teufel?

Ca.: Erhitzen Sie sich nicht, gnädiges Fräulein, das schadet der Stimme.



Co.: Ich bin die Primadonna assolutissima!

Ca.: Verstanden.

Co.: Sie müssen mich zufriedenstellen.

Ca.: Verstanden.

Co.: Werden Sie es gleich tun?

Ca.: Ich habe alles verstanden, aber ich werde nichts tun.

Co.: Sie Schubiack! Ich weiß nicht, was mich abhält, Ihnen ...

Ca.: Ich mache Sie darauf aufmerksam, meine Gnädige, daß Sie sich daran erinnern, daß ich Klavier spielen kann.

Co.: Was soll das heißen?

Ca.: Das will heißen, daß ich auch Hände habe.

Co.: Machen Sie jetzt, daß Sie fortkommen!

Ca.: O nein, keineswegs! Aber um nun das alles in Ordnung zu bringen, werde ich Sie heiraten.

Die Sängerin wird ganz rasend und verhöhnt den Komponisten mit seiner Bedeutungslosigkeit, während er ihr zeigt, wie gering eigentlich alle Virtuosenkünste seien.

Musikalisch bedeutet dieses Duett einen Höhepunkt der Virtuosität, indem stimmlich die beiden ihre Rollen tauschen, so daß in der zweiten Hälfte Campanone die mit Koloraturen überladenen Melodien der Corilla zu singen hat, während sie aus ihrer höchsten Sopranlage in die tiefen Register der Melodielinien Campanones übergehen muß.

Die nächsten Szenen zeigen nun den Intendanten, der den Zusammenbruch seines Theaters fürchtet, den Dichter und den Kapellmeister bei der Versöhnungsarbeit. Die Primadonna bekommt natürlich ihren Willen; die Kavatine des Geigers wird ihr geopfert. Man beschließt, die Versöhnung durch ein Frühstück auf dem Lande zu feiern. Hier kommt ein Gewitter, was dem Komponisten die Gelegenheit gibt, die damals in zahllosen Opern wie ja auch in allen möglichen Melodramen, aber auch in rein instrumentalen Stücken (Abt Vogler) beliebte musikalische Gewitterschilderung vorzuführen. Die Sänger haben in einer Bauernhütte Schutz gesucht. Das Unwetter geht rasch vorüber, aber einmal schlägt es doch ein, indem Corilla dem Tenor, den sie in Liebeständelei mit der Bäuerin erwischt, eine Ohrfeige gibt. Nun sind die beiden wiederum entzweit und die Aufführung also von neuem gefährdet.

Zweiter Akt. — Es muß aber dem geschickten Impresario doch wieder gelungen sein, eine Versöhnung herbeizuführen, denn jetzt finden wir die ganze Gesellschaft im Theater zur Probe versammelt. Erst wird das Theater betrachtet, in dem die Arbeiter noch bei den letzten Aufräumungsarbeiten sind. Dann wird endlich das Nähere über die Oper selbst besprochen. Die Sänger erfahren (erst jetzt!), daß der Titel derselben „Hektor in Trapezunt" sei. Wegen der Kostüme brauchen sie sich keine Sorgen zu machen. Es werden römische Kostüme getragen. Der Einwand des Dichters, daß diese doch nicht paßten, wird vom Direktor damit abgetan, daß er eben römische Kostüme habe, und daß das andererseits dem Publikum ganz gleichgültig sei. Als Campanone mit der Ouvertüre beginnen will, erklärt der Kopist, mit den Stimmen noch nicht fertig zu sein. So fängt man also mit dem ersten Chore an. Die Choristen, die ihre Partien können, sind stets arbeitsbereit und singen schon auswendig, während die Solisten noch ihre Notenblätter in der Hand haben. Fedrigo und Corilla bringen ihr großes Duett. Der Chor fällt ein. Alles ist zufrieden. Da macht wieder die Primadonna Schwierigkeiten; ihre große Arie folgt ihr zu rasch. Die zweite Sängerin beharrt aber nun auch auf ihrem Schein, daß sie erst im zweiten Akt drankomme, bis endlich der Tenor einspringt und seine große Auftrittsarie vorträgt.

Man ist im besten Zuge, als eine Aufwartefrau kommt und einem der Sänger ins Ohr flüstert, es sei jetzt Gelegenheit, die Garderobe in Augenschein zu nehmen. Die Losung wird weitergegeben, und nach einer Minute steht niemand mehr auf der Bühne, als Komponist und Dichter, die sich wechselseitig ihr trauriges Schicksal klagen. Wir selber folgen auch den Künst-

lern in die Garderobe und hören hier die Schimpferei über die engen Räume und alle die Unbequemlichkeiten. Corilla sieht mit Entsetzen, daß ihr Kostüm aus Wolle besteht, und erklärt, sie trage keine Wolle, und wenn man ihr tausend Zechinen gebe. Der Direktor erklärt ihr, daß es zu Hektors Zeiten noch keine Seide gegeben habe. Aber das Historische ist ihr gleichgültig, und sie setzt auch in diesem Falle ihren Willen durch. Noch aber kann die unterbrochene Probe nicht wieder aufgenommen werden, weil der Briefträger kommt und nun alle sich wechselseitig ihre Neuigkeiten auskramen. Primadonna und Tenor erhalten Einladungen zu neuen Gastspielen, wodurch sie in so günstige Stimmung versetzt werden, daß sie mit Eifer an die Probe gehen. Da hört der Tenor, daß er nach der Dichtung am Ende des ersten Aufzuges gefangengenommen worden sei und während des zweiten Aufzuges als Gefangener in einem Turme liege. So könne er also bei dem großen Aufzuge des zweiten Aktes nicht dabei sein und sich dem Publikum nicht zeigen? Das gehe auf keinen Fall. Da er sich nicht zureden läßt, so muß der Dichter seinen Text umändern. Umsonst stöhnt der Ärmste, daß ihm sein ganzes Werk verdorben wird. Jetzt ist auch der Komponist gegen ihn.

Nachdem auch dieser Schaden beseitigt ist, nimmt die Probe ihren Fortgang. Alle sind guter Dinge, und da kommt nun endlich auch der Kopist mit den Stimmen zur Ouvertüre. Die Stimmen werden verteilt, und die Ouvertüre findet allgemeinen Beifall. Sie werden also doch noch rechtzeitig fertig werden, und die neue Opera seria wird sicher für alle Beteiligten den ersehnten Erfolg haben. — Damit ist diese komische Oper zu Ende.

Man darf wohl annehmen, daß die italienische Zuhörerschaft jener Tage das Ganze weniger als Karikatur, denn als komische Oper aufgenommen hat. Denn die Darstellung der Verhältnisse ist keineswegs übertrieben. Es ging wirklich so zu. Man braucht nur die Briefe des jungen Mozart von seinen Proben zur Münchener Aufführung des „Idomeneus“ zu lesen, oder von Händels gewaltsamer Art, widerspenstige Primadonnen durch Prügel zur Vernunft zu bringen, zu hören. Wenn das an den ersten Theatern jener Zeit so zuging, so kann man sich danach die Verhältnisse an den kleineren Opernbühnen ausmalen. Für die Zuhörer hatte es überdies einen besonderen Reiz, dieselben Künstler, die man in der ernsten Oper der betreffenden Stagione bewundert hatte, nun bei dieser Persiflage ihres Kunsttreibens zu sehen. Das geht auch aus Andersens „Improvisator“ hervor, wobei freilich der verliebte junge Künstler schwer unter diesem Doppelspiel der geliebten gefeierten Sängerin zu leiden hat.

Wie schon bei dem Hinweis auf die musikalische Einkleidung des trefflichen Duetts zwischen Corilla und Campanone, andererseits beim Gewittersturm betont wurde, läßt die Musik alle Künste der Virtuosität spielen. Aus Andersen erfahren wir ferner, daß die beliebtesten Arien der gerade erfolgreichen Oper eingeschoben wurden. Hierbei mag sich dann das karikaturistische Talent, das ja allen Italienern angeboren ist, reichlich gut getan haben. Ob Gnecco zu dem ganzen Werk eine Musik geschrieben hat, oder ob er, was wahrscheinlicher ist, für die angesetzten Proben der Stücke die Übernahme gerade beliebter Arien vorgesehen hat, kann ich nicht bestimmt sagen. Ich glaube das letztere, weil das Werk auch einmal unter dem Titel „Die Horatier und Curiatier“ aufgeführt wurde, wobei dann wahrscheinlich eine ernste Oper dieses Titels für die Probe herhalten mußte. Von Gnecco selber stammt natürlich die Musik zu den größeren Szenen der eben erzählten Handlung. Und als ein sehr feiner Ironiker bewährt er sich bei der zuletzt geprobten Ouvertüre, die wir in unserer Notenbeilage veröffentlichen. Denn diese Ouvertüre ist so trivial wie möglich gehalten. Es sind die herkömmlichsten musikalischen Phrasen, bei denen der Komponist begeistert ausruft, daß das ganz neuartig, ungehört klinge; und es sind die abgedroschensten Wendungen, denen er den höchsten Gefühlsinhalt nachrühmt. Vor allem aber wirkt es als Hohn, wenn er das Orchester bei jenen Stellen als unübertrefflich rühmt, wo dieses eigentlich nur die C-Dur-Tonleiter zu spielen hat.

Zum Schlusse sei noch erwähnt, daß es noch mehrere andere italienische Opern gibt (von Pilati, Mazza, Rutini), die den gleichen Stoff behandeln, und daß auch unser Lortzing

ein Singspiel „Die Opernprobe" geschaffen hat, bei dem er die eigentümlichen Verhältnisse auf den Gutshäusern des deutschen Adels ausnutzte, der mit Vorliebe musikalische Diener einstellte, um auf diese Weise billiger zu einer Hauskapelle zu kommen. K. St.



Zu Friedrich Silchers fünfzigstem Todestag

Am Dorfweg unterm Lindenbaum
Da träumt er seinen schönsten Traum,
Da weht's wie Sonntagsmorgenglanz
Und wie Schalmei'n beim Schäfertanz.

Da singt und klingt Soldatenmut,
Der Bursche singt und schwingt den Hut,
Es tönt ein Hall ins Abendrot
Von eines Mägdleins frühem Tod.

Und hüpft ein Paar zum süßen Mal
Wie junges Rosenblut vorbei,
Dem fallen Lieder in den Schoß —
Er macht sie nicht, man singt sie bloß.

Mit diesen Strophen hat der Schwabendichter J. G. Fischer seinem Landsmann ein schönes Denkmal gesetzt und mit dem letzten Vers zumal die edle Volkstümlichkeit seines Schaffens glücklich ausgesprochen. Es ist nicht die vom Kalender gebotene Jubelfeierpflicht, die uns des fünfzigsten Todestages Silchers gedenken läßt. Wir benutzen vielmehr nur den Anlaß, uns darüber klarzuwerden, wie sehr uns heute ein ähnlicher Mann fehlt. Denn unsere Zeit hat kein neues volkstümliches Lied. Wir brauchen aber ein solches. Ich meine ein neues volkstümliches Lied.

Das Verlangen nach neuen Liedern ist so natürlich, daß man darüber gar nicht erst zu sprechen braucht. Aber wenn man es genau besieht, so verlangt man eigentlich hauptsächlich nach neuen Texten, weshalb in der Blütezeit des Volksliedes der Fall so außerordentlich häufig ist, daß neue Texte auf alte Weisen gesungen werden. Man braucht nun nicht zu verkennen, daß unsere deutsche Lyrik vielfach Irrwege gewandelt ist, oft auch sich absichtlich in Gegenden verstiegen hat, in die jedenfalls das Volk nicht gern geht. Man wird trotzdem zugeben müssen, daß die Lyrik von Mörike bis zur Gegenwart eine Unmasse von Gedichten aufweist, die echt volkstümlich sind. Und zwar natürlich von einer modernen Volkstümlichkeit. Gerade weil sich unser Volksleben in den letzten Jahrzehnten so sehr gewandelt hat, brauchen wir für dieses Volk jene Lyrik, die auch von diesem neueren Leben erfüllt ist. Es wird dann vor allen Dingen auch möglich sein, den vielen Millionen unserer Stadtbevölkerung Lieder zu bieten, die für sie nicht weltfremde Poesie, sondern Ausdruck des wirklichen Lebens sind. Diese Lyrik ist in Wirklichkeit vorhanden. Es ist aber noch niemals Lyrik ohne die Hilfe von Musik wirklich volkstümlich geworden. Das Mahnwort Goethes: „Nur nicht lesen, immer singen, und ein jedes Lied ist dein" gilt zuallermeist für das Volk, dem ein Gedicht erst durch die Verbindung mit einer Melodie vertraut wird.

Um so verhängnisvoller wirkt es darum, daß unseren Komponisten die Fähigkeit zu einer volkstümlichen Vertonung dieser neuen Lyrik abgeht. Es ist natürlich kein Genie zu erzwingen; aber ein Mann wie Silcher war keineswegs ein Genie. Außerdem steht er mit seiner Fähigkeit durchaus nicht vereinzelt da. Konradin Kreutzer, Karl Maria von Weber und zahlreiche andere Meister, ja fast alle Vertreter des besseren Liedertafelstils trafen für die literarisch wertvolle Lyrik ihrer Tage volkstümliche Melodien, mit denen jene Gedichte ins Volk Eingang fanden. Nun ist ja unverkennbar, daß in unserer ganzen neueren Musik die Fähigkeit zu einer scharf umrissenen, thematisch klaren Melodiebildung sehr zurückgegangen ist. Ich glaube aber doch, daß diese Erscheinung nicht so sehr auf Unvermögen als auf falsch gerichtetem Wollen beruht. In der Tat hängt der Mangel an volkstümlichen Vertonungen moderner Lyrik ganz eng zusammen mit der an sich sehr wertvollen Entwicklung unserer Musik zur eindringlichen Charakteristik des dichterischen Wortes. Es ergibt sich ohne weiteres, daß nur für ganz verschwindend

wenige Lieder eine einzige Melodie der wirklich sinngemäße musikalische Ausdruck für alle nach Stimmung und geistigem Inhalt verschiedenen Strophen des gleichen Gedichtes sein kann. Andererseits aber kann nur das strophische Lied volkstümlich werden.

Wir haben aus diesen Erwägungen heraus im Türmer wiederholt Lieder von O. R. Hübner gebracht, der diese volkstümliche Vertonung wertvollerer neuer Lyrik systematisch pflegt. Soweit ich den Komponisten kenne, kümmert er sich nicht viel darum, wenn ihm von der Kritik Mangel an Originalität vorgeworfen wird. Und daran tut er recht. Es ist noch nie ein Lied zum Volkslied geworden, dessen Melodie nicht dem Volke von vornherein wie bekannt vorkam. Das hat schon der treffliche J. P. A. Schulz erkannt, wie wir neulich (vgl. Maiheft) an dieser Stelle ausführten. Silcher ist bei seinen Melodiebildungen so weit gegangen, daß er alte Melodien nur um ein weniges zurechtbog. Das gilt nicht nur für jene vielen Lieder, die, wie etwa „Am Brunnen vor dem Tore", im Verhältnis zur Schubertschen Melodie einfach eine Erleichterung und Vereinfachung eines Kunstliedes sind, sondern auch für jene Melodien, die man als Originale Silchers betrachtet. So hat z. B. für die „Lorelei" Max Friedländer die Grundzüge der Melodie bis auf ein Lied aus dem Jahre 1746 von Ad. Karl Kuntzen zurück verfolgt und sie an zehn Stellen nachgewiesen, bevor sie von Silcher ihre volkstümliche Festlegung erfuhr. Auch wenn Silcher die meisten dieser Vorgänger unbekannt gewesen sein sollten, hat auf ihn doch diese überlieferte Melodie zweifellos eingewirkt, und er hat nur die letzte einfachste Form dafür gefunden.

Es gehört eine hohe menschliche Anspruchslosigkeit, ein warmes Volksempfinden und eine kindliche Bescheidenheit dazu, sein tonschöpferisches Talent auf diese Weise sich ausleben zu lassen. Man muß den Lohn in dem Bewußtsein suchen, ein unerkannter und ungekannter Beglücker von Tausenden mühseliger und beladener Menschen zu sein. Auch wird man auf den goldenen Segen verzichten müssen, den die Fabrikation von Operettenschlagern und sentimentalen Liederschmarren einbringt.

Silcher war ein solches echtes Volkskind. Als eines armen Schulmeisters Sohn am 27. Juli 1789 geboren, ist er im Grunde ein Dorfschullehrer zeitlebens geblieben, trotzdem er schon früh die Schultätigkeit zugunsten der Musik aufgab, trotzdem er 1817 Musikdirektor der Universität Tübingen und später sogar Ehrendoktor wurde. Er ist aber als Mensch und Künstler der Typus jener Dorfschullehrer und Kantoren, die bei tüchtiger Beherrschung alles Handwerklichen so bescheidene Musikanten blieben und in der Verschönerung der kirchlichen und weltlichen Feste ihres Dörfleins volle Befriedigung fanden. Gewiß, von den Führern der Menschheit erwarten wir höchste Anspannung aller Kräfte, möglichst hohe Einstellung des Zieles. Aber wie das Sich-bescheiden-können für den einzelnen oft das ganze Glücksgeheimnis darstellt, so wirken Künstlernaturen, die die Grenze ihrer Begabung wohlweislich erkennen und sie nun nicht gewaltsam weiter zu stecken streben, sondern im möglichst sorgfältigen Ausbau dieses kleinen Gebietes ihre Aufgabe sehen, beglückend für ein ganzes Volk.

Die meisten jener zahllosen Oratorien- und Opernkomponisten, die als Zeitgenossen Silchers sicher recht hochmütig und verächtlich auf das Schaffen dieses Musikers herabgeblickt haben, sind heute vergessen, wo Silchers schlichte, auf Originalität gar nicht erpichte Melodien noch täglich von jung und alt gesungen werden. Und sicher ist doch auch dies eine schöne Form künstlerischer Unsterblichkeit, wenn auch niemand sagen kann, daß gerade die Persönlichkeit Silchers in seinem Schaffen sich offenbare. Ein Hohes ist es eben auch, Ausdrucksfinder für das Empfinden seines Volkes zu sein. Möchte das Schicksal Silchers im Nachleben der Zeiten doch als Mahnung und Beispiel wirken jenen unter unseren musikbegabten Zeitgenossen, die zu einer ähnlichen Aufgabe berufen sind. Denn daß solche Talente fehlen sollten, wäre unnatürlich. Daß wir sie nicht fruchtbar wirken sehen, liegt sicher nur daran, daß sie unter dem Druck der allgemeinen Auffassung vom künstlerischen Schaffen ihren wahren Beruf nicht zu entdecken vermögen.

Karl Storck





Schlammbad Allenstein

Gemeint ist natürlich der Prozeß und nicht das ehrsame Städtchen, was hier gleich vorausgeschickt und feierlich versichert sei. Auch liegt es mir fern, Kur- und Heilbedürftigen die Vorstellung zu erwecken, als handle es sich um einen Badeort, für dessen „Quellen“ Reklame gemacht werden soll. Schlammbad Allenstein könnte freilich in gewisser Hinsicht ein Gesundheitsbad gewesen sein, wenn ihm eine richtige Nachkur folgte. Das aber ist leider nichts weniger als wahrscheinlich.

An Ärzten hat's ja nicht gefehlt. Auch nicht an gründlicher Behandlung. „Dieses Dutzend Sachverständiger!“ klagt die „Standarte“. „Wie oft schon haben wir es erlebt, daß gerade durch eine allzu große Zahl von Sachverständigen eine Sache, die anfangs dem einfachen Sinne ganz klar lag, verwirrt wurde. Über den Wert des wissenschaftlichen Urteils sollten wir uns doch nicht im unklaren sein. Es gibt keinen Satz der Wissenschaft, der nicht von irgendeinem abenteuernden Outsider bestritten würde. Und es ist unmöglich, über einen beliebigen Fall fünf Geheimräte in Übereinstimmung zu bringen. Sie kommen von ihren verschiedenen Studien und Systemen her, und sind Menschen genug, daß sich in ihnen der Widerspruch regen mag, nur um dem Konkurrenten einmal gründlich eines auswischen zu können.

Den Geschworenen aber bleibt schließlich nichts anderes übrig, als die Stimmen dieser gelehrten Herren zu zählen. Oder sie halten sich an den Titel und das Renommee der Herren Professoren und verzichten einfach darauf, selbst eine Sache zu entscheiden, die wohl in Einfalt ein kindlich Gemüt beurteilen könnte.

Und wohin sollen die Prozesse laufen, wenn für eine Frage des Leumunds oder des Vorlebens ganze Kriegsgeschichten aufgerollt werden müssen! Im Allensteiner Prozeß mußte der längst vergessene Burenkrieg wieder aufleben, weil die Glaubwürdigkeit des toten Kronzeugen Goeben in Frage stand. Das hätte sich an der Hand von zwei, drei kurzen Zeugenaussagen klarlegen lassen, statt daß man hier nahe daran geriet, auch noch General Botha vor die Schranken eines preußischen Gerichts zu fordern. Aber den durch die Erörterung sexueller Dinge ermüdeten Herrschaften scheint bei der martialischen Abwechslung, die aus den Buren-Reminiszenzen entsprang, ganz wohl gewesen zu sein. Alte Kriegsgefährten traten auf und erzählten endlos von den Abenteuern des Feldzuges im unwirtlichen Lande, vom Spionkop, von kühnen Durchbrüchen am nächsten Biwakfeuer, alles um klarzulegen, ob die Angeklagte in Allenstein ihren Gatten ermorden geholfen hatte. Und Tag und Tag verrann, und die Prozeßkosten wuchsen und wuchsen, und fleißige Reporter telegraphierten den Schwatz in alle Winde und spannen ganz Deutschland ein in das wirre ekle Netz dieses überflüssigsten aller Monstreprozesse, mit dem man der ‚öffentlichen Meinung‘ einen Dienst zu erweisen glaubte.

Auch wußten wir in Deutschland von Memel bis zum Bodensee nun allmählich insgesamt, wie das Verhältnis zwischen den Ehegatten Schönebeck war, als der unerschöpfliche

Vorsitzende immer und immer noch neue Dienstboten und Burschen anmarschieren und über die Intimitäten des Hauses bekunden ließ. Und diese lange Serie von Anstaltsleitern, die alle und alle nur das selbe sagten! ...

Als der Prozeß in seinen ersten Stadien war, machte man dem Präsidenten den Vorwurf allzugroßer Höflichkeit der Angeklagten gegenüber, und schon dieser Vorwurf war durchaus gerecht. Aus der Höflichkeit sollte man niemanden einen Vorwurf machen, am wenigsten hier bei uns in Deutschland, wo diese Gottesgabe einigermaßen selten ist. Aber die Höflichkeit gegen den einen kann eine Kränkung gegen andere sein, und so liegt der Fall hier. Diese Dame, die, ob sie unschuldig ist oder nicht, von Rechts wegen angeklagt war, wurde mit einer Ehrfurcht und Schonung behandelt, als wollte das Gericht sie um Entschuldigung bitten wegen der Belästigung. ‚Frau Angeklagte, Sie als Offiziersdame ...‘. ‚Es ist ja erklärlich, Frau Angeklagte, daß eine elegante Frau ...‘, so wurde leise und respektvoll geflüstert, und so wurde die auf dem Sessel dasitzende Beschuldigte geradezu zur Auflehnung erzogen. Als der Vorsitzende fragt: ‚Lag das Fenster so hoch, daß man durchsteigen konnte?‘, antwortet sie schnippisch: ‚Ich bin niemals durchgestiegen‘, und der Herr Präsident hat an dieser Ungebühr vor Gericht nichts zu rügen ...“

Das Militär sei dem Vorsitzenden „Tabu“ gewesen, meint wiederum der „Vorwärts“. Und nicht nur ihm, sondern den meisten Zeugen: „Der Schmutz, den die Göbensche Mordtat aufgewirbelt hat, soll möglichst verhüllt werden. Das ist die leitende Triebfeder für die ganze Behandlung des Prozesses von dem Eingreifen des Kriminalkommissar Wannowski an bis zur letzten Stunde der Verhandlung. Der Skandal darf nicht, meint der Kriminalkommissar, ‚von ausländischen und sozialdemokratischen Blättern ausgebeutet werden‘. Naives Gemüt. Die Allensteiner Affäre hat den Skandal der Garnison Allenstein als den typischen einer kleinen Garnisonstadt längst bloßgelegt. Wenn der Prozeß dem etwas zugefügt hat, ist es eine Offenbarung, nämlich die, daß es Militärs und andere gibt, die alle Schuld für die Verpflanzung des Wortes ‚Unter Kameraden ist das ja ganz egal‘ bis ins Ehebett des Majors auf die Frau schieben wollten. Die Aussage des Divisionspfarrers Merensky und auch die Erklärung des Hauptmanns Dentelmoser mußte in der Tat Staunen erregen.“

Ob die Angeklagte schuldig oder unschuldig, sei nebensächlich gegenüber der Aufdeckung der sozialen Verhältnisse und Fäulnis in den „besseren Ständen“. Einen Beweis für eine Schuld der Angeklagten habe der Prozeß nicht erbracht: „Es spricht alles für ihre strafrechtliche Unschuld. Sie hatte nicht das geringste Motiv, den Ehemann zu beseitigen, den die Ehe in seinem Jagdvergnügen störte und der beide Augen vor allen sexuellen Extravaganzen seiner Frau verschloß. Der Angeklagten war die Affäre mit Göben nur eine vorübergehende Episode in ihrem vielseitigen Sexualleben. Ihre Verurteilung wäre nichts anderes als Justizmord gewesen. Mitleid kann man mit der Bedauernswerten haben, die in frühester Jugend durch ihren Religionslehrer Napp sinnlich erregt wird, ohne Vertrauen zur Stiefmutter oder zum Vater aufwächst und ohne Erziehung für etwas anderes als Tand einen älteren Mann heiratet und dann von einer Hand zur andern wandert. Weniger ihr als den Offizieren, die die sexuellen Neigungen der Unreifgebliebenen, in der Allgemeinbildung nicht über das Maß der Kenntnis militärischer Verhältnisse vorgeschrittenen Hysterischen ausnutzten, fällt auch zur Last, was sie auf sexuellem Gebiet erlebt und erlitten hat. Es liegt uns fern, als Sittenrichter über das Privatleben aufzutreten. Aber über das Privatleben hinaus geht die Ausnützung der Sexualtriebe einer der Fürsorge Bedürftigen durch die Kameraden ihres Mannes. Dieselben Kreise, die sich als Schützer der ‚Sitte und Moral‘, der ‚Heiligkeit des Familienlebens‘ aufspielen, betätigen im Allensteiner Prozeß Ehebruch, Hintergehung des Kameraden. Wild schreit der zur Rede gestellte Göben auf, er werde jeden vor die Pistole fordern, der ihm ein Verhältnis zu Frau Major nachsagt — das beruhigt seinen Vorgesetzten und seine Kameraden. Die Spatzen pfeifen von den Dächern, daß das hinauswehende Taschentuch am Schlaffenster

der Frau Major zum Sexualdienst aufforderte. Aber nur nicht reden, damit der Skandal nicht noch größer werde!"

Der bekannte Oberst a. D. Gädke ist im Gegensatz zum „Vorwärts" der Meinung, daß trotz des militärischen Milieus, in dem der Fall gespielt hat, Rückschlüsse daraus auf die Moral unseres Offizierkorps im allgemeinen nicht gestattet seien: „Der Ruf und die Ehre seiner übergroßen Mehrzahl", so äußert er sich im „Berl. Tagebl.", „können durch die Verbrechen einzelner Personen nicht angetastet werden; moralisch brüchige Naturen, Perversitäten geschlechtlicher Art finden sich in allen Kreisen und allen Ständen. Bedauerlich freilich ist es, daß sie in Allenstein so lange ungeahndet geduldet wurden und zu solch erschütternder Katastrophe führen konnten, daß sie schließlich in solcher Eruption von Schmutz und Schlamm enden mußten.

Hält man das mit den Fällen Hohenau, Lynar, Eulenburg und manchen anderen zusammen, die alle im Laufe weniger Jahre die deutsche Öffentlichkeit erschreckt haben, so wird man allerdings das eine mit größter Bestimmtheit feststellen müssen, daß von einer besonderen, über die aller anderen Stände erhabenen Offiziersehre nicht die Rede sein kann; die gleichen nationalen Vorzüge, die gleichen sittlichen Ansprüche dort wie in allen anderen Kreisen unseres Volkes! Aber auch die gleichen Niederbrüche, die gleichen Vergehen gegen die Gesetze der Ehre und des Anstandes, die gleichen Schwächeanwandlungen. Nirgends ein Unterschied weder dem Grade noch der Zahl nach. Und doch wird man die Augen nicht ganz dagegen verschließen dürfen, daß gerade dort, wo eine angesehene gesellschaftliche Stellung zu verteidigen ist, auch besondere Hemmungswiderstände gegen verbrecherische Neigungen vorliegen sollten." Es sei „blödestes Geschwätz", wenn man „die Herrschaft unserer Junkerkaste" durch ihre besondere, Geschlechter hindurch herangezüchtete Vornehmheit und Reinheit rechtfertigen möchte. Diese Klasse sei nicht besser, nicht tüchtiger, nicht einsichtiger als alle anderen auch; sie sei nur anspruchsvoller und überhebender: „Ihre Macht gründet sich nicht auf ihre Eigenschaften oder auf ihren Nutzen für den Staat, sondern nur auf die rohe Gewalt bestehender Verhältnisse und auf ihren sozialen Eigennutz. Wir brauchen diese Kaste als Herren nicht mehr, sie schaden uns und müssen im Interesse unserer Zukunft aus ihrer angemaßten Stellung entfernt werden. Wo ist in dem ganzen Drum und Dran des Allensteiner Prozesses auch nur die Spur besonders vornehmer Gesinnung in dem Dunstkreise zu finden, wo sich die Ereignisse abspielten?

Es ist bezeichnend, daß ein ... Blatt wie die ‚Deutsche Tageszeitung' einen scharfen Angriff gegen den ermordeten Major v. Schönebeck richtet: ‚Das wird ewig unerklärlich bleiben, daß dieser Mann es fertig brachte, seine Schande schweigend mit sich herumzutragen und nicht einmal den Rock auszuziehen, auf den auch seine unmännliche Duldsamkeit Schande um Schande häufte'. Leider aber ist es gar nicht so unerklärlich als hier behauptet wird. Denn hier wird ein sehr wunder Punkt des speziell militärischen Ehrbegriffes berührt. Unehre bringt weniger noch die Tat oder das passive Dulden von Unsittlichkeiten, als vielmehr erst der öffentliche Skandal! Gegen jenes, solange es über den engsten Kreis der Standesgenossen nicht hinausdringt, wird eine oft sträfliche Schwäche und Nachsicht bewiesen. Sobald aber der Ruf der Genossenschaft in Frage steht, dann wird mit rücksichtsloser Hand und oft unbarmherzig und selbst ungerecht durchgegriffen. Nach innen deckte man den Mantel der Liebe über so manches, was häßlich und selbst unehrenhaft ist; nach außen aber tut man so, als ob der Schlamm und Schmutz des Tages nicht einmal die Stiefelsohlen der Standesgenossen bespritzen könne. Der militärische Ehrbegriff haftet an Äußerlichkeiten und darum — nicht aus religiösen Gründen — durfte Major v. Schönebeck glauben, mit schweigender Duldung die Standesehre am besten zu wahren. Denn, wie ein Berliner Blatt ganz richtig sagt, der Ehebruch mit der Frau eines Kameraden macht ja den Sünder nicht ehrlos, nicht satisfaktionsunfähig.

Das ist sozusagen ein ‚standesgemäßes‘ Verbrechen! Und war Göben der einzig Schuldige in der Garnison? Gingen nicht noch andere Namen von Mund zu Mund, die das lange Schweigen bis zur Schlußkatastrophe erklärlich machen?

Man hat sich auch darüber aufgehalten, daß kein anderer Offizier der Garnison sich gefunden, der den Major v. Schönebeck, der den Regimentskommandeur auf das hingewiesen hätte, was schon nicht mehr bloß geflüstert wurde! Wer aber konnte Beweise bringen, juristisch genügende Beweise? Und — wenn auch —? Gerade in solchen Angelegenheiten scheut sich jeder den Angreifer zu spielen, auf den immer etwas zurückfällt von dem Schmutz, den er anrührt; der vor allen Dingen die eigene Ehre dabei einsetzt. Man liebt in militärischen Kreisen solche ‚Entdecker‘ nicht ... Ich könnte viele Fälle anführen. Einen Offizier z. B. nennen, der einen im Kameradenkreise ungeniert als homosexuell bezeichneten Hauptmann verteidigt und, um die Unbegründetheit des Verdachtes nachzuweisen, die Fähnrichstube aufsucht, in die sich jener vom Liebesmahl zurückgezogen, leider ihn in flagranti ertappt und nunmehr anzeigt! Er selber flog, weil er einen Kameraden bespioniert! Oder einen Offizier a. D., der einen Verteidiger wegen Beleidigung verklagt, der ihn in einem Prozesse beschimpft hatte; leider war der Verteidiger auch Reserveoffizier; man nahm dem Kläger seine Uniform. Oder einen andern Offizier, der einen Geschäftsmann, von dem er übervorteilt war, dem Staatsanwalt wegen Betruges anzeigte. Aber dieser Geschäftsmann war leider Reserveoffizier: — der Kläger verlor die Uniform! Bei der Unsicherheit der militärischen Existenz hütet sich selbst der jüngste Leutnant, sich um Dinge zu kümmern, zu denen ihn sein Amt nicht unbedingt verpflichtet. Das ist einer der wundesten Punkte in dem Standesleben des Offiziers. Und trotz des Allensteiner Prozesses wird sich darin nichts ändern, solange unsere Ehrauffassungen bleiben wie sie sind, und das Ehrengericht ein Würfelspiel oder ein amerikanisches Duell bleibt!“ ..

Wie sahen die Dinge doch im Anfang so ganz anders aus! So viel romantisch-ritterlicher! „Erst die Verhandlung“, stellt Dr. Frosch in der „Welt a. M.“ fest, „hat das Milieu in seiner ganzen Schäbigkeit aufgerollt. Und das hat der ganzen Sache noch den letzten Rest der Größe genommen und sie auf ein ordinäres Niveau hinabgedrückt.

Damals war der Major von Schönebeck vom Weibe verraten, vom Freunde ermordet, ein Opfer, dem wir volles Mitleid und große Achtung zollten: dieser alte Soldat, jagdfreudig und anspruchslos, ein knurriger, aber treuer Mann, der nur zu viel vertraute. Jetzt wissen wir, daß er die Fehltritte seiner Frau kannte, daß er sich betrügen ließ, ohne aufzubegehren und dem unwürdigen Spiele ein Ende zu machen. Schwerlich war es Geldgier, die ihn an der Frau wegen ihres Vermögens festhalten ließ; denn für sich und die Kinder, für seine Bedürfnisse und Passionen hatte er genug. Aber er hatte Angst vor dem Ausbruch des Skandals. Er mußte wissen, daß man über sein Ehepech die Achseln zuckte und spottete: aber diese verhehlte Mißachtung war ihm lieber, als eine öffentliche Auseinandersetzung, die ihn gezwungen hätte, sich als den Betrogenen zu bekennen. Er hatte sich das Programm seines Lebens fertig gemacht; er wollte sich zum Regimentskommandeur hinaufsitzen und dann ein Gut kaufen. Und die ungestörte Durchführung dieses spießigen Planes war ihm mehr wert, als die Selbstachtung. Kein Freund öffnete ihm durch einen Rippenstoß die Augen, die er freiwillig zusammenkniff. Und wenn der Bursche ihm Andeutungen machte, winkte er schon von weitem ab. ‚Beweise, Beweise!‘ sagte er, heilfroh, daß ihm Beweise nicht aufgezwungen wurden.

Da war Göben doch aus andrem Holze geschnitzt. Freilich, der Ritter ohne Furcht und Tadel, der reine Mann, den im reifen Alter zum ersten Male die Leidenschaft ganz überwand und zum Sklaven eines leichtfertigen Weibes machte, der unschuldige Verbrecher und Held einer echten Tragödie ist er nun heute nicht mehr. Die krankhafte Sexualität bringt einen widrigen Zug in das einst so stolze Bild. Mag jeder nach seiner Fasson selig werden: in dieser Angelegenheit, wo alles um eine erotische Leidenschaft ging, wollen wir diese Leidenschaft

rein sehen und nicht besudelt durch Beziehungen zu einer Person wie der Neugebauer. Vollends nicht, wenn in diesen Beziehungen redselige Empfindsamkeit steckt: er sprach mit der ausgekochten Dirne sogar über sein Verhältnis zur Geliebten in sogenannten Herzenstönen. Auch, daß er in einem Punkte nicht bei der Wahrheit blieb, muß uns mißfallen. Gewiß kann ein Mensch leicht in eine Lüge verwickelt werden und schließlich den Ausweg nicht mehr finden: aber wem man, nachdem er ein Kapitalverbrechen begangen hat, noch so viel zutraut, der hätte das nicht tun sollen. Es ehrt die Freunde, daß sie ihm trotz alledem weit über Grab und Schande hinaus treu geblieben sind; und das beweist auch, daß an ihm etwas war. Aber diese Freunde sind alte Freunde, und seit er sie hatte, muß Göben auf irgend eine Art einen Knax weggekriegt haben. Immerhin blieb ihm bei allen Trübungen das eine: der Mut, seine ganze Person aufs Spiel zu setzen. Alle Draufgänger wecken Sympathie, in ihnen braust noch etwas von ungebrochener Naturkraft. Diese geradlinige Natürlichkeit, die ihm geblieben war, hat ihm auch die Beschuldigungen gegen die Geliebte entrissen, als er ihren Unwert erkannt hatte. Der eine seiner Kameraden hat vor Gericht, auch im Namen anderer, seine Mißbilligung darüber ausgesprochen, daß Göben es fertig brachte, die Frau zu belasten, statt alle Schuld auf sich zu nehmen. Das ist ein kommentmäßiger Standpunkt, der Kodex verbietet solche Handlungsweise. Aber das Temperament kennt keinen Komment und keinen Kodex, es schreit heraus, was die Seele fühlt, den Zorn und die Verachtung ebenso stark wie die blinde Zuneigung. Man kann es dem Manne nicht verdenken, daß er nicht als stummer Hund in die Grube fahren wollte. Grenzenlose Liebe gibt ein Recht auf grenzenlosen Haß, und wer es verschmäht, sein Herz durch Rache zu kühlen, der ist keineswegs immer ein Gentleman, sondern in der Mehrzahl der Fälle ein Trottel.

Die ganze, unbedingte Hingabe, deren Göben fähig war, scheidet seinen Charakter von dem der Frau von Schönebeck: sie gab sich nie ganz. Eine recht öde Halbheit haftet an ihrem Wesen. Sie wollte ihren Gelüsten nachgehen und tat es: aber den Mann verlieren wollte sie nicht. Als er bereit war, sich scheiden zu lassen, da wollte sie nicht: so einen bequemen Gatten fand sie nicht wieder! Sie wollte alle Privilegien der Dirne: aber dabei alle Annehmlichkeiten der ehrbaren Frau. Ich glaube es aufs Wort, daß sie Göben nicht im eigentlichen Sinne zum Morde ‚angestiftet‘ hat. Eine unbewußte Hinterhaltigkeit hinderte sie daran, klipp und klar zu sagen: Tue dies und tue das! Aber wer Wibeer kennt, weiß, wie sie einen mürbe machen können, wie sie es verstehen, einen willensschwachen Mann (und welcher toll Verliebte wäre nicht willensschwach!) auf eine Bahn zu drängen, die den entscheidenden Schritt über das tatsächlich Ausgesprochene hinausführt! Sie jammert und sie klagt, sie begleitet alle verzweifelten Versuche des Mannes, den Klagen ein Ende zu machen, mit Einwänden, sie treibt ihn von Möglichkeit zu Möglichkeit, daß von allem nur die letzte, ganz verzweifelte übrig bleibt. Dann will sie es nicht gewesen sein: gewiß, juristisch war sie es nicht. Aber moralisch trägt sie die Verantwortung ganz bestimmt. Genau so hält sie es bei der Ausführung der Tat. Die Pistole hat sie dem Manne nicht in die Hand gegeben, die Tür hat sie ihm nicht aufgesperrt: aber Hindernisse hat sie ihm mit recht viel Glück aus dem Wege geräumt. In ihren Handlungen zeigt sich eine ganz abgefeimte Schlauheit.

Schlauheit und Dummheit finden sich oft vereint. Es ist der Frau Weber ärztlich bezeugt, daß ihr Wissens- und ihr Interessenkreis völlig auf dem Niveau eines Backfisches stehen geblieben ist. Derartig zurückgebliebene Naturen, die im Punkte der Geschlechtlichkeit dennoch äußerst gerissen sind, trifft man im Leben öfter. Sie finden auch stets Männer, die auf sie hineinfallen, und merkwürdigerweise sind das zuweilen sehr gescheite Leute, die sich womöglich auf ihre Menschenkenntnis auch etwas zugute tun. Sie sehen nur, daß diese Sorte Weibsen eben nur eine Fähigkeit hat: ihre geschlechtliche Eitelkeit zur Geltung zu bringen. Eine solche Frau ist ebenso anspruchsvoll wie bescheiden: gefällt sie dem Prinzen nicht, so kapert sie den Hausknecht, wennschon ihr der Prinz lieber ist. Aber Triumphe muß sie haben, um jeden Preis.

Sie spreizt sich vor jedem, sie redet jedem nach dem Munde, sie macht jedem Zugeständnisse, aber wenn's gar nicht anders geht, dann wirft sie sich jedem hin, bloß um sagen zu können, daß sie ihn erobert hat. Das Ende ist allemal, daß sie doch durchschaut wird und schließlich die Düpierte bleibt. Unter den Heldinnen der Liebesdramen, die die enorm großen Prozesse aufrollten, zeigt Madame Steinheil eine gewisse Hinneigung zu diesem Typ, den die jetzige Frau Weber verkörpert. Frieda Murri und die Tarnowska aber waren von anderem Schlage: sie eroberten wirklich, noch in der Hingabe zeigten sie ihre Selbstherrlichkeit. Gegenüber ihrer gewandten Bestialität erscheinen die hysterischen, schlecht bilanzierten, innerlich verlogenen Weibchen mehr als mäßig.

Jede Leidenschaft ist als Triebfeder interessant; aber sie bewegt nicht die Leidenschaft, sondern den krankhaften Drang. Der Leidenschaft sind sie im Grunde gar nicht fähig. Mag sein, daß der Waldhüter, der Frau v. Schönebeck in der Jagdhütte mit einer Allensteiner Größe unbekannten Namens überraschte, etwas übertrieben hat: aber wenn die Frau Göben geliebt hätte, wäre sie mit keinem andern Mann in die Jagdhütte gegangen; wenn sie Göben geliebt hätte, hätte sie auch ihren Mann nicht beibehalten. Starke Eindrücke haften in solchem Herzen und Hirn nicht. Aus der Charité, wo die Glieder im Krampfe zucken, geht's ins Pensionat, wo im Flirt Männer geangelt werden; ja selbst im Sanatorium, unter leidenden Menschen ruht die eitle Eroberungssucht keinen Augenblick. An dieser Art von Männertollheit ist nichts Dämonisches, sondern sie ist der reine Schwachsinn und in keiner Weise bemerkenswert. Wundern kann man sich höchstens über die Männer, die eine solche Person ernst nehmen. Krankheit ist keine Schande; aber der persönliche Wert eines Menschen sinkt dadurch, daß er nicht richtig im Kopfe ist, unbedingt.

Andererseits kommt die Hysterie der Angeklagten freilich zugute. Sie hat sie vor vielen Unzuträglichkeiten geschützt. Erstensmal machte sie sie haftunfähig. Sie brauchte nicht jahrelang in Untersuchung zu sitzen, sondern durfte sich in Pensionaten und auf Reisen der Freiheit freuen, ja, durfte sogar heiraten ...

Zweitens verdankt Frau Weber ihrer Hysterie eine weitgehende Rücksicht seitens des Gerichtshofes. Man hat sie wirklich gut behandelt, genau so gut, wie etwa den Fürsten Eulenburg ...

Drittens verdankt Frau Weber der Hysterie ihre Verhandlungsunfähigkeit, die gerade zur rechten Zeit kommt, um ein Urteil zu verhüten. Ja, Krankheit ist an sich ein Übel; aber manchmal kann sie doch sehr wertvoll sein, wie Fürst Eulenburg und Frau Weber bezeugen können.

Freilich, Krankheit allein tut es nicht. Es gehört auch ein tüchtiger Batzen Geld dazu, um eine Krankheit erfolgreich nachzuweisen und ihre Vorteile auszubeuten. Frau Weber konnte es sich leisten, beste Autoritäten, die sie in Behandlung gehabt hatten, als Gutachter vorzuführen; sie konnte es sich leisten, Anwälte zu bezahlen, die alle Vorteile zu nützen verstehen; sie konnte auch Kaution stellen, um auf freiem Fuß zu bleiben und so ihre Verteidigung ungestört bis ins kleinste vorzubereiten. Wir gönnen es ihr von Herzen; denn wir hegen nicht den geringsten Groll gegen das Stück zuckenden Menschenfleisches, das sich jetzt in Kortau auf seinem Lager wälzt. Aber wir möchten wünschen, daß *auch den armen* Teufeln, die keinen Sechser ihr eigen nennen, ähnliche Vorteile vergönnt werden. *Die* haben es aber, selbst wenn sie notorisch verrückt sind, *nicht so leicht*, dem schweren Urteil zu entgehen. Oder glaubt wirklich jemand im Ernst, daß so ein abgerissener Strolch, der aus der Untersuchung in Ketten vor das Tribunal geführt wird, annähernd so sanft angefaßt wird, wie der wohlgewaschene Fürst, der mit dem Auto vor die Rampe des Gerichtsgebäudes fährt? Oder daß man eine schwer hysterische Dirne bei jeder Schwächeanwandlung nach ihrem Befinden fragt und ihr von einem Arzte den Puls fühlen läßt, wie die Dame im schwarzseidenen Kleide? Daß der Besitz die Möglichkeit gibt, Gerechtigkeit zu erlangen, das erregt unser Mißfallen keineswegs: aber daß

die Besitzlosigkeit dazu verdammt, Ungerechtigkeit zu leiden, ist eines großen Volkes unwürdig. Wenn die Fälle des Fürsten Eulenburg und der Frau Weber dazu beitrügen, Rücksichtnahme auf Kranke allgemein zu machen, so hätten sie ihr Gutes: das einzig Gute in der üblen Anhäufung von Schmutz und Kläglichkeit."

Anhäufung? Ach, es war längst keine „Anhäufung" mehr, es war eine endlose Flut, die ihren Schlamm Wochen und Wochen durch die Kanäle auch der bestgesinnten, patriotischsten, nationalsten, christlichsten Blätter wälzte. Und die Leiter und Herausgeber saßen, wie weiland an den Wassern Babylons die Kinder Israels, an den Ufern eben dieser Kanäle und stimmten ihre Harfen zu ergreifenden Trauergesängen, daß sie, wie sie schluchzten, leider, leider „genötigt" seien, all den unsagbaren Schlamm — pfui Teufel! — brühwarm in den keuschen Schoß der „deutschen Familie" zu gießen!

Und dabei gab's wahr und wahrhaftig keine ödere, langweiligere Lektüre, als diese sich unendlich ausdehnenden, unendlich wiederholenden Berichte. Wie gern hätten sich die meisten Leser mit kurzen Auszügen des Wesentlichen begnügt. Aber die Ärmsten konnten ja nicht anders!

Ja, ja, die Konkurrenz, die Konkurrenz ...



Die Berechtigung des Anwaltzwangs

Während in den Rechtsstreitigkeiten vor den Amtsgerichten, bei denen nach heutigem Rechte, d. h. seit dem 1. April 1910, alle Prozesse mit einem Geldwerte von nicht mehr als 600 ℳ zur Verhandlung gelangen, die Parteien selber in Person handelnd auftreten oder sich durch jede beliebige großjährige Person als Bevollmächtigten vertreten lassen können, verordnet der § 78 der Deutschen Zivilprozeßordnung vom 30. Januar 1877 grundsätzlich den „Anwaltszwang" vor den Landgerichten und allen Gerichten höherer Instanz, also vor den Oberlandesgerichten und dem Reichsgericht. Der Kläger kann demnach nicht selber seinen Anspruch in Gestalt einer Klage vor dem Landgerichte anhängig machen, nur ein bei dem zuständigen Landgerichte zugelassener Rechtsanwalt kann für ihn die Klage einreichen, und der Beklagte kann nicht in eigener Person zur Verhandlung des Rechtsstreites vor dem Gericht auftreten, jeden Versuch hierzu muß das Prozeßgericht von vornherein von Amts wegen als unstatthaft zurückweisen. Nicht einmal ein wirksames Anerkenntnis des Klaganspruchs abzugeben ist der Beklagte vor diesen Gerichten in der Lage. Die Entstehung und die Fortführung sowie die Beendigung der Prozesse vor den Landgerichten und den Gerichten der höheren Instanzen ruht in der Hand der dort zugelassenen Rechtsanwälte. Ist der Rechtsstreit am Landgericht beendigt, so kann nicht die Partei selber, sondern nur der sie vertretende Rechtsanwalt für sie die Berufung an das Oberlandesgericht und späterhin beim Vorliegen der gesetzlichen Voraussetzungen gegen das oberlandesgerichtliche Urteil die Revision beim Reichsgericht einlegen. Hierdurch ist aber der Einfluß, den die Partei — der Kläger oder die Beklagte — naturgemäß auf die Gestaltung des Prozesses ausüben muß, nicht ausgeschaltet. Jederzeit dürfen die Parteien neben ihren Rechtsanwälten den Verhandlungen beiwohnen und die Vorträge beaufsichtigen sowie in tatsächlicher Hinsicht ergänzen und berichtigen. Der eigentliche Prozeßherr ist demnach, wie dies auch durchaus dem natürlichen Empfinden entspricht, nicht der Anwalt, sondern die Partei. Schon hieraus dürfte folgen, daß die mitunter aufgestellte Behauptung, der Anwaltszwang bedeute in Wahrheit eine Selbstentmündigung und Mundtotmachung des deutschen Volkes vor den Land- und höheren Gerichten, zum mindesten sehr stark übertrieben ist. Einen gewissen Kern von Wahrheit werden wir freilich bei einer ganz objektiven

und vorurteilsfreien Untersuchung der Berechtigung des Anwaltszwangs diesem Vorwurf nicht absprechen können. Als allgemeinen und inneren Grund für das Gebot der Vertretung der Parteien durch Rechtsanwälte pflegt man seit jeher die ungemeine Verwickeltheit unseres heutigen Zivilprozesses anzuführen und ferner auf die Rechtsunkenntnis des Publikums hinzuweisen. Die Verhütung unüberlegt und unrichtig begonnener und geführter Prozesse sei vom Standpunkte des Staatswohles, der Rechtspflege und der prozeßführenden Parteien gleich wünschenswert. Die Tätigkeit der Gerichte solle nicht ohne wirkliches Bedürfnis und nicht ohne die Möglichkeit und Wahrscheinlichkeit, daß der erstrebte Zweck auch wirklich erreicht werde, in Anspruch genommen werden. Jeder wichtige Prozeß erfordere zur erfolgreichen Durchführung eine gründliche Vorbereitung, welche ohne Rechtskunde und Rechtserfahrung nicht bewirkt werden könne. Außerdem sei es für die mündliche Verhandlung vor dem Gerichte von wesentlicher Bedeutung, daß die verhandelnden Personen neben der erforderlichen Rechtsbildung auch die Fähigkeit besäßen, in freier Rede und Gegenrede den gesamten Inhalt des Rechtsstreites in tatsächlicher und rechtlicher Beziehung dem Gerichte vorzutragen. Eine allen diesen Voraussetzungen entsprechende Führung des Rechtsstreites könne nur von rechtskundigen Personen erwartet werden, die in dem Verhandeln vor Gericht ihren Beruf erwählt und darin durch praktische Übung Gewandtheit erlangt hätten, also von den Rechtsanwälten. Würde man die Parteien selber zur Verhandlung zulassen, so entstünde leicht die Gefahr, daß durch ihre Leidenschaftlichkeit und Rechtsunkunde die Lage der Sache verdunkelt, die Findung des Rechts durch das Gericht erschwert, der Ernst und die Würde der gerichtlichen Verhandlung verletzt werden könne.

Wir wollen auf den naheliegenden Einwand kein entscheidendes Gewicht legen, daß diese Ausführungen bei einer verwickelten Rechtslage nicht nur für die landgerichtlichen Prozesse, sondern genau ebenso auch für die amtsgerichtlichen Rechtsstreitigkeiten zutreffen — die Schwierigkeit eines Prozesses richtet sich wahrhaftig nicht nach der Höhe der eingeklagten Streitsumme, das kann gar nicht genug betont werden — man also konsequenterweise auch für die Amtsgerichte zu einem Anwaltszwange gelangen müßte. Maßgebend für unsere Beurteilung ist es vielmehr, daß alle diese Erwägungen überhaupt nur zutreffen für schwierige Prozesse, d. h. bei denen der Streitstoff in rechtlicher oder tatsächlicher Hinsicht nicht einfach gelagert ist, und derartige Prozesse bilden — das wollen wir besonders im Auge behalten — keineswegs die überwiegende Mehrzahl. Eine Unmenge von Rechtsstreitigkeiten oft über ganz bedeutende Werte in Höhe von Tausenden werden in der Praxis der Landgerichte ohne jede streitige Verhandlung durch Anerkenntnis des vom Beklagten bestellten Anwalts oder durch Ausbleiben des Beklagten durch sogen. „Versäumnisurteil" erledigt. Namentlich bei den Kammern für Handelssachen, die zur Erledigung von Wechselprozessen und kaufmännischen Streitigkeiten an den großen Landgerichten errichtet sind und in der Besetzung von zwei kaufmännischen Beisitzern und einem rechtsgelehrten Richter als Vorsitzenden Recht sprechen, ist die Zahl dieser unstreitigen Sachen ungemein groß. Amtliche Statistiken sind meines Wissens hierüber noch nicht bekannt gemacht, aber nach meinen eigenen richterlichen Erfahrungen wird man ihren Prozentsatz auf 40 % von allen handelskammerlichen und etwa 25 von den sonstigen landgerichtlichen Sachen eher zu gering als zu hoch veranschlagen dürfen. Hier handelt es sich meistens um Ansprüche aus Wechseln oder aus glatten Warenlieferungen, in rechtlicher wie tatsächlicher Hinsicht liegt hier fast ausnahmslos der Sachverhalt klar zutage, nur um einen Aufschub zu gewinnen, läßt sich hier der wohl stets in Zahlungsschwierigkeiten geratene Schuldner verklagen. Es ist nicht einzusehen, weshalb in diesen — es sei nochmals betont, ungemein zahlreichen im gesamten Deutschen Reiche zweifellos mehrere Zehntausende betragenden — Prozessen eine Vertretung der Partei durch einen Rechtsanwalt erforderlich sein solle. Weshalb darf der Kläger die ganz einfache Klage, die auf den Anwaltsbureaus formularmäßig von den Schreibern des Rechtsanwaltes angefertigt zu werden pflegt, nicht selber herstellen

und sie vor Gericht in Person oder durch einen Angestellten vortragen und gegen den nicht erschienenen Beklagten ein Versäumnisurteil nach seinem Klagantrag erwirken? Warum muß der Beklagte, der den Anspruch vollkommen anerkennt, hierzu, d. h. zur Abgabe eines gerichtlichen Anerkenntnisses, sich erst der Hilfe eines Anwalts bedienen? Warum sollen weiter die Parteien, die sich außergerichtlich geeinigt haben, aber zur Sicherung des Klägers den Vergleich zum Protokolle des Prozeßgerichts geben wollen — ein solcher Vergleich steht nämlich einem vollstreckbaren Urteil gleich, der Kläger kann also aus ihm bei Säumnis des Beklagten sogleich pfänden lassen — hierzu erst zwei Rechtsanwälte bestellen? Zu allen diesen äußerst zahlreichen Akten wird man ihnen genau die gleiche Fähigkeit, wie sie ein Anwalt besitzt, nicht absprechen können. Befriedigende Antworten werden sich kaum auf diese Fragen erteilen lassen. Hier läßt sich der Anwaltszwang, dessen Berechtigung wir in wirklich verwickelten Streitigkeiten als im Interesse des rechtsunkundigen Publikums liegend durchaus anerkennen, nicht verteidigen. Aber auch bei einfach liegenden Prozessen, die streitig werden, erscheint uns eine Vertretung durch Anwälte nicht als geboten. Man denke etwa an die sehr zahlreichen Klagen, die auf Zahlung eines Kaufpreises für gelieferte Waren gerichtet sind, und bei denen der Beklagte lediglich die Höhe des Preises bemängelt. Hier wird wohl fast ausnahmslos der Streitstoff derartig klar zutage liegen, daß zur Durchführung des Prozesses die Mitwirkung eines Anwaltes nicht geboten sein dürfte. Unentbehrlich wird dessen Hinzuziehung dagegen in allen verwickelten und schwierigen Prozessen bei nicht selber rechtskundigen Parteien.

Mit dem grandiosen Auswachsen unserer Volkswirtschaft in den letzten Jahrzehnten, mit dem Verschwinden der einfachen und leicht übersehbaren Lebens- und Wirtschaftsverhältnisse hat das Wachsen des Rechts in die Breite und Tiefe gleichen Schritt gehalten. Der Stoff des positiven Rechts ist derartig ungeheuer angeschwollen, daß seine Beherrschung und Handhabung selbst dem geschulten Juristen nicht leicht wird, von einem volkstümlichen Rechte sind wir heute weiter denn je entfernt, und deshalb bedarf die rechtsuchende Partei, von einfachen Fällen abgesehen, des Anwalts als sachkundigen Führers und Beraters. Dazu kommt, daß unser Zivilprozeß eine solche Fülle von Formvorschriften in sich birgt, daß der Laie gar zu leicht sich in deren Gestrüpp verwirrt und dabei — trotzdem das materielle Recht auf seiner Seite ist — zum Falle kommt und nur sich selbst überlassen den Prozeß verlieren würde. Naturgemäß versagen diese den Anwaltszwang sachlich rechtfertigenden Erwägungen allemal beim Wegfall dieses Schutzbedürfnisses der Partei. Öffentliche, aus wenigstens zum Teil rechtsgelehrten Mitgliedern bestehende Behörden des Reichs, der Bundesstaaten oder der Kommunen bedürfen ebensowenig eines Rechtsanwalts zur Wahrnehmung ihrer Rechte im Zivilprozeß, wie ein Kläger oder Beklagter, der selber seine rechtswissenschaftliche Ausbildung durch ordnungsmäßigen Abschluß des Rechtsstudiums, sei es durch Ablegung einer juristischen Staatsprüfung oder Erwerb der Doktorwürde, nachgewiesen hat. Daß heute alle diese Personen und Behörden nicht selber handelnd im landgerichtlichen Prozeß auftreten dürfen, sondern sich hilfesuchend an einen Rechtsanwalt wenden müssen, ist einfach ein Unding. Wenn es nicht zu ernst wäre, würde es geradezu bizarr wirken, daß der preußische Justizfiskus, auf Schadenersatz belangt, oder ein berühmter Rechtsgelehrter an einer Universität, in einen Bauprozeß verwickelt, mit der Wahrnehmung ihrer Rechte einen Anwalt betrauen müssen, dessen ganze Tätigkeit dann wohl darin besteht, die ihm zuteil gewordene vorzügliche und erschöpfende Instruktion, in rechtlicher und tatsächlicher Beziehung, in der mündlichen Verhandlung dem Gericht vorzutragen. Hier entfällt jedwede Möglichkeit, den Anwaltszwang sachlich zu rechtfertigen, „Vernunft wird Unsinn, Wohltat Plage". Mit seiner Ausmerzung würde hier der Gesetzgeber nur den früher in weitaus dem größten Teile Deutschlands Recht gewesenen Zustand wieder herstellen. Sowohl in Preußen (§§ 3, 21 und 23 der Verordnung vom 21. Juli 1846) wie in Hannover (§ 67 der Hannoverschen Zivilprozeßordnung) als auch in Baden waren die öffentlichen Behörden wie rechtskundige Parteien vom Anwaltszwang befreit.

Auch für die Prozesse der Vollkaufleute an den Kammern für Handelssachen scheint uns ein Anwaltszwang schwerlich geboten. Ein besonderes Schutzbedürfnis des rechtsuchenden kaufmännischen Publikums wird man hier kaum bejahen dürfen, denn einmal sind, wie bereits am Eingang unserer Erörterungen betont, die meisten der dort zur Verhandlung gelangenden Prozesse unstreitig oder doch sehr einfach, und weiter wird der Kaufmann in solchen handelsrechtlichen Prozessen eben wegen seiner genauen Kenntnisse der Handelssachen für einen besonders geeigneten Berater des Richters vom Gesetz erklärt. Zwei Kaufleute als Beisitzer stehen dem Vorsitzenden der Handelskammer zur Seite, ist es da nicht ein wenig widerspruchsvoll, ihnen das eigene Auftreten als Partei vor den nämlichen Kammern zu verwehren?

Wir sind am Schluß unserer Ausführungen, die selbstverständlich in keiner Weise als irgendwie erschöpfend, sondern nur als anregend angesehen zu werden bitten. Den Anwaltszwang in seiner heutigen Gestalt können wir trotz aller Anerkennung seines Grundgedankens nicht billigen. Wir gehen so weit, eine völlige Streichung des ihn bestimmenden § 78 der Zivilprozeßordnung zu empfehlen, wünschen aber als Ersatz eine gesetzliche Bestimmung des Inhalts, daß das Gericht in allen Fällen, in denen wegen tatsächlicher oder rechtlicher Kompliziertheit des Rechtsstreits eine Partei nicht in der Lage ist, den Prozeß selbst sachgemäß zu führen, befugt, ja verpflichtet ist, der unfähigen Partei das Auftreten in Person zu untersagen und ihr die Bestellung eines Anwaltes aufzugeben. Eine solche Befugnis wird man unseren Gerichten, die doch noch über ganz andere und viel wichtigere Dinge zu entscheiden haben, von deren Wahrspruch in Strafprozessen die Ehre und Freiheit eines jeden Staatsbürgers abhängt, getrost übertragen dürfen. Wir haben die Zuversicht, daß eine solche gesetzliche Bestimmung — die freilich die Arbeit unserer Gerichte bedeutend vermehren und die Sichtung des Streitstoffes sehr oft aus der Anwaltskanzlei in den Gerichtssaal verlegen würde — mit aller nur wünschenswerten und erforderlichen Sorgfalt und Gewissenhaftigkeit von unseren Gerichten angewandt werden würde. Und zwar bringen wir eine solche Bestimmung in Konsequenz unserer Ausführungen nicht nur für die Land- und Oberlandesgerichte, sondern ebenso auch für die Amtsgerichte in Vorschlag. Denn auch bei diesen Untergerichten besteht bei nicht wenigen Prozessen genau das nämliche Schutzbedürfnis der Parteien, das die Zuziehung eines Anwalts unbedingt gebietet, wie bei den oberen Gerichten, die Schwierigkeit eines Prozesses — das sei auch zum Schlusse nochmals betont — steht mit der Höhe der Streitsumme in nicht dem geringsten Zusammenhang. Auch dem Amtsrichter eine solche Ermächtigung zu gewähren, erscheint um so mehr gerechtfertigt, ja geboten, als nach der viel besprochenen Novelle zur Zivilprozeßordnung vom 1. Juni 1909, in Kraft getreten am 1. April 1910, die Zuständigkeit der Amtsgerichte ganz bedeutend erweitert worden ist, nämlich alle Prozesse von 300—600 *M* Streitgegenstand, die früher vor das Landgericht gehörten, an die Amtsgerichte verwiesen worden sind. Wir glauben, daß mit unseren Vorschlägen der wahre und wie schon wiederholt betont durchaus berechtigte, dem heutigen Anwaltszwange zugrunde liegende Gedanke nur schärfer herausgeholt und formuliert werden würde. Auch eine Einbuße oder doch wenigstens eine erhebliche des Anwaltsstandes — dieses zur Findung des Rechts mit und neben dem Richter berufenen und in seiner Tüchtigkeit wohl bewährten Faktors — an Einnahmen befürchten wir nicht. Was er an Einnahmen in den landgerichtlichen Prozessen verliert, würde er auf der anderen Seite in den amtsgerichtlichen Prozessen wieder einholen. Und selbst wenn wirklich Einbußen eintreten sollten, so müßten sie eben im Dienste der Allgemeinheit, zu deren Interessenvertretung der Anwalt berufen ist, ertragen werden. Ein Anrecht auf Gewährung eines bestimmten sogen. „standesgemäßen" Einkommens besitzt in unserer modernen Volkswirtschaft kein einziger freier Beruf.

Dr. jur. et phil. Bovensiepen



Vom Züricher Tonkünstlerfest

Von den vielen Musikfesten, die der Sommer uns gebracht hat, behauptet doch das Züricher Tonkünstlerfest als Übersicht über das zeitgenössische Musikschaffen weitaus die erste Stelle. Der altbewährten schweizerischen Geschicklichkeit, Feste zu feiern, war es gelungen, die Fülle der musikalischen Veranstaltungen so glücklich zu verteilen und die Aufnahmefähigkeit der Hörer durch eingestreute Natur- und Gesellschaftsgenüsse so lebendig zu erhalten, daß in den fünf Züricher Tagen jene Abspannung und Übersättigung nicht aufkam, die sonst so unangenehme Begleiterscheinungen dieser Musikfeste zu sein pflegen.

Bei der Aufstellung der Programme muß man das Fehlen einer oder mehrerer musikdramatischer Darbietungen beklagen. Denn unsere Musikdramatiker haben es ja noch viel schwerer, zu Gehör zu kommen, als die Sinfoniker. Und wie die Verhältnisse heute liegen, pflegen Aufführungen an anderen Orten als Berlin, Dresden, Wien, München und Hamburg wenig Einfluß auf die Weiterverbreitung eines Werkes auszuüben; um so wichtiger können Darbietungen bei Musikfesten werden. Dagegen wirkte es sehr günstig, daß man sich nicht durchweg auf Modernität versteifte. Diese Modernität ist ja ein so relativer Begriff, will eigentlich beim Stammpublikum dieser Feste bedeuten, daß die betreffenden Werke auf der Linie Liszt—Richard Strauß liegen, während ja vielleicht schon heute **der** Komponist im höheren Sinne viel moderner wäre, dem es gelänge, aus einem eigenartigen und starken thematischen Material wieder mehr jene architektonische Musik aufzubauen, die wir als die klassische zu bezeichnen gewohnt sind. Nicht zu verkennen war jedenfalls bei den Aufführungen, daß der Beifall am herzlichsten und natürlichsten nach Werken einsetzte, die man nicht als „modern“ im gewöhnlichen Sinne bezeichnen konnte. Und es war unverkennbar, daß die Mehrheit gerade diese Werke als eine Art Erlösung empfand.

Eine ganz kurze Übersicht über das Gebotene ist auch an dieser Stelle am Platze. Es fanden drei Orchesterkonzerte und zwei Kammermusikveranstaltungen statt. Die letzteren waren nicht sehr ergiebig. Es ist ja auch leicht erklärlich, daß beim Streichquartett und den verwandten Formen die aufs Malerische gerichteten Absichten unserer modernen Komponisten sich nur schwer verwirklichen lassen. Der innerste Geist der Kammermusik drängt nach einer gewissen Klarheit und Durchsichtigkeit der Stimmführung. Wir fühlen hier entsprechend dem sinnlichen Anblick der Spieler ein Zusammenmusizieren mehrerer Individualitäten, wollen uns nicht jener beim Orchester natürlichen Vorstellung beugen, daß die Aufführenden als Gesamtheit einen Instrumentalkörper darstellen: das Instrument für den Komponisten. Und dieses Herauswachsen des Musikstückes aus dem Zusammenwirken mehrerer Musikerindividualitäten, das den wunderbaren Reiz unserer klassischen Kammermusik ausmacht, fehlt fast der gesamten modernen Kammermusikliteratur. Gar nichts davon besitzt das **Streichquartett in C-Moll** von **Zoltan Kodály** (Budapest), das hier seine Uraufführung erlebte. Warum übrigens das Quartett als in C-Moll stehend bezeichnet wurde, ist unerfindlich, da eigentlich nur das Hauptthema des ersten Satzes und ein kurzes Thema des dritten Satzes aus dieser Tonart gehen. Das Werk hat rhythmische Kraft, bringt aber in dem steten Tonartenwechsel und den scharf gespannten Harmonien dem Ohr kaum einmal den ersehnten Wohllaut.

So schlugen danach einige kräftige und vor allen Dingen auch nicht künstlich gedehnte, sondern den knappen Inhalt in knappe Form fassende Klavierstücke von **Walter Lampe** mit doppelter Kraft ein. Lieder von **Richard Mors** konnten es ebensowenig wie die früheren Werke dieses Komponisten begreiflich machen, weshalb er so leicht den Weg in die Konzeröffentlichkeit findet. — Eine Violinsonate von **Julius Weismann** und ein Klaviertrio von **Robert Heger** boten tüchtige Arbeit, ohne irgendwie eigenartig hervorzutreten.

Reicher war die Ernte des zweiten Kammermusikkonzertes, in dem zwei Lieder von **Richard Trunk** durch ihre schöne Haltung und innige Empfindung, das Streichquartett



in Cis-Moll von Hermann Suter durch die Kraft der Stimmführung und eine gewissermaßen national-schweizerische Art der Themenbildung hervorstachen, worauf dann Max Regers neuestes Klavierquartett (D-Moll) aufs neue von dem riesigen Können dieses Komponisten Zeugnis ablegte. Der dritte Satz wirkte auch in seiner eigenartigen Stimmung durch schöne Klangfarben. Er gehört in dem allzureichen Schaffen Regers zweifellos zum Erfreulichsten und gab die Veranlassung, die äußere Begeisterung, die Reger auf diesem Tonkünstlerfest entgegengebracht wurde, noch einmal aufs höchste zu entflammen.

Diese Begeisterung hatte sehr starke Wogen geschlagen am Ende des ersten Orchesterkonzertes, an dem der „100. Psalm für gemischten Chor, Orchester und Orgel" von Max Reger gestanden hatte. Wir haben von Goethe das Wort, daß es einen Punkt gibt, wo die hochgesteigerte Technik zur Feindin der Kunst wird. Wir können statt Technik auch technisches Können sagen. Dann scheint sich mir diese Tatsache bei Reger in ganz erschreckender Weise zu offenbaren. Für Regers satztechnisches Können ist kein Wort der Bewunderung zu hoch. Er macht schlechterdings, was er will. Freilich geht diese Willkür nun so weit, daß man sich umsonst fragt, in welchem Dienste dieses Können arbeitet, zu welchen Zwecken es angewendet wird. Beim Schluß dieses Psalmes, der natürlich in einer weitausgesponnenen Fuge besteht, singt der achtstimmige Riesenchor zu dem in all seinen Tonkräften entfesselten Orchester Worte, die nicht mehr verständlich sind. Von der melodischen Linie ist nichts mehr zu hören. Der Genuß des Lesens der geschriebenen Partitur ist zweifellos viel höher. Und in dieses ganze Tonmeer hinein läßt nun der Komponist von einem Bläserchor den Choral „Ein' feste Burg ist unser Gott" blasen. Gegenüber diesem ehernen Klang wird der Gesang der Hunderte von Menschen zu einem unartikulierten Lallen. Man sieht nur, daß Hunderte von Menschenmunden sich öffnen und schließen; vernehmen kann man von dieser Musik nichts mehr. Worin ferner die geistige Verbindung dieses Chorals mit dem Psalm liegen soll, ist mir unerfindlich.

Überhaupt die geistige und die künstlerische Kultur in diesem Werke?! Es stimmt doch recht bedenklich, wenn Reger in dem von der Zeitschrift „Die Musik" herausgegebenen Festhefte zu diesem Psalm folgende „Erläuterung" gibt: „Die Worte des Psalms werden jedem, der nicht Haremsbesitzer ist, geläufig sein. Ob meine Komposition dieses Psalms Themen enthält, weiß ich nicht; darüber werde ich durch die Kritik belehrt werden. Tonart D-Dur absolut streng festgehalten. Man sagt, der Psalm gliedere sich in drei Teile; vor einigen ganz bösartigen Orgelpunkten wird entsprechend gewarnt." Man sagt, daß sich über Geschmacksfragen nicht streiten lasse. Ich glaube aber, daß sich in dieser offenbar als witzig gedachten Erklärung eine Einstellung des Komponisten zu seinen Werken oder zum Publikum kundtut, die jedenfalls das Gegenteil ist von jener Mahnung Schillers an die Künstler: „Der Menschheit Würde ist in eure Hand gegeben". Ich glaube, daß mit diesem Mangel an innerer künstlerischer Kultur auch Regers Unfähigkeit zu weitumspannendem Aufbau zusammenhängt. Sein Schaffen hat etwas Zyklopisches. Er stellt Block neben Block. Aber diese Blöcke sind untereinander nicht fest zu einem größeren Bau zusammengefügt, es fehlen die letzten Steigerungen. Ich will damit keineswegs leugnen, daß auch dieses Werk Regers ganz bedeutende Einzelheiten aufweist. Als Ganzes vermochte ich es nicht zu genießen, und der bereits erwähnte starke Erfolg auf der Versammlung schien mir mehr die Wirkung dieser ungeheuren tonlichen Kraftentladung und der Ausbruch des Erstaunens über die vom Komponisten und den Aufführenden überwundenen Schwierigkeiten zu sein, als der Ausdruck eines tiefen inneren Erlebnisses.

Es kamen noch zwei andere große Chorwerke zur Uraufführung (im dritten Konzert): Die Wallfahrt nach Kevlaar von Friedrich Klose und die Offenbarung Johannis, Kapitel 6, für Tenorsolo, Doppelchor und Orchester von Walter Braunfels. Das zuletzt genannte Werk des noch sehr jungen Komponisten ist zweifellos eine Talentprobe allerersten Ranges. Eine riesige Schwungkraft der Phantasie, dröhnende Gewalt des Ausdrucks, außerordentliche rhythmische Kraft, Kühnheit des Wurfes und der Verwendung

der Mittel sind Eigenschaften, die einem so hohe Bewunderung abnötigen, daß man am liebsten mit diesem kurzen Satze der Anerkennung schließen möchte. Man darf es aber doch wohl nicht tun, ohne vorher zu sagen, daß, wenn man so den Schöpfer willkommen heißt, man dieses eine seiner Werke als solches ablehnen muß. Der Komponist vergriff sich hier im Stoff. Nicht nur, daß die Worte selber zum großen Teil so unmusikalisch sind wie möglich; es fehlt die wirklich tiefe dramatische Erfassung der ganzen Situation. Es handelt sich hier um Gesichte eines einzelnen. Dieser einzelne tritt hier auch vor uns im Tenorsolisten, und es ist von höchster Willkür, ohne wirkliche klare Anschauung der ganzen poetischen Vorstellung, wie der Chor verwertet wird. Ich wundere mich danach nicht mehr, daß derselbe Komponist in seiner Oper „Prinzeß Brambilla“ bei allem Können und einer verhältnismäßig guten Dichtung gerade im Dramatischen so völlig versagte, trotzdem seiner Natur der dramatische Zug eignet.

Es ist eigentümlich, daß gerade in der Zeit nach Richard Wagner so viele Texte komponiert werden, die in sich und in der von ihnen dargestellten Situation nicht musikalisch sind. Es ist in der Hinsicht um keinen Deut besser geworden als früher, wo jeglicher Stoff zu einer Oper verarbeitet wurde. Ja, wenn man will, ist es noch schlimmer, insofern jetzt die in ihren Charakterisierungskräften gesteigerte Musik sich in weit höherem Maße an die äußeren Schilderungselemente anklammert und auch der Sinn für die musikalischen Fähigkeiten des einzelnen Wortes im Verhältnis zu früher zurückgegangen ist. Es scheint mir immer noch ein besseres Verhältnis zu sein, wenn, wie in der italienischen Oper, eine große Zahl von Wörtern als unsangbar und übelklingend von vornherein ausgeschieden werden, als wenn Stellen gesungen werden wie: „Die Sonne ward schwarz wie ein härener Sack.“

Dadurch, daß er sich in die Situation des von ihm erwählten Gedichtes tief versenkte — man möchte geradezu sagen, dadurch, daß er sich eine deutliche topographische Vorstellung davon machte, gewann Friedrich Klose die schönsten Wirkungen für seine Vertonung von Heines „Wallfahrt nach Kevlaar“ für Deklamation, drei Chöre, Orgel und Orchester. Der Komponist stellte sich deutlich die Prozession vor, durch deren Vorüberziehen die Mutter des Kranken auf den Gedanken kommt, mit ihm die Wallfahrt zu unternehmen. Er vergegenwärtigte sich diese Wallfahrt selber: das Eintreten in den Dom, den Gottesdienst darin, das Wiederverlassen desselben, und er hat aus diesen Vorstellungen eine Fülle sehr feiner Chorwirkungen gewonnen. Wenn der Eindruck trotzdem, wenigstens bei den kritischen Gemütern — die breite Zuhörerschaft schien tief ergriffen — ein zwiespältiger blieb, so liegt es zum Teil daran, daß der Text des Heineschen Gedichtes deklamiert wird. Dabei sei gern zugestanden, daß sich teilweise dank der sehr geschickten Sprechweise des Vortragenden das gesprochene Wort mit der Musik gut vermählte. Aber man kam nicht über den Zwiespalt hinweg, daß dieser Sprecher bald Erzähler, bald Vertreter der einzelnen Personen war. Durch die außerordentliche Lebhaftigkeit, mit der Kloses Musik alles Örtliche vor unser geistiges Auge zaubert, sind wir geradezu dramatisch eingestellt und sehen gewissermaßen Mutter und Sohn als lebendige Personen. Man darf nicht auf diese Weise die Szenerie eines Dramas vor unseren Augen vorüberziehen lassen und in diese Szenerie einen Erzähler stellen, der den Inhalt des Dramas berichtet. Es ist auch ganz unerfindlich, weshalb der Komponist das Gedicht nicht einfach komponiert hat, wobei die Reden von Sohn und Mutter den Solisten zugefallen wären. Immerhin hätte einiges von diesem Eindruck gemildert werden können — und darauf sei für weitere Aufführungen des Werkes hingewiesen —, wenn bei dieser Aufführung einige Äußerlichkeiten mehr im Geiste des Werkes vor sich gegangen wären. Dazu gehört vor allen Dingen, daß der Sprecher des Gedichtes nicht in der üblichen Weise der Solisten vorn an der Rampe stehen darf, sondern von einer unsichtbaren Stelle aus seine Verse vortragen muß. Dann wird das Ganze mehr als innere Vision eines Vorganges wirken. Ebenso sollte der Chor erst in dem Augenblick sich erheben, wenn nach der Vorstellung der Komposition die Prozession in die Kirche tritt. — Das Werk ist im Musikalischen trotz des Aufgebotes der riesigen Mittel von einer

sehr schönen und edlen Einfachheit, die der Dichtung gefährlich wird. Man spürt das Gemachte der Naivität Heines dieser echten Naivität des Komponisten gegenüber doppelt stark.

Von den anderen Werken, die noch geboten wurden, würden höchstens die Orchesterlieder von Siegmund von Hausegger zu grundsätzlichen Ausführungen Anlaß geben, insofern der Komponist in den programmatischen Erläuterungen die Meinung vertritt, daß diese beiden Gedichte, Gottfried Kellers „Nachtschwärmer“ und Hebbels „Sturmabend“, „nicht streng lyrische Dichtungen seien, deren angemessene musikalische Behandlung das Klavierlied sei, sondern in ihren weit ausholenden Naturschilderungen die sinfonischen Mittel des Orchesters verlangten. In beiden ist dem Orchester anheimgegeben, das, was gleichsam zwischen den Zeilen steht, aber nach eindringlicher Gestaltung verlangt, zum Ausdruck zu bringen.“ Damit ist in schroffstem Maße die schildernde Aufgabe der Musik betont. Sie, deren Höchstes und Eigenartigstes in der Freiheit von gegenständlicher Deutlichkeit liegt, ist hier als Verdeutlicherin aufgerufen. Wenn es schon der höchste Reiz der Dichtung ist, daß gerade so manches zwischen den Zeilen liegt, so kann es doch unmöglich eine verdienstvolle Aufgabe der Musik sein, dieses vom Dichter absichtlich Verschwiegene breit und ausführlich kundzutun. Hinzu kommt, daß von den beiden Gedichten Gottfried Kellers „Nachtschwärmer“ durch die wuchtige Orchesterbehandlung das Heimliche, ja das innerlich Humoristische verliert. Das ist ein Einsamkeitsgedicht, und die Ausführung mit Orchester zerstört diese Vorbedingung der dichterischen Schöpfung. Eher kann man sich mit dieser orchestralen Einkleidung bei Hebbels „Sturmabend“ befreunden, obwohl auch hier die Verbreiterung keineswegs eine Erhöhung bedeutet.

Andere Orchesterlieder wurden von Otto Lies geboten, mehr dekorative Stücke mit einer Fülle reizvoller Kleinmalerei. Miniaturkunst, die man sich gern gefallen lassen mag, wenn man erst dahin gekommen ist, nicht mehr zwischen Inhalt und Aufgebot der Mittel einen Einklang zu verlangen. Wer freilich daran festhält, daß zur harmonischen Abrundung eines Kunstwerkes dieses natürliche Verhältnis zwischen Gehalt und Ausdrucksaufwand, zwischen Stoff und Form bestehen muß, der wurde auch durch Frédéric Delius' „Brigg fair“ enttäuscht. Auch ein Verehrer dieser Künstler würde ein Genrebild von Vautier oder Knaus verurteilen, wenn es im Format des „Letzten Gerichtes“ eines Michelangelo gehalten wäre. In der Musik dagegen sind wir dieses Mißverhältnis bald so gewöhnt, daß es kaum mehr auffällt.

Theodor Blumers „Karnevalsepisode“ ist ein bunt schillerndes farbiges Stück. Leider fehlt die kräftige Hand, die die vielen Einzelheiten zusammenfaßte, und auch die Lustigkeit wirkt reichlich gemacht. Man könnte sagen, sie sei aus zweiter Hand dem „Eulenspiegel“ von Richard Strauß nachgebildet. — Karl Martin Löfflers „A pagan poem“ und die Szenen aus der „Verlassenen Ariadne“ von Ludwig Heß waren dann unrettbare Fehlschläge des Festes. — Das Violinkonzert von Max Schillings litt zwar unter der Länge, aber die sinnlich schöne Melodik wurde durch den vortragenden Solisten Felix Berber so glänzend ausgeschöpft, daß man sich willig dem Werke hingab. — Bela Bartoks Rhapsodie für Klavier mit Orchesterbegleitung wirkte als fesselnder Versuch, die Lisztsche Rhapsodie weiterzubilden.

Zum Schluß nenne ich noch zwei Werke, die mir deshalb besonders erfreulich waren, weil in ihnen ein echtes Musikantentum sich ausspricht. Der Wiener Karl Weigl redet in seiner E-Dur-Sinfonie ja reichlich lang und breit, und es ist gewiß nicht alles neu, was er sagt. Aber warum denn gleich so grimmig urteilen, wenn einer von Schubert und Bruckner herkommt, und auf der anderen Seite nachsichtig in den Mantel der Modernität hüllen, was in viel stärkerem Maße etwa von Richard Strauß abhängig ist?! Ich fand in dieser Sinfonie ein sehr reiches musikalisches Gemütsleben und außerordentlich viel Sinn für folgerichtige Melodiebildung und sinnlich-architektonische Klangwirkung. — In viel höherem Maße noch besitzt diese Eigenschaften das Dritte Konzert für Klavier und Orchester von Hans Huber. Dieser schweizerische Künstler ist eine musikalische Vollblutnatur. In allen seinen zahlreichen

Werken bekundet sich die gleiche Erfindungskraft, derselbe Sinn für melodische Schönheit und lebendigen Rhythmus. Er schafft jene Musik, die uns trotz allem auch heute noch als die natürlichst gewachsene erscheint, weil sie einem übervollen Herzen entströmt und von jenem heißen Verlangen nach Schönheit erfüllt wird, das bereits selber Schönheit ist. R. St.



Hertenstein

Wenn deutsche Kunstfreunde mit romanischen in ein Gespräch über Kunsterscheinungen sich einlassen, werden sie als wichtigsten Unterschied in der Einstellung der beiden Rassen zur Kunst immer wieder finden, daß der Deutsche stets dazu neigt, alle Einzelerscheinungen grundsätzlich in ein ganzes System einzuordnen, während der Romane jeden Fall an und für sich betrachtet. Die Romanen sind eben die größeren Kunstpraktiker. Dank ihrer alten und stetigen Kulturüberlieferung, in der sie fast niemals Kämpfe um die Kunst haben führen müssen, sehen sie in der Kunst vor allem das vorzüglichste Mittel zur Verschönerung des Lebens. Uns Deutschen dagegen ist in Zeiten schwerer geistiger und seelischer Not und arger sozialer und nationaler Heimsuchung die Kunst eine Erlöserin vom Leben geworden, indem sie uns der Ausdruck eines höheren, von uns ersehnten Lebens wurde. Mag das auch das Tiefste und Stärkste sein, was die Kunst bewirken kann, so ist es doch nur verhängnisvolle Einseitigkeit, wenn wir alle Kunsterscheinungen nun gleich mit den aus diesen Erfahrungen gewonnenen Maßstäben messen wollen, oder wenn wir aus jeder Kunsterscheinung gleich schwerwiegende Folgerungen für die Bedeutung ziehen, die sie nach der Richtung hin für unser Leben haben könnte. Wir bringen uns dadurch um manchen Genuß an einzelnen Kunsterscheinungen und verschieben überhaupt unsere ganze Einstellung zum einzelnen Kunstwerke, indem wir eine Art von Dauerstandpunkt zu gewinnen suchen, wo es für unsere Freude viel vorteilhafter wäre, wenn wir zufrieden wären, einige Stunden unseres Lebens in naiver Genußfreude verschönert zu sehen.

Diese Tatsachen traten mir so recht lebhaft vor Augen, als ich in diesem Sommer das Freilichttheater zu Hertenstein besuchte. Wieviel ist über dieses Freilichttheaterproblem in Broschüren und Aufsätzen hin und her gestritten worden! Auf der einen Seite verdammt und lediglich als Spielerei abgetan, wurde es von der anderen als das Theater der Zukunft, als die Erlösung aus unserem ganzen literarischen und theatralischen Jammer gefeiert. Tritt man dagegen der Erscheinung in naiver Empfänglichkeit gegenüber, so erhält man aufs neue die oft gemachte Erfahrung bestätigt, daß es ein so uneingeschränktes Ja und Nein in der reproduzierenden Kunst überhaupt nicht gibt; daß, da es sich um die Wiedergabe eines bereits geschaffenen Kunstwertes handelt, Hunderte von Nebenumständen einwirken, bei denen der Ort der Aufführung, d. i. die rein sachliche Umgebung, die das Kunstwerk erhält, viel weniger wichtig ist als ganz unwägbare und unvorhersehbare Einzelheiten bei den Reproduzierenden und den Empfangenden. So war denn auch der erfreulichste Eindruck, den ich von diesem Freilichttheater Hertenstein und seiner Leitung empfing, der, daß man sich hier gar nicht auf trockene theoretische Dinge einließ, daß man sich gar nicht kümmern wollte um die grundsätzlichen Fragen, um Heil oder Unheil unseres Theaters, sondern daß man sich sagte: Wir sind der Überzeugung, daß hier die Vorbedingungen gegeben sind, unter denen ein Publikum bereit ist, ein dramatisches Kunstwerk zu genießen. Wir stellen uns die Aufgabe, unter möglichst weitgehender Ausnutzung der gegebenen Verhältnisse gute Werke der Literatur in der von unseren Kräften erreichbaren besten Aufführung darzubieten.

Mancher von uns wird vielleicht im Herzen einen tiefen Kunsteindruck bewahren, den er an Orten oder in einer Umgebung empfing, wo er sich niemals eines derartigen Erlebnisses



vermutet hätte. Warum gerade unter diesen Umständen das Kunstwerk so stark auf ihn einwirkte, vermag der Erlebende oft gar nicht zu sagen. Hier in Hertenstein und auch bei den anderen bereits vorhandenen Naturtheatern ist das nicht so schwierig. Es ist eine tröstliche Erfahrung, daß ein gesteigerter Umgang mit der Natur beim kunstempfänglichen Menschen das Verlangen nach Kunst und vor allem seine Empfangsfreudigkeit steigert. Nie genießen wir in tieferer Andacht ein gutes Buch, als in der Ruhe einer Sommerfrische. Und wer es einmal versucht hat, wird finden, daß in solcher Zeit auch jene um ihrer Länge oder ihrer grausen Phantastik verschrienen Großwerke der Literatur, die sonst nur gelobt und nicht gelesen werden (z. B. Klopstocks Messias; die Romane von Jean Paul), unter diesen Verhältnissen ganz reine und reiche Genüsse uns bringen können.

Da ist nun dieses Hertenstein: Eine sich weit in den Vierwaldstätter See vorstreckende Landzunge, üppig wie ein paradiesischer Garten. In dunklem Grün spielen die Wogen des schönsten schweizer Sees heran. Der in die Höhe schweifende Blick ruht auf den gewaltigen Riesen der Bergwelt. Auf dieser Halbinsel sind in einem Abhang nach dem Ufer zu eine Zahl von Bänken eingerammt, so daß sie ein natürliches Amphitheater ergeben. Einige gewaltige Edelkastanienbäume breiten ihre Äste aus. In meiner Studentenzeit haben wir in einem literarisch eingestimmten Kreise an schönen Sommertagen draußen im Wald Dramen mit verteilten Rollen gelesen, oder noch lieber die Kinder der eigenen Muse uns wechselseitig vorgetragen. Die letzteren waren nun gewiß keine Meisterwerke der Literatur; aber die Sommerfreudigkeit, das Behagen in der freien Natur bewirkten, daß man sie gern hinnahm und ihnen wohl auch manche genußreiche Stunde verdankte. Wieviel eher muß ein solcher Genuß erreicht werden, wenn tüchtige Schauspieler ein gutes Drama in solcher Umgebung vorführen?! Es kommt dann nur darauf an, daß man die willig sich entfaltende Phantasie des Zuhörers nicht zwingt, einen *Widerspruch zu fühlen zwischen den dargestellten Vorgängen und dem Rahmen*, in dem sie vorgeführt werden. Die Schwierigkeit liegt also in der Inszenierung. In der Tat gehen ja auch die ersten Einwände, denen man begegnet, sobald man über ein Freilichttheater spricht, dahin, daß doch die Natur draußen nun nicht zu allem stimmen könne, was in der Dichtung gesagt werde. Der Mond trete am Himmel nicht so plötzlich hervor, wie es etwa eine Mondscheinszene verlange; der Himmel verdüstere sich nicht nach den Wünschen des Regisseurs, oder umgekehrt spiele das Wetter mit allerlei Unbill in höchst unerwünschter Weise mit.

Den letzteren Einwand muß man gelten lassen. Bei dem raschen Wechsel, dem bei uns nördlich der Alpen die Witterung oft unterworfen ist, können schlimme Störungen eintreten. Und wer eine solche erleben muß, der mag unter Umständen arg verstimmt von dannen gehen. Nicht nur, weil er um einen erwarteten Genuß gekommen ist, sondern auch, indem er sich sagt, daß man ein edles Kunstwerk nicht bösen Zufälligkeiten aussetzen dürfe; daß es, so gut es eine Barbarei sei, ein Ölgemälde an eine Stelle zu hängen, auf die der Regen schlägt, auch eine Roheit gegen ein Drama bedeute, wenn etwa mitten in einer Szene die Darsteller vor einem herniederprasselnden Hagel davonfliehen müssen und so das Kunstwerk in seiner Ganzheit zerrissen werde. Gewiß, aber schließlich sind wir bei aller Kunstreproduktion vor bösen Zufällen niemals ganz gesichert, und wir wollen aus diesen „Wenns" schlimmer Ausnahmefälle nicht gleich die Gründe zur Verurteilung einer ganzen Erscheinung herleiten. Die Verfechter der Naturbühnen warten auf der anderen Seite mit ebenso vielen Stimmungserhöhungen auf, die der unverhofften Mitwirkung von Natureindrücken zu danken waren. Der ruhige Beurteiler wird weder mit den einen noch mit den anderen rechnen. Er wird sie, wenn er sich dem Kunstwerk wirklich ganz hingegeben hat, auch kaum bemerken.

Für diese völlige Hingabe an das Kunstwerk aber erscheint mir das Naturtheater allerdings ein geeigneter Boden. Das Herz steht offen, Augen und Sinne sind geweitet. Nun hütet euch nur, diese gute Stimmung, die die Natur geschaffen, durch Künstelei zu zerstören! Diese



Künsteleien können liegen in der Inszenierung und in der Darstellung. In der Inszenierung geht heute die ganze Kunst des Regisseurs darauf hinaus, eine Wirklichkeit, und zwar zumeist irgendeinen Ausschnitt aus der Natur vorzutäuschen. Dieses Bestreben muß natürlich aufhören mit demselben Augenblick, wo das Kunstwerk in die wirkliche Natur hineingestellt wird, die sich nicht mehr nach dem Belieben des Regisseurs oder nach dem Verlangen des Dichters verändern läßt. Die natürlichste Folge ist, daß die Inszenierung des Naturtheaters sich unabhängig stellen muß von den Erscheinungen der Natur. Man wird auch hier nicht systematisieren. Warum soll man günstige Zusammenklänge nicht wahrnehmen? Aber im allgemeinen ist es sicher, daß denkbar strenge Stilisierung der Szene, möglichst weitgehende Vereinfachung des äußeren Rahmens am günstigsten ist. Unsere Phantasie ist willig zu den kühnsten Flügen. Man lasse dem gut vorgetragenen, durch edle Gebärde unterstützten Dichterworte allein die Aufgabe, die Phantasie nun auf die richtigen Bahnen zu lenken.

Man erkennt hier deutlich, weshalb das unter freiem Himmel spielende Theater der Antike auf alle Szenerie im gewöhnlichen Sinne des Wortes verzichtete. Das Naturtheater täte hier also dann nichts anderes, als was viele für das geschlossene Kunsttheater längst verlangen. Ein großer Unterschied bleibt dann freilich noch immer. Das geschlossene Theater gibt in die Hand des Inszenierenden den umgrenzten Raum und damit die Vorbedingung für raumkünstlerische Wirkung. Soweit ich sehe, ist nach dieser Richtung aber auf unserer Kunstbühne so gut wie gar nichts getan worden. Die Naturbühne hat das Gegenteil, den unbegrenzten Raum, und wird gut daran tun, dessen Stimmungskräfte in keiner Weise zu beeinträchtigen. Je weniger Anklänge an die realistische Inszenierung des Theaters, um so günstiger. Denn gerade weil wir der wirklichen Natur gegenüberstehen, könnten wir uns nicht mehr mit einem künstlerischen Realismus begnügen, sondern müßten dann Naturwirklichkeit verlangen. Wird dagegen ganz auf diese Szeneneffekte verzichtet, so hat nur unsere Phantasie zu arbeiten. Ich glaube, daß die Entwicklung des Naturtheaters nach dieser Seite gehen wird. Was man bis jetzt sieht, ist zumeist ein Kompromiß und wird nur deshalb nicht so fühlbar, weil die aufgeführten Stücke so gewählt werden, daß sie nach Möglichkeit mit der vorhandenen Umgebung der Naturbühne zusammengehen. Es liegt hier aber ein gefährliches Spiel, wie sich schon daraus ergibt, daß auch Freunde der Naturbühne das Verlangen aufstellten, man sollte nur solche Stücke aufführen, die gewissermaßen der betreffenden Natur auf den Leib geschrieben seien.

Das aber würde natürlich eine Verarmung des Naturtheaters bedeuten, des ferneren eine Beeinträchtigung der Bewegungsfreiheit des Dichters, die wohl fast immer verhängnisvoll werden müßte. Ich persönlich hatte in Hertenstein die Empfindung, daß die Phantasie dort am willigsten mit der Dichtung mitging, wo die Szene gar nicht versuchte, die von der Dichtung verlangte Umrahmung zu geben, sondern man sich darauf beschränkte, vor einer einfach gegliederten architektonischen Wand zu spielen, wobei, wie schon gesagt, nicht systematisiert werden soll. Der gute Geschmack des Regisseurs hat hier ein weites Betätigungsfeld. Wie in den bildenden Künsten, in der Architektur und Plastik, aber auch für die Malerei die höchsten Geheimnisse der künstlerischen Wirkungen darin liegen, wie ein Kunstwerk in den Raum hineingestellt ist, so auch hier für die dramatische Dichtung, bei der die Reproduktion der Aufführung doch weiter nichts anderes ist, als das In-den-Raum-verpflanzen eines vorher nur geistig geschauten Bildes.

Das Hertensteiner Theater ist bei seinem Direktor Rudolf Lorenz jedenfalls in guten Händen. Mir werden die beiden Aufführungen, die ich dort gesehen — Grillparzers „Weh dem, der lügt!" und Lienhards „Wieland der Schmied" — dauernd in guter Erinnerung bleiben. Vor allem besitzt dieser Theaterdirektor die hohe Achtung vor dem dichterischen Worte und stellt seine Arbeit darum hauptsächlich auf gute Sprachbehandlung der Darsteller ein. Für diese Darsteller ist das Naturtheater in jeder Hinsicht eine ausgezeichnete Schule. Denn dieser

Naturrahmen ist unerbittlicher Feind aller Theaterei. Die Mätzchen versagen, und das Zerlegen der großen Linie in kleine Pünktchen wirkt hilflos und töricht. Auch die rein stimmlichen Erfahrungen sind sehr lehrreich. Die Akustik ist wundervoll, solange tönend gesprochen und nicht gebrüllt und soweit gut artikuliert wird.

Noch steht alles das in den Anfängen. Gleich zu Beginn Vollendetes zu erwarten, wäre ungerecht. In jedem Fall aber dürfen wir, wo wie in Hertenstein nur wirklich gute Literatur dargeboten wird, diesen Naturtheaterunternehmungen sehr freundlich gegenüberstehen. Die gesamte Umwelt dieser Erscheinung ist dazu angetan, gesundes Empfinden und reines Wollen zu kräftigen. Der Zug der Größe und Einfachheit, der von der Natur unzertrennlich ist, kann nur wohltuend sein für die Kunst, zumal in einer Zeit, die so sehr am Kleinlichen und Verbogenen hängt, wie die unserige.

Karl Storck

K. P. M.

Die Berliner Porzellan-Manufaktur hat durch die Berufung des Professor Schmuz-Baudiß sich selbst sehr genützt. Sie überwand viele Rückständigkeiten und entwickelte sich gleichberechtigt mit den anderen großen Manufakturen. Sehr heilsam war die Niederlage im Pariser Wettbewerb von 1900, sie wird jetzt auf der Weltausstellung zu Brüssel voraussichtlich wettgemacht werden. Eine Vorschau auf die keramischen Leistungen, mit denen Berlin dort auftreten wird, läßt dies erhoffen.

In der Unterglasurmalerei, in Scharffeuerfarben wird Bedeutendes geleistet, und in der Reichhaltigkeit der Palette, in der Vielfältigkeit der Farbengebung übertrifft Berlin jetzt sogar die berühmten dänischen Produkte, die Hauptkonkurrenten auf dem Topfmarkt von Kosmopolis.

Sehr gute Resultate wurden in der Plastik erzielt. Es war immer das Vorrecht des Porzellans, mit seinem zärtlich schmiegsamen Stoff die Frau und die Koketterie ihrer Toilette nachzubilden. Im achtzehnten Jahrhundert wallte um die Figurinen weiß buntbeblümt — fleurissant nannte man das — die Krinoline. Und solche Fähigkeit, das Damenkleid in Fluß und Umriß spielend wiederzugeben, besitzt das Material auch für das Kostüm von heute.

Es drückt alle Reize eines Stoffes in seiner nachgiebigen Oberfläche aus. Eine junge Dame sitzt auf einer weißen Gartenbank, ihr Sommerkleid fließt krisselig, licht mit welligen lila Streifen. Eine Schreitende fegt dahin im langwehenden grauen Kleide, einer karierten Jacke, den Muff schwingend in bewegungerfüllter Hand, eine sprühende Eindrucksstudie, vehement, voll Stakkato-Rhythmus. Oder eine Reiterin auf hochgebäumtem Schimmel, braun die Jacke, schwarz der Rock, im Weiß des Pferdekörpers harmonisch sich auflösend.

Diese Kleinskulpturen, vor allem die lebendigen Modellierungen von Kindern, sind häufig Porträtstudien nach der Natur und in der Charakteristik graziöser Anmut junger Gesichter nicht weniger ausdrucksvoll als in der Illusionierung der Kleider.

Auch phantastische Skulpturen gibt es; wieder alter Porzellan-Tradition gemäß, aus exotischem Bereich. Doch nicht mehr, wie in den Zeiten der Anakreontik und Idylle, empfindsam akklimatisierte Huronen und Kanadier, Illustrationen zu dem Vers: „Seht, wir Wilden sind doch bessere Menschen“, sondern raffinierte Typen aus der Salome- und Salambowelt. Tanzfigurinen sind es zumeist mit ekstatischer Gebärde in schillernden, von den Hüften sich wirbelnden Schleierkleidern, blau vom goldgeaderten Netz übersponnen, oder mit grünumrandeten, gelbflammigen Palmetten gemustert. Auch unter diesen Bacchantinnen taucht eine Porträtskulptur auf: Ruth Saint-Denis in der göttlichen Raserei ihrer indischen Tempeltänze.

Weitere Fortführung alter Überlieferung ist die Tierskulptur. Die kalekuttischen Hähne, die Papageien, die Goldfasanen, all das kreischende buntgefiederte Getier, das die Schiffe aus

fernen Robinsonländern übers Meer in die Heimat brachten, lockte im achtzehnten Jahrhundert die Keramik zur Nachahmung. Das gleißende Federkleid voll unaufhörlichem Spiel der Bewegung war dem Porzellan ein noch dankbarerer Vorwurf als der blühende Reifrock. Und die alten Meißner Wundervögel werden heute mit märchenhaften Preisen bewertet.

Der Tierspezialität gaben sich dann besonders die dänischen Manufakturen hin, die gekrönte königliche mit den drei Wellenlinien im Wappen und die private von Bing und Gröndahl. Sie haben beide von den Japanern gelernt. Und ihr Ziel ist nicht das Kuriöse abenteuerlicher Farben und Formen, sondern die frappante Impression von Bewegungsmotiven, schleichender Panther, sich rollender Katzen, purzelig zusammengekauerter junger Terriers. Und ihr Zoo wimmelt von allerlei Kreatur.

Auf solchen japanisch-impressionistischen Wegen geht auch die Berliner Tierplastik. Hier gibt's tupfige Leoparden, die auf ihren Samtpfoten zu federn scheinen, kollernde Truthähne mit starrig sich sträubendem Gefieder, graugelbe Affen in weichflaumigem Pelzwerk, zusammengedrückt, daß man die Haut kälteschauernd zittern fühlt, gebirgige Elefanten, tappige Hunde, die alle Viere unendlich lang gähnend von sich strecken, plustrige Küken wie gelbe Federbälle.

In anderen Vitrinen steht viel gelungenes Nutz- und Schaugerät. Vasen und Teller mit mannigfachem Dekor nehmen großen Raum ein. Sehr dekorativ sind die kristallinischen, über die Flächen versprengten Glasuren. In ihrem Moirégelitzern erinnern sie an Eiskristalle und Sternblumen auf gefrorenen Fensterscheiben, grünlich und silbern zieht sich, milchstraßenähnlich, solch Dekor über den Fond. Zierliche Gitterdurchbruchmusterungen am Hals geben anderen Vasen die Nuance, und dies Motiv stammt von den schönen alten Körben, die ganz aus ausgesägten, zierlich mit Rankenwerk verbundenen Stäben waren, rund oder oval oder sechseckig, und in deren weißen Maschen so lustig die Obstfarben spielen: das Goldgelb der Orangen, das Blauschwarz der Trauben, das Rotscheckige der Äpfel.

Auf großen Rundplatten, Schautellern, leuchten in Unterglasurmalerei bildhafte Stimmungen. Schön ist ein Seestück, ein mächtiges Schiff, im flimmrig grauwolkigen Dunst der Atmosphäre, in den verschwimmenden Flortönen von Himmel und Meer.

Auch Städte-Ansichten werden als Motive benutzt, einmal eine alte Quedlinburger Straßenecke mit Fachwerkarchitektur, wobei das dunkle Holzbraun der vertreuzten Hausbalken einen malerischen Akzent gibt; ein andermal eine im Nebel verschwimmende Brücke mit waberndem Laternenschein, und dahinter, wie aus Wolken geballt, die Domkuppel.

Neu von Schmuz-Baudiß eingeführt, seit einigen Jahren, ist die Keramik für Beleuchtungskörper. Vom schirmartigen Dach hängen an Schnüren porzellanene Glockenröhren herab, Hyazinthgläsern verwandt. Sie bergen die Glühbirnen. Und die zarten Wandungen, voll Transparenz, lassen das Licht in weichem Mondglanz durchschimmern.

Eine hübsche Neuerung sind auch die Stock- und Schirmknöpfe in aparten Tönungen. Der eine gelbgrau, der Ahornfarbe nah, unregelmäßig gelb tupfig gesprenkelt; ein anderer malachitgrün kristallinisch funkelnd.

Daneben erscheint natürlich noch manches Barocke, Roi de Prusse-Pomphafte im Siegesalleestil, aber im ganzen können wir uns mit unserer Marke KPM diesmal recht wohl in Europien sehen lassen. F. P.

Das Schimpf-Schatzkästlein

Ende vorigen Jahres brachte die „Freie Bayerische Schulzeitung“ unter der Marke „Seminaristen-Erziehung“ eine Sammlung von „Ansprachen“, mit denen ein Seminarlehrer die angehenden Lehrer vor übertriebener Selbstschätzung zu behüten beflissen war. Die Inventur des Schatzkästleins ergab folgende Kleinode:

„. . . Sie gehören nach X. zu den Idioten — Sie Erzsimpel — Sie Lump — Sie Erzlump — Sie ganz gemeiner Lump — Sie Gauner — Sie Erzgauner — Sie Tagdieb — Sie ganz niederträchtiger Bube — Sie sind der größte Simpel in ganz X. . . . — Der Teufel muß den Sprachunterricht an der Präparandenschule geleitet haben — Sie muß gleich der Teufel reiten — Sie sind dem Teufel zu schlecht — Mit Teer streicht man solche Leute an und gibt sie auf dem Markt für Mohren aus — Sie Heuochs — Sie werden jetzt bald anfangen zu muhen — Ihnen werden gleich die Hörner wachsen — Statt ‚Kgl. Schullehrerseminar' gehört mit Flammenschrift außen angeschrieben ‚Kgl. Idiotenanstalt' — Das Kgl. Schullehrerseminar macht bald bankrott — Wenn Sie an Neujahr wieder kommen, ist es überschrieben ‚Erziehungsanstalt für verwahrloste Präparanden, geistig Zurückgebliebene und verbummelte Studenten' — Lumpenbande — Saukurs — Schandkurs — Schwefelbande — Sie verteufelten Buben — Sie gehören mit der Hundspeitsche ausgehauen — Mit der Knute gehören Sie gegeißelt — So eine versimpelte Gesellschaft kann der Teufel nicht besser zusammentragen — Sie bestehen die Aufnahmsprüfung an der Idiotenanstalt nicht — Bei einer solchen versimpelten Bande möchte man die Fenster aufreißen und Zeter und Mordio schreien — Sie mit Ihrem Eidechsenkopf sitzen wieder drin wie ein Äfflein — Sie gehören als größtes Kamel auf die Messe geführt und Sie als Äfflein müssen sich oben drauf setzen — Sie Täpp — Sie Generaltäpp — Sie Kretine."

Volle anderthalb Jahre hat die „Fränkische Tagespost" diesen Schatz eifersüchtig gehütet, wie Fafner den Nibelungenhort: „Wir haben uns damals erkundigt, ob die Sache sich so verhält. Es ist alles totsicher. Aber es wurde gesagt, der Seminarlehrer habe sich gebessert. Das glaubten wir und legten die Liste wieder an einen sicheren Ort. Ob die Besserung so nachhaltig war, darf man jetzt füglich bezweifeln. Denn inzwischen ist der Betreffende Seminardirektor geworden. Und nun geht es in dem alten Tone weiter: ‚Sie sind der größte Lump, der mit dem anderen Lumpenpack (damit sind die anderen Seminaristen gemeint) unter einer Decke steckt — Sie Idioten — Sie versimpelten, verdummten Hohlköpfe — Sie ehrlosen, ganz gemeinen, niederträchtigen Menschen — Vor Ihnen muß ich ausspucken usw.' Hat man im bayerischen Kultusministerium von diesem Schimpfschatzkästlein gar nichts erfahren . . .?"

Man hat, verehrte Kollegin, man hat! Seien Sie doch nicht so skeptisch. Aber man hofft eben auch, daß der „Betreffende" sich noch bessert. Genügt es nicht, das Schatzkästlein in treuer Hut zu wissen?



Zur gefl. Beachtung!

Alle auf den Inhalt des „Türmers" bezüglichen Zuschriften, Einsendungen usw. sind **ausschließlich an den Herausgeber oder an die Redaktion des T.**, beide **Bad Oeynhausen i. W., Kaiserstraße 6**, zu richten. Für unverlangte Einsendungen wird **keine Verantwortung** übernommen. **Kleinere Manuskripte** (insbesondere **Gedichte** usw.) werden **ausschließlich** in den **„Briefen" des „Türmers"** beantwortet; etwa beigefügtes Porto verpflichtet die Redaktion weder zu brieflicher Äußerung noch zur Rücksendung solcher Handschriften und wird den Einsendern auf dem Redaktionsbureau zur Verfügung gehalten. Bei der Menge der Eingänge kann **Entscheidung über Annahme oder Ablehnung** der einzelnen Handschriften **nicht vor frühestens sechs bis acht Wochen** verbürgt werden. Eine frühere Erledigung **ist nur ausnahmsweise** und **nach vorheriger Vereinbarung** bei solchen Beiträgen möglich, deren Veröffentlichung an einen bestimmten Zeitraum gebunden ist. Alle auf den **Versand und Verlag** des Blattes bezüglichen Mitteilungen wolle man **direkt an diesen** richten: **Greiner und Pfeiffer, Verlagsbuchhandlung in Stuttgart.** Man bezieht den „Türmer" durch **sämtliche Buchhandlungen und Postanstalten**, auf besonderen Wunsch auch durch die Verlagsbuchhandlung.

Verantwortlicher und Chefredakteur: Jeannot Emil Freiherr von Grotthuß, Bad Oeynhausen in Westfalen.
Literatur, Bildende Kunst, Musik und Auf der Warte: Dr. Karl Storck, Grunewald b. Berlin, Hohenzollerndamm 96.
Druck und Verlag: Greiner & Pfeiffer, Stuttgart.
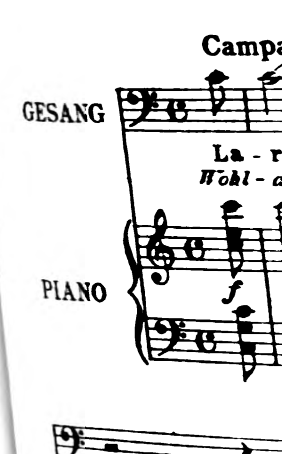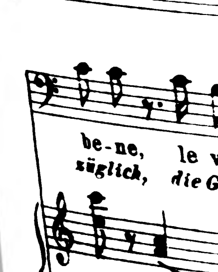


XII. Jahrg.

Eine Karil

Ari

a.d. Oper: „La prova d'u







XII. Jahrg. August 1910 Heft 11

Eine Karikatur der italienischen Oper.

Arie des Komponisten Campanone

a. d. Oper: „La prova d'un opera seria“ („Die Probe einer ernsten Oper“) (1805)

von

FRANCESCO GNECCO

Campanone

GESANG

La - ran pia-no, pia-nis-si-mo,
Wohl - an! pia-no, pia-nis-si-mo,

PIANO
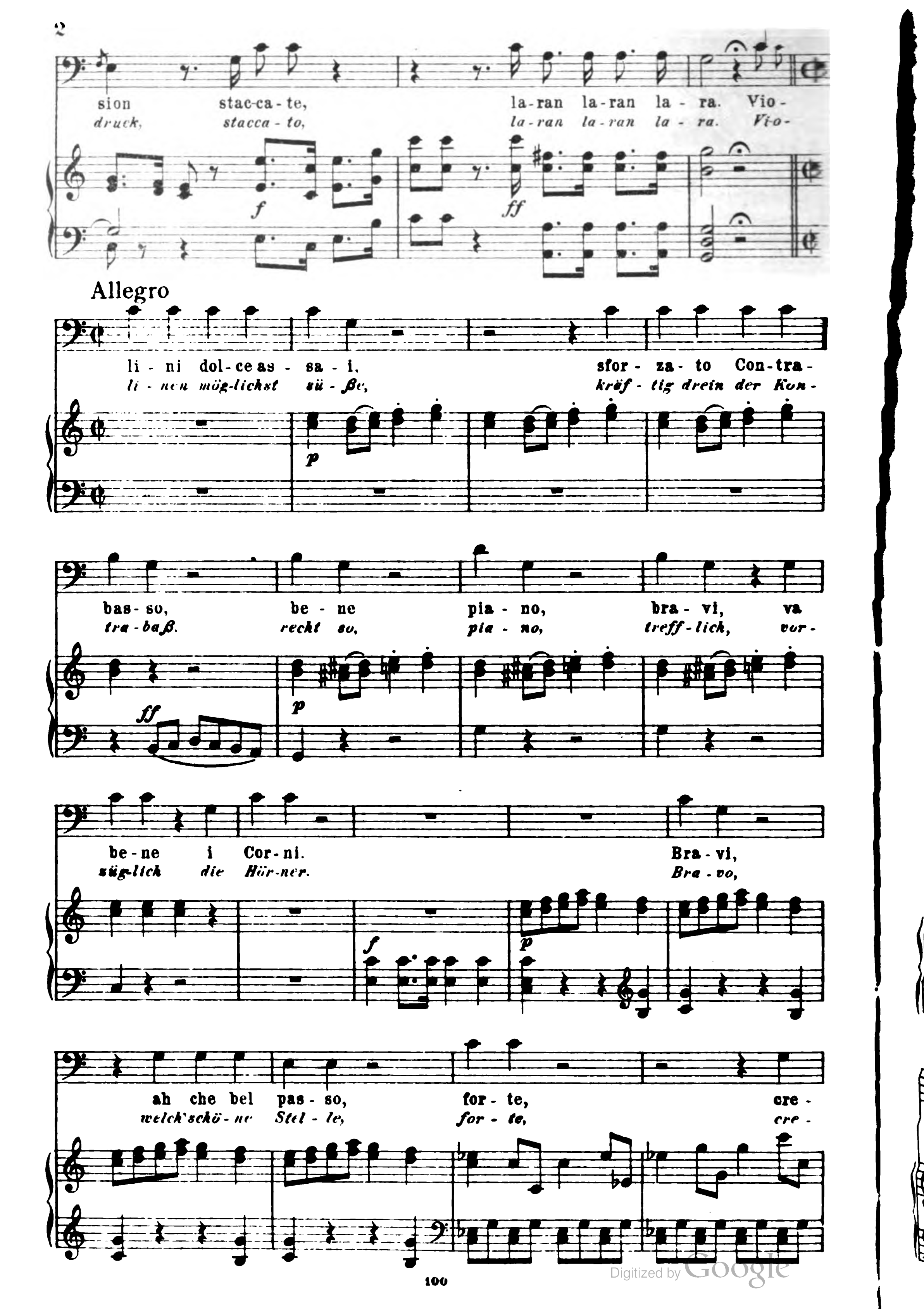
f p pp

va bene sfor-za - tis-si-mo, va
recht gut so. möglichst stark jetzt, vor-
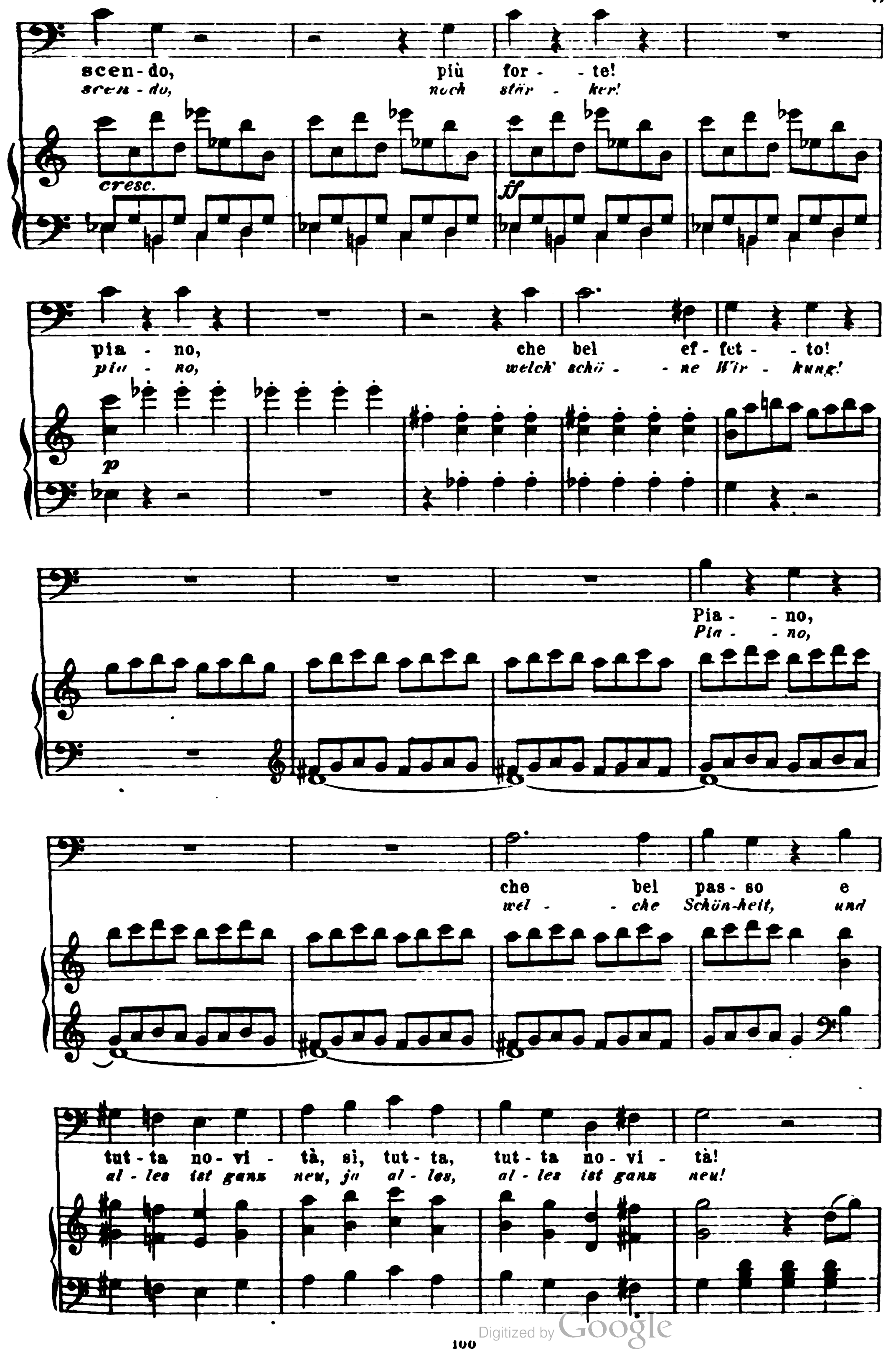
ff

be-ne, le vio-le ben le - ga-te, le-ga-te, va be-ne, con es-pres-
züglich, die Geigen gut ge - bunden, le-ga-to, sehr gut so, mit viel Aus-
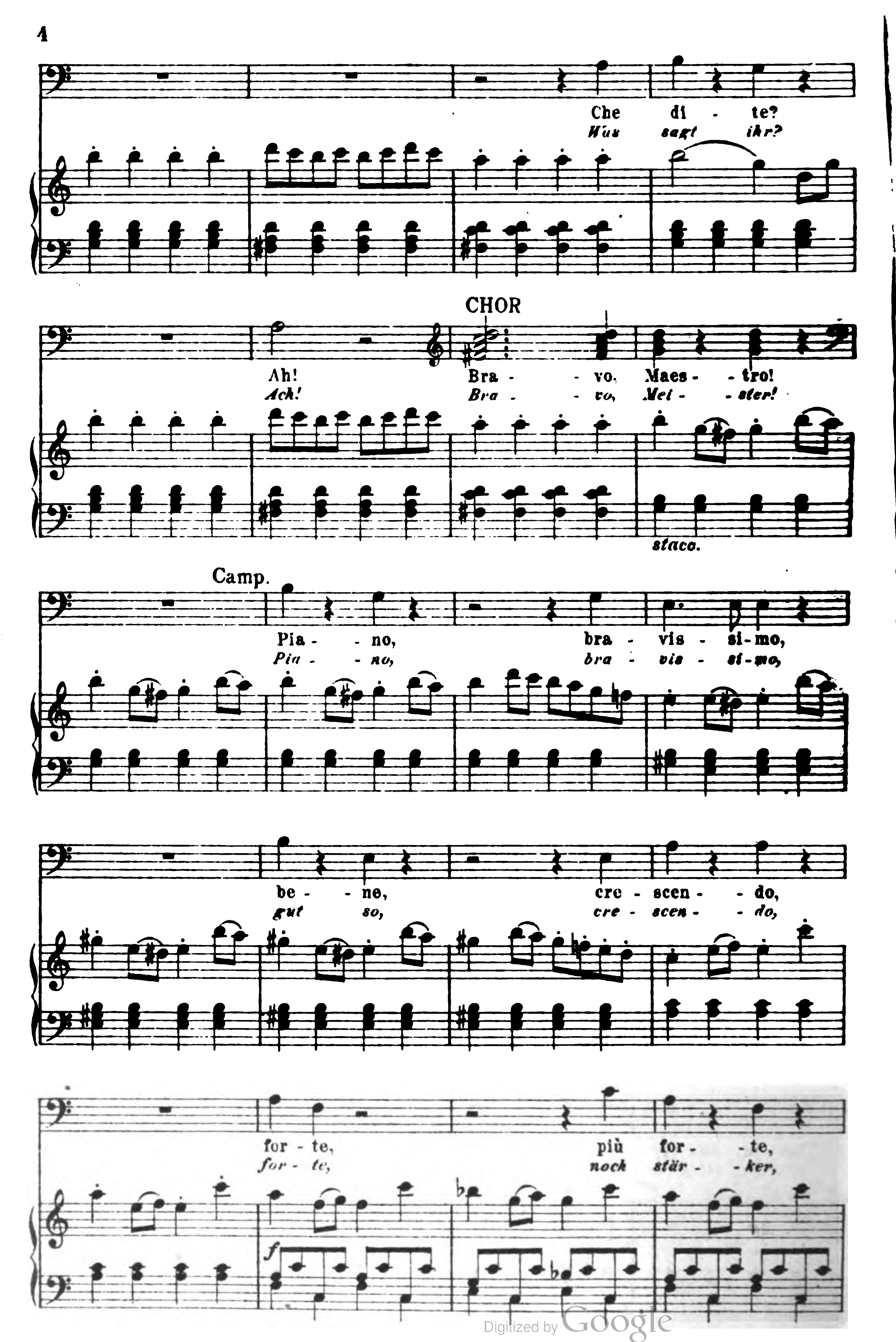
p



sion stac-ca-te, la-ran la-ran la - ra. Vio-
druck, stacca - to, la-ran la-ran la - ra. Vio-
f
ff
Allegro
li - ni dol-ce as - sa - i, sfor - za - to Con-tra-
li - nen mög-lichst sü - ße, kräf - tig drein der Kon-
p
bas - so, be - ne pia - no, bra - vi, va
tra - baß. recht so, pia - no, treff-lich, vor-
ff
p
be - ne i Cor - ni. Bra - vi,
züglich die Hör-ner. Bra - vo,
f
p
ah che bel pas - so, for - te, cre-
welch' schö - ne Stel - le, for - te, cre-



scen-do, più for-te!
scen-do, noch stär-ker!
cresc.
ff
pia-no, che bel ef-fet-to!
pia-no, welch' schö-ne Wir-kung!
p
Pia-no,
Pia-no,
che bel pas-so e
wel-che Schön-heit, und
tut-ta no-vi-tà, sì, tut-ta, tut-ta no-vi-tà!
al-les ist ganz neu, ja al-les, al-les ist ganz neu!


Che di - te?
Was sagt ihr?
CHOR
Ah! Bra - - vo, Maes - - tro!
Ach! Bra - - vo, Mei - - ster!
staco.
Camp.
Pia - - no, bra - vis - si - mo,
Pia - - no, bra - vis - si - mo,
be - - ne, cre - scen - - do,
gut so, cre - scen - - do,
for - te, più for - - te,
for - te, noch stär - - ker,
f

as - sai sfor - za - to, bra - vi,
so stark wie möglich, bra - - vo,

bra - vis - si-mo, pia - - no,
ganz vor - trefflich, pia - - no,

p
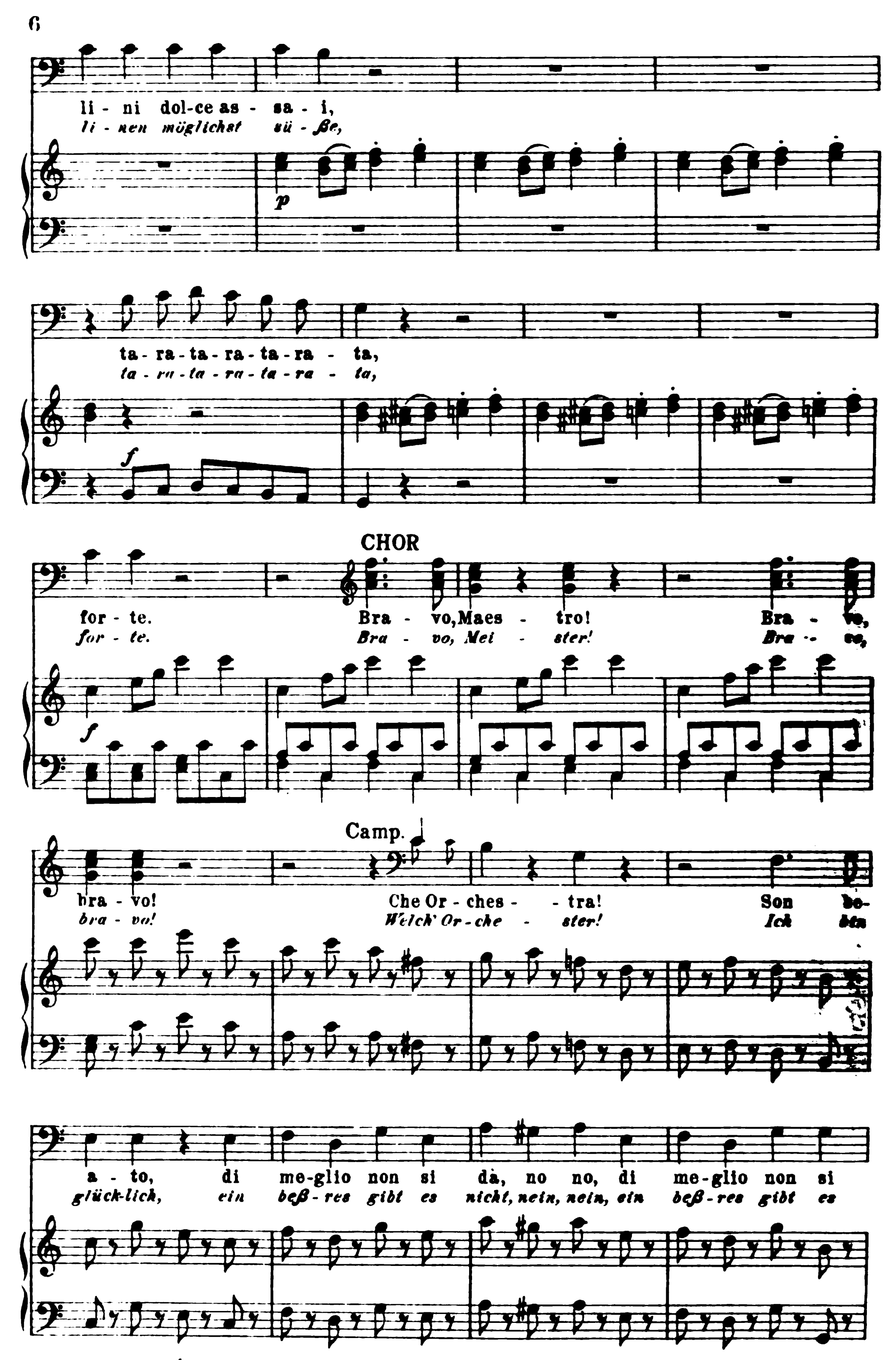
cre - scen - - do, forte,
cre - scen - - do, for - te,
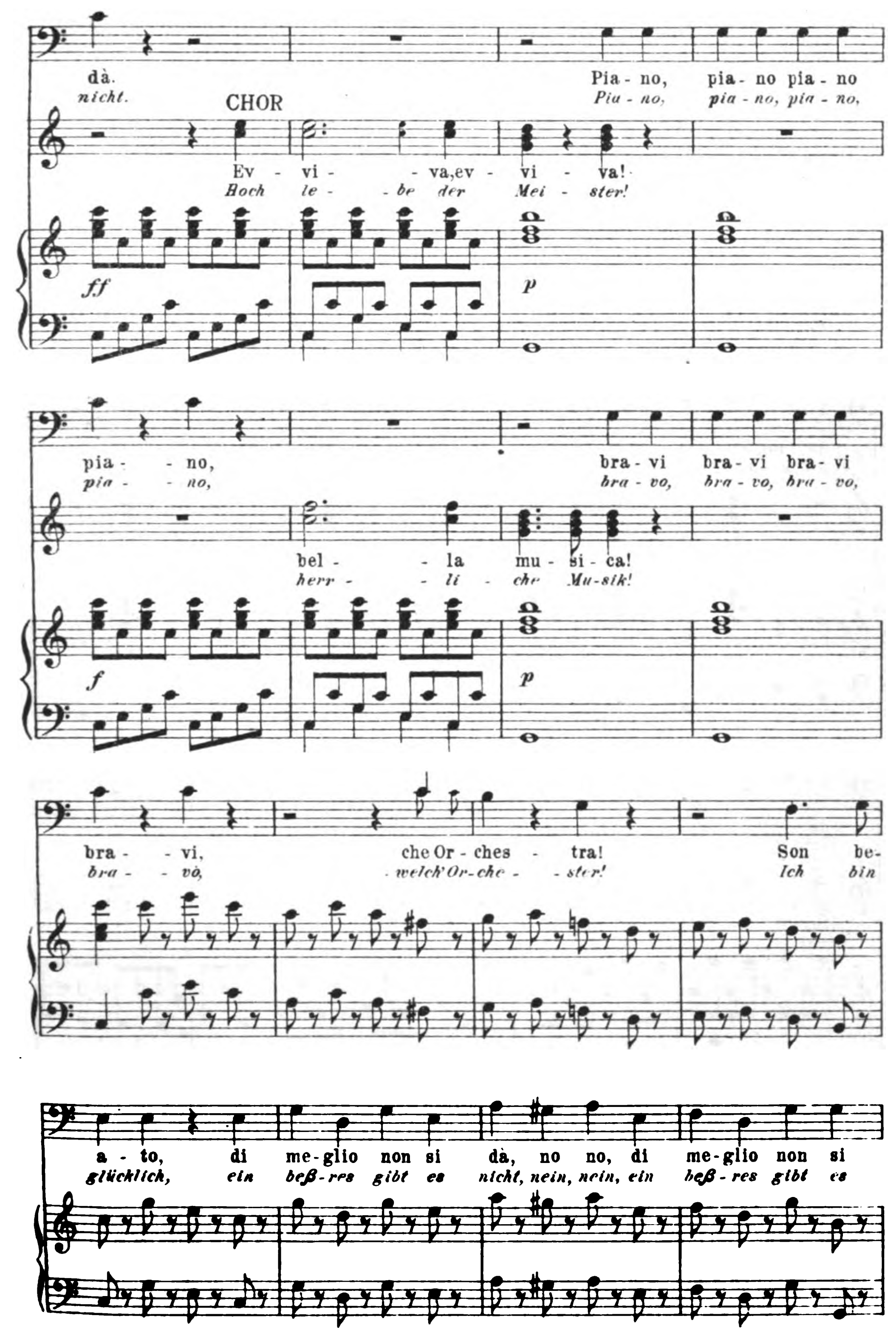
cresc.

f
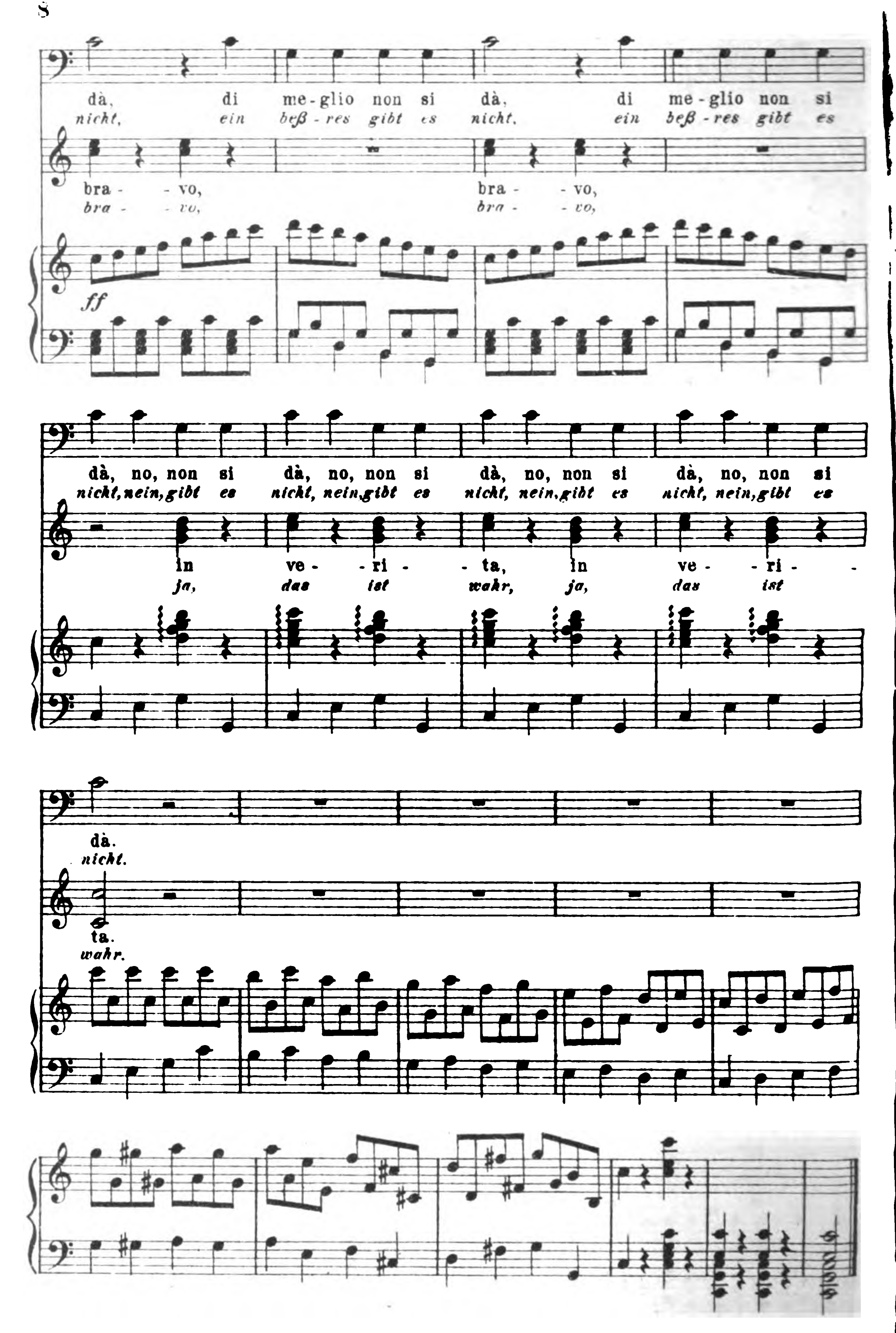
và bene, và bene, ma bra-vi, che Or-
ganz trefflich, vor - züg-lich oh bra-vo, welch'Or-

ches - tra, son be-a - to di me-glio non si dà. Vio-
che - ster, ich bin glück-lich, ein beß-res gibt es nicht. Vi-o-


li - ni dol-ce as - sa - i,
li - nen möglichst sü - ße,
ta-ra-ta-ra-ta-ra - ta,
ta-ra-ta-ra-ta-ra - ta,
CHOR
for - te. Bra - vo,Maes - tro! Bra - vo,
for - te. Bra - vo, Mei - ster! Bra - vo,
Camp.
bra - vo! Che Or - ches - tra! Son be-
bra - vo! Welch' Or - che - ster! Ich bin
a - to, di me-glio non si dà, no no, di me-glio non si
glück-lich, ein beß-res gibt es nicht, nein, nein, ein beß-res gibt es



dà. Pia - no, pia - no pia - no
nicht. Pia - no, pia - no, pia - no,
CHOR
Ev - vi - va,ev - vi - va!
Hoch le - be der Mei - ster!
ff
p
pia - no,
pia - no,
bra - vi bra - vi bra - vi
bra - vo, bra - vo, bra - vo,
bel - la mu - si - ca!
herr - li - che Mu - sik!
f
p
bra - vi,
bra - vò,
che Or - ches - tra!
welch' Or - che - ster!
Son be -
Ich bin
a - to, di me - glio non si dà, no no, di me - glio non si
glücklich, ein beß - res gibt es nicht, nein, nein, ein beß - res gibt es


dà, di me-glio non si dà, di me-glio non si
nicht, ein beß-res gibt es nicht, ein beß-res gibt es
bra - - vo, bra - - vo,
bra - - vo, bra - - vo,
ff
dà, no, non si dà, no, non si dà, no, non si dà, no, non si
nicht, nein, gibt es nicht, nein, gibt es nicht, nein, gibt es nicht, nein, gibt es
in ve - - ri - - ta, in ve - - ri - -
ja, das ist wahr, ja, das ist
dà.
nicht.
ta.
wahr.

Subiaco Paul Thumann



(Nach einem Aquarell)



XII. Jahrg. September 1910 Heft 12

Russisch-japanische Freundschaft und deutsch-russische Feindschaft

Von

Otto Corbach

In Wien, Berlin und Paris ist man in politi[illegible] zeugt, daß hinter der neuen russisch-japanischen [illegible] dürfnis Rußlands zu suchen ist, seine ostasiatischen [illegible] läufig ruhen zu lassen, um mit aller Kraft seine [illegible] zu fördern. In Wien und Berlin fürchtete, in P[illegible] die sich schon lange ankündigte. Seit dem russisch[illegible] tische Stimmung in Rußland immer deutschfeindl[illegible] lager, in der Mandschurei und in den ostas[illegible] langen nach Revanche im russischen Volk ge[illegible] gegen Deutschland richtet es sich. Denn man [illegible] verräterischen Kriege und seinen unglücklichen Verlauf seien [illegible]ssischen „Diplomaten und Offiziere deutscher Abstammung [illegible] einfältig diese in Blättern vom Schlage der „Nowoje Wre[illegible] breit getretene Behauptung auch ist, so wenig läßt sich [illegible] Volk ein richtiger Instinkt leitet, wenn es Deutschland [illegible] abenteuerlichen Politik hält, durch die die russische [illegible] um reaktionärer innerer Zwecke willen [illegible]



Subiaco Paul Baumann

(Nach einem Aquarell)



XII. Jahrg. September 1910 Heft 12

Russisch-japanische Freundschaft und deutsch-russische Feindschaft

Von

Otto Corbach

In Wien, Berlin und Paris ist man in politischen Kreisen davon überzeugt, daß hinter der neuen russisch-japanischen Freundschaft das Bedürfnis Rußlands zu suchen ist, seine ostasiatischen Bestrebungen vorläufig ruhen zu lassen, um mit aller Kraft seine europäischen Geschäfte zu fördern. In Wien und Berlin fürchtete, in Paris wünschte man diese Wendung, die sich schon lange ankündigte. Seit dem russisch-japanischen Kriege ist die politische Stimmung in Rußland immer deutschfeindlicher geworden. Die Niederlagen in der Mandschurei und in den ostasiatischen Gewässern haben ein Verlangen nach Revanche im russischen Volk geweckt, aber nicht gegen Japan, sondern gegen Deutschland richtet es sich. Denn man redet sich ein, an dem verwünschten Kriege und seinem unglücklichen Verlauf seien nur die vielen russischen Diplomaten und Offiziere deutscher Abstammung schuld gewesen. So einfältig diese in Blättern vom Schlage der „Nowoje Wremja“ immer wieder breit getretene Behauptung auch ist, so wenig läßt sich verkennen, daß das russische Volk ein richtiger Instinkt leitet, wenn es Deutschland für mitschuldig an jener abenteuerlichen Politik hält, durch die die russische Regierung den Krieg heraufbeschwor. Um reaktionärer innerer Zwecke willen hat die Berliner Regierung dem Zaris-

mus die Polen bedrücken helfen, damit er ungestört in Asien seinen Raubgelüsten nachgehen könne. Bei allen asiatischen, besonders ostasiatischen Plänen hörte man an der Newa von Berlin aus ermunternde Zurufe. Die Mächtigen in Preußen-Deutschland bedurften nach dem französischen Kriege der Ruhe, um die breiten Massen und alle unbotmäßigen, weil freien Naturen vom Genuß der aus Frankreich geholten Milliarden möglichst ausschalten zu können. Japan verfolgt jetzt eine ähnliche Politik. Es hat keine Beute aus dem letzten Kriege heimbringen können, aber es hat sich die Bahn frei gemacht für eine moderne Ausbeutung Koreas und der Mandschurei. Um dabei vor Rußland endgültig Ruhe zu haben, verspricht es ihm Schutz vor China und lenkt damit den russischen Unternehmungsgeist nach Europa ab.

Die deutschfeindliche Volksstimmung in Rußland machte schon dem Fürsten Bülow in der letzten Zeit seiner Kanzlerschaft ernstlich Sorge. „Ihre Presse im allgemeinen und die ‚Nowoje Wremja' im besonderen", sagte er im März 1908 im Gespräch mit einem Vertreter der ‚Nowoje Wremja", „hat in letzter Zeit uns gegenüber einen überaus herausfordernden, ungerechten Ton angeschlagen." „Die russische Presse", erhielt er zur Antwort, „ist darüber erregt, daß Berlin Österreich in der Frage der Sandschakbahn angestiftet hat; daher ihre Angriffe." Das Wort „Sandschakbahn" wirkte auf den Fürsten Bülow wie das rote Tuch auf den Stier. „Das ist alles der reine Unsinn," rief er aus, „denn die deutsche Regierung wurde vom Wiener Entwurf gleichzeitig mit Ihrer Regierung benachrichtigt .. Auf der Balkanhalbinsel verfolgen wir kommerzielle Zwecke ... man hat den Unsinn verbreitet, daß wir den Sultan aufhetzten ... wir beabsichtigten in keiner Weise, Rußlands Tätigkeit in Persien zu behindern" usw. Es war das alte Lied von der Harmlosigkeit und der verfolgten Unschuld des deutschen Michel. Fürst Bülow erklärte auch noch in Hinsicht auf die Sandschakbahn, er sei einfach „empört" darüber, „daß man uns in Petersburg, wo man uns doch besser kennen sollte, eine derart heimtückische Rolle zuschreiben konnte." „... wo man uns doch besser kennen sollte ...", diese paar eingeschalteten Worte redeten Bände; in ihnen drückte sich so ganz unwillkürlich das Gefühl der Abhängigkeit aus, das die Politik Preußens und Preußen-Deutschlands seit der Erniedrigung durch Napoleon und besonders seit dem siebziger Kriege beseelte.

Fürst Bülow, der — so unglaublich das klingt — bei den Beziehungen zwischen zwei Großmächten mit Faktoren wie „Dank" und „Undank" rechnete, sich verletzt, „empört" fühlen konnte, weil ihn eine Regierung, der er so viele Vasallendienste geleistet, zu verkennen schien, — Fürst Bülow ahnte im übrigen nichts von dem wirklichen Zusammenhange der Dinge. Die Angelegenheit der Sandschakbahn war für die russischen Staatsmänner nur der lange gesuchte Anlaß gewesen, um die deutschfeindliche Stimmung des russischen Volkes auf das diplomatische Gebiet hinüberzuspielen. Bei der Annexion Bosniens und der Herzegowina wiederholte sich dasselbe Schauspiel, nur war der Sturm der Entrüstung im russischen Blätterwalde entsprechend der größeren Bedeutung des Vorganges ungleich stärker als das erstemal. Das offizielle Rußland aber kümmerte es wieder wenig, daß Fürst Bülow seine Hände in Unschuld wusch und so deutlich zu verstehen gab, daß Wien

wiederum ohne Wissen und ohne Billigung Berlins gehandelt habe. Gegen Deutschland ließ man die öffentliche Meinung sich austoben und selbst ungestört zum Kriege hetzen; die Verantwortung für das „verbrecherische" Handeln Aehrenthals sollten nach der „Nowoje Wremja" die zu tragen haben, „die das Unheil nicht zu verhindern wußten". Als dann die serbische Volksseele überzukochen drohte, waren es nur beunruhigende Nachrichten aus dem fernen Osten, die Iswolski veranlaßten, plötzlich einzulenken und seinem Rivalen Aehrenthal das Feld zu überlassen. In dem Augenblick, wo Rußland seine Hand von Serbien fortzog, war auch die Kriegsgefahr sogleich vorüber.

Die russische Presse hatte schon lange vor dem Streit um die Sandschakbahn, der das Vorbild zum Streit um Bosnien bildete, begonnen, planmäßig gegen das Deutschtum in Rußland zu hetzen. Die nichtrussischen Beamten an leitenden Stellen, die überwiegend Träger deutscher Namen wären, so lamentierte sie, betrachteten den famosen russischen Staat als melkende Kuh, seien daher jedes Verantwortungsgefühls bar, vergriffen sich also leicht an öffentlichen Geldern und verdürben durch ihr böses Beispiel die guten Sitten echt russischer Beamten. Auf dem Gebiete der russischen auswärtigen Politik zeigten sich keine Erfolge; woher komme das? Ganz einfach daher, daß sich unter den 315 höheren Beamten des russischen auswärtigen Ministeriums 200 Nichtrussen und hierunter 198 Personen deutscher Abstammung befänden. Dann hielt man sich darüber auf, daß die Deutschen überall „Bildungsvereine" gründeten, daß sie literarische Vortragsabende veranstalteten, daß sie in Reval eine „Wanderbibliothek" mit 20 000 Büchern gründeten usw. Über all das hatte sich die russische Volksseele auch schon vor dem russisch-japanischen Kriege häufig aufgeregt; geändert hatte sich nur die Haltung der russischen Regierungskreise gegenüber der deutschfeindlichen Grundstimmung des russischen Volkes. Wie sehr man in Petersburg heute schon geneigt ist, dieser Rechnung zu tragen, lehrt ja die Regierungsvorlage über die Beschränkung des Landbesitzes von Ausländern in Südwestrußland, mit der sich die Duma demnächst zu beschäftigen haben wird. Sie ist gegen die deutschen Kolonisten gerichtet, die in diesem Gebiete seit 200 Jahren ansässig und *russische Untertanen* sind. In den Erklärungen zur Vorlage heißt es: die deutschen Kolonisten seien in ihrem Herzen „Pangermanisten", und nichts verbände sie mit Rußland. Sie verdrängten die russische Bevölkerung und bedeuteten für den Kriegsfall eine große Gefahr. Die deutsche Regierung und deutsche Banken unterstützten die Kolonisten aus strategischen Rücksichten. Die deutschen Konsuln bemühten sich, unter den Kolonisten den alldeutschen Geist zu erhalten.

Es gibt in Rußland so etwas wie eine fremdenfeindliche, eine „Boxer"-Bewegung, die sich vor allem gegen das Deutschtum richtet und die die russische Regierung zur Zeit beherrscht. Deshalb kündet sich in der russisch-japanischen Annäherung auch die beginnende Ablenkung tatarischer Raubinstinkte von Asien nach Westeuropa an. Wenn es heute eine polnische Gefahr für uns gibt, so haben wir sie *selbst verschuldet*; die Polen könnten *ebensogut unsere Freunde* gegen die russische Gefahr sein, die hundertmal gefährlicher ist. Für das deutsche Volk gilt es, sich rechtzeitig mit dieser vertraut zu machen, damit sie

nicht einst wie ein schwerer Alp allen Unternehmungsgeist in ihm zu Boden drückt, wie es bei der deutschen Regierung schon geschehen ist. Schließlich bildet die Bedrängung durch das zaristische Rußland die beste Aussicht für das deutsche Volk, sich zu vollständiger politischer Freiheit durchzuringen. Man vergesse ferner nicht, daß Rußland Deutschlands natürliches Kolonisationsgebiet vorstellt und die Durchdringung Osteuropas mit deutscher Kultur eine viel lockendere Aufgabe bedeuten würde, als unsere tropische Kolonisation.



Der Popanz

Von

Reinhard Volker

Im Zeltlager der Krieger hat er seine Wohnung. Auf Schädeln thront er, auf uraltem Mordgewehr. Rostfarben ist sein Mantel, fahl seine Fratze. Mit starren Glotzaugen stiert er gradaus, mit niederer Stirn und breitem, gekniffenem Maule sitzt er da: unnahbar, unantastbar, siebenmal heilig, in schauervoller, nie durchlichteter Dämmerung.

Das tapferste Herz erbebt in seiner Nähe, ergraute Kämpen erweisen ihm göttliche Ehren, die Fahnen, hochflatternd im Schlachtensturme, neigen sich vor ihm in den Staub.

Unerbittlich heischt er sein Opfer, und das rauchende Blut färbt ihn rot.

Ein Kamerad schlachtet den andern. Geächtet ist, wer das Opfer versagt. Ihn lästern, ist schlimmer als ehebrechen, als Vater und Mutter morden! —

Ein junger Krieger, mutiger als die anderen, dem das Herz blutete, wenn er die Tränen der Bräute sah, die Sorgen der Witwen und die Entbehrungen der Waisen, dieser tapfere Mann drang eines Nachts zornig in die Behausung des Götzen, ging ihm zu Leibe und gab ihm eins auf den Schädel.

Da erkannte er, daß es nur eine armselige Puppe war, leblos und dumm, ausgestopft mit Lappen und Stroh, mit hohlem Kopfe, geflickt und geleimt und mit Drähten mühsam zusammengehalten.

Und lachend verkündete er am nächsten Morgen dem versammelten Kriegsvolk, was er entdeckt hatte, und daß sie nun frei seien von dem albernen Popanz und erlöst für immer von den scheußlichen Opfern an Blut und an Glück. —

Da erhob sich — wild, tausendstimmig erhob sich ein Wutgeschrei. „Schlagt ihn tot!“ brüllten sie ergrimmt, „schlagt ihn tot, der uns im Heiligsten verletzt hat!“

Und sie ließen ihn Spießruten laufen.





Oberlin

Roman aus der Revolutionszeit im Elsaß

von

Friedrich Lienhard

(Schluß)

Sechstes Kapitel

Abschied vom Steintal

In Oberlins Studierzimmer lagen aufgeschlagen die Bibel und Miltons „Verlorenes Paradies“.

Der Pfarrer von Waldersbach wandelte in seinem langen schwarzen Rock sinnend zwischen der Fülle der ihn umgebenden Gegenstände. Er hatte seine praktischen Arbeiten unterbrochen und sich für heute den Büchern zugewandt. Der Tag war, nach der üblichen Morgenandacht, mit Holzhacken begonnen worden, wobei sein Sohn Gottfried mit Hand angelegt hatte; dann war Latein, Griechisch und Hebräisch an die Reihe gekommen. Eine Stelle im hebräischen Text hatte ihn zu Milton geführt; der englische Dichter hinwiederum leitete hinüber zum schwedischen Seher Swedenborg. Und da stand denn der Pfarrer vor seiner Bücherei, hielt die französische Ausgabe eines Werkes von Swedenborg in Händen und unterstrich mit grüner Tinte Aussprüche dieses erleuchteten Geistes. „Die göttliche Wahrheit entströmt der göttlichen Liebe, ungefähr wie Licht und Wärme aus der natürlichen Sonne auf die Erde überfließen; die Liebe ist vergleichbar der Wärme, die Wahrheit vergleichbar dem Lichte“ ... Manchmal auch stutzte er, griff abermals zu Feder und Tinte und schrieb in seiner biegsam festen, klaren Schrift an den Rand des Buches Ergänzungen oder Einwände.

Das Jahr ging in den Herbst über. Der Nachmittag war lind unter dem etwas gedämpften Sonnenlicht. Die hohen weißen Zirruswölkchen durchsetzten den Äther wie ein Archipel von kleinen Inseln eines jenseitigen Ozeans. Kaum daß gegen Abend durch den weißen Duft die rote Sonnenscheibe hindurchdrang und das Tal mit einem goldbraunen Glanz übergoß.

Solche Tage der Innerlichkeit liebte der Pfarrer zwischen den vielen geschäftigen Werktagen, die ihm auferlegt waren. Die Stimmen des Innern sind dann

reiner vernehmbar. Wie die Quellen bei Nacht deutlicher rauschen, wie die Fixsterne bei Nacht sichtbar werden: so machen sich die Stimmen der Seele feiner und reiner bemerkbar, wenn um und in uns Stille die nötige Bedingung schafft. Auch breitet sich dann über das Gemüt eine gelassene Freundlichkeit. Und in diesen Bezirk treten dann ungehindert die Gedanken und Gestalten der reinen Atmosphäre, die während der finstren Gewitter-Energien gewartet haben.

An diesem Nachmittag voll verhaltener und innerlicher Leuchtkraft kamen die Gäste aus Rothau, um sich vom Pfarrhause zu verabschieden. Es waren die drei älteren Schwestern Birkheim und Demoiselle Seitz nebst der jungen Luise von Dietrich, begleitet von Augustin Périer und Fritz von Dietrich, Luisens Vetter. Zu ihnen gesellten sich nun Leonie und Viktor, die am folgenden Morgen gleichfalls von Rothau mit den Birkheims abzureisen gedachten und ihre Sachen bereits in das dortige Schloß vorausgesandt hatten.

Den Ankömmlingen schien sich die Stimmung des sonnenstillen Himmels mitgeteilt zu haben. Sie waren auf Innerlichkeit gestimmt, redeten wenig und ließen die würdige Demoiselle Seitz in ihrer gesetzten Weise das Wort führen. Oberlin räumte Bücher vom immer belegten Sofa und bat seine Gäste Platz zu nehmen und die Gedanken mit ihm weiterzudenken, die ihn zurzeit beschäftigten.

Es fügte sich dabei, zufällig oder mit etwas Nachhilfe, daß Viktor neben Leonie, Augustin neben Henriette, Fritz Dietrich neben Amalie Birkheim zu sitzen kam. Oktavie und Luise setzten sich Arm in Arm zu Oberlins ältester Tochter. Demoiselle Seitz in ihrer freundlichen Würde thronte im Lehnstuhl. So bildeten sie eine kleine Gemeinde und vereinigten ihre Blicke auf den Geistlichen.

Diese empfängliche Zuhörerschaft war ihm willkommen. Sein ausdrucksvolles und menschenfreundliches Gesicht bekundete, daß sein Inneres geladen war mit Gedanken und Gefühlen. In dieser nämlichen Stube hatte sich vor kurzem jener aufregende Vorgang abgespielt, der um ein Haar zur Verhaftung eines Verfolgten geführt hätte. Jetzt lag des Abbés verbrauchter Körper irgendwo in den Waldungen am Schneeberg begraben; und auch Addy war nicht mehr im Menschenland. Die Anwesenden aber waren im Begriff, wieder hinabzuziehen aus dem Himmel dieses Hochtales in die elsässische Ebene, in die immer noch ruhelose Revolutionswelt.

„Ihr kehrt mit ein wenig Bangen in eure Welt zurück", sprach Vater Oberlin. „Ihr seid durch die schrecklichen letzten Jahre erschüttert worden in eurem Vertrauen auf die Menschheit. Da ihr gut seid, so setztet ihr auch bei andren Güte voraus; aber ihr habt Raubtiere kennen gelernt. Da mußten denn freilich eure erschütterten Kinderherzen umlernen; und ihr habt mit Schrecken wahrgenommen, daß auf dieser Erde Engel und Teufel in derselben Menschengestalt nebeneinander und durcheinander wohnen ... Dies bedachte ich soeben, als ich in Swedenborgs Werken las, in diesen außerordentlichen Büchern, in denen ich Lichter, Belehrungen und Erkenntnisse so wunderbarer Art gefunden habe, daß ich Gott nicht genug dafür danken kann. Meine lieben Freunde, nun bitt' ich euch aber um eins: werdet nicht irre an der Liebe und Weisheit Gottes! Vielmehr untersucht einmal eure früheren Begriffe von Gott und Welt, sonderlich ihr jungen Damen, die

ihr in einem holden Feenschloß wohlbehütet aufgewachsen seid — laßt mich einmal deutlich reden: untersucht einmal, ob eure Begriffe nicht vielleicht zu schöngeistig gewesen seien? Ihr habt oder hattet unter Führung unsres lieben Freundes Pfeffel einen seelenvollen Freundschaftsbund. Ihr nanntet — wenn mein Gedächtnis recht hat — unsren Augustin Périer den ‚Lorbeer', mich die ‚Zeder'; dort sitzt ‚Eglantine', die wilde Heckenrose, und neben Oktavie die weise ‚Pallas' Seitz. Das alles war für jene Zeit und jenes Alter wunderschön; und eure Losung: ‚Vereinigt, um besser zu werden', gilt für alle Zeiten. Aber ihr seid aus dem Spiel in den Ernst getreten. Ihr habt nun Gelegenheit gehabt, eure Grundsätze zu bewähren und zu berichtigen. Würdet ihr irre werden an der Menschheit, so wären eure Grundsätze nicht die rechten, so wäre eure Liebe nicht im Göttlichen gegründet. Irre werden an der Menschheit und die Hände in Bitternis untätig in den Schoß legen — das würde heißen: irre werden an der Gottheit. Wie könnten wir aber irre werden an Gott, der die großen Sonnen leitet und das kleinste Kraut nicht vergißt? In uns selber sind Stoffe zu Revolutionen, wir verzweifelten oft an uns selber — aber wir rafften uns immer wieder auf und arbeiteten weiter, ‚um besser zu werden'. Darum nehmt nun, ich bitte euch, dies Wort mit hinaus: wenn ihr jemals auch nur einen einzigen Menschen kennen gelernt habt, dem ihr von Herzen gut sein könnt und den ihr achtet, so haltet um dieses *einen* Menschen willen euer Herz warm für die *ganze* Menschheit! Also noch einmal: wir wollen nicht bitter sein wegen der Greuel dieser Revolution, die ein Ungewitter war. Dies Versprechen wollen wir uns geben, wir alle, die wir in irgendeiner Form darunter gelitten haben. Nicht wahr?"

„Ja, das wollen wir!" rief der junge Franzose Périer elastisch und hell, sprang nach seiner gewohnten Weise auf und schlug die Hände zusammen. Und Pallas erhob sich und ergriff Oberlins ausgestreckte Rechte; Oktavie, auf der andren Seite, ergriff des Pfarrers Linke; die andern schlossen sich an — und im Augenblick hatte sich eine Kette gebildet: — ein neuer Perlenkranz!

„Nicht verachten, sondern lieben!" rief Oberlin laut. „Dies laßt eure Losung sein draußen in einer Welt, die unter Haß und Ängsten leidet! Und wo man eure Hilfe nicht will — unbitter vorübergehen! Arbeit ist überall, suche sie nur!"

Die schönen jungen Mädchen, deren Busen unter den leichten Umhüllungen wogten von schmerzvoller Erinnerung und sehnsüchtiger Hoffnung auf Besseres, waren eine Gemeinde der Zukunft. Sie reihten sich jenen stillen, warmen und schöpferischen Menschen ein, die in Frankreich, Elsaß und Deutschland von innen heraus das Werk der Erneuerung versuchten, ausgehend vom heiligen Hain des eigenen Herzens und der Familie. Sie standen hier um die Zeder Oberlin, wie einst um den Dichter Pfeffel, genannt Belisar, dem sie nach wie vor Treue hielten, der aber letzterhand nicht die eindrucksvolle Kraft der Persönlichkeit besaß, wie sie der auf den Felsen des Steintals wachsenden Zeder eigentümlich war.

Als sie die Hände wieder lösten und Platz nahmen, ergab es sich, daß Leonie und Viktor weltvergessen die ihrigen ineinander behielten, ohne daß jemand darauf achtete oder daran Anstoß nahm. Die junge Braut bewährte ihr schönes Talent des stark teilnehmenden Zuhörens; sie saß in ihrer graden Haltung, und ihre Mienen

und leuchtenden Augen verrieten das innere Gedankenspiel. Auch in Viktors fein vergeistigtem Angesicht war eine Helle heraufgewachsen, die ihn jünger und heitrer erscheinen ließ als je zuvor. Es war in beiden eine innere Schönheit aufgegangen. Sie waren das erste Brautpaar in diesem Kreise, in dem sich noch andere finden sollten. Sie waren ein erstes Zukunftspaar im Sinne Oberlins.

Hatte der Hochlandspfarrer etwas von diesem verklärenden Leuchten gemerkt? Er sprach jedenfalls recht anmutig im Verlauf der weiteren Unterhaltung von einem Entwicklungsgesetz im Seelenland. „Seelen, die den Aufstieg zu Gott begonnen haben“, führte der absonderliche Mann aus, „werden vermöge der in ihnen wirkenden und wachsenden Leuchtkraft nicht etwa älter, wie es in der Körperwelt der Fall ist, sondern gleichsam jünger. Denn es ist dort nicht Zeit noch Raum: es herrscht dort der Zustand. Je reiner aber unser Tun und Denken, um so strahlender unser Geist, um so sonniger unser Herz — und siehe, darum um so jünger und um so schöner! Also voran, ihr lieben Mädchen, die ihr vereint seid, um besser zu werden! Ihr werdet mit wachsendem Erfolge nur immer schöner! Und zwar von einer Schönheit, die nie vergeht, sondern wächst, je näher ihr der göttlichen Sonne kommt, denn eure Schönheit wächst von innen heraus!“

Der manchmal drollige Augustin Périer, dem das Stillesitzen schwer fiel, klatschte mit den Fingerspitzen Beifall, blickte sich triumphierend um und rief: „Herrlich!“ Man mußte unwillkürlich über ihn lächeln; er tat, als hätte er selber diese Weisheit ausgesprochen und erwarte nun, daß man ihn belobige. Die Versammelten, die bisher ihre Spannkraft und Aufmerksamkeit auf Oberlin gesammelt hatten, gaben dieser Entspannung ins Harmlose heiter nach.

Es fügte sich reizend an, daß in diesem Augenblick die Haushälterin Luise Scheppler den Kopf zur Türe hereinstreckte und mit dem freundlichsten Lächeln von der Welt zum Abendessen einlud: „Die Kartoffeln werden sonst kalt.“

Diese gefährdeten Kartoffeln mitten in hochgeistiger Unterhaltung weckten wieder ein vergnügtes Lachen. Amélie fand, Luise Scheppler, die etwas verblüfft und errötend stehen blieb, sehe geradezu goldig aus.

„Deck' die Servietten drauf, Luise,“ sagte der Pfarrer etwas ärgerlich lachend, „so werden sie warm bleiben.“

Und als sie gegangen war, fuhr er fort:

„Wird sie nicht immer jünger und in ihrer Art schöner, unsre grundbrave Luise? Ihr Wesen hat eine einzige Richtung: mit allen Kräften ihres gesunden, reinen und muntren Naturells ihrem Heiland zu dienen, indem sie sich ganz ihrem Pfarrer und dessen Familie widmet. Sie ist jetzt — wartet einmal, wie lange ist sie denn bei mir?“

Er nahm das Pfarr-Register herunter.

„Mein Gedächtnis ist manchmal unscharf. Also — da haben wir's ja: — Bellefosse ... Jean Georg Scheppler ... Catherine Marguerite Ahna ... sehr arme, gottesfürchtige Leute, sind einmal in ihrem Häuschen eingeschneit worden ... ihr drittes Kind ist Luise, geboren am 4. November 1763, dient im Pfarrhause seit dem 16. Juni 1779, ist also nun schon seit ihrem fünfzehnten Jahre in meinem Hause.“



Er stellte das Register wieder in die Reihe.

„Ihr müßt euch das Leben in unsren armen Hütten vorstellen: von früher Kindheit an Arbeit, Armut und Krankheit. Da kommt dann die Religion wie ein Sonntagsgast aus der Höhe und sucht empfängliche Herzen. Diese Luise ist mir im Konfirmanden-Unterricht aufgefallen; ebenso meiner Frau, die sich gern von dem fröhlichen kleinen Mädchen durch die Dörfer begleiten ließ. Wir haben fünf Dörfer zu besorgen, haben bei schlechtem Wetter entsetzliche Wege zu machen und müssen oft bis an den Gürtel im Schnee waten, gepeitscht von scharfen Winden. Hierzu gehört jene Freudigkeit, die auf ewigem Grunde wächst. Und diese Spannkraft besitzt unsre Luise. Meine Frau führte Näh- und Strickschulen ein und lief von Dorf zu Dorf; dabei half dieses Mädchen. Dann kam, lebhaft befürwortet von der braven Sara Banzet, die uns früh verlassen hat, und andren dieser prachtvollen weiblichen Energien, wie sie hier im Steintal unter der Sonne der Religion aufgeblüht sind, die Idee der Kleinkinderschulen auf. Unter der Führung meiner Frau galt es, auch die ganz kleinen Kinder ihren mühsam arbeitenden Eltern abzunehmen und in zwangloser, jedoch geordneter Weise zu beschäftigen. Auch hier hat Luise mit Freudigkeit und Talent zugegriffen. Nachts und in der Frühe hat sie sich selber weitergebildet; hat mit ihrer festen, etwas groben, aber sehr deutlichen Schrift ihre Lieblingslieder in ein besondres Heft geschrieben und hat das Erlernte auch andre gelehrt. Und wenn das Pfarrhaus versorgt ist, wenn Reisbrei, Mehlsuppe und Kartoffeln gekocht sind, so wirft dieses Wesen, diese einfache Dienstmagd, die Schürze ab und eilt als Conductrice durch die Dörfer, um die Kleinen im ‚salle d'asil' zu unterrichten. Reichsgottesarbeit, nicht wahr?! Nach dem Tode meiner Frau, als ich mit den sieben Kindern allein stand, kam sie zu mir und bat, mir fortan ohne Gehalt den Haushalt leiten und die Kinder erziehen zu dürfen."

Der Pfarrer zögerte ein wenig. Dann nahm er aus einer der säuberlich geordneten und mit Rückentitel versehenen Mappen, die mehrere Bücherbretter füllten, einen Brief.

„Liebe Freunde," sprach er, „ich begehe keine Indiskretion, wenn ich diesem schönen Kreise einige Sätze aus dem Briefe vorlese, den mir Luise damals geschrieben hat. Hören Sie also: ‚Da ich nunmehr unabhängig bin', schreibt sie, ‚keinen Vater und also keine Verpflichtungen mehr gegen ihn habe, so ersuche ich Sie, teurer Papa, mir die Gunst nicht zu versagen, mich als Ihre Tochter anzunehmen. Ich bitte Sie, mir keinen Lohn mehr zu geben. Zur Erhaltung meines Körpers bedarf es wenig. Meine Kleider, Strümpfe und Holzschuhe werden einiges kosten, aber wenn ich etwas dergleichen bedarf, werde ich es von Ihnen verlangen, wie ein Kind es von seinem Vater begehrt.'"

Der Pfarrer, der mit gedämpfter Stimme gelesen hatte, brach ab; es ging eine zarte Bewegung der Teilnahme durch die Anwesenden. Und Oberlin, der noch ein zweites Blatt in Händen hielt, fuhr fort:

„Ehrlicherweise müßte ich Ihnen auch gleich einen zweiten Brief unsrer Luise vorlesen, einen Brief, der mich beschämt hat, denn ich hatte dieses Bauernmädchen unterschätzt. Da sie nämlich von mir durchaus kein Geld mehr annahm, so ließ ich es ihr durch einen guten Freund auf dem Umweg über Straßburg senden.

Aber sie kam rasch dahinter und schrieb mir diesen zweiten Brief voll stolzer Würde und voll rührender Innigkeit. Aber das ist so zart, daß ich dies Papier verborgen halten will. Jenes Geld hat sie den Armen geschenkt. Und ich nahm mir die Lektion zu Herzen und erkannte, daß auch in diesen Armen und Einfachen Adelstugenden mächtig sind, meine Freunde! ... Jetzt kommt aber schnell, sonst werden die Kartoffeln kalt!"

Er hatte das Wort „Adelstugenden" mit lauter Stimme betont und dabei einen Rundblick über die ganze Versammlung geworfen. Es ging wie ein Blitz über die Gäste hin; sie ahnten den Sinn der Revolution.

Die Kartoffeln waren unter den schneeweißen Servietten warm geblieben, „wie die Herzen unter den weißen Kleidern", scherzte Augustin, als man sich in der unteren Stube zu Tisch setzte. Die älteste Tochter stellte sich als Hausfrau dar, zerlegte, bediente, ermunterte zum Essen mit einer so natürlichen Anmut und ungekünstelten Bescheidenheit, daß die adligen jungen Damen von ihr entzückt waren. Auch sie war in ihren Gebärden und Worten keine Enthusiastin, so wenig wie ihr ruhiger Vater. Ein maßvolles Urteil, eine milde Festigkeit zeichneten überhaupt den menschlichen Bezirk aus, auf den sich Oberlins Wirkung erstreckte.

Hier drängte sich dem wenig hervortretenden, nunmehr in der Stille nach dem Sturm angenehm ausruhenden Viktor ein Vergleich mit Birkenweier auf. Wie schwer hatte er dort Anschluß gefunden! Welche Neigung zu vornehmer Absonderung in damaligen Adelskreisen, in denen nur Künstler und Gelehrte von Ruf neben dem Adel als Zierden eines Salons geduldet und zur Unterhaltung herbeigezogen wurden. Und da saß man nun einträchtig um Oberlins Tisch, Adel und Bürgertum. Leonie neben Octavie, Gottfried Oberlin neben Luise von Dietrich, Henriette von Birkheim neben dem bürgerlichen Périer, dem sie einst als Gattin folgen sollte. Es wäre niemanden eingefallen, hier noch einen Standesunterschied zu empfinden. Die abendlich getönte Luft verdichtete sich zu einem rosigen Glanz, der sich mit gleichmäßiger Freundlichkeit über alle verbreitete. Man achtete nicht genauer auf die Lichtquelle, sondern ließ sich wohlig die Stirnen vergolden und freute sich, wie schön die bereits von innen erstrahlenden Menschen in dieser gefälligen Beleuchtung aussahen.

Allen Kindern Oberlins, die mit zu Tische saßen, war eine fesselnde Besonderheit eigen: eine glückliche Mischung von geistiger Energie und seelischer Milde. Die Kleineren nebst zwei Pensionärinnen waren um einen Nebentisch gruppiert. Oberlin hatte immer Zöglinge oder sommerliche Besucher im Hause. Und es war ein Wunder, wie der gering besoldete, aber freilich ausgesucht sparsame Landpfarrer neben aller ausgedehnten Hilfstätigkeit noch in so weitgehendem Maße Gastfreundschaft üben konnte.

Wie gewöhnlich vor dem Essen betete Oberlin auch jetzt und flocht einige Wünsche für die scheidenden Gäste mit ein. Dann sang man gemeinsam einige Strophen, wobei Luise Scheppler mit angenehmer und tonreiner Stimme voranging. Die Melodie war einförmig; aber sie hatte etwas Beruhigendes und versetzte die Anwesenden in eine einheitliche rhythmische Stimmung. Man empfand das Zusammensein als ein Abschiedsmahl. Doch kam keine Wehmut auf; jene unbe-

fangene Heiterkeit, die sich oben im Studierzimmer verbreitet hatte, hielt vor. Und so plauderte Oberlin von äußeren Dingen. Der Naturfreund erzählte, daß er mehr als achtzig nutzbringende Kräuter in seinen Bergen gefunden und gesammelt habe; er trank einen Tee, der aus solchen Kräutern zusammengesetzt war.

„Wir leben hier hauptsächlich von vegetarischer Kost," sprach er, „obenan Milch und Schwarzbrot, dann Kartoffeln — unsre Steintäler Kartoffeln sind berühmt —, Hafer, Reis, Mehlpudding, Obst, Beeren. Und nicht zu vergessen Granitwasser und frische Bergluft. Unser junges Volk gedeiht dabei und ergötzt uns durch rote Backen, heitre Herzen und Lieder, die der Alltagsarbeit Schwung und Leichtigkeit geben. Nicht wahr, Kinder? Wenn's zu toll wird, so wirft mal Papa dem Übeltäter das Käppchen an den Kopf; aber das war mehr früher ... Unsere Steintäler sind zäh, wollten nicht ans Baumpflanzen; aber ich habe ihnen durch eigenes Vorangehen gezeigt, daß Obstbäume hier vorwärts kommen. Und bei der Armenunterstützung machte ich zur Bedingung, daß jeder so viel Bäume gepflanzt haben müsse, als seine Familie Köpfe zählt. Ungern griffen sie zu, als wir die Hausspinnerei einführten! Erst als meine Frau voranging, ließen auch sie sich langsam in Bewegung schieben ... Ja, ja, meine Freunde, der Pfarrdienst hier war wohl Aufopferung und ein immerwährender Frondienst. Aber das Reich Gottes ist weder Schwärmen noch schöngeistiges Genießen, sondern Wirken in Liebe und Weisheit, in Schönheit und Güte. Und ein wirkender Mensch, der einmal in dieser Aufwärtsbewegung begriffen ist, schwingt weiter und weiter, durch Äonen, bis in das Herz Gottes."

Aber man mußte an das Scheiden denken. Die Sonne hatte sich in die westlichen Bergwaldungen niedergelassen. Die Scheidenden hatten ihre Namen in Oberlins Fremdenbuch eingetragen; und im abendlichen Glanz, der die Studierstube füllte, saß als letzter und jüngster der Franzose Augustin Périer und ergoß sein dankerfülltes Herz in begeisterte Worte.

„Ich werde" — schrieb er in Oberlins Fremdenbuch — „niemals den dreifach guten Mann vergessen, den ich in diesen Bergen bewunderte. Ich werde bis zum Grabe und jenseits des Grabes mich an den glücklichen Tag erinnern, an welchem dieses Heiligtum der Tugend für mich das Heiligtum der Freundschaft wurde. Die Erinnerung an Oberlin wird mir zur Aufmunterung im Guten und zum Schutze wider das Böse dienen. O verehrungswürdiger Oberlin, den ich liebe wie einen Freund und verehre wie einen Vater, ich preise den Himmel dafür, daß er mich Dir so nahe gebracht hat, in demselben Augenblick, wo ich mich auf ein durch Schiffbrüche furchtbares Meer wagen will. Lebe wohl, mein Freund, mein Vater! Der Segen Gottes bleibe auf Deinem Hause! Und wenn ich Dich hienieden niemals wieder sehen soll, so nimm mit jener festen Hoffnung vorlieb, daß ich Dich im Schoße jener zweiten Existenz wiedersehe, wo die selige Vereinigung aller getreuen Anbeter des guten und ewigen Herrn und Meisters stattfindet."

Der hübsche begeisterungsfähige Jüngling war hierin eines Sinnes mit dem ernsten Elsässer Hartmann, der ihn zu der längst schon wartenden Gesellschaft herunterrief. Man brach auf. Oberlin selbst gedachte sie noch zu begleiten bis auf die Perhöhe. Die Gesellschaft, auch Leonie und Viktor, begab sich zu Fuß nach

Rothau, um dort zu übernachten und in aller Frühe über Schirmeck und Mutzig nach Barr zu fahren, von wo für die Familie Birkheim nebst Périer Schloß Birkenweier leicht zu erreichen war.

Die Leute standen vor den Türen und es gab manchen Gruß und manches Händeschütteln. Der Lehrer Sebastian Scheidecker, ein vortrefflicher Mitarbeiter Oberlins, war noch rasch aufgetaucht; Catherine Scheidecker aus Fouday stand gleichfalls unten, und Viktor wurde der Abschied von ihr schwer; die kleine alte Catherine Gagnière, eine der ältesten Schulvorsteherinnen des Steintals, ließ es sich in ihrer Lebhaftigkeit nicht nehmen, ein Streckchen mit die Perhöhe hinaufzuwandern. Und als die vielen Abschiedsworte, Dankbezeugungen und all das Tücherschwenken und Händewinken vorüber war, schritt nun die Gesellschaft durch Waldersbach hinaus, den steinigen Höhenweg hinan. Als letzte standen vor dem Hoftor Luise Scheppler und Addys Pflegerin Catherine Scheidecker, erstere winkend, letztere die Augen wischend. Dann lag das Dorf dahinten.

„Die Lehr- und Wanderjahre sind zu Ende, Leonie“, sprach Viktor. „Jenseits der Perhöhe wartet das Leben.“

Die Abendröten im Elsaß sind wunderschön; die Abendröten im Steintal nicht minder. Der Rosenglanz über den duftig blaudunklen Bergen schien nun erst recht zu wachsen und die Wandernden mit himmlischen Blumen zu überstreuen. Die ostwärts weichenden Wölkchen röteten sich. Das Himmelsblau trat kraftvoll hervor, goldüberhaucht, in allen Farben schimmernd und wechselnd, vom Orangegold bis zum dunklen Purpur. Die Erde verharrte in ihrer erhabenen Ruhe. Der Bergwind schlief in irgend einer Mulde oder hob sich nur sachte einmal hinter nickenden Halmen empor. Aber der Himmel wanderte mit: Rosenwölkchen wanderten den Scheidenden ins Elsaß voraus.

Während Augustin, der junge Dietrich und die Damen um die lustige alte Gagnière eine lebhafte Gruppe bildeten, schritten Oberlin und Viktor allein voraus.

„Was soll ich dir zum Abschied noch Gutes und Herzliches mitgeben, mein lieber Viktor?“ fragte der Pfarrer.

„Ich habe noch eine Sorge, die mir Vater Oberlin ins Klare bringen könnte,“ erwiderte Viktor.

„Wie heißt die Sorge?“

„Grenzland heißt sie.“

„Du mußt deutlicher sprechen, lieber Philosoph.“

„Nein, es ist keine Sorge mehr, ich drücke mich ungenau aus“, führte Viktor aus. „Ich möchte nur noch einmal von Papa Oberlin bestätigt hören, daß ich auf dem rechten Wege bin. Wir Elsässer wurzeln mit unsrer Stammesart, unsrer Volkssprache, unsrer besten Bildung im deutschen Geistes- und Gemütsleben. Aber staatlich gehören wir nun zu Frankreich. Ich habe für diese Nation mein Blut vergossen und gedenke ihrer Verfassung treu zu bleiben; denn ich möchte unser Grenzland nicht zwischen Österreich, Preußen oder einem Emigrantenführer zerrissen sehen. Und doch sind unsre besten Kräfte drüben in Deutschland; ich habe dort Freunde, ich habe dort Führer und große Männer und Meister gefunden. Und unsre Sprache ist deutsch wie unser Empfinden. Wie nun? Wo geht der Weg?“

Oberlin blieb stehen, legte dem jungen Freunde die Hand auf die Schulter und sagte ausdrucksvoll:

„Vom Grenzland ins Hochland."

Dann schritt er weiter.

„Das ist es!" rief Viktor. „Eben das wollt' ich sagen und fand nicht das rechte knappe Wort. Aus dem Grenzland Galiläa kam Christus und war das Licht der Welt. Denn seine wahre Heimat war nicht Politikland, sondern Seelenland. Nicht wahr, Vater Oberlin? Ist es nicht eben dies, was Sie damals in Rothau dem Maire Dietrich dargelegt haben?"

„Eben dies", versetzte der Pfarrer. „Die andren verwunden — heile du diese Wunden! Sei Sonntag in ihrem Werktag! Bleibe über den Leidenschaften und halte immer einen Vorrat von hochherziger Liebe bereit! Als ich hierher kam, mußte ich erst das Rauderwelsch der Steintäler in brauchbares Französisch umsetzen, um dann durch das Mittel der Sprache hindurch Fühlung zu finden mit den dahinter wohnenden Seelen. Diese aber, die Seelen, sind die Hauptsache. Unsere Muttersprache ist deutsch; ich schreibe meine Tagebücher meist in deutscher Sprache. Männer, die ich hoch verehre, gehören der deutschen Sprache an. Wir Elsässer sind nun seit Ludwigs Gewaltstreich in einer eigentümlichen Zwischenlage und Unnatur. Aber es hülfe wenig, diese realen Machtverhältnisse philosophisch aufzudecken und politisch zu bekämpfen. Seien wir praktisch! Nützen wir unsre Lage, so gut es geht, zum Wohle des Ganzen. Vor allem: der Weg nach oben und nach innen ist frei. Wird es dir im Grenzland zu eng, so suche das Hochland des Geistes und der großen Herzen! ... Sieh, Viktor, du hast mir von einem gewissen Humboldt und vom Dichter Schiller erzählt. Wenn ich dich recht verstanden habe, so deutet meine Denkart in eine ähnliche Richtung. Nur dürfte für mich, der ich im Praktischen stehe, ihre Art vielleicht zu philosophisch sein, ich weiß das nicht. Für mich ist, ebenso wie bei Swedenborg und bei der Theosophie aller Zeiten, Seelenland eine Welt der Gestalten und der Zustände, nicht der Begriffe und Ideen. Darin bin ich zu Hause; das ist meine höhere Heimat. Und dann hast du mir einmal vom Kapitän Rouget de l'Isle erzählt, der das Kriegslied gedichtet hat: ihr habt, sagtest du, gesprächsweise als Zweck und Trieb der revolutionären Bewegung das Suchen nach dem Genialen erkannt. Glaube mir, Viktor: es ist auch ein Geniales, dieser dumpfen Menschheit den Weg in das Land der großen Herzen zu zeigen, worin es weder Angst noch Haß noch Tod gibt, sondern Mut und Leben, Licht und Liebe!"

Sie waren auf der Perhöhe angelangt. Nun blieben sie zwischen den wehenden Gräsern stehen, um die Gesellschaft nachkommen zu lassen. Leonie hatte sich als erste gelöst und schritt rascher; Viktor rief ihr zu, und nun standen alle drei beisammen auf dem Bergsattel, von dem sich zur Rechten und Linken das Gelände zwischen Climont und Donon ausbreitet. Sie schauten noch einmal über Waldersbach, Belmont und Bellefosse und dachten an Addy. Und Viktor und seine Braut fühlten sich in edlem, gefaßtem Ernst auf der Grenzscheide zwischen den Erhabenheiten des Jenseitslandes, in dem sie Freunde besaßen, und den Anforderungen des diesseitigen Lebens, das gleichfalls durch Freundschaft verschönt war. Sie gedachten beiden die Treue zu halten.

Die andren kamen heran, lachend und unbesorgt. Catherine Gagnière hatte ihr Leben erzählt, ein Leben voll Feuer, Energie und Selbstbezwingung.

„Ich habe immer bedauert, so klein zu sein“, sagte sie. „Wär' ich ein Mann, ich wär' Soldat geworden — wie unser Papa Oberlin ja auch Soldat werden wollte. Aber Gott hat meine Lebhaftigkeit gedämpft: ich hab' in jungen Jahren einen phlegmatischen und langsamen alten Mann heiraten müssen. Oh, das war hart! Ich hab' mich an der Erde gewälzt vor Wildheit und Kummer. Aber Gott wollte mich eben durch diese Ehe erziehen. Er war der beste aller Männer; meine Lebhaftigkeit beruhigte sich indessen nur langsam durch Gebet und Nachdenken. Als er gestorben war, bezahlte ich seine Schulden und gab die Hälfte des Nachlasses seinen Erben, obwohl ich es nach unsrem Ehekontrakt nicht nötig hatte. Und dann widmete ich mich unter Papa Oberlins Leitung der Arbeit am Reich Gottes, besonders an den Kindern und den Kranken.“

Die Damen waren im Lauf des Gespräches erstaunt, wie scharf diese Frau, die nicht ohne Humor war, in alle Winkel und Kniffe des Menschenherzens Einblick bewies. Sie war über all ihren Lebenserfahrungen nicht bitter geworden, zeichnete sich vielmehr durch jenen heitren und höflichen Freimut aus, der in diesem Revier nicht selten war.

Der „Lorbeer“ Périer, der einem geistreichen Wettkampf nie aus dem Wege ging, fühlte sich angereizt, ihren Betrachtungen über die Ehe zu widersprechen.

„Topp, wir wollen einmal Mann und Frau spielen!“ rief die Sechzigjährige und titulierte sofort das dreimal so junge Bürschchen „mein Mann“ und „mein Augustin“. Dieser ging darauf ein; der Streit flog hin und her; das junge Volk war aufs äußerste belustigt.

„Gestatte mir, liebe Frau,“ rief Augustin, „dir in Erinnerung zu bringen, daß nach des Apostels Wort das Weib dem Manne gehorchen soll. Hast du etwa deine Bibel vergessen, Catherine? Wie sagt Sankt Paulus? Der Mann ist nicht vom Weibe, sondern das Weib ist vom Manne — nämlich aus unsrer Rippe seid ihr verfertigt! He, und nun?“

Aber die grauhaarige Gagnière war schlagfertig und bibelfest.

„Ganz recht, lieber Mann, das Wort steht im Korintherbrief. Aber dort heißt es weiter: wie das Weib von dem Manne, also kommt auch der Mann durch das Weib — denn auch du hast eine Mutter, mein lieber Augustin, und hättest ohne das Weib nicht den Vorzug, auf der Welt zu sein und mich hübsche kleine Person deine Frau zu nennen!“

Alles lachte über die „hübsche kleine Person“ mit den Spinnwebhaaren und dem faltigen Gesichtchen. Augustin kapitulierte.

„Mit euch Steintälern läßt man sich besser auf keinen biblischen Wettkampf ein. Wie aber, wenn ich nun hartnäckig bliebe? Und wenn keins von beiden nachgäbe?“

Katharina richtete sich plötzlich aus dem Scherz zu einem hoheitvollen Ernst empor und sprach erhaben:

„Das Reich Gottes steht nicht in Worten, sondern in Kraft. Auch das steht im Korintherbrief. Und steht dort ferner geschrieben: Ist aber jemand unter euch,

der Lust zu zanken hat, der wisse, daß wir solche Weise nicht haben, auch nicht die Gemeinde Gottes."

Mit diesem ernsten Ton ging man auseinander. Oberlin gedachte noch ein Streckchen mitzuwandern; die alte Steintälerin kehrte um.

Augustin umarmte sie herzlich und mit Anmut. „Ich umarme in Ihnen das ganze Steintal und bitte Sie, im Gebete meiner zu gedenken, wenn ich in Paris weile."

Sie versprach, ihn täglich in ihr Gebet einzuschließen, verabschiedete sich von allen und wanderte zurück in das helle Tal.

„Nur eine Bäuerin von außen, nicht wahr," sprach Oberlin, „aber von innen eines jener Menschenkinder, die eine Krone tragen."

Man schritt auf der Höhe des Kammes entlang. Zur Rechten öffnete sich der Blick auf das liebliche Wildersbach und darüber hinaus auf den Struthof. Die beiden Gipfel des Donon standen dunkelblau am blassen Nordhimmel. Über das Hochfeld kam der Mond.

„An diesem Felsen, von dem ich euch noch lange nachschauen kann, laßt uns Abschied nehmen", sagte der Pfarrer. „Die Nacht wird hell werden. Ihr kommt ohne Schwierigkeit nach Rothau hinunter, und ich kehre in mein Tal zurück. Jedes an seine Arbeit — und im Herzen jedes des andren in Liebe gedenkend. Ihr habt mir manche Anregung in meine Welt gebracht, habt Dank dafür! Und seid gesegnet, meine guten Freunde!"

Er umarmte alle nacheinander mit väterlicher Freundschaft und nannte sie mit ihren Vornamen. Und sie erwiderten seine Umarmung mit Verehrung. Den Damen war das Herz schwer; sie waren plötzlich nach der lauten Heiterkeit gänzlich still geworden. Sie suchten vergeblich nach passenden Worten und stammelten nur Grüße an die Zurückgebliebenen, Danksagungen und was sonst ein empfindungsvoller Abschied an unzulänglichen Worten einzugeben pflegt. Es war, als ob sie ihre natürliche Heimat verließen und wieder in die Fremde müßten.

„So wie hier im Steintal," begann Viktor nach einer Pause, als sie nun ohne Oberlin in der Kühle weiterschritten, „so müßten die Menschen in aller Welt miteinander leben: so in göttlicher Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit! Das wäre die rechte Republik."

Und er blieb stehen. Die Erinnerung an alles, was er im Steintal erlebt hatte, packte ihn. Doch als er, die Hand über den Augen, nach der Höhe zurücksah, rief er laut:

„Schaut empor!"

Oberlin stand noch auf der Höhe und schaute seinen Gästen nach. Der Fels unter ihm und seine grade Gestalt hoben sich scharf, schwarz und deutlich von dem hellen Himmel ab. Hinter ihm das verblassende Abendrot; zu seiner Rechten der Vollmond.

Alle standen und prägten sich das erhabene Bild ein.

„Die Zeder!" sagte Octavie.

* * *

Siebentes Kapitel

Ausklang in Birkenweier

Es ist drei Jahre nach jenem Abschied vom Steintal.

Herbstblätter fallen im Park von Birkenweier. Der Himmel ist hoch, weiß und weit. Die Trümmerburgen stehen in grauem Duft unter dieser verschwimmenden Himmelsfarbe. Felder, Obstgärten und Weinberge haben ihre Frucht abgegeben und sind still und leer. Jeder Ton klingt gedämpft, doch weithin vernehmbar über das herbstliche Elsaß, das vom heißen Sommer mit seinen Gewittern und Ernten ausruht.

Der Perlenkranz von Birkenweier leuchtet in verfeinertem Glanz. Mit ihren Gästen wandert Familie Birkheim durch den Park. Es ist anscheinend ganz wie einst, als sie mit Belisar über diese Wiesen zogen; die jungen Damen breiten voll jugendlicher Spannkraft die schlanken Hände mit den langen, weißen Handschuhen in den goldenen Laubfall. Doch eine von ihnen ist nunmehr Ehefrau und weilt nur zum Besuch im väterlichen Schlößchen; ihre neue Heimat ist in den Waldungen von Reichshofen, Niederbronn und Jägertal: Amélie ist die Gattin von Fritz von Dietrich. Und Henriette ist verlobt mit Augustin Périer. Annette von Rathsamhausen, immer durch ein starkes Bedürfnis nach teilnehmender Freundschaft ausgezeichnet, steht in Briefwechsel mit dem Franzosen Joseph von Gérando, dem sie bald zum Altar folgen sollte. Friederike Pfeffel, des Dichters Lieblingstochter, hat eine stille Liebe begraben; sie bleibt unverheiratet. Ihr Vater wandert, von ihr und Annette geführt, mit der Gesellschaft durch den Park. Und so schiebt sich eine Gruppe der andern zwanglos und langsam nach; man bewegt sich im Spaziergang auf das herbstliche Feld hinaus.

Octavie plaudert mit den Schwestern. Aber sie ist heute befangen und unruhig. Es ist ein Vetter aus Thüringen unter der Gesellschaft, ein Bruder der gegenwärtig schwerkranken Frau von Waldner-Freundstein. Der ungestüme, kraftvolle Baron von Stein — so heißt der Vetter — hat mehrmals schon in den letzten Tagen verfänglich mit ihr gesprochen; es ist kein Geheimnis mehr im Hause Birkheim, daß er das schöne Mädchen nach Thüringen entführen will. Sie selbst weiß es und bangt dem entscheidenden Wort entgegen.

Die Damen alle strahlen in Anmut, Jugend und Gesundheit, wenn auch Annettens zarte Brust ein wenig Anlaß zu Besorgnissen gibt. Sie tragen die kleidsame Tracht, die gegen Ende des Jahrhunderts aufkam, ähnlich dem Gewand, in dem wir Königin Luise im Bilde zu schauen pflegen: hohen Gürtel unmittelbar unter der Brust, langwallendes Gewand, offenen Hals mit einem schleierähnlich zurückfliegenden Tuch. Reizvoll verbindet sich das Weiß der Gewänder mit dem matten Blau des Himmels und dem tiefen Gold der herbstlichen Blätter. Und auf entferntem kleinen Parksee schwimmen die Schwäne.

Der Thüringer Baron, ein großer, stattlicher Mann, geht mit Viktor Hartmann und dessen Gattin Leonie etwas hinter den jungen Damen und dem Dichter Belisar. Hinter ihnen folgen gemächlich die Alten mit Frau Elisa von Türckheim und Frau von Oberkirch.

Leonie und Viktor wandeln gemessen Arm in Arm. Sie sind seit bald drei Jahren verheiratet; ihr Erstling ist seit einigen Tagen bei Frau Frank in Barr, die dort das Hereinholen der Früchte persönlich leitet. Sie gehen sicher und ruhig ihres Weges, gleichsam mit elsässischer Schlichtheit und Sachlichkeit, die aber nicht des inneren Leuchtens entbehrt. Manchmal, wenn das aristokratische Völkchen ausgelassen oder vertändelt scheint, richtet Leonie ihr ruhiges, der Mutter gleichendes Lächeln zu Viktor empor, als wollte sie sagen: was für dumm' Dings mache doch die große Kinder, gel', Viktor! Ihr Gatte, dessen Gesicht runder und voller, dessen Haltung männlich geworden, unterhält sich mit dem thüringischen Edelmann über das Saaletal und verbindet damit Bemerkungen über das Steintal.

„Wenn mich jemand fragt," sprach der junge Professor Hartmann, „wo mein Geist die Freiheit und meine Seele den Frieden gefunden, so antworte ich: im Saaletal und im Steintal. Dort Wissenschaft, Philosophie und Kunst — hier Religion und Herzenstiefe. Nichts von beiden möcht' ich meiden. Oh, daß wir dem Wunder des Lebens gegenüber elastisch und aufnahmekräftig bleiben möchten! Im Zusammenblitzen, Austauschen und Wechselwirken besteht das Geheimnis. Aber der Freund dort im Steintal gab mir die große und sichere Beharrlichkeit."

Viktor hatte auch jetzt, seit er Lehrer an der Zentralschule in Kolmar war, sein leises Dozieren beibehalten; doch war Wärme und Überzeugungskraft darin, ja er konnte in Feuer geraten und seine Jungens mitreißen. Seine Frau, rosig wie immer, neckte ihn mitunter in ihrer nie verletzenden Art. Sie war keine literarische Natur; aber sie hatte die Anschmiegsamkeit des Weibes, fühlte sich in seine Interessen wundervoll ein und konnte mit Verständnis seine theoretischen Sorgen anhören. Und sie übte ihr schönes Talent: durch verständnisfeines Lauschen seine Schöpferkraft zu beflügeln. Und immer, wenn seine geistige Welt etwas farblos zu werden drohte, überströmte ihn von Leonie her eine warme Welle blutvollen Lebens. Sie las gern Märchen und freute sich schon darauf, ihrem Kleinen einmal erzählen zu dürfen.

Stein unterhielt das junge Ehepaar von Fichte, Schiller und Goethe, nach denen Viktor mit Begierde forschte. Der freimütige, etwas rauh und fest zugreifende Baron war nicht recht bei der Sache; er war vor allem Landwirt und Jäger. Noch war er in Gärung und hatte Weltreisen vor, falls ihn Octavie nicht erhören würde. Und es bedurfte dringender Briefe seines Vaters, um ihn daran zu erinnern, daß zu Nord- und Ostheim, auf dem väterlichen Gute, seine Wirkungsstätte sei und nicht in der zerstreuend weiten Welt.

„Schiller hat sich, so viel ich weiß, vom Katheder zurückgezogen", erzählte er. „Aber er hat etwas Lebendiges dafür gewonnen: er ist mit Goethe befreundet. Die werden was Tüchtiges miteinander schaffen! ... Fichte, der Philosoph, das ist ein kurzer, stämmiger Mann; hat eine große Nase wie ein Raubvogel, der Beute sucht; runde, tiefe Augen, die oft zornig und furchtbar blicken; die ganze Persönlichkeit ist verkörperte Energie. Ein Mann der Zukunft! Solche Leute brauchen wir jetzt; denn Kunst allein verweichlicht. Von seiner Philosophie versteh' ich nichts; aber das verstehe ich, daß alles bei ihm auf tatkräftiges Handeln drängt. Er soll im Verkehr kein Hofmann sein; er ist gepanzert mit Grundsätzen. Aber der Mann



hat Durchschlagskraft. Er hat die deutschen Studenten und also die deutsche Zukunft."

So sprach der Thüringer. Er machte seine Sache kurz. Es war in seinem heutigen Wesen etwas von elektrischer Unruhe und Unternehmungskraft; er lief mit den Augen voraus und suchte die Elsässerin Octavie, die seine werbenden Blicke und seine von fern her tönenden Worte förmlich fühlte.

„Dort ist die Laube, in der wir einst die Zeder feierlich in unsern Bund aufgenommen haben", rief Oktavie.

„Und wo uns Belisar so schön und ernst von seinem Leben erzählt hat", ergänzte Immortelle.

Es war kein Tempel mehr: es war nunmehr eine offene Laube aus festem Holz mit moosigem Dache.

Die Gruppen verschoben sich. Baron von Stein nahm seinen Vorteil wahr und schmuggelte sich an Octavies Seite.

„Darf ich das Gespräch von heute morgen fortsetzen?" fragte der stattliche blonde Mann so zart, als es seiner Jägernatur möglich war.

Octavie, den Kopf zur Seite neigend, rupfte einen Halm ab und bat ihn, lieber von etwas anderem zu sprechen. Ihr Herz sei zu schwer von mancher Sorge, besonders um die kranke Frau von Waldner.

„Meine Schwester steht in Gottes Schutz", erwiderte Stein. „Er weiß am besten, was uns kleinen Menschenkindern frommt. Doch gut, plaudern wir von andrem!"

Und er sprach Worte dankbarer Bewunderung über Pfeffel, der diesem Kreise so viel schöne Seele gegeben, über das ganze Haus Birkheim, obenan den trefflichen Baron, genannt Aristides, der Gerechte. Dann kam er auf die einzelnen Mädchen zu reden und endete bei Octavie, der er nun trotz ihrer Abwehr in vollem Herzensungestüm seine Liebe erklärte.

„Liebes Mädchen, gehen Sie als meine Braut und Gattin mit mir nach Thüringen! Es ist nicht das erstemal, daß sich Elsaß und Thüringen verbinden, ist doch meine eigene Schwester einem Manne hierhergefolgt. In Ihnen, liebe Octavie, verbindet sich französische Beweglichkeit mit deutscher Gemütswärme. Sie sind für mich an Körper und Geist das Ideal einer Frau. Ich bin Ihrer nicht wert, das weiß ich, Sie stehen hoch, hoch über mir. Verzeihen Sie mir, wenn meine Bitte kühn, ja tollkühn ist. Aber ich habe immer Kühnes und Großes gesucht, das darf ich wohl von mir behaupten; und es ist etwas Großes, denk' ich, eine Frau wie Sie von meinen Fahrten heimbringen zu dürfen als mein schönstes, heiligstes Gut. Glauben Sie mir das, Octavie! Ich mag viele Fehler haben, aber einen habe ich nicht: ich bin nicht verlogen, ich mache keine Salonphrasen."

Sie blieben beide in ihrer äußeren Haltung unverändert, um sich nicht vor den Nachkommenden zu verraten. Jetzt wollte er ihre Hand ergreifen. Aber sie entzog sie ihm, bückte sich nach einer Blume, um ihr glühendes Gesicht zu verbergen, und sagte hastig, was eben ein guterzogenes Mädchen in solchen Fällen zu erwidern pflegt: „Sagen Sie's meiner Mutter!" Stein verstand das Ja-Wort; seine Kraftnatur stieß einen thüringischen Jodler aus, wie er am Rennstieg

nicht echter vernommen wird, und er warf den Dreispitz in die Luft, um ihn mit Fechtergeschicklichkeit wieder aufzufangen. Dann schlug er ihn aufs Ohr, blieb stehen und erwartete die andren.

„Jerum nee!" rief Fanny, die Jüngste, in komischem Elsässer-Deutsch. „Unser Cousin het e Rabbel!"

„Ich bin halt fröhlich!" rief Stein. „Und weil ich halt fröhlich bin, so bin ich halt fröhlich."

Und er spähte sofort nach der Baronin Birkheim aus, um auch dort zum Sturmangriff überzugehen.

„Ist das der thüringische Baron, den man da hört?" fragte Belisar lächelnd. „Ein unbehauener Stein offenbar — aber guter Baustoff. Sie sind unter ihrem großen Friedrich von Sanssouci ein wenig übermütig geworden, diese Norddeutschen."

„Ja, denken Sie sich," versetzte Fanny empört, „er hat gesagt, sie würden unsren General Bonaparte bei nächster Gelegenheit prügeln."

Man lachte und Viktor rief dem Thüringer zu:

„Ist's wahr, Baron Stein, Sie wollen den Bonaparte prügeln? Na, passen Sie auf, ob er nicht flinker ist als die Potsdamer Wachtparade!"

Es erwuchs daraus ein politisch Geplänkel. Frau Leonie langweilte sich darob, drückte mahnend des Gatten Arm, schaute ihm innig in die Augen und flüsterte: „Loß se babble, Viktor!"

Viktor schaute sie liebevoll an.

„Mein Weibchen hat ihr Nest und ihren Jungen darin und eine glückliche Großmutter und einen ziemlich braven Mann — Glücks genug, gel, Leonie! Und sag doch einmal" — fügte er scherzend hinzu und schaute scheinbar erstaunt auf ihre Hand mit den Halbhandschuhen — „was hast du denn da für Ringe am Finger?"

„Alle drei mein!" antwortete Leonie flink. Es war ein oft gewechseltes Scherzwort zwischen den Gatten, wobei Frage und Antwort immer in genau denselben Ausdrücken verliefen.

„Und diese drei Ringe — Abbys Diamant, Viktors Bergkristall und der Ehering — diese sind deine Welt, nicht wahr, du gutes Herz! Aber eines Mannes Geist ruht nicht hierbei aus. Die Bewegung der Menschheit verlangt unaufhörlich unsre Teilnahme."

„O ja, das sollst du auch, lieber Viktor", versetzte Leonie schlicht. „Aber auch deine Frau und dein Kind sind Menschheit. An uns kannst du dich in der Liebe zur Menschheit praktisch üben. Bitte, üb dich ein wenig, Viktor!"

Die sonst sehr schamhaft zurückhaltende junge Frau war in liebend andringender Stimmung; sie hatte ihn auf einem schmalen Pfad durch Buschwerk geführt, blieb stehen und hielt ihm rasch den Mund hin, aus dem Bedürfnis heraus, sich unter so viel schönen jungen Damen gleichsam ihres Besitzes zu vergewissern. Er schüttelte lächelnd den Kopf, neigte sich dann und küßte sie. Leonie hatte die gedämpfte Art und die leise gute Stimme ihrer Mutter; und so wirkte dergleichen bei ihr eher schüchtern und mädchenhaft als keck und schelmisch; denn es kam selten vor, daß sie so aus sich herausging.



„Viktor heißt Sieger — aber mein Weib besiegt mich fortwährend und fängt mich in die kleinen Dinge des Lebens ein."

Sie hatte das Gesicht an seiner Brust versteckt, schaute nun aber auf und wurde ernst.

„Sind das kleine Dinge, Viktor? Sag doch lieber: warme und natürliche Dinge! Dinge, die dich vor dem Grübeln bewahren. Halt' ich dich jemals von deinen schönen und sorgfältigen Arbeiten ab? Gelt, das sagst du nicht! Mach' ich deine Gedanken und Gesinnungen jemals weniger hochherzig, Viktor?"

„O nein, liebe Leonie, du beschwingst meinen Geist, du kluge Zuhörerin! Ich scherzte nur."

„Besieh's einmal genau," fuhr sie fort, „ob das, was du manchmal für groß hältst, nicht etwas allzu Geistiges sein könnte! Liebster, ich möchte nicht, daß du dir in deinen dunklen Stunden auch nur ganz im Heimlichsten klagst, die Ehe ziehe einen hohen Menschen herab, wie es manche sagen. O nein, nicht wahr, Viktor, sie macht dich natürlich und warm, sie bewahrt dich vor Verstiegenheiten. Liebling, bleib ganz, was du bist, so zäh und treu in deinen geistigen Arbeiten und so gewissenhaft in deiner Pflicht — und ich will bleiben, was ich bin: nur eine Frau. Aber wir wollen einander mitteilen, was wir Besondres haben. Und dann sind wir alle zwei Sieger — oder jeder ist gern vom andren besiegt und siegt dann wieder übers andre, nicht wahr, in wechselseitiger Liebe, bis in den Tod und darüber hinaus!"

Leonie sprach sehr herzlich und dabei mit jener schönen Gehaltenheit, die ihrem Wesen eigen war. Sie war in den drei Jahren wunderbar gereift; das Leuchten ihrer Augen hatte sich vergeistigt. Viktor war oft überrascht, wie das genial Weibliche in ihr Gestalt und Form gewann, wobei ihre sinnengesunde Natur immer maßvoll und harmonisch blieb. Er blieb stehen und sah ihr gerührt in die blauen Augen.

„Eine rechte Ehe ist ein Lebenswunder, Leonie, ich kann's nicht anders nennen. Wir entzünden einander in gutem Sinne, wie zwei elektromagnetische Pole; aber wir üben uns auch bei allem gesunden Drang in einem schönen Maßhalten; und so treiben wir uns in der Entwicklung höher hinan. Und es will keines wissen, braucht's auch gar nicht zu wissen, wem von beiden das größere Verdienst gebührt. Ich will dir darum nur ganz einfach sagen: ich bin dir dankbar, Leonie, und hab' dich lieb."

„Ich hab' dich auch sehr lieb", antwortete sie innig und preßte seinen Arm, an dem er sie führte, mit ihrer ganzen unentweihten Kraft.

Dann verließen sie den goldenen Park und traten hinaus ins freie Feld.

„Wie sicher und ruhig beweg' ich mich jetzt in diesem adligen Kreise!" bemerkte Viktor nach einigem Stillschweigen. „Wie schön arbeitet es sich mit meinen Kollegen Berger, Heß, Chayrou und besonders dem gediegenen Pfeffel! Reinheit und Ruhe — o Leonie, was für ein Geschenk, was für eine Gnade! Und im Hintergrunde wartet die Berufung nach Straßburg und ein erweitertes Wirken, aber in der alten Stille und Einfachheit. Ich hätt' es nie gedacht, daß mir dieser Zustand jemals beschieden wäre, hätte nie gehofft, daß auch ich als ebenbürtiger Edelsasse zwischen diesem Adel alter Art einherschreiten würde."

Es fiel ein Schatten über seinen Ton.

„Ich war einst voll von Untugenden, Leonie."

Sie antwortete in der ihr liebsten Sprache: sie drückte stark den Arm des ehemaligen Düsterlings an ihre weiche Brust und schaute ihn innig an.

„Du bist so reich", sagte sie.

„Ja, ich bin reich!" erwiderte er hell und herzlich. „Ich habe aus meinen Irrtümern Erfahrungen geprägt, habe Freunde und Schüler die Fülle — und mein köstlichster Besitz heißt Leonie."

Und er neigte sich zu der geliebten Frau, deren Körper ihm ein Heiligtum war, und küßte die Hand mit den drei Ringen.

Der Himmel um die beiden Glücklichen her war weit und mild, doch von einem edel verhaltenen Stolz. Er hatte der Welt einen heißen Sommer und einen fruchtreifen Herbst geschenkt; er hatte Gewitter, Wolkengüsse, Sonnenströme, blaue Luft und holde Stille gegeben. Nun stand er in erhabener Bedürfnislosigkeit und großzügiger Entsagung über den Dingen, als wär' er der Dichter von dem allem, der vom Glück der andren erzählend selber verzichtet. Die Dörfer und Scheunen zu seinen Füßen waren satt und voll; er aber, der Himmel, der um die Burgen träumte, sann dem Wechsel des Irdischen nach und plante neue Taten.

Auf dem freien Felde der Rüben, Stoppeln und Hasen, als man in der Ferne die Hohkönigsburg und die Rappoltsweiler Schlösser vor sich sah, als drüben Zellenberg, Beblenheim und andre Dörfer zwischen vergilbten Weinbergen sichtbar wurden, vereinigte sich die ganze Gesellschaft. Es war des lebhaften Durcheinanderplauderns kein Aufhören. Diese Lebhaftigkeit gestattete dem Baron Stein nicht, seine Werbung anzubringen und Octavies Mutter durch geschicktes Manövrieren abzuschneiden.

Die bildschöne Fanny, der Schwestern Jüngste, erzählte in Verfolgung des vorhin angeschlagenen politischen Gespräches, wie sie neulich mit Fritz von Dietrich und Amélie in Straßburg den berühmten General Bonaparte gesprochen habe.

„Marie Oberkirch und Annette, die sich auch in Straßburg aufhielten, waren ganz trostlos, daß sie ihn verfehlt hatten. Wir unsrerseits haben mit Bonaparte gefrühstückt, denkt euch, und ich war völlig unerschrocken. Es war im Hotel ‚Rotes Haus', dort wo früher die Guillotine gestanden hat. Viele Menschen waren zusammengelaufen, um ihn zu sehen. Bonaparte ist ganz Feuer und Kraft, eine geladene Kanone! Aber ich versichre euch, man kann im Umgang nicht einfacher und entzückender sein. Klein, hager, bleich, aber das markigste Profil der Welt! Amélie — ich wollte sagen: Frau Amélie von Dietrich — wurde mit feinster Höflichkeit von ihm empfangen. Ach, sie war aber auch so süß, so elegant zugleich — wirklich, Amélie! Und zu mir war er auch reizend. Der General hat sich nur so lange aufgehalten, bis die Pferde gewechselt und etwas gefrühstückt war. Er hat Fritz und Amélie nach Rastatt eingeladen. Während seine Adjutanten mehrere Tassen Kaffee tranken, begnügte er sich mit einer einzigen. Er ist mäßig und braucht wenig Schlaf. Sehen Sie, Vetter Stein, solche Berühmtheiten haben wir hier! Und was habt i h r dort oben an der Elbe?"

Stein lachte laut und kräftig.

„Wir dort oben an der Elbe sind Sklaven des Königs von Preußen, essen Sauerkraut und gehen in Fellen" —

„Oho, er weicht aus!" rief Amélie.

„Wir da oben an der Elbe", fuhr Stein fort, „achten euren genialen kleinen Bonaparte immerhin. Warum? Weil dieser Artillerist den blutigen Phrasen von der allgemeinen Brüderlichkeit ein Ende machte und mit Kanonen diese verlogene Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit in Stücke schoß."

„Ach was, erzählen Sie schleunigst und ohne Flunkerei," rief die heitre Jüngste und schüttelte ihre außerordentlich reiche Lockenfülle, „was für interessante Berühmtheiten Sie unsrem Bonaparte entgegenzustellen haben!"

„Nun also," erwiderte Stein, sich besinnend, „da ist zum Beispiel die herrliche junge Frau, die soeben Herrscherin von Preußen geworden ist: Königin Luise!"

Es ging bewundernde Zustimmung durch die Damenschar. Man hatte von der Schönheit, Güte und leutseligen Natürlichkeit der jungen Königin viel Rühmendes gehört. Vorerst freilich konnte niemand in diesem elsässischen Kreise aus der jetzigen politischen Lage erraten, daß sich der Kriegsgeist der französischen Revolution, verkörpert in Napoleon Bonaparte, und das Vorbild deutscher Seelenwärme, Königin Luise, einst in Tilsit so bedeutsam gegenüberstehen würden. Noch weniger konnte irgend eine Phantasie vorausahnen, daß ein Sohn dieser Königin — der soeben in diesem Jahre 1797 geborene Prinz Wilhelm — einst als erster deutscher Kaiser diese elsässische Landschaft wieder mit Deutschland vereinigen würde.

Birkheim wußte anzumerken, daß Königin Luise am Hof zu Hessen-Darmstadt erzogen worden sei; auch habe die große Landgräfin Karoline früher mehrere Jahre zu Buchsweiler im unteren Elsaß residiert.

„Und eine Tochter dieser verstorbenen Landgräfin Karoline", fuhr Stein fort, „heißt gleichfalls Luise. Und während sich jene Prinzessin nach Preußen vermählte, wurde diese Luise aus Elsaß und Hessen nach Thüringen entführt, und ist die Gemahlin des Herzogs Karl August von Weimar. Diese Wanderungen von Süden nach Norden waren von beiden Luisen äußerst lobenswerte Entschlüsse. Der König von Preußen und der Herzog von Weimar samt ihren hohen Gemahlinnen — vivant hoch!"

Der Baron schrie es in seiner jungwilden Ausgelassenheit gewaltig über das Rübenfeld. Die Gesellschaft lachte nicht wenig über den Wikinger und Nordlandssohn.

„Aber hören Sie, lieber Teutone," rief ihm Pfeffel zu, „haben Sie denn vergessen, daß Sie hier auf den Feldern der Republik stehen? Wir sollen wohl Ihretwegen nachträglich noch ins Pfefferland Cayenne deportiert werden?"

„Wenn mich eine der hier anwesenden Elsässerinnen begleitet," erwiderte der unentwegte Stein, „wie jene Herzogin Luise von Weimar den wilden Karl August — wohlan, so lass' ich mich sofort ins entfernteste Pfefferland verbannen."

Es war der verwegenen Deutlichkeit fast zu viel. Die sehr aufs Schickliche bedachte Octavie glühte und umgab sich mit einem Karree von Freundinnen, möglichst fern vom tollen Vetter. Aber Fritz von Stein hatte in seinem Blick, in

seiner Stimme und in seinem ganzen Gehaben bei allem markigen Freimut eine so offene, klare Kindlichkeit, daß man diesem jungen Siegfried nicht grollen konnte.

Nach und nach aber wurde man ernst. Und als man in das Schlößchen zurückgekehrt war, fand sich denn auch der Augenblick, wo Stein seine Werbung anbringen konnte. Es traf sich dort unter weiblicher Mithilfe, daß der Thüringer, Frau von Birkheim und Octavie allein im Zimmer blieben. Und nun war der junge Held plötzlich sehr gehalten und bat bescheiden und bewegt um Octavies Hand. Er schaute mit so kindlicher Angst abwechselnd das Mädchen und die Mutter an, die ihn, gemäß ihrer feinen Zurückhaltung, erst völlig ausreden ließ, daß beide von seinem starken und ungebrochenen, in phrasenlosen Worten hervorbrechenden Empfinden gerührt wurden. Die Mutter leitete nun das Gespräch; sie übergab ihr hohes, schönes, weich empfindendes Kind seiner rauhen Kraft und bat in wenigen eindringlichen Worten, alles zu tun, was er zu ihrem Glück beitragen könnte. Ein erster Kuß wurde erlaubt; und der stürmische Mann bedeckte Octavies Hand oder vielmehr Handschuh mit zahllosen weiteren Küssen. Es lag ein tiefer Ernst über dem Vorgang; Frau von Birkheim hatte von Steins Schwester gesprochen, die diese Verbindung begünstigt hatte: und diese junge Frau Waldner von Freundstein verließ an diesem Tage — das erfuhr man am andern Morgen — die Erde, starb mithin am Glückstage des Bruders. Zögernd trat Henriette ein; der neue Schwager küßte ihr galant die Hand und bat um ihre Freundschaft. Birkheim und Sigismund folgten. Dem letzteren flog Stein um den Hals: „Lieber Sigismund, wir sind Brüder für immer!“ Es näherte sich die ganze Gesellschaft. Und das gastliche Zusammensein verwandelte sich in ein Verlobungsfest.

Als man beim Tee in zwanglosen Gruppen beisammen saß und ein heiterernstes Plaudern den alten schönen Salon belebte, erhob sich Pfeffel und bat um einen Augenblick Gehör. Belisars Gesicht, obschon von Schmerzen gefurcht, strahlte wieder einmal in der früheren, etwas schelmischen, geistbelebten Herzlichkeit. Die Brauen hochgezogen, durch das Gehör mit den Anwesenden Verbindung herstellend, stand er, drehte an einem Knopf seines dunklen Rockes und sprach nach der Richtung hin, wo Octavie saß.

„Meine nicht genug zu verehrenden Freunde! Unsere Politiker werden sich nächstens in Rastatt versammeln und sich ohne Zweifel mit der Redlichkeit, die allen Diplomaten eigen, selbstlos bemühen, zwischen den Völkern deutscher Zunge und der französischen Republik Frieden zu schließen. Leider bin ich lichtloser Mann zu diesem Kongreß der Scharfsichtigen nicht eingeladen worden. Hätte man mich mit einer Einladung belastet und beehrt, so hätte ich den Diplomaten die Möglichkeit genommen, das Feuerwerk ihres Geistes sprühen zu lassen. Denn ich hätte ohne Umstände das Mittel verraten, wie man zum wünschenswerten Frieden kommt.“

Und in Verse übergehend, die er mit Anmut vortrug, fuhr der Dichter fort:

Wohlan, hör' ich die Herren sagen,
Darf man dich um dein Mittel fragen?
Warum nicht? Zwar es ist nicht mein,
Doch um des liebens Friedens willen

Erlaubt mir die Erfinderin,
Das weiß ich, gern, es zu enthüllen.
O, käme sie nach Rastatt hin,
Ihr alle würdet eure Degen
Und Federn ihr zu Füßen legen,
Ihr würdet, süß getäuschet, sie
Mit Herz und Mund Irene grüßen
Und ... doch mein Mittel wollt ihr wissen?
An eines deutschen Ritters Hand
Zieht sie, umschwebt von Amoretten
Und Grazien, mit Rosenketten
Umschlungen, in sein Vaterland.
So löset Hymens Zauberband
Der Diplomatik Zweifelsknoten.
Gesteht, ihr Herren Friedensboten,
Daß dieser Weg den Völkerzwist
Zu schlichten, ungleich kürzer ist
Als eure trägen Konferenzen.
Darum, wenn man euch raten kann,
So rat' ich euren Exzellenzen:
Traut jeden deutschen jungen Mann
Mit einem schönen Kind der Franken,
So wird euch unsre Republik
Und Deutschland bald das süße Glück
Des engsten Friedensbunds verdanken."

Der Dichter hatte diese gereimte Ansprache mit dem ihm eigenen Talent ausdrucksfein vorgetragen, er verneigte sich freundlich und nahm Platz. Und unter dem willigen Beifall der frohgestimmten Hörerschaft flogen wie einst die drei ältesten Nymphen heran und umrankten den blinden Greis mit Danksagungen. Es war ein sinnig Bild und nicht ohne tiefere Bedeutung. Drei schöne Schwestern umstanden den Dichter wie drei Strahlen, die nach drei Richtungen auseinanderliefen: — Amélie war Gattin eines Elsässers, Henriette erwählte sich einen Franzosen, Octavie folgte einem Thüringer.

„Ihr wißt, Lieblinge," sprach Pfeffel, wieder in den Ernst überleitend, „in unsrem Kreise hat das Ehrenwort ‚Freund' Gehalt und Klang. Denn, was ich einmal in einem Gedicht an unsre Annette gesagt habe, das gilt auch von Octavie, gilt von euch allen:

„Du kennst den Eigensinn
Des alten Belisar: er reicht die Schale
Der Freundschaft keinem dar, der nicht zuvor
Den Kelch des Leidens trank. Auch du hast ihn getrunken...."

Die überstandene Revolution hatte einen nachzitternden Ernst in den Gemütern zurückgelassen.

Viktor stand bei Frau von Oberkirch; auch sie streifte in ihren Gesprächen das Erlebte; und die geistreiche Frau wußte bedeutend von einer neuen Dichtung

Goethes zu erzählen, deren Wärme, Klarheit und Reife sich entzückend abhebe vom düstren Hintergrunde der Revolution. Sie meinte „Hermann und Dorothea".

„Ich kenne die Dichtung, von der Sie sprechen," entgegnete der gute, kluge und unphantastische Professor Hartmann, „und ich liebe sie wie einen Teil meines Selbst. Ich habe sie den Meinen vorgelesen, ich habe mir manches auswendig gemerkt. Es sind Lebensleitworte darin, wie in desselben Dichters ‚Iphigenie', die ich zu meinen Lieblingsbüchern zähle; und die Sprache ist von wunderbarer Gehaltenheit und Schönheit.

„Denn der Mensch, der zur schwankenden Zeit auch schwankend gesinnt ist,
Der vermehret das Übel und breitet es weiter und weiter;
Aber wer fest auf dem Sinne beharrt, der bildet die Welt sich.
Nicht dem Deutschen geziemt es, die fürchterliche Bewegung
Fortzuleiten und auch zu wanken hierhin und dorthin.' . . .

Sie sehen, ich kenne das Gedicht. Doch muß ich bei dieser Gelegenheit gestehen, daß ich nicht gern über Kunstformen plaudre; es reizt mich nicht, das eine Kunstwerk gegen das andre abzumessen oder auszuspielen. Denn wichtig ist mir vor allem der dichterische Lebensodem, den ich in einem Buche spüre; das Schöne setzt sich bei mir in Seelenwärme um, in Entschlüsse, in Poesie der Tat. So vermag ich es denn weiterzutragen und meine Schüler damit zu entzünden."

Birkheim trat heran, zog seinen ehemaligen Hauslehrer vertraulich beiseite und forschte ihn aus. „Wie gefällt Ihnen der Bräutigam?" Und als Hartmann besonnen und beruhigend geantwortet, dankte der Hausvater und bat ihn, im Bunde mit Pfeffel die Familie bei den Hochzeitsfestlichkeiten zu unterstützen.

„Komplottiert ihr wieder?" rief die heranhuschende Braut. „Ihr beiden habt immer zusammengehalten gegen uns arme Frauen!"

„Oh, die armen Märtyrerinnen!" rief der Baron lachend, küßte die Tochter auf die Wange und lief in seiner gastfreudigen Erregung weiter.

„Wie gefällt er Ihnen?" flüsterte Octavie hastig.

Hartmann war schalkhaft genug, zu erwidern:

„Ihr Vater? Ein ausbündig redlicher und liebenswerter Edelmann!"

„Ach, Sie wissen sehr wohl, wen ich meine! Aber alle Welt gefällt sich heute darin, mich zu necken. Es stünde Ihnen viel schöner an, wenn Sie mir einen Trost mitgäben, einen ernsten Spruch, da ich doch nun mein Vaterland wechsle und so weitab ziehe."

Es wurde in diesem Augenblick ein uralter Jahrgang elsässischen Edelweins herumgereicht. Hartmann erhob sein Glas und wandte sich an die ganze Versammlung:

„Meine verehrungswerten Damen, meine würdigen Freunde! Hier neben mir steht meine ehemalige Schülerin, unsre glückliche Octavie, und bittet ihren Lehrer mit etlicher Bangigkeit, ihr einen ernsten Spruch, ein Trostwort mitzugeben, da sie ja nun ihr Vaterland wechselt und dem Manne folgt, den ihr Herz lieb hat. Wohlan, mein liebes Fräulein, wohl sind die fein organisierten und adligen Seelen draußen in der Welt immer in der Minderheit. Aber es ist auch für Trost und Kraft gesorgt. Nehmen Sie in jenes liebenswürdige Thüringerland, das so

edle Meister hat, unsre elsässischen Farben mit! Diese Farben sind Rot und Weiß. Rot ist die Farbe des warmen Blutes, weiß ist die Farbe der reinen Seele. Rot und warm ist das Leben, die Liebe, die Kraft und Leidenschaft des energievollen irdischen Werktags; weiß und rein sind die Gewänder des Feiertags, die Sonntagsgedanken, die Empfindungen des Göttlichen. So setzt sich aus Rot und Weiß, aus Erdenblut und Himmelsgeist, aus irdischen Kämpfen und himmlischen Siegen das Leben zusammen. Nehmen Sie, edle und liebenswürdige Octavie, beide mit hinaus, das energische Rot und das zarte Weiß, die Rose und die Lilie, so haben Sie mit unsrer dauernden Liebe und Achtung unser schönes Elsaß mit hinausgenommen, so wird Ihnen jeder Wirkungskreis zum seelischen Vaterland, so sind Sie echte Elsässerin überall und immer in dieser vielgestaltigen Schöpfung, tätig und beglückend, wo Sie auch weilen und wirken mögen!"

Diese festen und zugleich sehr herzlich gesprochenen Worte machten im Saale tiefen Eindruck. Die Gläser klangen in die Stimmen, wurden aber rasch beiseite gestellt: denn die Frauen hatten bewegten Gemütes das Bedürfnis, die Braut zu umarmen und sich untereinander ans Herz zu schließen; und die Baronin weinte ein wenig. Der Thüringer drückte kraftvoll und fast schmerzhaft lange des Elsässers Hand; und Birkheim ehrte den Redner mit den Worten: „Ich danke Ihnen, lieber Freund."

Viktor aber trat zu der stillen Frau Lili von Türckheim.

„So ist's recht, Herr Professor," sprach die Edelfrau und wandte ihm ihr friedevolles, klassisches Gesicht zu, „setzen Sie sich ein bißchen zu mir her und verraten Sie mir Ihr Geheimnis."

„Mein Geheimnis?" fragte Viktor und schob einen Stuhl an das Sofa. „Worin sollte mein Geheimnis bestehen?"

„Ihr Gesicht hat sich verändert. Sie haben zwar darin etwas wie eine feine Wehmut, aber zugleich eine freundliche Stille. Und von innen heraus strahlt etwas Ruhevolles, das ich auch im Gesicht Ihrer guten Gattin zu bemerken glaube."

„Frau Baronin, Sie und Herr von Türckheim kennen dieses Geheimnis", erwiderte Hartmann mit edlem Ernst. „Mein Freund Redslob hat mir erzählt, was Sie durchlebt und durchlitten haben. Aber er wußte auch zu bestätigen, daß Sie dadurch nicht schwächer, sondern stärker geworden sind."

Man berührte die abenteuerliche Flucht der Familie Türckheim. Töne der Revolution klangen ein letztes Mal gedämpft herüber. Als Bäuerin verkleidet, ein Kind auf dem Rücken, ein Töchterchen an der Hand — so war Goethes Lili nach einer nachtlangen Wanderung bei Saarbrücken mitten durch die französischen Vorposten nach Deutschland entwichen. Die Soldaten auf der Brücke wollten die hübsche Bäuerin anhalten. Jedoch mit dem tapferen und schlagfertigen Wort: „Ist es französischer Soldaten würdig, eine Mutter zu belästigen?" zwang sie die Zudringlichen zur Achtung und ging frei ihres Weges. Der Hauslehrer Fries, Redslobs Vorgänger, durchwatete inzwischen mit den beiden Knaben an einer seichten Stelle die Saar und entkam gleichfalls. Und schon zuvor hatte Türckheim selber, vor einem Verhaftbefehl fliehend, in der Kleidung eines Holzhackers, die Axt auf dem Rücken, unbehelligt die Grenze überschritten.

„Wir waren in der Tat glücklicher als die Familie Dietrich, die ja nun wenigstens ihr Vermögen wieder erhalten hat", sprach Frau Lili. „Wir sind alle beisammen geblieben und gehen aus der allgemeinen Erschütterung gestärkt und gesegnet hervor. Das Feste und Beharrende in uns hat sich noch mehr gefestigt: Gott und Gesetz, Haus und Herz, und was sonst noch einer schwankenden Zeit zu widerstehen vermag. Auch des Todes Bild, nachdem wir ihm so deutlich in die Augen geschaut, steht nicht mehr als Schrecken vor uns; sondern es lehrt uns, um so fester zu handeln, sobald zu handeln ist, und um so vertrauensvoller ins künftige Heil emporzublicken, wenn unseres Handelns Ende kommt. So wird uns der Tod zum Leben, und, es ist seltsam genug, die schreckliche Zeit wird zum Grundbau eines um so tiefer gegründeten Seelenfriedens ... Und Sie waren bei Oberlin?"

„Ich war an den Quellen des Steintals und habe von meinem väterlichen Freunde Oberlin dasselbe gelernt. Liebe Frau Baronin, was Sie hier mit so schönen Worten als Ihr Geheimnis verraten, ist auch mein Geheimnis. In stiller Tätigkeit und vornehmer Gesinnung sein Leben auch im Kleinen für das große Ganze bedeutend zu machen — kann es ein reineres Glück geben?"

Frau von Türckheim betrachtete ihren reif und ruhig vor ihr sitzenden Schützling von einst mit mildblauen Augen, die in einem feuchten Glanze lagen.

„Man spricht allenthalben wohlwollend von Ihrem sanften und glücklichen, doch zugleich festen Einfluß auf die Jugend. Sie haben es erfahren und betätigen es, daß Wissen und Aufklärung allein nicht genügen ohne das Geheimnis der Liebe. Ich freue mich herzlich darüber. Wissen Sie noch, wie ich Sie einst in diesem Saale zu ermutigen suchte, als Herr Hofrat Lerse Sie ein wenig geneckt hatte? Sehen Sie, es ist nun Erfüllung geworden."

* * *

Als Leonie und Viktor am Wagen auf Pfeffel und seine Tochter warteten, um mit ihnen nach Kolmar zurückzufahren, dämmerte die milde Herbstnacht. Das Auge des Mondes schaute träumerisch aus dem Duft des Gebirges. Die Glocken der Dörfer hatten ihre Gebete beendet; ihr Abendläuten auf den Hügeln und in der Ebene verhauchte melodisch in unbewegter Luft.

Das Schlößchen Birkenweier aber samt seiner Umgebung stand lichterhell und lebensvoll. Die Dienerschaft hatte die Lampions vom letzten Erntefest zusammengesucht, aufgereiht und angezündet. In vielen Farben strahlte der wipfelschwere Park. Der kleine See funkelte in diesen Farben; und auf dem See schwammen noch immer die weißen stummen Schwäne. Oder waren es weiße Lotosblumen, die Blumen der Weisheit und Schönheit, die sich zwischen schwimmendem Goldlaub spät und still der herbstlichen Mondnacht öffneten?

Viktor und seine Gattin wandelten in der festlichen Bestrahlung um das Haus, bewunderten das Leuchtwerk und kehrten gemächlich an den Wagen zurück. Wenn die beiden allein waren, so befanden sie sich gleichsam in einem magischen Ring, in dessen feine Stille die Geräusche der Welt nicht mehr eindrangen.

„Was denkt mein Viktor?" fragte Leonie leise, wie sie oft zu fragen pflegte.

„Ich bin glücklich, Leonie", erwiderte Viktor. „Ich fühle mich durchströmt von der Freude, freie und fromme Jugend bilden zu dürfen. Und es stimmt mich

dankbar, daß die Erwachsenen mich mit ihrem Vertrauen und mit ihrer Liebe beehren."

„Und was schaust du so gedankenvoll nach den Bergen?"

Viktor war in einer weichen, doch keineswegs weichlichen Stimmung. Er legte mit zarter Umrankung den Arm um seines Weibes Schulter und sagte langsam, den Blick auf den silbernen Rand der dunklen Berge gerichtet:

„Auf einem fernen Felsen steht ein Mann und schaut uns nach. Um ihn her ist ein ruhiges Abendrot; des Mannes Gestalt steht fest und deutlich darin. Man sieht nicht seine Augen; doch seine ganze Umgebung ist ein einzig schimmernd Auge, ein einzig Lebenslicht, das über jenen Höhenrändern die Nacht hindurch Wache hält, bis der Morgen es ablöst . . . Weißt du noch, Leonie, wie das groß und schön war? Wir werden den Freund im Steintal nie vergessen."

Ende.



Beginnender Herbst

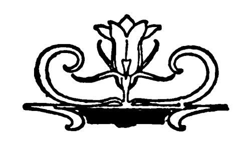
Von

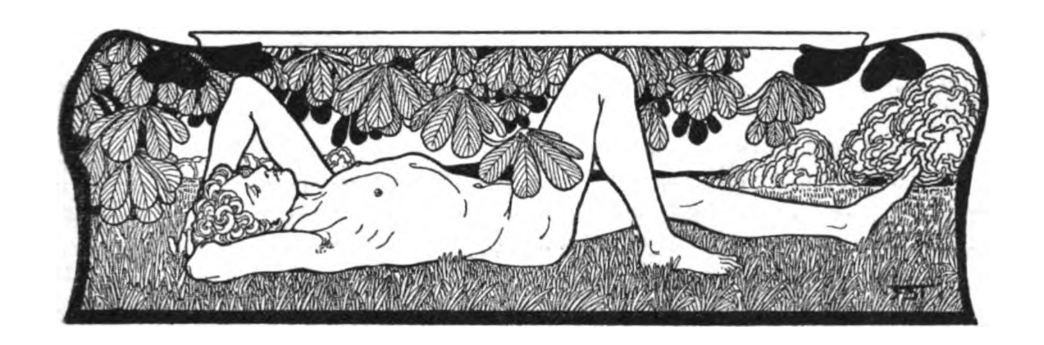
Hermann Schieder

Die Röte eines Daches schwelgt im Blau,
Ein Wolkenballen blüht wie Blumenkohl,
Im blauen Kraut hackt eine Bauernfrau:
Ein herbes Bild, ein Glück in Farben wohl.

Der blanke Tag; es könnte Sommer sein,
Wär' nur die Bläue nicht so kühl und blaß,
Der Wald so nah und die Kontur so rein,
Und Gras und Kraut noch um den Mittag naß.

Im leisen Winde noch kein Blätterfall,
Und doch — auf allem, sommerlich beglückt,
Ein leiser Hauch, ein Anhauch von Metall,
Ein Siegel, das der Herbst ihm aufgedrückt.





Die grundsätzliche Bedeutung der Familienbäder

Von

Ed. Heyck

Noch fröwet mich ein anders daz, Dan aller Vogellîne Sanc: Ein niuwer Sumer, ein niuwe Zît —— Die gute Sommerszeit ist wieder da, und man badet fröhlich vergnügt im Freien und sieht Männlein und Weiblein und ihre Kinder um sich, die dasselbe tun, frisch und frohgemut und ohne Harm. Da ist freilich ein niuwer Sumer geworden und ein niuwe Zît. Neuerungen von sittlichen Befreiungswerten gehen hier vor sich, die der Registrierung durch die Zeitchronistik noch neben so großen physikalischen und technischen Eroberungen, wie unsere Tage sie anstaunen, würdig sind.

Welch ein Umschwung in der Spanne von einem Dutzend Jahren! Aus welcher dumpfen und ängstlichen Verzärtelung zu gesundender Abhärtung nun! —

Vor gar nicht langer Zeit war es in einem sehr schönen Ostseebade Deutschlands noch verboten, daß um die Badezeit Herren den schattigen Promenadenweg in etlicher Nähe des am Strande erbauten Damenbades benutzten. Nicht etwa, weil man mit oder ohne — Astloch hätte hineingucken können. Oder weil man überhaupt das geringste hätte wahrnehmen können. Das kam gar nicht in Betracht. Steingebäude und hohe Bretterwände in der See umschließen das gesamte Bad. An so grobe Sprache dachte die aufgestellte Tafel nicht von ferne. Sie stand da für männliche Neulinge, die an das von Bäumen und Gebüsch versteckte Bad am Strande nicht dachten und dadurch eine fahrlässige Unzartheit begehen konnten. Durch ihre rechtzeitige Warnung wurde sorgsam verhindert, daß Herren und Damen sich unversehens auf diesem Promenadenweg begegneten. Es wurde den Damen die Peinlichkeit erspart, daß ein männliches Wesen sie morgens zum Baden gehen sah, und wurde vorgebeugt, daß alle die Indiskretionen, Beunruhigungen und unsittlichen Phantasien sich regten, die wie ein Knäuel an diesem aufscheuchenden Gedanken hingen. Ich bin als Junge im Weichbild dieser Verbotstafel aufgewachsen und kam heimlich nie darüber weg: diese Badegäste, wenn sie an der Table d'hote sitzen, müssen sich doch entsetzlich voreinander schämen, denn sie wissen es ja doch! — Von dem nahen Städtchen kam ein Omnibus morgens gefahren; darin saßen Herren und Damen, die auch in der See baden wollten und die, wenn der Wagen hielt, je für sich den so wohl-

umschlossenen Badeanstalten zustrebten; die eine lag am äußersten Ende nach rechts, jenseits der letzten Häuser und Villen, die andere an der entferntesten anderen Seite, hinter obiger grüner Promenade, nach Westen. Soweit war ja alles in guter Ordnung. Aber in dem Vorher, in dieser gemeinsamen, ungetrennten Fahrt zum Bade war sicherlich etwas Schamloses, war die peinlichste Beunruhigung! Die kindliche Jugend ist allerdings immer bereit, die Lehren der Schicklichkeit mit hundertprozentiger Konsequenz in sich zu verarbeiten.

So stand es bei uns; und unter solchen Umständen erfuhr man dann flüsternde Kunde von den ungetrennten Badesitten Belgiens, Frankreichs oder sonst ringsum! Und deutsche Landsleute gingen unter dem Vorwand einer bildenden Auslandreise dorthin! Wahre Übermenschen, die mit unerhörter Dreistigkeit und etlichen Moneten den übermannenden Entbehrungen der deutschen Sittsamkeit entrannen.

Und heute! Friedlich und kurbekömmlich bleiben auch sie den Badehotels des Vaterlandes erhalten, und sie lachen sich wahrscheinlich selber aus, wenn sie noch an diese Don-Quichote-Fahrten denken und was sie dann davon im Freundeskreis erzählten. Im Sperrdruck klingeln es die Annoncen vor allen züchtigen Augen und Ohren aus: Familienbad. Auf den staatlichsten Bahnhöfen hängen die Plakate, wo man diese Greuel — was sie der älteren Generation noch waren — nun modisch und schicklich dargestellt und werbend angepriesen sieht. Menschen im ungetrübten Vollbesitz der bürgerlichen Ehrenrechte zitieren den Photographen, der im Seebad in seiner Glas- und Brettersommerbude wartend haust; er muß von ihnen und ihren an der Wirtstafel geschlossenen Freundschaften eine stolze Erinnerungsaufnahme vor dem Spiel der Wellen machen, die ganze Gesellschaft im Badekostüm, die Papas, die Mamas, die Schwägerin und Kind und Kegel, — eine gräßliche Geschmacklosigkeit von mager und beleibt, bei der man sich aber nicht einmal noch etwas Ästhetisches denkt.

Kurzum, was man nie für möglich gehalten hätte, auf einmal ist sie mausetot, die rastlose alte Eifertante Körperprüderie. Und nun ulken die einen und suchen ausgelassene Entschädigung für die Tugendmiene, die sie aus Angst vor ihr so lange aufgesetzt — bis absehbar auch dieses Vergnügen sich verbraucht haben wird durch seine Wohlfeilheit. Und die anderen haben die alte, karge, strenge Tante schon jetzt totaliter vergessen, und sie sind noch die Anständigeren und Besseren, die sie verstanden, daß sie es doch gut auf ihre Art gemeint. Wenn man von der guten alten Zeit spricht, denkt kein Mensch an sie mehr mit.

Und was war sie doch für eine Persönlichkeit! Was stellte sie im Leben der Menschen vor, was war für eine Kraft in ihr! Anderthalb Jahrtausende, gering gerechnet, hat sie mit der christlichen Menschheit gelebt und hat sie maßgeblich regieren helfen und all die aufmuckenden Widerspenstigkeiten noch immer wieder abgestraft. Denn man war zwar selten nicht unartig und wurde dann von ihr ertappt und eingesperrt, aber ihre Autorität und daß sie recht hatte, zu bezweifeln, das gab es für die Verwegensten noch nicht. Endlich ist sie aber doch an einer Altersschwäche, die niemand an ihr wahrnahm, still verschieden. Und die Versuche, ihren Tod zu verheimlichen, so wie man es früher mit den großen Sultanen machte, verfangen

auch nicht mehr. Tot ist sie und wird es nun bleiben, und es ist so weit, daß man ihre Biographie schreiben könnte — das wäre vielleicht ganz gut. Aber wird sie auch die Leser finden? Die junge Welt weiß von all ihrer Wichtigkeit schon jetzt nichts mehr. Und die feineren alten Damen und Lehrer, die sie noch gekannt und sich gut mit ihr gestanden haben, sagen ehrlich, es sei doch besser, daß man sie losgeworden ist. Anderthalb Jahrtausende von solcher Geltung — und ein Dutzend Jahre, die all ihr Bemühen, die Menschen vorbeugend moralisch zu entjungfern, einfach durchgestrichen haben und sich nun erleichtert und hoffnungsvoll dabei befinden. So einfach, so vergessend kehrt Natur in sich zurück.

Ich singe deswegen noch kein Loblied hujus temporis. Wir haben Ausbruch von Verwilderung genug. Wir nehmen insbesondere eine Emanzipation und Selbstüberzeugung der unreifen Jugend wahr, die schon höchst abkühlend auf die schönen Optimismen vom befreienden Jahrhundert des Kindes wirkt. Tüchtige, kräftige, gehörige Erziehung erscheint den Vernünftigen notwendiger und dringlicher als je. Aber freilich eine solche, die von dem naturgewollten guten anständigen Wesen des Menschen, welches sie zu entwickeln strebt, auch schon auszugehen weiß. — Es ist Übergangszeit momentan, die vieles bringt und verhängt, was greulich und leidvoll bedrückend ist. Auch auf dem Gebiet der wohlmeinenden Hilfe; so, wenn man sich in den Schulen der großen Städte gezwungen sieht, an die Stelle der alten seelischen Entjungferung durch prüde und augenverbindende Warnung vorerst nun eine neue, nicht so schleichende als akute Entjungferung zu setzen, die der eiligen Augenöffnung und Belehrung. Wie gesagt, nicht mit Unrecht. Denn ringsum ist Gefahr, ist das Kranke, Frühreife des Wurmstichs; aus einem nicht erst seit gestern vielgestaltig entnatürlichten und infizierten Körper schwären die sichtbaren Hautausschläge heraus. Nun erst kommen sie, indem die Beschönigung und die Lüge ihre lang hinhaltende Kraft eingebüßt haben, richtig und deutlich an die Fläche. Und damit sind wir eingetreten in die Zeit der unverblümten Diagnosen. Wir erkennen, in welchen allzu lange angewandten Erstickungskuren die schlimme Gewalt des im Verborgenen eingewucherten Übels steckt, und sind deshalb endlich dazu gekommen, die ganze herkömmliche sittliche Pädagogik gründlichst nachzuprüfen. Es setzt sich die Einsicht durch, daß so vieles, was für warnende und verhindernde Bewahrung vor der Geschlechtsneugierde gehalten wurde, tatsächlich nichts Besseres ausrichtete, als schädliche Vertrauensentfremdung zwischen Kindern und Eltern, als verheimlichte Fährtenspürerei, mit all ihren dunklen Versuchungs- und Gewissensqualen, und eine trübe, nimmersatte Neugier-Erreglichkeit. Heute sind so vielen bestmeinenden Erziehern die Augen endlich aufgetan, was die Zusammenhänge waren, wenn die Kinder anderer Eltern, über deren unvorsichtige Behandlung von Knaben und Mädchen sie die Hände zusammenschlugen, dennoch nur gesund und kindlich aus hellmutigen Augen schauten, während ihr eigener, peinlich gehüteter braver Junge mit dem Blick des scheuen Sünders schlich. Das ist der Segen, daß endlich so kräftige Breschen gerissen sind in diese alte Pädagogik der Prüderie, mit ihrem häufenden Ergebnis von so viel Heuchelei, Verstecktheit, Lüge und heimlich umtreibendem niedrigen Geschmack, mit ihren so viel edelste Kräfte in Tantalus-Unruhe weg-

fressenden Spürereien und trüben Phantasien, — mit ihrer sogar den erwachsenen Mann noch schimpflich ans Astloch bückenden Neugierlüsternheit.

Es stand schon einmal anders in der abendländischen Welt. Das war aber vor dem ganzen Mittelalter; so lange ist es her. Denn von Japan will ich hier nicht sprechen oder Beobachtungen über sonstige entlegenere Völker zu Hilfe nehmen; ich möchte das Thema nicht aus unserem näheren europäischen und von der allgemeinsten Schulbildung innegehaltenen Gesichtskreis herausführen. — Im Altertum hatte Sparta mit einer die Jahrhunderte durchdauernden Überzeugungskraft den radikalsten unter allen Beweisen geliefert, wie man das Körperliche sittlich unschädlich macht durch seine entschlossene gedankliche Entsündigung. Weitergehend als die übrigen Griechen dehnte es sein systematisches Verhalten auf beide Geschlechter aus. Es brachte die beiderseitige Jugend absichtsvoll zusammen, gewöhnte sie rückhaltlos aneinander, duldete nicht etwa, sondern forderte eine ausgedacht dürftigste Bekleidung und machte bei bestimmten Veranlassungen und Voraussetzungen die Nacktheit zur einfachen Gewohnheit. Es verharmloste auch sie zu einem Inhalt des Gesetzes und des öffentlichen Gehorsams, und damit zu einer traditionellen Schicklichkeit, die der Gedanke, wenn er sich überhaupt noch geregt hätte, aus den sachlich ineinandergreifenden Zwecken des Gemeindewohls begriff.

Man müßte eigentlich näher auf diese höchst instruktive lykurgische Gesetzgebung, auf ihre mancherlei Feinheiten und ihre fein ausgedachten Derbheiten eingehen. Jedenfalls, das Ergebnis war: durch das ganze, die Spartaner gewiß nicht unnötig liebende Hellas verbreitete sich zugleich mit dem Lobpreis der durchgebildeten Schönheit der Spartanerinnen der selbst von so großem griechischen Neide nicht angetastete sittliche Ruhm der spartanischen Jugend, ihrer Gefeitheit gegen die äußere sinnliche Reizung und daraus entspringende Leichtfertigkeit. Am tiefsten stand die Achtung der Frau im sie umhegenden und einsperrenden Athen, und nirgends blühte auch das Hetärenwesen so wie dort und in Korinth. Höher standen die Frauen und Mädchen schon bei den Äoliern, die sie bedeutend freier hielten. Dort aber, im dorischen Sparta, das die großen Mädchen mit auf den Dromos der Wettläufe oder auf die Turnplätze, die Gymnasien, hinaussandte, und das aus gewissen Festzügen und chorischen Tänzen geradezu einen Ehrentag — eine Heerschau, so brutal uns das vorkommen mag — der kraftgeübten Körper dieser künftigen Mütter vor der ganzen Gemeinde machte, dort rechneten die Staatszwecke ausdrücklich auf den günstigen Miteinfluß der Mädchen und Frauen auf die jungen Männer. Sie legten verschiedenen Forderungen und Sitten, die unserer subjektiven Unwillkürlichkeit nicht wenig anstößig erscheinen müßten, den wohlbedachten Gesichtspunkt zugrunde, daß die jungen Männer desto eifriger sich physisch und bürgerlich anstrengen sollten, vor einer meinungsfähigen und anspruchsvollen weiblichen Beurteilung genügend achtungswert zu erscheinen.

Eine lange Reihe von Jahrhunderten hat sich dieses scharf konsequente Erziehungssystem, das früh nach der Zeit des Homer schon einsetzt, vor den kritischen Augen Griechenlands bewährt. Noch Cicero und der unter den Antoninen lebende griechische Baedeker, Pausanias, sahen trotz vielgewandelter Zeit die hauptsäch-

lichsten lykurgischen Grundsätze in Bestand, und überhaupt erst das Christentum hat ihnen im fünften Jahrhundert das letzte Erlöschen aufgezwungen. Als Plato um 370 vor Christus das Gemälde seines idealen Staates entwarf, wollte er, nach Sparta blickend, die unterschiedslose Sportplatznacktheit von Männern und Frauen überhaupt einführen. Sie gehört bei ihm in den Rahmen extremer starkgeistiger Postulierungen, welche das weniger doktrinäre Sparta nicht gebilligt und ertragen hätte, das sein System vielmehr auf erprobte Stichhaltigkeit von Psychologien und Erkenntnissen aufgebaut, es nur auf die Mädchenzeit erstreckt und es überhaupt mit bemerkenswerten Unterscheidungen behütet und gesichert hat.

Sparta ist die eine wichtige Erfahrung, die das beginnende Mittelalter — hätte haben können. Die andere, das sind die jungen, gesund ursprünglichen Germanenvölker, zu denen man das Christentum nun brachte. Es ist ja unzählige Male zitiert worden, was Cäsar und Tacitus von der germanischen Sittlichkeit ihrer Zeit mit trübseligem Vergleich nach Rom hin berichten, von dieser gedankenlos durcheinander badenden und im Hause ungenierten Jugend: noch lange denken die heranreifenden Jünglinge nicht an Sinnlichkeit (venus), und bei den Mädchen ist keine Liebeseile; so, in ruhiger Unschuld erwachsen, in aufgesparter Mannbarkeit, erkennen und finden sie spät einander, und die Kinder bezeugen die Herrlichkeit einer solchen Elternschaft. Dagegen so gut wie unbekannt sind die nicht minder schwerwiegenden Worte des ehrlichen Mönches aus dem Missionskloster Fulda, die noch im neunten Jahrhundert von den heidnischen Altsachsen und ihren wohlerhaltenen germanischen Verhältnissen ausgesprochen werden. „Sie wollten in ihrer Sittenreinheit viele nützliche und nach Naturgesetzen auch sittliche Einrichtungen pflegen und würden durch sie die wahre Glückseligkeit gehabt haben, hätten sie sich nur nicht in so völliger Unwissenheit über den Schöpfer der Welt und die Wahrheit seines Dienstes befunden." Worte, aus denen ein kaum verhohlenes Verständnis hervorbricht für den Konflikt des missionaren Berufes, zu solchen Völkern die pflichtmäßige christliche Aufklärung über die Sünde alles Natürlichen zu bringen.

Aus dieser frühkirchlichen — nicht der neutestamentlichen! — Lehre stammt ja eben unsere Bewahrungspädagogik, die bis an die neueste Zeit die immer noch unbezweifelte Autorität behauptet hat, trotz allen Zersetzungen und Selbstwiderlegungen durch einen immerwährenden praktischen Bankerott von Anfang an. Von germanischen Völkerpsychologien und Achtungsbegriffen konnte ihr System von vornherein nicht ausgehen. Sie war fertig und in ihren Überzeugungen abgeschlossen, als sie die Völker außerhalb der überlebten orientalisch-römischen Kultur kennen lernte; zu ihnen kam sie nur noch als die fremde Besserwisserin, die nun über diese gesunden und anständigen Völker die Pandorabüchse ihrer Sorgen und Belehrungen auftat. Sie hatte bis dahin noch kein jugendlich natürliches Menschentum gesehen und sich mit ihm verstanden, und dafür war es nun zu spät. Im Augiasstall des späten Altertums war sie zur Welt gekommen, im Entsetzen vor einer sittlichen Verwilderung und Verkommenheit, wie sie da am nächsten zu Alexandria grassierte, hatte sie ihre Anschauungen gebildet. Aus dieser schrecklichen Kindheit, die ihre Entschlüsse formte, muß man sie immer, um nicht zornig und ungerecht zu werden und um ihre sittliche Energie zu würdigen, ver-

stehen. Sie hat den ungeheuren Kampf auf sich genommen, die greuelvoll entartete Menschheit noch wieder zu bessern, ja zur Reinheit zurückzuführen. Und danach hat sie ihre Ideale aufgestellt, die zwar vielfach trostlos und lebensvernichtend sind — gleich der intim ihr nachempfundenen Tolstoischen Kreutzersonate —, die aber auch ähnlich faszinierend auf ein sittlich krankes und dekadentes Milieu gewirkt haben; eben so hat sie hingebungsvolle und entschlußstarke Begeisterungen erweckt, wozu es einer menschlich einfacheren Vernunft wahrscheinlich nicht gereicht haben würde. Und entsprechend sind nun ihre Mittel, wo sie praktisch wird.

Ich beschränke mich auf das, was in unser Thema einschlägt, gehe nicht ein auf die Widernatürlichkeiten, die sie ohne weiteres als nächstliegende Gefahren mit veranschlagen muß und in die strengen Regeln ihrer Verhütung nimmt, nicht auf die Unmöglichkeiten, die in ihren letzten ideellen Forderungen, der vollkommenen irdischen Liebesentsagung und solchen Theorismen, enthalten sind. Ihr Verfahren ist auch da, wo sie praktische Erfolge im Verhalten der beiden Geschlechter erzwingen will, die gewaltsame Übersteigerung der Forderung. Oder vielmehr die ängstliche Übertreibung des Argwohns und der von weitem schon vorbeugenden Verhinderung. Denn Ursprünglichkeit, Gesundheit und deren sittlichen Eigenwillen, Vertrauen auf die Mitwirkung einer von selbst wieder gesundenden Natürlichkeit, das alles gibt es für ihren, zunächst ja auch traurig gerechtfertigten Pessimismus längst nicht mehr. Es ist die Luft des Hospitals, die uns von ihr anweht, ihre heilenden Mittel sind der Höllenstein, der schneidende Eingriff, die schonungslose Amputation, die strengste Isolierung und Bewachung. Es gibt nur Fäulnis und Krankheit und Ansteckung, und beim geringsten Nachlaß in der scharfen Überwachung nimmt sie die sofortige Rückfälligkeit an. Wo nur überhaupt die Augen, die Gedanken das andere Geschlecht oder wo sie die eigene irdische Existenz, den Körper, erreichen, da ist auch die Verführung schon wieder, der Aufruhr der Sinne, der zum mindesten gedankliche Sündenfall. Daher wegblicken, die Augen niederschlagen, wenn ein Weib, ein Mann begegnet, weil es sich ja gänzlich nicht verhüten läßt. Nicht baden, sich überhaupt nicht oder nur im Dunkeln waschen; man müßte sonst unzüchtigerweise den Körper sehen. Zu solchen extremen Regeln und Vorschriften gesellt sich das populäre Mittel der emsig gemehrten gleichgerichteten Legenden. Fromme Männer, wie der Anachoret Ammon, durchwaten einen Fluß nicht, um nicht das Gewand aufheben zu müssen; ein Engel kommt dann, und auf diesem reiten sie hinüber. Der Bischof Jakob von Nisibis im vierten Jahrhundert trifft an einem Brunnen junge Mädchen, die Zeug waschen; er sieht sie unsittsam durch diesen Anlaß entblößt, da verflucht er den Brunnen, der vertrocknet, und das schwarze Haar der jungen Wäscherinnen verwandelt er in grau. Immer weiter nachdringend verstrengern sich diese Lehren der Warnung, die Definierungen des für sie Unsittlichen, und immer feiner verschärfen sie, ohne daß man ihre wohlmeinende Absicht antasten darf, auch die entsprechende Empfindlichkeit. Denn mit allen diesen unablässigen Vorbeugungen züchtet man nun tatsächlich eine bald schon fieberische Nackterreglichkeit. In den vielgestaltigsten Erscheinungen und Berichten spüren wir ihre Agilität. In die keuschen Legenden selbst, wie in das lebende Tun und Treiben der ringenden Frommen glüht und schwelt sie hinein

und stellt schon wieder die Lehre völlig auf den Kopf, bis zu den ekstatischen Entkleidungslüsten, die sich, weil sie aus der Bemühung entstehen, mit für fromm halten, oder bis zu den Wollüsten der verschiedensten masochistischen Art. Beispiele dafür sind die ganze Bilderreihe der Legendenphantasien, die sich an Maria Magdalena hängen, ferner die nackten ungewaschenen Eremiten und „sonderbaren" Büßerheiligen, oder jene, wie Onophrius, die in den Bädern und in den Frauenhäusern die Versuchung bekämpfen — Gottfried Keller hat seinen schlimmheiligen Vitalis aus diesen kulturgeschichtlichen Stoffen in die schalkhafte Liebenswürdigkeit seiner sieben Legenden zurückgerettet —, sodann die geistesverwandten Asketen, die sich mit ledigen weiblichen Frommen, den sogenannten „virgines", gemeinsam in der Niederzwingung des Fleisches üben, die verschiedenen Adamitensekten usw. Das Mittelalter fährt fort, dieses unerschöpfliche Material zu mehren; Folianten erledigen es nicht, trotzdem selbstverständlich die Aufzeichnung immer nur ein kleines Bruchstück bleibt, und bis in die Gegenwart wird es durch das, was in die Öffentlichkeit gelangte, ergänzt. Andauernd kehrt das Bild wieder der sinnlos übertriebenen Anforderungen an die Schamhaftigkeit, und im krassen Widerspiel dazu der abscheulichsten Zumutungen an die so streng gemahnte junge Scham, aus heimlich brennender, verdrückter Erzieherlüsternheit. In die Haut pressende Stachelgürtel, welche zitternd entkleideten Mädchen zur Stärkung der keuschen Vorsätze umgeknotet werden, oder die wilden Züchtigungen der Art, wie sie mit gleicher eigenhändiger Sorgfalt der mörderische Konrad von Marburg an dem zarten Frauenkinde Elisabeth von Thüringen vollzieht. Und umgekehrt erfahren wir die genügend bezeichnenden Vorgänge in diesen verwirrt Hinnehmenden, gläubig Erduldenden oder in den von der ewigen Sinnenbeunruhigung schon richtig krank Erregten. Das geht die ganze Skala hindurch, von den noch ans Komische streifenden Beichtsorgen des wohlinstruierten Gehorsams bis zu den sich immer wiederholenden Ausbrüchen in die Entkleidung: diesen mit wilder Standhaftigkeit sich selbst aushaltenden Ekstasen jäher Schamlosigkeit, die denn ja auch eine bekannte Erscheinungsform des religiösen Wahnsinns sind. Dazu die Einzelheiten der peinvollen Selbstabtötung und ihrer zu neuen dunklen Verspürungen weitergelangenden Vergeblichkeit. So durch die Jahrhunderte fort, bis zum Hexenwesen, und zu all der grausamen Lüsternheit, die sich mit den Foltern so intim verbindet. Danteske Fürchterlichkeiten erschaut der Historiker, der in den Höllentrichter dieser Bewahrungslehre hinabsteigt und ihrer ruhelos umhergewehten, umhergepeitschten Qual. Mit Erklärungen im Einzelfall durch vorhandene Hysterie und solchen Wendungen kommt man aus diesem Kapitel nicht heraus. Und immer aufs neue bringen unwiderstehlich, wie schon in der christlichen Frühzeit, die ausmalende Wollust des Grausamen und dazu die sonst mit jeder Beschimpfung verfolgte Nacktheit auch in die Legenden und Martyrien und frommen Erzählungen und Poesien ein. Es ist hier nur nicht der Raum, um sie einmal richtig nach dieser Seite zu analysieren. Darunter nicht zuletzt die vielgerühmte „unschuldsliebliche" Erzählung vom Armen Heinrich, mit deren Subtilitäten man noch heute den eindringlichen Kopf manches guten Schuljungen zerbricht, in welchem seine klarere, sich nur noch nicht selbst vertrauende Logik wühlt. —

Den Germanen in ihrer natürlichen Gesundheit hätte das alles weit außerhalb der Gefährlichkeit und der Verständnisfähigkeit gelegen. Befragen wir die tiefstschöpfenden Quellen darüber, ihren Sprachschatz, ihr Sprichwörterdenken von früh an, ihre Rechts- und Lebensaltertümer: nirgends begegnen wir dort diesen Schmachtlappereien und Empfindlichkeiten, den beiden ewig unruhvollen Schwestern Prüderie und Lüsternheit. Das Wort nackt ist ihnen harmlos geläufig, ohne Schimpflichkeit und ohne Erreglichkeit; „besser nackt gehen als in gestohlener Seide", heißt noch ein in neuere Form gebrachtes Sprichwort, das in seiner Unbefangenheit und legendenfreien Moral für alle mit bezeichnend ist. Wo man nur das germanische Mittelalter von der mittelalterlichen Erziehung löst, da hat es den starken Zug der Jugend, tapfer und ehrbar und ehrenhaft zu sein. Und so beschaffen sind noch alle die echt germanischen Epen und Sagen und Erzählungen, von Island bis an den Alpenwall. Erst die gebildeten dichterischen Überarbeiter der höfischen Literaturzeit spüren auch hier — so in der Gudrun — die Gelegenheit heraus zur versteckt-sinnlichen Ausmalung von einzelnen Szenen, die sie dadurch zur Verwandtschaft mit den Pikanterien der vornehmen Kunstepen oder mit den Entkleidungsumständlichkeiten der Legenden und Halblegenden entstellen.

Denn das gebildete Mittelalter der erzogenen und konventionellen Kreise ist nun der aufgestachelten Lüsternheit gleichfalls allgemein verfallen, mit oder ohne den Monna-Vanna-Mantel der bedeckenden Tugend. Und es kommt auch nicht mehr davon los, ehe das wirklich ernste und ehrbare 16. Jahrhundert einen zeitweiligen Wandel schafft. Die Sittengeschichten bieten das gehäufte Material über dieses gebildete, reichere, obere Mittelalter, gleichviel ob die Askese ihren so starren Druck ausübt wie im 11. Jahrhundert, oder ob sich alles, Laien und Klerus, von ihr wendet, gleichgültig abwendet oder mit so schneidenden Worten, wie sie Gottfried von Straßburg wagt. Das charakteristische Bild ist und bleibt die allzu lange herangezüchtete Intensität der Lüsternheit, aufrechterhalten durch das monoton und unbelehrbar fortgesetzte System der Versuche, sie gewaltsam nach innen im Namen der erstrebten Moral zurückzudrängen. Man denke an diese spätmittelalterliche Kunst, die von Eva und Lots Töchtern an über Judith und Susanna bis zu den Büßerinnen und Märtyrerinnen die ganze heilige Geschichte nach Vorwänden der Lüsternheiten aller Art durchstöbert. Und wie bezeichnend ist ferner die Geschichte der obrigkeitlichen Kleiderordnungen mit ihrer noch sehr duldsamen weltlichen Demarkationslinie, wie weit die Frauen die Hälse entblößen dürfen, und mit dem, was sie tatsächlich bewirken: diese dünnsten Durchsichtigkeiten, die die Frau nun dort verwendet, wo die nachweisbare Nichtverhüllung strafbar würde, und alle die sonstigen Äußerungen einer nun jedes Fingerbreit des süßen Verbotenen mit allem Bewußtsein auskostenden patrizischen Sinnenüppigkeit. Wie anders Sparta. Zweitausend Jahre vor diesen eine traurige Rolle spielenden mittelalterlichen Sittenhütern sind sich die dorischen Sittenreformer schon völlig klar, daß der Reiz erst aufkommt vom wissentlichen Verheimlichen, und daß ihn vollkommen nur eines bricht: die Geheimnislosigkeit. Sie allein haben das Problem mit positivem Ergebnis gelöst, allerdings auf eine für feinere Kulturen schwer nachzuahmende Weise, und den Beweis geführt, wie einfach auf ihrem Wege

eine abkühlende Entsinnlichung erreicht wurde, eine allergünstigste Ablenkung auf die von Sparta aufgestellten gemeindlichen Ideale der robusten äußeren und inneren Gesundheit und einer verläßlichen, selbstbewußt zufriedenen Frugalität. Die mittelalterliche Lehre und die spartanische Gesetzeslehre bilden die schärfste uns bekannte Gegenüberstellung, mit ihren Leitsätzen und mit dem, was man auf der einen und auf der anderen Seite durch sie erreicht.

Endlich um die Zeit, da das Denken so wenig, wie bisher noch niemals, durch die Kirche behindert wurde, entstanden wieder neue Meinungen auch auf dem Gebiete dieses Problems. Ich meine um die Zeit der Aufklärung, der Enzyklopädisten und der Rousseauschen Rufe nach Natur. Es ist der gleiche Umschwung, der endlich auf dem Kontinent auch dem Baden im natürlichen Wasser wieder das Recht erkämpfte, keine Unanständigkeit zu sein — nebenbei gesagt, auch eine von den Befreiungen, von denen wir es rasch genug vergaßen, daß sie erst haben erobert werden müssen. Die verzwickte Wohlanständigkeit des Mittelalters erkannte das warme Bad in der Burgstube, in der städtischen Badestube oder in Heilbädern an, nebst den z. T. für uns anstößigen Schicklichkeiten, die dazu gehörten; dann kamen das Baden und die Reinlichkeit überhaupt nach dem Mittelalter schrecklich herunter, für nahezu drei ganze Jahrhunderte. In der gleichen Zeit nun aber, da dann endlich die Badeanstalten und Badeanlagen in Flüssen, Seen und an den Meerküsten Englands und allmählich auch des Kontinents aufkamen und damit ein gewisser Teil der alten Anstößigkeit schon über Bord geworfen wurde, erfolgte auch mancherlei sonstiges Umdenken, also im späteren 18. Jahrhundert. Über die psychologische Wirkung von nackt und verhüllt, von verbergender oder harmloser Behandlung des Körperlichen finden wir da nun schon sehr moderne Äußerungen. Und der feine Stendhal stellt bereits die Formel auf: Aus weiblichem Korpsgeist bilden die Mütter in ihren kleinen Mädchen die ängstliche Verhüllung zum Erfordernis der Unwillkürlichkeit heran. Denn, meint er, um wie vieles weniger würden sie sonst den Männern später gefährlich sein! wieviel ärmer und phantasieloser würde überhaupt die ganze Sinnlichkeit!

In der Tat, es würde der schwerste Verlust für einen zum Selbstzweck gemachten Epikureismus der Liebe im Sinne Stendhals sein. Sparta beweist es, und die heidnischen Germanen beweisen es, und von der Gegenseite die ganze Geschichte der kirchlichen Bemühung beweist es auch. Indessen für die ernstere Menschheitskultur handelt es sich auch noch um andere und wichtigere Dinge als darum, daß ein möglichst bereicherndes Schutzzollsystem um die sinnliche Liebe befestigt wird. Schon aus Gründen einer schöner, seelischer und reifer aufgefaßten Liebeswahl, was sich hier ja nur noch flüchtig andeuten läßt.

Nun kann es sich aber trotz allem Gesagten nicht um plötzliche radikale Beseitigungen des alten traditionellen Systems handeln. Kein wohlmeinend Einsichtsvoller könnte sie billigen. Nichts trifft nach jedesmaliger Erfahrung so sehr am Ziel vorbei als kulturgeschichtliche Übereilung. Das Beispiel der schnellfertigen Directoirezeit und ihres libertinen Nacktheitsrausches ist in dieser Beziehung warnend genug. Durch Sprünge und durch Überrumpelungen erschafft man niemals beruhigte Kultur, bringt man die Entwicklung nicht weiter. Man hat nicht von heute auf morgen da-



durch, daß eine allgemeine Konvention zusammenbricht, schon eine neue, sondern man muß auch diese erst erschaffen und erringen. Wir dürfen uns beglückwünschen, daß es freier, heller, gesünder in diesen Dingen zu werden verspricht. Desto mehr gilt es, Übereilungen und damit den Rückschlag zu verhüten, damit wir wirklich weiter zum Gesunden kommen. Um sorgsame, stichhaltige Erkenntnisse handelt es sich; um deren Prüfung unter den Maßstäben des gesamten umgebenden Zustandes; dann um ihre unüberstürzte, für den vernünftigen und anständigen Sinn überzeugende Verbreitung, und immer auf diesem Wege erst um weitere Folgerung. Wir stehen in einer vielseitig befreiungskräftigen Menschheitsperiode, auf die man einmal ähnlich zurückblicken wird, wie wir auf die Zeit der Renaissance und der großen Entdeckungen zurückblicken. So sehen wir auch auf dem Gebiete, dem diese Zeilen galten, einen starken Fortschrittswillen tätig und erleben schon wichtige Ankündigungen in diesem Teil der erzieherischen Entwicklung. Aber wir werden deswegen nicht verkennen, daß gerade sie, damit sie wirkliche erfreuliche Befreiung bleiben, nicht durch verantwortungslose Ungeduld oder gar durch Heucheleien neuer Art wieder in Frage gestellt werden dürfen; mit anderen Worten, daß auch sie immer jenen sicheren geschichtsphilosophischen Gesetzen über das schwere Massentempo des Fortschritts eingeordnet bleiben müssen, welche am eindrucksvollsten einst von Lessing in den kristallklaren Sätzen seiner „Erziehung des Menschengeschlechtes“ niedergeschrieben worden sind.



Glossen

Von

Dagobert von Gerhardt-Amyntor

In einem Sumpfe steigen die giftigen Gase von unten nach oben. Auch die Gesellschaft ist oft nur ein Sumpf, in dem es aber umgekehrt zugeht. Dort steigt Frische und moralische Gesundheit aus der Tiefe empor, während sich Fäulnis und Verrottung gern oben zeigt.

*

Das ist der große Irrtum, auch unserer schärfsten Denker, daß sie das Ende des Christentums herangekommen wähnen. Nur die Kirchenlehre und der Kirchenglaube wanken; aber um so siegreicher wird der Kern der christlichen Lehre, die Gottes- und Nächstenliebe, sich immerdar behaupten.

*

Grüß Gott! tönt es an manchen Orten, wo Menschen einander begegnen. Ein beherzigenswerter Gruß! Grüße ihn nur, auch wenn du ihn nicht sehen kannst, dann wird er dir erscheinen.





Paule

Von

Marte Renate Fischer

(Schluß)

Früh sieben Uhr mußte Arno in der Fabrik sein. Um sechse weckte ihn die Mutter immer. Darauf frühstückte er in der Küche, belegte seine Butterbrote und lief zum Bahnhof.

Seit Paule da war, hatten sie immer an den drei freien Seiten des hübsch gedeckten Küchentisches gesessen, gemeinschaftlich die Mahlzeit eingenommen und sich herrlich dabei amüsiert. Heute war Paule nicht zur Stelle. Er schlief allein in der guten Stube, die mit blauen Plüschmöbeln ausgestattet war.

„Er wird wohl müde sein; laß ihn nur schlafen", sagte die Mutter.

Während sie ihr Frühstück einnahmen, lachte Arno plötzlich hell auf.

„Das war gestern ein Feetz, Mutter. Paule war uns nämlich abhanden gekommen. Wir kriegten es schon mit der Angst. Mieze war rein wie eine irrsinnige Fliege — —"

„Du, hör mal, mit der Mieze!" fiel ihm die Mutter kurz ins Wort. „Willst du die etwa heiraten?"

„Bewahre!" sagte er, ohne sie anzusehen.

„Da würde ich doch auch mein Wort mitzusprechen haben. Du mußt nicht denken, daß du dir alles erlauben darfst."

„Ich will dir mal was sagen, Mutter" — er schob die Tasse zurück, nahm die Wurst und fing an, seinen Belag aufzuschneiden —: „es gibt so Dinge, die du überhaupt nicht sehen mußt. So was mußt du gar nicht merken, Mutter ... so was — —"

„Na, wo war denn Paule?"

„Ach, wir hatten ihm die Rosa aufgehängt. Und wie wir nun fort mußten zur Station, da ging das Rufen und Suchen los. Die beiden waren rein wie vom Erdboden verschwunden. Krüger meinte anzüglich: ‚Die werden sich wohl ein bißchen in den Wald zurückgezogen haben. Ihr wißt ja, Rosa liebt den Wald — —' Und kaum hatte er ausgesprochen, da kamen sie einträchtig dahergegangen. Sie waren richtig drin gewesen im Walde."

Er warf sich zurück und lachte aus vollem Halse. Die Mutter aber packte mit beiden Händen die Tischkante und schrie auf: „Mit dem Geschöpf?!“

„Na, was denn?“

„Mit der Dirne hast du deinen jungen Bruder zusammengekuppelt?“

Er warf seinen Stuhl zurück und sagte brutal: „Nun erlaube mal! Er ist doch keine Zuckerpuppe! So was muß er doch alles mal kennen lernen. Davon geht er nicht entzwei, wenn er die Rosa mal abdrückt. — Er ist überhaupt wie ein Bauernjunge“, lenkte er ab. „Onkel und Tante sind alle beide verbauert. Da mußte der Junge überhaupt nicht hinkommen, zu denen. Wir hätten ihn auch durchgeschleppt. Er wäre zeitig wo in die Lehre gekommen und hätte dann bald verdienen helfen. Das wäre viel besser für uns gewesen. Dann wären jetzt zwei Verdiener im Hause statt eines, und man brauchte sich nicht so zu schinden und zu rackern.“ Immer nur mit einem schnellen Blick streifte er seine Mutter.

Die hob ihre beiden Hände empor.

„Greife mir bloß nicht meine einzigen geliebtesten Menschen an! Was haben die alles an meinem Kinde getan! Und wie haben die uns unterstützt! Und was schicken sie heute noch! Butter und Eier und die großen Kuchen- und Schlachtekisten.“

Sie zog die Schuhe aus und machte ihre Hausarbeit in Strümpfen, um Paules Schlummer nicht zu stören. Ab und zu horchte sie an der Tür, ob er etwa doch schon aufgestanden sei.

Um zehn Uhr faßte sie eine unerklärliche Angst, es könne ihm irgend etwas zugestoßen sein, und sie klinkte auf und trat ein.

Das Zimmer war leer.

Sie stürzte auf das Bett zu und steckte ihre Hand hinein.

Das Bett war kalt. Er mußte es zu sehr früher Stunde schon verlassen haben.

Und nun fiel ihr ein, sie hatte ein Geräusch vernommen, hatte erstaunt nach ihrer Uhr gesehen, ob Arno etwa aufstehe. Aber es war dann erst vier Uhr gewesen.

Als sie noch ratlos mitten im Zimmer stand, klingelte es. Paule war da. Er war in stummem Grauen durch die Straßen und über das einsame Feld gelaufen. Seine Augen waren rot und verschwollen vom hilflosen Weinen.

„Du warst wohl schon spazieren, Paulematz?“ fragte die Mutter.

„Ja“, antwortete er.

„Heute ist es schön, da arbeiten sie wohl viel draußen auf dem Felde?“

„Ja, es sind Arbeiter draußen“, sagte er verschlossen.

„Bleib nur hier in der Stube; ich hole dir deinen Kaffee herein.“

„Ich kann dir leider nicht Gesellschaft leisten, Paulematz“, sagte sie, als sie das Frühstück brachte; „ich muß jetzt meine Haare machen.“

Am Fenster in der Küche hinter den zugezogenen Gardinen richtete sie dann alles zum Frisieren her.

Erst wurde ein Spiegel aufgehängt. Danach nahm sie einen Topf und stülpte eine alte, rundbauchige Wasserflasche verkehrt hinein.

Zog die Haarnadeln aus der Frisur, hob die Frisette ab und setzte sie auf die Wasserflasche.

Zuletzt steckte sie das Gas an und legte die Brennscheren auf.

Und jetzt sah sie hilflos umher. Sie sank auf den Stuhl am Tisch und fing an, laut wie ein Kind zu weinen.

Paule kam verstört in die Küche gelaufen, die sie vergessen hatte abzuschließen, sah mit einem Blick am Fenster die Frisette auf der Wasserflasche, dann die Mutter am Tisch in ihren alten Sachen.

„Mutterchen! Mutterchen!" Er umfaßte sie und liebkoste sie ungeschickt. „Was fehlt dir denn bloß? Was tut dir bloß weh?"

„Ach Gott, Junge!" sagte sie, „laß doch man bloß sein! Das geht ja alles schon vorüber."

„Aber bist du krank, Mutterchen?"

„Ach Gott — ja —!"

„Ja, was fehlt dir denn?" forschte er leise.

„Ach, ich hatte solche Herzschmerzen, mein Kind!" Und nun lachte sie über den doppelten Sinn und fing wieder an, ganz sacht zu weinen.

Die Brennscheren glühten. Sie nahm sie von der Flamme und schwenkte sie, daß sie abkühlten. Und Paule blieb bei ihr in der Küche und sah zu, wie sie ihre Frisette machte.

Sie rüstete zeitig das Mittagessen und stellte für Arno warm. Sonst aßen sie gemeinschaftlich um sechs Uhr, wenn der Große aus der Fabrik zurückkam. Auf den Tisch legte sie einen Zettel, daß sie mit Paule ausgehe. „Laß Dich nur nicht stören", stand auf dem Zettel zu lesen. „Wir werden wohl erst spät nach Hause kommen."

Sie fuhr mit dem Jungen aus, damit er ein wenig Feldwirtschaft sehe. Dabei besuchte sie dann ihren Milchmann. Hier sah Paule die Kühe an und die Buttergeräte. Nachher tranken sie im Gartenlokal ihren Kaffee.

In den ersten Besuchstagen, wenn sie ins Freie gegangen waren und Paule alle paar Minuten abgeschwenkt war, um zu sehen, wie die Feldfrucht stände, oder um einem Gespann nachzuschauen, dann war sie ungehalten gewesen. „Gott, Paule, der Mensch muß doch auch noch andere Interessen haben!" Jetzt machte sie ihn aufmerksam. „Du, ist das Roggen, mein Sohn? Sieh mal!" Sie stand mit ihm vor dem Felde still. Das Korn stand schon in Ähren und sah weißgrün aus.

Nach elf Uhr erst kamen sie wieder zu Hause an.

Paule ging gleich zu Bett. Die Mutter aber blieb auf und wartete, daß Arno kommen solle. Er war mit dem Rade fort, wie sie gleich gesehen hatte.

Und dann kam er. Ganz sacht schloß er auf und schob das Rad herein.

„Du bist ja gar noch auf," sagte er feindlich zu seiner Mutter, „es ist gleich zwölfe."

Sie erhob sich von ihrem Stuhl in der Küche und trat auf ihn zu. Sie war eine zierliche, feine Frau; mit der Frisette und dem goldgefaßten Pincenez sah sie noch immer recht interessant und jugendlich aus. Jetzt aber war ihr Gesicht schlaff und fahl und verfallen.

Arno wich unwillkürlich vor ihr zurück. Aber sie folgte ihm nach, reckte ihre beiden Fäuste drohend hoch, indem sie ihm ein fürchterliches Schimpfwort in das

Gesicht schleuderte. Sie sprach das Schimpfwort ganz leise aus; aber es war ein zischender Ton voller Verachtung, mit dem es hervorkam.

Und der große, schöne Mensch stand hart an der Wand wie ein Bild von Stein und regte sich nicht.

* * *

Mein geliebter Junge!

Mammchen muß doch mal schreiben, daß Du uns nicht ganz vergißt, den Vadder und mich. Deine Ansichtspostkarte haben wir soeben erhalten mit den vielen Namen. Aber, Du Faulpelz Du, Du konntest doch lieber ein Briefchen schreiben. Wer ist denn die Mieze, die sich da so dick unterstrichen hatte? Du! Du! Denk an die Puppi! Für mein klein Sohnemann ist noch die Puppi die Allerschönste. Ich schicke Täubchen und ein bißchen Butter und eine Wurst. Was sonst noch hohl in der Kiste ist, da lege ich viel Liebe ein. Und nun will ich Dir auch etwas sagen, Paulematz, was ich wieder für Unheil angerichtet habe. Ich laufe nach dem Holzstall nämlich, und da ist solch dickfelliges Stück Holz, welches nicht entzweigehen will. Ich lege es also hohl und haue mit aller Wucht. Siehst Du wohl, da fliegt es Deinem dummen Mammchen übers rechte Auge. Ich dachte gleich, das Blut müßte in hellen Strömen über das Gesicht laufen. War aber nicht so schlimm. Grüße Muttern in unendlicher Liebe und seid recht froh und vergnügt miteinander. Gruß auch an Arno und vom Vadder. Nimrod bringt sich rein um und sucht Dich überall. Mein Kopf ist so dumm, mein kleiner Musikante, ich werde mich doch wohl müssen ein bißchen niederlegen. Aber nicht ängstigen, mein geliebtes Kind. Der Herr Förster läßt schön grüßen und Tante Moritz und die ganze Nachbarschaft. Der Herr Amtsrichter hat auch schon gemerkt, daß Du nicht zu Hause bist. „Nun pfeift keiner auf dem Hofe“, hat er gesagt. Das hätte sich immer so angehört, als ob ein großer Vogel bei uns umliefe. In unendlicher Liebe, mein geliebtes Kind,

Dein törichtes Mammchen.

Ein Datum war nicht übergeschrieben. Der ganze Brief lief in einer Tour dahin ohne Absatz. Zeile um Zeile war bedeckt mit runden, eiligen Buchstaben, die wie winzige Krocketbogen anzusehen waren.

Als Paule den Brief gelesen hatte, reichte er ihn seiner Mutter. Die las ebenfalls. Und dann sah sie ihren Sohn an. Sein Gesicht war braunrot, als solle ihm das Blut aus jeder Pore spritzen, die Augen waren ratlos weit geöffnet. Die Unterlippe hing ein wenig, aber der Mund war doch geschlossen. Die Haare ringelten ihm dick in die Stirn. Er strich sie zurück und fing an, auf der Oberlippe zu zupfen und die Härchen zusammenzudrehen.

„Mammchen wird doch wohl krank sein,“ fing er an, „die hat bloß noch geschrieben, damit ich keinen Schreck soll kriegen, wenn ich nach Hause komme.“

Er drehte sich um und trat ans Fenster, wo er schnell mit der Faust über seine Augen wischte.

Die Mutter saß am Tisch und beobachtete ihn.

„Du möchtest doch wohl lieber jetzt nach Hause — wie?“

„Ja“, antwortete er.

Sie schwieg.

„Du mußt mir das nicht übelnehmen, Mutterchen."

„Nein — nein. — Um dreie geht der Zug", sagte sie. „Ich mache rasch noch das Mittagessen fertig."

Er kam heran und sagte bittend: „Bist du böse? Sieh mal, wenn Mammchen krank ist, werden alle Hände gebraucht. Und wir sind auch kurz vor der Ernte. Der Vadder wollte mich schon gar nicht jetzt herlassen."

Er packte seinen Koffer. Nachher aßen sie und gingen zur Haltestelle der elektrischen Bahn.

Im Potsdamer Bahnhof ließ Paule dann Kaffee geben.

Und dann stieg er ein in den Zug und winkte mit dem Hut. Und die Mutter winkte wieder. Sie winkte mit der Hand, die aller Arbeit zum Trotz noch immer fein war.

Als sie endlich wieder daheim angelangt war und abgelegt hatte, räumte sie sogleich die gute Stube auf.

Hierbei fand sie auf dem Fensterbrett ein Schächtelchen von lackiertem Blech, Paules Schächtelchen mit seinen beiden Herzkleinodien.

Zuerst betrachtete sie das altersgraue Schokoladenplätzchen, sodann das Zigarettenstummelchen, wickelte beides wieder in seine Zettel ein und stellte die Schachtel auf das Fenster zurück. Sie hatte sich auf den Stuhl niedergesetzt und saß ganz still mit den Händen in ihrem Schoße. Ihr Blick aber war hinausgerichtet.

Die Wohnung lag im Hinterhaus, die Fenster führten auf das freie Feld. Dicht am Hause war ein kleiner Garten mit Bäumen und einem Springbrunnen, dessen Plätschern leise zu der Frau heraufschallte.

Es wurde dämmerig, dunkel.

Plötzlich hörte die Frau, wie Arno die Korridortür aufschloß.

Er erschrak, als er die Mutter durch die offen gebliebene Stubentür am Fenster erblickte, und sagte unfreundlich: „Ich dachte ja, ihr wäret wieder ausgegangen. Da hatte ich gleich noch eine Radtour gemacht."

„Wie spät ist es?"

„Neun Uhr."

„Dann ist Paule jetzt bei seinen Eltern."

Ihre Stimme klang so müde, daß der junge Mann betroffen an der Tür stehen blieb.

„Ja — na —" Als die Mutter nicht einhalf, sagte er kurz: „Warum ist er denn schon abgereist?"

„Tante ist krank." Sie sagte scharf: „Sie haben Tauben und Butter und Eier geschickt und eine Wurst. Du kannst den Brief ja lesen." Sie suchte am Spiegel und auf dem Vertikow. „Nein, er hat ihn wohl mitgenommen."

„Dann kann ich jetzt wohl mein Essen bekommen?" fragte der Sohn widersetzlich.

„Ja, ich will es dir geben. Aber sieh mal, hier auf dem Fensterbrett — Paule hat dir etwas hier gelassen. Nein," sagte sie matt, „er hat es wohl nur vergessen, weil es wertlos für ihn geworden ist."

Er ging mit scharfem Schritt auf das Fenster zu.

„Das hier?"

„Ich kann nicht sehen", antwortete sie, „das Blechschächtelchen . . ."

Er brannte ein Wachszündholz an, klemmte es in die Streichholzschachtel und machte das Blechschächtelchen auf. Zuerst nahm auch er das Schokoladenplätzchen heraus, das obenauf lag.

„Was ist denn das?" Er biß ein wenig davon ab, um festzustellen, was das Plätzchen vorstelle. „Mein Gott!" sagte er, „das soll wohl Schokolade sein! Nein, so ein Blödsinn!" Und nun las er: „Das Letzte von Arnochen. Am 17. August 1890." Er wickelte das Zigarettenstummelchen aus und las weiter: „Das hat Arno geraucht, als er am 12. IV. 03 bei uns war." Der junge Mann begann zu lachen. „So was Drolliges! So ein dummer Junge! So ein — —" Er verstummte.

Die Mutter stand ganz still in der offenen Tür und blickte zu ihm hinüber. Das Wachshölzchen war herabgebrannt. Beim blassen Mondschein, der durch die Fenster hereindrang, sah sie, wie Arno seine beiden Hände auf das Fensterbrett stützte und die Stirn gegen die Scheibe senkte.

* * *

Paule sprang aus dem Kupee und sah sich gleich nach dem Postboten um, der ein paar Kisten und den Briefbeutel auf seinen Karren lud.

„Guten Abend! Ach, hören Sie doch, bei uns ist doch wohl wer krank? Die Tante, nicht wahr?"

Der Postbote fuhr mit dem Finger in seinen engen Halskragen und antwortete unverzüglich: „Ich will Sie was sagen, Herr Schrader, ja, die Tante is krank."

Der Mann sah so besorgt aus, daß Paule herausfuhr: „Was sagt denn der Doktor?"

„Ja, sie haben keinen Doktor."

„Na, aber so was!" sagte Paule.

Er lief, was er konnte.

Als sein Schritt vor dem Gehöft polterte, noch ehe er die Pforte aufmachen konnte, erhob Nimrod, der Hofhund, ein so wahnsinniges Freudengeheul, daß Mammchen sagte: „Jetzt ist Paule gekommen."

„Unsinn, Weib," antwortete der Vadder, der mit einem Trunk Wasser unbeholfen vor ihrem Bette stand, „du phantasierst!"

Aber Mammchen beharrte: „Ja, hör bloß den Hund! Paule ist da! Gott sei Dank!"

Als der Vadder auf das Haustreppchen hinaustrat, stand der Junge richtig vor ihm, und Nimrod wand sich vor Freuden auf dem Erdboden wie eine Weidenrute.

„Guten Abend, Junge!"

„Was macht Mammchen?" fuhr der Junge heraus. „Guten Abend, Vadder!"

„Na, das geht schon. Komm nur herein. Das ist gut, daß du wieder da bist. Gravelotte hat auch gekalbt — ein nettes Kälbchen, schwarz." Der Vater ging vor ihm her und wippte bei jedem Schritt. Als er kaum ins Zimmer getreten war,

schwenkte er den einen Arm. Mit der anderen Hand hielt er seine Pfeife fest, die ihm bis nahe an das Knie hinabreichte. „Wir bringen ihn!“ rief er seiner Frau zu, und nun kollerte seine Stimme ein wenig, ganz sanft und behaglich, vor reinster Freude. „Geh nur gleich hin, Junge!“ sagte er. „Mammchen nimmt das sonst krumm. So sind die Damens.“

Aber der Junge saß schon auf der Bettkante.

„Nu sag bloß mal an ...“, stammelte er. „Was hast du denn bloß gemacht, Mutterchen? Sieh mal bloß an, du mußt den alten faulen Bengel straffer halten. So ein ruchloser Musikante, fährt davon, und die Mutter muß selber Holz hacken.“

Er hatte sie mit beiden Armen umfaßt und drückte sein heißes, rotes Gesicht an ihre Wange.

Sie lag im Bett. Über das eine Auge war ein Tuch gebunden. Es wurde ihr furchtbar weh ums Herz, da der Junge sie Mutter nannte.

Paule sprach platt, um Mammchen zum Lachen zu bringen.

„Sauwat! sauwat!“ sagte er. „Nu smiet se sick op ehre olle Dage noch mit Holz in 't Gesichte! Sauwat! sauwat! Ja, da mött se nu woll switzen. Wi willt man gliets Tee kaken — Fliedertee, Kamillentee, Lindenblütentee! Wie is denn dat mit 'n betchen Speck um den Hals? Wi willt mal en Leppel halen — se hat doch wol am Ende Halsweihdage. Steckt se mal de Zunge en betchen rut ... Sauwat!“

Mammchen lachte und sagte: „Was macht denn Mutter?“

„Sie läßt grüßen — veele dausend Male.“

„Und Arno?“

„Den habe ich nicht mehr gesehen. Als dein Brief ankam — du, und die Kiste, Mutter! — da kamen wir gleich mit Muttern überein, daß ich fahren sollte.“

„Hast du auch Hunger, Sohne?“

„Mächtig!“

Die beiden Mägde waren draußen auf der Gasse bei ihren Schätzen. Nun unterhandelten die Männer über den Küchenzettel. Brot, Butter, Wurst, Schinken, Speck, dazu Kaffee.

Paule machte Papierfeuer auf der Kochmaschine an. Zuletzt aber holten sie den Spiritusapparat, und da dauerte es nicht lange, bis das Wasser aufbrauste.

Der Vadder saß auf einem Schemel und mahlte den Kaffee. Wenn die eingeschütteten Bohnen durchgemahlen waren, legte er seelenruhig noch eine Faust davon nach. Die Pfeife hing ihm seitlich am Bein herunter, dicke Dampfwolken pafften aus seinen Lippen hervor, und sein rötliches, gutes Gesicht strahlte wie die liebe Sonne.

Der Tisch wurde vor Mammchens Bett gerückt, und der Vadder langte in den Wäscheschrank und zog etwas zum Aufdecken hervor.

Es stellte sich jedoch heraus, daß er ein Bettlaken ergriffen hatte. Aber das schadete nichts. Es wurde von ihm und Paule auf den Tisch gelegt, und sie schlürften nun ihren vorzüglichen Kaffee vom Bettlaken und aßen ihre großen Wurst- und Schinkenstullen. —



Am nächsten Tage stand Mammchen auf. Der Junge sollte es gemütlich haben. Sie wollte dann auch allerlei wissen, wie es in Berlin jetzt aussehe, wie die neue Wohnung der Schwester beschaffen sei, wieviel Arno verdiene.

„Was trägt denn Mutter jetzt für einen Hut, Paulematz?“ fragte sie.

„Ach, Mammchen,“ gab er zurück, „dat is nißt for dick — sau en Turm mit veele Blaumen un mit ausgeruppte Federn.“

„Macht sie sich denn noch ihr Haar immer so schön?“

„Wettst du wat,“ sagte der Junge, „du wist mick wol utefragen? — Ach du, Mammchen,“ sagte er, „ich habe mit angesehen, wie sie das Ding fertig macht, das sie auffetzt. Mit Gas und zwei Brenneisen, das ist aber höchst kunstvoll. Über eine Wasserflasche wird es gemacht. Ja, das ist doch 'ne kostbare Sache — sauwat möttst de dick ook anschaffen.“

Er gab ganz ruhig Auskunft über alles, was sie wissen wollte. Ein großer Erzähler war er überhaupt nicht. Sie fragte und fragte an ihm umher und jagte ihn zehnmal ungehalten aus dem Zimmer.

So war es aber immer gewesen.

Ihr Herz merkte jedoch, es war etwas Fremdes in ihm. Aber es war nichts, das sich gegen sie und den Vadder auflehnte.

Über dem Nachdenken kam ihr plötzlich eine Angst. Wer war Mietze — —? Sie getraute sich aber nicht, zu fragen, denn sie wollte das Kind ja nicht kränken.

Und dann war sie frauenklug. „Nicht beachten!“ dachte sie.

Eines Tages kam es dann heraus, daß Mietze Arnos Braut sei. Sie nannten sich du. Paule und Mietze hatten auch gleich ungeniert Brüderschaft miteinander gemacht.

„Sind sie denn verlobt?“ fragte Mammchen voller Staunen.

„Ja — na — so mit Karten nicht, Mutter.“

„Kam sie denn bei euch hin — ich meine in die Wohnung?“

Paule hob den Kopf und schaute zum Fenster hinaus.

„Nein“, antwortete er.

Sie ließ ihn in Ruhe.

Am Abend, als Paule schon schlief, setzte sie sich zu ihrem Mann aufs Sofa.

Ja, er hatte auch gemerkt. Er hob seine Faust und schlug auf den Tisch, daß es dröhnte. Dann legte er seinen Arm um seines Weibes Schultern und schmauchte in wütenden Stößen. Er legte die Pfeife weg und küßte die Frau auf die Stirn. Sie lag mit ihrem Kopf an seiner Brust, ganz still.

„Alter, du hast wieder die Weste vom guten Anzug an“, sagte sie.

„Schimpf nicht, Weib.“ Er hob ihren Kopf empor, küßte ihre Augen und sagte gütig: „Weine nicht, mein liebster Schatz.“

Sie hatten dem Jungen nicht gesagt, wie er sie nennen sollte. Er hatte sich das allein zurechtgelegt, daß er Vadder und Mammchen sagte, ganz aus seinem kleinen zwiespältigen Herzen. Daheim war die Mutter, die ihn geboren hatte, und zu der er eigentlich hingehörte, naturgemäß und wegen der Bibel. Hier war sein Mammchen, das ihn hegte und tausendfach liebte. Jetzt lenkte der Strom ab und floß zusammen. Die Mutter war jetzt hier, nur als scherzhafte Lieb-

Losung sagte er noch Mammchen zu ihr. Und dann sagte er: „Meine Mutter in Berlin."

Eines Abends, als er schon zu Bett gegangen war, ging die Mutter zu ihm in die Kammer und setzte sich auf die Bettkante.

Da faßte er ihre Hand und sagte: „Ich soll dir auch einen schönen Gruß ausrichten, Mutter."

„Von wem denn?"

„Von der Mietze aus Berlin."

„Wie kommt denn die eigentlich dazu?" fragte sie herb.

„Sie hat gefragt, wo ich hier bin, und dann hat sie gebeten, ich soll dich von ihr grüßen."

„Die kann ja ihre Grüße für sich selber behalten."

„Sieh mal, Mammchen," sagte er sanft, „du mußt das nicht falsch auffassen. Mietze ist ein so gutes Mädchen — so anständig — ach! und sie hat es so gut mit mir gemeint."

„Wird Arno sie denn heiraten?" fragte die Frau.

Und er dagegen: „Meinst du wohl?" Dazu hob er den Kopf und sah sie mit seinen großen, neugierigen Augen an.

„Ich glaube nicht", antwortete sie.

Er schwieg eine Weile, sann nach und sagte endlich: „Vielleicht heiratet er sie wirklich nicht. Aber man kann es doch nicht wissen —"

„Nein, man kann es nicht wissen."

Er erzählte, wie sie zu dreien im Wald spazieren gegangen wären, er mit Mietze und Arno, und was Mietze da zu ihm gesprochen hatte.

„War denn ihre Mutter nicht dabei?" fragte die Frau.

„Ach, sie ist ja eine Waise, die Mietze."

„Oder ihre Tante?"

„Sie steht doch ganz allein auf der Welt, Mutter."

„Nun natürlich!" sagte die Mutter bitter.

„Sie arbeitet da in der Fabrik, wo Arno ist", fuhr der Junge fort. „Aber sie kann von ihrem Verdienst nicht leben. In der freien Zeit macht sie noch Häkelarbeit für ein Geschäft. Ach, die Mietze muß viel hungern."

Nach einer Weile sagte sie: „Weißt du wohl noch, wie ich dir immer Märchen erzählt habe, als du noch klein warst?"

„Ja, das weiß ich noch; deine Märchen hatten immer einen wissenschaftlichen Hintergrund, wo ich was draus lernen sollte."

„Soll ich dir wieder eins erzählen, Sohne?"

„Nein, laß nur."

„Nein?" fragte sie mit Betonung.

Er antwortete stockend: „Wenn du es für nötig hältst, Mutter ..."

Darauf erzählte sie ganz schlicht: „Es war einmal eine arme Witwe, die hatte ein einziges Töchterchen, das sollte Hochzeit haben. Dazu hatten sie ihre Stube gescheuert, daß sie weiß wie Kreide war. Es kam jedoch ein Unhold daher, und der trat mit seinen schmutzigen Füßen in das Gemach. Die Mutter verscheuchte ihn

wohl, aber es blieb auf der Diele ein Schmutzfleck zurück, wo der Unhold gestanden hatte. Nun raufte das Mädchen sein Haar und klagte, es könne den Bräutigam nicht in das beschmutzte Gemach hineinführen. Sie waren aber ganz arm und wohnten oben auf einem sehr hohen Berg. Und sie hatten keinen Tropfen Wasser in ihrer Wohnung.

„Da setzte sich die Mutter hin und weinte die lange Nacht, netzte den Schmutzfleck mit ihren Tränen, bis er aufgeweicht und fortgespült war. ‚Steh auf, meine Tochter!‘ rief sie sodann. Und als das Mädchen, das draußen geschlafen hatte, herzutrat, da leuchtete die Stube so weiß, als ob die Dielen von purem Silber wären. ‚Ich will mich jetzt ein wenig niederlegen und ruhen‘, sagte die Mutter; ‚aber merke wohl auf, mein Kind, daß der Unhold nicht wiederkommt, denn alle meine Tränen, die ich hatte, sind nun vergossen.‘“

Die Frau schwieg. Paule lag ganz still und rührte sich nicht.

„Hat dir die Geschichte gefallen, mein Sohn?“

„Ja, Mutter.“

„Die Mutter bin ich — das Mädchen bist du.“

„So habe ich es auch aufgefaßt.“

Sie schwieg noch eine ganze Weile. Sodann küßte sie ihn auf die Stirn, stand auf und ging aus der Kammer.

* * *

In diesem Jahre wurde dem Jungen die Landarbeit schon weniger schwer als in den früheren Jahren. Der Vadder brachte ihn tüchtig heran. Die Scholle, die er einst besitzen würde, sollte er auch kennen und lieben lernen. Durch die viele schwere Arbeit, die sie ihm machte, sollte sie ihm recht ans Herz wachsen.

In seinem Sekretär hielt der Mann ein sonderbares Buch verschlossen: eine Pappschale voll eingehefteter Liebesbriefe. Er war als junger Mensch mit einem reichen Mädchen verlobt gewesen. Die Briefe, die das Mädchen ihm geschrieben, hatte er sofort zwischen die Pappdeckel geheftet, um sie besser aufheben zu können. Sonntags und Feiertags hatte er sich wohl dahinter gesetzt, hatte mal diesen Brief gelesen, mal jenen. Da sie ihm wie eine Lebensgeschichte in der richtigen Folge immer vor Augen gewesen waren, so hatten ihm die Briefe manches zu erzählen gewußt. Denn sie stammten aus guten sowohl wie aus bösen Tagen. Als er eines Tages vom ersten bis zum letzten alle Briefe nacheinander durchgelesen hatte, war er zu einem sonderbaren Entschluß gekommen. Er hatte nämlich seine Feder ausgespritzt und hatte dem Mädchen den Abschiedsbrief geschrieben — solange es noch jung genug sei, um einen anderen Mann heiraten zu können, den es hoffentlich glücklich machen werde. Ihm, hatte er der Braut geschrieben, würde sie kein Glück bereiten können, denn ihre Naturen gingen himmelweit auseinander.

Nach sehr vielen Jahren erst hatte er seine jetzige Frau kennen gelernt, die ihm keinen Pfennig Vermögen ins Haus gebracht hatte.

Quälten ihn die Sorgen nun, so setzte er sich wohl vor seinen Sekretär und las die alten Liebesbriefe. Hinterher freute er sich dann, wie wohl es das Schicksal doch mit ihm gemeint hatte.

Im Winter nach dem Abendbrot saßen sie um den Tisch in der Wohnstube, der Vadder und Paule in je einer Sofaecke, die Mutter gegenüber mit dem Stopfkorb und mit den Journalen.

Der Vadder hielt etwas auf Literatur: Walter Scott, Willibald Alexis, Goethe. Was konnten denn die Leute heutigen Tages! Keiner konnte einen „Faust" schreiben. Nach dem „Faust" kamen ihm gleich „Die Hosen des Herrn von Bredow". Und dann saß er da mit dem Deutsch-Französischen Krieg von 70/71 oder mit Schlossers Weltgeschichte.

Der Junge war nicht an die Weltgeschichte und an die Hosen heranzubringen. Ihm fielen immer bald die Augen zu. Er wuchs und breitete sich. Es war ja auch in der Wirtschaft genug zu tun, den ganzen langen Tag über. Und dann ließ ihm der Vadder noch Unterricht geben in Musik und Buchführung und Sprachen. Er mußte wahrhaftig lernen wie ein kleiner Junge. Lernen — und arbeiten.

Nach Weihnachten machten sie ein großes Fest mit.

Die Mutter putzte zu seiner Verzweiflung eine volle Stunde an dem Jungen umher. Sie interessierte sich jetzt auch für sein Bärtchen. Sie selber zog ihr schwarzseidenes Kleid an, das schon ein wenig unmodern war. Aber der Vadder und Paule stellten hinterher fest, sie wäre doch die Schönste von allen gewesen.

Es war das erstemal, daß Paule mit in Gesellschaft genommen wurde. Er tanzte wie ein Wasserfall. Wo er nur immer eine Dame erschaute, die sitzen geblieben war, stellte er sich dienstbeflissen und artig ein. Und das waren doch meist Damen, die reichlich ihre dreißig Lebensjahre zählten. Mit den ganz jungen Mädchen aber gefiel es Paule schließlich doch am besten. Die hatten so leichte Füßchen, und es war ihm dann immer gerade so, als ob er Flügel hätte.

Als sie heimgingen, führte er die Mutter am Arm.

Vor ihnen her gingen ein paar alte Damen mit Strümpfen über den Stiefeln, wegen der Straßenglätte.

„Daß wir besser fußen können", sagten sie. —

Der Winter verging, das Frühjahr kam, die schwere Landarbeit fing wieder an. Darauf kam dann die Ernte, und hinterher war unversehens der Winter wieder im Land. — —

Paule ist ein großer, stattlicher Mensch geworden. Sein Kindergesicht hat er noch immer, das weiche, liebe, braune Gesicht im Dreieckschnitt. Dazu die großen, dunkeln, erwartungsvollen Augen.

In der regen Arbeit, im Zauber des stillen Wohngemaches mit dem Vadder und mit Mammchen — verblaßt allmählich etwas in seiner Erinnerung.





Sechs Jahre Chef der Reichskanzlei

Von

Herman v. Petersdorff

Am 20. Juli 1907 ist Christoph v. Tiedemann, der in den Jahren 1875—1881 an der Spitze der Reichskanzlei stand, siebzigjährig aus dem Leben gerufen worden. Damit ist seine von ihm in der Vorrede zu seinen Schleswig-Holsteinischen Erinnerungen, die ich im Augustheft des neunten Jahrganges dieser Zeitschrift (S. 644) gewürdigt habe, ausgesprochene Absicht, in einem zweiten Bande seine Erinnerungen an Bismarck und in einem dritten seine parlamentarischen Denkwürdigkeiten zusammenzufassen, unausgeführt geblieben. Angesichts des trefflichen Erzählertalents und der vertrauten Stellung zu dem ersten Reichskanzler, die Tiedemann hatte, ist dies außerordentlich zu beklagen. Zum Glück werden wir einigermaßen dadurch entschädigt, daß der Sohn Tiedemanns einige von seinem Vater bereits niedergeschriebene Kapitel und sonstige in dessen Nachlaß vorgefundene Materialien zu einem Buche vereinigt hat, das inzwischen bei Hirzel in Leipzig unter dem Titel „Sechs Jahre Chef der Reichskanzlei unter dem Fürsten Bismarck, Erinnerungen von Christoph v. Tiedemann“ erschienen ist und bereits in zweiter Auflage vorliegt. Ohne Frage hätte der federgewandte, so sehr in den Dingen stehende ehemalige Gehilfe Bismarcks jene Jahre seines Lebens viel farbenreicher darzustellen vermocht, als es hier geschieht, und noch mancherlei weitere Aufschlüsse gegeben. Aber das darf gesagt werden: wir erhalten in dem zweiten Bande der Tiedemannschen Erinnerungen die Gestalt Bismarcks und sein Familienleben so greifbar vor Augen geführt, wie dies bisher kaum je geschehen ist. Für die Jahre 1875—1881 sind diese Erinnerungsblätter zweifellos bisher die beste Quelle zur Geschichte Bismarcks. Auch von Busch und anderen haben wir über diese Jahre manches erfahren. Aber Tiedemann ist erstens eine vornehme Natur im Gegensatz zu Moritz Busch und weiß den Reichskanzler daher kongenialer zu würdigen, und dann hat er ungleich mehr praktisch-politische Kenntnisse als ein Literat, der Busch mehr oder minder doch geblieben ist; außerdem und vor allem stand Tiedemann den Ereignissen jener Jahre dauernd in nächster Nähe. Was Graf Keyserling über Buschs Schilderung sagte, in ihr habe man den leibhaftigen Bismarck vor sich, gilt hier in erhöhtem Maße. Und wenn Keyserling von Busch einschränkend meinte: allerdings fände man bei ihm nichts von Bismarcks unter der Meeres-

fläche verborgenen etwaigen Vorausberechnungen und verwegenen Kombinationen, so gilt das von Tiedemann nicht so. Hier fühlt man doch weit mehr das Geheimnisvolle, das Dämonische des gewaltigen Mannes.

Eine fesselnde Reihe, diese vertrauten Mitarbeiter Bismarcks! Es waren nicht bloße „tüchtige Beamte“, die der Meister der Staatskunst sich als seine ständigen Gehilfen aussuchte, es waren vielmehr tiefer geistig veranlagte Menschen, Heinrich Abeken, Lothar Bucher, Rottenburg, Tiedemann, vielleicht auch Holstein, von den Grandseigneuren, die in höheren Stellen Verwendung fanden, vor allem Bernhard Ernst v. Bülow und auch bis zu einem gewissen Grade der feingebildete Hermann v. Thile. Ungeheure Anforderungen stellte der Unergründliche an sie. Abeken hat sich buchstäblich zu Tode in Bismarcks Dienst gearbeitet, und ganz dasselbe gilt von Bernhard Ernst v. Bülow, dem Staatssekretär des Auswärtigen, Vater des Reichskanzlers Fürsten Bülow. Auch Bucher ist unerhört angespannt worden, und nicht minder Tiedemann. Dieser war 45 Jahre, als er aus der Reichskanzlei ausschied, im Gefühle, daß dieser rastlose Dienst ihn völlig aufrieb. Und dabei war kaum ein arbeitslustigerer Mann zu finden als Christoph Tiedemann. Oft genug hat er die ganze Nacht hindurch gearbeitet. Ihm konnte es anfangs gar nicht genug werden. Er hat sich Bismarck gerade durch seinen Drang zur Arbeit empfohlen. Auch schnell und konzentriert zu arbeiten, hat Tiedemann verstanden, was Bismarck sehr erwünscht war. Der wollte vor allem immer kurz das Wesentliche herausgehoben wissen, einen „suszitierenden Extrakt“ haben, wie er sich ausdrückte. Schließlich seufzte Tiedemann doch unter der Last der Geschäfte, und er wäre wohl erlahmt, wenn er sich nicht wiederholt an der phänomenalen Schaffenskraft seines Herrn und Gebieters aufgerichtet hätte, die freilich unter dem leidenden Zustande des Kanzlers zuweilen nachließ, dann aber plötzlich um so überraschender durchbrach.

Es ist ein Genuß, zu verfolgen, wie Bismarck dieses Werkzeug seiner Pläne zu bestricken gewußt hat, um ihn an sich zu fesseln. Der junge, noch nicht vierzigjährige Landrat des Kreises Mettmann war nicht gefeit gegen Schmeichelreden, die von dieser Seite ausgingen, wie er sich denn von einiger Eitelkeit „hypothekarisch belastet“ zeigt, um ein Wort Bismarcks auf ihn anzuwenden. So ging es ihm äußerst angenehm ein, als ihm hinterbracht wurde, Bismarck habe von ihm geäußert, er sei der verständigste Mensch, der ihm seit langem vorgekommen wäre. Ebenso berechnet wie jene Wendung, von der er annehmen durfte, daß sie Tiedemann zu Ohren kommen würde, war die Bemerkung Bismarcks, nach dem Eindruck, den er von Tiedemann empfangen habe, vermöge er nicht recht zu begreifen, wie jemand gegen Tiedemann Animosität hegen könne. Als er Chef der Reichskanzlei geworden ist, notiert Tiedemann: „Der Fürst ist gegen mich von einer Liebenswürdigkeit, die schwer zu beschreiben ist und etwas Berauschendes hat.“ Auch sonst zeigt sich Tiedemann erfüllt von den Beweisen der Liebenswürdigkeit, die er vom Kanzler empfangen hatte. Sicherlich ist diese Herzlichkeit zu einem großen Teile von aufrichtiger Gesinnung eingegeben gewesen. Zum Teil aber werden wir darin doch das geflissentliche Bestreben Bismarcks zu erkennen haben, die schätzenswerte Kraft dieses Mannes in seinen Bann zu zwingen.

Als Werkzeug, das sich ihm ganz verschrieben hatte — ein äußeres Zeichen, wie eng Tiedemann mit dem Bismarckschen Hause verwachsen war, ist die Tatsache, daß er im Jahre 1879 133mal bei Bismarck aß und monatelang nicht in sein eigenes Haus kam —, genoß Tiedemann denn auch bei Bismarck die Ehre einer ungewöhnlichen Vertrauensstellung. Da offenbarte sich ihm denn der Bismarckſche Geist oft explosiv. In Gedankenblitzen, in Bosheiten, in Bekenntnissen, in Direktiven. In dem Wirrwarr der Erörterungen über die Verwaltungsorganisation stellt Bismarck am 18. Januar 1875 als Richtschnur auf: „Für mich kommt es augenblicklich in erster Linie darauf an, den Ultramontanismus zu bekämpfen, alles andere ist Nebensache.“ Am 22. Februar 1877 vergleicht er die Kleinstaaten mit Ferkeln, die man auf der Wolfsjagd im Schlitten mitnimmt und die man kneift, damit sie durch ihr Schreien die Wölfe anlocken; sie müßten noch mehr schreien über die Höhe der Matrikularbeiträge. Ein andermal erklärt er: „Lasker ist doch die eigentliche Staatskrankheit; er ist noch viel mehr Reblaus als Windthorst.“ Von dem Finanzminister Hobrecht sagte der Kanzler, er würde nie, auch wenn es die Existenz des Vaterlandes gegolten hätte, einen Finger, geschweige denn die Arme bis zum Ellbogen in Schmutz getaucht haben. Zu den schönsten Metaphern, die zugleich eins seiner klärendsten Worte ist, gehört seine Entwickelung über die Gründe seines im April 1877 eingereichten Rücktrittsgesuches: „Ihm sei zumute wie einem Jäger, der den ganzen Tag auf Kartoffelfeldern Hühner gejagt habe. Gegen Abend sei er todmüde und sehne sich nach Ruhe. Wenn einem solchen Jäger gemeldet werde, in einem benachbarten Busche steckten mehrere starke Sauen, dann sei es vielleicht möglich, daß neue Lebenskraft in ihm erwache; Hasen oder Hühner würden ihn aber nicht mehr in Bewegung bringen. Als solche ‚Sauen‘ würde er betrachten: die Reform der wirtschaftlichen Gesetzgebung, eine wirklich gründliche Steuerreform — oder auch auf anderen Gebieten: die Ausräucherung des Partikularismus. An eine dieser Aufgaben den letzten Lebenshauch zu setzen, könne verlockend sein. Aber die letzten Kräfte verbrauchen zu müssen in täglichen kleinlichen Reibereien, dazu sei er nicht mehr imstande.“ Der so vielfach eingewurzelten, aber grundfalschen Vorstellung von dem Kraftmenschen Bismarck, der jederzeit alles mit dröhnendem, rücksichtslosem Kürassierschritt durchgesetzt habe, wird Tiedemanns Buch vielleicht etwas Abbruch tun. Denn in ihm tritt der elegante, durch seine entzückende Feinheit imponierende Staatsmann deutlich in die Erscheinung. So ist zu beachten, wenn Tiedemann über einen Kronrat schreibt: „Namentlich die Ausführungen Bismarcks waren in dem Tone ehrfurchtsvoller Deferenz gehalten den er immer dem Kaiser gegenüber anzuschlagen pflegte“; ebenso wenn es von einer hochwichtigen Sitzung der Bundesrats-Ausschüsse heißt: „Vom Fürsten präsidiert. Hochelegante Rede desselben.“ Während der Ministerberatungen bewahrte Bismarck nach Tiedemanns Angabe immer eine verbindliche Haltung, „wenn er auch bisweilen seine Augenbrauen zu streichen begann“. Tiedemann ist nach seinem eigenen Bekenntnis in seinem langjährigen engen Zusammenleben mit Bismarck nur ein einziges Mal in verletzender Tonart vom Fürsten behandelt worden. Dergleichen Mitteilungen veranschaulichen die vornehme Art des Kanzlers und die Gewalt, die er über seine Löwennatur doch im allgemeinen zu bewahren wußte.

Eine ganz eigenartig rührende Episode ist die Erzählung von Sultans, des ersten Reichshundes Tode: „Unten bot sich uns ein wirklich erschütternder Anblick. Auf dem Fußboden saß der Fürst, den Kopf des sterbenden Hundes in seinem Schoß haltend. Er flüsterte ihm liebkosende Worte zu und suchte seine Tränen vor uns zu verbergen. Bald darauf starb der Hund; der Fürst erhob sich und ging auf sein Zimmer, kam an diesem Abend auch nur auf kurze Zeit wieder, um Gute Nacht zu sagen." Und weiter: „Nach dem Frühstücke stiegen wir zu Pferde; der Fürst war einsilbig, er suchte die Wege auf, wo sein lieber, alter Hund ihn zuletzt begleitet." Doch man lese selbst nach. So wohnte kindliche Weichheit dicht neben harter eiserner Energie in dem Fürsten.

Am mächtigsten packt die geniale Geisteskraft dieses Mannes bei seinen aus dem Augenblick herausgeborenen, alle Knoten lösenden Entschlüssen und Entscheidungen. Schon früher hat Tiedemann jene klassische Art der Lösung einer größeren Anzahl von Differenzpunkten wegen eines Handelsvertrages mit Österreich erzählt, über die das Staatsministerium in Abwesenheit Bismarcks zu keinem Beschluß hatte kommen können. Nachdem er darüber den Bericht seines Geheimrats angehört hatte, klopfte Bismarck in größter Gemütsruhe ein Ei auf und sagte, ohne sich auch nur einen Moment zu besinnen: „Antworten Sie ad 1: Diese Konzession will ich zur Not genehmigen; ad 2: Fällt mir gar nicht ein; ad 3: Das muß späteren Vereinbarungen vorbehalten bleiben usw. Die Entscheidung über sämtliche Punkte kam wie aus der Pistole." Als der Bundesrat einmal nicht gut funktioniert hatte, hat Bismarck sofort einen weitgreifenden Plan zur Änderung der Geschäftsordnung dieser Körperschaft fix und fertig. Als Schuwaloff zum Fürsten kam, um ihm den Vorschlag zum Berliner Kongreß zu unterbreiten, konferierten die beiden 20—30 Minuten. „Dann erschien der Fürst in der Tür, einen Bogen Papier in der Hand, auf dem das ganze Programm des einzuberufenden Kongresses niedergeschrieben war."

Einige Kapitel des Buches sind wahre Kabinettstücke lebendiger Schilderung. Dazu rechne ich den Bericht über die Kronratssitzung am 2. Dezember 1876 wegen der eventuellen Beschickung der Pariser Weltausstellung, ferner die Erzählung, wie Hobrecht Finanzminister wurde, die Schilderung eines „Sturmes im Glase Wasser", bei dem der spätere Unterstaatssekretär im Reichspostamt Fischer der Beunruhigungsbazillus war, den Abschnitt „Die Attentate und das Sozialistengesetz" und die Darstellung des „Falles Rommel", den Tiedemann „eine Komödie der Irrungen" nennt. Von intimem Reize sind ferner die Mitteilungen über die Differenzen mit dem Kaiser wegen der Ernennung des Unterstaatssekretärs v. Gruner zum Wirklichen Geheimen Rate und der Verabschiedung des Konsistorialpräsidenten Hegel. Auch über Stosch erfahren wir Neues. Zu den wichtigsten Ergebnissen der Tiedemannschen Aufzeichnungen gehört die ungemein günstige Beleuchtung, in die der alte Kaiser darin tritt. Es ist wohl zu unterstreichen, daß Tiedemann ihn „den Großen" nennt. Das ist augenscheinlich mit wohlerwogener Absicht geschehen. Schon die eine Tatsache, daß Wilhelm I. in der Kronratssitzung vom 2. Dezember 1876, in der die Minister einschließlich Bismarck das Verlassen der Schutzzollpolitik als fehlerhaft erkennen, seinen versammelten Ratgebern vor-

halten durfte, er habe die Herabsetzung der Zölle immer für bedenklich gehalten und noch in der letzten Konseilsitzung die Aufhebung der Eisenzölle bekämpft, zeigt, wie sehr der greise Monarch sich eine unabhängige Stellung zu bewahren gewußt hat und wie er die Dinge selbst zuweilen richtiger als seine Ratgeber beurteilte. Und wie vorteilhaft schildert Tiedemann das Verhalten Wilhelms I. in jener Kronratssitzung: „Mit vollendeter Sicherheit präsidierte der Kaiser. Seine Sprache war knapp und klar, kein Mißverständnis zulassend und die Punkte, auf die es ankam, scharf hervorhebend" usw. Auch der Kronprinz schneidet gut bei Tiedemann ab; vor allen Dingen wird seine edle Art beleuchtet. So S. 210: „Der Kronprinz sagt (1870), er werde unter keinen Bedingungen eine Dotation annehmen. Es sei für die übrigen Generale schon schlimm genug, daß die Prinzen ihnen die höheren Kommandostellen und den Ruhm wegnähmen." Ebenso kommt Edwin Manteuffel gut weg. Tiedemann fiel es auf, mit „welchem erstaunlichen Scharfblick" dieser bei Gelegenheit der Verwaltungsorganisation die Punkte herausfand, auf die es ankam; und Rudolf Gneist äußerte voller Achtung über den Feldmarschall: „Das ist ein Mann, der in eigenen Schuhen steht." Woran es schon in jener Zeit lag, daß für einen Ministerposten nicht immer die geeignetsten Männer zu haben sind, lehrt die Verhandlung mit dem vorzüglich für den Posten eines Finanzministers geeigneten Generalsteuerdirektor Burghart im Jahre 1878. Dieser erklärte auf die Anfrage, ob er Finanzminister werden wolle, seine Mittel erlaubten dies nicht; er würde es seiner Familie gegenüber nicht verantworten können. Lehrreich ist die günstige Beurteilung, die Caprivi von verschiedenen Seiten erfährt. Der Kriegsminister v. Kameke äußerte: „Der ist so viel wert wie zehn Bataillone. Wenn es wirklich losgehen sollte, wird Caprivi Kommandant von Berlin, und der versteht seine Sache." Im Sommer 1880 war Caprivi bei Bismarck zur Tafel, und dieser unterhielt sich eifrig mit ihm. Noch an demselben Abend äußerte er sich zu Tiedemann über den General: „Der Mann hat eine Zukunft; in dem steckt vielleicht das Zeug zu einem künftigen Reichskanzler." Schätzenswert sind auch die Mitteilungen über den vermittelnden Einfluß der Flügeladjutanten Lehndorff und Lindequist.

Manche Aufzeichnungen tragen leider gar zu aphoristischen Charakter. Zuweilen mutet es uns so an, als wenn man lediglich Kapitelüberschriften erhielte. Oft genug wird bei uns Hunger nach neuen Aktenstücken geweckt. Am 28. Mai 1877 diktierte Bismarck seinem Geheimrat ein Exposé über seine Stellung zur Kirchenpolitik, „das Interessanteste, was ich seit langer Zeit gehört", wie Tiedemann dazu bemerkt. Aus Bismarcks „Gedanken und Erinnerungen" wissen wir, wie abgeneigt Wilhelm I. der Ernennung Bennigsens zum Minister war. Von Tiedemann erfahren wir mehr darüber. Wie der Kanzler ihm erzählte, hat der Kaiser ihn, als er zum ersten Male Bennigsens Ernennung aufs Tapet brachte, angesehen, als ob er mit einem Übergeschnappten spräche. Am 21. Januar 1878 diktierte der Fürst ohne Unterbrechung volle fünf Stunden hindurch ein Schreiben an den Kaiser, das nicht nur eine genaue Wiedergabe der Verhandlungen mit Bennigsen wegen seines Eintritts ins Ministerium enthielt, sondern zugleich eine hochpolitische historische Darstellung der Entwickelung der Parteiverhältnisse seit Einführung der Verfassung. Der arme Tiedemann hatte zuletzt ganze 32 Folio-

seiten beschrieben. Seite 377 erfahren wir von einem Tagebuche Bismarcks. Seite 391 wird ein Brief Bismarcks an König Ludwig II. von Bayern erwähnt, der nicht unter den in die „Gedanken und Erinnerungen“ aufgenommenen zu finden ist. Möchte ein gnädiges Geschick es uns bescheren, daß wir alle diese wichtigen Dokumente zur Zeitgeschichte noch dereinst kennen lernen.

Natürlich muß man die Tiedemannschen Aufzeichnungen wie alle derartigen Publikationen mit Kritik lesen. So ausgezeichnet die Quelle schon deswegen ist, weil sie großenteils gleichzeitige Niederschriften eines geistvollen, federgewandten Mannes gibt, der aus der allerersten Hand schöpfte, so hat man doch zu berücksichtigen, daß auch Tiedemann subjektiv urteilt und manchmal die Dinge doch nicht völlig übersehen haben wird. So plausibel er den Fall Rommel erzählt, so bin ich doch nicht sicher, ob Tiedemann nicht trotz alledem dabei von dem listenreichen Kanzler etwas über den Löffel barbiert ist. Gerade die verstärkte Auflage des Falles Tiedemann-Eulenburg, die der Fall Rommel darstellt, legt mir u. a. den Gedanken nahe, daß der Zauberer der Wilhelmstraße hier ein eigenartiges Mixtum hergestellt hat. Ein besonderer Grund zur Vorsicht liegt bei Tiedemann noch deswegen vor, weil sein Ehrgeiz durch Bismarck eine tödliche Kränkung erfuhr. Darüber wußte man schon einiges aus Busch und den „Gedanken und Erinnerungen“. Man durfte daher gespannt sein, was Tiedemann in seinen Erinnerungen dazu sagen würde. Sie belehren uns denn auch in der Tat zur Evidenz darüber, ein wie tiefer Stachel im Herzen des ehemaligen Chefs der Reichskanzlei gegen Bismarck zurückgeblieben ist. Tiedemann wollte gern Oberpräsident werden, und das hat Bismarck verhindert, weil er ihn nicht dafür geeignet hielt. Nun hat Tiedemann aber ohne Frage das geistige Zeug und die Tatkraft von zwei gewöhnlichen Oberpräsidenten zusammen gehabt. Ob Bismarck nicht aber doch recht hatte, wenn er nach anfänglichem Schwanken meinte, daß sein Kanzleichef zu sehr Draufgänger wäre? Ob Tiedemann überhaupt die Grandseigneurnatur war, die für eine Oberpräsidentenstelle erwünscht ist? Er war ein Mann der großzügigen Arbeit, aber doch wohl weniger ein Mann des Parketts und der Repräsentation. Wie dem aber auch sein mag: er wurde jedenfalls nicht Oberpräsident und hat jahrzehntelang in der vergleichsweise bescheidenen Stellung eines Regierungspräsidenten von Bromberg gewirkt und damit eine eifrige parlamentarische Tätigkeit verbunden. Nach den angespannten Jahren unter Bismarck, in denen er mit den ersten Männern Europas in ständiger Berührung war und in denen er die herrliche Deckersche Villa als Wohnsitz angewiesen erhalten hatte, war das fast als ein schlichter Ruheposten zu betrachten. So ist es am Ende verständlich, wenn das Bild des gewaltigen Kanzlers sich im Spiegel von Tiedemanns Seele vielleicht etwas trübte, und daß er in den ersten vorläufigen Aufzeichnungen zu der „dissectio animi“, die er von Bismarck zu entwerfen gedachte, das Wort niederschrieb: „Mehr Mephisto als Faust.“ Hätte er jene groß angelegte Charakteristik ausführen können, so hätte er bei der rühmenswerten Objektivität, zu der er sich sonst im allgemeinen seinem Schicksalsmann gegenüber durchzuringen imstande gewesen ist, vielleicht doch ein anmutenderes Bild zur Bezeichnung von Bismarcks Gesamtwesen gefunden.





Der Urquell der Lebensanschauungen Schopenhauers und Nietzsches

(Zu Schopenhauers 50. Todestag am 11. September)

Schopenhauer und Nietzsche haben in ihren Lebensanschauungen die große Abrechnung mit sich selber gehalten; ihre Werke sind aus dem tragischen Konflikte ihres heimlichsten Lebens geboren.

Schopenhauer unterscheidet sich von seinen Vorgängern, von Kant, Fichte und Schelling, wie auch von seinem Antipoden Hegel dadurch, daß ihn das *Leben* zum Philosophen gemacht hat. In einem Briefe an Erdmann in Halle sagt er: „Mich haben nicht die Bücher, sondern die Welt hat mich befruchtet.“ Seine Vorgänger sind, wie Rudolf Steiner in der Einleitung zu seiner Schopenhauer-Ausgabe sehr richtig bemerkt, Philosophen, denen ihre Aufgaben aus der Betrachtung fremder Anschauungen erwuchsen: „Kants Denken bekam den entscheidenden Stoß durch Vertiefung in Humes Schriften, Fichtes und Schellings Wirken erhielt durch Kants Kritiken die Richtung, Hegels Gedanken entwickelten sich gleichfalls aus denen seiner Vorgänger. Daher sind die Ideen dieser Denker Glieder einer fortlaufenden Entwicklungsreihe. Wenn auch jeder der genannten Philosophen in den ihn anregenden fremden Gedankensystemen jene Keime suchte, deren Weiterentwicklung gerade seiner Individualität gemäß war, so ist doch die Möglichkeit vorhanden, die bezeichnete Entwicklungsreihe rein logisch nachzuzeichnen, ohne auf die persönlichen Träger der Ideen Rücksicht zu nehmen. Es ist, als ob ein Gedanke den andern hervorgebracht hätte, ohne daß ein Mensch dabei tätig gewesen wäre.“ Schopenhauer dagegen erwuchs aus seinen Erfahrungen eine große Zahl von Zweifeln und Rätseln, bevor er wußte, was andere über das Leben des Geistes und das Wirken der Natur gedacht haben. Die Fragen, die ihm seine Erlebnisse aufdrängten, hatten ein durchaus individuelles Gepräge. „Fichtes, Schellings, Hegels philosophisches System erwecken das Gefühl, daß sie auf das Kantische folgen mußten, weil sie logisch durch dieses gefordert wurden; von dem Schopenhauerschen dagegen kann man sich ganz gut denken, daß es uns in der Geschichte der Philosophie ganz fehlte, wenn das Leben des Schöpfers vor seiner produktiven Zeit durch irgend einen Zufall eine ganz andere Wendung genommen hätte.“ Manche der philosophischen Ausführungen Schopenhauers sind nur die in ein wissenschaftliches Gewand gehüllten Ansichten, die das Leben vor der philosophischen Studienzeit in ihm erzeugt hat. Nicht ein Grundsatz, aus dem sich alle philosophische Wissenschaft ableiten läßt, ist sein Ausgangspunkt, sondern der Pessimismus ist, wie Alois Riehl in einem Vortrage sich treffend

vernehmen ließ, „sein Apriori und gleichsam der angeborene Begriff seiner Philosophie" Die pessimistische Verurteilung des Lebens stand ihm bereits fest, ehe noch ein weiterer Bestandteil seiner Lehre gefunden war. Ja noch mehr, alle andern Hauptgedanken seiner Philosophie entwickelten sich erst aus dem Pessimismus, und schon ihre Auffindung, ihre Auswahl steht unter der Leitung des pessimistischen Grundmotivs. Schon zu Beginn seiner Universitätszeit äußerte er sich einmal zu Wieland: „Das Leben ist eine mißliche Sache; ich habe mir vorgenommen, das meinige damit hinzubringen, über dasselbe nachzudenken." Niemand hat nach Riehl eindrucksvoller und mit einer solchen Mannigfaltigkeit von Wendungen und Gleichnissen von der Nichtigkeit und den Leiden des Lebens geredet, — auch Leopardi nicht.

Und doch hing Schopenhauer mit allen Fibern und Fasern seines Seins an dem Leben, das er verneinte. Er verdient nicht das Lob, das die Athener auf das dem Zenon gesetzte Denkmal schreiben konnten: daß sein Leben seiner Lehre gleich gewesen sei. Er genoß die Schönheit der Natur, deren „durchgängige Wahrheit und Konsequenz" ihn den „Winkelzügen" der menschlichen Gesellschaft gegenüber wahrhaft anheimelte, mit vollen Zügen, er war ein feiner Kunstkenner und Kunstliebhaber, er glaubte an den Fortschritt der Menschen auf industriellem, intellektuellem und moralischem Gebiete; er flüchtete zur Überraschung seiner Schwester, die seine Angst vor der Krankheit mit seiner Lebensanschauung nicht zusammenreimen konnte, 1831 vor der Cholera, die seinen großen Antagonisten Hegel hingerafft hatte, aus Berlin nach Frankfurt am Main und verblieb daselbst, weil ihm das Klima zusagte und die „comforts" der Stadt gefielen; er richtete sich dort ein behagliches Junggesellenheim ein, er war ein Kenner und Liebhaber von feinen Speisen und Getränken, Zigarren usw. Er ließ es sich mit einem Worte durchaus nicht schlecht gehen in dieser schlechtesten aller möglichen Welten. Er verstieß das Leben nur, weil er es unglücklich liebte, weil er keine Gegenliebe bei ihm fand. Umsonst hatte seine Mutter ihm gepredigt: „Verliere den Mut nicht, auch deine Zeit wird kommen, wo es dir nach Wunsch gehen wird. Wenn man seine Wünsche zu beschränken weiß, so kann man sicher auf Glück hoffen, das erfahre ich jetzt." „Fasse nur Mut und lasse dich nicht zu sehr niederdrücken, damit auch dein Gemüt nicht krank werde. Mut und Fassung sind ja unsere einzige Schutzwehr gegen alle Übel der Welt." Die Tugend der Geduld und Ausdauer war ihm fremd. Darum suchte er sich von seinem brennenden, zehrenden, unstillbaren Lebensdurste dadurch zu befreien, daß er die Welt grau in grau, in grellen, schreienden Farben malte, in sich die Idee großzog, alle Quellen seien vergiftet. Je stärker der Drang, je stürmischer das Begehren, desto mehr verrannte er sich aus Verzweiflung an der Möglichkeit des Genusses in den Wahn, daß das Leben nicht lebenswert, daß es ein Geschäft sei, dessen Ertrag bei weitem nicht die Kosten decke, „eine unaufhörliche Jagd, wo die Lebenden, bald als Jäger, bald als Wild, sich die Fetzen einer grausen Beute streitig machen, ein Krieg aller gegen alle, ein antizipierter Tod, wie sich Parmenides ausdrückte, und, um alles mit einem Worte zu sagen, eine Art Naturgeschichte des Schmerzes, die sich also zusammenfassen ließe: grundloses Wollen, ewiges Leiden und Kämpfen, dann Sterben und so fort in saecula saeculorum, bis daß die Rinde unseres Planeten in kleine Stückchen zerfällt". Das Leitmotiv, der tiefinnerste Grund seines Pessimismus ist die heiße Sehnsucht nach Lebensgenuß, die leidenschaftliche, grenzenlose Liebe zum Leben. Um den quälenden Druck der unbefriedigten Sehnsucht, des unersättlichen und ewig ungestillten Willens abzuschütteln, griff er nach dem Pessimismus wie nach einem Rettungsanker. Weil er die Lust des Daseins suchte und nicht fand, redete er sich ein, daß der Schmerz ein wesentlicher Bestandteil des Lebens ist, der Mensch sich daher aus den Schranken der Individuation, in die ihn der ungestüme Drang zum Leben gebannt hat, zuhöchst durch die Abkehr vom blinden, unseligen und erlösungsbedürftigen Willen zum Dasein, durch Unterdrückung aller Wünsche, durch Askese befreien muß, und er bedachte nicht, was er in seinem Hauptwerke zugab, daß man heftigen Schmerz vermeiden könnte, wenn man die Dinge *stets im ganzen und in ihrem Zusammenhange* völlig klar

übersehen wollte und sich hütete, ihnen die Farbe zu leihen, von der man wünschte, daß sie sie hätten.

Ähnlich wie Schopenhauer, hat auch Nietzsche in seinem Lebenswerke nicht sich selbst und seine Art, das Leben zu führen, dargestellt, sondern seine Sehnsucht nach einem seiner Natur widerstrebenden, unerreichbaren Lebensideale. So lange er sich zu dem Grundprinzip bekannte: „Der Grundgedanke der Kultur, insofern diese jedem einzelnen von uns nur eine Aufgabe zu stellen weiß, ist: die Erzeugung des Philosophen, des Künstlers und des Heiligen in uns und außer uns zu fördern und dadurch an der Vollendung der Natur zu arbeiten", war Nietzsche er selbst. Was er später der Entwicklung des Menschen als Ziel vorzeichnete, das war nicht das verklärte Bild seines eigenen Lebens und Wesens, sondern das Bild alles dessen, wonach er verlangend die Hände ausstreckte, weil er es entbehrte. **Was ihm abging, verwandelte er in das Grundprinzip seiner Philosophie. Er fühlte sich unterhalb, nicht oberhalb seiner Weltanschauung.** Sie ist eine Reaktion gegen seine Gefühlsexzesse, eine Auflehnung gegen seine Willensschwäche, — die Auflehnung eines Löwen, der an die Stangen seines Käfigs pocht. Auch von ihm gilt, wie Riehl in seinem Buche über Nietzsche treffend bemerkt, sein Satz: „Unsere Mängel sind die Augen, mit denen wir das Ideal sehen", auch auf ihn findet der „Rückschluß vom Ideal auf den, der es nötig hat", Anwendung.

Seine Natur war eine ungemein weiche und sensitive. Er war allzu menschlich, über die Maßen fein in seinem Empfinden, er besaß ein rührendes Zartgefühl, die geringfügigsten Dienste, die man ihm erwies, verklärte er zu Taten persönlicher Aufopferung. Er war leicht zur Versöhnung bereit und voll Scheu, andere zu verletzen. Er war von so merkwürdigem, einzigartigem Feingefühl, daß er aus Liebe zu seinen Freunden zum Schaden seiner Werke Ideen in sie hineinflocht, die den Freunden wohltun und ihre Ziele verklären sollten. Nietzsches Schwester bezeichnete sein erstes Buch „Die Geburt der Tragödie" als das „größte Brandopfer der Selbstverleugnung", das Nietzsche seiner Freundschaft für Richard Wagner gebracht hat. Er war sich wohl bei der Abfassung des Buches dessen bewußt, daß er sich das grandiose griechische Problem, wie es ihm aufgegangen war, durch die Verknüpfung mit der Wagnerschen Kunst verdarb, aber zugleich empfand er, daß eine so tiefe und große Freundschaft ernste Pflichten auferlege, daß er in dieser Empfindung Genüge und Entschädigung finden müsse, ja, daß eine solche Freundschaft auch in gewisser Hinsicht ein sacrificio dell' intelletto fordern dürfe. „Im übrigen", schrieb er, „habe ich den Glauben, daß wir nicht geboren sind, glücklich zu sein, sondern unsere Pflicht zu tun; und wir wollen uns segnen, wenn wir wissen, wo unsere Pflicht ist."

Das Freundschaftsverhältnis zu Wagner trieb die seltsamsten Blüten. Alles, was Nietzsche in den Jahren 1869—1874 plante und produzierte, geschah nur im Hinblick auf Wagner; bei allem, was er tat, fragte er sich: wird dies auch Wagner recht sein? Denn der Meister war sehr leicht zu verletzen und quälte sich und andere mit Mißtrauen. Wie viele Gedanken in der „Geburt der Tragödie" Nietzsche aus Rücksicht für Wagner unterdrückt hat, ist durch die Nachträge zu diesem Werke zur Genüge bewiesen; aber auch persönlich angenehme Pläne gab er öfter auf, um nur keinen Anstoß bei dem empfindlichen Meister zu erregen. So verzichtete er aus diesem Grunde zu Ostern 1872 auf eine Reise nach dem Süden. Der Sohn Felix Mendelssohns, Professor in Freiburg im Breisgau, eine sehr sympathische Persönlichkeit, bat Nietzsche, mit ihm nach Italien und Griechenland zu reisen, und versetzte ihn durch diese Einladung in die freudigste Stimmung. Aber da Wagner kein Freund von Mendelssohn war und der Sohn natürlich nicht anders als mit der höchsten Verehrung seines Vaters gedenken konnte, so fürchtete Nietzsche des Meisters Mißtrauen gegen seine Gesinnungstreue zu erregen und lehnte unter aufrichtiger Darlegung seiner Gründe die liebenswürdige Einladung ab.

Auch zu anderen Opfern war er bereit. Er gedachte, seine Professur aufzugeben und in Deutschland herumzuziehen, um Vorträge über die Nibelungen-Bühnenfestspiele zu halten:

„Es muß eben jeder tun, was seine Pflicht ist, und im Kollisionsfalle, was seine Pflicht m e h r ist." Allerdings wurde dieser Plan nicht ausgeführt, da er sich nicht als praktisch erwies; außerdem war Wagner selbst dagegen, daß der Freund der Professur entsage.

Trotz der werktägigen Hingabe Nietzsches an Wagner konnte dieser die Besorgnis und den Mißmut darüber nicht unterdrücken, daß „dieser Nietzsche seine eigenen Wege ging". Wie Druck Gegendruck erzeugt, so rief Wagners Mißtrauen das Mißtrauen gegen Wagner, für den Nietzsche nur als Wagnerschriftsteller, als sein Trabant Wert hatte, wach. Nietzsche litt gewaltig darunter, daß er das Ideal, das er von Wagner seit ihrem Verkehr in Tribschen in sich trug, in Bayreuth in so verzogenen Linien sehen mußte, und er nahm sich jahrelang alle erdenkliche Mühe, ihn wieder in der alten Glorie zu sehen, sich die glückliche Zeit der Zusammengehörigkeit ins Gedächtnis zurückzurufen und in dem Nibelungenring die dionysische Musik, die ihm früher aus Wagners Schöpfungen entgegenklang, zu hören. Sehr richtig bemerkt Frau Elisabeth Förster: „Kalte, oberflächliche Seelen können solchen inneren Widerstreit, den mein Bruder vier Jahre hindurch (1874—1878) gekämpft, überhaupt nicht begreifen; was kennen sie von einer so leidenschaftlichen Freundschaft, wie die meines Bruders zu Richard Wagner, was wissen sie von der eisernen Strenge eines wahrhaftigen und freien Geistes, was verstehen sie von dem Zögern des liebenden Herzens, das vor dem Schmerz der herzbrechenden letzten Stunden des Abschieds zittert? Und Fritz zitterte nicht nur vor dem eigenen Schmerz, sondern ach! viel, viel mehr vor dem Kummer, den er dem anderen zufügen mußte." Aber all der Liebe Müh' war umsonst. Der kategorische Imperativ seiner freien Entwicklung zwang Nietzsche, den härtesten Schritt seines Lebens zu tun, mit dem Meister, der ihm sein bisheriges Ideal des Künstlers und nicht genug daran, auch den Glauben an das „Kunstwerk der Zukunft" zerstörte, zu brechen, was ihm zeitlebens wie ein Dorn im Fleische saß.

Ein rührendes Zeugnis für seine Güte legt folgender Passus in einem vom Jahre 1875 datierten Briefe an Malvida von Meysenbug ab. „Ich wünschte, ich könnte anderen Menschen täglich etwas Gutes erweisen. Diesen Herbst nahm ich mir vor, jeden Morgen damit zu beginnen, daß ich mich fragte: Gibt es keinen, dem du heute etwas zugute tun könntest? Mitunter glückt es, etwas zu finden." Er war voll selbstloser Hingabe, fremdes Leid, selbst das verborgenste, empfand er auf das innigste mit, er fühlte es wie eigenes. Es ist beispielsweise nicht zu beschreiben, was das Herz des Krankenpflegers Nietzsche — denn die Schweiz gestattete ihrem Universitätsprofessor nicht, als Soldat den deutsch-französischen Krieg mitzumachen — während dessen gelitten hat; noch monatelang hörte er das Stöhnen und Jammern der armen Verwundeten. Es war ihm in den ersten Jahren fast unmöglich, darüber zu sprechen, und als sich sein Freund Erwin Rohde einmal darüber beklagte, daß er wenig von seinen Erlebnissen als Krankenpfleger gehört habe, brach Nietzsche mit dem schmerzlichsten Ausdruck in die Worte aus: „Davon k a n n man nicht sprechen, das ist unmöglich, man muß diese Erinnerungen zu verbannen suchen!"

Am 18. Juli 1880 schrieb er: „Haben Sie von dem Brande von Mommsens Haus gelesen? Und daß seine Exzerpte vernichtet sind, die mächtigsten Vorarbeiten, die vielleicht ein jetzt lebender Gelehrter gemacht hat? Er soll immer wieder in die Flammen hineingestürzt sein, und man mußte endlich gegen ihn, den mit Brandwunden bedeckten, Gewalt anwenden Solche Unternehmungen, wie die Mommsens, müssen sehr selten sein, weil ein ungeheures Gedächtnis und ein entsprechender Scharfsinn in der Kritik und Ordnung eines solchen Materials selten zusammenkommen, vielmehr gegeneinander zu arbeiten pflegen. Als ich die Geschichte hörte, drehte sich mir das Herz im Leibe um, und noch jetzt leide ich physisch, wenn ich dran denke."

Als Rohde Privatdozent war und sehr lange auf die Professur warten mußte, bot ihm Nietzsche ganz ernstlich seine eigene Stelle an und unternahm auch schon Schritte, um sie ihm zu überlassen. Und wiederholt hat er ärmeren Freunden Summen angeboten, die für seine



Verhältnisse außerordentlich hoch waren. Es betrübte ihn, wenn seine Anerbieten nicht angenommen wurden. — „Es hätte mich reicher gemacht, wenn ich es hätte geben dürfen", schrieb er einmal.

Schopenhauers Mitleidslehre brauchte nur eine gleichgestimmte Saite seines Innern in Schwingung zu bringen, und er begann für den „Heiligen" zu schwärmen, „an dem das Ich ganz zusammengeschmolzen ist und dessen leidendes Leben fast nicht mehr individuell empfunden wird, sondern als tiefstes Gleich-, Mit- und Einsgefühl in allem Lebendigen, jene endliche und höchste Menschwerdung". Zarathustra hat daher die schwerste Versuchung zu bestehen, als der Notschrei der höhern Menschen zu ihm dringt und das Mitleid ihn zu überwinden droht. Dieser Notschrei zerreißt ihm das Herz, und er muß seine ganze Kraft zusammennehmen um ihm zu widerstehen und schließlich die Leidenden und sich selbst in eine Höhe zu heben, von der aus gesehen das tragische Problem unter ihnen liegt. Man muß am Mitleid gelitten haben wie Nietzsche, um so etwas überhaupt begreifen zu können, um es zu verstehen, daß er der Verfasserin der „Memoiren einer Idealistin" schrieb: „Das Schopenhauersche Mitleid hat immer in meinem Leben bisher den Hauptunfug angestiftet, und deshalb habe ich allen Grund, solchen Moralen gut zu sein, welche noch ein paar andere Triebfedern zur Moralität rechnen und nicht unsere ganze menschliche Tüchtigkeit auf Mitgefühle reduzieren wollen. Dies ist nämlich nicht nur eine Weichlichkeit, über die jeder gut gesinnte Hellene gelacht haben würde, sondern eine ernste praktische Gefahr. Man soll sein Ideal vom Menschen durchsetzen; man soll mit seinem Ideal seine Mitmenschen wie sich selber zwingen und überwältigen und also schöpferisch wirken! Dazu aber gehört, daß man sein Mitleid hübsch im Zaum hält und daß man, was unserem Ideal zuwidergeht, auch als Feinde behandelt."

In seiner sublimen Bildung, in seiner verfeinerten Kultur hat er wie kaum ein anderer die ganze Tragik des modernen Kulturmenschen erlebt, dem der Intellekt den Willen zerbrochen hat, auf den doch zuletzt alles im Leben des Mannes ankommt. Nur wo ein Wille ist, ist auch ein Weg aufwärts für den Menschen; läßt dieser Wille nach, so beginnt die große Menschendämmerung. Aus diesem schmerzlichen Erleben heraus hielt er den Frauenemanzipationsverkündigern männlichen und weiblichen Geschlechts entgegen: „Man will die Frauen überhaupt noch mehr ‚kultivieren' und wie man sagt, das ‚schwache Geschlecht' durch Kultur stark machen: als ob nicht die Geschichte so eindringlich wie möglich lehrte, daß ‚Kultivierung' des Menschen und Schwächung — nämlich Schwächung, Zersplitterung der Willenskraft — immer miteinander Schritt gegangen sind, und daß die mächtigsten und einflußreichsten Frauen der Welt (zuletzt noch die Mutter Napoleons) gerade ihrer Willenskraft — und nicht den Schulmeistern! — ihre Macht und ihr Übergewicht über die Männer verdankten."

Darum beklagte er es lebhaft, daß ihm infolge des allzu frühen Todes seines „unvergleichlichen" Vaters die strenge und überlegene Leitung eines männlichen Intellekts fehlte, und er schrieb im Sommer 1875 nach einer besonders starken Leidenszeit an Malvida von Meysenbug: „Das Geheimnis aller Genesung für uns ist, eine gewisse Härte der Haut wegen der großen innerlichen Verwundbarkeit und Leidensfähigkeit zu bekommen." Diese Härte der Haut glaubte er auch darum nicht entbehren zu können, weil er vermöge seines psychologischen Scharfblicks, seiner Hellsichtigkeit den Menschen, wenn nicht die von ihm heilig gehaltene Freundschaft ihre verklärenden Hüllen über sie breitete, bis ins tiefste Innere sah. Und wie viel Klägliches, ja Widerliches fand er in der menschlichen Natur aufgespeichert! Im Herbste 1888 schrieb er bei einem Rückblicke auf sein Leben: „Darf ich noch einen letzten Zug meiner Natur anzudeuten wagen, der mir im Umgang mit Menschen keine kleine Schwierigkeit macht? Mir eignet eine vollkommen unheimliche Reizbarkeit des Reinlichkeitsinstinkts, so daß ich die Nähe oder — was sage ich? — das Innerlichste, die ‚Eingeweide' jeder Seele physiologisch wahrnehme — rieche. ... Ich habe an dieser Reizbarkeit psychologische Fühlhörner, mit denen ich jedes Geheimnis betaste und in die Hand bekomme: der viele verborgene Schmutz auf dem Grunde mancher

Natur, vielleicht in schlechtem Blut bedingt, aber durch Erziehung übertüncht, wird mir fast bei der ersten Berührung schon bewußt. Wenn ich recht beobachtet habe, empfinden solche meiner Reinlichkeit unzuträglichen Naturen die Vorsicht meines Ekels auch ihrerseits: sie werden damit nicht wohlriechender.... So wie ich mich immer gewöhnt habe — eine extreme Lauterkeit gegen mich ist meine Daseinsvoraussetzung, ich komme um unter unreinen Bedingungen — schwimme und bade und plätschere ich gleichsam beständig im Wasser, in irgend einem vollkommen durchsichtigen und glänzenden Elemente. Das macht mir aus dem Verkehr mit Menschen keine kleine Geduldsprobe; meine Humanität besteht nicht darin, mitzufühlen, wie der Mensch ist, sondern es auszuhalten, daß ich ihn mitfühle.... Meine Humanität ist eine beständige Selbstüberwindung"

Von solchen Erwägungen geleitet, kehrte er sich aufs allerentschiedenste gegen alles, was ihm die ursprüngliche Glühwärme des Willens zum lebendig erfaßten, resoluten Leben zu vermindern schien, und predigte den Kreuzzug gegen die entnervende und verzärtelnde, die harmonische Ausbildung des Menschen unterbindende und an allem, was im Leben stark und groß ist, vorbeischauende Kultur seines Zeitalters. Er setzte den Intellekt dem Willen gegenüber herab, er fand in der Überschätzung des ersteren und der Unterschätzung des letzteren eine Hauptquelle der von ihm behaupteten Dekadenz. Im Intellekt sah er nur die „kleine Vernunft" des Menschen; die „große Vernunft" im Menschen ist der Wille mit seinen Instinkten und Trieben, in denen und aus denen die Weisheit der Natur selbst spricht. Die Entstehung und Verbreitung der Kultur ist überall dem Einfluß willenskräftiger Persönlichkeiten zuzuschreiben, ihr Sinken beginnt überall da, wo die angeborene Kraft des Entschlusses von des Gedankens Blässe angekränkelt wird, so in Griechenland mit dem Auftreten des Sokrates, den Nietzsche zum Typus der trockenen Gelehrten stempelte, die durch ihre verstandesmäßige Dialektik den Willen austrocknen. In diesem Sinne verstieg er sich gelegentlich bis zur Verachtung der Wissenschaft, bis zur skeptischen Verhöhnung des Strebens nach Wahrheit; denn die Wahrheit töte, nur der Schein, die Täuschung seien lebenfördernd. Er ist zwar ein „Büßer des Geistes" geworden, aber er hat sich in dieser Rolle nur vorübergehend gefallen. In der neuen Periode, die mit dem „Zarathustra" einsetzt, hat er in dem Leben für die Erkenntnis nur noch eine Abart des „asketischen Ideals", einen andern „Schleichweg zum Nichts", zur Flucht von sich selbst, zum Loskommen von dem Willen gesehen.

Er kehrte sich sogar unbedingt gegen das „warme, mitfühlende Herz", das nicht wisse, was es begehre, gegen das Mitleid als das Hauptwerkzeug der Entselbstung, der Lebensverneinung und der künstlichen Erhaltung des von der Natur selbst zum Untergange bestimmten Lebensunfähigen, Schwachen und Elenden, er schwelgt angesichts der „schändlichen modernen Gefühlsverweichlichung" in dem Gedanken an eine im Zeichen des Starken, Ungebrochenen, Harten, Grausamen stehende Welt, die Renaissance war sein goldenes Zeitalter, er gründete die Ethik darauf, daß der Mensch aus sich eine ganze, eine eigenkräftige und eigenberechtigte Persönlichkeit mache und in allem, was er tut, sein höchstes Wohl ins Auge fasse, er verdammte jene unwürdige Selbstlosigkeit, „in die er zuerst aus Unwissenheit, aus Jugend geraten war, in der er später aus Trägheit, aus sogenanntem, Pflichtgefühl' hängen geblieben war", er betrachtete die soziale Frage als Ausfluß der „Dummheit und Instinktentartung", er verkündete mit flammender Begeisterung und rücksichtsloser Energie die Befreiung von der Tyrannei der nivellierenden, gleichmachenden traditionellen Moral, die nichts als eine Form der Unmoralität und der Unnatur sei, er verkündete ein sie auf den Kopf stellendes Evangelium, das auf den Grundton gestimmt ist: alles, was aus der Energie, der höchsten Fülle des Lebens stammt, dem Zuge nach dem, was den Willen stählt und waffnet, folgt, ist gut, was aus der Schwäche, dem Herdenmachtinstinkt stammt, ist schlecht, — das Evangelium der Macht, der Übermacht, der härtesten Selbstigkeit, die jedoch mit brutalem Machtinstinkt und ungezügeltem Egoismus beileibe nichts gemein hat. Wenn unser Philosoph, der von einer fast weiblichen

Milde war, eben darum die Grausamkeit und Gewalttätigkeit als etwas Labendes und Beseligendes pries, so schwebte ihm vornehmlich deren Vergeistigung, Verfeinerung und Vertiefung als der Hebel alles dessen, was wir höhere Kultur nennen, vor, nicht die „blonde Bestie". 1884 schrieb er mit Beziehung auf Heinrich von Stein: „Eigentlich kann ich nur mit solchen Menschen moralische Probleme besprechen, bei den andern lese ich so leicht in den Mienen, daß sie mich vollständig mißverstehen und nur das Tier in ihnen sich freut, eine Fessel abwerfen zu dürfen."

Und — last not least — trug zu seiner harten Weltanschauung der Umstand bei, daß auf ihm ein furchtbar tragisches Geschick lastete. Ein Mann, der „Leib und Seele in solcher Beschaffenheit hatte, daß er mit beiden furchtbar leiden konnte", hatte er eine mächtige Sehnsucht nach den „Mächtigen an Leib und Seele". Er litt entsetzlich unter der ihm wahre Höllenqualen bereitenden Krankheit und den unsäglichen Erschütterungen seiner völlig vereinsamten Seele, er setzte sich jedoch gegen den „Tyrannen Schmerz" tapfer zur Wehr und trug als Siegespreis den Amor fati, den Aufstieg zu der freudigen Bejahung des Weltwehs, die Kraft, sich gegen feindselige Verhältnisse behaupten zu können, davon. Schwer leidend, erhob er das Leiden zur Disziplin des Willens und überwand so von der Warte der Schopenhauerschen Willensphilosophie aus ihren buddhistischen Nihilismus. Während er seinen Willen im heroischen Kampfe gegen sein Martyrium aufbrauchte, verherrlichte er den „Willen zur Macht" als den tiefsten Quell des Daseins, er sonnte sich, um sich für die Wirklichkeit des Lebens zu entschädigen, an jenen Granitmenschen, die in ihrer Überfülle von Leben und in ihrer Verwegenheit ihm Vergnügen machten, und träumte von einer Fort- und Höherentwicklung des Menschen über seine Art hinaus und hinauf zu dem starken, einen „felsensprengenden" Willen besitzenden, selbstverantwortlichen, autonomen, synthetischen, wie eine Vergötterung des Lebens erstrahlenden „Übermenschen", der, die Spitze und das letzte Ziel der höchsten Kultur darstellend, die herrschende Pseudomoral aus Wahrhaftigkeit in sich überwunden hat und sie durch die Gesetze einer höhern und stärkern Moral, einer Übermoral überbietet.

Dieses moralrevolutionäre Problem war seine persönliche Not, seine Qual. Zuweilen schilderte der trunkene, dionysische Dichter und Prophet, wie ein Unbewußtes in ihm ihn wider seinen eigenen Willen gegen alles das, woran sein verehrendes Herz so unendlich gern festhalten wollte, vorwärts trieb. Im Jahre 1886 blickte er auf die Zeit der schweren Selbstüberwindung zurück und schrieb: „Ich prüfte alles, woran sich bis dahin überhaupt mein Herz gehängt hatte, ich drehte die besten und verehrtesten Dinge und Menschen um und sah mir ihre Kehrseite an, ich tat das Umgekehrte mit allem, woran sich bisher die menschliche Kunst der Verleumdung und Verlästerung am besten geübt hat. Es war ein böses Spiel: ich war oft krank daran — aber mein Entschluß blieb stehen: ich ‚zerbrach mein verehrendes Herz' selber und sah mir noch seine zerbrochenen Stücke und deren Kehrseiten an, — nicht ohne vielerlei neue Lust und Neugierde: denn man ist in dem Grade grausam, als man der Liebe fähig ist."

Und doch hätte unser Philosoph, dessen an Wandlungen und Loslösungen reiche Entwicklung jäh abgebrochen wurde, es meines Erachtens mit seinem Ungeheuer an Kraft, mit seiner „Synthesis von Unmensch und Übermensch", deren Charakteristik wechselt, kaum für die Dauer aushalten können; setzt doch deren Züchtung die schonungslose Vernichtung von Millionen Schwacher und „Mißratener", ein Leid, „dessen Gleichen noch nie da war", voraus. Er sei kein harter Mensch, versicherte Nietzsche einem Freunde nach der Vollendung des „Zarathustra", er dürfe seinem Gemüte nicht viel zumuten. „Man hat gut reden von aller Art Immoralität! Aber sie aushalten können!" sagte er einmal (XII. 177), und wir glauben es ihm von Herzen gern, wenn er auch dank der ihm eigentümlichen Maßlosigkeit und Schroffheit einen Cesare Borgia bewunderte. Es ist höchst bezeichnend, daß Nietzsche, der gegen das Christentum wegen seiner „Sklavenmoral" Gift und Galle spie und zu dem imperium Romanum wie verzückt aufschaute, in der letzten Schrift, dem „Antichrist", plötzlich aus einem ganz anderen Horn blies, dem Christentum die Vernachlässigung von Tugenden wie „Gemeinsinn, Dank-

barkeit, Förderung des Gesamtwohls" zum Vorwurfe machte. Eine leidende englische Dame, die er öfter in Sils-Maria traf, bat er unter Tränen, seine Bücher nicht zu lesen; „denn", erzählte die alte Engländerin, „ein so schwaches, kränkliches Wesen, wie ich bin, hätte nach seiner Philosophie, die mir eine seiner Jüngerinnen ziemlich brutal und wohl auch falsch auseinandersetzte, eigentlich überhaupt kein Recht zu leben gehabt". Bernhard Münz



Die frohe Botschaft von der freudigen Welt

Einst suchte man das goldene Zeitalter in ferner Vorzeit und sah mit einem selbstverständlichen Pessimismus das eigene Zeitalter als Degeneration einer idealen götterähnlichen Vorwelt an. Wenn wir Menschen der Neuzeit zu den Sternen aufblicken, so träumen wir dort oben nicht unsre einstige Heimat, sondern sehen ein Ziel, zu dem wir streben. Unser Traum vom goldnen Zeitalter weist in die Zukunft, nicht in die Vergangenheit. Vor uns liegen die Höhen, nicht hinter uns, aufwärts führt unser Weg, nicht abwärts. Und an Stelle der Mythen, wie sie die romantische Sehnsucht früherer Geschlechter, das Streben der eigenen Brust ausdeutend, erträumte, ist heute ein Bild vollkommenerer Zustände getreten, das der streng logisch folgernde Verstand mit Hilfe der wissenschaftlich-nüchternen Kritik entwirft. Die große Zahl der sozialen Utopien, die unsre Zeit hervorgebracht hat, ist kein Zufall, sondern die notwendige Ergänzung der historischen Kritik und des Strebens nach Erkenntnis der historischen Wirkenskräfte. Nachdem wir die Wurzeln bloßgelegt haben, aus denen die Gegenwart nach notwendigen Gesetzen emporgewachsen ist, liegt die Folgerung nahe, daß wir auch zu erkennen suchen, wie dieser große Organismus sich weiter entfalten wird.

In die Reihe der Autoren nun, die solchergestalt ein Gebäude der Zukunft auf dem Fundamente der Gegenwart errichten wollen, ist vor einigen Jahren auch der große holländische Dichter und Forscher Frederik van Eeden getreten, dessen Name in Deutschland besonders durch das schöne Buch vom „Kleinen Johannes" bekannt geworden ist. Fünf Jahre nach dem Erscheinen des holländischen Originals ist nun auch die deutsche Ausgabe erschienen, und zwar unter dem Titel: „Die freudige Welt", Betrachtungen über den Menschen und die Gesamtheit aller (Berlin, Schuster & Löffler, 3 Bände, einzig autorisierte Übertragung von Else Otten. Bei dieser Gelegenheit sei auch auf einen anderen großen Roman van Eedens hingewiesen, der im gleichen Verlage von derselben Übersetzerin herausgegeben ist: „Wie Stürme segnen"). Ein eigenes Geschick hat es gewollt, daß in dem Lustrum zwischen der holländischen und der deutschen Ausgabe der Verfasser eine Reihe so tief einschneidender persönlicher Erfahrungen gemacht hat, daß er in einem Nachwort sehr wesentliche Änderungen, wenn auch nicht an den Grundlinien, so doch an den Umrissen seines Zukunftsbildes hat vornehmen müssen, wodurch dann die deutsche Ausgabe einen erhöhten Wert erhält. Ja, auf den ersten Blick könnte es sogar scheinen, als ob das Nachwort auch die Grundlinien zerstöre, und als ob der Dichter mit den Ausführungen jenes Schlußkapitels alles aufhöbe, was er vorher entwickelt hat, denn in der holländischen Ausgabe war der Dichter noch der Meinung, jenes goldne Zeitalter der „freudigen Welt", ein Zeitalter der sozialen Gerechtigkeit und des sozialen Friedens, ließe sich schon für die heutige Menschheit heraufführen. Es bedürfe dazu nur eines ehrlichen Willens und einer veränderten Wirtschaftsordnung, die sich nicht mehr auf dem Grundsatz des Zwanges, des Herrschens und Dienens, sondern der freiwilligen Unterordnung aufbaue. Und eine solche wirtschaftlich-soziale Gemeinschaft hatte er in seinem Vaterlande mit großer persönlicher Aufopferung selbst zu gründen

versucht. Aber gerade hierbei hatte er dann die bittere Erfahrung gemacht, die noch keinem Experimental-Ökonomen erspart geblieben ist: daß eben die Menschheit doch noch nicht reif ist, um nach den theoretisch für richtig erkannten wirtschaftlichen Grundsätzen nun auch praktisch zu leben. Seine beiden Gründungen — ein produktivgenossenschaftliches Gemeinwesen und eine große Konsumgenossenschaft — haben nach einer anfänglichen Zeit des Blühens Schiffbruch erlitten, und er selbst hat sich gezwungen gesehen, zu erklären, daß vorläufig die Menschen noch nicht des führenden und organisierenden Einzelwillens entraten können.

Aber mit dieser Erkenntnis ist deshalb keineswegs die gesamte Weltanschauung van Eedens, wie sie das Buch von der „freudigen Welt" auf breitester Grundlage aufbaut, vernichtet worden. Und nur um dieser Weltanschauung willen verdient das Werk besondere Beachtung, weit mehr als die wirtschaftlichen Zukunftsbilder, wie sie etwa Bellamy oder Hertzka entworfen haben.

Van Eeden ist nicht in erster Linie nationalökonomischer Schriftsteller, so eifrig er sich auch in die sozialökonomischen Probleme der Gegenwart vertieft, und so hingebend er auch am wirtschaftlichen Leben und an der wirtschaftlichen Bewegung praktisch teilgenommen hat. An die Untersuchung der wirtschaftlichen Probleme ist er vielmehr als Naturforscher und als Arzt herangetreten, und der hervorstechende Zug seines Wesens ist nicht die nüchtern-scharfsinnige Kritik, sondern eine tiefreligiöse Grundstimmung. Der Zustand des sozialen Gleichgewichts, den er an Stelle der gegenwärtigen Ungleichheit heraufführen helfen möchte, ist ihm nicht Selbstzweck, sondern die unerläßliche Vorbedingung für die Vervollkommnung, zu der der Mensch, in der Erfüllung des in ihm ruhenden Gesetzes, sich entwickeln muß und wird. Diese Vervollkommnung und Veredlung des menschlichen Typus, die eng verwandt ist mit der „Vergottung", von der die deutschen Mystiker sprechen, wird nun gehemmt durch die soziale Disharmonie. Deshalb ist es zunächst nötig, das gestörte soziale Gleichgewicht herzustellen und die menschliche Gesellschaft zu einem Gemeinwesen zu gestalten, in dem die sozialen Triebe sich instinktmäßig betätigen, wie es in den Tierstaaten der Fall ist. Erst dann kann der Prozeß der Veredlung und Verfeinerung beginnen, der den Menschen auf eine höhere Stufe der Entwicklung führen wird. Jene Kapitel nun, in denen van Eeden mit der vollen Überzeugungskraft, die ihm seine tiefwurzelnde Menschenliebe und sein warmes religiöses Empfinden verleihen, darlegt, welche Mächte unser Leben lenken und nach welchen Zielen sie hinstreben, verleihen dem Buche seinen hohen Rang. Der moderne Erkenntnistrieb und die uralte Glaubenssehnsucht des Menschen schließen sich hier so eigenartig und überzeugend zu einer Einheit zusammen, daß das Buch vielen, die den Zwiespalt dieser beiden Mächte für unüberbrückbar halten, eine starke Hilfe werden kann. Ein moderner Forscher spricht hier, der ohne jedes beengende Vorurteil in langjähriger wissenschaftlicher Tätigkeit die Natur und das Wesen der menschlichen Seele (van Eeden ist Psychiater von Beruf und hat sich insbesondere mit den Problemen der Suggestion und des Hypnotismus beschäftigt und als Leiter einer von ihm begründeten psychotherapeutischen Klinik tiefen Einblick in die Pathologie des Seelenlebens gewonnen) studiert hat. Schon in seiner Jugend hat er die umfassendsten philosophischen Studien getrieben, und religiöse Vorurteile haben in dem Hause seines freigeistigen Vaters nie geherrscht. Um so bemerkenswerter ist die starke Religiosität, die er als das Ergebnis eines ernsten Forscherlebens sich erkämpft hat, — eine Religiosität freilich, die nichts mit konfessionellem Dogmentum zu tun hat, sondern nur der Ausdruck eines Forschers ist, der das Wesen des Menschen nicht einseitig, sondern in seiner Totalität erfaßt und verstanden hat. Wir wünschen dem schönen und gedankenreichen Buche viele aufmerksame deutsche Leser.

Gustav Zieler





Paul Thumann

Ein neuer Gurlitt

Im Verlage von Wiegandt & Grieben in Berlin hat Ludwig Gurlitt ein neues Werk: „Erziehungslehre" erscheinen lassen (Preis ℳ 4.50, geb. ℳ 5.50). Es ist ein Buch, das die Köpfe klarer und die Herzen wärmer schlagen macht. Gurlitt versteht — wie längst bekannt — interessant und fesselnd zu schreiben, das zeigt sich auch wieder in diesem Buche, das auch der Gegner Gurlittscher Erziehungsideen nicht ohne starke Anregung empfangen zu haben, aus der Hand legen wird. Gurlitt ist ja in erster Linie der schneidige Kritiker, der die Schäden, die unserem Erziehungswesen anhaften, nachdrücklich bekämpft. Von dem Grundgedanken ausgehend, daß es eine allgemeine Erziehungslehre nicht gibt, daß sich vielmehr eine jede Zeit die Erziehung der Jugend nach ihren eigenen Bedürfnissen umgestalten muß und daß somit die Erziehung — wie jede andere Lebenserscheinung auch — dem Gesetze der Entwicklung unterworfen ist, stellt der Verfasser zunächst die Frage auf: Was gibt die Natur dem Kinde mit? Alle Triebe wurzeln in der Selbstsucht. Unbewußt und deshalb schuldlos äußern sich die Triebe im Kinde, auch diejenigen, die später als sündhaft bezeichnet werden. Das Kind muß eben als das genommen werden, was es ist, als ein Stück Natur. Deshalb sollten wir auch mit unseren Werturteilen zurückhalten. Die Natur ist weder gut noch böse, sie ist in moralischer Hinsicht neutral, und ebenso das Kind. Die Volksschule ist als letzte Institution berufen, sich von der Herrschaft der Kirche zu emanzipieren. Und ebenso muß sie von der Tyrannei der Buchgelehrten befreit werden, wenn sie ihre Aufgaben in der Zukunft erfüllen soll. Unter dem Wahn, als wenn alles, was einmal bestanden hätte, zumal bei irgend einem kulturell hochstehenden Volke, nun auch wert sei, für alle Zeiten lebend und nachwirkend zu bleiben, unter diesem Wahne ist unsere ganze Jugenderziehung, soweit sie sich nicht von der Kirche gängeln ließ, in die Abhängigkeit der Buchgelehrten geraten, die sich lieber bei Plato und Aristoteles, bei den mittelalterlichen Scholastikern und bei jedem alten Autor Rat holten, als bei den Kindern selbst, denen man mit all den Bemühungen dienen wollte. Auf den einfachsten und natürlichsten Gedanken verfallen die Menschen immer zuletzt. Daß man über die rechte Kindererziehung seine eigene Beobachtung am lebendigen Kinde zu Rate ziehen müsse, das ist ein so schlichter Gedanke, daß wir ihn erst heute entdecken müssen. Das Kind war Erziehungsobjekt, im wesentlichen willenlos, sollte jedenfalls keinen eigenen Willen haben, und nun ganz nach den Wünschen des Erwachsenen, nach den durch ihn künstlich vorgeschriebenen Gesetzen wachsen und sich entwickeln. Die großartigen Bemühungen Herbarts, das kindliche Denken zu fördern, gleichen riesigen Pumpanlagen, mit denen man das Wasser aus der Tiefe emporheben will, während es doch viel bequemer wäre, die von selbst fließenden Bächlein und Rinnsale wachsen und zum Strom anschwellen zu lassen. Man macht in dieser Philosophenpädagogik viel zu viel künstliche Anstalten, um Dinge zu schaffen, die auch ohne Zutun des Lehrers ganz von selbst wachsen. Es sollte eben alles Arbeit des Lehrers sein. Das Kind sollte als ein unbehauener Marmorblock dem Künstler überwiesen und von diesem als ein nach seinem eigenen Genius geformtes Kunstwerk zurückgegeben werden. Man hatte eben keine Achtung vor der Natur im allgemeinen, keine Achtung vor der kindlichen Natur im besonderen. Es wurde ein hohes Ziel aufgepflanzt und den Kindern zur Pflicht gemacht, zu ihm hinaufzuwachsen. Die Kinder richtig leiten, heißt ihnen Gelegenheit geben, die notwendigen Lebenserfahrungen zu sammeln. Und diese Möglichkeit schaffen wir ihnen, wenn wir sie mit anderen Menschen, am besten mit anderen Kindern, in die richtige Lebensgemeinschaft bringen. Wie das zu machen ist, ist eine Hauptfrage der neuen Erziehungslehre, die alle starr hingepflanzten Autoritäten energisch bekämpfen, sie in ihrer Unzulänglichkeit beleuchten und dem Volke das Gewissen schärfen will für die Fragen, die eben im besten Sinne Volksfragen und nur Volksfragen sind. So versucht die neue Erziehungslehre aufzurütteln und zu klären.

Eine unhaltbar gewordene Auffassung des Begriffes „Pflicht" herrscht noch heute in

den Schulen. Eine törichte Pädagogik war auf den Gedanken verfallen, daß Gehorsam und Pflichttreue am besten an solchen Stoffen zu üben sei, die dem Zöglinge von Haus aus fremd und unbequem sind. Der mit den letzten Lebensproblemen beschäftigte junge Hebbel soll und muß Akten schreiben. Der geborene Aktenmensch soll und muß des Sophokles Antigone lesen. Der als Freidenker Geborene muß durch seine ganze Jugend mit dogmatischen Kirchenlehren gefüttert werden. Je größer der Widerwille, desto heiliger das Gebot. Es ist also abgesehen auf eine Überwindung und Überwältigung der Natur. Andere Geschöpfe ziehen es dann vor zu sterben. Ein Vogel, der sich von Würmern nährt, läßt sich zum Fressen von Hanfkörnern nicht zwingen, und die in Gefangenschaft lebenden Anthropoidenaffen sterben vor Heimweh und Melancholie. Der Mensch ist von allen Geschöpfen das körperlich und geistig anpassungsfähigste, zumal im jugendlichen Alter. Ein Kind kann Unglaubliches an falscher Behandlung ertragen. Und es kommt dann wohl zuletzt zu der resignierten Erkenntnis: „Gut war's doch, man merkt, was so 'ne menschliche Kretur allens vertragen kann". Strenge Pflichterfüllung, in der Schule so hoch gepriesen, bringt es fertig, daß unsere Jugend sich selbst verliert. Es kann aber unmöglich für die Jugend Pflichten geben, die sie zum Verzicht auf die Jugend zwingen.

Von solchen und ähnlichen Gedanken ausgehend, spricht der Verfasser weiter vom Wesen der natürlichen Erziehung und von der Frage nach dem Werte und der Bedeutung der Persönlichkeit, um sich dann im zweiten Teile seines Buches den Kinderfehlern zuzuwenden.

Ferner werden die religiöse, die künstlerische und die Willensbildung behandelt. Auch der Mädchenerziehung, den Bildungsanstalten, der körperlichen Entwicklung und der gesellschaftlichen Kultur ist je ein Kapitel gewidmet.

Damit ist natürlich der reiche Inhalt des Buches nur in großen Zügen angedeutet, man muß es gelesen haben, um die Fülle ermessen zu können. Auch dem Gegner Gurlittscher Bestrebungen empfehle ich es dringend, befruchtend wird es auf jeden Leser wirken. Und wichtiger als die Frage, ob „alte" oder „neue" Pädagogik, ist doch wohl die andere: Welche Intensität haben die Fragen der Erziehung in dir erlangt?

H. Scharrelmann



Jesus und der Krieg

Daß Kriege immer Gottesurteile seien, wird niemand glauben, der die Weltgeschichte kennt. Nur prophetische Geister haben gewagt, Kriege als Weltgerichte zu deuten — und haben sich dabei manchesmal widersprochen. Kleinere Geister zum mindesten tun gut, ihrem Gott nicht in den Weltplan blicken zu wollen, ihn nicht herabzuziehen zum Parteigänger ihres Menschenhabers.

Wer dürfte leugnen, daß Jesu Gott, der seine Sonne leuchten läßt über Böse und Gute, so über den Nationen steht? Wie alle wahren Propheten seines Volkes kämpft er gegen den religiösen und völkischen Chauvinismus. Sein Gott ist auch der Samariter Gott. — Sehr merkwürdig, wie christliche Völker, die unter dem Rufe „Gott mit uns" in den Krieg zogen, sobald sie das „uns" zu betonen wagten, immer geneigt waren, den „großen Alliierten droben" für sich allein in Anspruch zu nehmen; wie vor hundert Jahren in tiefster nationaler Erregung das Wort vom „deutschen Gott" auftauchte! Als wenn noch Wodan über uns waltete — und nicht der Gott des Evangeliums!

Und der ist ja nicht nur übernational — Jesus nannte ihn „Vater". Welches Volk wäre von dieser Vaterliebe ausgeschlossen? Welches Volk dürfte sich als sein Schoßkind betrachten? Den Erstgeborenen, dem nach göttlichem Recht die Brudervölker zu dienen hätten? ...

Ein Jesus konnte gar kein Empfinden haben für Machtfragen der Völker. Worauf kommt es denn überhaupt in seiner Sittlichkeit an? Nicht darauf, daß einer über den anderen

emporsteigt und gewinnt, indem der andere verliert; nicht auf eine Auslese der körperlich und geistig besser Gearteten. Für Worte wie „Konkurrenz“, „Interessenkampf“, „Expansion“ wäre Jesus taub gewesen. In seiner Umwelt gab es allerdings so etwas. Aber er hatte nur Ironie dafür: „Ihr wißt, daß die, welche die Völker zu regieren meinen, den Herrn gegen sie spielen, und ihre Tyrannen vergewaltigen sie — man nennt sie darum auch ‚Wohltäter‘ des Volkes — so aber ist es bei euch nicht. Sondern wer in eurem Kreise groß werden möchte, der sei euer aller Diener.“ ... Alle Instinkte des Herrentumes werden zurückgewiesen, Selbstüberwindung ist das eine und alles. Die Tugend, die dem antiken Menschen die vornehmste dünkte, die ἀρετή im besonderen Sinne, war die kräftige Selbstbehauptung, die Durchsetzung der eigenen Person. Ihr Abzeichen ist das Schwert; denn nur über die Schwachen hinweg bahnt sich der Tüchtige seinen Weg. Das Sinnbild des Evangeliums ist das Kreuz, an dem einer geduldig hängt, das er von innen heraus überwindet. Mag dieses Bildwort in den Reden Jesu bereits vorkommen oder nicht — es ist das treffendste Schlußzeichen für sein Leben und Denken.

Man sage nicht: Jesus hätte keine Gelegenheit gehabt, diese Grundsätze auf den Daseinskampf der Völker anzuwenden. Im Notfall, wenn der Nationalfeind an den Toren pochte, hätte auch er zum Schwert gegriffen oder es doch den Seinen erlaubt; wäre er zum Makkabäer geworden. — Aber er h a t t e ja den Anlaß. Wahrhaftig, stärkeren kann kein Patriot haben zum Aufruf an sein Volk als er. Mit vollem Recht hat man die Lage des jüdischen Staates zur Zeit Jesu verglichen mit der des preußischen Volkes vor hundert Jahren. Ein Fremdherrscher hatte ihn niedergetreten, der Schritt der Legionen hallte durch die Gassen der Hauptstadt, der Statthalter des Cäsars war Herr über Leben und Tod, seine Steuerbeamten brandschatzten das geknechtete Land. Ja, tiefer noch bohrte sich der Stachel der Römerherrschaft in die jüdische Volksseele als der Napoleons in die deutsche. Denn der Erzfeind schändete dort auch die Religion, an der heiligsten Stätte hatte er Greuel verübt, die Wohnung Gottes besudelt. Und alles, was national empfand, schrie nach Rache, Freiheit und Krieg; nach einem Führer und Helden. Wie ist Jesus von der Menge gedrängt worden, dieser Volksbefreier zu sein, wie hat der Kreis seiner Nächsten heiß darauf gehofft! Und er hat geschwiegen und ist ausgewichen. Ja, gegen die glühendsten Patrioten, die Pharisäer, kehrte sich die Spitze seiner Verwerfung. Und kühl klingt seine Antwort auf jene verfängliche Frage: „Gebet dem Kaiser, was dem Kaiser zukommt ...“ Nicht, daß Jesus die Römerherrschaft im Herzen gebilligt hätte — das konnte kein Jude — aber eine Volkserhebung gegen die Römer lehnte er ab. Man sagt: weil er kein Revolutionär war. Gewiß, er war eben kein Arndt oder Stein oder Schill, auch kein Fichte. — Und warum hatte er kein Gefühl für den Idealismus, der auch im politischen Messiasglauben lag? Warum wollte er keinen Finger rühren, wie andere Messiasse vor und nach ihm — er, der doch auch weinen konnte über den unabwendbaren Untergang des Heimatlandes?

Der vierte Evangelist hat ein Christuswort geprägt, das in genialer Kürze die Seele des Evangeliums trifft: „Mein Reich ist nicht von dieser Welt.“ ...

So Nithack-Stahn in der „Christlichen Welt“. Zum stillen Nachsinnen ...



Für die Ewigkeit oder in der Ewigkeit?

Auch ich, bekennt Konsistorialrat R. Falke im „Tag“, empfand die Größe des Menschengeistes und den Anbruch einer neuen Kulturepoche tief, als ich zum erstenmal das gewaltige Luftschiff des Grafen Zeppelin unter dem Geläut aller Glocken einer Großstadt und unter dem Jubelruf von Hunderttausenden durch die Wolken fahren und sich dann zu uns herniedersenken sah. Solche Augenblicke geben dem staubgeborenen und vergänglichen Menschen die erhebende Gewißheit, daß der Menschengeist etwas Göttliches ist, daß er alle

Elemente bezwingen und Kulturwerte schaffen kann, die bis an das Ende der Existenz der Erde, nach unseren Begriffen also bis in Ewigkeiten andauern werden.

Aber dennoch kann diese rein technische Einzwingung der Elemente in den Dienst der Menschheit unmöglich der Ewigkeitsgedanke unserer Zeit sein. Die Beherrschung der Elemente ist nur eine von Gott uns auferlegte Aufgabe, da er uns hieß, die Erde uns untertan zu machen und über sie zu herrschen. Daß diese Aufgabe nicht die letzte und höchste ist, zu der unsere Zeit berufen ward, geht schon daraus hervor, daß die technischen Fortschritte die Menschen sittlich nicht besser und im Herzen auch nicht glücklicher machen. Mag den Erfinder das Hochgefühl, eine Ewigkeits-Erfindung gemacht zu haben, noch so sehr beseligen, die anderen Menschen, die diese Dinge benutzen, werden in ihrem sittlichen und religiösen Leben nicht dadurch gefördert. Im Gegenteil, diese technischen Fortschritte der Kultur machen die einen rastlos, unruhig, nervös, weil sie ihr ganzes Leben mit diesen Einrichtungen verknüpfen, oder weil sie aus und mit ihnen den Lebensgenuß begehrlich zu vermehren trachten; die anderen werden durch Technik und Kultur leicht hochmütig und oberflächlich. Dieser technische Fortschritt der Menschheit hat gewiß seinen Segen, aber er hat auch seinen Fluch. Schließlich wird der Mensch niemals ein vollkommener Herrscher über die Elemente werden können. Wenige Augenblicke genügen, wenn jene „losgelassen", um die schönsten Kulturwerke der Menschen wieder zu vernichten...

Nicht was ich *für* die Ewigkeit der Mit- und Nachwelt tue, ist die mich im Innersten bewegende und beseligende Frage, sondern ob meine eigene Seele der Ewigkeit *gehört*, und was ich infolgedessen tun muß, um sie für die Ewigkeit in göttlichem Sinne zu erhalten. Dann erst fühlt der Mensch die ganze Seligkeit des Lebens, wenn er in seinem Zusammenhang mit Gott zu der Überzeugung kommt, daß seine Seele zu Gott in die Ewigkeit zurückkehren wird. Diese persönliche Ewigkeitsgewißheit ist die größte und heiligste Erfahrungstatsache des frommen Gemüts, und ist eine Kraft, die den Menschen zu dem nützlichsten und tatenfreudigsten Arbeiter für seine Mitmenschen macht. Wer diese persönliche Ewigkeitsgewißheit verloren hat, weiß nicht, warum er lebt, woher er kommt und wohin er geht, und darum wird ihn eine tiefe innere Traurigkeit erfüllen, die sich nicht hinweglachen und hinwegleugnen läßt. Diese Ewigkeitshoffnung ist zwar allen Völkern und Religionen eigen, aber sie hat ihre stärkste Stütze im Christentum...

Unser Geschlecht läuft Gefahr, diese Unsterblichkeitshoffnung zu verlieren, und darum degeneriert auf die Dauer jeder einzelne, der sich seinem Wesen nach nicht höher taxiert als das Tier, welches keinem lebendigen Gott verantwortlich ist und im Tode gänzlich erlischt. Wahres Menschenbewußtsein und höchste Menschenwürde ist nur da, wo sich eine Seele in Gottes Gemeinschaft begeben und in dieser sich für die Ewigkeit geborgen weiß. Wäre die persönliche Frömmigkeit im allgemeinen intensiver, so wäre auch die Ewigkeitshoffnung des einzelnen lebendiger. Der Zweifel an seiner eigenen persönlichen Fortdauer kann trotz des Haeckelschen Monismus und trotz des viele Köpfe verwirrenden Materialismus ... überwunden werden, wenn man, der innersten Sehnsucht des Herzens folgend, sich dem einfachen christlichen Gottesglauben wieder erschließt und in der Gemeinschaft mit Gott den göttlichen Kern seines eigenen Wesens wieder erkennt, der bei jedem trotz alles Unglaubens, Irrtums und aller Schlechtigkeit doch vorhanden ist und vorhanden bleibt. Es ist bezeichnend, daß unsere größten deutschen Männer, Dichter und Philosophen, Staatsmänner und Helden, Erfinder und Entdecker, die die Schöpfer und Fortbildner unserer modernen Kultur geworden sind, an dem Ewigkeitsglauben festgehalten und in ihm ihren Frieden gefunden haben. Jeder Gebildete muß die Namen dieser Männer aufzuzählen wissen. Wenn man diese Großen gefragt hätte, was ihnen lieber sei, das, was sie *für* die Ewigkeit der Menschheit in ihrem Kulturleben *getan* hätten oder das, was sie an *persönlichem* Ewigkeitsgehalt durch Gottes gnädige Erziehung *in sich selbst* trügen, so würden sie zweifellos das letztere himmelhoch über das erstere gestellt haben ...



Offene Halle

Die hier veröffentlichten, dem freien Meinungsaustausch dienenden Einsendungen sind unabhängig vom Standpunkte des Herausgebers

Johann Gottfried Seume und „Die Wahrheit über den ‚Menschenschacher' der hessischen Landgrafen"

Eine Entgegnung auf die Ausführungen von P. Pfaff, Heft 10, S. 652

Man sagt: Lügen haben kurze Beine. Wenn nun gewisse „Geschichtslügen" recht lange Beine haben, so lang, daß sie fast nicht tot zu machen sind, so liegt das wohl oft nur daran, daß die Auffassungen der Menschen sich in manchen Dingen scheiden, besonders wenn es sich um Moralfragen handelt. Herr Pastor Pfaff wendet sich in seinem Artikel (siehe August-Heft des „Türmer", Offene Halle) gegen die „Legende von dem Menschenschacher" des hessischen Landgrafen Friedrich II. Er will die im 17. und 18. Jahrhundert üblichen „Subsidienverträge" deutscher Fürsten, in denen Truppen gegen Bezahlung vermietet wurden, auch nicht entschuldigen, noch weniger verteidigen, denn unser Gefühl im 20. Jahrhundert lehne sich dagegen auf. — Nun hat sich aber das Gefühl Johann Gottfried Seumes schon vor länger als 100 Jahren gegen das „Subsidien"-Wesen seiner Zeit aufgelehnt; gleichwohl wird Seume von Herrn Pastor Pfaff in seinem Artikel heftig angegriffen, angeblich, weil Seume an jener „Geschichtslüge" die Hauptschuld trage. Seume soll in seiner Selbstbiographie über seine Anwerbung bei den hessischen Truppen unwahre und entstellte Angaben gemacht haben, die nur auf gekränkten Ehrgeiz und auf fehlgeschlagene Hoffnungen begründet gewesen sein. — Seume hatte freilich, wie er in seiner Biographie selbst ausspricht, die „Krankheit, keine Ungerechtigkeit sehen zu können, ohne sich mit Unwillen und nicht selten mit Bitterkeit darüber zu äußern"; in seiner unerschrockenen Art hat er in seiner Selbstbiographie „Mein Leben" seine unfreiwillige Anwerbung und seine Erlebnisse im hessischen Dienst geschildert und den Landgrafen mit dem Ausdruck „Seelenverkäufer" belegt. Wenn Seume schon damals in den „Subsidien" ein schweres Unrecht erblickte und dagegen scharfe Worte führte, so folgt daraus, daß ihm ein ungemein feines moralisches Empfinden eigen war und daß er sich auch nicht scheute, das furchtlos auszusprechen, wozu manche seiner Zeitgenossen den Mut nicht fanden.

Die Tatsache, daß Friedrich II. von Hessen 1776—84 im englischen Solde 12000 Mann gegen Nordamerika kämpfen ließ, wofür er 21276768 Taler erhielt, ist unwiderleglich.

Wie ist es nun um die Wahrheitsliebe Seumes bestellt? — Wir dürfen uns wohl für berechtigt halten, das Ansehen, in dem Seume bei seinen großen Zeitgenossen — ich nenne nur Schiller, Goethe, Herder, Gleim, Weiße — gestanden hat und das in erster Linie auf Seumes unantastbarer Lauterkeit beruhte, ebenso hoch einzuschätzen, wie die damaligen hessischen Kriegs-

akten, durch welche — jetzt — der Beweis geführt werden soll, daß Seumes Aufzeichnungen in dem Bruchstück einer Selbstbiographie, über seine Erlebnisse im hessischen Dienst gegen die Wahrheit verstoßen. — Mit der Wahrheit steht und fällt aber Seume! Darüber ist sich wohl auch Herr Pastor Pfaff klar. Mangelnde Wahrheitsliebe bei Seume? — Das ist wohl eine der gewagtesten Behauptungen, die jemals aufgestellt worden sind. Darum ist es Pflicht aller, die Seume schätzen — und die Zahl seiner Freunde ist, wenn ich mich in dem Charakter unseres deutschen Volkes nicht zu sehr getäuscht habe, auch heute nicht gering — gegen eine solche Behauptung die entschiedenste Verwahrung einzulegen. Es handelt sich hier vor allem darum, das Charakterbild Seumes nicht beflecken zu lassen gegenüber denen, die ihn nicht kennen oder die ihn vielleicht nur aus einseitigen neueren Literaturgeschichten kennen. Wer Seume aus seinen Werken kennt, namentlich aus seinen bekanntesten: „Mein Leben", „Spaziergang nach Syrakus", „Mein Sommer 1805" — und das Herz noch auf dem rechten Fleck hat — für den bedarf es ja nicht der Mahnung: Vergiß des treuen Toten nicht. Für den gehören Seumes Werke zu dem eisernen Bestand seiner Hausbibliothek, nach denen zu greifen er nicht nur immer wieder Anlaß findet, aus denen er mehr noch immer wieder neue Herzlabung schöpfen kann.

Wie äußert sich Seume aber selbst darüber, ob er „Wahrheit" oder „Dichtung" geschrieben? Es heißt in der Vorrede zu seinem „Spaziergang nach Syrakus": „Ich stehe für alles, was ich selbst gesehen habe, insofern ich meinen Ansichten und Einsichten trauen darf; und ich habe nichts vorgetragen, was ich nicht von ziemlich glaubwürdigen Männern wiederholt gehört hätte. Wenn ich über politische Dinge etwas freimütig und warm gewesen bin, so glaube ich, daß diese Freimütigkeit und Wärme dem Manne ziemt, sie mag nun einigen gefallen oder nicht. Ich bin übrigens ein so ruhiger Bürger, als man vielleicht in dem ganzen meißnischen Kreis kaum einen Torschreiber hat." Ferner: „Nach gewissenhafter Überlegung habe ich bei dieser zweiten Ausgabe im wesentlichen nichts verändern können. Faktisch waren die Dinge so, wie ich sie erzähle, und in dem übrigen ist meine Überzeugung nicht von gestern und ehegestern. Wahrheit und Gerechtigkeit werden immer mein einziges Heiligtum sein. Warum sollte ich zu entstellen suchen? Zu hoffen habe ich nichts und fürchten will ich nichts..." In demselben Buche schreibt Seume: „In Vach hatten mich ehemals die Handlanger des alten Landgrafen in Beschlag genommen und nach Ziegenhain und Kassel und von da nach Amerika geliefert. Jetzt sollen dergleichen Gewalttätigkeiten abgestellt sein. Doch möchte ich den fürstlichen Bekehrungen nicht zuviel trauen; sie sind nicht sicherer als die demagogischen. Es wäre unbegreiflich, wie der Landgraf seit langer Zeit so unerhört willkürlich zum Verderben des Landes und einzig zum Vorteil seiner Kasse mit seinen Leuten geschaltet und förmlich den Seelenverkäufer gemacht hat, wenn es nicht durch einen Blick ins Innere erklärt würde. Die Landstände wurden selten gefragt und konnten dann fast keine Stimmen haben. Der Adel ist nicht reich und unabhängig vom Hofe. Die Minister und Generale hatten ihren Vorteil, dem Herrn zu Willen zu leben, jeder hatte vom Hofe irgend etwas oder hoffte etwas oder fürchtete etwas für sich oder seine Verwandten. Die großen Offiziere gewannen Geld und Ehre, die kleinen Unterstützung und Beförderung. Die übrigen litten den Schlag. Das Volk selbst ist bis zum Übermaß treu und brav. Hier und da war Verzweiflung; aber der alte Kriegsgeist half. Die Hessen glauben, wo geschlagen wird, müssen sie dabei sein. Das ist ihr Charakter aus dem tiefsten Altertum. Ich erinnere mich, in einem Klassiker gelesen zu haben, daß die Katten lange vor Christi Geburt als Hilfstruppen unter den Römern in Afrika schlugen. Jetzt hat der Landgraf, wie versichert wird, die fremden Verbindungen aufgegeben." — In diesen Zeilen ist nichts zu finden von Animosität gegen Hessen. Zweimal erkennt Seume an, daß Gewalttätigkeiten, wie sie früher üblich waren, jetzt abgestellt worden seien.

Seumes Zeitgenosse und Freund Clodius stellt Seume folgendes Zeugnis aus seiner russischen Dienstzeit aus, die Seumes Unparteilichkeit und Unbestechlichkeit über jeden Zweifel hinausheben: „Igelström und Seume! Das war eine Verbindung eigener Art. Der alte

Hof- und Staatsdiener war üppig, prachtliebend, sinnlich, verständig und klug; aus Diensteifer ein tüchtiger politischer Despot, übrigens ein braver Soldat, großmütig und gutmütig. Man hat ihn vieles Bösen beschuldigt; aber Seume hat ihn mit Unparteilichkeit gerechtfertigt in einer Schrift, welche er über die damalige Lage der Dinge in Polen geschrieben hat, und welche gleich erwähnt werden wird. Diesem Manne stand Seume zur Seite, wie wir ihn kennen, Seume, der immer die Wahrheit unverhohlen sagte und von den polnischen Angelegenheiten ganz andere Ansichten hatte als der General und die Kaiserin. Demungeachtet bewies Igelström seinem Sekretär privatim und öffentlich die größte Achtung und ein aufrichtiges Wohlwollen. Der polnische General Kosciusko hatte die Russen geschlagen; diese nannten ihn einen Meuterer und Bösewicht; Seume sagte, er sei der edelste und bravste Pole, und Igelström erwiderte nichts weiter darauf als ‚Mon cher, Sie sind ein sonderbarer Mensch'. Wenn Seume in seinem schlechten Oberrock manchmal von seinem Schreibtisch aufsprang, um den General über etwas zu fragen, und ohne Toilette durch das Vorzimmer eilte, worin die vornehmen Polen und Russen vom Militär- und Zivilstande auf Audienz warteten, so hielten ihn diese für einen Domestiken des Generals und behandelten ihn herablassend; er sie dagegen ohne Komplimente wie seinesgleichen. Der Mensch kam ihnen noch sonderbarer vor, wenn sie ihn hernach an der Tafel mitten unter sich sitzen sahen, wenn der General ihn nicht anders als mon cher nannte und ihm wohl auch eine seltene Schüssel sandte, wenn er wußte, daß Seume sie gern aß. Die Erscheinung war ihnen ein Rätsel, das sie manchmal aus dem Takt brachte, und dessen Auflösung oft komisch genug war. Der Ton an des Generals Tafel war ungezwungen heiter, interessant und witzig. Nicht selten fochten die dort anwesenden Kriegsmänner mit Epigrammen gegeneinander, und unter ihnen waren mehrere, welche, unbeschadet ihrer militärischen Verdienste, mit den Musen so vertraut waren, daß sie, während des Essens, sehr schöne Verse aus dem Stegreif machen konnten. Der junge, schöne Major von Igelström, ebenso mutig als geistreich und gut, ein näherer Verwandter des Generals und ein glänzender Stern in jener Gesellschaft, war vorzüglich Seumes Freund. Nach und nach wurde es in Warschau bekannt, daß der Sekretär bei seinem Chef viel galt; da versuchte man denn eine Zeitlang, ihn zu allerhand vorteilhaften Spekulationen zu benutzen, bis seine Uneigennützigkeit und Redlichkeit ebenso bekannt wurden als die Gunst des Generals, und bis die Bestecher sich einander ins Ohr flüsterten: ‚Mit dem Menschen ist nichts anzufangen.' Unter anderem bat ein Jude um seine Protektion bei Gelegenheit eines Magazinverkaufes. Er meinte, ‚es sei doch besser, daß ein so verdienstvoller Mann wie der Sekretär und ein so ehrlicher Mann als er, der Kauflustige, bei der Sache gewönnen, als ganz fremde und habsüchtige Menschen'. — ‚Was wollen Sie denn geben?' fragte Seume; der Jude nannte eine Summe. ‚So viel,' sagte Seume, ‚ist die Sache nicht wert; es scheint, Sie haben sich sehr verrechnet. Sie werden Ihre Verbindlichkeiten nicht erfüllen können. Bleiben Sie davon!' — ‚Was?' erwiderte der Jude empfindlich, ‚ich mich verrechnen? Ich versichere Ihnen, daß noch eine hübsche Summe schöner Dukaten für Sie und für mich ein honettes Profitchen übrig bleibt.' Seume wies den Mann zum General und fertigte ihn mit der Versicherung ab, daß er sich in ihm sehr geirrt habe und auf ihn gar nicht rechnen dürfe. So muß man es anfangen, wenn man arm aber ruhig leben und sterben will. Der General Igelström versuchte den Stoiker ein wenig zu sybaritisieren; aber auch er sagte sehr oft in guter Laune: ‚An dem Menschen ist Hopfen und Malz verloren.'"

Diese Zitate dürften für Seumes Charakteristik genügen.

Wenn es Pastor Pfaff in seinem Artikel um die Beseitigung einer „Geschichtslüge" zu tun ist, einer Geschichtslüge, deren sich Johann Gottfried Seume schuldig gemacht haben soll, so muß dieses Unterfangen als verfehlt angesehen werden. Es ist betrübend, daß Herr Pastor Pfaff angeknüpft hat an das Gedenkblatt zu Seumes 100. Todestag am 13. Juni 1910 (aus der Feder von Willy Braubach, im Juni-Heft des „Türmer"). — Auch Herr Willy Braubach legt dar, daß Seumes Bedeutung in seinem Charakter liege, daß die Wahrheitsliebe, die

den Grundzug seines Wesens bilde, sich auch in seinen Werken widerspiegele und ihnen einen eigenen Reiz verleihe. Willy Braubach schloß sein Erinnerungsblatt mit dem Wunsche: „Mögen diese Zeilen dazu beigetragen haben, dem einsamen Wanderer Freunde zu gewinnen. Denn er ist ihrer wert." Diesem Wunsche kann ich mich nur anschließen.

Der Aufsatz des Herrn Pastor Pfaff besagt aber weiter, „daß es schon oft ausgesprochen sei, daß Seumes häufige Entstellungen seiner Erlebnisse in Hessen und Amerika auf gekränkten Ehrgeiz zurückzuführen sind, auf das Fehlschlagen seiner Hoffnungen, die er auf den Kriegszug nach der neuen Welt gesetzt hatte." — Leider wird dabei nicht angegeben, wann und wo diese Aussprüche geschehen sein sollen. Sind diese Behauptungen schon öfter ausgesprochen, dann sind sie bis heute noch nicht gerechtfertigt und bewiesen worden, sie sind ganz unglaubwürdig auch darum, weil nach Seumes eigenem Geständnis Hoffen und Fürchten ihn nicht berührende Begriffe sind; und dem entspricht durchaus seine Einfachheit und Bedürfnislosigkeit. Bis zur Erbringung des Beweises für jene Behauptungen darf das deutsche Volk aber in dankbarer Erinnerung an den tapferen Mann, dessen stummer Mund sich nicht mehr verteidigen kann, diese Behauptungen an ihre Urheber als Verleumdungen des Toten zurückgeben. Seume würde es besser besorgen, wenn er noch unter den Lebenden weilte. Uns gebührt indessen, unsere Pflicht zu tun. Johann Gottfried Seume, der freiwillig in hessische Dienste eingetretene und dann an einer Verschwörung zur Erlangung der Freiheit beteiligte Soldat, der in Hessen zum Offizier ungeeignete und dann so eminent brauchbare russische Offizier, der sich bewußt war, lieber das Gute zu sehen und sich darüber zu freuen, als das Böse zu finden und darüber zu zürnen, er hat allerdings Vorgänge seiner Zeit mit dem Ausdruck „Seelenverkauf" gebrandmarkt, die er ihrem Wesen nach als solchen erkannt hat. Nichtsdestoweniger wird sein Ehrenschild rein bleiben! Die Zensur hat Seumes Ausdruck und die Schilderungen, die er über die damaligen Zustände entwarf, nicht beanstandet. — Die Geschichte berichtet heute, daß die Subsidien, gegen welche deutsche Fürsten ihre Landeskinder an die Engländer zur Bekämpfung der abgefallenen Kolonien in Nordamerika „verkauften", im übelsten Andenken sind. Das hat wohl Seume nicht verschuldet!

Geschichtliche Vorgänge, die sich mit den Anschauungen des 20. Jahrhunderts nicht mehr decken, wenngleich sie zu ihrer Zeit als unabwendbar hingenommen wurden, sollte man doch mehr zu erklären als zu rechtfertigen suchen. — Wenn auch ihre Spuren hier sichtbarer als dort zurückgeblieben sind und deshalb der Wunsch sich regen mag, ihre Schatten zu verlöschen oder mehr auszugleichen, so sollten dahinzielende Bestrebungen doch nicht durch Verunglimpfung derer geschehen, die schon früh auf Übelstände mannhaft hingewiesen und sich so um Gegenwart und Zukunft gleichermaßen verdient gemacht haben. Zu diesen gehört Seume.

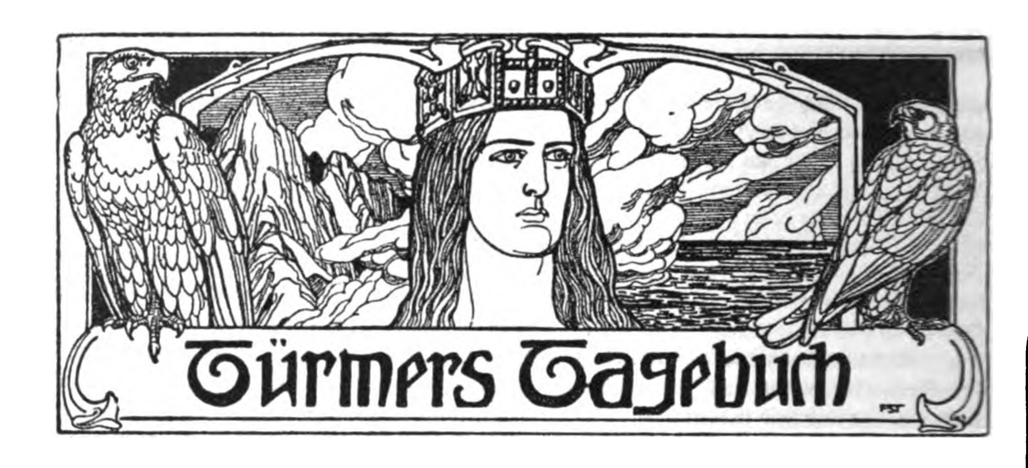
Mannigfaches Mißgeschick hatte Seume, der Mann mit einem edlen, für Vaterland und Mitbrüder warmfühlenden Herzen rauh und bitter gemacht. Die Umstände, die für seine Charakterbildung bestimmend waren, reichen jedoch bis in seine Kindheit zurück. Um seinem Verständnis näher zu kommen, ist es nicht zu umgehen, einer Begebenheit zu gedenken, die er in seiner Selbstbiographie wie folgt geschildert hat: „Mein Vater hatte kurz vor seinem Tode am Ende einer Pachtung eine kleine Ökonomie mit etwa 16 Ackern Feld gekauft. Das Drückendste für ihn an Körper und Geist war die Frohne, die er selbst verrichten mußte, wenn nicht sogleich alles zugrunde gehen sollte. Die Sense war seinem jetzt schwachen Arm zu schwer, er mußte einigemal die große Wiese verlassen. Ich erinnere mich, daß einige entmenschte Seelen, wie es deren überall gibt, unter anderen der derzeitige Vogt, ihre bitter groben Bemerkungen darüber machten, als sie ihn vor seiner Haustüre mit einem kleinen Knaben, meinem jüngsten Bruder, spielen sahen. Der gute Mann wischte sich die Augenwinkel und legte sich lange einsam in den entlegensten Teil des Gartens. Nach drei Tagen lag er auf der Bahre. Ob wohl diese rohen Seelen dabei einige bessere Gefühle in sich empfunden haben? Dieser Vorfall vorzüglich ist mit Ursache meiner folgenden konzentrierten, nicht selten finster mürrischen

Sinnesweise. Ich habe die Katastrophe nie los werden können, ob ich gleich selten oder nie davon gesprochen habe."

Auf so für das Leben bereitetem Boden erwächst ein scharfer Sinn für Recht und Unrecht. Aber auch er kann die Furchtlosigkeit entwickeln gegen die Schickungen des Lebens, die wir an Seume billig bewundern müssen, und der auch seine Widersacher ihre Achtung nicht versagen können. „Was Seume war, ward er durch sich selbst. Nicht aus rohem Triebe durchwanderte unser geliebter Wanderer von Syrakus die Erde. Er suchte die Spuren der allwaltenden Ordnung in den Schönheiten und Schrecknissen der Natur, in den Trümmern gesunkener Völker, in den Mordszenen seiner Zeit ... in den Gesinnungen der Menschen, seiner Brüder. Ach, der rauhe Sohn der Natur, mit gradem Blick, mit dem tiefsten, brennendsten Gefühle des Rechts im Herzen, und dieses Herz auf der Zunge tragend, konnte seine Menschen nur zürnend, nur murrend lieben; dennoch liebte er sie, und die Edelsten seines Volks entgegneten dankbar seine Liebe ..." Diese Worte hallten über Seumes Grab. — Ehren wir Nachgebornen sein Andenken! Seien wir Deutschen stolz darauf, einen Seume besessen zu haben!

Otto Popp, Dresden





Deutsches und Slawisches

Zwei — wirkliche Gedenktage! Am 15. Juli vor 500 Jahren führt der Polenkönig Wladislaw Jagiello im Bunde mit dem Großfürsten Witold von Litauen, tatarischen und russischen Völkern in der Schlacht von Tannenberg gegen die Macht des deutschen Ordens den tödlichen Streich. — Am 17. Juli vor 200 Jahren kapitulieren die alte deutsche Hansestadt Riga und die Livländische deutsche Ritterschaft vor Peter des Großen Oberstkommandierendem, Grafen Scheremetjeff. Staat und Land fallen von Schweden an Rußland, aber auf Grund von Verträgen. Der Zar bestätigt für sich und seine Nachfolger die alten Landesprivilegien, insbesondere freie Ausübung der evangelischen Lehre, ständische Selbstverwaltung, eigenes Recht, deutsche Sprache in Kirche, Schule und Öffentlichkeit. Nur wenige Monate darauf folgen die alte deutsche Hansestadt Reval und die Estländische deutsche Ritterschaft mit ähnlichen Kapitulationen: auch ihnen bestätigt Peter der Große feierlich die alten deutschen Rechte. So fehlt von den drei deutschen Ordenslanden am baltischen Gestade nur noch Kurland. Dieses bleibt zunächst selbständiges Herzogtum unter polnischer Lehnshoheit. Im Jahre 1795, bei der dritten Teilung Polens, wird es der russischen Krone einverleibt. So sind die einzelnen Teile dieser Kolonie des Römischen Reiches deutscher Nation nach 234jähriger Trennung wieder politisch vereinigt — unter Rußlands Zepter!

In den „Süddeutschen Monatsheften“ wirft Alfred von Hedenström einen dankenswerten Rückblick auf die letzten Entwicklungen dieses verwaisten und dann verschollenen Stückes deutscher Geschichte. „Vor 700 Jahren erwarb das Heilige Römische Reich deutscher Nation eine überseeische Kolonie, die jetzigen russischen Gouvernements Liv-, Est- und Kurland, an Größe Bayern und Württemberg gleich. Kirchliche und merkantile Interessen führten Geistliche, Ritter, Kaufleute und Gewerker ins neue Land, dessen handelsgeographisch so günstige Lage die Marktplätze schnell zu blühenden Städten heranwachsen ließ. Auch in den folgenden Jahrhunderten kamen immer neue Kolonisten aus norddeutschen Hansastädten

und westfälischen Ritterburgen zur See nach Livland, nicht aber aus deutschen Dörfern. Die im Mittelalter aus Westdeutschland nach Osten abwandernden Bauern scheuten die Meerfahrt. Zu Lande drangen sie in jahrhundertelanger zäher Kulturarbeit bis an die Südgrenze Kurlands vor, erreichten die Memel aber erst zu einer Zeit, als das alte deutsche Kolonialland bereits anderen Reichen einverleibt war.... So blieb die Masse der Bevölkerung in den baltischen Provinzen ‚u n d e u t s c h', aus finnisch-ugrischen Esten und indogermanischen Letten zusammengesetzt. 1561 brach das im 13. Jahrhundert gezimmerte kirchlich-feudale Staatengebilde unter dem Ansturm russischer Truppen zusammen. Aber nicht dem Zartum Moskau, sondern Schweden und Polen wurde die Siegesbeute zuteil. Deutsche Kultur und protestantisches Christentum blieben ein Band, das allein die politisch getrennten Provinzen untereinander und mit dem Mutterlande verband. Während des Nordischen Krieges unterwarfen sich Livland und Estland 1710 vertragsmäßig dem Zaren Peter....

Während der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts vollzog sich in allen drei baltischen Provinzen die Befreiung des Bauern aus den Fesseln der Leibeigenschaft, und gleichzeitig eine Agrarreform großen Stils, die ihn zum selbständigen Besitz eines großen Teiles des einstigen Gutslandes hinüberleitete. Der Führer der liberalen, bauernfreundlichen Richtung unter dem baltischen Adel war hierbei der livländische Landmarschall Hamilcar von Fölkersahm, der bedeutendste Staatsmann, den das baltische Deutschtum seit Reinhold Patkul zur Zeit des großen nordischen Krieges hervorgebracht hat. In Livland setzte Fölkersahms Werk der Landmarschall Fürst Paul Lieven (1862—66) fort....

Fölkersahms und Lievens Politik lief darauf hinaus, die ständische Landesvertretung die Initiative in allen Reformfragen ergreifen zu lassen, um eine Einmischung der Regierung aus Gründen sozialer Fürsorge oder staatlicher Interessenvertretung überflüssig zu machen. Im Inneren der Provinzen, vor allem bei den Ritterschaften, herrschte zum Teil nur sehr mangelhaftes Verständnis für diese kluge Politik. Die konservative Partei wehrte sich in sehr kurzsichtiger Weise, namentlich gegen eine Verständigung mit dem Bürgertum — bis die Ermordung Kaiser Alexanders II. am 13. März 1881 alle weitere baltische Eigenpolitik über den Haufen warf. Vom neuen Herrscher wurde bald bekannt, daß er die von seinem Vater in den Ostseeprovinzen verfolgte Politik nicht billige und in dieser Frage den Anschauungen chauvinistisch-reaktionärer Scharfmacher aus der slawophilen Schule Gehör schenke. Die offizielle Ankündigung der neuen Regierungspolitik erfolgte durch den Großfürsten Wladimir, der am 11. Juli 1886 in Dorpat erklärte: ‚Es ist der unerschütterliche Wille Sr. Majestät, eine volle Assimilation und Gleichstellung mit dem Lande zustande zu bringen.'

Zu der russischen slawophilen Partei, die ihr Ziel erreicht zu haben schien und durch eine unermüdliche Preßkampagne gegen die ‚mittelalterlichen' Zustände der baltischen Provinzen die russifizierenden Beamten zu immer neuen Taten anfeuerte, gesellte sich ein zweiter Gegner, das nationale Selbstbewußtsein der Indigenen. Entstanden in den sechziger Jahren, hatte die sogenannte jungestnische und junglettische Richtung in der Folgezeit durch Vereine und Zeitungen eine



rührige Propaganda geführt, die durch die verkehrte Stellungnahme der Deutschen in wirksamster Weise unterstützt worden war. Bis in die siebziger Jahre war es Regel gewesen, daß der lettische oder estnische Bauernsohn, dem günstige Vermögensverhältnisse der Eltern oder Beihilfe deutscher Pastoren und Gutsbesitzer den Zugang zur Hochschule eröffnet hatten, nach Vollendung seiner Studien Anschluß an die deutsche Gesellschaft suchte. Galt doch auf dem Lande die deutsche Sprache als Herrensprache. So manche sind bei dem Erklettern der sozialen Stufenleiter germanisiert worden, aber viele andere sind dabei einem nationalen Dünkel der deutschen Balten begegnet, der sie zurückstoßen und erbittern mußte. In adeligen Kreisen hielt man es aus sozialen Gründen nicht für wünschenswert, daß der Bauer die Sprache des Gutsherrn redete, der sich im Verkehr mit den Indigenen konsequent nur der lettischen beziehungsweise estnischen Sprache bediente. Denselben nationalen Hochmut traf man aber auch in den Städten, weniger in den handel- und handwerktreibenden Bürgerkreisen, als unter den sogenannten Literaten, den Vertretern gelehrter Berufe. In diesen Kreisen sah man in dem vom Lande eingewanderten gebildeten Indigenen nur den ungeschliffenen Bauernkerl, den ‚Knoten', mit dem in gesellschaftliche Beziehungen zu treten für nicht standesgemäß galt. So wurde die nationale Bewegung der Letten und Esten gerade durch tüchtige Elemente gestärkt, denen der Anschluß ans Deutschtum in mehr oder weniger schroffer Form verweigert worden war. Es gibt noch heute unter den Führern der Indigenen Männer, die in ihrer Jugend es als eine Beleidigung angesehen hatten, für einen Letten beziehungsweise Esten gehalten zu werden. Die wirksamste Waffe gegen das herrschende Deutschtum bildete zuerst die lettische und estnische Literatur, gleichfalls ein Werk deutschen Geistes. Die wissenschaftlichen Grundlagen für sie sind aus idealistischen Gründen von zwei Gesellschaften geschaffen worden, die von Deutschen gegründet sind und ihren deutschen Charakter bis heute erhalten haben, der ‚Lettisch-literärischen Gesellschaft' in Riga und der ‚Estnischen Gelehrten Gesellschaft' in Dorpat. Der bedeutendste Förderer der lettischen Schriftsprache war Pastor Dr. A. Bielenstein, den seine Arbeit für das lettische Volk nicht vor einer Zerstörung seines Hauses und Verbrennung seiner Bibliothek durch lettische Sozialdemokraten im Dezember 1905 schützte. Entgegen den mit Recht sehr pessimistischen Gedanken deutscher Kreise bei Beginn der Russifizierung gab sich die indigene Bourgeoisie sehr optimistischen Erwartungen hin, die zum Teil auch eintrafen. Sie war überzeugt, daß eine wirkliche Russifizierung des Landes wie in Polen, so auch in den Ostseeprovinzen nie erreicht werden könne, daß aber an Stelle der deutschen Herrschaft die der russischen Bureaukratie treten werde. Als nächste Phase der Entwicklung erwartete sie die Ersetzung des bankrotten bureaukratischen Regimes in ganz Rußland durch eine demokratische lokale Selbstverwaltung, in der die Letten und Esten dank dem Gewicht ihrer Zahl die Herrschaft haben würden.

Die Reform von Verwaltung und Justiz bedeutete an und für sich, da sie auf modernen Prinzipien beruhte, einen Fortschritt. T a t s ä c h l i c h führte aber ihre Einführung zu einem ganz auffallenden R ü c k s c h r i t t des Landes in kultureller und wirtschaftlicher Beziehung, da die neuen Behörden nach dem Willen

der Staatsregierung auch der Verwirklichung der slawophilen Theorie dienstbar gemacht wurden. Landfremde Beamte strömten in Massen ins Baltikum, dessen Sprachen sie nicht kannten, dessen Eigenart ihnen ein Greuel war. Viele von ihnen haben das Vertrauen der Regierung arg getäuscht. Statt mit Unparteilichkeit und Eifer ihren Dienst zu versehen und dadurch der russischen Sache Ehre einzulegen, betrachteten nicht wenige ihr Amt als ergiebige Quelle für ungesetzliche Einnahmen, wodurch der Respekt vor dem russischen Staate und seinen Vertretern, der beim kleinen Manne ein sehr großer war, in schlimmster Weise geschädigt wurde. . . .

Die Bureaukratisierung und Russifizierung des gesamten Schulwesens des Landes führte, abgesehen vom Sinken der Volkskultur, zu ähnlichen Resultaten, wie sie die Schule als politisches Kampfmittel auch in anderen Ländern, zum Beispiel in Posen, gezeitigt hat. Gerade das Gegenteil von dem, was die Regierung gewünscht hatte, wurde erreicht. Vornehmlich zog die Volksschule, aus der die Landessprachen verbannt wurden, eine staatsfeindliche Gesinnung in der Jugend groß, welche bei vielen Schülern unter dem direkten Einfluß ihrer Lehrer sich mit einem fanatischen Glauben an das Heil sozialdemokratischer Theorien verband. Die Volksschullehrer waren zum größten Teil Letten und Esten, welche unter Leitung russischer Volksschuldirektoren und Inspektoren den Kampf gegen die evangelisch-lutherische Kirche, der sie angehörten, und gegen die Sprache, die sie redeten und liebten, zu führen hatten. Viele dieser Pädagogen waren ohne jede pädagogische Bildung, setzte doch ein Erlaß des Ministeriums der Volksaufklärung vom 21. April 1897 die Altersgrenze der Lehrer in den baltischen Provinzen auf siebzehn Jahre herab und beschränkte ihren Befähigungsnachweis auf Kenntnis der russischen Sprache. Aber einen vom staatlichen Standpunkt noch schlimmeren Einfluß übten diejenigen Volksschullehrer aus, welche aus den neugegründeten Regierungsseminaren hervorgingen. Ihren Köpfen wurde ein niedrig bemessenes trockenes Material von Daten und wissenschaftlichen Brocken zuteil, ihrem Gemüte wurde nichts geboten. Ausschluß stand auf das Lesen lettischer oder deutscher Bücher; von russischen waren nur speziell approbierte gestattet. Die Muttersprache war streng verpönt. Kriecherei und Heuchelei allein ergaben günstige Versetzungsnoten. Was Wunder, daß die Schüler sich mit dem Freiheitsdrang der Jugend auf verbotene Lektüre warfen, daß sie die Autorität des Staates, die ihnen in so brutaler und stupider Form entgegentrat, zu hassen begannen, daß sie nach Idealen suchten und sie in sozialdemokratischen Theorien schließlich zu finden glaubten. Gegen die geheimen Büchereien im Seminar kämpfte vergeblich die Gendarmerie mit nächtlichen Revisionen der Schlafzimmer, vergeblich die Direktoren mit disziplinarischen Versuchen. So ist es nur zu begreiflich, daß die Volksschule durch die zwanzigjährige Russifizierungsarbeit zu einem Werkzeug der Revolution werden mußte. Sie stand im Jahre 1905 im Dienste der Sozialdemokratie, als deren eifrigste Propagandisten und Organisatoren die Volksschullehrer fast überall tätig waren. . . .

Aus den Städten wurde die Propaganda und die Organisation von Ortsgruppen aufs Land getragen, wo bekanntlich sozialdemokratische Theorien beim

Bauer auf eigenem Grund und Boden sehr wenig Verständnis finden. Aber die lettischen Agenten verstanden sich auf den Bauernfang, wobei die jungen Volksschullehrer ihnen vorzügliche Dienste leisteten. Vor allen Dingen wurde damit gearbeitet, daß alle Deutschen Ausbeuter, alle Letten unterdrückte Proletarier seien (natürlich vollkommen falsch!) und so der Rassengegensatz mit vor den Revolutionswagen gespannt. Außer der lettischen sozialdemokratischen Partei und einer sozialrevolutionären ‚Vereinigung' wirkten in Südlivland und Kurland noch eine Filiale des jüdischen ‚Bundes' und Ortsgruppen russischer revolutionärer Parteien, deren Vertreter sich 1904 zu einem Föderativkomitee zusammentaten, das seinen Sitz in Riga nahm. Viel weniger Erfolg hatte die sozialdemokratische Propaganda vor 1905 in Nordlivland und Estland, weil der estnische Bauer viel mißtrauischer gegen neue Ideen sich verhält und nüchterner urteilt, als der Lette. Nur in den Städten gab es dort revolutionäre Organisationen, die mit lettischen, russischen und finnischen in Verbindung standen.

So waren Ende 1904 alle Vorbereitungen für den Aufstand in den Ostseeprovinzen getroffen, der sich dann 1905 im engen Anschluß an die russische Revolution vollzog. Sein äußerer Verlauf mag kurz rekapituliert werden.

Beginnend mit dem Januar 1905 steigerte sich von Woche zu Woche eine offene revolutionäre Agitation in Stadt und Land, die von Streiks, Brandstiftungen, Morden, Überfällen, Plünderungen und Störungen kirchlicher Gottesdienste begleitet wurde. Im August verhängte die Regierung über Kurland den Kriegszustand, der aber, als rein papierne Maßnahme bald erkannt, nur Öl ins Feuer goß. Ebensowenig waren die Verheißungen des Oktobermanifestes imstande, die von der Sozialdemokratie geleitete Bewegung aufzuhalten. Sie nahm im Gegenteil an Stärke noch zu, da die Regierungsorgane sich der allgemeinen Streikbewegung anschlossen und ihre Funktionen ganz oder teilweise einstellten. Auf riesigen Volksversammlungen in Riga und anderen Orten, auf denen nur dem Föderativkomitee als zuverlässig bekannte Leute rednerisch sich betätigen durften, durch revolutionäre Zeitungen und Proklamationen wurden die Massen nach allen Regeln sozialdemokratischer Taktik entflammt, durch Hinrichtungen von ‚Spionen' in Furcht gesetzt. Ruhige Bürger ängstlicher Gemütsart schrieben sich bei der lettischen sozialdemokratischen Partei ein oder leisteten ihr wenigstens Kontributionszahlungen; sie hofften dadurch als politisch unverdächtig von der Bekanntschaft mit revolutionären Polizeipatrouillen verschont zu bleiben, die mit zweifelhaften Elementen kurzen Prozeß zu machen pflegten. Ende November berief das Föderativkomitee einen Kongreß von Delegierten sämtlicher lettischer Gemeinden nach Riga, um hier eine neue Staatsordnung zu begründen. Und sie kamen alle, über 1000 Delegierte, wenn auch manche mit Angst im Herzen. Unbehindert von der Administration tagte der Kongreß vom 2. bis 5. Dezember im ‚Zweiten Lettischen Verein' und faßte folgende Beschlüsse: Absetzung der russischen Regierung (!) und Gründung autonomer Gemeinderepubliken, die, zueinander in einem Bundesverhältnis, der Leitung eines Zentralkomitees in Riga zu unterstellen seien. Diese Beschlüsse wurden im Laufe der nächsten zwei Wochen zur Ausführung gebracht. So entstanden in Kurland und Südlivland über 100

kleine demokratische Republiken mit einem erwählten Anordnungskomitee an der Spitze. Den Schutz der neuen Ordnung übernahmen die örtlichen Volksmilizen, für welche die Waffen teils geraubt, teils vorher schon über See aus Lüttich besorgt worden waren. Die Deutschen wurden durch Brand und Mord vom flachen Lande und aus den kleinen Städten verjagt, ebenso diejenigen russischen Beamten, welche der neuen Regierungsgewalt die Anerkennung zu verweigern wagten. Das Militär retirierte aus ‚Patronenmangel' teils kampflos, teils unter Scharmützeln nach Riga, Mitau und Libau, wo Ende Dezember allein noch neben revolutionären Behörden auch staatliche eine rein passive Existenz fristeten. Zur endgültigen Eroberung auch dieser Städte plante das Föderativkomitee eine Vereinigung der städtischen sozialdemokratischen ‚Kampforganisationen' mit den Landmilizen, die durch Niederbrennen von 118 deutschen Gutshäusern, durch Gewinnung von ‚Kriegsbeute', durch Gefangennahme von Soldaten, Polizeibeamten und deutschen Flüchtlingen, die ‚Volksgerichten' übergeben wurden, in eine siegesgewisse Stimmung versetzt waren. Unter dem Eindruck der Erfolge der lettischen Sozialdemokratie schlug die Aufstandsbewegung auch ins estnische Gebiet des Baltikums hinüber. Am 11. Dezember tagte ein ‚allestnischer' Kongreß in Dorpat, der sich jedoch in eine nationaldemokratische und eine sozialdemokratische Hälfte spaltete. Das Signal zum Losschlagen wurde in Reval gegeben, wo ebenso wie in Riga neben der russischen Administration ein sozialdemokratisches Komitee gebot. Am 25. Dezember entsandte dies Komitee bewaffnete Scharen von Fabrikarbeitern in drei Richtungen ins Land zur Eroberung der Provinz. Da sie aber keinen Widerstand fanden und fast nur Gesindel sich ihnen anschloß, so verwandelte sich die zuerst planmäßig nach vorgeschriebenen Marschrouten der sozialdemokratischen Zentrale durchgeführte Aktion in einen sinnlosen Raub- und Mordzug (Pogrom), wobei 94 Gutshöfe teils eingeäschert, teils demoliert wurden. Am 1. Januar 1906 stellte sich der einen südwärts gezogenen Schar an der livländischen Grenze der Felliner deutsche Selbstschutz entgegen und zersprengte in einem kurzen Feuergefechte die Bande. Dadurch wurde das nördliche Livland vor dem Schicksal Estlands bewahrt. In Riga kam es zwar auch zu vereinzelten Einbrüchen in Privatwohnungen, gegen die ein Selbstschutz und eine Nachbarhilfe organisiert wurde, zu Überfällen auf Polizeipatrouillen und Militärpiketts, aber nicht zum offenen Straßenkampf. Sein Ausbruch wurde Ende Dezember im Zusammenhang mit dem Anrücken der Landmilizen von Tag zu Tag erwartet, als im letzten Moment die Nachricht eintraf, daß Militärzüge von Petersburg und Dünaburg in die baltischen Provinzen abgegangen seien. Nach den Moskauer Straßenschlachten und der Niederwerfung des dortigen Aufstandes am 28. Dezember änderte sich plötzlich die Stellungnahme der Regierung zu den Ereignissen im Baltikum. Gardetruppen aller Waffengattungen wurden abgesandt, um die verlorenen Provinzen zu erobern und die Aufrührer zu strafen. Vor dem anrückenden regulären Militär lief die sozialdemokratische Wehrmacht fast überall kampflos auseinander. In kleinen Abteilungen durchzogen die Truppen das Land, lösten die revolutionären Gemeinderepubliken auf und straften Führer und Verführte mit der Kugel oder der Knute oder dem Niederbrennen

ihrer Häuser, falls sich die Schuldigen dem Standgericht durch die Flucht entzogen hatten. Im März 1906 war die Wiedereroberung des Landes beendigt und die Revolution damit äußerlich niedergeschlagen. Die weitere Aufspürung und strafrechtliche Verfolgung revolutionärer Organisationen und ihrer Glieder wurden Polizei und Kriegsgerichten übergeben, die bis jetzt noch tätig sind.

Die russische Revolution des Jahres 1905 hat wie überall im weiten Reiche, so auch in den baltischen Provinzen viel Trümmer und Grabhügel geschaffen, Tausenden wirtschaftlichen Ruin gebracht, viel neuen Haß und neue Erbitterung in die Herzen der Menschen gelegt, deren Vertrauen oder Hoffnungen in bitterster Weise getäuscht waren; aber sie hat, wenn gleich viele Versprechungen zunächst unerfüllt blieben, auch ein Maß von relativer Freiheit gegeben, welches das alte Regime nicht duldete: die Freiheit des Gewissens, der Pflege kultureller Sonderart, des Unterrichts in der Muttersprache. Das waren gerade die Freiheiten, derer das baltische Deutschtum bedurfte, um aus kultureller und politischer Erstarrung, aus langsamem Absterben zu neuem Leben zu erwachen. Noch inmitten der revolutionären Wirren wurde am 13. Oktober 1905 in Reval ein ‚Deutscher Schulverein in Estland' gegründet, am 4. April 1906 konstituierte sich in Mitau ein ‚Verein der Deutschen in Kurland' und schließlich am 23. Mai 1906 beschloß eine Versammlung der Gesellschaft ‚Euphonie' in Riga die Gründung eines ‚Deutschen Vereins in Livland'. Als gemeinschaftliche Aufgabe stellten sich die drei Vereine die Einigung, Erhaltung und Stärkung der deutschen Bevölkerung der Ostseeprovinzen in kultureller, geistiger und wirtschaftlicher Beziehung durch Förderung deutschen Schul- und Lehrwesens, durch Pflege deutscher Sprache, Wissenschaft, Kunst und Geselligkeit, durch Unterstützung hilfsbedürftiger Stammesgenossen. Bei ihrem Aufbau brach man mit Vorurteilen der alten Zeit und gab ihnen eine rein demokratische Organisation, wobei sogar den weiblichen Mitgliedern volle Gleichberechtigung zugestanden wurde. Politik, soziale und Standesunterschiede wurden grundsätzlich ausgeschlossen und die Aufnahme von Mitgliedern nur von ihrer nationalen Zugehörigkeit abhängig gemacht. Und die Werbearbeit hatte Erfolg. Zurzeit gehören den vierundvierzig Ortsgruppen der drei Vereine 40 000 Männer und Frauen an, wovon über die Hälfte auf Livland fällt. In zwei Jahren wurden vierundvierzig Schulen (Gymnasien, Realschulen, Progymnasien, Bürger-, Töchter- und Elementarschulen, neunzehn in Livland, siebzehn in Kurland, acht in Estland) gegründet; Büchereien, Lesehallen, Stellen für Arbeitsnachweis eingerichtet; Vorträge, Volksvorstellungen, gesellige Zusammenkünfte aller Art veranstaltet. In Mitau wurde ein Lehrerseminar errichtet, das dem Mangel an Elementarlehrern abhelfen soll, da reichsdeutsche Lehrer oder russische Untertanen, die ein ausländisches Seminar absolviert haben, ohne Ablegung eines russischen Examens nicht berechtigt sind, in Rußland ihren Beruf auszuüben. Zu den Vereinschulen kam noch eine große Anzahl von Privatlehranstalten, die von der russischen Unterrichtssprache zur deutschen übergingen und teilweise von den Vereinen unterstützt wurden. Ferner wurden die während der Russifizierung geschlossenen ritterschaftlichen Landesgymnasien in den drei Provinzen wiedereröffnet und erhielten das den Privatschulen nicht zustehende

Recht, die Reifeprüfung an der eigenen Anstalt in russischer Sprache abzulegen. Die Schüler aller anderen Privat- und Vereinsschulen müssen zur Erlangung staatlicher Rechte sich einer Schlußprüfung in russischer Sprache an einer entsprechenden Kronsschule unterziehen; ein Umstand, welcher der russischen Sprache die erste Stelle unter allen Lehrfächern der deutschen Schulen einräumt.

Das rege Interesse für politische Fragen, das im Innern Rußlands und in anderen Grenzländern immer bestanden hat, fehlte in den Ostseeprovinzen der Mehrheit der gebildeten deutschen Gesellschaft. Die Folge war eine fast ebenso große Unkenntnis der politischen Verhältnisse im Reich, wie sie in bezug auf baltische Dinge in russischen Kreisen Regel ist. Erst die Not der Revolution weckte in weiten deutschen Kreisen das Verständnis für Verknüpfung staatsrechtlicher, sozialer und wirtschaftlicher Fragen, während gleichzeitig das Manifest vom 17./30. Oktober 1905 die gesetzliche Möglichkeit politischer Parteibildung gewährte....

Im Mai 1907 platzten die Gegensätze scharf aufeinander bei Anlaß eines Anerbietens des Vizepräsidenten des slawophilen russischen Volksverbandes, W. Purischkewitsch aus Besserabien, die Interessen der baltischen Deutschen in der Duma bedingt zu vertreten und die von lettischer sozialdemokratischer Seite dort vorgetragenen Verleumdungen zurückzuweisen. Wenn auch die baltische konstitutionelle Partei die Vorschläge Purischkewitschs überwiegend ablehnte, so erwies sich doch andererseits, daß die feindselige Stellungnahme der bäuerlichen Vertreter zu allen Vorschlägen des Adels und wohl auch die neue reaktionäre Strömung in Petersburger Regierungskreisen nach Auflösung der zweiten Duma und Oktroyierung eines neuen Wahlgesetzes unterdessen die Mehrzahl der Ritterschaftsvertreter an der Zweckdienlichkeit ihrer bisherigen gemäßigt liberalen Haltung hatte irre werden lassen. In der Frage der künftigen provinziellen Selbstverwaltung, für die ein Dreikuriensystem vorgesehen war, stellte sie ihrem früheren Projekt ein neues entgegen, welches in künstlicher Weise der Kurie der Großgrundbesitzer die unbedingte Majorität sichern sollte. Dagegen erklärte sich aber (als Dumamitglied in Petersburg) der Vertreter der Stadt Riga, E. Moritz, zugleich Präses der baltischen konstitutionellen Partei, und setzte die Annahme des früheren Projektes durch. Hierdurch wurde kurz vor Beginn der Wahlen zur dritten, jetzt noch tagenden Duma ein neuer Entrüstungssturm in der konservativen Presse entfesselt.... Einen merklichen Einfluß auf das Ergebnis der Dumawahlen haben aber die Angriffe der konservativen Zeitungen auf die von der baltischen konstitutionellen Partei aufgestellten liberalen Kandidaten nicht gehabt. Nur sehr wenige Deutsche haben ihnen ihre Stimme am Wahltage verweigert. Dank dieser Einmütigkeit und infolge des neuen Gesetzes vom 16. Juni 1907, das die Zahl der Wahlmänner aus der Kurie der Großgrundbesitzer überall erheblich verstärkt hatte, führten die Wahlen in die dritte Reichsduma zu einem *Siege des baltischen Deutschtums*. Von den zwölf auf die Ostseeprovinzen fallenden Abgeordneten gewann es sieben für sich, die alle der Oktobristenfraktion beitraten. Zu ihnen gehört auch der zweite Vizepräsident der Reichsduma, Baron A. Meyendorff, der in Livland gewählt wurde.

Wie in ganz Rußland, so flaute auch im Baltikum nach Auflösung der zweiten Duma die revolutionäre Bewegung ab, und es erhob sich allmählich für das Deutschtum mit immer größerer Schärfe die Frage, in der sich die politische Situation im Baltikum heute gleichsam als in einem Brennpunkte konzentriert: die Frage, ob die Möglichkeit einer Verständigung mit national zwar geschiedenen, aber politisch im allgemeinen übereinstimmenden Gruppen, also mit Letten und Esten, existiert. Schon vor der Revolution ist dies Prinzip bei den Stadtwahlen in Libau, dann 1907 bei den Reichsdumawahlen in Riga mit Erfolg angewendet worden. Erleichtert wird der Abschluß eines Kompromisses durch die Überzeugung, daß von deutscher Seite die getroffenen Abmachungen immer aufs ehrlichste eingehalten werden. Und es scheint, daß dies der einzige Weg ist, um dem baltischen Deutschtum noch einen Teil seiner alten Führerstellung im Lande zu wahren — allerdings unter erheblichen Zugeständnissen an die Indigenen. So scheiterten im Jahr 1909 bei den Stadtwahlen in Reval alle Bemühungen der Deutschen, mit eigenen Kräften die 1904 verlorene Position wieder zu erobern. Eine estnisch-russische Wahlliste siegte mit knapper Mehrheit. In Riga dagegen vereinigte zwei Monate später eine von Deutschen, Russen und Letten gemeinsam aufgestellte Liste der Stadtverordneten, bei der den Deutschen die Mehrzahl der Sitze eingeräumt war, 80 % der abgegebenen Stimmen auf sich. Die deutsche Führung im Rigaschen Magistrat war damit auf weitere vier Jahre gesichert.

Über die Weiterentwicklung der Dinge seit dem Frühjahr 1909 ist Neues, Entscheidendes bisher nicht zu berichten. Prinzipiell bedeutsam war der offizielle Anschluß der baltischen konstitutionellen Partei an den „Verband des 17. Oktober“, die sogenannten Oktobristen, und dementsprechend die Teilnahme der baltischen Delegierten an dem Oktobristenkongreß in Moskau im Oktober 1909. In demselben Herbst siegten bei den Kommunalwahlen in Mitau mit großer Majorität die Deutschen, denen sich die gemäßigten Letten angeschlossen hatten. Seit Ende 1909 scheint sich auch in der Schulverwaltung wieder ein neuer russischer Angriff auf die kaum wiedererstandenen deutschen Schulen im Baltikum vorzubereiten, doch merkt man vorläufig erst mehr die Tendenz; Positives ist nichts geschehen.

Auf jeden Fall aber ist die von der konservativen Richtung genährte Hoffnung auf eine Begünstigung des baltischen Deutschtums durch die siegende Reaktion schon jetzt, und wie es scheint endgültig, in bitterster Weise getäuscht. Nicht nur die Auslassungen der konservativen Presse, sondern auch Regierungsmaßnahmen weisen darauf hin, daß trotz aller Leiden und Lehren der Revolution die Russifizierungspolitik im Baltikum wieder aufgenommen werden soll. Einen Rückhalt findet neuerdings diese Tendenz an der nationalen Empörung über die diplomatische Niederlage Rußlands in der serbischen Frage im Jahre 1909, welche mit Recht oder Unrecht dem Deutschtum im allgemeinen aufs Schuldkonto gesetzt wird. Der alte Deutschenhaß ist wieder entflammt und wird sich nach den Erfahrungen früherer Zeit nach der Seite des schwächsten Widerstands richten, das heißt gegen das baltische Deutschtum. In einem unterscheidet letzteres sich scharf von seinen Stammesgenossen im Innern des Reichs. Es ist kein in die russische Volks-

masse hineingesprengter Splitter, der leicht entfernt oder assimiliert werden kann, es ist ein historisch gewordenes Ganzes, das sich vertragsmäßig dem russischen Reich unterworfen, an dessen Aufbau im westeuropäischen Sinne es in vergangenen Zeiten mitgearbeitet, dem es die Treue immer gewahrt hat. Es bildet somit einen kleinen besonderen Teil des russischen Weltreichs.... Notwendig für die Erhaltung des Staates ist jedoch nach Ansicht des russischen konservativen Imperialismus die Vernichtung volklicher und kultureller Eigenart in allen Grenzländern...."

Aus Anlaß des Gedenktages erinnerte man sich auch hie und da im Deutschen Reiche, daß dort oben irgendwo im russischen Westen auch ein deutscher Stamm existieren sollte, oder irgendwann mal existiert habe, und man konnte hie und da sogar ein paar Worte darüber hören oder lesen. Das heißt wohlgemerkt: über das aus diesem Anlaß errichtete Denkmal für den russischen Eroberer, Peter den Großen, und dessen Enthüllung in Gegenwart Kaiser Nikolaus II. in Riga....

Am 17. Juli 1710 vollzog sich, was am 15. Juli 1410 bereits entschieden war. Mit Recht erinnert Tetzlaff im „Volkserzieher" an die Worte des alten Tacitus über die selbstmörderischen Kämpfe der Brukterer, Chamaver und Angrivarier: „Mehr denn sechzigtausend Brukterer fielen, — nicht durch des Römers Wehr und Waffen, sondern, was weit herrlicher ist, uns zur Freude und Augenweide, durch den Haß der Nachbarstämme. O möge doch diesen Völkern, wenn nicht die Freundschaft mit uns, so doch wenigstens der Haß unter sich bleiben, dauernd bleiben!" Der Deutschorden hatte sein Ziel, die Germanisierung und Christianisierung des slavischen Preußenlandes, um das Jahr 1300 erreicht: „Nun blühte das Land auf. Deutsche Ansiedler kamen in Scharen herbei. Der Orden und sein Hochmeister, der Landesherr, hielten straffes, aber gerechtes Regiment und blieben in dem nunmehrigen Kampfe gegen die heidnischen Litauer kriegstüchtig und einfach in ihrer Lebensweise. Seit aber 1386 Jagello von Litauen durch seine Verheiratung mit Jedwiga von Polen sich und sein Volk dem Christentume zugewandt hatte, hörten diese Kämpfe auf, und die Ordensritter verfielen auch alsbald der Hoffart, dem Wohlleben und der Herrschsucht. Schwere Steuern sollten dem Bauer, dem Bürger, dem Adligen die Mittel zur Bestreitung des Aufwandes abpressen. Das erbitterte die Ansiedler, die vielfach mit dem Schwerte in der Hand das Land hatten erobern helfen, und die von jeglicher Mitregierung ausgeschlossen wurden, ungemein. Hier liegt die Schuld des Ordens! Die Einwohner des Landes schlossen sich unter Nikolaus von Renys zum ‚Eidechsenbund' zusammen und hielten es im geheimen mit dem Polenkönig. Hier beginnt die Schuld der Untertanen des Ordens! Dem Polenkönig aber konnte nichts willkommener sein. Er trachtete nicht nur nach dem Besitz der Ostseeküste, sondern er wollte auch Rache nehmen für die vielen, seinem Volke vom Orden bereiteten Niederlagen, zu deren letzten die Schlacht bei Rudau, 1370, gehörte.

Dennoch wagte es Jagello lange Zeit nicht, den Orden, der als die gefürchtetste Kriegsmacht seiner Zeit galt, anzugreifen. Erst die wachsende Unzufriedenheit im Ordenslande, der Abschluß eines Bündnisses mit Russen, Tataren und böhmischen Söldnern unter Ziska gaben dem König den Mut zum Angriff. Er führte im Frühjahr 1410 ein Heer von 160 000 Steitern, darunter 30 000 Tataren,



über die Grenze und zerstörte die Stadt Gilgenburg. Der Hochmeister Ulrich von Jungingen, der seit 1407 regierte, hatte den Angriff vorausgesehen und machte vergebliche Anstrengungen, bei Kaiser und Reich Hilfe zu gewinnen. Kaiser Sigismund war gegen Entgelt wohl zur Übernahme des Vermittleramtes bereit, versagte aber jede andere Hilfe und überließ seine östliche Reichsmark lieber den Tataren. Freiwilliger Zuzug aus dem Reiche war ebenfalls gering, und so konnte der Orden dem zahlreichen Feinde nur sein Söldnerheer und das widerwillig folgende Landaufgebot, zusammen 83 000 Mann, entgegenstellen.

Am 15. Juli 1410 trafen die Heere bei Tannenberg und Grunwald zusammen. Ein Augenzeuge berichtet über den Gang der Schlacht (nach Heinze-Rosenburgs Quellenbuch) also:

‚Sie trafen auf des Königs Heer, ohne daß diesem ihre Ankunft verraten war. Sie hatten in großer Eile bis Tagesanbruch drei Meilen zurückgelegt. Als sie der Feinde ansichtig wurden, ordneten sie sich und erwarteten des Feindes Angriff bei 3 Stunden. Der König schickte die Heiden zum Vorstreit, denn die Polen waren noch ungeordnet. Hätten die Ordensgebieter den König von ihrer Stellung aus angegriffen, so mochten sie Gut und Ehre erworben haben. Das geschah leider nicht; sie wollten ritterlich mit ihnen streiten. Und der Ordensmarschall sandte dem Könige zwei Herolde mit bloßen Schwertern, daß sich sein Heer nicht ferner im Walde verberge, sondern, um Streites zu pflegen, hervorkäme auf das Feld. (Die Stellung im Walde hinderte das Ordensheer auch am Gebrauch der Geschütze.) Da zog die Heidenschaft zuerst in den Kampf und durch die Gnade des Herrn wurde sie geschlagen. Witold floh mit den Litauern und die Ordensstreiter drängten ungestüm nach. Da kamen die Polen heran und es erhob sich ein großer Streit. Der Meister schlug sich mit den Seinen dreimal durch mit Macht und der König war gewichen, also daß das Ordensheer den Siegessang anhob: ‚Christ ist erstanden!‘ Da sprengten des Königs Hilfsvölker (Russen) und die böhmischen Söldner herbei, trafen auf des Ordens Krieger und umgaben sie. Und sie erschlugen den Meister und die Gebietiger und gar viele Brüder. Etliche Bösewichter (Eidechsenbund) unterdrückten ihre Banner und wichen mit ihren Knechten aus dem Streithaufen wie Verräter. Nun wurden des Ordens Streiter von den Tataren und Polen in die Flucht geschlagen. Der König behielt das Feld. Hätte man ihn nicht zu gering geachtet, des Ordens Sachen wären besser bestellt gewesen.‘

Durch Verrat in den eigenen Reihen, durch das allzu ritterliche dreistündige Zögern, einen ungeordneten Feind anzugreifen, durch das einer Entwicklung der Artillerie ungünstige Gelände und endlich durch die große Übermacht war mit einem Schlage der Glaube an die Unbesiegbarkeit des Ordensheeres zerstört worden.

Unser Gewährsmann berichtet weiter: ‚Großer Jammer kam über all das Land zu Preußen; denn Ritter und Knechte und die großen Städte des Landes wandten sich dem Könige zu und trieben die Brüder, die noch geblieben, von den Häusern (Burgen), gaben diese dem Könige und schwuren ihm alle Mannschaft und Treue. Nie ist in einem Lande von so großer Untreue und schneller Wandlung gehört worden, denn zu dieser Zeit, da das ganze Land dem König untertänig ward binnen einem Monat.‘

Die unmittelbare Folge der Schlacht war also die völlige schnelle Unterwerfung des Landes. Doch der Orden zeigte noch einmal seine alte Kraft. Das Hochschloß, die Marienburg, wurde von Heinrich von Plauen so tapfer verteidigt, daß die Polen nach zehnwöchentlicher Belagerung abzogen. In Deutschland war man sehr entrüstet, daß Jagello die heidnischen Tataren gegen die Brüder verwendet hatte. Obgleich dies die ganze Teilnahme war, die der Orden erfuhr, mußte sich Jagello doch zum Frieden bequemen. Sein zusammengewürfeltes Heer lief nämlich auseinander, als man nach der langen Belagerung der Marienburg in Preußen nichts mehr zum Plündern fand. Die Steuer, die man der Obrigkeit nicht hatte geben mögen, war nun hundertfach vom polnischen ‚Freunde' genommen worden. Heinrich von Plauen wurde Hochmeister. Er wollte den Orden reformieren. Damit hatte er aber bei den zwar noch kriegstüchtigen, aber doch schon recht zuchtlosen Ordensrittern kein Glück. Er wurde abgesetzt und eingekerkert. Die Ritter waren im Thorner Frieden noch zu gut weggekommen und setzten ihrem Übermut weite Schranken. Die preußischen Städte und der Adel bildeten 1440 den ‚Preußischen Bund' zur Verteidigung ihrer Rechte, der Polenkönig hetzte und versprach Hilfe, denn die Ostseeküste war für Polen eine Lebensbedingung. So trieb er den Bund schließlich im Jahre 1454 zum Aufstande. Der Bund nahm 56 Städte und Burgen ein und ging zu Polen über. Die beiden Weichselstädte Danzig und Thorn allen voran. Nur Marienburg, Konitz, Stuhm und einige kleinere Orte blieben treu. Das Ordensheer schlug zwar die heranrückenden Polen am 18. September 1454 bei Konitz ganz gewaltig; aber da der Orden seine Söldner nicht bezahlen konnte und alles übrige Land vom ‚Bunde' den Polen übergeben war, blieb dieser Sieg ohne größeren Einfluß. Nur wagten die Polen im ganzen Verlauf dieses langen Krieges keine Schlacht mehr und ließen den Preußischen Bund für sich arbeiten.

Zu spät hatten viele Bündler erkannt, daß Untreue ihren eigenen Herrn schlägt. Nun durften sie über unerträglichen Steuerdruck nicht mehr klagen und Rechte nicht mehr fordern; aber das Ziel war erreicht: sie gehorchten nicht mehr Deutschen, sondern Polen! Wie erhebend! Die Bündler eroberten nach und nach die letzten Burgen des Ordens, auch die Stadt Marienburg, deren treuen Bürgermeister Rose sie grausam hinrichteten, und besiegten schließlich das Ordensheer 1462 bei Zernowitz. Zuletzt nahm denn auch König Kasimir von Polen die letzte Stütze des Ordens, Konitz, 1466. Dieses ist der einzige Erfolg der polnischen Waffen!

Der Hochmeister von Erlichshausen hatte bei Beginn des Feldzuges 21 Burgen an seine Söldner verpfändet. Nach langem Warten auf ihren Sold gaben sie schließlich die Burgen dem Könige für 436 000 Gulden. Das Geld aber brachte der Bund auf! Endlich mußte nach dreizehnjährigem, landverwüstendem Kriegszustande am 19. Oktober 1466 der Orden das Weichselland an Polen abtreten und Ostpreußen zu Lehen nehmen. Und das hatte der Städte- und Adelsbund des deutschen Ordenslandes zuwege gebracht. Wie würde sich Tacitus gefreut haben, wenn er das erlebt hätte!

Und der Kaiser? Der deutsche Kaiser? Ei, der hieß Friedrich III., saß fest

auf seinem Throne und scheint 53 Jahre lang des Reiches Obererzschlafmütze gewesen zu sein. Denn Böhmen, Ungarn und Mailand lösten sich vom Reiche und, Gott sei's geklagt, Schleswig-Holstein stellte sich unter den Dänenkönig, das Ordensland verfiel den Polen und der halbdeutsche Lehnsmann von Burgund durfte die Schweizer bedrängen, um ein selbständiges Reich gründen zu können. Und der ‚Mehrer des Reichs' half seinen Landen nicht. O Schmach! So konnte Polen den deutschen Städten den Fuß in den Nacken setzen. Segen haben sie von ihrem Verrat nicht geerntet. Ja, die Blutgerichte zu Danzig 1526 und Thorn 1724 suchten an unschuldigen Enkeln die Sünden der Väter aus ihrer Vormachtstellung im Preußischen Bunde heim. Privilegien, vor der Einnahme des Landes reichlich den Unzufriedenen verliehen, Zusagen, gegeben mit dem Hintergedanken des Nichthaltens, wurden nach der Einnahme über den Haufen geworfen, Untreue mit Untreue vergolten. Dem Deutschtum aber war der gewaltige Schaden zugefügt, daß mit der Abreißung des Ordenslandes vom Reiche auch die Möglichkeit geschwunden war, die Lande des deutschen Schwertbrüderordens, Kurland, Livland, Estland unserm Volkstume zu erhalten, und daß die vielen Hunderte deutscher Bauerndörfer und alle die deutschen Städte im Posener Lande der Polonisierung verfielen.

Wer das Buch der deutschen Geschichte aufschlägt, der kann darin von vielen Großtaten lesen. Aber noch viel, viel mehr liest er von den Bruderkriegen, von gegenseitiger Schädigung aus politischen, konfessionellen und dynastischen Gründen. Er liest von der spezifisch deutschen Art der Treue, nämlich von getreulicher Unterstützung fremder Eroberer auf deutschem Boden, auf vaterländischer Erde, von Mord und Brand und Not und Elend harter Zeiten...."

Vielleicht aber gewinnt der Tag von Tannenberg für uns noch eine tiefere Bedeutung, wenn wir die historischen Betrachtungen werten, die er auf slawischer Seite auslösen muß? Im „Tag" veranschaulicht G. Prosoroff die damalige Lage im Osten und die Gestaltungskeime, die darin für die mutmaßlichen künftigen Schicksale verborgen lagen: „Der teutonische Orden stand fast als Großmacht da, als eine bisher unerreichte Organisation geistlichen und weltlichen Willens, getragen von einem stolzen Macht- und Rassenbewußtsein. Ein gewaltiger Sturmbock des bereits niedergehenden römischen Reichs deutscher Nation gegen die slawische Welt. Schon waren ganze slawische Gaue rechts der Elbe zerbrochen; unaufhaltsam brachte der Orden immer neue slawische Provinzen unter seine Herrschaft und jagte die Slawen ostwärts, in Walddickichte, Sumpf und unfruchtbare Sandböden, mit Blut, Feuer und Schwert die schwachen Stämme zu Paaren treibend und ausrottend, aber auch mit Kulturgaben und Durchsetzung der eigenen Rasse das Land rasch germanisierend. Schon waren Wenden, Pommern, Sorben und viele andere Stämme fast verschwunden. Der Orden stand nun den Polen, Litauern und Weißrussen gegenüber, immer engere, drohendere Fühlung mit ihnen nehmend, immer schärfer sie bedrängend. Die ewige Zwietracht der slawischen Splitter schafft weiterer Eroberung Vorschub; oft genug werden die Ritter berufen, um einen Stamm vor den Angriffen des anderen zu schützen — und sie schlucken dann alle beide. Hinter dieser Wand aber liegt noch das kaum seinen kläglichen Teilfürsten-

tümern entwachsende Reußenland mit seinen unermeßlichen Länderstrecken ... eine winkende Beute, zumal gerade die Oberherrschaft der einst so furchtbaren Goldenen Horde ins Wanken gerät.

Dies war die Lage wenige Jahrzehnte vor der Schlacht. Wie ein eiserner Keil rammte sich durch die teutonische Ritterschaft das Deutschtum immer tiefer in slawisches Land, furchtbar und in aller Augen unwiderstehbar. Hätte der Zustand noch ein Jahrhundert weiter gedauert, die Karte Osteuropas hätte heute ein anderes Aussehen. Denn vor der Stoßrichtung des Ordens war ein Chaos. Besonders zerfleischten sich Polen und Russen, durch Stammeshaß und Religionsverfeindung gegeneinander aufgestachelt. Nur mit Mühe erwehrte sich damals Polen des russischen Vordringens, und im Rücken hoffnungslos von der furchtbaren Rittergemeinschaft bedrängt, mußte es doch mit der Front nach Osten jederzeit kampfbereit sein. Es schien verurteilt, zwischen zwei riesigen Mahlsteinen verrieben werden zu sollen ... und wir hätten vielleicht heute keine polnische Frage mehr. Deutsche und Russen grenzten dann hart aneinander ...

Die Schlacht bei Tannenberg ward zum Wendepunkt. Sie zermalmte einen der Mahlsteine. Das Polentum schaffte sich Luft und konnte wieder aufatmen. Und — dies ist die größte geschichtliche Bedeutung der Niederlage des Deutschordens — von dem Augenblicke an gewann das Polentum seinerseits freie Stoßkraft gen Osten, bedrängte hart die ostslawische Welt — bis zum Einzug in Moskau und der Einsetzung des Pseudo-Demetrius — und breitete süd- und ostwärts hin seinen Einfluß mächtig aus. Es hatte jetzt den Rücken frei bekommen.

Weiter aber: Das ganze Westslawentum war zugleich gerettet. Ohne Tannenberg hätte es nach einigen Jahrhunderten, abgesehen von Balkanstämmen, wohl nur noch russische Slawen gegeben. Demgemäß hatten die Polen es auch verstanden, als Mitkämpfer der Schlacht, der die Blüte des Deutschtums erlag, sowohl Litauer als auch Ruthenen, Weißrussen und teilweise die Böhmen zu gewinnen und sogar als wertvolle Reitertruppen gewaltige Haufen beutegieriger Tataren.

So wurde die Zerschmetterung der Deutschen nicht nur zu einem Wendepunkt zwischen Slawen und Germanen, indem sie das kriegerische Vordringen der Deutschen zum Stillstand brachte, späterhin sogar das friedliche Rückfluten der Slawen ermöglichte; sondern auch für die Gestaltung der *slawischen Geschichte* war sie von tiefeinschneidender Wirkung bis zum heutigen Tage. Die scharfe Scheidung der gesamten slawischen Welt in zwei getrennte, ja oft auseinanderstrebende Kulturen und Rassen, eine westliche, von Rom abhängige, und eine östliche, bis in ihr Innerstes von Byzanz beeinflußte, sie nimmt zwar nicht von ihr ihren Ursprung, ist aber doch erst durch sie endgültig in der Geschichte festgelegt worden. Seit dem Tage von Tannenberg beginnt insbesondere das Polentum sich als die Ostmark und den Bannerträger des Katholizismus gegen die orthodoxe Welt zu fühlen, und seither vertieft sich der Gegensatz immer mehr."

Vertieft er sich immer noch? Trotz unserer *Polenpolitik*?

Man beruft sich gern auf Bismarck. Aber Bismarck wählte, wie Karl Jentsch in der „Zukunft" mit Recht erinnert, seine Maßregeln nach den Bedürfnissen des Augenblicks. Wer aber eine fernere Zukunft im Auge hat, werde sich sagen

müssen: Entweder Rußland ist, wie viele glauben, innerlich morsch; dann haben wir nicht nötig, nach seinen Wünschen unsere innere Politik einzurichten. Oder das russische Volk hat die Kraft, sich wirtschaftlich, technisch, intellektuell und moralisch auf die Höhe der heutigen Zivilisation zu erheben; dann ist es ein gefährlicher, ja, unser einziger gefährlicher Nachbar. Denn es vermag uns durch die Masse zu erdrücken, es hat die Macht, die auch das verbündete Frankreich und England nicht haben, uns Provinzen zu entreißen, und es wird sich stark dazu versucht fühlen, weil es die eisfreien Häfen, die es im fernsten Osten, am Persischen Golf, am Mittelmeer erstrebt, in bequemer Nähe, an der Ost- und Nordsee haben kann. Darum müsse es Grundsatz der deutschen Politik werden, die Konsolidierung des russischen Staates wenigstens nicht zu fördern und durch freundliches Verhalten die Westslawen daran zu gewöhnen, daß sie in den Deutschen die Beschützer vor dem russischen (und nebenbei auch dem magyarischen) Despotismus sehen. „Bismarck selbst hat einmal einen ähnlichen Gedanken ausgesprochen. Als vor siebenundzwanzig Jahren über die Gründung einer tschechischen Universität in Prag verhandelt wurde, teilte der Unterrichtsminister Conrad einem Vertrauten mit, Bismarck empfehle die Gründung; er habe geäußert, man müsse den Panslawismus durch den Slawismus bekämpfen und es den Nationalitäten so angenehm wie möglich zu Haus machen, damit sie nicht über die Grenzen schielen. Gefährlich ist uns der Panslawismus nur, wenn er von einem mächtigen Staat organisiert wird; und außer Rußland gibt es keinen mächtigen Slawenstaat. Andere Gründe, die Bismarck bestimmt haben mögen, sind nicht bekannt; Vermutungen behält man für sich.

Die Hakatisten haben sich nun eine Begründung geschaffen, die in dem einen Wort ‚Ostmarken' kristallisiert, und mit diesem Schlagwort haben sie die gescheitesten Leute verrückt gemacht. Das Wort ist ein romantischer Anachronismus. Eigentlich vorromantischer, da die Romantik erst in der Hohenstaufenzeit beginnt. In den vorhergehenden, sehr unromantischen Perioden wurde Deutschland von ungarischen, slawischen, normannischen Räubern überschwemmt. Da die Ottonen und Heinriche weder ein stehendes Heer noch unmittelbare Gewalt über die Untertanen der Herzoge und Grafen hatten und für die Sammlung eines Heeres auf den guten Willen der großen Vasallen angewiesen waren (lange Zeit hindurch waren es fast ausschließlich Mannen der geistlichen Fürsten, auf die sie mit einiger Sicherheit rechnen konnten), da sie zudem mit den Heeren, die sie mühsam auf die Beine brachten, oft in Italien, in Burgund, in Francien weilten und nur hier und da einmal im Osten ein- und durchgreifen konnten, bestand das einzige Mittel zur Sicherung der Grenzen in der Anlage von Marken. Den Slawen, vorübergehend auch den Dänen, wurde ein Landstrich abgenommen, mit Deutschen besiedelt (von den erwachsenen männlichen Bewohnern schlug man so viele wie möglich tot; nur Schlesien ist später ganz friedlich germanisiert worden) und ein zuverlässiger Mann als Markgraf eingesetzt, der die Ansiedler militärisch organisierte und mit ihnen ganz selbständig die Grenzwacht hielt, die zur Ausdehnung der Markgrafschaft durch Eroberungen benutzt zu werden pflegte. Nach heutigen Grundsätzen hat die Zivilbevölkerung der Grenzprovinzen mit der Landesverteidigung nichts zu schaffen;

dafür hat nur die Armee zu sorgen, die mit der heute üblichen und möglichen Schnelligkeit stets an die bedrohten Punkte geschickt wird. Die freundliche und feindliche Gesinnung der Bevölkerung des Kriegsschauplatzes hat für den Fortgang der militärischen Operationen so gut wie nichts zu bedeuten. Ein halbes Jahr lang haben 1870/71 unsere Armeen unter einer fanatisch feindlichen Bevölkerung operiert, aber nicht diese, sondern die Befestigung von Paris, also die moderne Kriegstechnik, hat die Entscheidung aufgehalten. Darum ist das Ost- und Nordmarkengeschwätz, das die Landesverteidigung im neunzehnten Jahrhundert nach den Verhältnissen des zehnten und elften Jahrhunderts einrichten will, nicht bloß tolle Romantik, sondern eine tödliche Beleidigung unserer Generalität; und als vor zwanzig Jahren dieses Geschwätz anfing, habe ich gesagt, ich würde durch Beteiligung daran dem Staatsanwalt zu verfallen fürchten. Ungefähr dasselbe hat in der Herrenhausdebatte über das Enteignungsgesetz der Generalfeldmarschall Graf Haeseler zur Begründung seines ablehnenden Votums gesagt. Lästig werden kann eine feindlich gesinnte Bevölkerung; wie mancher brave deutsche Soldat ist in Frankreich Meuchelmördern zum Opfer gefallen! Ein weiterer Grund für uns, mit den Polen gute Freundschaft zu halten, weil ja bei einem zukünftigen Krieg gegen Rußland Russisch-Polen der Kriegsschauplatz sein wird. Fürchten, daß die Russen in Posen und Westpreußen einbrechen werden, wäre eine zweite Beleidigung der deutschen Armee.

Aber vielleicht ist diese Polenpolitik gar nicht final, sondern nur kausal zu erklären? Vielleicht hatten ihre Urheber (denn mehrere müssen es gewesen sein) gar keinen bestimmten politischen Zweck vor Augen, sondern wollten nur ihrer Erbitterung über die verräterischen Umtriebe der Polen Luft machen? Nun: Preußen-Deutschland hatte einen kleinen und zwei große Kriege geführt. In allen dreien hatten die polnischen Soldaten ihre Schuldigkeit getan, obgleich die Neigung zum Fraternisieren mit dem Feind nicht verwunderlich gewesen wäre, denn 1866 standen ihnen Polen, 1870 die Franzosen gegenüber, die sich immer als Beschützer des Polentumes gebärdet hatten. Wäre ein Fall von Verräterei vorgekommen, so hätte ihn Bismarck angeführt; er konnte sich dann im Januar 1886 seine ganze große Rede, die nichts Substantielles enthält, sparen. Als dann freilich die Polen zuerst durch den Kulturkampf, der sie, weil Falk mit der Sprachquälerei begann, noch mehr peinigte als die übrigen Katholiken, hierauf durch die direkt gegen sie gerichteten Gesetze und Maßregeln erbittert wurden, mußte sich in ihren Herzen ein tödlicher Haß gegen den preußischen Staat ansammeln (alle Beweise, die man für den Deutschenhaß der gemeinen Polen anführt, stammen aus der Zeit *nach* dem Kulturkampf; ich habe besonders ‚die Polennot‘ des ehrlichen Herrn von Massow daraufhin durchsucht), mußten sie von diesem Staat loszukommen wünschen. Hätten sie nun wirklich einen Befreiungskampf unternommen, so mußte jeder, der den Wilhelm Tell und alle Befreiungskämpfe der Weltgeschichte feiert, mit ihnen sympathisieren. Aber sie haben etwas so Wahnsinniges nicht unternommen, haben überhaupt nichts getan, was als nachträgliche Rechtfertigung der Polengesetze ausgelegt werden könnte. Denn ungerechten Ausnahmegesetzen wenigstens passiven Widerstand zu leisten, verbietet das Gewissen nicht; und auf

Unterdrücker und Peiniger zu schimpfen, ist ein unveräußerliches Menschenrecht. Aber sagen sie nicht in ihren Blättern, daß sie das Deutsche Reich und den preußischen Staat umstürzen und ein großes Polenreich aufrichten wollen? In der jammervollen Zeit der Hexenprozesse gab es einmal in England einen vernünftigen Richter. Dem wurde eine Frau zugeführt, die selbst glaubte, daß sie eine Hexe sei und fliegen könne. Der Richter fragt: ‚Also Sie können fliegen?‘ ‚Ja.‘ ‚Nun, da fliegen Sie nur nach Haus; wir haben kein Gesetz, das zu fliegen verböte.‘ In einem preußischen Polenprozeß würde dieser Richter wahrscheinlich den schwärmerischen Jünglingen sagen: ‚Also Sie wollen mit Ihrem in Rapperswyl deponierten Nationalschatz von zweihunderttausend Mark den preußischen Staat umreißen? Nun, so reißen Sie ihn um. Wir haben kein Gesetz, das unseren Staat umzureißen verböte; ein solches Gesetz wäre nicht weniger geistreich als etwa eine Berliner Polizeiverordnung, die den Gassenjungen verböte, das Königliche Schloß umzureißen.‘

Gewiß: es hat Schlachtschitzen und katholische Geistliche gegeben, die das Volk gegen Preußen aufzuhetzen versucht haben (ohne jeden Erfolg in der Zeit vor dem Kulturkampf); warum hat man nicht eine Anzahl solcher Burschen aufgehängt oder füsiliert? ... Kein Haar hat man ihnen gekrümmt. Was hat man getan, statt prompte Justiz zu üben? Man hat das Volk mit hunderterlei Schikanen geplagt und dadurch erreicht, was die adeligen Hetzer vergebens erstrebt hatten: hat die einfältigen Leute aus gehorsamen, preußischen Untertanen zu Radikal- und Großpolen gemacht; den adligen Hetzern aber hat man ein paar Hundert Millionen in die leeren Taschen geschüttet, hat ihnen dadurch die Mittel gegeben, den Widerstand gegen die Germanisation zu organisieren, Landbanken zu gründen, einen polnischen Gewerbestand, einen Stand polnischer Akademiker zu erziehen, der die Deutschen und die sich als Stützen des Deuschtumes empfehlenden Juden aus den Städten verdrängt. Innere Kolonisation Ostelbiens ist nicht nur löblich, sondern eine Notwendigkeit. Ob die von der Ansiedelungskommission befolgte Methode richtig ist, erlaube ich mir nicht, zu beurteilen. Jedenfalls aber war es ein Fehler, sie auf Westpreußen und Posen zu beschränken, und ein noch größerer Fehler, sie mit einem Nationalitätenkampf zu verquicken. Nicht bloß die innere Kolonisation an sich, sondern auch die Verdrängung der schlampigen polnischen Landwirte durch tüchtige Deutsche war ein Vorteil für unsere gesammte Volkswirtschaft (war! Ob das heute noch gilt, ist die Frage, weil die Polen, von dem harten Kampf um ihre nationale und persönliche Existenz erzogen, tüchtiger geworden sind). Aber diese Verdrängung war ja ohne Staatshilfe im besten Gang. Obwohl die übertriebene Industrialisierung Deutschlands seit den sechziger Jahren den natürlichen Zug nach dem dünnbevölkerten Osten und aufs Land in den unnatürlichen nach dem dichtbevölkerten Westen und in die Großstädte umgelenkt hatte, blieb der Zug der Gutsbesitzer nach Posen doch noch so stark, daß, wie der Landwirtschaftsminister bei der Begründung des ersten Ansiedelungsgesetzes mitteilte, in der Zeit von 1860 bis 1885 der polnische Grundbesitz in der Provinz Posen um 195 537 Hektar abgenommen hat: der tüchtige Deutsche arbeitete den untüchtigen Polen hinaus. Und der Erfolg der mit 350 Millionen Steuergeldern betriebenen Ansiedlung? Seit 1886 sind in den

polnischen Landesteilen 100000 Hektar an die Polen verloren worden!

Diesem glänzenden Erfolg der weisen Politik entspricht das Ergebnis des Kampfes gegen die Sprache. Den Willen der Ausrottung des Polentumes einmal vorausgesetzt, einerlei, wie dieser Wille begründet werden oder wie unbegründet er sein mag (der Landwirt, der nicht ohne polnische Arbeiter auskommt und solche aus Rußland und Galizien bezieht, muß besagten Willen höchst unvernünftig finden), gibt es doch nur ein Mittel, das Ziel zu erreichen: man muß die Polen zur Auswanderung zwingen oder totschlagen. Wagt man aber diese Mittel vergangener Zeiten nicht anzuwenden, dann muß man allmähliche Absorption der Polen anstreben. Diese ist oder vielmehr war möglich, war in Schlesien seit Jahrhunderten, in Posen und Westpreußen seit der preußischen Okkupation im Gange. War möglich und in Gang gekommen, weil kein feindlicher Gegensatz zwischen den beiden Nationalitäten den freundschaftlichen Verkehr hinderte, weil in solchem Falle die Mehrheit immer die Minderheit aufsaugt und weil der Prozeß dadurch beschleunigt wurde, daß die Mehrheit in der Wirtschaft und Kultur höher stand und wohlhabender war. Statt diesem Prozeß seinen ruhigen Lauf zu lassen: was hat man getan? Man hat die Leute mit den bekannten Sprachvexationen gequält und erbittert. Man hat das in einer Zeit getan, wo alle winzigen, alle längst verschollenen und begrabenen Völkchen sich ihrer Nationalität erinnern. Wo die Tschechen, deren erste Führer erst mühsam Tschechisch lernen mußten, sich eine Literatur geschaffen, die Slowaken, die Ruthenen sich politisch organisiert haben, die Kaschuben ihre nationale Auferstehung feiern, die langue d'Oc, das bretonische Keltisch wiederbelebt wird, der Walliser, der mit einem Engländer zusammentrifft, sich anstellt, als verstünde er kein Englisch (Reaktion der Natur gegen die Einstampfung der Nationen in den Völkerbrei durch die moderne Zivilisation). In dieser Zeit unternimmt man es, den Polen, die immerhin noch eine Literatur haben (die sie natürlich, wie ihre ganze Kultur, der deutschen gegenüber in lächerlicher Weise überschätzen), ihre Muttersprache zu entreißen. Wenn der Ochs, den man zum Schlachthof führt, die Menschensprache verstünde, würde man sich dadurch den Transport erleichtern, daß man ihm sagte: Wir wollen dich drin tot schlagen? Das tut man durch die feierliche Kriegserklärung an die Polen, durch den Kampf gegen ihre Sprache und durch die Maßregeln, die den Zweck haben, sie von ihrem väterlichen Grund und Boden zu vertreiben. Und was soll uns die Operation an der Trcz-Zunge nützen? Angenommen, wir hätten durchgesetzt, daß keiner unserer Polen mehr seine Muttersprache versteht: haben wir ihn dadurch uns zum Freunde gemacht? In fünfhundert Jahren werden die Polen die an ihnen vollzogene Operation nicht vergessen und werden ihrer wegen die Deutschen so grimmig hassen, wie die Iren wegen der von England vor Jahrhunderten erduldeten Unbill die Engländer hassen, obwohl sie nur noch Englisch sprechen. (Auch sie fangen erst jetzt wieder allmählich an, sich ihrer keltischen Sprache zu erinnern.) Wenn die Polen Deutsch lernen, so nützt das nicht uns, sondern ganz allein ihnen selbst. Das wissen sie natürlich, darum haben sie früher gern Deutsch gelernt und sich gefreut, wenn ihre Kinder es in den Schulen lernten. Aber seit man ihnen den Gebrauch ihrer Muttersprache verbietet, sagen sie natürlich:

Nun gerade nicht! Und wollen vom Deutschen nichts wissen. Sie wären ja nicht Menschen, sondern Hunde, wenn sie anders dächten, fühlten und handelten. Hündisch unterwürfig und gehorsam waren sie früher. Die Wasserpolaken Oberschlesiens waren mit Schulen sehr schlecht versorgt. Tausende von Kindern mußten in dürftiger Kleidung bei Kälte und Unwetter stundenlang laufen, und behielten die Eltern sie zu Hause, so wurden sie, die Blutarmen, mit Geldbußen bestraft. Hätte man damals diesen Menschen, die, von deutschem Kapital und deutscher Intelligenz geleitet, den Reichtum der oberschlesischen Magnaten geschaffen haben, die Sache durch Vermehrung der Schulen und der Lehrer leichter gemacht, sie hätten ihren Wohltätern nicht allein die Hände, sondern die Füße geküßt. Jetzt baut man Schulen und stellt Lehrer an, — zum Zweck der Germanisation, und hat dadurch dieses schafgeduldige Völkchen, das dem prügelnden Aufseher zum Dank für gnädige Strafe den Rocksaum zu küssen pflegte und das preußisch war bis ins Mark der Knochen, in rabiate Großpolen, zum Teil in Zentrumsfeinde (weil das Zentrum nicht energisch genug die Polenpolitik bekämpft) und in Sozialdemokraten verwandelt. Sie gefallen mir so gar nicht schlecht. Als ich vor dreiundzwanzig Jahren meine kleine Kampagne gegen die große preußische Kampagne begann, fand ich es geraten, ausdrücklich zu versichern (was lautere Wahrheit war), daß ich kein Polenfreund, und daß mir polnisches Wesen und polnische Wirtschaft in der Seele zuwider sei. Ich muß nun gestehen, daß in den letzten beiden Jahrzehnten mein Widerwille allmählich geschwunden ist. Nach dem zu erteilen, was ich par distance wahrnehme (in persönliche Berührung mit den Polen zu kommen, habe ich keine Gelegenheit), sind die bäuerlichen Schlampen, die lüderlichen Herren von Krapülinski und Waschlappski wirtschaftlich, sind unsere Polen aus larmoyanten Klageweibern allesamt, die Weiber eingerechnet, tatkräftige Männer, aus hündisch unterwürfigen Sklavenseelen bis zu den kleinen Kindern hinunter hartnäckige Protestler geworden. Alle Achtung vor der Erziehungskunst der Hakatisten! Was aber die politische Seite der Sache betrifft, so hat sie niemand schöner charakterisiert als (vor vielen Jahren schon, ohne Beziehung auf die Polenpolitik) ein Witz der Fliegenden Blätter. Der weise Sokrates sieht, wie ein Fleischer sich vergebens anstrengt, ein Schwein in sein Haus hineinzuzerren, und sagt zu ihm: ‚Aber, lieber Freund, du siehst doch, daß das Schwein immer gerade das Gegenteil von dem will, was du willst; ziehe es also von deiner Haustür weg, dann wird es rasch hineinschlüpfen'. Wäre die Kriegserklärung an die Polen und die Polengesetzgebung unterblieben, so würde den Polenfeinden im Verlauf von zwei, höchstens drei Menschenaltern der natürliche Lauf der Dinge die Erfüllung ihrer Wünsche bringen: auch der Rest der verschuldeten und verwahrlosten polnischen Adelsgüter würde vollends zu einem niedrigen Preis an Deutsche übergehen und der steigende Verkehr, der die Einwohner des Staates durcheinanderrüttelt, würde der polnischen Minderheit mehr und mehr den Gebrauch ihrer Sprache abgewöhnen.

Der preußische Staat ist ein wackerer Staat; aber neben mehreren guten Geistern beseelen ihn etliche böse. Der böseste ist der P o l i z e i g e i s t, der es sich zur heiligen Aufgabe macht, selbst den trägsten Philister und den stumpfsinnigsten Slawen aufzurütteln, das Knirschen des ganzen inneren Menschen in ihm hervor-

zurufen und ihn mit Wut und Haß gegen den Staat zu erfüllen. Diesem Geist ist die Polenkampagne ein gefundenes Fressen, besonders, seit die Polen mehr und mehr aus ihren Heimatprovinzen hinausgedrängt werden, so daß auch im Westen der eifrige Diener der Ordnung alle Hände, Ohren und Füße voll zu tun hat, auf die patriotische Ohren beleidigenden Wrcz- und Trcz-Laute Jagd zu machen ...

Der uneingeschränkte Gebrauch der Muttersprache gehört übrigens zu den Rechten, die den Polen von den Teilmächten feierlich verbürgt worden sind. Mögen die russischen Polen ihre Rechte durch blutige Revolutionen verwirkt haben: die preußischen haben nichts Ähnliches verbrochen. Soll der achtundvierziger Putsch heute noch Ausnahmemaßregeln begründen, dann müssen solche vor allem über Baden verhängt werden; denn dort hatte sich 1849 das ganze Volk erhoben und drei Armeekorps unter Führung des Prinzen von Preußen waren nötig, den Aufstand niederzuschlagen. Mieroslawskis Bande bestand nur aus Edelleuten, deren Wirtschaftsbeamten und etlichen Stadtproletariern. Die Bauern blieben ruhig. Einer antwortete dem aufwiegelnden Edelmann, indem er die Narben der in den Zeiten der ‚Republik Polen' empfangenen Kantschuhiebe zeigte: ‚Ich danke, Herr, für Eure Freundschaft'. Ein anderer holte seine zwei Söhne, die sich zur Desertion hatten verleiten lassen, von den Insurgenten weg und brachte sie persönlich dem General Colomb zurück. Zum Überfluß hat aber die preußische Regierung feierlich erklärt, daß ihre Polen die ihnen zugestandenen Rechte nicht verwirkt haben. Nachdem 1867 die Provinzen Posen und Preußen in den Norddeutschen Bund einbezogen worden waren, erließ der Oberpräsident von Posen, Horn, eine Proklamation in deutscher und polnischer Sprache gegen die Verleumdung, daß den Polen durch die Aufnahme in den Norddeutschen Bund der Gebrauch ihrer Muttersprache verkümmert werden solle. In mehrfach modifizierten Wiederholungen beteuert er: ‚Auch im Norddeutschen Bund werdet ihr unbehelligt Polen bleiben, eure Muttersprache reden, eure Sitten üben und die katholische Kirche wird sich desselben Schutzes zu erfreuen haben, die sie bisher in unserem preußischen Vaterland genossen hat.' Auch der Hakatist bleibt noch ein animal rationale und fühlt sich darum gedrungen, das Vernunftwidrige vor der Vernunft zu rechtfertigen. Er versucht es neuerdings mit der Unterscheidung zwischen Nationalstaat und Nationalitätenstaat. Im Nationalitätenstaat, hat man bei der Begründung des § 7 gesagt, dürfe jeder reden, wie ihm der Schnabel gewachsen ist, im Nationalstaat nicht, wenigstens nicht öffentlich. Warum? Darum! Aus einem willkürlich konstruierten Begriff leitet man Rechte und Pflichten ab. Nachdem der Hakatist schon Romantiker geworden war, wird er zuletzt auch noch Scholastiker.

Mit solchen Phrasen haben sich die Leutchen in die Stimmung einer kriegführenden Armee hineingeredet. Der Sieg des Deutschtums, schrieb jüngst ein Mitarbeiter der Preußischen Jahrbücher, sei nicht ohne starke Hebung der deutschen Bevölkerungsziffer möglich. Was heißt das: Sieg des Deutschtums? Ausrottung des Polentums? Dann muß man die Polen totschlagen oder vertreiben. Oder meint man es so, wie es die Protestanten meinen, wenn sie vom Sieg über den Ultramontanismus sprechen? Sie meinen damit, daß die deutschen Katholiken Protestanten werden sollen. Das ist möglich, denn man kann sich von einer Reli-

gion zur anderen bekehren. Aber Polen in Deutsche verwandeln, ist so unmöglich wie: aus Katzen Hunde machen. Oder meinen sie es so, wie es die ‚Liberalen' meinen, wenn sie die ostelbischen Junker besiegen wollen? Sie meinen damit, daß nicht mehr die Zedlitz und Itzenplitz, sondern die Müller und Schultze Minister, Oberpräsidenten und Feldmarschälle werden sollen. Aber unter diesen Würdenträgern gibt es doch keine Polen: nicht mal Landräte, nicht mal Bürgermeister können sie werden. Wird ein Pole in den Magistrat oder in den Schulvorstand gewählt, so wird er nicht bestätigt. Was bedarf es noch des Sieges, wenn der Gegner schon lange plattgedrückt auf dem Boden liegt. ...Die Polen dürfen nicht bloß kein Staatsamt bekleiden, sie dürfen auch in keine kommunale Körperschaft gewählt werden; sie sind also wesentlicher staatsbürgerlicher Rechte beraubt. Zu solchem Raub hat natürlich die mit der Mehrheit der Staatsbürger verbündete Regierung die Macht. Aber wenn man die Polen ihrer staatsbürgerlichen Rechte beraubt und trotzdem fortfährt, die Geld- und die Blutsteuer und den Gehorsam gegen die Gesetze von ihnen zu fordern, so ist das ein Verhalten, das mit dem richtigen Namen zu charakterisieren kein deutscher Staatsanwalt erlauben würde.... Die Regierung mag eine nachträgliche formelle Rechtfertigung ihres Verhaltens und Verfahrens in der großpolnischen Agitation und immer aufrührerischer werdenden Sprache Korfantys sehen, wie die verbündeten Regierungen (die badische und die hessische ausgenommen) aus der törichten und antiquierten Phraseologie der Sozialdemokraten das Recht ableiten, die Arbeiterpartei als nicht zur Existenz berechtigt zu behandeln. Ich lasse auch das nicht gelten; man mache meinetwegen Korfanty um einen Kopf kürzer oder erschieße ihn, lasse aber die übrigen drei Millionen Polen ungeschoren...."

Was soll man am Ende zu einer Politik, zu einer Gesetzgebung sagen, die auf der einen Seite sich zwar rühmen darf, Haß und Erbitterung in die Gemüter gepeitscht zu haben, auf der anderen aber — überhaupt nicht durchgeführt wird, einfach Papier bleibt? „Am 3. März 1908", so nimmt zu höchst unbequemer, fataler Mahnung der „Vorwärts" das Wort, „hat Preußens Dreiklassenparlament das gegen den polnischen Grundbesitz gerichtete Expropriationsgesetz angenommen, indem es die vom Herrenhaus an der Enteignungsvorlage vorgenommenen Änderungen sans façon akzeptierte, obgleich dieses Gesetz nicht nur einen Bruch der preußischen Verfassung bedeutet, sondern auch — was für die vielfach auf usurpiertem Bauerland sitzenden Großgrundbesitzer der preußischen Ostprovinzen weit schwerer wiegt — offen den sozialdemokratischen (!) Grundsatz proklamiert, daß, wenn das Privateigentum mit der Notwendigkeit der sozialen Entwickelung in Widerspruch gerät, es das Privateigentum ist, das weichen muß.

Seitdem sind mehr als zwei Jahre verflossen; doch das Expropriationsgesetz, das damals nach der Versicherung der Regierung die dringendste Forderung des Staatswohles war, ein Gesetz, dessen Ablehnung das preußische Vaterland in die schwersten Gefahren stürzen sollte: dieses aus Gründen der hohen Staatsräson absolut unentbehrliche Gesetz ist bisher noch immer nicht angewandt worden. Wohl steht das Gesetz fein säuberlich auf dem Papier, aber obgleich zu

den 75437 Hektaren, die von 1896 bis 1906 in Posen und Westpreußen mehr aus deutschen in polnische Hände übergegangen sind als umgekehrt, inzwischen noch manches Stück deutschen Bodens hinzugekommen ist, findet noch immer die preußische Regierung nicht den Mut, das absolut ‚unentbehrliche' Gesetz zur Anwendung zu bringen. Ja, es hat trotz aller Vermehrung des polnischen Grundbesitzes sogar wieder eine gewisse Annäherung zwischen der preußischen Regierung und den sogenannten Hofpolen stattgefunden. Hat doch die polnische Fraktion des preußischen Abgeordnetenhauses für die Erhöhung der königlichen Zivilliste gestimmt.

Weshalb wird das Enteignungsgesetz nicht angewandt? Zum Teil, weil das Gesetz in seiner Grundlage ebenso verpfuscht ist, wie so manche anderen Gesetzgebungsprodukte, die in den letzten Jahren das preußische Dreiklassenparlament verlassen haben. Soll die Ansiedelung deutscher Bauern so betrieben werden, daß der polnische Grundbesitz tatsächlich abnimmt, dann reichen die 70000 Hektar, auf die in dem Gesetz der Regierung ein Expropriationsrecht eingeräumt wird, bei weitem nicht aus, dann müssen der Ansiedlungskommission auf längere Zeit mindestens alljährlich 30000 Hektar zur Verfügung gestellt werden." Doch diese Unzulänglichkeit des Polenenteignungsgesetzes sei nicht der wirkliche Grund, weshalb es nicht angewandt wird. Die eigentlichen Gründe bestünden vielmehr darin, „daß die Regierung es mit dem Blockgefährten der Konservativen, dem Zentrum, nicht verderben, sondern sich wenigstens vorläufig dessen Gunst erhalten möchte, vor allem aber in der zarten Rücksichtnahme der höheren preußischen Bureaukratie auf die Machtansprüche und die wirtschaftlichen Interessen der konservativen Großgrundbesitzer in den östlichen preußischen Landesteilen."

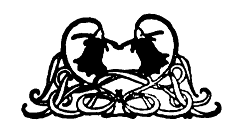
Die Herren Großgrundbesitzer fürchteten nicht nur, daß durch die gewaltsame Enteignung des polnischen Grundbesitzes die durch die Zollpolitik und die bisherige kuriose Ansiedelungspolitik hochgetriebenen Güterpreise wieder sinken könnten; sie wollten auch von der Ansiedelung größerer deutscher Bauerngemeinden deshalb nichts wissen, weil sie befürchteten, daß diese Gemeinden einen gewissen Einfluß auf die Kreistage, Kreisausschüsse, Bezirksausschüsse erlangen und dadurch das politische Übergewicht des Großgrundbesitzes im Osten, auf dem zu einem wesentlichen Teil zugleich die herrschende Macht der Konservativen in Preußen beruht, geschwächt werden könnte. Die Aufrechterhaltung dieser Macht erscheine ihnen aber von ihrem Standpunkte aus weit wichtiger, „als das ganze sogenannte Staatswohl mit allem, was daran herumbammelt".

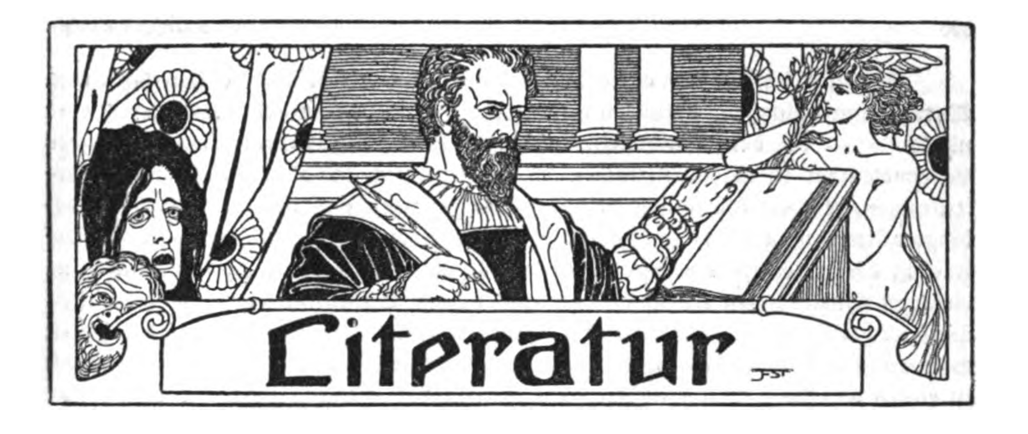
Der „Vorwärts" beruft sich hierbei auf den als Kenner der polnischen Verhältnisse in der „Ostmark" bekannten Professor Ludwig Bernhard, der in seiner „Polenfrage" schreibt:

„Schon seit Jahren konnte man beobachten, daß die deutschen Großgrundbesitzer mit eifersüchtiger Unruhe auf die deutschen Bauernsiedelungen, ‚die verhätschelten Kinder des Staates', blickten. Hierzu kamen gesellschaftliche Motive ganz eigener Art: im Gebiete des Nationalitätenkampfes sind bekanntlich viele Großgrundbesitzer isoliert und im Verkehr einigermaßen beschränkt (polnische Nachbarn). Daher der lebhafte Wunsch, den Bestand an deutschen Gütern zu ver-

mehren, der erbitterte Widerstand gegen die Aufteilung, die oft den letzten gesellschaftlichen Zusammenhang zerreißt und dadurch die deutschen Nachbargüter ins Wanken bringt. Wohl spottet man gelegentlich über das gesellschaftliche Motiv, das ‚Skatmotiv‘, aber seine Wirkung darf man nicht unterschätzen. Vermehrt wird die Sorge um die Erhaltung des deutschen Großgrundbesitzes dadurch, daß die heute noch in der Provinz Posen geltende ständische Verfassung einen starken Großgrundbesitz erforderlich macht, um den Polen in den Kreistagen, auf den Kreisausschüssen, Bezirksausschüssen und dem Provinziallandtag die Wage zu halten. Daher stehen die politischen Beamten in Posen, insbesondere die Landräte, auf seiten des Großgrundbesitzes und verlangen gemeinsam mit den Besitzern die Schaffung sogenannter ‚Restgüter‘, um der ständischen Verwaltung ‚das deutsche Gesicht zu wahren‘, wie die Phrase lautet. Natürlich weiß man ganz genau, daß sich die Kreis- und Provinzialverwaltung auch ohne Restgüter deutsch erhalten läßt. Einfach dadurch, daß man es königlicher Verordnung überläßt, den Ansiedelungsgemeinden geeignetenfalls das Virilstimmrecht der aufgeteilten Rittergüter zu übertragen. Jedoch der Großgrundbesitz ist wenig geneigt, solch Zugeständnis zu machen, denn stärker als der nationale Instinkt ist die politische Überzeugung, daß die heute in Preußen herrschende Gewalt der Konservativen auf dem unangetasteten Großgrundbesitz beruhe. Und man wird die Tragweite des Wortes ermessen: ‚Wir wollen nicht, daß man unter dem Vorwande des Nationalitätenkampfes dem deutschen Großgrundbesitz im Osten zu Leibe geht.‘“

Hält man zu dieser Art Übung „nationaler“ Politik, deren Kennzeichnung mit den angeführten Tatsachen und Betrachtungen noch lange nicht erschöpft ist, die trotz aller Dementis sich unerschütterlich aufrechterhaltende Meldung: die Nichtanwendung des Enteignungsgesetzes sei auf Betreiben der österreichischen Polen von der österreichischen Regierung erwirkt worden, so kann man sich ungefähr ein Bild davon machen, in welche Sackgasse wir uns da verrannt haben! Dürfen wir die Lösung dieser Wirrnisse noch länger den unerforschlichen Ratschlüssen unserer bisherigen Regierungsweisheit überlassen? Mit der „nationalen“ Phrase ist da freilich nichts getan, ja weniger als nichts. Es gilt vielmehr, sich aus ihrer Verstrickung zu lösen und zu einem gesunden und gerechten Nationalgefühl durchzuringen, das eben darum, weil es jedem das Seine gibt, sich selbst in seiner Reinheit nur um so stolzer und sieghafter behauptet . . .





Vom künstlerischen Schaffen

Von

Richard Oehler-Friedenau

Das künstlerische Schaffen steht auf einer Linie mit dem unmittelbaren, schöpferischen Hervorbringen der Natur. Es ist ein Zeugen, ein Zeugungstrieb führt zum Kunstwerk wie zu allem, was lebt. Welches aber sind die Grundelemente, die wir bei allem Werden von Lebendigem wahrnehmen? Kraft und Lust. Sie sind bei jeder Form von Zeugung wesentlichste Merkmale. Selbst im unbewußten, für uns nicht mehr mitteilungsfähigen Leben dürfen wir sie voraussetzen. Die Tatsache unserer Herkunft aus der ihrer selbst nicht bewußten Natur, unsres Wesenszusammenhanges mit ihr, berechtigt uns zu dem Schluß, daß auch dort die gleichen Gesetze und Bedingungen herrschen, die wir als wirksam in uns erkennen. Da also künstlerisches Schaffen gleich Zeugen ist, so sind auch im Künstler Kraft und Lust die Hauptmerkmale, die Voraussetzung, die Grundelemente seiner Tätigkeit. Das Kunstwerk entsteht aus Überschuß, Überfluß, Schaffen ist ein Überfließenlassen. So kann man folgende einfache Formel zur Bezeichnung der physiologischen Hintergründe der Entstehung künstlerischer Schöpfungen aufstellen: naturwüchsige Gesundheit — Kraftgefühl — Lustgefühl — Schaffensdrang; die Begriffe stehen in Wechselbeziehung. Ohne diese Elemente kann etwas Reines, Schönes, Großes nicht entstehen. Damit wird als Vorbedingung für künstlerisches Schaffen jene gesunde Urkraft behauptet, aus der alles starke, reiche, schöne Leben der organischen Welt hervorgeht; die große schaffende Natur gibt uns die Richtschnur, die Wertmaßstäbe, sie ist der Heimatsboden aller wirklichen Kunst.

* * *

Wie nun in der Natur Großes und Kleines nebeneinandersteht, wie es die Stufenleiter hinaufgeht vom Unzureichenden, erbärmlich Mißglückten über immer Vollkommeneres hinweg empor bis zum höchsten Prachtexemplar, so enthält auch die schaffende Kraft in der Kunst alle Abstufungen von Werten. Sie ist in zahllosen Gradunterschieden verteilt, von der extraktartigen Konzentriertheit im Genie bis herunter zur kaum noch erkennbaren Verblaßtheit im Nachahmer.

Hier aber beginnt das eigentlich Problematische: wie läßt sich das Echte vom Wertlosen unterscheiden? Woran erkennt man, ob jemand wirklich Künstler ist oder nicht? — — An dem Naturhaften. Wenn der Schaffensdrang ausschließliches Lebenselement in einem Menschen ist, wenn er sich durch alle Hindernisse, Ablenkungen, Beiseiteführungen des Lebens hindurchringt mit der Wucht unbedingter Notwendigkeit, wenn jemand in der Befriedigung dieses Triebes, in der Befreiung dieser Kräfte aus ihrem dunkeln Drange seine höchsten, schließlich seine einzigen Entzückungen kennt, die ihn zum seligen Sichzurückziehen auf die eigene Persönlichkeit mit ihrer selbständigen Schönheitsspiegelung, zum neid- und haßlosen Sichverschließen gegen die Welt und ihre vergröbernde Beeinflussung treibt, dann ist echtes Künstlertum vorhanden. Wohl ist auch der Unwirkliche, der Nachahmer selig in Kraft und Lust beim Gestalten seiner Lächerlichkeiten. Aber es fehlt eben hier die Urnotwendigkeit, die naturhafte Wucht, die alles zwingende Macht. Und das stellt sich bald heraus, man fühlt es heraus. Jeder, in dem nur ein Funke jener naturechten Schaffenskraft glüht, durchschaut schnell das Unwirkliche in der ganzen Oberflächlichkeit seiner Art, in seiner seichten Eitelkeit, die sich hinaufschwingen möchte auf Höhen, in denen sie kein Heimatsrecht hat, in denen sie niemals heimisch werden kann. Alle Gleichartigen erkennen sich blitzschnell, kaum bedarf es der gewöhnlichen Vermittlungen durch Sprache, Gebärde, Schrift, der Funke springt unmittelbar über, der Strahl leuchtet durch alle Hüllen, durch Haut und Knochen hindurch: echtes Künstlertum wittert sofort heraus, wo ihm verwandte Urkraft quillt, wo Wirklichkeit ist, wo dagegen Falschheit, Schein sich mühsam abstrebt.

* * *

Aber der wirkliche Künstler kennt auch in sich selbst Unterschiede des Echten und Unechten. Das Leben vollzieht sich auch hier im Wellengang, es geht hinauf und hinunter, auf Flut folgt Ebbe. In den Stunden nüchterner Besinnung sieht sich der Schaffende seinem Selbst, seinem berauschten Schöpferselbst als kühler Beurteiler gegenübergestellt. Jetzt wird er sich des Stärkegrades der Schaffensstimmung bewußt, aus der sein Werk hervorging, jetzt sieht er klar, ob es das allermächtigste Rauschen und Brausen des Quellstromes der Tiefe war, das die Geburtsstunde seiner Schöpfung heiligte, jene selige Trunkenheit, jene entzückte Unruhe von Körper, Geist und Herz, jener unvergleichliche Taumel der Freude, der seinem ganzen Wesen die ungeheure Schwungkraft mitteilte und ihm das Gefühl des allgewaltigen Gottes verlieh, dem das Schwerste leicht, das Unmögliche selbstverständlich erscheint, der alle Dinge sich unterworfen sieht, um sie mit überlegener Freiheit wie weiches Wachs in der Hand nach den Eingebungen seiner erhabenen Willkür zu gestalten, oder — ob nur Gewohnheit, womöglich gar Pflicht, Nötigung, Zwang ihn zum Tätigsein trieb. Er prüft die Gebilde seines reifen Selbst mit ruhigem Auge und wertet sie ab nach der Stimmungshöhe, auf der er sich in der Geburtsstunde jedes einzelnen bewegte.

Das Wissen darum, was in ihm machtvoll wirkte, als er sein Werk schuf, gibt dem Künstler die unbeirrbare Überlegenheit, das Unabhängigkeitsgefühl gegenüber seinen Beurteilern. Besser als der nachspürende Kritiker, mag er noch so feinsinnig sein, weiß er selbst, was in Freiheit, in Größe gezeugt wurde, was aus der

zusammengefaßten Wucht des ganzen Menschen mit unwiderstehlicher Siegeslust herausfloß, was dagegen in halber Ermattung entstand, mit Mühe oder gar Gewaltsamkeit dem Augenblick abgerungen wurde.

* * *

Trotzdem findet sich im Schaffenden selten zugleich die Fähigkeit zur unerbittlichen Härte gegen sich, zu dem Entschluß, die Folgerung aus seiner Selbsterkenntnis, seiner Selbstkritik zu ziehen. Das Mittel zur Wertbestimmung, das Maß von Stimmungswucht und -Höhe im Entstehungsaugenblick des Kunstwerkes wird nur von wenigen dazu benutzt, alles das zu unterdrücken oder nachträglich zu vernichten, was nicht ein vollwertiger Ausdruck des künstlerischen Könnens ist. Selbst bei den Größten findet sich vielfach Unterwertiges neben dem Vollkommenen. Menschliche Eitelkeit trübt den Blick des Schaffenden. Die Verführung durch den Reiz der Vielheit, der Mannigfaltigkeit der Gestaltungen ist ungeheuer, kaum gibt es ein Beispiel dafür, daß ein Schöpfer nur reine Offenbarungen seiner ganzen Persönlichkeit der Menschheit geschenkt hätte. Zumal ist es schwer, dann aufzuhören, wenn der Höhepunkt erreicht ist. Hat man je vernommen, daß ein Schaffender sprach: „Dies war das Beste, dies war der vollendete Ausdruck meines Wesens, dies war meine reifste Frucht, nun sei es genug, sie soll allein leuchten, ich will sie nicht beschatten, verdunkeln durch eine Umgebung von Minderwertigem?" Die Gewohnheit des Tätigseins stellt sich der großzügigen Selbstbescheidung, Selbstbeschränkung, Selbstzucht entgegen.

* * *

Unschwer läßt sich nun auch eine Rangordnung des Künstlerischen aufstellen. Wo die schöpferische Kraft derartig zusammengefaßt ist, daß sie fast unablässig quillt und strömt, wo die Flamme immer wieder hell emporlodert und nur selten ruht, wie zu kurzer Erholung, da ist Genie in höchster Form. Und so stuft sich der Wert der Künstler ab nach der Naturkraft, Wucht und Häufigkeit der schöpferischen Stimmungen.

* * *

Wer aber ist überhaupt fähig, den Wert von Kunstwerken einzuschätzen, wer darf Kritik üben? Gewiß nur der, in dem selbst ein Hauch schöpferischer Urkraft lebt, mag sie zu Gestaltungen führen oder nicht. Das Kunstwerk ist ein Bindeglied zwischen Schaffendem und Publikum, es hält dauernd fest, was in Augenblicken der Größe durch die reine Natur eines Ausnahmemenschen hindurchging, es will die große Stimmung, aus der es geboren, weitertragen. Alle die zahllosen Schönheitsentzückungen, alle die Blitze der Erkenntnis über Welt und Leben, alle die heiligen Schauer angesichts menschlicher Größe, menschlichen Leides, menschlicher Lust, alle die bedeutungsvollen Blicke in ferne Zukunft, alle die Wünsche und Sehnsüchte einer leidenschaftlichen Feuerseele, sie haben ihren Niederschlag gefunden in der Schöpfung, sie sollen durch sie weitergeleitet werden, damit in vieler Herzen die gleiche Macht der Schönheit und Freude entstehe, die einen Einzelnen auf die Höhe der Göttlichkeit emporhob. Dazu ist ein bereiteter Boden nötig. Nur dort kann nachempfunden, nachgenossen werden, wo gleichartiges Wesen vorhanden ist. Und auch nur die zum Nachempfinden, Nachgenießen Befähigten sind berechtigt zur

Beurteilung, nur vom selbst Künstlerischen können, dürfen Kunstwerke bewertet werden. Denn hier allein ist vollgültiges Erfassen möglich, die Fähigkeit zur Stimmungsaufnahme bietet die einzige Gewähr dafür, daß mit unmittelbarer Sicherheit erkannt wird, was wirklich wertvoll, was groß ist; von hier aus können, dürfen dann auch dauernd maßgebende Kunstwerte festgestellt werden.

* * *

Und was ist der Endzweck alles künstlerischen Schaffens, sozusagen sein metaphysischer Hintergrund? Es gehört hinein in den großen Zusammenhang aller schöpferischen Betätigungen menschlicher Vernunft, es hat den gleichen Sinn wie sie. Geisteswissenschaften, Technik, Kunst, sie gehen trotz häufiger Abschweifungen, Seitensprünge, Rückschritte im ganzen gradlinig vorwärts, los auf ein fernes Zukunftsziel, auf die Enträtselung der Natur. Wie die Wissenschaft immer mehr begreiflich macht, was ewig unergründliches Geheimnis schien, wie die Natur in der Vernunft des Menschen mehr und mehr zur Enthüllung, zum Bewußtsein ihrer selbst gelangt, wie die Technik die Beherrschung der Elemente, die Bewältigung aller äußeren Schwierigkeiten herbeiführt, das Unmögliche nahezu möglich macht, so daß wir bereits in der Lage sind, vieles von dem in Wirklichkeit umzusetzen, was die Menschen vor wenigen Jahrtausenden noch nur in der Phantasie als Fähigkeiten übernatürlicher Wesen sich vorzustellen vermochten, so trägt auch die Kunst durch fortwährende Erweiterung, Vermehrung, Bereicherung, Steigerung unsres Schönheitsinhaltes zur Offenbarung der Natur bei. Für den Künstler besteht somit eine entsprechende Aufgabe, wie sie dem wissenschaftlichen Forscher und dem Techniker großen Stiles gestellt ist: in ihm hat sich gleichsam der Wille der Natur auf besondere Weise konzentriert, um zur Form, zur Gestaltung, zur Anschauung ihrer selbst zu gelangen. Alle Schaffenden müssen sich verbunden fühlen durch die hohe Mission, an der Vollendung der bewußt gestalteten Natur mitzuwirken. Sie sind nur Mittel eines allgemeinen Zwecks, aber eines Zwecks von so grandiosem Hintergrund, daß sie sich trotz aller einzelnen Besonderungen wie eine Genossenschaft geweihter Wesen darstellen. So mannigfaltig auch die Erscheinungsformen der Schaffenskraft sind, sie finden ihre Einheit in dem Mutterboden der einen alles umspannenden großen Natur.



Marie von Ebner-Eschenbach

„Eine Frau, an der Goethe seine Freude gehabt haben würde." So schließt Adolf Bartels seine Würdigung der allverehrten österreichischen Dichterin, die am 13. September dieses Jahres in voller geistiger Frische — hat sie doch erst vor kurzem uns mit zwei Büchern beschenkt — ihr achtzigstes Lebensjahr vollendet. Ja, Goethe hätte seine Freude an ihr gehabt, und zwar nicht trotzdem, sondern weil sie Dichterin ist. Denn wir lernen aus ihren Schriften den Menschen lieben. Das viel mißbrauchte Wort einer „schönen Seele" stellt sich ein, aber ohne den Beigeschmack der Schwäche oder Sentimentalität, der ihm fast immer anhaftet. Nein, diese schöne Seele wohnt in einem tüchtigen, urgesunden, braven

und starken Menschen. Sie ist eine wahre Edelfrau, nicht nur dank ihrer Geburt sondern durch sich selbst. Durch ihr adliges Wesen in adliger Form ist sie in den Adelstand der Menschheit eingegangen. Ihr eignet das Madonnenhafte, das von keiner edlen Frau zu trennen ist, und das uns jene vom heiligen Bernhard ausgesprochene sichere Zuversicht gibt: es sei nie erhört worden, daß einer, der in Herzensnot sich um Hilfe an sie wende, ohne Trost bleibe. Dabei fehlt alles Über- und Unirdische. Sie ist eine goethische Vollblutnatur, eine jener Frauen, die ihm vorschwebten, als er sagte, daß man an sie sich zu wenden habe, um zu erfahren, was sich schickt. Denn Goethe hat ja nicht den eng begrenzten Begriff der Schicklichkeit gemeint, sondern die Menschlichkeit.

„Künstler, was du nicht schaffen mußt, darfst du nicht schaffen wollen." Auch dieser Aphorismus ist wie alle Weisheitssprüche der Dichterin nicht Erzeugnis geistiger Überlegung, sondern tiefen Erlebens. Darum steht auch ihr eigenes Leben mit ihm in Übereinstimmung.

Die am 13. September 1830 zu Zdislawitz in Mähren geborene Gräfin Dubsky hat nicht, wie so manche ihrer adligen Stammesgenossinnen, aus einer Art müßiger Langeweile, noch aus übermäßiger literarischer Angeregtheit, noch endlich gar um des „vornehmen Nebenverdienstes" wegen zur Feder gegriffen. Ihre Kindheit war trotz des vornehmen Heimes nicht ohne düstere Schatten geblieben. Sie hatte die Mutter sehr früh verloren; auch die erste Stiefmutter starb bald, und erst die zweite Stiefmutter konnte die Erziehung der jungen Gräfin vollenden. Sie hat sie auch in deutsche Bahnen gelenkt, während vorher Tschechisch und Französisch die im Hause geübten Sprachen gewesen waren. Frühzeitig regte sich die dichterische Begabung. Sie fand damit in ihrer Umgebung, da sie die Aufgabe so ernst ansah, im günstigsten Falle gutmütigen Spott. Ihr aber hatten die ersten Besuche des Wiener Burgtheaters einen so tiefen Eindruck gemacht, daß sie dichterisches Schaffen, und zwar zunächst dramatisches, als ihren eigentlichen Lebensberuf erkannte. Sie ist ihm mit rückhaltloser Hingebung durch mehr als sechs Jahrzehnte treu geblieben. Denn wenn auch die literarische Bekanntheit der mit achtzehn Jahren zur Frau von Ebner-Eschenbach gewordenen erst seit Anfang der achtziger Jahre datiert und in den 1875 erschienenen „Erzählungen" die erste Begründung hatte, so waren diesen Erfolgen doch schon drei Jahrzehnte literarischer Arbeit vorangegangen. Es zeugt jedenfalls für ein hohes Maß von Selbstkritik und von außerordentlich ernster Auffassung der Verantwortlichkeit der Öffentlichkeit gegenüber, daß bis dahin nicht mehr erschienen war. Einige Werke lagen zwar schon gedruckt vor. Der Siebzehnjährigen Gedichte hatte man Grillparzer zur Prüfung überlassen, und wenn er natürlich auch die Reife in ihnen vermißte, so konnte er doch „Gewalt des Ausdrucks, eine vielleicht auch nur zu tiefe Empfindung, Einsicht und scharfe Beurteilungsgabe" rühmen, und er erkannte darüber hinaus, daß „die Kultivierung dieser Gaben zu unterlassen, wohl kaum in der eigenen Willkür der Besitzerin stehen dürfte".

Der feine Kenner der Frauenseele hatte also gleich erkannt, daß es sich hier nicht um dilettantische Übungen, sondern um innere Notwendigkeit handelte. „Es gibt kein Pförtchen, das zu schriftstellerischem Ruhme führen kann, an das ich nicht gepocht hätte", erzählt Frau Ebner in ihrer köstlichen Selbstbiographie. „Da entstand ein Epos aus der römischen Geschichte, es entstanden Lust- und Trauerspiele, Novellen und zahllose Gedichte." Zuerst trat sie mit einigen dramatischen Versuchen an die Öffentlichkeit. 1860 wurde in Karlsruhe ein Trauerspiel „Maria Stuart in Schottland" aufgeführt, dem Otto Ludwig eine ausführliche, allerdings recht wenig günstige Kritik angedeihen ließ. Es folgten dann bis 1874 noch mehrere dramatische Stücke, die nur dartun, daß die junge Frau auch in der Einsamkeit des mährischen Städtchens Klosterbruck, wo ihr Mann als Professor der Naturwissenschaften an der Ingenieurakademie wirkte, ihr eigentliches Gebiet noch nicht gefunden hatte. 1865 war ihr Gatte als Feldmarschalleutnant nach Wien versetzt worden, und nun wechselte der Wohnsitz des jungen Paares zwischen der österreichischen Hauptstadt und ihrem mährischen Schlosse. Die Gegensätze von

Dorf und Stadt, von Adel, Schloß und Volk, die in manchen Titeln ihrer Novellensammlungen zum Ausdruck kommen, sehr oft auch in der einzelnen Erzählung den Hintergrund abgeben, bilden so die Umrahmung ihres äußeren Daseins und ihrer Kunst. Seit dem Beginn der achtziger Jahre wuchs der Ruf der Dichterin, die nun schon lange als erste deutsche Erzählerin gefeiert wird. Es liegt keine Überschätzung darin, wenn man sie dem westfälischen Freifräulein Annette von Droste zur Seite stellt.

Die literarischen Moden haben ja inzwischen vielfach gewechselt; manche andere dichtende Frau hat vorübergehend viel mehr von sich reden gemacht, als die in vornehmer Haltung dem Tagesgetriebe fern bleibende österreichische Aristokratin. Aber ihr hoher Ruf blieb doch unangetastet stehen, und es war mehr Unreife, wenn gelegentliche Kritiken sie als „Familienschriftstellerin“ im üblen Sinne des Wortes abtun wollten. Jeder, der sich eingehender mit ihr beschäftigt, fühlt vielmehr, daß hier wahre Kunst gestaltet worden ist, die in ihrem geistigen und seelischen, ihrem Persönlichkeitsgehalt also, wie in der vollendeten Formgebung die Gewähr dauernder Geltung in sich trägt.

Die Natur hatte Marie von Ebner einen scharfen Geist mitgegeben. Ein glücklicher Ehebund mit einem den Wissenschaften treu ergebenen Manne hat ihr selbst die Freude an ernsten Studien erweckt. Die Unabhängigkeit von allen äußeren Sorgen des Lebens erlaubte ihr die sorgsame Ausbildung ihrer natürlichen Fähigkeiten. Aber ihr eigentliches Studiengebiet war doch, wie es bei einer so echt frauenhaften Natur nicht anders möglich ist, das wirkliche Leben. Schon unter jenen Gedichten der Siebzehnjährigen, die Grillparzer vorgelegen hatten, befanden sich mehrere Satiren. Die „scharfe Beobachtungsgabe“ ist der Dichterin treu geblieben. Trotzdem haben wir von ihr das Wort: „Wenn man ein Seher ist, braucht man kein Beobachter zu sein“. Mit der Fülle feinster Einzelbeobachtungen in ihren Werken zusammengehalten, versteht sich das Wort richtig dahin, daß die bloße Beobachtung, und sei sie noch so gehäuft, nichts bedeutet; daß es vielmehr gilt, durch all dies Äußere hindurchzudringen und durch die Beobachtung äußerer Betätigung ins Innere zu sehen: die Urgründe zu erfassen all des Geschehens, die Zusammenhänge zu ergründen, sich in jeden hineinleben zu können und darum in der Dichtung ihn vor uns aus sich heraus leben zu lassen. Das hat sie literarisch vor einem rein verstandesmäßigen Realismus bewahrt, trotzdem die Gesamtrichtung der Zeit dahin drängte. Menschlich hat es sie zum tiefsten Erfassen des oft als Entschuldigung für Oberflächlichkeit dienenden Wortes: „Alles verstehen, heißt alles verzeihen“ geführt.

Als echte Frau erfaßte sie ihre Umwelt mit der Grundkraft der Liebe. Die Liebe zur Welt, zu den Menschen ist die Tonika, auf der ihre ganze Weltanschauung aufgebaut ist. Auf ihr beruht auch die *soziale* Bedeutung ihres künstlerischen Schaffens. Denn durch diese Liebe wurde sie, wie alle wahre Liebe, zu den Armen und Mühseligen hingeführt, deren Leben sie in ihrer mährischen Heimat, aber auch in der Großstadt, gründlich kennen gelernt hat.

„In früheren Zeiten konnte einer ruhig vor seinem vollen Teller sitzen und es sich schmecken lassen, ohne sich darum zu kümmern, daß der Teller seines Nachbars leer war. Das geht jetzt nicht mehr, außer bei einem völlig Blinden. Allen übrigen wird der leere Teller des Nachbars den Appetit verderben, den Braven aus Rechtsgefühl, den Feigen aus Angst. Darum sorge dafür, wenn du deinen Teller füllst, daß es in deiner Nachbarschaft so wenig wie möglich leere gibt.“ Die Schlußwendung ist in diesen ruhigen Sätzen das wichtigste. Die in den Vordersätzen niedergelegten Beobachtungen sind von zahllosen Schriftstellern und Schriftstellerinnen in den letzten Jahrzehnten ausgesprochen worden. Aber es sind nicht eben viele, die sich dadurch nicht zu überschwenglichen sozialen Phrasen oder zu heftigen Anklagen, oder auch zum Bekenntnis persönlicher Selbstherrlichkeit hätten führen lassen. Aus Marie von Ebners Folgerung aber spricht die brave, tüchtige Frau. Von diesem Begriffe ist mütterliches Empfinden nicht zu trennen. Man muß helfen, d. h. man muß *tun*. Diese Erkenntnis der Pflicht zur praktischen Tat hat sie in ihrem sozialen Idealismus vor aller Verstiegenheit behütet. Sie

bewahrt auch in ihren Werken die Idealmenschen, die sie in ihrem tapferen Glauben an das Gute der Menschheit gern gestaltet, vor blutleerer Gedankenhaftigkeit und auch vor allem Übermenschentum. Übermensch werden ist leicht; Vollmensch zu werden ist schwer. Denn das bedingt strengste Selbstzucht und schweres Verantwortungsgefühl.

Gerade die Erkenntnis, selber über dem Durchschnitt zu stehen, selber ein besonders Begabter unter den vielen zu sein, steigert das Verantwortungsgefühl. In dieser höheren Begabung liegt die Pflicht zur Erziehung der Minderen und Geringeren. Der erzieherische Gehalt ist denn auch in den dichterischen Werken der Ebner-Eschenbach so stark, daß man sie oft als Erziehungsliteratur einregistriert und vielfach darum die künstlerische Einschätzung herabgemindert hat. Schwer zu unrecht und unbegreiflich für jeden, der erkannt hat, wie alle wirklich großen Dichter sich ihrer ethischen Verantwortung gegenüber der Menschheit bewußt gewesen sind. Niemals aber ist unsere Dichterin der Schulmeisterei verfallen, niemals irgend einer Tendenz. Denn sie hat nur e i n Erziehungsideal: die harmonische Ausbildung des Gesamtmenschen. Es sind also keine vorgefaßten Typen, zu denen der einzelne herangebildet werden soll, sondern er soll sich gemäß seiner Art zur Persönlichkeit entwickeln. So ist es denn auch das schönste in ihren Werken, wie schwache, belastete, durch die Umstände niedergedrückte Menschenkinder durch steten Ausbau des in ihnen liegenden Guten und Tüchtigen, allmählich zu wertvollen Menschen heranreifen. Ihr „Gemeindekind" gibt dafür das schönste Beispiel.

In tiefer Fraulichkeit fühlt die Dichterin den Wert der Güte zu den Menschen. Die Zahl der Armen und Dienenden in ihren Werken ist außerordentlich groß. Und sie hat die Virtuosität der Mütterlichkeit im Auffinden der Lichtseiten, im Herausgraben der fruchtbaren Körnlein im scheinbar verlorenen Menschen aufs höchste ausgebildet.

Man hat ihr darum oft Schönfärberei vorgeworfen. Ich finde, daß sie immer ein offenes Auge für die Schäden der Gesellschaft und die Schwächen des Einzelmenschen gehabt hat, und daß sie sich nicht gescheut hat, das Erkannte auch auszusprechen. Es war in der Zeit des Naturalismus und der Anklageliteratur jedenfalls schwerer, trotzdem nicht der Schwarzmalerei und der heftigen Beschimpfung anheimzufallen. Es war Tapferkeit, wenn sie das nicht tat. Denn wie tapfer klingt ihr Bekenntnis: „An das Gute im Menschen glauben nur die, die es üben. Der Glaube an das Gute ist es, der lebendig macht, und im Zeichen dieses Glaubens werde ich immerdar kämpfen."

Außer Schönfärberei hat man ihr auch Mangel an Leidenschaft vorgeworfen. Unter ihren, den feinen Menschen enthüllenden Aphorismen findet sich auch der Satz: „D i e Kunst ist im Niedergang begriffen, die sich von der Darstellung der Leidenschaft zu der des Lasters wendet." Das Behagen am Schmutz ist ihr allerdings völlig fremd. Aber daß ihr gesunde Sinnlichkeit gebreche, sollte man nach ihrer Dichtung „Ein kleiner Roman" nicht zu behaupten wagen. Daß sie in „Unsühnbar" nicht nach der Mode moderner Weiber in der Schilderung des Ehebruches schwelgt, zeugt nur, abgesehen vom weiblichen Zartgefühl, für ihr feines künstlerisches Gewissen. Denn das Problem des Werkes liegt nicht in diesem Ehebruch, sondern in seinen Folgen. Im übrigen hat sie selbst gesagt: „Die stillste Liebe ist die Liebe zum Guten." Daß hier der Schwerpunkt ihrer Werke liegt, haben wir bereits betont. Vielleicht wirken sie deshalb so in gutem Sinne fraulich, weiblich. Sie sind echt und stark in dieser ganz unverfälschten Weiblichkeit, die nie ins Weibische verfällt und niemals die sogenannte männliche Kraft anstrebt. Wie im wirklichen Leben, ist auch in der Kunst dem echt Weiblichen eine Art von Kraft beschieden, die der Mann nicht haben kann.

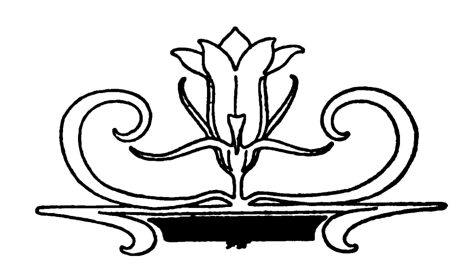
Das gilt auch von ihrem Verhältnis zu ihren Werken. Man wird kaum einen neueren Dichter finden, in dessen Werken so ganz die gleichgültigen Stellen fehlen, ich meine jene Stellen, bei denen man merkt, daß sie dem Dichter selbst nicht so viel bedeutet haben. Vor allem bei Erzählern dürfte sich darin kaum das Seitenstück eines so von Anfang bis zu Ende mit voller Anteilnahme und Hingabe erfüllten Schaffens finden. Nie versucht sie durch eine mehr ver-

standesmäßige, rein geistige Kunst die starke Herzensanteilnahme, das völlige Mitleben zu ersetzen. Im Vergleich mit Heyse, mit dem man sie oft im gleichen Atemzuge nennt, wird einem dieser Unterschied besonders klar. Und fehlt ihr die Sinnlichkeit Heyses, so auch dessen kühle Glätte. Ganz aber fehlt bei ihr eine Eigenschaft, die sonst gerade bei schriftstellernden Frauen so häufig zu beobachten ist, und die sie selber einmal brandmarkt in der Charakteristik des Klavierspiels der Lore in ihrer tiefdringenden Erzählung „Das Schädliche“: „Große Kälte bei großer Sinnlichkeit. Eine unvergleichliche Kunst, Feuer anzulegen, ohne selbst Feuer zu fangen. Moralische Mordbrennerei.“

Marie von Ebner-Eschenbach ist eine reine Erzählerin. Es kommt ihr im höchsten Maße auf die Mitteilung eines Stofflichen an. Bei aller Feinheit und Treffsicherheit der Charakteristik der Menschen wird ihr diese nie zum Selbstzweck, sondern wir lernen die Menschen durch ihre Beteiligung an dem Geschehen kennen. Die Dichterin selbst hält sich möglichst zurück. Sie prunkt nicht mit ihrem Wissen, nicht mit ihrem Geiste. Nur die Lichter ihres gütigen Humors läßt sie gern leuchten, zumal dann, wenn die Welt, die sie schildert, besonders trübe und düster wird. Ein rührender Zug echter Frauengüte.

Die Art, wie sie an sich gearbeitet und sich entwickelt hat, zeugt für ihre hohe Auffassung der Kunst. Sie hat deutlich erkannt und es oft in Aphorismen ausgesprochen, daß die ursprüngliche Anlage und das sogenannte Talent nicht ausreichen, daß es ernstlicher Arbeit und dauernden Strebens bedarf, um wirklich an ein hohes Ziel zu gelangen. Darum sind auch Formgebung, Aufbau und Durchführung ihrer Erzählungen mit höchster Sorgfalt durchgearbeitet und die Behandlung der Sprache zeugt nicht nur von tiefem Gefühl, sondern auch von sorgsamster Arbeit, wie sie es selber ausgesprochen hat: „Der alte Satz: ‚Aller Anfang ist schwer‘ gilt nur für Fertigkeiten; in der Kunst ist nichts schwerer als beenden und bedeutet zugleich vollenden.“ Es ist nicht zu verkennen, wie ihre Aphorismen der Ausdruck ihres Erlebens sind. Und so hat sie in ihren Aussprüchen über Kunst die tiefsten Aufschlüsse über ihr eigenes Schaffen gegeben. So leuchtet das Edle, Vornehme, Große und Schöne, was in ihren Worten über Kunst steht, auf ihr eigenes Schaffen zurück.

Karl Storck





Über die bildende Kunst unserer Tage

Von

Ewald Bender

Folgte die Schule von Barbizon, die Millet, Rousseau, Corot und Daubigny allgemeinen Wünschen der Zeit, als sie sich, mit einer so merkwürdigen Verspätung von dem Feuer Jean Jacques Rousseauscher Ideen ergriffen, der Natur zuwandte, änderte sie im Grunde nur das Stoffgebiet, ohne es sich nehmen zu lassen, die eigne Empfindungswelt in das ruhige Sein der Objekte hineinzutragen, damit das scheinbar Zufällige zu einem Geschöpf ihrer Wahl erhebend, so brachen Manet und sein Kreis auch mit diesem Letzten und wurden Fanatiker der farbigen Erscheinung. Vorbedingung für das Neue, das sie bringen sollten, war die Eroberung der Natur als eines Modelles, das man malerisch darstellen müsse. Aber mit welchen Augen betrachtete man sie? — Wir erleben ein sonderliches Schauspiel. Für die Empfindung wird nun alle Malerei „Stilleben". Damit verliert der Stoff als einer der Träger individuell begrenzter Empfindung jede Bedeutung. Ja, auch die linearen und kubischen Werte irgend eines bildnerischen Vorwurfs werden von nun an in bezug auf ihren Gehalt an Ausdruck gleichgültig. Mit einer primitiven Einseitigkeit wenden sich alle Bemühungen dem einen Problem zu, allein mit der Farbe auch dem, wie sie glaubten, noch nie Gemalten zu Leibe zu gehen, dem Licht, der Luft. Es ist nicht zu leugnen, daß mit der Lösung dieses Problems unser Bestand an bildnerischen Erlebnisformen um eine bereichert wurde, gleichgültig, wie hoch wir diese Eroberung bewerten wollen. Wir verstehen auch, daß rein malerische Probleme von dieser Bedeutung einen Künstler ganz und gar auf die Werkstatt, auf das Handwerkliche, verweisen mußten. Hier die Natur, ein williges Modell, dort das streng blickende Auge und eine gereinigte Palette! Was fragten jene Eroberer nach stofflichen Erfindungen, was nach dem ewigen Wert der reinen Linie und der plastischen Form? Damit und mit dem Sturm von Zeiten konnten sich die Folgenden erfüllen. Jene waren glücklich in ihrer eigensinnigen Beschränkung. — Es ist nichts dagegen einzuwenden. Wer möchte es wohl einem Entdecker verargen, daß er den objektiven

Wert seines Neuen überschätzt? — Aber da taucht eine Frage auf: was ist doch jenes Neue, und konnte eine letzte Erfüllung noch schlummernder Sehnsucht in den Bahnen jener möglich sein? — Diese Frage ist längst beantwortet. Wir wissen heute, daß die großen französischen Impressionisten zugleich mit dem Problem auch seine ganze Lösung brachten, daß mit dem Impressionismus nicht eine junge malerische Epoche anbrach, sondern eine sehr alte zu Grabe getragen wurde. Die Helldunkelmalerei, Lionardo und Tizian an der Spitze, bereitete die Palette vor, Rembrandt und Rubens wurden dem älteren Geschlecht der großen französischen Maler, den Männern von Barbizon, wie dem genialen Delacroix, Eideshelfer. Und jenes formale Problem, das die Malerei nun schon seit über 300 Jahren beschäftigt, die Darstellung des Raumes mit rein malerischen und immer sparsameren Mitteln zu erzwingen, ein Problem, dem auch der Impressionismus durch seine direkte Darstellung der Atmosphäre dienen mußte, es wird seit Lionardos Zeiten einer Generat on nach der anderen im Fangspiel zugeworfen, und viele Völker treten nacheinander in den Reigen ein. Die Spanier mit Velazquez und Goya, die Engländer mit Turner und Constable, die Franzosen mit den letzten Kämpfern Manet, Monet, Renoir, Sisley und Pissaro, die nichts anderes taten, als daß sie dem alten Helden einen jungen Kranz aufs Haupt setzten. — Kein Wunder, daß unsre ganze Malerei des 19. Jahrhunderts unter dem Einfluß Frankreichs steht, da doch eine seltene Schar großer Talente dem Boden entstieg, der lange, lange Zeit so gar wenig für die bildende Kunst geleistet hatte. Gewiß, auch wir haben originale Bemühungen um das gleiche Problem, und vielleicht wären wir zu einer ähnlichen, aber ganz dem heimischen Boden entwachsenen malerischen Kultur gekommen wie Frankreich, wäre es nicht ein altes Gesetz, daß überreiche Kräfte von dem einen Kulturboden zu dem andern überströmen müssen. Auf daß es offenbar werde, wie Kunst und Wissenschaft, wie Religion und Philosophie und jede höhere geistige Tätigkeit zwischen und über den Nationen stehen. So mußten denn unsere bedeutenden Maler, Liebermann und Uhde vor allen, sich erst in Frankreich den Mut zur Tat holen und den Samen befruchten lassen, der doch, wie der ganzen kultivierten Menschheit, auch ihnen in der Seele bereitlag.

Doch habe ich nicht vor, vom Wesen des Impressionismus zu reden, dessen Glanzzeit bereits hinter uns liegt, und dessen Erzeugnisse dem jungen Geschlecht längst nicht mehr problematisch erscheinen. Es liegt mir viel mehr daran, die natürlichen Grenzen der impressionistischen Seh- und Darstellungsweise nachzuweisen, zu konstatieren, wie die Konsequentesten unter ihren Anhängern einem unrettbaren Formalismus verfallen müssen, und welche Gefahren für den künstlerischen Nachwuchs daraus entstehen.

Zu diesem Zwecke konstruiere ich mir den Typus eines heute erfolgreichen Malers aus dem Durchschnitt und suche die Wirkung seiner Bilder zu analysieren.

Er teilt das allgemeine Los einer gewissen Vaterlandslosigkeit. Wir brauchen kaum davon zu sprechen, daß es im 19. Jahrhundert keinem einzigen Volke gelingen konnte, eine ganz originale Variante des Zeitstils zu entwickeln, die deutlich die Merkmale der Rasse getragen hätte. Fehlte doch die eigentliche Gebärerin und Erhalterin jedes starken bildnerischen Stiles: die umfassende geistige Kultur; sie

ermangelte der ganzen zivilisierten Welt, und wir vermissen sie bei jedem einzelnen Volk im besonderen. Mit wie neidvollen Blicken wir doch jene vergangenen Epochen großer Stile überschauen! Mit wie sicherem Urteil man erkannte, was denn eigentlich „schön" sei und was dem Temperament eines jeden Volkes im besonderen frommte! Der Architekt, der Bildhauer, der Maler, ja der Handwerker, alle trugen sie im Auge die stillschweigende Übereinkunft über das „wahrhaft Schöne". In jenen glücklichen Zeiten hatte die Lösung eines optischen Problems für die bildende Kunst eine Bedeutung wie etwa die Theorie des Kontrapunktes für Johann Sebastian Bach. Als im Quattrocento das Problem der malerischen Bewältigung des Raumes zum ersten Male auftauchte, als man sich an den Wundern der Luft- und Linearperspektive entzückte, da entstand gleichzeitig mit dieser Erweiterung der bildnerischen Mittel nicht nur eine „g r o ß e" Kunst, sondern auch eine italienische, eine niederländische, eine deutsche. Der Impressionismus, das stärkste malerische Programm des 19. Jahrhunderts, absorbierte die vorhandenen Kunstkräfte für seine Bemühungen um das Problem der Farbe allein. Es ist nicht unsere Aufgabe, zu untersuchen, worin dieses Manko begründet ist, ob in der Ungunst der Zeiten, dem Mangel an zureichender künstlerischer Kraft des einzelnen und der Epoche oder in der Schwierigkeit des optischen Problems. Wir verstehen aber, warum der Impressionismus seinem Wesen nach in einem ganz besonderen Sinne international sein muß.

Nach dieser Abschweifung kommen wir auf unseren Gewährsmann zurück. Seine frühen Bilder sind in der Tat einwandfreie Kunstwerke. Wir bewundern die Leistungen seines Auges, wenn er Bewegungsmotive gibt, wir erstaunen über die Wahrheit seiner Beobachtung, über seine Fähigkeit, mit dem Pinsel zu zeichnen und die Farben in einem leisen und unaufdringlichen Rhythmus zu verbinden. Diese Gemälde sind in ihrer Art klassisch. Denn wir spüren in jedem von ihnen das singuläre künstlerische Erlebnis. Sie besitzen eine starke Stofflichkeit, das Dokument einer Ehrfurcht vor dem Ausdruckswert, den jede Naturform primär besitzt. Das künstlerische Problem erfährt seine Nuance aus den individuellen Eigenschaften des stofflichen Vorwurfs. Wir werden bald sehen, daß diese Grundforderung für alle wirklich künstlerischen Gebilde von dem Maler in der Folgezeit vernachlässigt wird.

Der Künstler bewegt sich stofflich in einem sehr engen Kreis, wie das ja üblich ist. Er malt die Landschaft, der wir nicht mehr entgehen können, allerlei Getier, und zwar ohne eigentliche Liebe zu dem Individuum, rein als willkommenen Träger brauchbarer Farbenkombinationen, wenn es hoch kommt, „den" Akt und schließlich jene Zusammenstellung irgend welcher Dinge, die der Franzose so bezeichnend „nature morte" nennt, und wir können uns nicht verhehlen, daß im Grunde alles, was er heute darstellt, bewußt entmaterialisiertes Stilleben ist. Es hat den Anschein, als ob der Maler unserer Zeit die Beziehung zu den allgemeinen menschlichen Empfindungen, die die Objekte der Natur in uns auslösen, verloren habe, oder besser: jenes so oder so differenzierte Vergnügen an dem Naturvorbild, das jeder Maler im Gespräch spontan äußert, findet nicht den Weg ins Bild, es geht verloren über dem Bemühen um die Darstellung. Das Problem der künstlerischen Wiedergabe steht so sehr im Vordergrund aller seiner Interessen, daß er

vergißt, seine Liebe mit ins Bild zu geben. Sein Erzeugnis wird zum Abstraktum. Der Maler zu dem ohne Hemmung funktionierenden Organ rein formaler Wünsche. Wir wissen es gar nicht mehr, daß das rein ästhetische Vergnügen, wie es das lineare Ornament, das Stück Körper mit seinen Reizen für unsere Tastnerven, die klangschöne Kombination von Farben- und Lichtwerten in uns erregen, nur ein Teil der Wirkungsmöglichkeiten eines rechten Kunstwerks ist. An jedem Stück Natur aber, das seinen Weg ins Bild findet, haften unlöslich Assoziationen des Gedankens und Gefühls, die uns das Sichtbare zum Symbol erheben. In diesem Betracht gibt es spezifische Werte des Stofflichen. Freilich nur so lange, als sie nicht gewaltsam aus dem Naturvorbild entfernt werden durch eine höchst bedenkliche Abstraktion. Und unsere Maler haben nichts Besseres zu tun, als gerade danach zu streben. Das Bild ist gut, soweit es formal genügt. Es gibt kein gefährlicheres Ziel künstlerischer Bemühung, sobald es von der Masse ergriffen wird — und von deutschen Malern. Uns, die wir die künstlerische Persönlichkeit über alles stellen, mag man gern national beschränkt schelten. Bei Gott, wir wollen unsere deutsche Kunst, die doch zu allen Zeiten rein formale Vollendung sich hart hat erkämpfen müssen, um keinen Preis missen! Und wir lieben diese narbengeschmückten Männer gerade ihrer Kampfesspuren wegen. Es ist unser Schicksal, in den bildenden Künsten unter Blut und Schweiß zu ringen um die Darstellung der Welt, der Himmel bewahre uns nur vor der formalen Vollendung eines romanischen Kunstideals, die uns im Innersten erkältet. Wir werden nur stark und groß sein, solange wir deutsch sind, und wir begehren über alles, zu lieben. Wenn unsere Maler sich doch darauf besinnen möchten, daß es mit dem einwandfrei dargestellten Stück Natur nicht getan ist; sie schämen sich ja beinahe, von „Empfindung" zu reden. Und die zurzeit herrschende Art der Technik begünstigt leider eine solche Anschauung von Kunst. Es will mir erscheinen, als liege in der Überspannung des Formalen nach der Seite der Farbe eine ähnliche Gefahr für die Kunst, wie in dem linearen Formalismus etwa der Nazarener: daß nämlich die Brücke zu unserer Seele schwinde. Wie die reine Linie in ihrer extremen Verwendung zur Abstraktion führt, in ihrer Unsinnlichkeit den Intellekt als Aufnahmeorgan des Eindrucks erfordert, wie dann die Sinne in der Weisheit ihrer Organisation den Kontakt zu unserer empfindenden Seele verweigern, weil sie den Dienst, zu dem man sie zwingen will, ihrer Natur nach nicht leisten können, so scheint die reine Abwandlung farbiger Skalen den Fluch zu tragen, daß der Bildeindruck in unseren Sinnen stecken bleibt. Das Auge darf sich aber nicht damit begnügen, den Reiz des sinnlichen Wohlgefallens an dem Zusammenwirken zweier Farben aufzunehmen, sondern hat die Pflicht, jenen Eindruck weiterzuleiten, damit aus der Sinnenfreude ein seelisches Erlebnis werde. Man hat die impressionistische Sehweise früher für Naturalismus gehalten. Sie war es selbst in der klassischen Zeit nie, und heute läßt der Impressionismus gar die simpelste Kontrolle seiner Schöpfungen an den Naturformen außer acht.

Aber auch diese beklagenswerte Erscheinung spräche noch nicht stark genug für sich selbst, spürte man nicht in den jüngsten unserer Maler die Keime eines künftigen gänzlichen Zusammenbruchs. Mit demselben Formalismus, mit dem diese älteren endigten, fangen jene an.

Nicht an einzelne Meister, vielmehr an die allgemeinen Prinzipien des originalen Impressionismus hat sich eine starke Schule angehängt. Eine Technik, die von jenen älteren — ich nenne nur Liebermann, Uhde und deren Kreis — schwer und eigen erworben war, und auf den Leib ihrer Gesichte wie angegossen paßte, ist heute mühelos ererbtes Allgemeingut. So suggerieren sich junge Kräfte eine Art des Sehens, die seinerzeit berechtigt, heute zur baren Manier, also reif geworden ist, auch auf Akademien gelehrt zu werden. Ein Beispiel: mit jenem Instinkt, jener absoluten Sicherheit im Finden adäquater Objektivierung von inneren Erlebnissen beschränkten sich die originalen Impressionisten auf Stoffe, die einer allein farbigen Ausdeutung keine wesentlichen Hindernisse in den Weg legten; man malte Landschaften, Interieurs, Porträts und Stilleben. So allein erreichten sie eine Klassizität, man mag sie werten, wie hoch man will. Die Zeiten änderten sich. Wir sehnen uns heute nach stärkeren Graden der Empfindung, nach höher gegriffenen Gefühlen. Wir brauchen also auch ein bedeutenderes stoffliches Gerüst, an dem sich der Künstler und wir emporschwingen könnten. — In einer der letzten Ausstellungen der Berliner Sezession präsentierte sich ein junger Künstler, der, wie es heißt, zu den größten Hoffnungen berechtigt, mit einer veritablen Kreuzigung: drei Akte mit Zubehör am Kreuz in obligatem Freilicht. Eine Komposition also, die nach linearer und kubischer Ausdeutung förmlich schreit, wird hier als — Stillleben in farbiger Entmaterialisierung behandelt. Wenn wir nichts aus diesem Fall herauslesen könnten, so wäre wenigstens zu erkennen, daß jener Maler wohl versucht hatte, höher zu steigen. Aber so tief untergraben sind die Fundamente alles künstlerischen Schaffens in Herz und Kopf, daß solche Ansätze zu höherem Flug mit einer Harlekingebärde enden. Oder sollte jenen jungen Künstler etwas anderes gereizt haben: der interessant bewegte Akt im hellen Tageslicht? Dazu wäre ihm ein so erlauchter Vorwurf, wie die Kreuzigung, beschwert mit der Glut der Empfindung von Jahrhunderten, gerade gut genug gewesen?! — Und so könnten wir viele Beispiele anführen für dieses, man könnte sogar den Namen eines Mannes von so respektablen Qualitäten wie den Lovis Corinths als Beweis eines erschrecklichen Instinktmangels nennen.

Es ist nun nicht allzu schwer, gerade in diesen Fällen das Mißverhältnis zwischen den Anforderungen eines starken Stoffes und seiner rein malerisch formalen Wiedergabe zu erkennen. Selbst ein besserer Künstler könnte mit dieser Palette nur eine Farce produzieren, ganz abgesehen davon, daß ein guter Maler sich selten in seinen Stoffen vergreift. Es ist aber nötig, daß man über den Fehlgriff eines einzelnen in sich unsicheren Instinktes hinaus die Wurzeln solcher Verirrungen erkenne. Und wir haben es uns nicht nehmen lassen, diese bloßzulegen. Eine starke, ja die herrschende Gruppe heute schaffender Künstler ist einem Formalismus verfallen, aus dem es für sie keine Erlösung gibt. Und wir könnten uns damit begnügen, das zu konstatieren, wenn nicht diese doktrinären Maleraugen der kunstaufnehmenden Welt eine gefährliche Anschauungsform aufdrängten, eine Art der Kunstbetrachtung, die ihrerseits nur mehr das Handwerkliche erkennen will, und an dieser Erkenntnis ihr Kunstbedürfnis befriedigt. Der Blick wird vom Wesentlichen abgelenkt. Entweder der Kenner ergötzt sich spekulativ an dem oder dem

brillant gelösten malerischen Problem, oder aber — und das trifft für die breite Masse der Kunstempfänglichen zu — man genießt den rein sinnlichen Reiz kombinierter Farbskalen; wenn ein Teil des Publikums, und wahrlich nicht der schlechtere, sich nicht lieber ganz von der zeitgenössischen Kunst abwendet.

Nun hat der Leser ein gutes Recht, mich folgendermaßen anzureden: was du da sagst, mag wohl stimmen; es ist schließlich nur eine Formulierung dessen, was wir alle uns über unsere Malerei denken. Aber du hast so schroff nein gesagt, daß wir vermuten, du habest ein Ja im Hintergrund. — Diese Frage ist mir sehr ärgerlich und ich werde mich ganz bestimmt in Stillschweigen hüllen. — Vielleicht aber beliebt es dem Schicksal, uns an guter Meister Hand aus den nervösen Differenzierungen unserer Tage in ganz beruhigte Gefilde großer Empfindung zu leiten, und für eine solche Kunst ist alles reif. Selbst der Neoimpressionismus mit seiner Beschränkung der Palette auf wenige und starke Farbenwerte, mit seinem Streben nach der großgefühlten Linie, allgemein mit seinen dekorativen Absichten, fügt sich so, freilich ohne es zu wissen, höheren Wünschen der Zeit ein und schlägt die Brücke zu dem neuen Kunstideal, das wir erstarken sehen. Und sollten wir selbst die Kunstübung der kommenden Tage nur als Reaktion gegen den Impressionismus aufzufassen haben, so sehen wir doch keinen andern Weg, ihn zu überwinden, — und wir müssen ihn gehen.



Eduard von Steinle

Zum hundertsten Geburtstage Eduard von Steinles, der in den Juli dieses Jahres fiel, hat sein Sohn Alfons M. von Steinle des Meisters „*Gesamtwerk in Abbildungen*“ herausgegeben. Der stattliche, schön gedruckte und gut gebundene Band enthält 708 Abbildungen, eine kurze, stark subjektiv gefärbte, aber manche wertvolle Anregung bietende Würdigung des Künstlers, und ein eingehendes katalogisierendes Verzeichnis der abgebildeten Werke. (Kösel in Kempten, 20 ℳ.)

Das Buch ist keineswegs anzusehen als pietätvolle Tat eines Sohnes, der für das Andenken seines Vaters nach Kräften sorgen will; es ist in viel höherem Maße eine *Pietät gegen das deutsche Volk*, dem ein edler Künstler dadurch vertrauter werden soll. Wir sind seit der Berliner Jahrhundertausstellung an Überraschungen auf dem Gebiete der deutschen Kunst des 19. Jahrhunderts gewöhnt. Wir werden noch manche solche Überraschungen erleben. Vieles ist noch zu entdecken. Viel wertvolles Gut ist von den Zeitgenossen der betreffenden Künstler nicht beachtet oder von deren Nachkommen allzu rasch vergessen worden. Die Armut des deutschen Volkes, die noch über die erste Hälfte des 19. Jahrhunderts hinaus anhielt; der rasche Wechsel der es bewegenden geistigen Strömungen; die ungeheuren sozialen Umwälzungen und die starken politischen Verschiebungen haben im Verein mit der gering entwickelten künstlerischen Kultur unseres Volkes es bewirkt, daß so viel Wertvolles übersehen und gleichgültig vergessen werden konnte. Hinzu kommt, daß der Staat allzu einseitig gewisse Kunstrichtungen begünstigte, die breitspurig im Raum und anmaßend in der Aufmachung, sehr leicht die Massen für eine kurze Zeit ganz in Anspruch nahmen, um alsbald völliger Gleichgültigkeit anheimzufallen. Aber die bevorzugten Plätze, an denen eben diese

vom Staate begünstigten Kunstwerke stehen, sind dann besetzt und für eine stillere, ruhige Kunst verloren. Außerdem haben unsere kirchlichen und religiösen Verhältnisse stark eingewirkt. Man mag die Verdienste des Protestantismus auch in Kunst und Literatur noch so hoch veranschlagen, man wird ihm den Vorwurf nicht ersparen können, daß er sich allen jenen künstlerischen und literarischen Äußerungen, die von katholischem Geiste erfüllt waren, allzu schroff und ungerecht verschloß. Daß die literarische Bewegung der Romantik nicht reichere Früchte für unser Volkstum getragen hat, liegt zum guten Teil daran; und daß erst jetzt seit noch nicht zwanzig Jahren die Poesie der Romantiker für uns gewissermaßen neu entdeckt werden muß, gehört auf die gleiche Seite.

Als ein Seitenstück zur romantischen Richtung, aus ganz verwandten inneren Trieben heraus gewachsen, entstand bei uns auch eine romantische Malerei. Allerdings war es ein Unglück, daß der Sinn für die alte deutsche Kunst zu Beginn des 19. Jahrhunderts noch nicht erwacht war; er ist eben überhaupt erst als eine Folge dieser romantischen Kunstbewegung wieder lebendig geworden. Aber da ein solches Beleben des Verständnisses für vergangene Kunst mehr das Werk der Wissenschaftler und Ästhetiker ist, ist es leicht verständlich, daß die schöpferischen künstlerischen Naturen, die früher von der Romantik ergriffen wurden, nicht in der eigenen vergangenen nationalen — eben noch nicht entdeckten — Kunst die Anknüpfungspunkte suchten, sondern sich nach dem gelobten Lande aller bildenden Kunst, nach Italien, wandten. So erscheint die in ihrem innersten Wesen urdeutsche Kunst der Nazarener in innigster Anknüpfung an alte italienische Kunst, für die bei uns Verständnis zu wecken zunächst große Schwierigkeiten bot. Es kam dann hinzu, daß einige der Künstler, in denen dieses romantische Empfinden am stärksten war, von Hause aus katholisch waren, und daß sie alle nach Rom pilgerten. So ist in der Tat die Kunst der Nazarener nicht nur durchaus katholisch, sondern in starkem Maße katholisch-kirchlich geworden, und es waren dann nur die zwei grundverschiedenen Naturen von Peter Cornelius und Moritz von Schwind, die zu größerer Volkstümlichkeit gelangten, wobei auch noch zu bedenken ist, daß Schwind erst seit den letzten Jahrzehnten wirklich volkstümlich geworden ist; eigentlich dank der Neuromantik der Böcklin-Thoma und Genossen.

So leicht begreiflich es ist, daß weite Kreise unseres Volkes für die katholisch-kirchliche Kunst der Nazarener kein Verständnis hatten, so tief bedauerlich bleibt es, daß diese Zurückhaltung auf das Gesamtschaffen dieser Künstler ausgedehnt wurde. Denn gerade diese Künstler waren gleich den älteren romantischen Dichtern bei aller Kirchlichkeit doch vor allem tief religiöse Naturen. Wie etwa ein Ludwig Richter — der ja übrigens auch starke katholische Einflüsse erfahren hat — auf der anderen Seite, waren diese Nazarener berufen, das den verschiedenen Konfessionen Gemeinsame, im Grunde das deutsche christlich-religiöse Empfinden bildnerisch zu gestalten. Und es hätte von der Kunst weit größerer und segensreicherer Einfluß auf die Ausbildung eines gemeinsamen religiösen Lebens ausgeübt werden können, als es geschehen ist, wenn nur eben diese Kunst besser bekannt geworden wäre.

Ein überzeugendes Beispiel für diese Tatsache ist Eduard von Steinle. Auch in katholischen Kreisen wurde er hauptsächlich als Kirchenmaler geschätzt. Die weiteren Kunstkreise übernahmen C. von Wurzbachs Bezeichnung als „Madonnenmaler". Wenn man im vorliegenden Bande das Gesamtschaffen Steinles überblickt und bedenkt, daß von den vielen nicht aufgenommenen Zeichnungen sicher die größte Zahl nicht zu den beiden eben genannten Gebieten gehört, so kommt man zur Erkenntnis, daß die stärkste Produktivität, die weitaus bedeutsamste Phantasietätigkeit, daß aber auch das eigentlich Persönliche und durchaus Steinle Gehörige viel mehr auf dem Gebiete einer sinnig-gemütlichen deutschen Religiosität lag. Auf einmal steht Steinle hier vor uns als nahester Verwandter und als Ergänzung Moritz von Schwinds. Mit diesem teilt er die tiefe Vorliebe für das Märchen;

für das Geschehen der romantischen Dichtung (zumal im Drama Shakespeares); die außerordentliche Fähigkeit, alle Anlässe und Erscheinungen des Tages in meisterhafter und liebenswürdigster Art zum Bilde zu gestalten. Er ist hier wohl nicht so kernig volkstümlich, wie Schwind, dessen Kunst durchaus bürgerlich wirkt. Steinle hat etwas Patrizierhaftes, fast möchte man sagen Adliges. Alles ist bei ihm sehr vornehm, immer etwas gedämpft und gemessen ausgedrückt.

Bildet er schon nach dieser Richtung hin eine Ergänzung zu Schwind, so noch mehr im Stofflichen, und eng damit zusammenhängend in der seelischen Einstimmung. Steinle war eine streng kirchliche Natur. Sein ganzes Leben und Denken war urkatholisch. Es lebte in ihm aber auch in außerordentlich starkem Maße die poetische Seite des Katholizismus. Die Legende der Heiligen mit ihren zahllosen sinnigen Vorwürfen war ihm wirklich lebendiges Gut. Sie vermenschlichte ihm aber auch das Leben Christi und seiner himmlischen Mutter. Dazu kamen dann mystische Neigungen, die Ereignisse des Alltags in Beziehung zu setzen mit dem Heiligen. Diese Blätter sind erfüllt von einer solchen Wärme religiösen Fühlens und Empfindens, wie sie Schwind nie gegeben war, der ja — wenigstens in seiner Kunst — zu einer Art Naturreligion neigte. Die Landschaft spricht dafür bezeichnenderweise bei Steinle weitaus nicht so beredt wie bei Schwind. Aber niemand wird verkennen, daß in dieser Art des Durchdringens des ganzen Lebens mit positiver Religion, die übrigens in dieser Kunst niemals Tendenz wird, eine außerordentlich starke Lebenskraft liegt.

Der Raum gestattet uns nur ein rasches Durchblättern des Bandes. Die Anordnung ist so getroffen, daß die Bilder nach ihren Stoffen zu verschiedenen Gruppen geschlossen sind, innerhalb derer dann die Werke nach ihrem geschichtlichen Entstehen aneinandergereiht wurden. Unter den Darstellungen aus dem Alten Testament fesselt uns zuerst ein „Urteil Salomonis“ aus dem Jahre 1846. Die Brutalität des Henkers, die tiefe Seelenangst der guten, die grausame Herzlosigkeit der schlechten Mutter, sind aufs packendste dargestellt. Die wenigen Figuren stehen so groß in dem einfach gegliederten Raum, daß der Gesamteindruck etwas Monumentales hat. Schon hier machen wir übrigens eine Beobachtung, die sich fast immer wiederholt, daß die Skizze viel bedeutender und lebendiger ist, als die nachherige Ausführung. Steinle hat einmal von sich gesagt: „Könnte ich immer schaffen und erfinden, würde ich nicht leicht müde werden; weit schwieriger aber ist es, Geschaffenes auszubilden und mit Ruhe und in Geduld zu vollenden, ohne daß das Geschaffene an Geist und Leben verliert.“ Steinle hat es sicher niemals an Fleiß und Geduld fehlen lassen, aber die Lebendigkeit, die seine Entwürfe fast durchweg zeigen, ist doch oft bei der Übertragung ins Große oder unter der Ausführung in einer langwierigen Technik verloren gegangen. Steinle — das fühlen wir immer wieder — war eine außerordentlich produktive Natur, dem jeder Gedanke, jede Anregung sich sofort zum Bilde gestaltete. Dabei besaß er eine so ungewöhnlich sichere Hand, eine so unbedingte Beherrschung alles Formalen, daß sich ihm für jeden Gedanken, für jedes Erlebnis sofort die bildnerische Form ergab. Er brauchte nie um diese Form zu ringen. Das gibt seinen Werken etwas ungemein Leichtes, man möchte sagen Fröhliches, Mozartisches; aber es versagte ihm bis auf Ausnahmen die Größe. Diese Ausnahmen freilich sollte man nicht übersehen.

Blättern wir weiter, so finden wir vom Jahre 1866 und 67 zwei Bilder „Adam und Eva vor dem Sündenfall“ und „Adam und Eva nach dem Sündenfall“. Das letztere Bild hängt in der Münchener Schackgalerie. Die Darstellung des Menschenpaares vor dem Sündenfall ist nur als Zeichnung vorhanden. Ich kenne in der gesamten Kunst kaum wieder ein Bild, in dem die Unschuld des nackten Körpers so wunderbar rein zum Ausdruck gebracht wäre. Das völlige Nichtwissen, Sünde nicht denken können, ist in diesen beiden schönen Menschen lebendig geworden. Es liegt eine starke seelische und geistige Arbeit darin, wie danach in diesen beiden Körpern der Sündenfall sich offenbart. Wie Eva vor Scham vergehend sich in sich selbst verkriechen möchte; wie in Adam durch die Schuld das Verantwortungsgefühl und die Sorge um



das Kommende geweckt ist, macht auch diese zweite Darstellung des ersten Menschenpaares zu einem Meisterwerk.

Von den Darstellungen aus dem Neuen Testament fesselt zunächst als erste sehr stark „Maria Magdalena den Auferstandenen suchend" vom Jahre 1857. Prächtig ist die wirklich suchende Gestalt in die in einfachen Linien gehaltene Landschaft hineingestellt. Die „Hochzeit zu Kana" erinnert vor allem auf der linken Seite an die Volksschilderungen des Künstlers. „Der Pharisäer und der Zöllner" bietet in der Gestalt des ersteren eine vorzügliche Charakterstudie. Hervorragend ist „Jesus bei Nikodemus". Hier ist es dem Künstler auch gelungen, den Christuskopf wirklich bedeutend zu gestalten, während er sonst zumeist das Herkömmliche nicht verläßt. Dabei ist freilich zu bemerken, daß Steinle bei dem Begriffe „kirchlicher" Kunst den Nachdruck auf das Kirchliche verlegte und darum in diesem Schaffen für eine Gemeinschaft bewußt alles Subjektive zurückdrängte, daß er aus dem Geiste der Kirche heraus eine typische Formgebung und ein starkes Traditionsgefühl für unerläßlich hielt. Man fühlt aber leicht, mag es auch dem Künstler nie zum Bewußtsein gekommen sein, daß er sich gerade dann am wohlsten fühlte, wenn er sein starkes religiöses Empfinden in nicht für Kirchen bestimmten Bildern ausleben konnte. Wir haben dafür wieder ein Beispiel in der „Nächtlichen Wanderung Jesu mit seinen Jüngern", einem Bilde von edler Größe, bei dem durch die hervorragende Bemeisterung des Raumes erreicht ist, daß die Gestalt Christi ganz natürlich zu überragender körperlicher Größe über die der Jünger emporwächst. Mir persönlich recht unerquicklich sind die Herz-Jesu-Bilder, woran aber der Künstler weniger die Schuld trägt, als diese fast brutale Materialisierung der geistigen Liebe zum Heiland.

Die dritte Abteilung „Madonnenbilder und Marienleben" bringt dann jene lange Reihe von Madonnen, die zuerst den Ruhm des Künstlers in weiteste Kreise getragen haben. Der Typus der Steinleschen Madonna steht von Anfang an fest und ist nur wenig abgewandelt. Der Ausdruck der reinen Mütterlichkeit ist von hoher Vollendung. Die von der klassischen italienischen Kunst befruchtete Einstellung der Madonna in den Raum ist oft von überraschender Schönheit. Die wertvollsten Einblicke in die Seele des Künstlers aber vermitteln wieder einige Bilder, die mehr auf Nebenpfaden entstanden sind. Da ist z. B. ein Bild vom Jahre 1853: „Maria vor Bethlehem wartend". Im Hintergrunde, einen Berg hinaufgebaut, liegt das Städtchen, zu dem mit vielen anderen Fremden auch Joseph gezogen ist, eine Wohnung zu suchen. Maria steht derweil in der Dämmerung der Landschaft an einen Baum gelehnt. Zwei vorübergehende Männer schauen mit recht unfrommen Gedanken nach der einsamen Frau. Sie aber wirkt unter dem Baume wie ein Stück der Natur selbst, unnahbar in hehrster Hoheit. Daß trotzdem etwas wie rührende Hilfsbedürftigkeit auf der Gestalt liegt, macht einem den Schöpfer dieses Werkes menschlich lieb.

Sehen wir dann in „Mariä Tempelgang" (1858) das kleine Mädchen im höchsten Eifer die hohen Stufen der Tempeltreppe hinansteigen, so umklingt es uns wie Märchen und Volkslied. Dieselbe Stimmung höchster Traulichkeit und Heimeligkeit lebt dank des meisterhaften Einbeziehens der Landschaft in dem Bilde „Mariä Heimsuchung" (1873).

Der Darstellung der Legende kommt in besonderem Maße Steinles hohe Beherrschung des Raumes zugute; dank ihr löst er ohne alle Anklänge an Archaistisches in selbstverständlicher Natürlichkeit das schwierige Problem, die verschiedensten Einzelstadien eines Lebenslaufes zu einem Gesamtblatte zu verbinden. Mit höchster Meisterschaft ist diese Aufgabe in der „Legende der heiligen Euphrosyne" gelöst. Aber manche schier ebenbürtige Blätter kommen hinzu. In dieser Abteilung finden wir dann auch das berühmte Bild des Großpönitentiar, der die Beichte eines Campagniolen hört. Dieser Priester ist wirklich Stellvertreter Gottes. Er hat gar nichts mehr vom Erdenmanne an sich; wie höchste Würde mit tiefstem Ernst sich paart, wie dieser Mann durch Mitleid wissend und durch dieses Wissen von der Sündhaftigkeit der Menschheit gut und lieb geworden ist, dafür ist kein Lob zu hoch gegriffen. Ebenbürtig diesem seelischen Ausdruck

ist die Formgebung, die Art, wie die Gestalt des in der Beichte Erlösung Suchenden geradezu in die des Beichtigers hineinwächst.

Einige andere Bilder zeigen uns dann wieder den sinnigen Erzähler. So die „Heilige Rosa von Lima“, die köstlichen „Schaukelengel“, der ganz ausgezeichnete „Heilige Christoph“ vom Jahre 1856. Es ist mit feinstem Humor empfunden, wie der Riese scheu, das Wunder ahnend, nach dem Kinde hinauflugt, das ihn zu erdrücken droht; und völlig ebenbürtig der naiven Schlichtheit der Legende ist die Art, wie das Christuskind ganz Kind ihm auf der Schulter sitzt. — Ein Meisterstück der Komposition ist dann wieder die „Rückkehr der heiligen Genoveva“. Dem Vater, der die endlich wiedergefundene Gattin vor sich auf dem Pferde hat, vorausgeeilt ist der kleine Schmerzenreich, der von einer Erhöhung aus staunend die ungeahnte Weite der Welt sieht.

Diese letzteren Bilder gehören dann schon ganz in die Reihe der Märchen, Genrebilder, Illustrationen zu Dichtern, die die nächste Abteilung füllen. Hier finden wir u. a. Steinles Zeichnungen zu Clemens Brentanos Märchen, die ja glücklicherweise in den letzten Jahren bekannter geworden sind. Übrigens hat derselbe Verlag von Kösel in Kempten diese Zeichnungen in einer besonderen Ausgabe mit den zugehörigen Dichtungen Clemens Brentanos vereinigt. (Alexander v. Bernus und A. M. v. Steinle, Clemens Brentano und Eduard v. Steinle, Dichtungen und Bilder. 5 M, geb. 6 M, Luxusausgabe 10 M.) Außer den Märchenbildern von Schwind haben wir kaum Bildwerke, die in so reiner und ungesuchter Naivität Märchenstimmung um sich verbreiten wie diese Steinleblätter. Und dabei empfinden wir diese Vornehmheit in Bewegung und Haltung, die allen diesen Gestalten eignet, niemals als weichlich, als gesucht oder geziert, immer als wohltuend, als vollendeten Ausdruck edelster Innenkultur. Ich muß dabei immer an Goethe denken, so natürlich ist alles und doch so voll höchster Bildung, vornehm und doch durchaus volkstümlich.

In diesem Kreise finden wir übrigens auch die Tiburtinische Sibylle, in der Steinle eine der majestätischsten, dabei seelisch bedeutsamsten Frauengestalten geschaffen hat, die unsere deutsche bildende Kunst überhaupt jemals hervorgebracht hat. Hier stehen ferner der wie mit dem Turm verwachsene Türmer und die verschiedenen Fassungen des Geigers. Das ist wirklich ein musizierender Mensch. Steinle vermochte das nachzufühlen, da er selbst hervorragend musikalisch veranlagt war.

Auch den scharfgeistigen Karikaturisten und den liebenswürdigen Humoristen Steinle lernen wir kennen. Die Bildnisse zeigen dann das sichere Erfassen der Persönlichkeiten, wobei es dem Künstler, wenn es ihm darauf ankam, auch gelingt, scharfe Charakterbilder zu schaffen. Am wohlsten aber fühlte er sich auch hier wohl bei der Darstellung von Kindern, und da er selber ein Haus voll hatte, haben ihm die Modelle ja niemals gefehlt. Am wenigsten vermögen uns heute doch wohl die großen Wandgemälde zu geben; vor allem, wenn das Format zu sehr ins Große wächst. Es war wohl die Natur seiner stets bewegten Schöpferlust, die den Künstler zu einem raschen Arbeiten zwang. Und die Leichtigkeit, mit der ihm die Füllung des Raumes gelang, wirkte dann mit, daß er nicht das Tiefste aus den gewählten Stoffen herausholte. Dabei bleibt freilich wieder zu erwägen jene oben berührte Auffassung von kirchlicher Kunst. Der letzte Grund liegt freilich darin, daß Steinle nicht eine heroisch-dramatische, sondern eine sinnig-lyrische Natur war. So hat er nach meinem Gefühl jene in seinen Anfängen liegenden Fresken auf Burg Reineck auf diesem Felde nicht übertroffen.

Vom kunsthistorischen Standpunkte aus ist es zu bedauern, daß nicht einige der Bilder farbig wiedergegeben worden sind. Es wäre dadurch dargetan worden, daß Steinle bei aller Einstellung auf die scharf konturierte Zeichnung einer der feinsten Farbenempfinder war, die unsere deutsche Kunst besessen hat. Weit ist er in der Hinsicht einem Moritz von Schwind überlegen.

Ein erstaunlich reiches Schaffen, das fast sechs Jahrzehnte umfaßte, breitet sich in diesem

Buche vor unseren Augen aus. Eine Fülle geistiger Arbeit, seelischer Anteilnahme, glühenden Empfindens lebt darin. Ein glückliches Können hält dieses Schaffen frei von jenem Zwiespalt zwischen Inhalt und Formgebung, der das Geleit fast aller deutschen Künstler war. So fehlt dann allerdings auch der Kampf, das Ringen, und es wird sich unser Gesamtempfinden kaum in das Wort ein „großer" Meister zusammendrängen. Aber um so stärker wallt in uns das Gefühl auf: ein „lieber" Meister. Das aber ist gewiß nichts Geringeres.

Karl Storck



Paul Thumann

Unsere Leser werden in den im vorliegenden Heft veröffentlichten Bildern schwerlich den ihnen vertrauten Paul Thumann wiederfinden, jenen allzu beliebten Maler süßlicher Mädchengestalten, die Jahre hindurch das Entzücken der Backfische, der Schwarm halbreifer Jünglinge und leider wohl auch das Schönheitsideal der erwachsenen Abonnenten unserer sogenannten Familienblätter waren. Es fällt dem Kunstethiker fast noch schwerer, als dem Kunstkritiker, über derartige Künstler ohne Bitterkeit zu sprechen. Denn der Kunstkritiker wird immer die hervorragende Beherrschung des Handwerks, die Gediegenheit der malerischen Arbeit zugunsten dieser Maler — Paul Thumann hat ja sehr viele gleichstrebende, wenn auch nur wenige ebenso geschickte Genossen — in die Wagschale werfen können. Der Kunstethiker dagegen, der weiß, daß die breite Masse der Liebhaber von alledem doch nichts versteht, daß diese sich nur an das Stoffliche und darüber hinaus an den geistig-seelischen, den Gemütsgehalt der Bilder hält, wird den großen Einfluß, den ein solcher Maler übte, durchweg auf die Verlustseite buchen müssen.

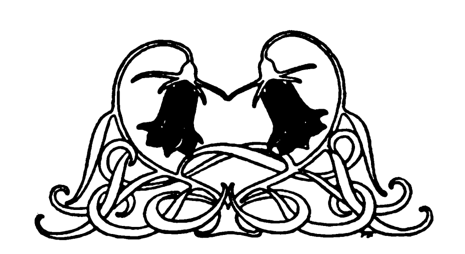
Aber dieses Urteil will keine Verurteilung sein. Wenn auch allgemein üblich, so bleibt es doch ungerecht, immer vom Künstler jenen unentwegten, durch keinerlei materielle Rücksichten beeinflußten Idealismus zu verlangen, der sich um den Erfolg bei der Masse nicht kümmert, sondern nur seinen inneren Erkenntnissen treubleibt. Man kann das um so weniger verlangen, als dazu nicht nur Idealismus, sondern obendrein ein ganz außerordentliches Maß von Charakterstärke und Scharfgeistigkeit dazu gehört. Es ist nicht eben leicht, dieser allgemeinen Volksstimme gegenüber auf seinem Einspännertum zu beharren. Es ist unendlich schwer, auf den klingenden Erfolg zu verzichten, wenn man wohl gar mit Familie von seiner Arbeit leben muß. Wie leicht kommt es dahin, daß einem schließlich selber gefällt, was den Beifall aller anderen findet, daß man eben unsicher wird. In dieser Hinsicht ist manches äußerlich glänzend verlaufene Künstlerleben eine schwere Tragödie gewesen, die der menschlichen Teilnahme nicht weniger wert ist, weil sie sich ganz im stillen abspielte, wohl nur vom Künstler selber durchlitten worden ist. —

Ich habe Paul Thumann niemals persönlich gekannt und weiß auch von seinen äußeren Lebensverhältnissen nur wenig. So möchte ich diese allgemeinen Ausführungen auch durchaus nicht bis ins einzelne auf ihn angewendet wissen. Es sind nur Erwägungen, die sich beim Betrachten seiner Werke aufdrängen. Denn je öfter ich diese Blätter ansehe, die wir im vorliegenden Hefte veröffentlichen, um so mehr fühle ich, daß das Beste, was Thumann zu geben hatte, in seinen bekannten großen Werken nicht lebendig ist. Diesen großen Ölbildern und auch den meisten seiner Illustrationen fehlt vor allem die unmittelbare Natürlichkeit, die Treue gegen die Natur, dieser gesunde Wirklichkeitssinn, der aus jedem der hier veröffentlichten Blätter zu uns spricht. Die Zeichnungen verraten eine unbedingt sichere Hand und ein sehr scharfes Auge. Das Blatt mit den Soldatenskizzen z. B. würde uns auch bei Menzel nicht überraschen. Allerdings ist Menzels Strich bestimmter, härter; dafür haben diese rasch hingeworfenen Skizzen



eine fertige Bildwirkung, schier etwas Malerisches, was Menzels Skizzen nicht oft eignet. Ganz Bild, meisterhaft in der geschlossenen Wirkung, ist das Blatt, das uns das Mädchen mit dem Brüderchen auf dem Arm vom Rücken her zeigt. Hier und in dem schlafenden Kindlein liegt so viel gemütliche Anteilnahme, ja etwas weiche Empfindung, daß wir allerdings schon hier, wo gar nichts Ungesundes vorhanden ist, fühlen, daß diesem Künstler diese Gemütsweichheit zur Gefahr werden konnte, sobald er eben den innigen Zusammenhang mit der Natur verlor. Da war Weichlichkeit und Sentimentalität kaum mehr zu umgehen. Allerdings hätte ihm der unverkennbare Humor, der in den beiden anderen Zeichenblättern lebt, über die Klippen hinweggeholfen, wenn nicht das viele Illustrieren, in dem sich Thumann jahrelang schier verausgabte, fast notwendigerweise zur mehr literarischen Atelierarbeit geführt hätte. Das kleine italienische Kapellchen aus der Nähe von Subiaco zeigt in der Farbenwiedergabe die ganze Frische des vor der Natur rasch fertiggemachten Aquarells. In der Art, wie dann hier das Strauchwerk im Vordergrund sich leicht von den festeren Laubmassen des Hintergrundes ablöst, wie vor allem ganz vorn die Gräser gegen die Luft stehen, verrät sich eine meisterhafte Hand. Am überraschendsten wirkt wohl das Strandbild, das wir nach einer Farbenskizze wiedergeben. Das ist durchaus impressionistische Malerei. Um so lieber hebe ich hervor, daß das Motiv aus Frankreich stammt. Und darin liegt erneut ein Beweis, daß diese impressionistische Sehweise — denn auf ihr erst beruht nachher die Technik — in den eigentümlichen Luft- und Lichtverhältnissen dieses Landes ihre letzte Ursache hat.

Paul Thumann ist vor bald drei Jahren nach einem außerordentlich arbeitsamen Leben gestorben. Es wäre wohl an der Zeit, seine Mappen, zumal auf Zeichnungen hin, durchzusuchen und einer breiteren Öffentlichkeit in einer ausführlichen Veröffentlichung zu zeigen, welch feinsinniger und fein empfindender Künstler in ihm lebte. Des trefflichen Lehrers, der er vielen gewesen ist, werden seine Schüler ohnehin dauernd dankbar gedenken. K. St.





Musikphantome

Von

Dr. Richard Hennig

Wer sich einmal die Mühe nimmt, unter den musikalischen Menschen seiner Bekanntschaft Umfrage zu halten über die psychologischen Wirkungen, die bei ihnen das Hören guter Musik im Gefolge hat, der wird bald mit Staunen erkennen, daß der musikalische Reiz sich oft genug aus ganz verschiedenartigen, zum Teil scheinbar ganz fernliegenden Elementen zusammensetzt. Bei Menschen, die in besonders hohem Maße „visuell veranlagt“ sind, wie der Psychologe sagt, d. h. die dazu neigen, jeden Begriff, jeden Eindruck, jede Lektüre usw. sich in Gestalt von Gesichtsbildern zu veranschaulichen, besteht oftmals ein unbezwingliches Bedürfnis, auch bedeutende musikalische Eindrücke in die Sprache des Gesichtssinnes umzusetzen. Sobald sie sich mit voller Aufmerksamkeit einem musikalischen Genuß hingeben, geht in ihrer Seele, rein automatisch und ohne jedes Zutun des Willens, ein Prozeß vor sich, den man gewissermaßen als eine Übersetzung aus der akustischen Sprache in die ihnen geläufigere visuelle Sprache bezeichnen kann: die Töne, Akkorde, Klänge verwandeln sich vor ihrem geistigen Auge in Formen und Gestalten, in „Musikphantome“, wie diese Gebilde in der wissenschaftlichen Sprache heißen.

Es gibt sehr zahlreiche Menschen, die bald mehr bald minder lebhaft zu solchen musikalischen Visionen neigen; darunter befinden sich hochberühmte Namen. So sah z. B. Heinrich Heine unter den Klängen von Musik ganze lange musikalisch-dramatische Szenen sich abspielen, je nach dem Inhalt der Musik liebliche oder tragische Vorgänge. Als Beleg dafür diene seine umfangreiche Schilderung der Gesichte, die ihm Paganinis wunderbares Geigenspiel vorgaukelte (vgl. seine „Florentinischen Nächte“). Die Beschreibung dieser seltsamen Phantome leitet er ein mit folgenden interessanten Worten:

„Was mich betrifft, so kennen Sie ja mein musikalisches zweites Gesicht, meine Begabnis, bei jedem Tone, den ich erklingen höre, auch die adäquate Klang-

figur zu sehen; und so kam es, daß mir Paganini mit jedem Striche seines Bogens auch sichtbare Gestalten und Situationen vor die Augen brachte, daß er mir in tönender Bilderschrift allerlei grell eGeschichten erzählte, daß er vor mir gleichsam ein farbiges Schattenspiel hingaukeln ließ, worin er selber immer mit seinem Violinspiel als die Hauptperson agierte. Schon bei seinem ersten Bogenstrich hatten sich die Kulissen um ihn her verändert; er stand mit seinem Musikpult plötzlich in einem heitern Zimmer, welches lustig unordentlich dekoriert, mit verschnörkelten Möbeln im Pompadourgeschmack: überall kleine Spiegel, vergoldete Amoretten, chinesisches Porzellan, ein allerliebstes Chaos von Bändern, Blumengirlanden, weißen Handschuhen, zerrissenen Blonden, falschen Perlen, Diademen und sonstigem Götterflitterkram, wie man dergleichen im Studierzimmer einer Primadonna zu finden pflegt. Paganinis Äußeres hatte sich ebenfalls, und zwar aufs allervorteilhafteste verändert: er trug kurze Beinkleider von lilafarbigem Atlas, eine silbergestickte, weiße Weste, einen Rock von hellblauem Samt mit goldumsponnenen Knöpfen usw."

Diese (noch sehr viel längere) Schilderung Heines über die Visionen, die ihm durch Paganinis Zaubergeige erweckt wurden, ist keineswegs als eine poetische nachträgliche Erdichtung von tatsächlich nicht gehabten Eindrücken aufzufassen, sondern wir dürfen sie ohne weiteres wörtlich nehmen, denn ähnliche Musikphantome empfindet eben eine große Anzahl von Menschen beim Hören guter Musik, ja, für manche scheint der musikalische Hauptreiz sogar in eben diesen Traumbildern zu liegen. Vor einigen Jahren hat Chr. Ruths ein eignes umfangreiches Werk über derartige Musikphantome geschrieben („Experimental-Untersuchungen über Musikphantome", Darmstadt 1898), in dem zahlreiche Selbstbekenntnisse von Personen über ihre beim Anhören von Musik empfundenen Bildervisionen zu finden sind. Betrachten wir zwei Beispiele aus diesem Buch. Eine Versuchsperson, mit der Ruths arbeitete, schilderte die Phantome, die ihr in einem Konzert der zweite (As-dur) Satz der Beethovenschen fünften Sinfonie erweckte, in folgender Weise, wobei ausdrücklich erwähnt werden muß, daß unter vielen hundert Phantombildern, die gesehen wurden, nur einige ganz besonders charakteristische herausgegriffen wurden:

„Durch den ganzen Satz hält ein Landschaftsbild an, stets von demselben Charakter und in den Hauptmomenten ziemlich feststehend. Insbesondere Blumen, Wasser und Himmel, aber stets im wechselvollen Detail. Da sehe ich ein Stück Wasser, eine Welle geht auf, sie kräuselt sich immer mehr, sie bekommt einen Stoß, als wäre sie zurückgeworfen. Andere Bilder tauchen auf, bald stehe ich am Wasser, bald im Wald, bald liege ich am Boden. Hier tauchen rote Tulpen auf, dort rote Rosen, dort ein Farnkraut. Das Farnkraut wird immer höher, aber keineswegs ins Unendliche. Dahinter sehe ich jetzt einen hellgrünen Baum, der sich vom blauen Himmel abhebt usw."

Eine andre Person schildert ihre Phantome beim Anhören von Beethovens zweiter Sinfonie folgendermaßen (stark gekürzt):

„Erster Satz. Während der ersten Takte kein Phantom, das Gefühl ist zu stark in Anspruch genommen. Dann plötzlich springt ein Phantom ein und bleibt während

des ganzen Satzes bestehen. Ich bin auf einem Schiff, ringsum Wasser mit blaugrünen Wellen. Manchmal schwellen die Wellen an, es ist ein Rauschen darin wie bei Beginn eines Gewitters, ich höre das Rauschen im Phantom, nicht in der Musik des Orchesters ... Ich habe ferner den Gedanken, daß ich auf diesem Schiffe nach Amerika fahre, daß es immer weiter gehe, daß keine Möglichkeit des Zurück sei... Es sind außer mir noch andere Menschen auf dem Schiff, sie sitzen stille und unbewegt, nur die Wellen draußen sind in steter Bewegung ... Bei alledem ist meine eigene Person hell als Phantom auf dem Schiff. Ich bin gekleidet, wie ich es vor ein paar Monaten war und anders als ich jetzt im Konzert sitze ... Auf einem Schiff bin ich übrigens nie gefahren, habe auch größere Wasser nie gesehen, nur Abbildungen von Dampfschiffen.

Zweiter Satz. Sofort ist Abend, beginnende Dämmerung. Ich sitze auf einer Bank, vor mir eine Wiese und ein Weg, hinter mir Gebüsch ... Ich singe das Volkslied: Ein niedliches Mädchen, ein junges Blut usw. Ich singe es im Takt des Orchesters, aber alles nur im Phantom. Plötzlich sprengt auf dem Weg ein Reiter vorüber, ich höre das Roß schnauben. Der Reiter scheint von einer Trompete, das Schnauben von Trommeln gekommen zu sein ...

Vierter Satz. Ich bin in einer Schlacht. Viele Soldaten, Reiterei und Infanterie, hessische Uniformen. Sie laufen durcheinander, ich höre sie schreien und schießen ... Am Schluß taucht wieder ein Garten auf, ich gehe mit der Person X darin spazieren, ich habe eine zärtliche Stimmung usw."

In allen derartigen Phantomen scheint auf das farbige Element ganz besonders viel anzukommen, die ungemein detaillierten Farbenangaben sind ungemein häufig. Wo die Musik Erinnerungen bestimmter Art weckt, z. B. an Bühnenbilder, oder wo der Titel des Musikstücks die Phantasie in einer ganz bestimmten Richtung einstellt, also z. B. bei einer Konzertaufführung des Feuerzaubers aus der „Walküre" oder bei einer Vorführung der Pastoralsinfonie u. a., pflegen die Symptome sich ziemlich streng an die von vornherein vorhandenen Vorstellungen anzupassen.

Es ist ja von vornherein eigentlich selbstverständlich, daß der Inhalt der Musikphantome bei jedem Individuum ein andrer ist oder wenigstens sein kann, wenn auch ein durch den Titel des Musikstücks oder durch die Beziehung zu Theatereindrücken gegebener Anhalt dessen, was der Komponist auszudrücken wünschte, die Visionen mehrerer Menschen untereinander gelegentlich sehr ähnlich zu machen vermag. Die Musik wirkt in solchen Fällen ähnlich, wie gewisse narkotische Mittel, Morphium, Opium, gelegentlich auch Nikotin und Alkohol: die Phantasietätigkeit wird mächtig angeregt und gestaltet noch halb unbewußte Gefühle und Gedanken zu lebhaften Träumen. Selbstverständlich vermag unter solchen Umständen Musik zuweilen einen rätselhaft machtvollen Einfluß auf die Schaffenstätigkeit von genügend musikalischen Dichtern auszuüben. Unter den zahlreichen Selbstbekenntnissen berühmter Dichter über die Einwirkung, die eine gute Musik auf die Tätigkeit ihrer dichterischen Phantasie ausübte, stammt wohl das bedeutsamste von dem Dramatiker Otto Ludwig, dem Dichter des „Erbförsters". Er erzählt an einer Stelle (im Kapitel: „Das Farben- und Formenspektrum" seines Buches „Shake-

speare-Studien", Leipzig 1874, S. 303), wie sich unter der Einwirkung von musikalischen Klängen die Fabel seiner bekanntesten Dichtungen „von selbst erfand". Hören wir ihn selbst:

„Erst bloße Stimmung, zu der sich eine Farbe gesellte, entweder ein tiefes, mildes Goldgelb oder ein glühendes Karmoisin — in dieser Beleuchtung wurde allmählich eine Gestalt sichtbar, wenn ich nicht sagen soll, eine Stellung, das heißt die Fabel erfand sich, und ihre Erfindung war nichts anderes, als das Entstehen und Fertigwerden der Gestalt und Stellung. Aber diese war so sehr Hauptsache, das heißt eine genau begrenzte lebendigste Anschauung eines Menschen in einer gewissen Stellung, daß, sowie das mindeste daran unbestimmt wurde, meine Fabel und mein Interesse daran sich verwirrten, und ich selber nicht mehr wußte, trotz möglichst detailliert aufgeschriebenen Planes, was ich wollte, wo dann, wenn ich mich zum Arbeiten dennoch zwang, die Einzelheiten für sich selbst sich in das einzelste zerfaserten, und eine Menge Detail hereinscholl in üppiger Anarchie. Jenes Farben- und Formenspektrum, welches mich, solange es in klarster Sinnlichkeit bestand, in jedem Augenblick, und in den heikelsten Umgebungen und Beschäftigungen wie eine Mauer umschwebte und mein ganzes Wesen in Aufregung setzte, in einen Zustand, ähnlich dem einer Schwangern der Geburt nahe und in der Geburtsarbeit, ein liebend Festhalten und doch Hinausdrängen des, was vom eignen Wesen sich losgelöst hat, Ding für sich geworden ist ... Der Erbförster, die Judith und die Lea, auch selbst die Heiterethei schwebten mir in solchen Anschauungen vor ... Beim Anhören einer Beethovenschen Sinfonie stand das Bild plötzlich vor mir, in glühend karmoisinem Lichte, wie in bengalischer Beleuchtung, eine Gestalt, die mit ihrer Gebärde im Widerspruch, ohne daß ich noch wußte, wer die Gestalt, noch was ihr Tun sei. Das wurde mir erst allmählich klar, wie die Fabel entstand, wobei mein Wille und alle bewußte Tätigkeit sich passiv verhielten."

Die durch die Musik erweckten Farbenvorstellungen, die auch im vorstehenden Bekenntnis wieder eine so große Rolle spielen, scheinen für viele Menschen den Hauptgegenstand der Musikphantome darzustellen. Bei ihnen kommt es dann selten oder nie zu ausgesprochenen Szenenbildern, sondern das farbige Element gewinnt so sehr die Oberhand, daß alle andren Eindrücke, ja, die Musik selber, dahinter zurücktreten. Ein Beispiel hierfür, in dem jedoch die Szenenbilder wenigstens noch angedeutet sind, liefert Ludwig Ganghofers Autobiographie, die unter dem Titel: „Lebenslauf eines Optimisten" in den „Süddeutschen Monatsheften" erschien. Darin heißt es (1909, Heft 7, S. 66/67):

„Wenn er die Messe dirigierte, die Orgel spielte und von seinem unsichtbaren Chorsitz diese herrlichen Klänge auf uns kniende Jungen niederrauschen ließ, da überkamen mich traumhafte, seltsam wogende Stimmungen, die ich nicht schildern kann. Und wenn Herr Kerler auf der Orgel mit wechselnden Tonarten phantasierte, bekam oft plötzlich die ganze Kirche vor meinen Augen eine intensive, einheitliche Farbe; alles erschien mir rot oder ährengelb oder in prachtvollem Blau. Das dauerte immer nur wenige Sekunden und verschwamm dann wieder. Meistens sah ich nur eine einzige Farbe, und wenn sie zerflossen war, blieb alles so, wie es in Wirklichkeit war. Doch manchmal — wenn die Tonart, während ich eine Farbe

sah, mit raschem Übergang wechselte — verwandelte sich diese Farbe ebenso rasch in eine andere, die noch stärker leuchtete. Das war immer so namenlos schön, daß mir ein süßer Schauer durch Herz und Sinne rieselte. — Dieses Farbenschauen meiner Augen, bei tiefer Wirkung guter Musik, verstärkte sich noch in späteren Jahren. Irgendwelche Gesetzmäßigkeit in dieser Erscheinung hab' ich bisher nicht konstatieren können. Aber es gibt ein paar musikalische Werke, bei denen ich stets die gleiche Farbe sehe. Wenn ich Wagners Rheingold höre, kommt immer ein Augenblick, in dem das ganze Bild der Bühne für mehrere Sekunden von einem brennenden Goldgelb überflossen wird. Und spiele ich mit meinen Kindern das erste Trio von Haydn, so erscheint mir das Notenblatt gegen Ende des ersten Satzes in einem matten Rotviolett, das sich, wenn wir ohne Unterbrechung gleich das Adagio cantabile beginnen, in ein tiefes Stahlblau verwandelt. Im Allegro non troppo der C-Moll-Sinfonie von Brahms, die ich bis jetzt drei- bis viermal hörte, sah ich jedesmal das gleiche Scharlachrot — und einmal sah ich in dieser Farbe eine weite Himmelsferne mit langgestreckten, in Scharlach brennenden Wolkenzügen, über die eine hohe, in ein tieferes Rot gekleidete Frauengestalt wie schwebend dahinglitt. Alle leidenschaftlich empfundene Musik verwandelt sich für mich in Bilder, die ich sehe, während ich die Musik für Sekunden und Minuten nicht mehr zu hören glaube. Am häufigsten und stärksten kommen mir solche Bilder und Farben bei Schumann und Beethoven. Früher war's auch bei Wagner so."

Die Verknüpfung von Farbenvorstellungen oder auch vollständigen Farbenvisionen mit musikalischen Eindrücken ist ziemlich weit verbreitet und dürfte noch häufiger vorkommen, als die Neigung zu Musikphantomen. Sie findet sich auch bei Musikern nicht eben selten. So ist es bekannt, daß Franz Liszt von seinem Orchester oftmals verlangte, es solle „mehr violett" oder „mehr rot" spielen. Ähnliches wird von Raff berichtet. Die Personen, die zu einem derartigen „Farbenhören" neigen, empfinden ihre optischen Phantome mit so großer Lebhaftigkeit, daß sie, wie Franz Liszt, in den irrigen Glauben verfallen, alle andren Menschen müßten genau dasselbe empfinden, wie sie selbst. So hatte z. B. die berühmte Serpentintänzerin Loie Fuller zeitweise die Idee, die jeweiligen „Farben" der Orchestermusik in den Beleuchtungseffekten ihrer schillernden, flatternden Gewänder wiederzugeben. Sollte sie diese Idee verwirklicht haben, so wird sie vermutlich bei den Zuschauern wenig Verständnis gefunden haben, weil sie eben vergaß oder nicht wußte, daß ihre rein individuellen musikalischen Farbenassoziationen von andren Personen durchaus nicht geteilt zu werden brauchten. Die Lebhaftigkeit der Farben ist zuweilen so groß, daß mir einer meiner Gewährsmänner, ein psychologisch gut geschulter Schweizer Professor, angab, er empfinde beim Hören der Freischütz-Ouvertüre oder beim Schlußsatz von Beethovens C-Moll-Sinfonie das strahlende C-Dur als ein so intensiv leuchtendes Weiß, daß er unwillkürlich, wie geblendet, die Augen schließen müsse. — Da auch häufig einzelne Töne oder Tonarten als bestimmte Farben empfunden werden, möchte ich es für psychologisch höchst wahrscheinlich halten, daß die eigenartige Begleitung in Schuberts Lied: „Die liebe Farbe" (in den „Müllerliedern"), wo während des ganzen, von der grünen Farbe handelnden Liedes von Anfang bis zu Ende unaufhörlich in hämmern-

den Sechzehnteln die Dominante Fis (das Original steht in H-Moll) ertönt, vom Komponisten gewählt wurde, weil von ihm eben der Ton Fis als grün empfunden wurde. Die Vermutung läßt sich nicht beweisen, aber bei der Häufigkeit des Farbenhörens hat sie jedenfalls viel für sich und ein andrer, rein künstlerischer Gesichtspunkt für die sehr eigenartige Begleitung ist nicht ausfindig zu machen!

Da Farbenhören und Musikphantome auch bei Malern zuweilen vorkommen, wird man die hier und da in der Literatur berichteten Fälle begreiflich finden, wonach Maler die Farbenkombinationen, die sie gerade für irgend ein Gemälde brauchten, sich mit Hilfe musikalischer Eindrücke klar zu machen bemüht waren. Etwas derartiges muß wohl auch Gottfried Keller einst gehört haben, der in seinen „Züricher Novellen" (im Kapitel „Grasmücke" des „Landvogts von Greifensee") einen solchen Fall folgendermaßen in psychologisch vollkommen richtiger Weise schildert:

„. . . Vor einem Flußbilde, auf welchem der Kampf des ersten Frührots mit dem Scheine des untergehenden Mondes vor sich ging, erzählte Landolt, wie früh er eines Tages habe aufstehen müssen, um diesen Effekt zu belauschen, wie er denselben aber doch ohne Hilfe der Maultrommel nicht herausgebracht hätte. Lachend erklärte er die Wirkung solcher Musik, wenn es sich um die Mischung delikater Farbentöne handelt, und er ergriff das kleine Instrumentchen, das auf einem mit tausend Sachen beladenen Tische lag, setzte es an den Mund und entlockte ihm einige zitternde, kaum gehauchte Tongebilde, die bald zu verklingen drohten, bald zart anschwellend ineinander flossen.

‚Sehen Sie,' rief er, ‚das ist jenes Hechtgrau, das in das matte Kupferrot übergeht auf dem Wasser, während der Morgenstern noch ungewöhnlich groß funkelt! Es wird heut in dieser Landschaft regnen, denk' ich!'"

In der Novelle wird dann weiter erzählt, wie die junge Dame, zu der der Maler Landolt diese Äußerungen tut und mit der er verlobt ist, über die ihr krankhaft erscheinenden Eigenheiten ihres Bräutigams derartig erschrickt, daß sie sogleich die Verlobung aufhebt. Wie sie über diese Dinge denkt, so urteilen viele, und es kann daher nicht nachdrücklich genug betont werden, daß sowohl das Farbenhören wie die Musikphantome vollkommen harmlose Eigentümlichkeiten ohne jede Spur einer pathologischen Erscheinung sind.

Nach den vorliegenden Berichten zu urteilen, scheint es, als ob bei einer und derselben Person die gleiche Musik auch stets die gleichen oder doch ungefähr gleichen Farben und Phantome auslöst. Ein klassisches Beispiel für die Präzision, mit der dies geschieht, liefert uns Grillparzer. Als er sich mit dem Plan seiner großen Medea-Trilogie trug und mehr als die Hälfte bereits ausgearbeitet hatte, starb seine Mutter. Die damit verbundene schwere seelische Erschütterung, eine nachfolgende Reise nach Italien, eine Krankheit, häusliche Widerwärtigkeiten hinderten ihn dann jahrelang, die Arbeit fortzusetzen, und als er endlich daran ging, hatte er, aus Mangel an Aufzeichnungen, den gefaßten Plan gänzlich vergessen. Er erzählt nun:

„Während ich in meiner Erinnerung fruchtlos suche, stellte sich etwas Wunderbares ein. Ich hatte in der letzten Zeit mit meiner Mutter häufig Kompositionen großer Meister, für das Klavier eingerichtet, vierhändig gespielt. Bei all diesen

Sinfonien Haydns, Mozarts, Beethovens dachte ich fortwährend auf mein Goldenes Vlies, und die Gedankenembryonen verschwammen mit den Tönen in ein ununterscheidbares Ganzes. Auch diesen Umstand hatte ich vergessen und war wenigstens weit entfernt, darin ein Hilfsmittel zu suchen ... Da ereignete es sich nun, daß, wie wir (er und Karoline Pichler) auf jene Sinfonien geraten, die ich mit meiner Mutter gespielt hatte, nun alle Gedanken wieder daraus zurückkamen, die ich bei jenem ersten Spiel halb unbewußt hineingelegt hatte. Ich wußte auf einmal wieder, was ich wollte, und wenn ich auch den eigentlich prägnanten Standpunkt der Anschauung nicht mehr rein gewinnen konnte, so hellte sich doch die Absicht und der Gang des Ganzen auf. Ich ging an die Arbeit, vollendete die Argonauten und schritt zur Medea."

Wenn es auch im vorliegenden Fall nicht zu ausgeprägten Phantomen, d. h. zu rein visionären Gebilden gekommen zu sein scheint, so ist doch das Emportauchen dramatischer Szenen aus musikalischen Klängen im Grunde genommen genau dasselbe, und der Unterschied ist höchstens gradueller Art. Der Einfluß der Musik auf das dichterische Schaffen bleibt jedenfalls eigenartig genug. — Ähnliche Bekenntnisse von großen Dichtern finden sich auffallend häufig. So sagt Alfieri einmal:

„Ich finde immer, daß mein Geist, mein Herz und mein Verstand durch nichts so heftig und unermeßlich angeregt werden als durch Töne; überhaupt und insbesondere durch die Stimmen der Altisten und Sängerinnen. Nichts weckt in mir mehr und mannigfaltigere und schrecklichere Leidenschaften; fast alle meine Trauerspiele sind entweder unter dem Anhören der Musik oder wenige Stunden nachher von mir aufgefaßt worden."

Eine ähnlich weitgehende Einwirkung der Musik auf das dichterische, insbesondere das dramatische Schaffen, ist von vielen unsrer größten Dichter bekannt, so von Schiller, der selbst erklärte, seinem dichterischen Schaffen gehe stets eine „musikalische Gemütsstimmung" voraus, so von Hebbel, von dem sein Freund Kuh erzählt: „Das entstehende Gedicht kam ihm immer mit einer Melodie", so von Heinrich von Kleist, der selbst bekanntlich hochmusikalisch war und der einst den Ausspruch tat: „Ich habe von meiner frühesten Jugend an alles allgemein, was ich über die Dichtkunst gedacht habe, auf Töne bezogen. Ich glaube, daß im Generalbaß die wichtigsten Aufschlüsse über die Dichtkunst enthalten sind", so von noch gar manchen anderen. Näheres hierüber bringt die kleine Studie: „Aus der Werkstatt des dramatischen Genies" von S. Rahmer (Berlin, Gg. Reimer), der daraufhin sogar einen gesetzmäßigen Zusammenhang zwischen musikalischem Eindruck und poetischem Schaffen konstruieren will.

Jedenfalls scheint so viel festzustehen, daß gute Musik im musikalischen Menschen die Phantasietätigkeit und das Traumleben mächtig beeinflußt. Die Musikphantome, denen bisher noch nicht genügend viel Aufmerksamkeit geschenkt ist, sind ein vortrefflicher Beweis dafür, und sie können für den Dichter geradezu zur Inspiration werden.



Vogelgesang und Kunstmusik

Die von der älteren Musikwissenschaft oft allen Ernstes verfochtene Ansicht, daß der Mensch von den Vögeln das Singen und auf diesem Umwege überhaupt die Musik erlernt habe, ist längst aufgegeben. Andererseits wird Eduard Hanslicks Bemerkung, „das Tier, dem die Musik am meisten verdanke, sei das Schaf, weil aus seinen Gedärmen die Violinsaiten gedreht werden“ auch nur noch als ein Witz, dabei kaum als ein guter, eingeschätzt.

Wenn alle Künstler in der Natur die schöpferische Urkraft verehren, im innigen Verkehr mit ihr sich Erlösung von den zerstreuenden Einflüssen der menschlichen Gesellschaft suchen, an ihrer Schönheit sich stärken, von ihrem Reichtum sich befruchten, so muß auf den Musiker, so stark die Einwirkung der gesamten Natur auch sein mag, doch jene Betätigung derselben besonderen Einfluß üben, deren Ausdrucksmittel mit den künstlerischen des Musikers verwandt sind. Wie der Musiker den Ton benutzt, um der Außenwelt mitzuteilen, was in ihm lebt, so wirkt umgekehrt diese Außenwelt auf ihn am stärksten ein durch ihre Töne. Was das Auge dem Maler, ist dem Musiker das Ohr. Und so gewiß der Musiker vom Leben der Umwelt für seine Kunst nicht so viel bekommen kann wie der Maler, da er ja vorzugsweise seelisches Leben mitteilen will, so müssen doch für die sinnlichen Mittel seiner Kunst die verwandten sinnlichen Kräfte in der Natur von höchstem Einflusse sein.

So ergibt sich aus der einfachen Überlegung aller dieser Zusammenhänge der logische Schluß, daß die vollkommensten tonlichen Äußerungen, die die Natur außer in der Menschenstimme hervorbringt, auf die musikalisch schöpferischen Menschen zu allen Zeiten großen Eindruck gemacht haben müssen. Mag davon die Musik langer Zeiten nichts verraten, die Tatsache bleibt doch bestehen, genau so wie wir sicher sein dürfen, daß die für die bildende Kunst begabten Menschen auch damals durch die Naturerscheinungen befruchtet worden sind, als die Kunst nichts von dem Bemühen verrät, ein Abbild der Natur zu sein.

Das eine allerdings wird die Einwirkung der Natur auf den Musiker von der auf den bildenden Künstler und auch auf den Dichter dauernd unterscheiden, daß er viel weniger als jene beiden, unmittelbar und deutlich von diesen Eindrücken berichten kann. Der Dichter holt sich aus der Natur wenigstens eine Fülle von Vergleichen und Bildern und gewinnt aus ihrer getreuen Abschilderung oder der Mitteilung ihrer Lebensäußerungen zahlreiche und wirksame Stimmungskräfte. Der Musiker dagegen wird, je urmusikalischer, je unvermischter mit Elementen anderer Künste sein Schaffen ist, nur die ihm durch Natur geweckte Empfindung mitteilen.

Aber die Ästhetiker, die aus dieser Tatsache tonliche Malerei in der Musik im günstigsten Falle als hübsche Spielerei gelten lassen wollen, so sie sie nicht einfach als Verirrung verdammen, übersehen, daß diese lautmalende Kraft zu den Urkräften des Tones gehört, daß sie bei der ganzen Sprachbildung des Menschen z. B. von außerordentlicher Bedeutung gewesen sind. Es heißt gerade für die feinsten sinnlichen Kräfte des Tones wenig Empfindung haben, wenn man diese Fähigkeit der Lautmalerei verkennt. So äußerlich eine große Masse der diese Richtung pflegenden Programmusik auch sein mag, sie gehört zur natürlichen Musikäußerung. Jedes Kind zeigt uns das Bestreben, die Töne, die es von Tieren vernimmt, nachzuahmen; ja auch das Rauschen der Bäume, das Pfeifen des Windes, die zahllosen Geräusche lebloser Gegenstände wecken ihm den Wetteifer zu lautlicher Nachahmung. So wäre es töricht, der hochentwickelten Kunst der Töne dieses Gebiet versagen zu wollen. Und wenn wir dieses Streben als Selbstzweck der musikalischen Kunst vielleicht nur gering einschätzen können, als ein Mittel zum Zweck kann es vorzügliche Dienste leisten. Wir können uns übrigens die Mühe der ästhetischen Begründung dieser Tatsache sparen, indem wir einfach auf Beethovens Pastoralsinfonie oder auf zahlreiche Lieder Schuberts hinweisen. Was so große Künstler in so herrlichen Werken getan haben, trägt die Berechtigung in seinem Dasein in sich.

Überblicken wir von dem so gewonnenen Standpunkte aus die Musikliteratur, so werden wir über die Verwendung, die die höchste tonliche Äußerung der Natur, der Vogelgesang, in der Musik gefunden hat, überrascht sein. Aber in negativer Hinsicht. Es ist nicht allzu viel, was sich uns hier als Material darbietet, und auch das Vorhandene bezeugt kein reiches Naturstudium. Bei ruhigerer Überlegung der ganzen Entwicklung unserer Musik werden wir uns darüber freilich nicht mehr wundern. Wenn eine Kunst so durchaus auf ein künstliches, nirgendwo in der Natur begründetes Tonsystem aufgebaut werden kann, wie es bei unserer Musik der Fall ist, wenn somit das verwendete Material so ganz von der wirklichen Natur entfernt worden, so durchaus ein künstliches ist, so kann sich ein enger Zusammenschluß mit der Natur kaum einstellen.

Dann aber ist die Musik eine Stubenkunst. Sie erheischt nicht nur kein Zusammensein mit der Natur, sie verbietet es sogar bis zu einem hohen Grade, insofern sie aufs engste verbunden ist mit technischen Instrumenten, insofern auch ihre Notierungsweise zur Schreibtischarbeit zwingt. Dann kommt aber unser allgemeines Verhältnis zur Vogelwelt hinzu. Es prüfe einmal ein jeder sich selbst. Er wird ja noch eine ganz beträchtliche Zahl von Vogelnamen zusammenbringen. Viel kleiner ist schon die Zahl jener, die er am Gefieder deutlich erkennt. Ganz bedenklich aber schrumpft unser Wissen zusammen, sobald wir am Gesang den Sänger erkennen sollen. Und dabei stimmt noch in der Regel der größte Teil der ganz sicher abgegebenen Behauptungen nicht. Den Kuckuck freilich kennt jedes Kind. Wachtel, Amsel, der edle Sperling nicht zu vergessen, werden noch mit ziemlicher Sicherheit erkannt. Bei den Finken und Meisen sind es schon nur noch wenige, die die verschiedenen Abarten zu unterscheiden vermögen. Selbst die geliebte, viel gerühmte Nachtigall wird sehr oft verkannt und verwechselt, was um so leichter begreiflich ist, als sie ein ganz schlimmer Nachtschwärmer und dort, wo die Menschen zum Nachtschwärmen neigen, in den Städten nur selten nistet.

Zu dieser geringen Kenntnis von Vogelarten kommt die Schwierigkeit, eine Vogelstimme lautlich abzunehmen. Selbst wenn wir sie ganz deutlich hören, ist durch die Höhe der Vogelstimme das Übernehmen und Übertragen auf unsere Tonlage sehr erschwert. So sind die tonlichen Vorstellungen, die wir mit dem Begriff Vogelgesang verbinden, begreiflicherweise recht allgemeiner und unbestimmter Art. Und während auf der einen Seite ein Zwitschern und Tirilieren willkürlich gewählter Töne genügt, uns die Vorstellung vom Vogelgesang wachzurufen, würden auf der andern Seite phonographisch getreue Wiedergaben von Vogelstimmen durchaus nicht mit jener bestimmten Deutlichkeit wirken, wie wir es uns theoretisch wohl vorstellen mögen.

Die Komponisten sind nun auch Menschen, und die wirklichen Vogelkenner sind unter ihnen nicht häufiger, als bei anderen Berufen. Dr. phil. Bernhard Hoffmann weist in seinem Buche „Kunst und Vogelgesang“ (Leipzig, Quelle & Meyer, geh. ℳ 3.80) ihnen nach, daß sie in den weitaus meisten Fällen, in denen sie auf Vogelgesang Bezug nehmen, die Vogelstimmen falsch oder doch ungenau wiedergeben, daß sie viel häufiger willkürliche Vogelstimmen erfinden, als sich an die wirklichen in der Natur vorhandenen halten. Das alles ist nun freilich kein Vorwurf. Die Musik ist eben bislang ohne das ausgekommen. Aber vielleicht wären hier in der Tat für melodische Bildungen und auch in rhythmischer Hinsicht noch viele wertvolle Anregungen zu holen. Bevor wir den Weisungen der Schwärmer für „exotische“ Musik folgen und bei den Naturvölkern und den asiatischen Kulturvölkern uns neue Quellen für tonliche Gebilde zu erschließen suchen, läge es vielleicht näher, das von der Natur uns dargebotene Gebiet gründlicher zu durchforschen. Daß es gerade einige neuere Komponisten sind, die bislang am meisten von den Vogelstimmen sich haben anregen lassen, könnte als Beweis dafür dienen, daß wir uns in dieser Richtung bewegen. Zweifellos hat die Entwicklung unserer Musik einerseits die Fähigkeit der Tonmalerei sehr gesteigert, andererseits bei unseren Komponisten das Bestreben, die Töne der Umwelt getreulich wiederzugeben, vermehrt. Wenn man

schließlich sich bemüht, das Blöken von Hammelherden, das Brüllen von Ochsen, das Sausen der Flügel einer Windmühle möglichst getreu wiederzugeben, so wäre dieser Wetteifer dem Vogelgesang gegenüber jedenfalls besser angebracht und für die Hörer wesentlich erfreulicher.

Doch wir wollen diese grundsätzlichen Erwägungen abschließen und noch kurz an der Hand des erwähnten Buches auf die bisherige Verwendung des Vogelgesanges in unserer Kunstmusik hinweisen. Diese sorgfältig bearbeitete, wenn auch längst nicht das ganze Material verarbeitende Abhandlung bildet übrigens nur den kleineren Teil des erwähnten Werkes. Der größere behandelt „die Kunst i m Vogelgesang". Hier bringt der Verfasser sehr wertvolle, auf langjährigen Beobachtungen fußende Studien über die lautlichen und tonlichen Elemente der Vogelstimmen, über die Unterscheidung bei ein und demselben Vogel und bei verschiedenen Vögeln; die hohen Lagen; die Intervalle; die Motivbildung; Rhythmus, Metrik, Tempo und Dynamik des Vogelgesanges. Besonders fesselnd sind die Abschnitte über die höheren musikalischen Leistungen der Vögel, unter denen es rechte Virtuosen und Gesangskünstler gibt.

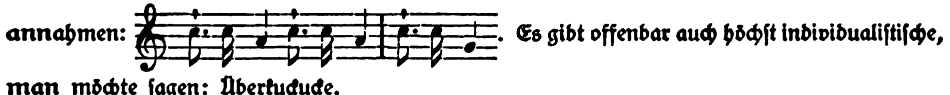
Bei der Betrachtung der Kunstmusik können wir von der unbestimmten, nur die allgemeinen Vorstellungen aufrufenden Verwendung der Vogelstimmen füglich absehen. Getreu übernommen wurde von allen Vogelstimmen in die Musik zuerst und dauernd am häufigsten der Kuckucksruf. Schon in einem um 1226 niedergeschriebenen Kanon des englischen Mönches Simon Fornsete „Der Sommer ist gekommen" erklingt dieser Kuckucksruf, der dann auch als einziger Vogelruf in das Volks- und Kinderlied Eingang gefunden hat.

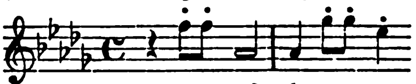
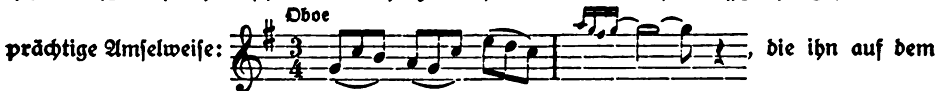
Das Volkslied sieht seiner Art nach den Sänger sogar recht persönlich und — wie's bei Musikanten zumeist der Fall — in wenig ergötzlicher Lage: „Der Gutzgauch auf dem Zaune saß, es regnet sehr und er wird naß." Und auch gutes musikalisches Gehör beweist das Volk, indem es den verschiedenen Tonabstand des Rufes wohl erfaßt: „Der Kuckuck drauf anfing geschwind Kuckuck! sein'n G'sang durch Terz, Quart, Quint."

Nun ist es freilich falsch, vom Komponisten zu verlangen, daß er die Vogelrufe, genau wie sie in der Natur vorkommen, verwenden solle. Der Künstler wird nicht nur stilisieren, sondern sehr oft auch nur leise andeuten. Gerade so feine Naturen, wie zum Beispiel Mozart, werden — wo es sich nicht um einen Scherz oder ein „Programm" handelt — kaum über eine zarte Andeutung hinausgehen. (Den Gesang seines Zimmervogels hat er im „Tagebuch" ganz genau notiert.) Eine solche aber kann sehr fein wirken, und so betonte ich schon früher, daß ich in Figaros Arie „Dort vergiß leises Flehn, süße Lieder" den Kuckucksruf herausklingen höre. Dem gegenüber rät Hoffmann „zur größten Vorsicht". Nun, ich sehe in jener Bemerkung keinerlei „Entdeckung"; mir war's ein Stimmungsmoment. Dieses aber ist entgegen der Meinung Hoffmanns wohl am Platze, und zwar gerade durch den Text, und nur deshalb erwähne ich das Ganze, weil es zeigt, wie leicht man die innige Verschmelzung von Text und Melodie gerade bei unsern älteren Meistern übersieht, weil wir — Übersetzungen gewohnt sind. Hoffmann verweist auf die Verse: „Da, wo Schwerter und Lanzen dir schimmern, sei dein Herz unter Leichen und Trümmern usw." Nun, der italienische Text, den Mozart komponierte, weiß von diesen schrecklichen Dingen nichts, sondern sagt: „Nun kannst du dich nicht mehr als verliebter Schmetterling Tag und Nacht herumtreiben und allen schönen Mädchen den Kopf verdrehen als lieblicher Narziß und verliebter Adonis. Nun ist's aus mit den hübschen Federchen, den zierlichen Hütchen, den gedrehten Locken, dem stutzerhaften Aussehen, den mädchenhaft zarten Wangen." Dazu paßt Kuckucksruf und allerlei verliebte Spielerei freilich besser als zu Leichen, Rettung von Städten und Ländern und willig vergossenem jugendlichen Blut. Wann endlich werden wir sinngemäße, das ist bei Mozart der Musik gemäße deutsche Übertragungen erhalten?

Was übrigens „die ganz andere Rhythmik" des Rufes bei Mozart betrifft [Notenbeispiel] so möchte ich auch dazu zwei Beobachtungen mitteilen — keineswegs, um damit zu sagen, daß

Mozart diese Art des Kuckucksrufes übernommen habe; denn er schaltete in jedem Falle frei mit dem Material —, sondern zum Vogelruf selbst. Ich habe zweimal Kuckucke im Dreischlag rufen hören, und zwar beide letztes Jahr. Den einen im Mai am Monte Senario in Toskana. Sein Ruf war eine ganz reine Terz und rhythmisch ein ganz deutlicher Anapäst: 

Der andere tollte von Mitte Juli bis in den August herein im großen Walde bei Angermünde von früh bis spät. Im Tonumfang wechselte der Ruf zwischen einer unreinen, nach der Verminderung gewendeten Terz und einer oft um etliche Schwankungen erhöhten Quart. Rhythmisch aber betonte dieser hitzige Herr immer den ersten Ton, und wenn er ganz besonders im Eifer war, ließ er sogar die Pausen zwischen den Rufen aus, die dann oft folgende Gestalt annahmen:  Es gibt offenbar auch höchst individualistische, man möchte sagen: Überkuckucke.

Besonders schön hat den Kuckucksruf Beethoven am Ende des zweiten Satzes der Pastoralsinfonie angebracht. An dieser Stelle erklingen auch die Stimmen der Nachtigall (von der Flöte) und der Wachtel (Hoboe). Außer Wachtel (u. a. Haydn und Schubert) und Nachtigall (schon bei dem alten Franzosen Jannequin 1529, seither sehr oft, aber selten gut, am treuesten in Johanna Kinkels „Vogelkantate") treten nur wenige Sänger auf. So der Pirol (bei Karl Loewe), die Zippe (ziemlich oft, aber meist mit andern Vögeln verwechselt). Goldammer, Gartenammer, Rotkehlchen und Kohlmeise sind bei Beethoven gut herauszuhören, ohne daß der Komponist so deutliche Hinweise gegeben hat, wie im oben genannten Falle. Die Kohlmeise gab auch eines der wichtigsten Motive  in Bruckners „romantischer Sinfonie". In Südwestdeutschland wird der Ruf meist als „Zit isch do" (Zeit ist da) umschrieben. Schulz-Beuthen verwertet in seiner „Frühlingsfeier" eine prächtige Amselweise: 

, die ihn auf dem Krankenlager oft erbaut hatte. Am umfänglichsten und in der Treue der Wiedergabe der Stimmen am absichtlichsten verwendet Vogelstimmen Jean Louis N i c o d é in der „großen Frühmesse im Walde" seiner ausgedehnten G l o r i a - Sinfonie. Leider hat Hoffmann diese Vogelstimmen noch nicht genauer untersucht; jedenfalls sind neben den schon genannten auch noch Grünspecht und Waldschwirrvogel vertreten.

Nur erwähnt seien die auf Vogelstimmen arbeitenden Musikscherze. So hat bereits der schon erwähnte Jannequin das Hühnergegacker musikalisch verwertet. Die Reihe ist viel länger, als Hoffmann sie angibt, der vor allem die altfranzösische Klaviermusik übersehen hat. Unlängst fielen mir auch einige lustige Streichquartette von Anton Rázek in die Hände, in denen u. a. außer einem „Morgen im Hühnerstall" auch ein „Spatzenkongreß" geschildert wird.

Am fruchtbarsten ist der Vogelgesang für Richard Wagner geworden. Er war selber ein musikalischer Siegfried, der die Vogelsprache verstehend zu belauschen wußte. Man mag bei Hoffmann im einzelnen nachlesen, der Goldammer, Pirol, Baumlerche, Nachtigall, Schwarzamsel, Waldschwirrvogel, Zippe, Stieglitz, Lerche und Kohlmeise als Hilfstruppen Wagnerscher Motivbildung nachweist. Übersehen ist das Taubengurren im zweiten Akt des „Tristan". Schon Haydn hat das Gurren nachgeahmt, nach ihm Karl Loewe im „Grab der Liebenden", dessen Melodiebildung auch sonst in der erwähnten Tristanszene nachklingt. Wir wollen hier nur noch die Analyse der Waldvögel im Siegfried übernehmen.

Dabei übertrage ich den Part der A-Klarinette in die Beschlüsselung der andren Stimmen. In das wachsende Waldweben erklingen auf einmal Vogelstimmen. Den Reigen eröffnet die Hoboe mit . Das ist der Ruf der Goldammer, auch Hämmerling genannt. Das weitere Singen spielt sich zwischen großer Flöte (obere Notenreihe) und Klarinette ab.

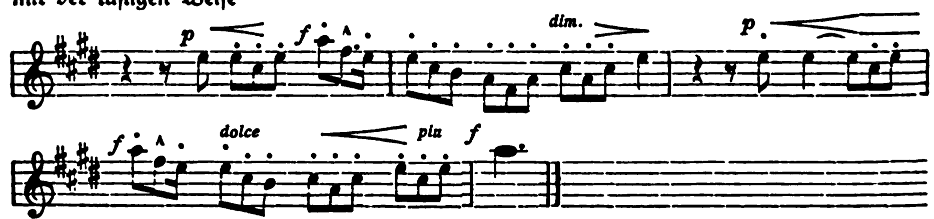
Pirol oder Goldamsel Pirol

Baumlerche oder Baumpieper

Nachtigall

Schwarzdrossel

Den Gesang der Flöte löst dann die Klarinette ab und beschließt ihn als Schwarzdrossel mit der lustigen Weise



Beim Anhören dieser schönen und beredten Motive und in Erwägung der dramatischen Bedeutung, die sich mit ihnen verbinden ließ, dürfte über die Wichtigkeit, die der Vogelgesang als Fundgrube melodischen Materials gewinnen könnte, kein Zweifel möglich sein.

Karl Storck



Zu unserer Notenbeilage

Ferdinand Krauß, von dem unsere Notenbeilage vier Kinderlieder bringt, ist einer der allzu früh Gestorbenen. Am 15. Februar 1856 in Hattenhofen bei Göppingen geboren, wuchs er in einem musikalisch reich angeregten Pfarrhause auf. Sein Vater war Mitherausgeber einer Liedersammlung, die noch jetzt in den höheren Schulen Württembergs eingeführt ist. Auch Ferdinand Krauß ergriff zuerst das theologische Studium, wandte sich dann aber der Musik zu und wurde ein von seinen Lehrern mit großen Hoffnungen begleiteter Schüler des Stuttgarter Konservatoriums, an dem er schon 1880 als Lehrer für Orgelspiel zugelassen wurde. Die Orgel war sein Lieblingsinstrument. Ihr gelten auch die meisten seiner Kompositionen, von denen einige jetzt nachträglich veröffentlicht worden sind. Leider starb er schon mit einunddreißig Jahren am 3. September 1887. — Auch unsere Kinderlieder verraten den Orgelmeister oder doch den in der strengen Schule kirchlicher Kunst Herangereiften, vor allem in der Begleitung. Im übrigen aber sind die Lieder so einfach in der Melodieführung, dabei so echt und keusch in der Empfindung, daß die Kinder sie nicht nur gern von den Erwachsenen hören, sondern sie auch selber gern singen werden.





Kunst und Geschäft

Es gibt keine größeren Gegensätze als diese zwei. Während das eine von ihnen eine Geistesmacht ist, hat das andere die Grundsätze des Materialismus, während das eine gibt, nimmt das andere, während das eine um seiner selbst willen getrieben sein will, ist Kunst dem andern nur Mittel zum Zweck, während das eine Durchgeistigung und Verinnerlichung verlangt, der Menschheit ihr Paradies im Inneren geben soll, führt das andere zur Veräußerlichung, während das eine zur Natur zurückführen möchte, ist dem anderen Reichtum und Wohlleben Endziel. Es ist ein Zeichen von der Unvollkommenheit unserer Zustände, daß die Kunst sich in einem ihr unwürdigen Abhängigkeitsverhältnis zu einer Macht befindet, die mit ihren Bestrebungen in direktem Widerspruch steht, aber um der Menschheit, die im allgemeinen nicht viel Zeit und Interesse für künstlerisches Denken und Fühlen, für die Ziele und Ideale des Künstlers hat, die Erzeugnisse jener zu übermitteln, um den an ihr Arbeitenden Brot zu schaffen, dazu braucht's des Kaufmannsstands. Wenn also Kunst ohne Geschäft nicht auskommen kann, so ergibt sich die Frage: *In welchem Verhältnis sollen beide zueinander stehen? Wie steht es damit in unserer Zeit speziell in der Musik?*

Zu allen Zeiten hat ein Kampf der schöpferischen Geister, die mit Glücksgütern fast durchweg ursprünglich stiefmütterlich bedacht waren, mit den Vertretern des Kapitals stattgefunden. Ein großer Teil der bekannten Tragik des Genies (rechnen wir hiezu auch das bedeutende schöpferische Talent) hat gerade darin bestanden, sich mit denen auseinanderzusetzen, welche die Mittel zur Realisierung seiner idealen Bestrebungen hergeben sollten. Aber sogleich, sobald sie miteinander in Berührung kamen, prallten die grundverschiedenen Anschauungen aufeinander. Ist dem Genie bestimmt, Altes zu stürzen, Neues zu bringen und zu pflanzen, eine Forderung, die innere Kämpfe verursachen wird, so ist es den Vertretern des Kapitals in erster Linie darum zu tun, das Bestehende nach allen Richtungen auszubeuten, die Strömungen des Zeitgeistes und der Mode zu erfassen und auszunützen und, um einen möglichst ausgedehnten Absatzboden zu gewinnen, auf die Masse zu wirken. Was sollen ihnen ideale und darum unfruchtbare Bestrebungen, die keine sicheren Garantien bieten und im besten Falle erst nach langer Zeit Erfolge bringen können? Wohl sind auch sie unter Umständen nicht abgeneigt, den Fortschritt mitzumachen. Man hat schon von Opfern gesprochen, die dieser oder jener Verleger einer guten Sache, einer Richtung zuliebe gebracht. Ich glaube aber, es heißt Natur und Zweck des Geschäftslebens verkennen, will man solchen Taten das Mäntelchen der Selbstlosigkeit, des Idealismus umhängen. Man soll doch dem Kaufmann nicht Gefühle zumuten, die er nicht hat, nicht haben *kann*. Kunst ist für ihn einfach nichts anderes als *Ware*, und diese an den Mann zu bringen und für seine Leistungen nach Möglichkeit entschädigt zu werden, muß und wird

stets sein Bestreben sein. Und selbst, wenn es augenblicklich den Anschein hat, als ob das Interesse für die Sache das geschäftliche zurückdrängen wollte — die geschäftliche Spekulation steckt doch im Hintergrunde und wird, wenn auch augenblicklich auf pekuniären Erfolg nicht zu rechnen ist, eben auf die Zukunft bauen, welche die ersehnte Goldernte nachholen, sogar ein Monopol in der Sache bringen kann. Wir haben eine Menge Parasiten in der Kunst, Leute, die mit ihr gar keine innere Verbindung haben, denen sie einfach die zu melkende Kuh ist. Ich denke hier einmal an das Unternehmertum und Agenturwesen, das sich in unserer, mit allen Raffiniertheiten der Geschäfte- und Reklamemacherei arbeitenden Zeit so ungebührlich breit, ja geradezu unentbehrlich macht. Welche Riesensummen, die nutzbringend für die Hebung und Verbreitung der Kunst selbst verwendet werden könnten, bleiben hier an Leuten hängen, die mit ihr im Grunde genommen gar nichts zu tun haben, die schließlich ebensogut auf einen anderen Artikel reisen könnten. Will heutzutage der Kunstnovize vorwärts kommen, in weiteren Kreisen bekannt werden und zu Stellung gelangen, so bleibt ihm fast nichts anderes übrig, als mit solchen geschäftlichen Unternehmungen zu arbeiten. Welche Prozente hier oft verlangt werden, weiß jeder, der schon einmal das zweifelhafte Glück hatte, diesem Unternehmertum in die Hände zu fallen. Hier heißt es einfach: Haben Sie Geld, so haben Sie Aussichten; haben Sie keines, so bedauern wir —! Mißlich genug ist es, daß unsere maßgebenden Persönlichkeiten infolge von Arbeitsüberhäufung und ihrer, gestehen wir es nur, oftmaligen Bequemlichkeit ihren Bedarf an neuen Kräften auf diese Weise decken. Bei gutem Willen ließen sich doch vielleicht an größeren Kunstinstituten Persönlichkeiten finden, an die sich der Novize wenden, deren Urteil über ihn von anderen Gesichtspunkten aus gegeben würde.

In größerem Maßstabe noch ist der allmächtige Kapitalismus am Kunstbetrieb durch das Verlegertum beteiligt. Wie entwürdigend, wie niederdrückend es ist, seine Aussichten als Komponist vom Wohl- oder Übelwollen dieser Kreise abhängig zu wissen, das haben unsere alten Meister schon erfahren. Bach, der in seinem beschränkten Wirkungskreise still und arbeitsam wirkte, der von der Enge der Verhältnisse förmlich erdrückt in erster Linie darauf bedacht sein mußte, seiner großen Familie Brot zu erwerben, er mußte erst lange nach seinem Tode der Vergessenheit entrissen werden. Dann aber stürzte das Verlegertum, das sich um den Mann bei seinen Lebzeiten wenig gekümmert hatte, beutegierig auf die neuentdeckten Geistesschätze, um sich an ihnen zu bereichern; seine Hinterlassenschaft wurde durchsucht und in Besitz genommen, und der einfache Mann, der sich bei Lebzeiten nie eine solche Ehre hätte träumen lassen, unter die ersten in der Kunst der Töne eingereiht. Ein Mozart hatte zeitlebens sich mit Theaterspekulanten à la Schikaneder herumgeschlagen, die bemüht waren, sein Können ihren Geschäftsinteressen dienstbar zu machen, die ihm noch Anweisungen darüber geben wollten, wie er es zu machen habe, damit ihr Weizen recht blühe und das liebe Publikum sich ja für sein Geld recht amüsieren könne, an Ungewohntem sich nicht zu stoßen und zu viel zu denken brauche. Dem Verlegertum, das seine Leute kannte, waren die Kompositionen zu wenig dem Modegeschmack angepaßt, zu wenig gangbare Ware und somit mußte, um Veröffentlichung zu ermöglichen, Gönner- und Subskriptionswesen nachhelfen. Als endlich die Zauberflöte und Don Juan ungeheure Erfolge brachten, als Mozart anfing, nicht nur zu Namen, sondern auch zu Geld zu kommen, da war er bereits dem Tode verfallen und sogar die Kosten des Begräbnisses mußten von fremder Seite getragen werden. Wohin floß nun der Gewinn? — Wie in der Regel, hatte der geistige Urheber die Ehre, zu den Unsterblichen gezählt zu werden, während andere sich die Taschen füllten. — Auch durch das Leben Schuberts zieht sich wie ein grauer Faden der Kampf ums Dasein, die Geldmisere. Er will Reisen machen, Beziehungen anknüpfen — er hat kein Geld dazu und muß zu Hause bleiben. Er will hilfsbereite Freunde aufsuchen, er möchte Konzerte veranstalten, in denen seine Kompositionen vor das Publikum gebracht werden sollen — seine Mittel erlauben es nicht und er muß davon abstehen. Stundengeben ist ihm zuwider, eine seinen Fähigkeiten entsprechende öffentliche Stellung findet sich nicht, er möchte (wie rührend naiv!) von dem

Ertrag seiner Kompositionen leben, allein die Verleger schicken ihm unter allerhand Vorwänden seine Manuskripte zurück. Sogar als sein „Erlkönig" und andere seiner besten Lieder in Privatgesellschaft vorgetragen wurden und dort Aufsehen erregten, halten sich die Verleger reserviert und seine Freunde müssen sich daran machen, auf eigene Kosten die Schubertschen Schöpfungen drucken zu lassen. Entgegen dem geschäftlichen Kalkül und der fachmännischen Prognose finden sie rasche Verbreitung, so daß man auf dieselbe Weise rasch hintereinander 12 Hefte mit anderen Kompositionen drucken lassen kann. Endlich kommen auch Konzerte zustande. Das Publikum wird gewonnen und setzt sich damit in Gegensatz zur Kritik, die Schubert zu starkes Modulieren, zu grelle Harmoniefolgen usw. vorwirft. Nun fängt auch das Geschäft an sich für die Sache zu interessieren — da stirbt der Sohn der Lieder, und seine Freunde können ihm von dem Ertrag der letzten Konzerte nur ein bescheidenes Denkmal errichten. Was half's ihm, der seiner Lebtage nicht aus den Geldverlegenheiten herauskam, dessen frohsinnige Natur durch alle diese Miseren in psychische und physische Abspannung geriet, der sich „als Sklave jedes elenden Krämers fühlte", was nützte es ihm, daß man später mit Pomp seine Gebeine in einem Ehrengrab nochmals bestattete? Was hatte er davon, daß nun das Verlegertum allmählich seine sämtlichen Werke druckte und sich die Taschen füllte?

Einer der wenigen genialen Komponisten, die noch bei Lebzeiten die Früchte ihres Schaffens ernten konnten, war Richard Wagner. Auch durch sein Leben bis ins reife Mannesalter ziehen sich die Kämpfe um die Existenz und Realisierung seiner Pläne. Oft von Geldmitteln ganz entblößt, weiß er nicht mehr, was tun. Er wendet sich an erste Verleger; sie weisen ihn zurück, er erlahmt nicht; endlich gelingt es ihm, seinen „Tannhäuser" anzubringen. Aber bei dem großen Aufwand, den die Inszenierung seiner Werke erfordert, bei seinen Forderungen, die sich gegen den hergebrachten Theaterschlendrian wenden, bei der Zurückhaltung, die ihm immer wieder von den Vertretern des Kapitals gezeigt wird, bei den Anfeindungen durch Leute vom Fach und von der Presse, die seinen Bestrebungen entgegenarbeiten und das Publikum ungünstig zu beeinflussen suchen, bei seiner ganzen, zum Sparen nicht veranlagten Künstlernatur, kommt er lange nicht auf einen soliden Boden, gerät im Gegenteil immer wieder in die größte Klemme, trotzdem er sich oft als wahres Pumpgenie ausweist. Als ihm endlich die Erfüllung seiner über den gewöhnlichen Philisterhorizont hinausgehenden Ideen winkt, da ist es kein Geldmann, der ihm hiezu verhilft, sondern ein hochsinniger Fürst, und nun erst setzt auch das Privatkapital tüchtig ein und ermöglicht ihm, endlich aus den materiellen Sorgen herauszukommen. Neben seiner zähen Energie und dem hilfreichen Einspringen des bayerischen Königs hatte Wagner diese günstige Wendung seines Daseins dem Umstand zu verdanken, daß das Theater bei dem Hang des Publikums, nicht nur zu hören und innerlich zu erleben, sondern auch mit den Augen zu genießen, für den Fall, daß Werke einschlagen, der beste Absatzboden in der Kunst ist.

Wenn nun aber unsere Großen in der Kunst derart zu kämpfen hatten, bis sie überhaupt von der Verlegerwelt beachtet wurden, ja, wenn viele von ihnen erst nach ihrem Tode von dieser Seite aus der Allgemeinheit zugänglich gemacht wurden — wie viel schwerer wird es dem Talent, dem echten, ebenfalls vom Modesinn nicht angekränkelten, das sich zwar nicht auf der Höhe der vorigen bewegt, aber dennoch Anspruch auf Beachtung und Verbreitung machen kann, das vielleicht nur einiges wenige wirklich Bedeutende hervorgebracht, doch in seiner Art ebenfalls künstlerische Wirkungen erzielen könnte, da seine Werke und Werkchen von einem weiteren Publikum erfaßt und zu eigen gemacht werden können. Ich denke hier nicht an die von Zeitgeist und Mode getragenen Produkte gewisser Komponisten. Diese werden zu allen Zeiten unschwer sich durchsetzen und stets bei der Gangbarkeit ihrer Erzeugnisse die Lieblinge der Verleger sein. Da sie nur dem oberflächlichen Musiksinn entgegenkommen, so könnten sie nicht einmal so viel Schaden anrichten, wenn ihre Produkte nicht den ganzen Markt überschwemmen und die Verleger derart in Anspruch nehmen würden, daß diese oft selbst bei gutem Willen nichts

mehr annehmen können. Hat einmal etwas, was den Modeton und allgemeinen Geschmack so recht geschickt getroffen, tüchtig eingeschlagen, so wird vom Urheber und seinen Gesinnungsgenossen entzückt in dieser Weise weitergearbeitet. Fabrikmäßig wird diese gangbare Ware hergestellt und fast unbesehen vom Verleger angenommen, da er weiß, daß beim Publikum mit seinem Personenkultus der Name schon genügend zieht und er hierdurch selbst für den Fall, daß die Komposition nicht wie die früheren einschlagen sollte, auf seine Kosten und darüber hinauskommen wird. Ich denke hiebei namentlich an die sogenannte volkstümliche, weil liedertafelmäßige, und die Salonliteratur. Die enormen Summen, die mit dieser untergeordneten Art musikalischer Produktion verdient werden, die vielen Blätter, die ihre Anpreisungen in den Katalogen ausfüllen, sprechen deutlich für ihre weite Verbreitung, und daß durch sie der Boden für die Aufnahme des wirklich Wertvollen nicht aufnahmefähig gemacht wird, weiß jeder, der Musikunterricht erteilt oder sonst Gelegenheit hat, musikalisch erzieherisch tätig zu sein. Direkt schädlich wirken aber diese Erzeugnisse dadurch, daß der Verleger, dem es doch nur um den pekuniären Erfolg sein kann, sie zum Maßstabe nimmt und an ihnen über Wert oder Unwert einer Komposition allein vom Standpunkt der Rentabilität entscheidet. Sogar erste Verlage, die einen Weltruf haben, schämen sich nicht, derartige seichte Ware zu führen. „Das Publikum liebt sie eben, ergo führen wir sie."

Etwas Ungesundes und den Fortschritt Hemmendes, ein Mittel der Veräußerlichung, ist auch der übertriebene Kult, der mit allem, was unsere führenden Geister uns hinterlassen haben, getrieben wird. Nachdem diese zum größten Teil von ihrer Mitwelt und in erster Linie von dem Verlegertum vernachlässigt und ignoriert worden waren, setzt nun, als ihr Wert endlich erkannt wurde, ein derartiger Kultus, eine solche übertriebene Vergötterung ein, daß es den Anschein hat, als sollte alles, was früher zu wenig getan wurde, jetzt doppelt und dreifach nachgeholt werden. Man erhebt sie, die doch auch nur als Menschen mit menschlichen Bedürfnissen, Leidenschaften und Schwächen auf Erden gewandelt, zu Halbgöttern; dicke Bücher werden über sie geschrieben, ihr Leben, das sie einst so viel Unerfreuliches erfahren ließ, wird bis in die dunkelsten Winkel durchforscht, unbedeutende Ereignisse werden wichtig zu Aktionen aufgebauscht. Man errichtet Museen, in denen auch des Meisters Schnupftabaksdose nicht fehlen darf; man druckt alles, was er überhaupt geschrieben, als ob nicht Sachen in jedem Nachlaß wären, die in einer wenig glücklichen Stunde geschrieben wurden, oder nur als Studien, Bestellungsarbeiten, problematische Versuche gelten können. Anstatt den wahren Wert jener Größen sachlich festzustellen, sie in den Entwicklungsgang aller Kunst einzureihen und das wirklich Bedeutende und deshalb Unvergängliche der Menschheit als geistiges Eigentum zu übermitteln, gefällt man sich in dieser billigen Verhimmelung und vergißt vor lauter Rückwärtsschauen die Gegenwart, ihre Bestrebungen und die an ihr Arbeitenden, so daß sich zu leicht immer dieselben Vorgänge wiederholen. Die Toten sind hier geradezu zu Feinden der Lebenden geworden. Wie gut ließe sich das Geld und die Mühe, die an solche wahllose Gesamtausgaben verschwendet werden, in anderer der Kunst dienlicherer Weise verwenden, wollte man nur mit der nötigen Nüchternheit und Sachlichkeit bei der Auswahl zu Werke gehen. Aber gerade das Verlegertum arbeitet mit an dieser übertriebenen Beweihräucherung, weiß es doch, daß ihr Segen ihm in die Tasche fließt. Je mehr Reklame gemacht wird, je mehr die Mode sich des Tonsetzers bemächtigt, um so schöner blüht sein Weizen.

Man klagt viel über Überproduktion, und dies mit Recht. Da das Angebot die Nachfrage übersteigt, so gehört gar keine große Prophetengabe dazu, um über kurz oder lang einen großen Krach in Aussicht zu stellen. Der Musiker, der ohnedies durch die Erwerbstätigkeit stark in Anspruch genommen wird, hat selbst beim besten Willen keine Zeit, von all dieser Fülle von Neuerscheinungen Kenntnis zu nehmen. Zudem geht es ihm wie einem großen Teil des Publikums: Das Reklame- und Cliquenwesen hat ihn mißtrauisch gemacht, denn Anpreisung und wirklicher Wert stehen selten im richtigen Verhältnis, und wer sich vollends

klar darüber ist, daß alles wahre Schaffen eine Ansammlung und Konzentration seelischer Kräfte verlangt, der kann sich nicht anders als etwas reserviert unserer rasch arbeitenden künstlerischen Produktion, auf die etwas vom Zeitalter der Maschinen abgefallen zu sein scheint, verhalten. Die Schuld an dieser Überschwemmung liegt einmal bei deu Musikern selbst. Jeder, der sich die kompositionstechnischen Fähigkeiten erworben hat, wähnt auch, das nötige Zeug zum Komponisten zu haben. Man kennt seine alten und neuen Meister, man verspürt Drang und Liebe zur Sache, zumal man sich darüber klar ist, daß der Ruhm des Komponisten den des Virtuosen überdauert; man verfügt über eine gute allgemeine Bildung, kennt seine deutschen Dichter, hat poetische Ideen, beherrscht auch die orchestralen Mittel. Die äußere Technik wächst mit deren Handhabung; trotzdem geht den Schöpfungen das ab, was das echte schöpferische Talent wie das Genie ausmacht, jener Funke, der überspringt, zündet und elektrisiert. Und diese Leute sind es, die zu allen Zeiten der echten Kunst, die nur spärlich fließt, weil sie Sammlung und innerliche Reife verlangt, den Weg versperren. Nicht die Gemeinheit, die Oberflächlichkeit schadet ihr so sehr, nein, die begabte Mittelmäßigkeit ist es, die den Markt überschwemmt und, da sie keine Gesetze der Zurückhaltung und innere Verarbeitung kennt, mühelos weiterproduziert und somit diese Sintflut verursacht. Auch im künstlerischen Schaffen macht sich der nervöse Zug unserer Zeit bemerkbar. Man glaubt, durch ununterbrochenes Produzieren sich als schöpferische Kraft ausweisen zu m ü s s e n, man ist unglücklich, wenn der Quell nicht fließt, und sucht nach allen möglichen Reizmitteln, um eine künstliche Befruchtung zu erzielen. Man weiß nicht mehr den Wert des Brachliegens zu beurteilen, man treibt musikalischen Raubbau, und dabei wundert sich die Mitwelt, daß immer noch keine Früchte von dauerndem Wert entstehen.

Zum anderen liegt die Schuld dieser Überproduktion beim Verlegertum selbst. Kunst ist ein rentabler Artikel, wenn ihr die Wege ins Publikum geöffnet sind, wenn sie „geht“. Wohl ist es wahr, daß heutzutage es nicht leicht ist, Neuerscheinungen gangbar zu machen. Da das Publikum eine schwer zu bewegende Masse ist, besonders wenn es gilt, in die Tasche zu greifen, und auch die Reklame immer mehr versagt, so muß eben der Autoritätsglaube und der Modezwang herhalten. Man muß jenem „vielköpfigen Ungeheuer“ klar zu machen verstehen, daß es gewisse Komponisten kultivieren m u ß, um zu den musikalisch Gebildeten zu gehören, um nicht als rückständig zu gelten. Gelingt es nun, Leute von Namen für die Sache zu interessieren, so wird ihr Urteil an die große Glocke gehängt. Das weitere besorgt schon die Konvenienz, wenn nur erst einmal ordentlich der Boden gelegt ist und die musiktreibenden Kreise in der Gesellschaft anfangen, sich mit der Sache zu befassen, es als zum guten Ton gehörig zu empfinden, im Musiksalon neben den Klassikern und Romantikern auch die Schöpfungen Hugo Wolfs, Max Regers u. a. aufzulegen. Was Fräulein Laura singt und Fräulein Rosa spielt, darf ihre Freundin Klara auch nicht missen. Ob die Begeisterung echt ist, ob man wirklich Verständnis hat für das, was der Komponist an Neuem gebracht, ob man Stilkenntnis und tiefere musikalische Bildung sich angeeignet hat, danach fragen in der Regel weder Verleger noch Publikum.

Wie stellt sich nun der S t a a t, der doch einer Kunst von solch kulturellem Wert nicht gleichgültig gegenüberstehen kann, dem doch die Schaffung besserer Daseinsbedingungen für ihre schöpferischen Kräfte eine Gewissenspflicht sein sollte, diesen unleugbaren traurigen Verhältnissen gegenüber? — Für den frei schaffenden Künstler tut er so viel wie gar nichts. Seine hauptsächliche Leistung erstreckt sich auf den Bau und Unterhalt der Akademien. Diesen aber als aus- und nicht anbauenden Werkzeugen ist bei ihrem mehr oder weniger konservativen Charakter im Hinblick auf den Fortschritt in der Kunst sehr wenig Bedeutung beizumessen, und selbst, wenn sich freiere Elemente und Richtungen in ihnen bemerkbar machen, ist es fraglich, ob wirklich von ihnen Werte von Dauer gezeitigt werden. Im ganzen genommen fährt der Staat fort, die jüngste der Künste bzw. ihre schöpferischen Kräfte stiefmütterlich zu behandeln. Man unterstützt die architektonische und die plastische Kunst, man baut Staatsgalerien und erwirbt

für diese die nach dem Urteil maßgebender Persönlichkeiten zum Ankauf berechtigten Werke. Die musikalischen Neuschöpfungen aber sind allein auf das Privatkapital angewiesen. Es ist meines Wissens noch nie dagewesen, daß der Staat Kompositionen bedeutender lebender Musiker angekauft und sie wie die in den Staatsgalerien angesammelten Werke dem weiteren Publikum zugänglich gemacht hätte. Wenn man etwas getan hatte, so kam es der Vergangenheit zugute. (Man denke an die Tausende, die erst kürzlich für die Gesamtausgabe des Haydnschen musikalischen Nachlasses ausgegeben wurden.) Daß die meisten unserer schöpferischen Geister bei Lebzeiten nicht genügend beachtet wurden, mit Not und Sorge schwer zu kämpfen hatten, ist wohl auch den Vertretern des Staats eine wohl bekannte Tatsache. Daß auch heutzutage die Verhältnisse kaum günstiger liegen, wird niemand leugnen, der sie kennt. Es liegt also die Gefahr nahe, daß sich ähnliches wie in früheren Zeiten wiederholt, zumal heutzutage von seiten der Verleger vielfach noch direkte Ansprüche an die pekuniäre Leistungsfähigkeit der Komponisten gestellt werden. Mit dem Hinweise auf den billigen Spruch „Das Gute bricht sich selber Bahn" ist es auch nicht getan, denn dieses soll sich noch bei Lebzeiten seines Urhebers und nicht erst im Greisenalter oder nach seinem Tode geltend gemacht haben. Wahre Kunst fußt auf dem Volkstum, trägt deshalb einen gewissen Kern der Popularität in sich. Es handelt sich nur darum, den Kontakt zwischen ihr und den besseren Elementen im Volke herzustellen. Es wäre nun Aufgabe jedes Staates, dem die Schaffung kultureller Verhältnisse am Herzen liegt, einmal künstlerisch Wertvolles an sich zu bringen und zu vertreiben, zum andern aber durch Veranstaltung von Konzerten, in denen die Werke Unbekannter aufgeführt würden, durch Preisausschreiben, Stipendien und Ehrenhonorare den Komponisten die Hand zu bieten. Es sollte hiedurch sich anbahnen, daß der materielle Gewinn unserer *besseren* künstlerischen Produktion der Kunst selbst zugute käme und daß er zur Besserung der Kunstverhältnisse und nicht zur Bereicherung des Privatkapitals verwendet würde. Nirgends zeigt sich auch der Kapitalismus in einem zweifelhafteren, oft sogar geradezu widerlichen Lichte, als da, wo er sich in Kunstfragen einmischt, wo er über Wohl oder Wehe der Kunst entscheidet. Ich weiß wohl, daß auch die Verlegerkreise unter dem mißlichen Verhältnis von Angebot und Nachfrage zu leiden und zu kämpfen haben und daß dem Gewinn aus *einem* Werk vielfache Verluste aus anderen gegenüberstehen. Aber einmal trägt das Verlegertum selbst einen großen Teil der Schuld an der Unsicherheit und Geschmacklosigkeit, die sich bei dem größten Teil des Publikums in künstlerischen Dingen zeigt, dadurch, daß es Wertloses mit Wertvollem wahllos, nur auf materiellen Nutzen bedacht, ins Publikum wirft und somit den Zielen echter Kunst direkt entgegenarbeitet, sodann aber ist auch wehmutvolles Mitleiden ihm gegenüber deshalb unangebracht, weil eher zehn Komponisten als *ein* Verleger zugrunde gehen. Im übrigen würde dem Verlegertum noch genug Absatzboden für die weniger wertvolle Produktion verbleiben, denn auch der größte Optimist wird nicht erwarten, daß selbst bei günstigeren Verhältnissen sich die Geschmacksbildung im Volke derart hebe, daß die Erzeugnisse der Vielschreiberei, der Mittelmäßigkeit, nicht jederzeit bereitwillige Abnehmer finden würden. Es würde sich bei obigen Vorschlägen einfach darum handeln, daß man der jüngsten der Künste dasselbe Entgegenkommen wie ihren Schwestern zeigen würde und daß man es aufgäbe, die Überlieferung ihrer Geisteswerke an die Nachwelt dem Zufall zu überlassen. Es würde sich darum handeln, das, was wertvoll und zugleich volkstümlich ist, anzukaufen und durch staatlichen Vertrieb in billigem Preisansatz den weitesten Volkskreisen zugänglich zu machen. Es würde sich darum handeln, Kompositionen, die bedeutend sind, aber keine große Rentabilität verheißen, dem Schicksal der Vergessenheit zu entreißen. Es würde sich darum handeln, *die besseren Kunsterzeugnisse überhaupt vom Begriff der Ware zu entkleiden und sie um ihrer selbst und nicht des bloßen materiellen Nutzens halber zu vertreiben.* Man sollte es unmöglich machen, daß die kapitalistischen Kreise das Fatum der Kunst überhaupt darstellen.

Es fehlt an Wegen, um das Volk in Fühlung mit der schaffenden Kunst zu bringen. Die alten sind ausgetreten, neue müssen erschlossen werden. Unsere Veranstaltungen sollen mehr ein Bild, und zwar ein möglichst vielseitiges unseres ganzen Kunstschaffens geben; unser Publikum sollte in seinem Urteilsvermögen gebildet, sein Geschmack geläutert, sein mehr instinktives Fühlen bewußter werden, und hiezu könnten regelmäßige, billig gehaltene, einen Einblick in das Kunstschaffen unserer Zeit gewährende musikalische Veranstaltungen, die namentlich in der ersten Zeit nicht zu schwer verdauliche, doch volkstümlich kräftige Kost aufweisen würden, beitragen. Ich habe noch Glauben an einen gesunden, künstlerischen Instinkt im besseren Teil unseres Volkes und rechne damit, daß der mindere Teil des Publikums, der seinem Schlendrian bei solchen Veranstaltungen nicht Rechnung getragen fände, mit der Zeit aus Interesselosigkeit und Langeweile von selbst größtenteils fernbleiben, der bildungsfähigere jedoch in der Geschmacksbildung und Urteilsfähigkeit erheblich gewinnen würde. Dieser wird wohl stets eine Minorität darstellen, da auch bei den günstigsten Kunstverhältnissen die Masse ein schwer zu bewegender Koloß bleiben und deshalb nie einen zu hohen Flug nehmen wird. Auch könnten nur durch *fortgesetzte* Fühlung zwischen Kunst und Volk dauernde Erfolge hier erzielt werden, da die Arbeit des Alltags zu leicht alle diese Eindrücke ertötet. Wenn jedoch alle echte Kunst den Keim der Volkstümlichkeit in sich trägt, so sollte doch dafür gesorgt sein, daß sie in Fühlung mit dem Volk kommen kann. Hierdurch würde auch der Boden für eine nationale Kunst, wie sie andere Völker besitzen, die aber bei uns noch sehr in den Anfängen steckt, urbar gemacht.

Die materielle Seite der Kunst muß viel mehr betont und gefestigt werden. Man *sollte lernen, künstlerisches Arbeiten, geistige* Werte in *jeder* Hinsicht höher zu taxieren, man sollte es aufgeben, im Künstler, namentlich in einer schöpferischen Kraft, einen Mann zu sehen, der wohl befähigt ist, mit seinen Kompositionen einzelne genußreiche Stunden zu verschaffen, der aber im übrigen wie jeder andere sehen soll, wie er zu dem Seinen kommt. Man muß es als sein gutes *Recht* ansehen lernen, aus dem, was er geschaffen, viel mehr äußere Nutznießung zu ziehen als bisher, um so materiell gesicherter dazustehen. Schon bei unseren alten Meistern hat es sich zur Genüge gezeigt, daß die kunstliebenden Kreise namentlich ihrem äußeren Können wohl Beifall zollten, daß man entzückt ihnen die liebenswürdigsten Schmeicheleien sagte, daß man aber versagte, sobald die materielle Seite der Kunst in Frage kam, sobald es sich darum handelte, dem Schöpfer der Kunstwerke aus ihnen Lebensunterhalt zu verschaffen. Ein gutes Zeichen in unserer Zeit dafür, daß man die reale Seite des Kunstlebens energischer zu betonen anfängt, ist es, daß sich die Tantiemenfrage so brennend geltend macht. Es ist hier nicht angebracht, das Für und Wider der Sache eingehend zu erörtern, doch wird die Berechtigung ihrer Grundidee nur von dem Verbohrtesten verneint werden können. Allerdings ist sie vorerst eine Einseitigkeit, da einmal der künstlerische Wert einer Komposition nicht ins Gewicht fällt, somit Wertloses und Mittelmäßiges, das ohnedies genug bei dem gegenwärtigen, noch niedrig stehenden künstlerischen Bildungsstand der breiten Masse einbringt, noch einträglicher gemacht wird — zum andern aber nur die Konsumenten daran glauben müssen, die Geschäftswelt jedoch frei ausgeht, ja in diesem neugeschaffenen Seitenzweig (ein Blick in den Jahresbericht der Genossenschaft gibt hier Auskunft) neue, sehr ergiebige Einnahmequellen findet. Man wird freilich, selbst wenn auch bessere Lebensbedingungen für die Kunst mit der Zeit geschaffen würden, die Geschäftswelt als Vermittlungsfaktor nicht entbehren können. Allein das Feld der Kreise, die alle Kunst nur als Ausbeutungsobjekt ansehen, sollte begrenzt, ihre Tätigkeit auf eine mehr vermittelnde beschränkt werden.

Neben der Hilfe des Staates wäre ein weiteres Mittel, die Kunst vom Kapitalismus freier zu machen, wenn die Komponisten sich zusammenschließen und als genossenschaftliche Vereinigung den Vertrieb ihrer Erzeugnisse selbst in die Hand nehmen würden. Man könnte zwar auch hier die Geschäftswelt nicht entbehren, müßte tüchtige Kaufleute heranziehen, nur wäre

dann wenigstens das Verhältnis zwischen ihr und der Künstlerschaft ein umgekehrtes, indem die erstere von der letzteren abhängig wäre. Freilich, bei dem Mangel an Kapitalfestigkeit, sowie an Solidarität, der sich in der Musikwelt immer wieder zeigt, hat dieser Vorschlag sehr wenig Aussicht auf Verwirklichung. Zudem läge die Gefahr nahe, daß Mitglieder der Genossenschaft, die einmal zu Geld und Namen gelangt wären, Gelüste nach einer Art von Paschaherrschaft bekämen und ihre egoistischen Bestrebungen auf Kosten der anderen durchzusetzen versuchten.

Wenn ich nun an die Verwirklichung dieser Vorschläge denke, so kann ich nicht pessimistisch genug düber denken. Man wird manches im Grunde ganz berechtigt finden, man wird zugeben, daß die alte Geschichte von der Vernachlässigung unserer Komponisten vermieden werden sollte, dabei wird man es jedoch bewenden lassen. Diejenigen Kreise, die Geld und Einfluß hätten, hier bessernd zu wirken, werden, falls der Komponist nicht zufällig einer bestimmten zur Mode gehörigen Richtung angehört, nach wie vor die Kunst als eine ihren gesellschaftlichen Zwecken willige Dienerin, als eine das Leben nur verschönernde Erscheinung, als eine zum Gebildetsein gehörige Forderung ansehen, werden fortfahren, im Virtuosentum, namentlich aber in stimmbegabten Individuen die ersten Repräsentanten der Kunst zu erblicken, und werden ihr Urteil über weitere künstlerische Dinge nach dem Geschrei der Clique und der Presse bilden. Ich gebe zu: Es sind hier schwache Ansätze zur Besserung vorhanden, allein diese verschwinden in dem nervösen, sensationshaschenden Getriebe unserer Zeit. Der Kapitalismus jedoch, der weiß, wie der Hase läuft, wird sich nach wie vor auf seine Allmacht und Unantastbarkeit stützen, wird nach wie vor sein Urteil über die Kunst nach ihrer Ertragsfähigkeit bilden, wird das Privatkapital zu bereichern fortfahren, wird der Vergangenheit Tempel bauen, wird die Verbreitung künstlerischer Bildung ruhig an der Geldfrage scheitern lassen. Unter diesen Umständen kann man nur jedem, der glaubt, trotz aller Vernachlässigung das Zeug zum Komponisten zu haben, zurufen, sich in erster Linie auf sich selbst zu verlassen, von der Geschäftswelt in rein künstlerischen Dingen zwar sich möglichst wenig beeinflussen zu lassen, von ihr aber zu lernen, seine materiellen Interessen auch ihr und dem Publikum gegenüber noch mehr als bisher zu betonen. Er muß, wenn auch der echte Künstler sich dagegen sträubt, etwas von den Grundsätzen des Geschäftsmannes sich aneignen, muß lernen, Geschäft geschäftlich zu behandeln. Er wird, falls er wirklich Künstlernatur ist, dennoch eine solche bleiben.

Karl Eichhorn



Neue Keramik

In einer Ausstellung für Bauindustrie, die in Berlin stattfand, konnte man eine Rundschau über die jüngsten Leistungen deutscher Keramik halten. Die Kgl. Berliner Manufaktur trat mit den gleichen Werken auf wie in Brüssel. Sie sind hier schon geschildert worden. Mutz-Altona zeigte seine kräftig geflammten Glasuren. Die Töpferei von Bürgel bei Jena, durch die Weimarer van de Velde-Schule angeregt, betätigte sich mit Vasen und Schalen mit überlaufenen Flüssen, einem koloristisch feinen Dekor, darin sich die Töne der Früchte, der Melonen und Bananen mit Meeresfarben mischen und panterfleckige Tupfen die Steinguthaut ätzen. Das alte Bunzlau kehrt wieder und beschert aus seiner Fachschule Gefäße mit lichtgrauem Grund, in dem die Ornamente, kriseliges Bandwerk, heraldische Tiere hellgrün und blau schwimmen.

Die Karlsruher Majolika-Manufaktur steht im Zeichen von Hans Thoma. Seine Phantasieeinfälle schmücken Platten und Wandteller: auf ihnen tummeln sich bockfüßige kleine Faunen; aus grünlichem, an feuchtes Brunnenmoos erinnerndem Grunde taucht ein Pankopf; ein spreizmiger Hahn kräht der Sonne entgegen; braunfiedrige Nachteulen hocken auf verästetem Gezweig und aus dem Fond des Tellers, der blauen Nacht, hebt sich als weiße Rundscheibe

der Mond. Ein Zifferblatt ist gleichfalls aus solcher dekorativen Keramik, aus der linken Ecke lacht die liebe Sonne in der lieblich naiven Manier alter Kalenderbücher, und unten spielen zwei Schnecken.

Als Jüngste auf dem Topfmarkt treten die Schwarzburger Werkstätten auf. Sie pflegen die Porzellankünste, vor allem die Kleinplastik. Lebendig modellierte Tiere, ein kollernd aufgedonnerter Truthahn mit sträubigem Gefieder z. B. erfreuen, ferner Figurengruppen in weißem Porzellan, so die Kompositionen von Ernst Barlach, seine russischen Typen, breitflächig, mit den starren Falten der Wickelgewänder, die in diesem Material sehr echt charakterisiert herauskommen.

Eine Vorzugsinszenierung fand Cadinen, die Werkstätte des Kaisers. Ihre Produkte stellen sich in einem Ensemble antiker Möbel und Teppiche in einem zierlich um einen Brunnenhof gelagerten Pavillonschlößchen zur Schau.

Sie sind meist unpersönlich alten Vorbildern nachempfunden und markieren Florentiner Büsten und Reliefs, Gubbio- und Urbinoteller, in kalten und harten Farben.

Mit einem Stück aber erobert sich Cadinen Sympathie und Aufmerksamkeit, mit dem schönen Brunnen von Ignatius Taschner.

Ein gelbrötliches Oktogon mit einer Kugel in der Mitte, aus der zwischen grünem Gerank, Märchenvögeln und goldenen Früchten, drollige Mondfratzen Wasser speien, bildet das Becken. Darauf eine zierliche Säulenordnung; ein Gesims darüber; auf ihm reihen sich muntere Putten, teils mit dicken, blauen Trauben, teils mit Lämmern, die Goldschellen am Hals tragen.

Und darüber wölbt sich spitzkuppelig aus Goldbronze ein Filigrangezelt, gekrönt von einer aus Goldreifen geflochtenen Kugel, auf der ein Kalender-Englein im Sternenkranz sitzt.

Eine Brunnenlaube voll Anmut und Zier, und seine witzige Besonderheit ist, daß der, der sie für die kaiserliche Werkstätte entwarf, ein Mitglied der Sezession ist. F. P.



Reichszuwachssteuer

Im Mai ds. Js. ist die Erledigung der Vorlage der Verbündeten Regierungen zur Reichszuwachssteuer vom Deutschen Reichstage bis zum Herbste vertagt worden. Jetzt ist der Kampf für und gegen die Steuer aufs heftigste entbrannt. Gilt es doch, in diesem Kampfe Stellung zu der größten sozialen Bewegung unserer Zeit, der Bodenreform, zu nehmen! Einflußreiche Interessentengruppen, unter Führung der Terraingesellschaften, versuchen diesen sozialen Gesetzentwurf zu Fall zu bringen. Die Stimmen aus dem Volke zugunsten der Steuer mehren sich aber tagtäglich. Neben vielen anderen Vereinen haben bereits der Gesamtverband der Evangelischen Arbeitervereine Deutschlands mit 110 000 Mitgliedern, der Zentralrat der Deutschen Gewerkvereine (H.-D.), der 120 000 Mitglieder vertritt, der Deutsche Werkmeisterverband mit 45 000 Mitgliedern und der über ganz Deutschland organisierte Bund der Festbesoldeten an den Reichstag dringende Eingaben um Annahme des Gesetzes gerichtet.

Um zu zeigen, daß die Reichszuwachssteuer eine soziale Forderung des ganzen Volkes ist, veranstaltet jetzt der Bund Deutscher Bodenreformer eine Massenpetition zur Einführung der Steuer. Jeder Freund der ehrlichen Arbeit in Stadt und Land soll die Petition unterschreiben. Die Zuwachssteuer entlastet die Arbeit, befreit das in Handel und Gewerbe befindliche Kapital von drückenden Abgaben, nimmt nur Anteil an Gewinnen, die niemals einzelne erzeugt haben, sondern stets durch den Fortschritt der Gesamtheit entstanden sind!

Dem vorliegenden Hefte liegen Petitionsbogen mit einer Flugschrift über die Zuwachssteuer bei. Keiner scheue die kleine Mühe, in seinen Kreisen Unterschriften zu sammeln!



Jedem Türmerleser wird auf Verlangen von der Geschäftsstelle des Bundes Deutscher Bodenreformer, Berlin, Lessingstraße 11, das Heft A. Damaschke: „Zum Kampf um die Reichszuwachssteuer" (40 Seiten, sonst Preis 50 ₰) kostenfrei zugestellt. Das Heft bildet eine gute Grundlage, in Wort und Schrift für die Steuer einzutreten.

Nur wer seine Arbeit für das Wohl der Gesamtheit einsetzt, dient seinem Volke in rechter Weise. Jeder tue in dieser entscheidungsvollen Stunde seine Pflicht!

Johannes Lubahn



Neues aus dem Verein zum Schutz der Kinder

(Nach dem 11. Jahresbericht)

Vor kurzem brachte eine Frau aus dem Arbeiterstande ihren kleinen siebenjährigen Neffen Richard F. ins Bureau. Es war ein allerliebster kräftiger Junge mit großen Augen, aber kein Lächeln kam über das ernste Gesichtchen, eine zwei Finger breite, dunkelrote, blutunterlaufene Strieme zog sich vom rechten Augenwinkel bis über den Hinterkopf.

Im November war uns der Fall F. gemeldet, unsere Recherche ergab folgendes: Richard F. ist das voreheliche Kind des Bäckers G. und seiner Frau, geb. F.; er war anfangs bei der Großmutter in Pflege, nach ihrer Verheiratung nahmen die Eltern, ordentliche, tüchtige Leute, ihn zu sich. Der Mutter war er gleichgültig, der Vater hatte einen förmlichen Widerwillen gegen das Kind, das sicher manchmal ungezogen war, und demgemäß war die Behandlung. Ist es ein Wunder, daß der Junge immer fortlief und Schutz bei seiner Tante suchte, der einzigen, die ihm Sympathien bewies? Spät am Abend machte er den Weg von der Oudenarderstraße bis Tegel, oft war das Haus schon verschlossen, dann legte er sich vor die Haustür, und man fand ihn halb erstarrt in der Frühe. Er war nicht zu bewegen, nach Hause zurückzukehren, auch nicht durch Schläge von seinem Onkel, der schon für fünf Kinder sorgen muß, und der das fortwährende Weglaufen als eine Unart betrachtete; dann holte ihn der Vater, und es erfolgten die obligaten Züchtigungen.

Wir waren anfangs geneigt, an eine Art Wandertrieb zu denken; ehe wir aber helfend eingreifen konnten, erkrankte der Kleine an Diphtheritis und lag sechs Wochen im Krankenhause. Kaum entlassen, begann die alte Geschichte von neuem. Die Schmarre im Gesicht war ein Teil der letzten erlittenen Züchtigung, und in Verzweiflung kam die Tante zu uns. Ich versuchte das Vertrauen des kleinen Buben zu gewinnen und fragte ihn: „Warum läufst du denn immer fort?" „Weil es mir zu Hause nicht gefällt." „Warum gefällt es dir denn nicht?" „Weil ich immer Dresche kriege." „Von wem kriegst du denn Dresche?" „Von Vatern." „Auch von der Mutter?" Kopfschütteln. „Warum kriegst du denn Dresche?" „Weil ich fortlaufe." „Dann bleibe doch zu Hause bei der Mutter und deinem kleinen Schwesterchen." Und weinend kam die Antwort: „Aber es gefällt mit doch nicht," und der Kreislauf war geschlossen.

Da die Tante mir sagte, die Großmutter würde ihn wieder nehmen, versprach ich ihr, mich sofort mit dieser in Verbindung zu setzen, oder für Aufnahme in unserm Heim zu sorgen, falls die alte Frau ablehnte. Unterwegs sagte Richard: „Wenn aber die Großmutter tot bleibt, bin ich wieder allein; kann ich nicht gleich zu dieser Frau kommen?"

Sein Wunsch wurde schon in den nächsten Tagen erfüllt. Er kam blutüberströmt in die Schule und wurde uns zugeführt. Jetzt ist er in unserm Heim, gibt sich die größte Mühe, artig zu sein und gute Arbeiten zu machen, obwohl er mit dem Rechnen auf sehr gespanntem Fuße steht, und jedesmal, wenn ich ins Heim komme, sagt er mit strahlenden Augen: „Hier gefällt's mir, hier laufe ich nicht fort."

Dies ist ein stereotyper Fall, wie wir ihn immer wieder bearbeiten; immer wieder in mehr oder weniger krasser Form tritt der Haß der Eltern gegen die unehelichen Kinder auf. Eine Frau S. steckte ihrem siebenjährigen Jungen, dessen einziges Verbrechen seine uneheliche Geburt war und der das Unglück hatte, seine Hose zu zerreißen, den Lappen fest, indem sie die große Sicherheitsnadel durch das Fleisch trieb; in seiner Gegenwart legte sie den Feuerhaken ins Feuer und dann begann die Prozedur mit dem heißen Instrument. Dabei wurde der Kopf in eine alte Jacke gewickelt, damit die Nachbarn nicht das Wehegeschrei hörten; aber schließlich wurden diese doch aufmerksam, die Frau ist jetzt im Gefängnis und der Knabe ihr dauernd genommen und in Pflege gegeben. —

Diese beiden Fälle von Kinderquälereien zeigen, wie notwendig unsere Arbeit ist, und sollen als Antwort dienen, wenn wir immer wieder hören: die Berichte von den schrecklichen Mißhandlungen sind doch wohl nur Sensationsmittel, so etwas kommt doch nicht mehr vor. Wir haben bei der Werbung von neuen Mitgliedern stets den besten Erfolg gehabt, wenn wir Fälle aus unserer Praxis veröffentlichten, und ich hoffe, sehr viele werden auch nach diesem Bericht, der ja auch Propaganda betreiben soll, sich uns anschließen. So zufrieden wir mit den Resultaten des letzten Jahres sein dürfen, sie müssen uns anspornen, nach noch größeren zu ringen.

Die bei uns gemeldeten Fälle beliefen sich auf 572 mit 1106 Kindern gegen 399 Fälle mit 726 Kindern des Vorjahrs, mithin ein Mehr von 173 Fällen mit 380 Kindern.

Die Meldungen gelangten zu uns:

durch die Schulen	in 103	Fällen
„ Verwandte, Vormünder und Eltern	„ 163	„
„ Nachbarn	„ 27	„
„ Mitglieder und Inhaber von Meldestellen	„ 63	„
„ Privatpersonen	„ 48	„
„ die deutsche Zentrale für Jugendfürsorge in Berlin	„ 28	„
„ andere Vereine	„ 33	„
„ Behörden	„ 38	„
„ Prediger und Ärzte	„ 15	„
„ Gemeindeschwestern	„ 11	„
„ Zeitungen	„ 12	„
anonym	„ 31	„

Die Ursachen der Anzeigen waren:

Mißhandlung	in 210	Fällen
Ausnutzung	„ 29	„
Verkommenheit und vollständige Verwahrlosung	„ 35	„
Gefahr der Verwahrlosung und sittliche Gefährdung	„ 79	„
Vernachlässigung	„ 37	„
Armut, Krankheit und Not	„ 133	„
Bitten um Aufnahme in unser Haus wegen Gefahr der Verwahrlosung	„ 42	„
Adoption	„ 3	„
Juristische Fragen	„ 4	„

Von diesen Fällen waren 13 nicht zu ermitteln, 8 beruhten auf Verleumdung.

Die Berufsklassen der Eltern und Pflegeeltern waren:

Arbeiter	in 185	Fällen
Handwerker	„ 114	„
Kaufleute und Händler	„ 23	„
Kutscher und Chauffeure	„ 17	„
Bureau- und andere kleine Beamte	„ 17	„



Monteure, Techniker usw.	in	16 Fällen
Post- und Bahnbeamte	„	13 „
Kellner, Drehorgelspieler	„	12 „
Portier und Hausdiener	„	10 „
Restaurateure	„	8 „
Artisten und Bildhauer	„	8 „
Arzt, Rechtsanwalt, Lehrer je 1	„	3 „
Arbeiterinnen und Reinemachefrauen	„	50 „
Schneiderinnen, Wäscherinnen und Näherinnen	„	36 „
Wirtschafterinnen und Pflegerinnen	„	19 „
Prostituierte	„	10 „

Von den 1106 Kindern sind 569 Knaben, 537 Mädchen; 1003 sind evangelischer, 63 katholischer und 2 jüdischer Konfession, die Konfession von 38 Kindern wurde nicht ermittelt; 956 Kinder sind ehelich, 150 unehelich geboren, 15 sind Waisen, 222 Halbwaisen, und zwar 154 vaterlos und 68 mutterlos.

In 41 Fällen sind die Eltern gerichtlich geschieden oder liegen in der Scheidung.

In 25 Fällen hat der Mann die Familie verlassen, 12 Frauen sind ihren Männern davongelaufen.

In 110 Fällen waren der Vater oder die Mutter gestorben, und zwar hatten wir mit 37 Witwern und 73 Witwen zu verhandeln.

In 14 Fällen lebten die Witwer oder geschiedenen Väter in Konkubinat,

in 23 Fällen die Witwen oder die geschiedenen Mütter;

9 Mütter trieben gewerbliche Unzucht.

Von den 69 Stiefmüttern sind 23 sehr schlecht und nur 8 wirklich sehr gut; die übrigen 38 sind meistens gleichgültig und bekümmern sich wenig um die Stiefkinder.

Von den 41 Stiefvätern sind 12 sehr schlecht.

In 24 Fällen waren der Vater oder die Mutter im Zuchthause oder im Gefängnis,

8 Väter und 2 Mütter waren im Irrenhause, 16 andere geistig minderwertig, Epileptiker oder morphiumsüchtig; 1 Vater hat in einem Anfall von Irrsinn seine Frau ermordet, 4 Frauen haben Selbstmordversuche gemacht,

in 22 Fällen waren der Vater oder die Mutter im Krankenhause, 1 Vater war fast blind, 1 anderer taubstumm, 2 Krüppel,

in 56 Fällen waren die Väter Trunkenbolde,

in 13 Fällen auch die Mütter,

in 20 Fällen lebten 25 Kinder bei den unehelichen Müttern.

Es wurden 70 Fälle von Mißhandlung mehr gemeldet als im Jahr 1908, ebenso 70 Fälle von Verwahrlosung und Vernachlässigung und 33 von Armut, Krankheit und Not, dagegen 5 Fälle von Ausnutzung weniger. Der Prozentsatz hat sich wenig geändert. Die Fälle von Mißhandlung betragen 37 %, die von Verwahrlosung 33 %, die von Armut 23 % und die von Ausnutzung 7 % sämtlicher Meldungen.

Von den 49 ausgenutzten Kindern haben wir 1 als Pflegekind übernommen, 4 in Erholungsheime oder auf Sommerfrische geschickt, für 3 Lehr- und Dienststellen verschafft, für 12 Unterstützungen gegeben, für 2 Speisung in den Volksküchen, für 1 Unterbringung in einem Hort und für 9 Überwachung durch die Schule, die Vormünder oder Armenkommissionsvorsteher veranlaßt. Für 2 Kinder erlangten wir durch die städtische Fürsorge Aufnahme in einem Krüppelheim und einer Lungenheilstätte, für 2, die von schlechten Pflegeeltern ausgenutzt wurden, anderweitige Unterkunft, 2 kamen in Fürsorgeerziehung, 1 zu Verwandten. 1 Fall beruhte auf Übertreibung und 7 Fälle waren nicht zu ermitteln.

Diese 7 Fälle sind typisch für einen neuen Erwerbszweig, seitdem der Straßenhandel

verboten ist. Ein Mädchen bat eine Dame jammernd um Unterstützung und erzählte, ihr Vater habe sich das Leben genommen, die Mutter liege an einer schweren Blinddarmentzündung im Krankenhause, die 16jährige Schwester müßte allein für 5 kleine Geschwister sorgen. Die wohltätige Dame gab eine Unterstützung und bat uns, womöglich die Unterbringung der kleinsten Kinder zu veranlassen. Wir recherchierten, die Familie existierte nicht, alles war Schwindel. Kleine Kinder von 6 Jahren haben Zettel mit falschen Namen und falschen Adressen, den größeren werden sie eingelernt, und ich bin jetzt schon sehr mißtrauisch, wenn ich die Namen Schulze, Müller oder Lehmann höre. Seit Neujahr haben wir mindestens schon 6 solche Fälle.

Die Mißhandlungsfälle füllten den breitesten Raum unserer Tätigkeit aus; da 6 Fälle nicht zu ermitteln waren, blieben noch 204 mit 262 Kindern zu bearbeiten. Von diesen Kindern sind:

124 Stiefkinder, vorehelich oder unehelich,
12 sind mutterlos,
10 sind vaterlos,
7 sind Waisen,
35 entstammen unglücklichen oder geschiedenen Ehen,
6 sind Kinder von Prostituierten,
30 Kinder von Trinkern,
10 von Geisteskranken und Epileptikern,
4 sind schwachsinnig,
1 Knabe machte einen Selbstmordversuch,
3 Kinder sind an den Folgen der Mißhandlung gestorben.

23 schlechte Stiefmütter und 11 schlechte Stiefväter wetteiferten in der schrecklichen Behandlung der unglücklichen Kinder.

Die Tatsachen waren so schwer, daß 18 Eltern mit Gefängnis bestraft wurden, 2 Väter ins Irrenhaus und 33 Kinder in behördliche Fürsorge kamen, darunter 3 in Anstalten für Schwachsinnige. 16 Kinder wurden von den Vätern in Anstalten untergebracht, um sie vor den Stiefmüttern zu schützen, 24 von Verwandten übernommen, 55 wurden unsere Pfleglinge und 5 kamen in andere Pflegestellen. Vierundzwanzigmal wurde Entziehung der Sorgerechte beantragt, 1 Antrag wurde abgelehnt, 1 schwebt noch, ebenso 2 Strafanträge, für 3 Kinder wurden Vormünder bestellt. Die Unterbringung eines schwachsinnigen und 3 mißhandelter Kinder scheiterte am Widerstand der Eltern. 56 Fälle werden von den Schulen, den Vormündern oder Vereinsmitgliedern überwacht. In allen diesen Fällen handelt es sich meistens um gutgemeinte, aber zu strenge Erziehung; oder die oft sehr ungezogenen Kinder werden von jähzornigen Eltern furchtbar verhauen, und geschieht dies von guten Stiefeltern, so fehlt es kaum an Hetzereien von Verwandten, und die Sache endet nicht selten vor dem Richter. Hier kann eine Überwachung und Beeinflussung großen Nutzen stiften, in 26 Fällen können wir ihn bereits nachweisen. In einem Falle hat die Besserung leider nicht angehalten, und das kleine Mädchen kommt jetzt in eine Anstalt.

Für 20 von den 38 verkommenen und vollkommen verwahrlosten Kindern erlangten wir Fürsorge-Erziehung, 8 wurden dem Erziehungsheim „Am Urban" und 1 dem katholischen Waisenhause übergeben, davon 4 als unsere Pflegekinder, für 3 haben wir anderweitige Unterbringung beantragt, 1 befindet sich im Krankenhause, 2 sind von Verwandten aufgenommen und für 3 schwebt noch das Fürsorgeverfahren.

Von den 121 gefährdeten Kindern haben wir 46 als unsere Pflegekinder übernommen und für 38 Aufnahme in städtische Fürsorge verschafft, 10 wurden auf unsere Veranlassung von den Eltern in Erziehungsanstalten gebracht, 4 in Horte und 17 fanden Aufnahme bei Verwandten. 10 Kinder werden von der Schule überwacht, und in 4 Fällen ist eine wesentliche Besserung eingetreten.



Und nun kommen 42 Fälle mit 56 Kindern, für welche Eltern und Vormünder um Aufnahme in unser Haus Kinderschutz baten, weil die häusliche Erziehung eine schlechte war und sie der Verwahrlosung entgegengingen. Aus Mangel an Platz mußten wir ablehnen, aber es ist uns gelungen, 25 Kinder in den verschiedensten Anstalten, in Zionshilfe, im Friedrikenstift, St. Afrastift, Josephsheim, in Quedlinburg, Neu-Zedlitz usw. unterzubringen. Andere wurden dem Berliner Kinderschutzverein, dem Kinder-Rettungsverein und der deutschen Zentrale für Jugendfürsorge übergeben, oder wir haben Pflegestellen und Anstalten empfohlen, mit denen die Betreffenden selbst verhandeln wollten.

Auch 3 der vernachlässigten und kränklichen Kinder wurden unsere Pflegekinder, 3 Kinder kamen zu Verwandten, in 5 Fällen wurden schlecht gehaltene Kinder den Pflegemüttern auf unsere Veranlassung fortgenommen. Für 6 Kinder verschafften wir Aufnahme im Krankenhause, im Hort und im Erholungsheim. Wir gaben mehrere Unterstützungen, sorgten für eine Hauspflege und 10 Fälle werden überwacht; auch hier ist in 4 Fällen schon ein Fortschritt zum bessern zu verzeichnen.

Die Fälle von Armut, Krankheit und Not waren so zahlreich, daß wir 47, die nicht in den Rahmen unserer Arbeit paßten, der Zentrale für private Fürsorge übergaben, 10 lehnten wir ab, weil es sich um gewerbsmäßige Bettelei handelte. Es ist uns aber gelungen, für 5 Kinder Aufnahme in Lungenheilstätten, für 2 Kinder in der Charité, für 1 Kind in einem Säuglingsheim und für 1 in einer Idiotenanstalt zu erlangen, und 9 Kinder fanden durch uns eine Zuflucht im Waisenhaus, während die Mütter sich schweren Operationen unterziehen mußten. Und wieder erhielten wir reiche Gaben von unsern Freunden und Gönnern, die es uns ermöglichten, 37 Kinder in die Ferienkolonien oder aufs Land zu schicken, 266 Personen zu Weihnachten zu beschenken, 1064 Unterstützungen zu geben und 10 000 Briketts zu verteilen.

Mit dem großen Kinderschutzverein in Neu York stehen wir noch immer in reger Verbindung. In vier Fällen wurden wir um Auskunft über Kinder von Artisten gebeten. Dann handelte es sich um einen verwaisten Knaben aus guter Familie, der von seiner Pflegemutter furchtbar mißhandelt wurde und der demnächst zu seinen Verwandten nach Breslau zurückkehrt. Der traurigste Fall war aber folgender: ein Mann hatte in einem Anfall von Irrsinn seine Frau ermordet und sich dann das Leben genommen, und drei Kinder von deutscher Herkunft standen verlassen da. Uns lag die traurige Pflicht ob, den Eltern der Frau diese Nachricht mitzuteilen und sie zu fragen, ob sie die Kinder zu sich nehmen wollten. Sie willigten sofort ein, und die Kinder befinden sich nun in guter Obhut.

Abschließend wiederhole ich, daß der Verein selbst im vergangenen Jahre 113 Pflegekinder übernommen, für 123 städtische Fürsorge und für 139 private Fürsorge erwirkt hat.

Wir haben das Jahr 1909 mit 208 Pflegekindern begonnen und es mit 321 beschlossen, also 113 Kinder neu aufgenommen, 64 Knaben und 49 Mädchen; 95 sind evangelischer, 17 katholischer, 1 jüdischer Konfession; 18 dieser Kinder gehörten den Gruppen an, die übrigen dem Hauptverein. 28 unserer Pflegekinder sind im Laufe des Jahres eingesegnet worden und haben einen Beruf gewählt, 6 kamen in behördliche Fürsorge, 41, von denen 10 von Behörden vorübergehend in unserm Haus Kinderschutz untergebracht waren, wurden ihren Eltern zurückgegeben, teils wegen guter Führung, teils weil die häuslichen Verhältnisse sich gebessert hatten, teils weil die Eltern sie durchaus wieder haben wollten, 4 wurden adoptiert, 7 kamen in private Fürsorge, 2 sind gestorben. Wir haben also 88 Pflegekinder abgegeben und das Jahr 1910 mit 233 begonnen gegen 208 des Vorjahres.

Von diesen 233 Kindern sind 164 in Berlin, 30 in den Vororten und 39 in den verschiedensten Teilen Deutschlands heimatsberechtigt. 105 befinden sich in unserm Haus Kinderschutz, 80 sind in evangelischen, 18 in katholischen Anstalten und 30 in Familien untergebracht. Für 83 Kinder, also für 39 % werden Pflegegelder bezahlt; zum Teil allerdings minimale, davon zahlen für 47 die Eltern, für die übrigen die Behörden.

Was zeigen uns diese Zahlenreihen? Und was sollen wir aus ihnen lernen? Sie zeigen uns zunächst in seltener Übereinstimmung die große Zunahme der Mißhandlungs- und der Verwahrlosungsfälle, zeigen aber auch, daß die Angst vor dieser Verwahrlosung allmählich die Eltern ergreift und sie ihre Kinder davor behüten möchten. Fast täglich kommt eine Anfrage, entweder an unser Haus Kinderschutz oder an das Bureau, ob wir noch gefährdete Kinder aufnehmen können, bei denen die Familienerziehung versagt. Es ist ein großer Fortschritt, daß wir 47 zahlende Eltern haben, und ein größerer, daß auf unser Zureden und durch unsere Vermittlung noch 25 Kinder von den Eltern auf ihre Kosten in andern Anstalten untergebracht wurden. Vor wenigen Tagen bat uns ein Handwerker um Aufnahme seines Sohnes und sagte: „Ich bin erschrocken, wenn ich sehe, wie die Kinder untereinander verkehren und wie frech sie gegen ältere Leute sind. Tun Sie mir den einzigen Gefallen und nehmen Sie den Jungen, ich haue ihn sonst noch zum Krüppel; so schwer es mir wird, ich will gern 15 Mark monatlich zahlen.“ Und ein kleiner Kaufmann: „Nehmen Sie mein Kind, es ist das einzige, von dreien, das noch nicht verwahrlost ist, die beiden andern sind schon im Urban.“ Und eine Mutter: „Meine Tochter hat gestohlen, vielleicht bessert sie sich in Ihrer Anstalt. Behüten Sie sie vor der Zwangserziehung.“ Ich könnte diesen Klagen noch viele andere hinzufügen.

Die Hoffnung, welche auf die Anstaltserziehung gesetzt wird, ist berechtigt. Schmidlin sagt schon 1828 in seiner Schrift über die Orts- und Bezirkserziehungshäuser in Württemberg: „Die Mehrzahl der Kinder, selbst jene, welche schon gewalttätige und unordentliche Gewohnheiten angenommen hatten und hinsichtlich deren Verkehrs mit ihren Kameraden man Besorgnisse hegte, wurden gebessert, im allgemeinen in kurzer Zeit.“ „Man kommt,“ sagt Dr. Reicher, Wien, „doch zu der tröstenden Überzeugung, daß die Ursachen, welche bisher so ungünstig auf diese Kinder eingewirkt hatten, im wesentlichen von den Verhältnissen stammen, in welchen sie sich befunden haben, und daß der Keim des Guten — wenngleich bisher unterdrückt — durch eine wohlverstandene Leitung wieder entwickelt werden kann.“

Wir haben in unserm Heim die gleichen Erfahrungen gemacht, und die guten Resultate sind fast ausnahmslos, wenn die Kinder früh zu uns kommen. Vor 4 Jahren nahmen wir einen 10jährigen Knaben aus der verkommensten Umgebung. Er war ein uneheliches Kind; die Mutter trieb gewerbsmäßige Unzucht; nach ihrer Verheiratung mit einem Trunkenbold wurde das früher nur vernachlässigte Kind der Gegenstand rohester Mißhandlung. Endlich wurden der Mutter die Erziehungsrechte genommen, der Junge kam zu uns, der lügenhafteste, boshafteste Schlingel, den wir je gehabt haben. Die Frage, ob wir ihn überhaupt behalten könnten, wurde mehrfach erörtert, aber das Mitleid überwog immer wieder. Er blieb und ist ein ganz guter Junge geworden; es ist sogar beobachtet, wie er einem neu angekommenen Knaben die eindringlichsten Vorwürfe machte, weil dieser einen Regenwurm quälte.

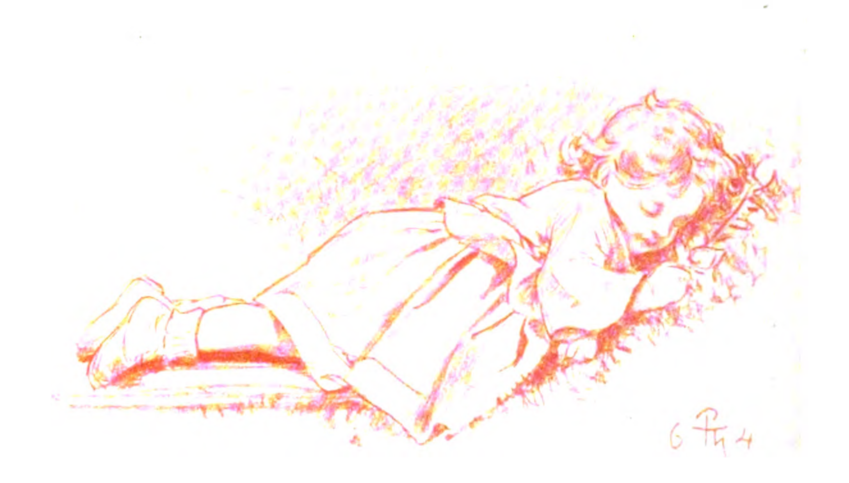
Wo sind aber die Anstalten, in denen wir so viele noch nicht ganz verwahrloste und besserungsfähige Kinder unterbringen können? Sie fehlen, und die wenigen, die existieren, sind überfüllt, so unser Heim, ebenso das Friedrikenstift in Ballenstedt und Zionshilfe in Friedenau; oder die verhältnismäßig sehr billigen Preise sind noch immer zu hoch für Vereine und arme Eltern. Diese Erziehungsheime sind aber eine zwingende Notwendigkeit, und ich richte darum an alle, die Interesse an unserer Arbeit haben, die dringende Bitte, an ihrem Teil mitzuwirken zum Bau solcher Häuser, sei es durch Propaganda, sei es durch Gaben oder durch Beeinflussung maßgebender Kreise. „Der Kinder ganzer Jammer packt uns an“, je mehr, je tiefer wir in das Kinderelend eindringen, helfe jeder, hier Linderung zu schaffen.

Marie Sprengel





Paul Thumann





Paul Thumann

Acht Jahre!

In Berlin ist ein Schulrektor wegen jahrelang verübter Sittlichkeitsvergehen verhaftet worden. Wegen Sittlichkeitsvergehen an den ihm anvertrauten weiblichen Zöglingen. Der „Fall Bock" ist aus der Tagespresse wohl männiglich bekannt und bedarf keines weiteren Kommentars. Aber — die anderen? fragt die „Welt am Montag", die anderen! Denn der Rektor Bock ist ja am Ende nur eine Einzelerscheinung: „Acht Jahre hat das Treiben des Paschas in der Gneisenaustraße gedauert — acht Jahre lang sind Kinder verführt worden, und keine Hand hat sich gerührt, sie zu schützen oder zu rächen.

Warum nicht? Hat wirklich niemand etwas gemerkt? Wie: sind unsere Mädels zwischen Zwölf und Vierzehn so verkommen und abgebrüht, daß eine Verführung, ein Sittlichkeitsverbrechen über sie hingeht, ohne den geringsten Eindruck bei ihnen zu hinterlassen? Ein unschuldiges Kind, dem das geschah, es müßte doch fast zusammenbrechen, es müßte sein wie ein junger Baum, dessen Blüten und Zweige der Sturm geknickt. Man muß ihm von der Stirn lesen können, was mit ihm vorgegangen. Und bei den Opfern des Herrn Rektors Bock nichts davon? Wirklich gar nichts? Dann hätten wir's ja herrlich weit gebracht; dann können wir stolz sein auf unsern weiblichen Nachwuchs.

Man redet von Einschüchterungsversuchen. Man rede lieber nicht davon, sie können mal wirken, und meinetwegen auch noch ein andermal — aber durch acht Jahre? — Nein.

Oder ist das, was geschehen, doch nicht spurlos über die Kinder hingegangen? Trug das eine oder andere doch das Zeichen, daß es vom Baum der Erkenntnis gegessen? Dann steigt eine neue Frage auf, und sie kommt mit demselben kalten Grauen daher wie die erste: Die Lehrer und Lehrerinnen, wo waren die? Wo waren Väter und Mütter — die Mütter vor allem? Können bei uns Kinder verführt und geschändet werden, jahrelang und in Masse, ohne daß die, die ihnen die Nächsten sind, auch nur ahnen, was da geschehen? Hat ihnen jeder Blick, jedes Empfinden gefehlt für die Veränderung, die mit den Kleinen vorgegangen? Des Kindes Seele soll doch vor dem guten Lehrer, dem rechten Vater, der wirklichen Mutter daliegen wie ein aufgeschlagenes Buch; jeder Knick, jeder Flecken, der hineingekommen, soll von Eltern- und Lehreraugen wahrgenommen werden. Und hier im Falle Bock sollte niemand etwas gemerkt haben, durch acht Jahre hindurch, niemand!

Aber es soll ja wenigstens etwas ‚geahnt' worden sein. Man ‚munkelte' allerlei in der Schule, man sah die verdächtigen Besuche der Schülerinnen im Amtszimmer des Herrn Rektors mit mißtrauischen Augen an. Und trotzdem ist niemand aufgetreten und hat versucht, den Schädling unschädlich zu machen! Warum nicht, wo liegt der Grund?

‚Denn sie sind gesetzt über Eure Seelen als die da Rechenschaft darüber geben sollen', heißt es von den Lehrern im Ebräerbrief. Wie wird die ‚Rechenschaft' ausfallen, die die Kollegen des Herrn Rektors Bock in seinem Prozeß ablegen werden? Wie werden sie es verantworten, daß sie keine Hand rührten, ihre jungen Schülerinnen vor dem alten Lüstling zu schützen? Durch acht Jahre hindurch, und trotz allen Gemunkels und allen verdächtigen Gebarens des Herrn Rektors keine Hand!

Man darf einigermaßen gespannt darauf sein. Und man darf ebenso gespannt sein auf das, was die Eltern der jungen Opfer vorbringen werden an Gründen für ihr Schweigen. War es wirklich — wie eine hiesige Zeitung annimmt — das übertriebene Subordinationsgefühl, der Respekt vor dem Vorgesetzten, ‚dem Herrn Rektor' auf der einen, die Furcht vor dem Gericht auf der andern Seite, die Lehrer und Eltern abhielten, Herrn Bock das Handwerk zu legen?

Ein neuer Abgrund tut sich auf. Die alten Berliner töteten Konrad Schütz, als er es gewagt hatte, eine ehrbare Bürgerfrau auf der Straße mit unziemlichen Anträgen zu beleidigen. Er war ein Pfaffe und Diener eines höheren Pfaffen, Geheimschreiber des Erzbischofs von Magdeburg, — es half ihm nichts, sie legten ihm kurzerhand den Kopf vor die Füße, denn

heilig und unverletzlich war die Ehre der Frau. Das war im finstern Mittelalter, und wir, die wir auf der Höhe der Kultur stehen, wir sollen es so weit gebracht haben, daß Eltern und Lehrer sich scheuen, einen Mädchenschänder seiner Strafe zu überliefern aus Subordinationsgefühl und — Furcht vor den Gerichten?

Ist das Vertrauen zu unserer Rechtspflege im Volke so tief gesunken, daß es ruhig seine Töchter schänden läßt aus Furcht, bei einem Ruf nach Schutz und Strafe selber niedergetreten zu werden? Das wäre in der Tat ein Niedergang, wie er tiefer nicht mehr gedacht werden kann.

Wohin und wie man diese ganze ekelhafte Sache auch dreht und wendet, überall starren einem Fragen und Rätsel entgegen, vor deren Beantwortung und Lösung einem grauen kann. Und doch müssen sie beantwortet und gelöst werden ..."

Nach acht Jahren ...!



Auslands Not und Deutschlands Not

Da habe ich", schreibt Karl Eugen Schmidt aus Paris an den „Tag", „aus Deutschland einen Brief erhalten, der mir, wie die Franzosen sagen, einen Schoppen guten Blutes gemacht hat. Tobias Rülp oder aber Hans Falstaff sagt einmal: Es ist mir ein wahres Labsal, einen solchen Narren zu sehen. Mein Korrespondent ist keineswegs ein Narr, aber seine Idee ist über die Maßen närrisch — närrisch und deutsch. Er schreibt mir nämlich, am Rhein und in seinen Nebentälern sei eine große Wassersnot, wobei Hunderte von Menschen ertrunken, die Ernte vernichtet und mehrere hundert Millionen Geld verloren gegangen seien. Da nun vor einem halben Jahr, als in Paris anderthalb Straßen überschwemmt waren und die Keller von hundert Häusern unter Wasser standen, die braven Deutschen eine halbe Million Mark gesammelt und nach Frankreich geschickt hätten, so sei es bei dem ungleich größeren Unglück, das jetzt Deutschland betroffen habe, nicht mehr als billig, wenn jetzt die Franzosen den Beutel auftäten. Ich solle also dafür sorgen, daß die Pariser Presse sich der Sache annehme. Darüber habe ich mich schief gelacht. Die Idee, daß die Franzosen den deutschen Überschwemmten drei Pfennig schicken sollten, ist wirklich ungefähr das Komischste, das man sich ausdenken kann. Erstens geben die Franzosen überhaupt nichts her, zweitens geben sie den Deutschen nichts, drittens muß man verrückt sein wie ein Märzhase, um Paris mit den Rheinlanden vergleichen zu wollen. Wenn in Paris jemand hustet, hallt hundertfacher Donner durch die ganze Welt; wenn es am Rhein hundertmal donnert, vernimmt man in Paris nicht einmal einen leisen Hustenlaut. Obgleich ich die deutsche Presse nicht so ordentlich verfolge, wie ich sollte, bin ich doch überzeugt, daß auch im Deutschen Reiche selbst für die deutschen Überschwemmten weniger Geld gesammelt worden ist als dereinst für die armen Franzosen, die in Wahrheit überhaupt gar nicht überschwemmt waren, sondern nur so entsetzlich laut schrien, als ob sie ersaufen müßten. Wenn aber sogar die lieben Deutschen für die angeblich überschwemmten Franzosen mehr Geld gaben als für die wirklich überschwemmten und sogar ertrunkenen Deutschen, dann kann man doch von den Franzosen nicht verlangen, daß sie ihre Geldbeutel ausschütten sollen. Davon sind sie überhaupt keine Freunde. Fürst Bülow hat sie ja ihrer Sparsamkeit wegen gelobt, und dieses Lob verdienen sie im höchsten Maße. Von den rund zehn Millionen, die den sogenannten Überschwemmten in Frankreich zugeschickt wurden, kamen nicht ganz drei aus Frankreich selbst, der große Rest wurde von den weniger sparsamen Ausländern aufgebracht. Wie sollen sie also Geld für die notleidenden Rheinländer haben? Man muß sich merken: es gibt Wassersnot und Wassersnot! Wenn am Rhein Menschen, Dörfer und Saaten ersaufen, so geht das den Rhein und vielleicht noch die anstoßenden fünfzig Kilometer an. Wenn aber in Paris das Pflaster der Uferstraßen überschwemmt ist, ohne daß dabei ein einziger Mensch ertrinkt, ein einziges Haus einstürzt, dann

ist das eine fürchterliche Kalamität für den ganzen Erdball. Denn Paris ist der lichtspendende Mittelpunkt des Weltalls, und das lausigste Haar des letzten Camelots hat für die moderne Kultur mehr Wert als sämtliche Winzer und Bauern der beiden Rheinufer von Basel bis Köln. Wer das nicht glaubt, der weiß nicht, was er spricht. Ein solcher Ignorant mag sich dann einbilden, es zieme sich, den Parisern die hohle Hand zu zeigen zugunsten der überschwemmten Rheinländer. Ich werde mich hüten, diese Lächerlichkeit auf mich zu laden."



Redekunst

Wir leben in einer Zeit der Redefreudigkeit. In allen Kreisen und Ständen wird geredet. Wer nur einigermaßen über den engen Raum der eigenen vier Wände hinaustritt, sieht sich bald in die Lage versetzt, öffentlich sprechen zu müssen. Ein Blick auf die Vortragsankündigungen, — Vorträge über alle nur erdenklichen Stoffe des Wissens und Nichtwissens — von denen heutzutage die Spalten der kleinsten Provinzblätter wimmeln, zeigt uns, daß das Vortragswesen eine früher noch nicht dagewesene Höhe erreicht hat. Eine Höhe in quantitativem Sinne. Zweifellos auch in der Qualität nach der wesentlichen Seite hin. Denn wie könnte sich diese Fülle ertragen lassen, wenn nicht verhältnismäßig reichlich Gutes geboten werden würde?

Aber dabei fällt eines auf: bei allem Redebedürfnis haben wir keine R e d e k u n st. Der Durchschnitt unserer Redner, gleichviel ob akademische oder nichtakademische, ob Volksredner, Lehrer, Ärzte, Rechtsanwälte, Gelehrte, Künstler, spricht barbarisch. Barbarisch die Lautbehandlung, die Satzbildung, die ganze Konzeption des Vortrags! Der Zuhörer wird um etlicher „Gedanken" willen, die er vielleicht bequem auf einer Buchseite hätte lesen können, verurteilt, eine Stunde lang Qualen zu leiden.

Nirgends drängt sich der Dilettantismus, das Tagesgespenst unsrer modernen Kultur, so augenscheinlich vor wie hier. Nirgends wird die Technik so offen ignoriert. Zwei Typen sind besonders charakteristisch: Der eine ist der Redner, der „etwas zu sagen" hat. Dieser Mann würde reden, wenn er bei jedem Wort über einen Bock springen müßte. Er ist ein Vulkan. Seine Rede ist elementarer Ausbruch. Er verspricht sich hundertmal. Macht nichts. Stolpert darüber hinweg. Sein Sprachschatz verwandelt sich im Nu in ein Schlachtfeld von grausam verstümmelten Wort- und Satzleichen. Als Hilfstruppen kommen Fremdwörter. Aber auch sie werden niedergemacht, einfach massakriert. Der Kampf ist ein furchtbarer. Greuelszenen spielen sich in wenigen Minuten ab. Schön wirkt auch der Dialekt, besonders wenn man stellenweise in ihn einsinkt. Und dann wieder das Heraufklettern in das verworrene Pathos einer Art Buchsprache. Das wildeste Stadium tritt da in der Debatte ein, wo der Dämon der Improvisation auch über den Inhalt der Reden siegt. Der Faden geht verloren. Plötzlich sieht man sich an einem ganz anderen Ende herauskommen, als man ursprünglich beabsichtigte. Jetzt geht alles drunter und drüber, um endlich sich in schwächer und schwächer werdenden Überkugelungen sanft zu verlieren. Der andre Typus ist der Schönredner; das genaue Gegenteil des vorigen. Je nach Vermögen studiert er mit eigener oder fremder Hilfe einen Vortrag ein. Brockhaus und Baedecker sind seine stärksten Verbündeten; manchmal sogar auch die Lichtbildfirmen, die mit farbigen Bilderserien gedruckte Vorträge für einige Pfennige versenden (!). Der Schönredner wird nun dieses Material auswendig lernen und mit bestimmten Gesten den Vortrag vor dem Spiegel memorieren, bis alles sitzt. Dieser Mann darf natürlich nie durch eine eingeworfene Frage gestört werden. Es würde ihn völlig bloßstellen. Es darf überhaupt nichts Unvorhergesehenes eintreten. Schon eine veränderte Stellung des Pultes kann gewollte Wirkungen hämisch vernichten. Die Hand, die gewohnt ist, bei einem bestimmten

Wort schmachtend über die Pultkante herabzufingern, wird zum Erstaunen der Zuschauer dieses Manöver in der Luft ausführen. Die merkwürdigsten Resultate ergeben sich natürlich, wenn aktuelle Fragen behandelt werden. Da kommt es vor, daß der Redner etwas sagt, was vielleicht gestern aktuell war, heute nicht mehr. Besonders bei Wanderrednern ist das leicht der Fall, die monatelang und manchmal jahrelang denselben Vortrag halten. Umlernen würde irre machen. Also redet man sein Pensum in der einmal eingelernten Weise herunter und geht höchstens über die bedenklichen Stellen in rascherem Tempo weg, dann merkt das Publikum nichts!

Unter diesen Haupttypen gibt es natürlich verschiedene Varianten. Es gibt Redner, die ihren Vortrag wie ein Schulkind herunterleiern, es gibt solche, die ihn aus einem unleserlichen Manuskript in beklemmenden Pausen heraussuchen, es gibt sogar solche, die ihn als ein vertrauliches Gespräch an ihre Stiefelspitzen richten. Alles ist schon dagewesen! Die Zahl derer, die einen Vortrag als ein geschlossenes Kunstwerk betrachten, die ihre Aufgabe darin sehen, gut und schön zu sprechen, die nicht bloß einseitig auf Inhalt oder Sprache oder Gebärdenspiel Wert legen, sondern erst in dem Zusammenwirken aller Faktoren das wahre Wesen der Rede erkennen, ist erstaunlich gering.

Man sollte sich erst einmal klar machen, daß es sich hier um eine Kunst handelt. Um eine große Kunst. Dieses Bewußtsein fehlt noch ganz. Aber warum fehlt auch jede Anregung dazu? Warum haben wir keine Redeschulen, warum haben wir keine Vereinigungen, in denen das Sprechen geübt werden könnte? In allen Vereinen werden Vorträge gehalten. Aber wir haben keinen Verein für Vortragskunst. Wir haben Turnvereine, Ruderklubs, Tanzkränzchen. Alles Übungsvereine für die Extremitäten. Warum bloß keine für die deutsche Sprache? Ja so, die Sprachvereine! Aber in den Sprachvereinen wird ebenso geredet wie überall. Sprechvereine wären nötig. Vereinigungen — sie könnten in jeder Stadt sein —, wo sich die Jugend zum mindesten zusammensetzt und einmal zur gegenseitigen Übung drauf losredet. Thema Nebensache. Es könnte vom Vorstand bestimmt werden. Aber ein Vortragsmeister — ein Schauspieler oder Rezitator — müßte anwesend sein und die nötigen Winke geben. Bei diesem Vortragsmeister würden natürlich die meisten Unterricht nehmen. Der Schwerpunkt der Vereinstätigkeit aber würde in den freien Übungsabenden liegen. Diese Abende ließen sich so gestalten: Man setzt ein Thema, also z. B. Geschichte auf das Programm. Ein Vereinsmitglied, dessen Beruf oder besondere Neigung das Geschichtsstudium ist, hält einen vorbereiteten, ausgearbeiteten Vortrag über irgend einen geschichtlichen Stoff. Daran schließt sich Debatte, bei der sämtliche Anwesende verpflichtet sind, sich zu beteiligen. Der Kreis dürfte demnach kein zu großer sein. Ist der Verein groß, so müssen eben in der Woche mehrere Abende eingerichtet werden. Immerhin so, daß jedes Mitglied wöchentlich einmal zu Wort kommt. In diesen Debatten würde der Wert darauf zu legen sein, daß die Teilnehmer durch strenge Übung die Fähigkeit erlangen, ihre Gedanken rasch zu ordnen und in einer dem übrigen Vermögen ihres Standes entsprechenden Weise zu Gehör zu bringen. Der Vortragsmeister würde also sowohl falsche Aussprache, sinnlose Gebärden, Dialekt und Satzbaufehler, sowie lässiges Abschweifen vom Gegenstand der Debatte zu rügen haben. Man darf fest überzeugt ein, daß derartige Bemühungen in kürzester Zeit die schönsten Ergebnisse bringen würden. Wirkliche Rednergabe ist eine Sache für sich. Aber auf korrekte Art sich verständlich zu machen, kann man von jedem Menschen verlangen. Die Fähigkeit der Rede ist nicht größer als die des Schreibens. Wer fehlerlos einen Brief schreiben kann, kann seiner Intelligenz nach auch fehlerlos sprechen. Daß das heutzutage nicht der Fall ist, ist nur der Mangel an richtiger Übung. Es wäre aber an der Zeit, in diesem Punkt einmal reformatorisch vorzugehen; denn die Kunst, sich klar und anmutig auszudrücken, ist ein wesentliches Stück Kultur. Civis



Der Niedergang der Volkstrachten

Die deutsche anthropologische Gesellschaft hat auf ihrer Tagung in Köln (Anfang August) auch das steigende Verschwinden der Volkstrachten in den Bereich ihrer Betrachtungen gezogen. Dr. Bermbach (Köln) gab durch seinen Vortrag über Alpentrachten die Anregung zu einer lebhaften Diskussion über dieses Thema. Der Vortragende bittet, daß rechtzeitig Maßnahmen getroffen werden, um zu verhindern, daß diese Trachten durch Modernisierung ihr charakteristisches Gepräge verlieren. Geh. Rat Prof. Dr. Waldeyer verweist auf die großen Schwierigkeiten bei dieser Aufgabe, da mancherlei Umstände dazu beitragen, die Volkstrachten zu beseitigen. Fabrikant Soekeland (Berlin) glaubt, daß nicht bloß gesundheitliche Gründe für das Verschwinden der Volkstrachten sprechen, sondern daß es auch an der Kulturentwicklung liege, genau so, wie die Postkutsche von einst verschwunden sei. Man müsse daher bestrebt sein, die vorhandenen Reste zu erhalten und in Museen zu bringen oder, wo angängig, sie an Ort und Stelle zu erhalten. Professor Andrae (München) glaubt nach seiner Kenntnis der Verhältnisse in den Alpenländern, daß wenig Aussicht für diese Bestrebung vorhanden sei. Die sozialen und industriellen Verhältnisse spielen hierbei eine große Rolle. Er glaube nicht, daß die Anregung durch die Wissenschaft oder von oben her Erfolg haben werde. Derartige Anregungen müßten von unten heraufkommen, und da glaube er, daß die Strömung gerade entgegengesetzt sei. Die volkskundlichen Vereine seien berufen, diese Angelegenheit zu verfolgen. Generalsekretär Prof. Dr. Thielemann (Hamburg) erklärt, daß der Vorstand sich bereits der Sache bemächtigt habe. Die Volkstrachten unterliegen zwar Veränderungen, er glaube aber, daß in dem Gedanken des Vortragenden eine berechtigte Anregung in der Richtung liege, die Verarmung unseres Volkstums zu verhindern. Deshalb mache der Vorstand den Vorschlag, sich mit dem Deutsch-Österreichischen Alpenverein und den volkskundlichen Vereinen in Verbindung zu setzen, um soweit als möglich praktische Resultate zu erzielen. Die Versammlung erklärte sich damit einverstanden.

An diesen Zeitungsbericht möchten wir einige grundsätzliche Erwägungen knüpfen.

Es gibt eine Art Gefühlsromantik, die ebenso selbstsüchtig wie gedankenlos ist. Sie gedeiht besonders üppig auf Reisen und wuchert am stärksten bei jenen Großstädtern, zumal denen weiblichen Geschlechtes, die für ihre eigene Person nirgends den „modernen Komfort“ entbehren mögen. Das ist eine der unglücklichen Folgen der sogenannten „ästhetischen Erziehung, die bei der Mehrzahl jener, die modemäßig die Kunst hineinfuttern,“ nur Schaden angerichtet hat. Da ist dann der Dunghaufen vor dem Bauernhaus viel „malerischer“, als wenn er in einer gemauerten Grube untergebracht ist, und es ist eigentlich eine „Roheit“ oder doch Geschmacksverirrung, wenn die Bauern zur lohnenderen Verwertung ihrer Erzeugnisse die modernen Verkehrsmittel in die Einsamkeit ihrer Täler hingelenkt wissen wollen.

Wohlverstanden! Ich bin der letzte, der die Hunderte von Geschmackssünden gutheißt, die mit den Worten „Fortschritt“, „Verkehr“ usw. begründet oder verteidigt werden. Ich bin vielmehr der Überzeugung — und sie ist in jedem Falle zu beweisen —, daß keine Einrichtung, die wirklich fortschrittlich, also gut ist, eine geschmacklose oder unschöne Erscheinungsform zu haben braucht. Man muß sich darüber klar sein, daß im lebendigen Daseinswirken alles, was dieses einengt, hemmt oder gar schädigt, auch unschön ist. Man muß sich aber auch darüber klar sein, daß ein Neues und Fortschrittliches nicht deshalb schon schön ist, weil es neu ist, sondern daß es schön gestaltet werden muß. Jede Gefühlsromantik für ein überstandenes Altes hat nur dort Berechtigung, wo etwas abgestanden bleiben darf — deshalb lasse man die Ruinen als Ruinen stehen! Das als gut erprobte Neue aber laßt bodenständig werden — denn es gibt nichts absolut Gutes —, setzt es in Beziehung mit dem Orte, wo es stehen soll. Erst dann ist es ja wirklich gut und zerstört nicht mehr, als es selber wert ist, — dann aber ist es auch schön, oder es kann jedenfalls die schöne Erscheinungsform dafür gefunden werden. —

Zu den schwersten dieser pseudoromantischen Schmerzen gehört das Verschwinden der Volkstrachten, die Phrase heißt: der schönen Volkstrachten, obwohl eine große Zahl derselben geradezu häßlich und eine beträchtliche Zahl sehr ungesund ist. Es werden denn auch viele Anstrengungen gemacht, um noch zu erhalten, was sich erhalten läßt. Aber, so meint C. A. Loosli in einem sehr beherzigenswerten Aufsatze der „Rheinlande", „man sollte sich einmal fragen, ob diese Bemühungen Aussicht auf dauernden Erfolg haben, und vor allen Dingen, ob die Beibehaltung der Volkstrachten, nur um ihrer einstigen Schönheit willen, eine an sich erstrebenswerte Sache ist.

Ich verneine beide Fragen unbedingt, und darum bin ich genötigt, auf einige Gesichtspunkte aufmerksam zu machen, welche, wie mir scheint, nicht nur in der Angelegenheit der ‚malerischen Volkstrachten' zu wenig gewürdigt werden. Vorerst scheint man zu vergessen, daß das, was wir heute ‚Volkstrachten' nennen, mit der eigentlichen Volkskunst erst in zweiter Linie etwas Gemeinsames hat. Die Schweiz z. B., welche wohl das trachtenreichste Land der Welt gewesen sein mag, war es nämlich nur während einer verhältnismäßig kurzen Frist. Bis zum Beginne des 18. Jahrhunderts findet man dort keine Volkstracht, welche nicht jeweilen die Kopie der gerade herrschenden Kleidermode der Städte gewesen wäre. Später freilich stabilisieren sich einige Trachten städtischen Ursprunges, bleiben in der Enwicklung zurück, indem sie sich den ländlichen Bedürfnissen anschmiegen, und daraus ergeben sich die zum Teil wunderschönen und duftigen, anderenteils aber auch geradezu abgeschmackten ‚malerischen Bauerntrachten'. Ausnahme machen hier nur einige wenige Kleidungsstücke viel älteren Ursprunges, welche jedoch, genau genommen, bezeichnenderweise nie zu den eigentlichen Volkstrachten gerechnet wurden. Ich erwähne beispielsweise den noch jetzt in der Urschweiz gebräuchlichen ‚Burdisack', — das Hirtenhemd mit der groben Kapuze, welches nur zum Heueintragen angezogen wird. Dieses Kleidungsstück hat in den letzten zwölf Jahrhunderten keine Änderung erlitten und wird sich so lange gleich bleiben, als die Älpler ihr Heu auf dem Rücken eintragen müssen. So auch der knappe Wams der Sennen und der Melker, welcher den Oberkörper bis zu den Hüften eng umschließt, und dessen kurze Ärmel die Arme ungefähr von der Mitte des Oberarmes an freilassen. Man wird sich seiner bedienen, solange man noch Kühe von Hand melken wird, also nur noch auf absehbare Zeit hinaus.

Daraus läßt sich ableiten, daß das, was einem Kleidungsstück oder einer Tracht einzig Dauer verleiht, die bloße praktische Zweckmäßigkeit ist, und daß der Niedergang unserer Volkstrachten eng mit ihrem verminderten praktischen Nutzen verbunden bleibt.

Indem man die Volkstrachten fast gewaltsam erhalten möchte, scheint man zu vergessen, daß sie nicht für alle Zeiten mustergültig sein können und sollen. Ihre Verflachung und ihr endliches Aussterben ist darum weniger das Ergebnis einer Geschmacksverirrung, als das neuer Lebensverhältnisse und Erwerbsbedingungen. Man kann kein Kunsterzeugnis und kein Produkt des mehr oder weniger künstlerischen Gewerbes richtig werten, ohne gleichzeitig die wirtschaftliche, kulturelle und politische Umgebung, aus welcher es hervorging, zu berücksichtigen ...

Auch die Kleider haben ihre natürliche Entwicklungsgeschichte, und ihre Organe werden durch Nichtgebrauch atrophiert wie bei organischen Lebewesen. Wenn heute die Kleider meistens sinnlos sind, so beweist das nur, daß wir ihrer sinnreichen Dienste nicht mehr wie unsere Voreltern bedürfen. Unsere Kulturentwicklung hat uns der Mühe enthoben, Arbeiten zu leisten, denen man früher die Kleidung anzupassen genötigt war. Man beachte als Gegenstück die Trachtenbildung der Gegenwart, z. B. bei den Sportskleidern, welche, weil praktischen Zwecken entsprechend, nicht mehr so sinnlos häßlich sind und sich zu eigentlichen Typen heranbilden.

Von diesem Standpunkte aus betrachtet, müssen wir nun die Volkstrachten auch in einem andern Lichte sehen. Sie entstanden, wie schon erwähnt, aus ursprünglich städtischen Motiven und paßten sich auf dem Lande der Arbeit und den Lebensbedürfnissen der Bauern

an. Vor allen Dingen mußte die Bauerntracht solid und möglichst wetterfest sein. Die Landarbeit ist hart und verlangt verhältnismäßig große Bewegungsfreiheit der Glieder bei jedem Wetter. Aus diesem Grunde mußte das Bauernkleid weit genug sein, um die Glieder nicht einzuengen, und sich doch wieder dem Körper so anschmiegen, daß es ihn in seiner Beweglichkeit nicht hemmte.

Die Erfüllung dieser beiden Anforderungen, der Dauerhaftigkeit und Bequemlichkeit, drückten nun dem Bauerngewand einen besonderen Stempel auf, machten es in vieler Hinsicht einheitlich, und daraus ergaben sich die Trachtentypen. Weil es zweckmäßig und sinnreich war, darum konnte das Bauernkleid schön sein. Und sein Schmuck war so lange sinnlos, als er sich nicht in das Kleid einfügte und das Gefühl der Behaglichkeit förderte. Aus diesem Grunde nun war der Flitterschmuck der Volkstrachten immer äußerlich und unabhängig von den Kleidungsstücken selbst, nur Sonn- und Festtagsprunk, der sich nur nach und nach der Tracht einfügte, und wenn das nicht geschehen konnte, von selbst wieder wegfiel.

Im ferneren bedenke man, daß in jener Zeit die Bauernsame selbst ihr Tuch hervorbrachte, und weil dieses Tuch dauerhaft sein mußte, verlegte man sich bei uns hauptsächlich auf Hanf, Flachs und Schafwolle. Diese Rohmaterialien zog, spann, webte und verarbeitete der Bauer selbst. Und solange diesen Rohstoffen keine Konkurrenz erwuchs, mußten sich die Volkstrachten halten, aber nicht länger.

Nun kam jedoch eines Tages ein neuer Stoff, eine Konkurrenz, welche unsern einheimischen Erzeugnissen und damit auch unsern Trachten den Rest gab — die Baumwolle. Die war leichter zu verarbeiten und billiger zu erstehen. ... Dieser neue, weniger solide Stoff zeitigte eine Umwälzung in der Kleidung des Landvolkes. Wir sahen schon, daß die Baumwolle leichter zu verarbeiten ist als die härteren und dickeren Leinen- und Schafwollstoffe. Sie brauchte nicht wie jene gewissermaßen stilisiert zu werden, nur um Faltenbrüche zu vermeiden. Die starren Formen hielten dem weicheren und schmiegsameren Stoff nicht lange stand. Zwar war das neue Kleid weniger haltbar, konnte aber um so leichter ersetzt werden. Der Geschmack des einzelnen konnte sich aus diesem Grunde wieder größere Geltung verschaffen, neue Formen bilden, und von der ursprünglichen Tracht blieb allgemach nur der durchaus nicht immer schöne und — man merke das — eigentlich von Anbeginn an wesensfremde Sonntagsputz.

So läßt es sich erklären, daß beispielsweise im Kanton Bern, der Hochburg schweizerischer Volkstracht, die ursprünglich schöne Volksgewandung ein banales Hanswurstkleid der Kellnerinnen von Fremdenorten wurde, gerade gut für eine Maskerade." —

Auch die Vereine für Erhaltung der Volkstrachten wirken oft nach dieser Richtung. Hat man doch bei Schwarzwälder Trachtenfesten eine „Taufe" und „Hochzeit" — vielleicht geschah es in der ordnungsmäßigen umgekehrten Folge — aus der alten Zeit „gemimt". Manche Geistliche meinen, der alte Geist, die alte Sittlichkeit würden mit der alten Tracht gewahrt. Aber, selbst wenn das mit der Kleidung zusammenhängt, war dieses Alte denn überall auch gut?

Natürlich finde auch ich es lächerlich und häßlich, wenn die Bauernmädchen am Sonntag sich in ein Korsett zwängen, obwohl die Qual der alten Mieder oft nicht geringer war. Aber es kann ja hier etwas Neues herausgebildet werden, aus einem vernünftigen Arbeitskleid heraus. Daß es möglich ist, beweisen die Sportstrachten. Fast alle Arbeitsbedingungen haben sich auf dem Lande verschoben; die Veränderung gebietet auch dort in der Tracht Änderung, wo diese gut war, was keineswegs überall der Fall war. Man soll auch hier keinen neuen Wein in alte Schläuche füllen. St.



Elterneitelkeit

Im „Korrespondenzblatt für den akademisch gebildeten Lehrerstand“ erzählt ein Lehrer: Im vorigen Winter riet ich dem Vater eines Obersekundaners, seinen Sohn, da er unbegabt und kränklich sei, von der Schule fortzunehmen. Der Vater aber, der der oberen Gesellschaftsschicht angehört, hielt es offenbar für unerhört, seinem Sprößling den Zugang zu höherer Lebensstellung zu versperren, und ließ dem armen Jungen, obwohl er auch an den Augen litt, gegen meinen ausdrücklichen Rat im letzten Quartal vor der Versetzung Privatstunden geben. Natürlich blieb der Schüler doch in O II sitzen. Am Ende des jetzigen Semesters kommt nun der sehr brave und nette Junge am Schlusse einer Unterrichtsstunde hinter mir her und sagt: „Glauben Sie nicht, Herr Professor, daß ich unfleißig bin, ich kann oft nicht arbeiten, weil ich zu schwach bin.“ Nachdem ich ihm gesagt hatte, daß ich das wüßte, brach er in Tränen aus und klagte, daß er auch beim besten Willen nicht immer aufpassen könne, er wäre zu blutarm; wenn er sich in den Ferien etwas erholt hätte, dann ging es eine zeitlang besser, bald aber versagten seine Nerven wieder. Vor Schluchzen konnte er zuletzt nicht weiter sprechen. Ich frage: Wenn ein solcher Mensch aus Verzweiflung schließlich zur Pistole greift und seinem traurigen Dasein ein Ende macht — wer trägt dann die Schuld?

Ein paar Tage hierauf kommt eine Mutter zu mir, deren Sohn nach halbjährigem Besuche der U I nicht nach O I versetzt worden war, und weint und klagt über die Hartherzigkeit der Lehrer. Meine Vorstellungen, daß ihr Sohn schwerlich jemals das Abiturium bestehen könne, da es ihm an Begabung fehle, daß er aber außerdem, wie ich gehört hätte, sich zu sehr zerstreue, indem er zu viel auf die Jagd und zu Tanzvergnügungen gehe, machten keinen Eindruck. An zwei unerschütterlichen Dogmen scheiterten alle meine eindringlichen Worte. Die Frau, die zu den sogenannten gebildeten Kreisen gehörte, hielt mir stets diese beiden selbstverständlichen Postulate entgegen und kam immer wieder auf sie zurück, so oft ich sie auch glaubte als widersinnig erwiesen zu haben. Sie lauten: „Er muß doch seine Jugend genießen“ und „er muß doch das Abiturientenexamen machen“. Er *muß* das Abiturientenexamen machen, „denn sonst *kann er ja nichts werden*, da er leider zum Offizier zu schwächlich ist!“ Und ich frage noch einmal: Wer hat die Schuld, wenn dieser Junge aus Verzweiflung Hand an sich legt? Natürlich die Schule! Ein Teil unserer Presse und des lieben Publikums würde darüber nicht im Zweifel sein. Nein, unsere verschrobenen gesellschaftlichen Verhältnisse, der Unverstand der Eltern, ihre Eitelkeit und ihr Ehrgeiz tragen den größten Teil der Schuld! Und die Schule? Ist sie ganz unschuldig? —— Milde bei der Aufnahme, Milde bei der Versetzung und bei Disziplinarfällen! Und so wird immer hübsch hinauf in die höhere Klasse geschoben und geschoben, bis die Schüler verzweifelt vor den Anforderungen der Klasse stehen, in die sie nicht hineingehören. Ja die Schule ist auch nicht ganz frei von Schuld. Übertriebene Milde, wie sie, wie mir scheint, jetzt immer mehr in Übung kommt, ist nicht nur ein pädagogischer Fehler, sie drückt auch unsere Schulen mehr und mehr in ihren Leistungen herab, ja sie ist in Wahrheit keine Milde, sondern Grausamkeit, denn sie läßt den jungen Menschen seine Zeit vertrödeln und stellt ihn schließlich vor Aufgaben, denen seine Kraft nicht gewachsen ist.

Wiederholt werden Briefe und Sendungen für den Türmer an *einzelne Mitglieder der Redaktion persönlich* gerichtet. Daraus ergibt sich, daß solche Eingänge bei Abwesenheit des Adressaten *uneröffnet liegen bleiben* oder, falls eingeschrieben, zunächst *überhaupt nicht ausgehändigt* werden. Eine *Verzögerung* in der Erledigung der Eingänge ist in diesen Fällen unvermeidlich. Die geehrten Absender werden daher **in ihrem eigenen Interesse** freundlich und *dringend ersucht*, **sämtliche** *Zuschriften und Sendungen*, die auf Redaktionsangelegenheiten des Türmers Bezug nehmen, entweder **„an den Herausgeber“** oder **„an die Redaktion des Türmers“** (beide **Bad Oeynhausen i. W., Kaiserstraße 6**) zu richten.

Verantwortlicher und Chefredakteur: Jeannot Emil Freiherr von Grotthuß, Bad Oeynhausen in Westfalen. Literatur, Bildende Kunst, Musik und Auf der Warte: Dr. Karl Storck, Grunewald b. Berlin, Hohenzollerndamm 96. Druck und Verlag: Greiner & Pfeiffer, Stuttgart.

Studien  Paul Thumann
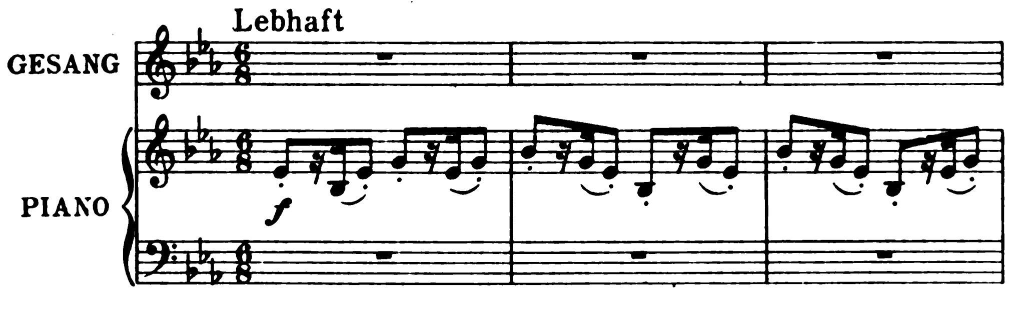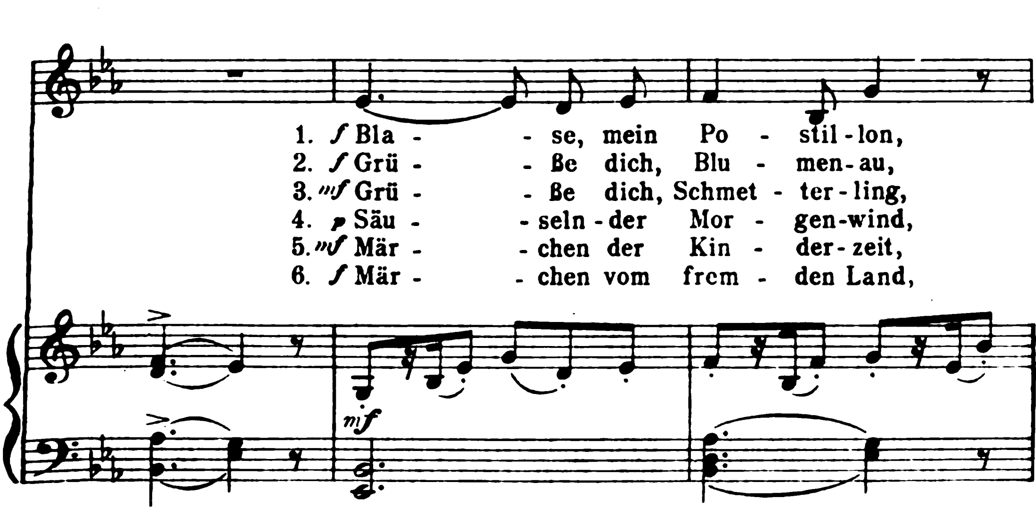


XII. Jahrg. September 1910 Heft 12
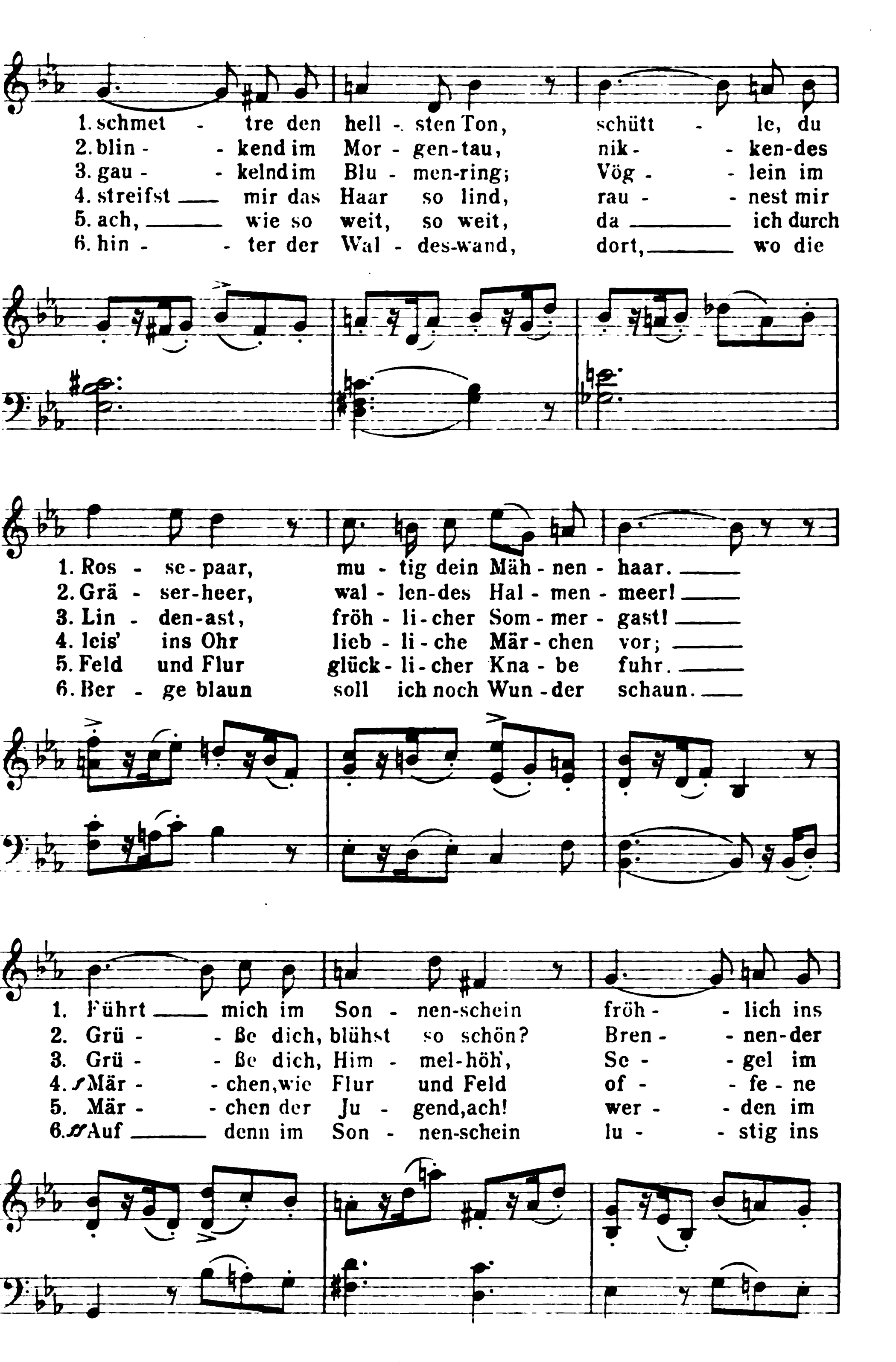
Seiner lieben Schwester OTTILIE
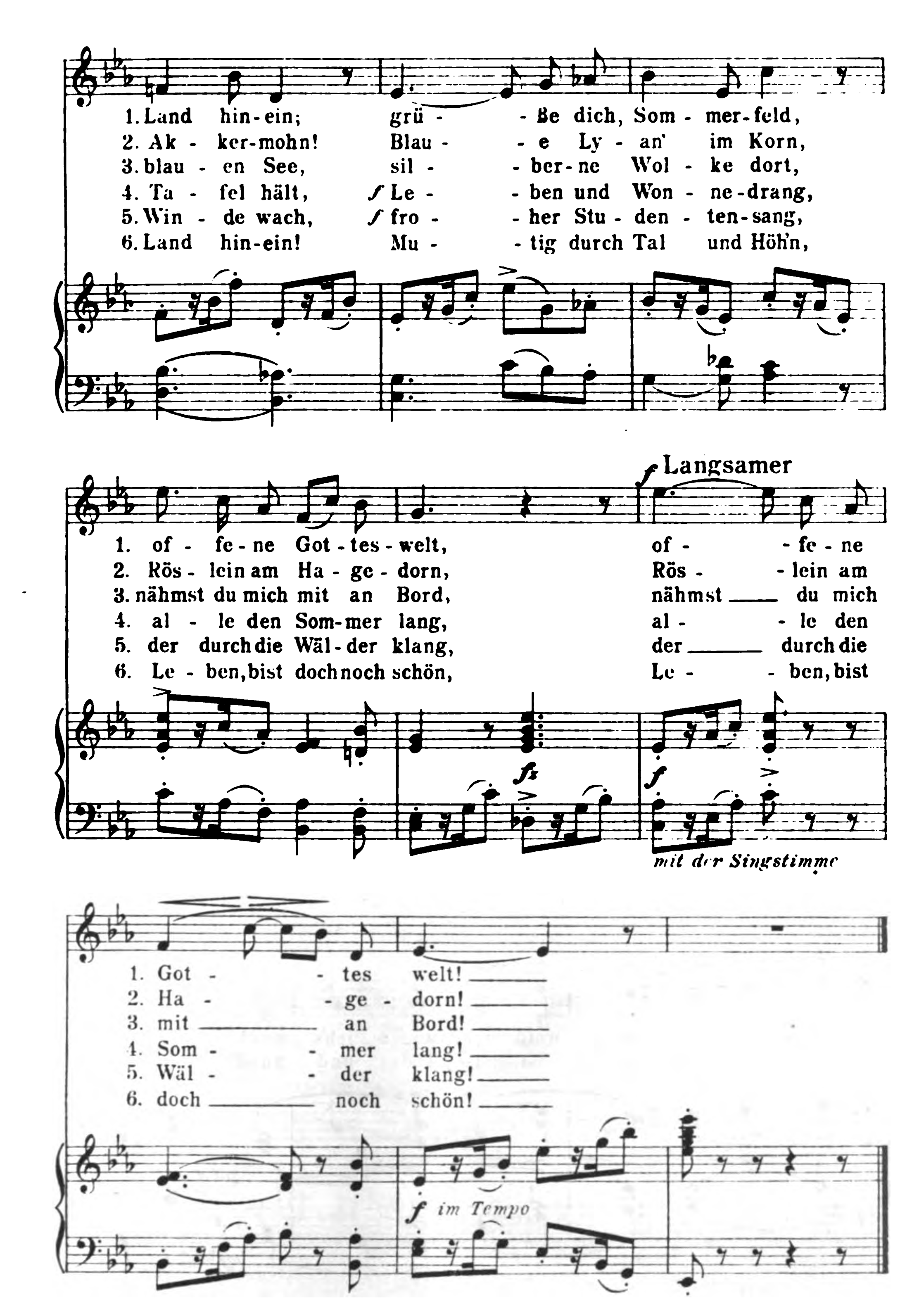
Kinderlieder
von
Ferdinand Krauss

I
SOMMERFAHRT
(C. Gerok)
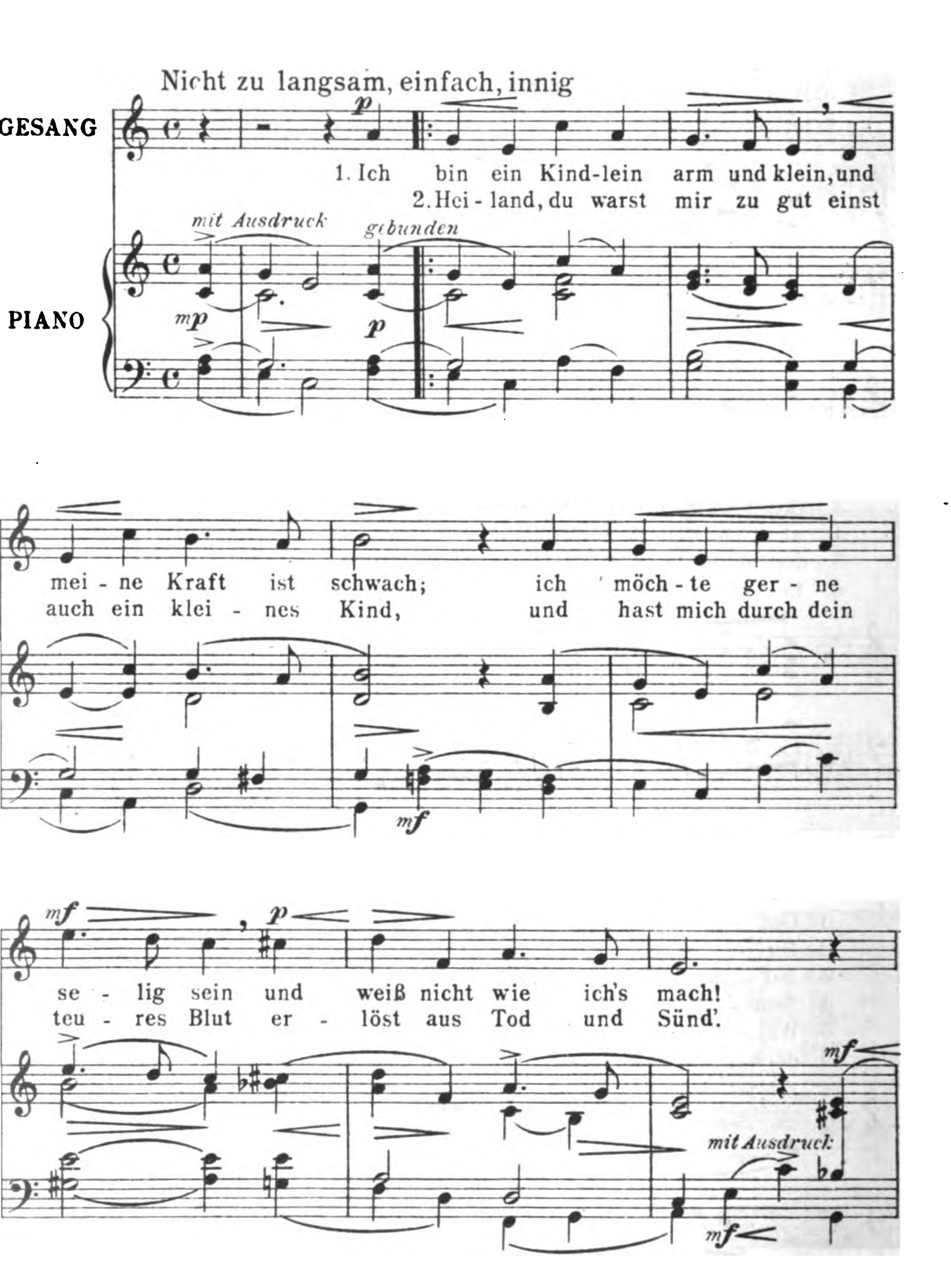





1. schmet - tre den hell - sten Ton, schütt - le, du
2. blin - - kend im Mor - gen-tau, nik - - ken-des
3. gau - - keln dim Blu - men-ring; Vög - - lein im
4. streifst mir das Haar so lind, rau - - nest mir
5. ach, wie so weit, so weit, da ich durch
6. hin - - ter der Wal - des-wand, dort, wo die
1. Ros - se-paar, mu - tig dein Mäh - nen - haar.
2. Grä - ser-heer, wal - len-des Hal - men - meer!
3. Lin - den-ast, fröh - li-cher Som - mer - gast!
4. leis' ins Ohr lieb - li-che Mär - chen vor;
5. Feld und Flur glück - li-cher Kna - be fuhr.
6. Ber - ge blaun soll ich noch Wun - der schaun.
1. Führt mich im Son - nen-schein fröh - - lich ins
2. Grü - - ße dich, blühst so schön? Bren - - nen-der
3. Grü - - ße dich, Him - mel-höh', Se - - gel im
4. Mär - - chen, wie Flur und Feld of - - fe - ne
5. Mär - - chen der Ju - gend, ach! wer - - den im
6. Auf denn im Son - nen-schein lu - - stig ins
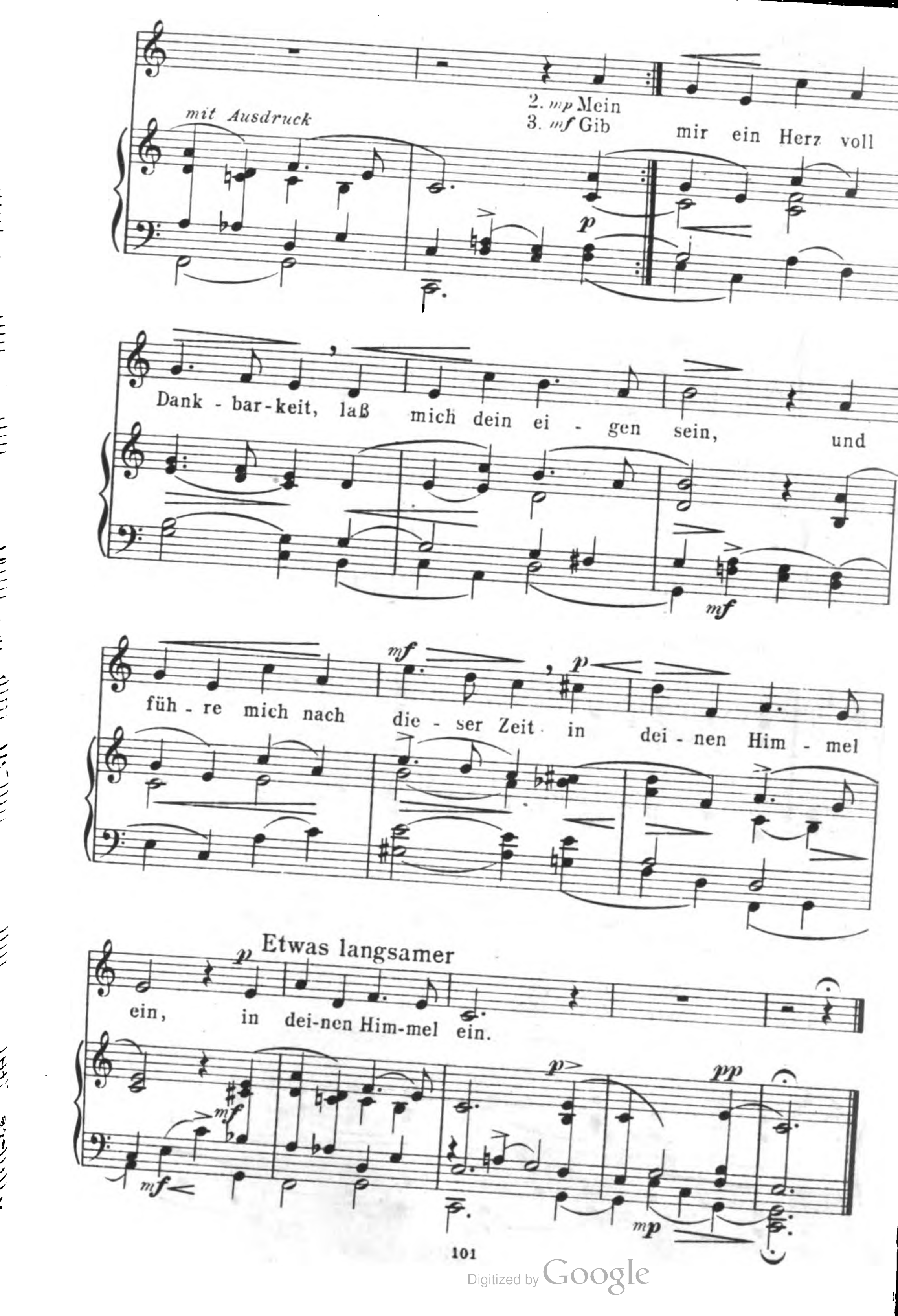

1. Land hin-ein; grü - - ße dich, Som - mer-feld,
2. Ak - ker-mohn! Blau - - e Ly - an' im Korn,
3. blau - en See, sil - - ber-ne Wol - ke dort,
4. Ta - fel hält, f Le - - ben und Won - ne-drang,
5. Win - de wach, f fro - - her Stu - den - ten-sang,
6. Land hin-ein! Mu - - tig durch Tal und Höh'n,
Langsamer
1. of - fe-ne Got - tes - welt, of - - fe - ne
2. Rös - lein am Ha - ge - dorn, Rös - - lein am
3. nähmst du mich mit an Bord, nähmst du mich
4. al - le den Som-mer lang, al - - le den
5. der durch die Wäl-der klang, der durch die
6. Le - ben, bist doch noch schön, Le - - ben, bist
fz
f
mit der Singstimme
1. Got - - tes welt!
2. Ha - - ge - dorn!
3. mit an Bord!
4. Som - - mer lang!
5. Wäl - - der klang!
6. doch noch schön!
f im Tempo

II

KINDERGEBET

(Zinzendorf)
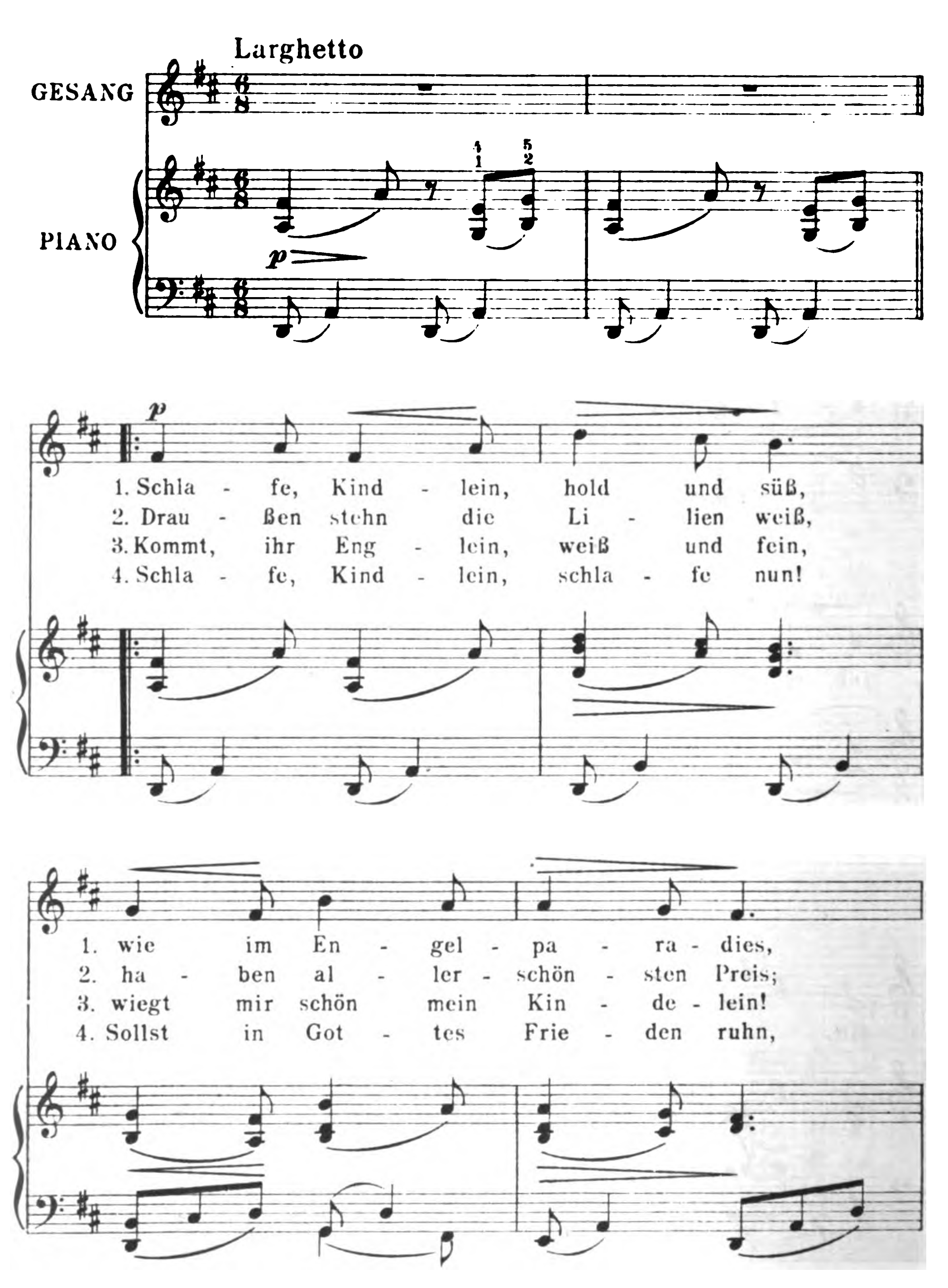



mit Ausdruck
2. mp Mein
3. mf Gib mir ein Herz voll
Dank - bar-keit, laß mich dein ei - gen sein, und
füh - re mich nach die - ser Zeit in dei - nen Him - mel
Etwas langsamer
ein, in dei-nen Him-mel ein.

III

WIEGENLIED

(E.W. Arndt)



1. schlaf' in stil - ler sü - ßer Ruh',
2. dro - ben in der lich - ten Höh'
3. Wiegt sein Herz - chen fromm und gut,
4. denn die from - men En - ge - lein

1. tu die klei - nen Äug - lein zu!
2. stehn die Eng - lein weiß wie Schnee.
3. wie der Wind der Li - lie tut.
4. wol - len dei - ne Wäch - ter sein.

Zum Schluß *pp* *Immer lang-samer und leiser*

con espress. *riten.* *pp*

Schla - fe, Kind - lein, schla - fe nun, schla - fe, schla-fe nun.

riten. *Immer langsamer u. leiser*
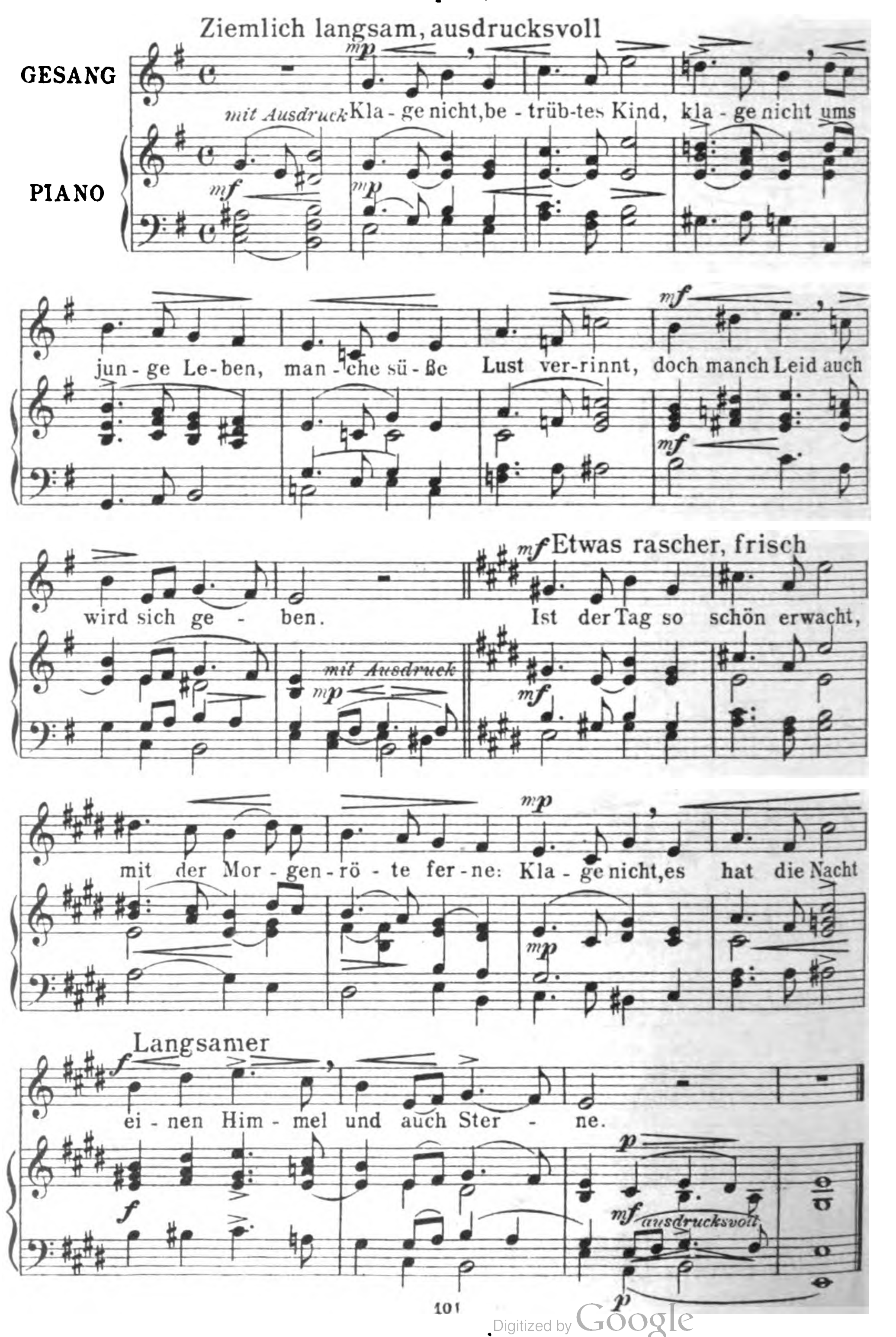
IV
TROST DER NACHT
(Spitta)





